Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Princeton University Library
32101 069163853

Digitized by Google

HQ1101
.F86
v.21

Library of

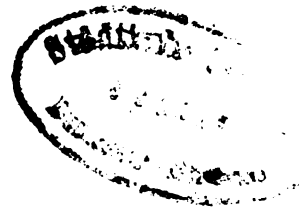
Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

73 1/2 B



Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

Einundzwanzigster Jahrgang. 1913—1914

Berlin

Verlag: W. Moeser Buchhandlung

Hofbuchh. Sr. Maj. des Kaisers und Königs.

1914.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des einundzwanzigsten Jahrganges.

Abhandlungen, Biographien und Charakteristiken.

		Seite
Baum, Dr. M.	Der Geist der sozialen Arbeit	257
Bäumer, Dr. Gertrud.	Sozialismus und Frauenfrage	1
„ „ „	Die Hexe	104
„ „ „	Frauenstimmrecht in der Praxis	234
„ „ „	Emanzipation und Emanzipation	284
„ „ „	Freideutsche Jugend	385
„ „ „	Der Frauenweltbund in Rom	513
„ „ „	Ricarda Huch	594
„ „ „	Die Wege der jungen Dichter	658
„ „ „	Nationaler Frauendienst	714
„ „ „	Heimatchronik	748
Beerenson, Adele.	Zur Lage der Filialleiterinnen	287
Bernays, Dr. Marie.	Besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Frauenbewegung und dem Geburtenrückgang?	193
„ „ „	Geburtenrückgang und Menschenökonomie	495
Bernhard, Dr. Margarete.	Die Frau in der Gemeinde	94
Bluhm, Dr. med. Agnes.	Rassenhygienisches aus Amerika	264
Blum, Anna.	Der Gartenbau als Frauenerwerb und seine Begründerin	359
Blumenthal, Grete.	Mode, Qualität und Sozialpolitik	581
„ „	Deutsche Mode	747
Bromme, W.	Stumme Märtyrerinnen. Eine Entgegnung	229
Buetz, G.	Frauenarbeit in Krisenzeiten	670
Burger, Luise.	Dreizehn Jahre als Musiklehrerin am Kap der Guten Hoffnung	98. 163
Carthaus, Vilma.	Frauenkleidung	10

Tüm 3-1922 L 4 Wk Gothaer Ch 21-27 x .13

(RECAP)

HQ1101 .F36 v.21

494674

Digitized by Google

Seite

Cassirer, Eva. Franz Werfel: Wir sind 295
Dormien, Emma. Die russische Frau 666
Fisch, Else. Neue Aufgaben für die Berufsvereine 684
Fitting, Geh. Justizrat **Prof. Dr.** Laura Bassi 137
Gallwitz, S. D. Claudels „Verkündigung" in Hellerau 77
„ „ „ Das Haus der Frau auf der Werkbundausstellung in Köln 591
„ „ „ Mode, Tracht und Persönlichkeit 520
„ „ „ Parsifal und Richard Wagners Verhältnis zur Szene 330
Gerold, Sabine. Tolstois Briefwechsel mit der Gräfin Alexandra Tolstoi 44
Hes, Dr. Else. Isolde Kurz 209
Jahnow, H. Die Frau im Alten Testament 352. 417
Kesten-Conrad, Dr. Else. Die Ursachen der Fleischteuerung 397
Knapp, Marie. Erlebnisse und Eindrücke in Irland 407
Landquist, J. Strindberg und die Frauen 273. 361
Landsberg, S. F. Recht und Leiden der unehelichen Kinder 528
„ „ „ Strafe und Erziehung im Jugendgefängnis 321
Lange, Helene. Der Bund zur Verbreitung von Irrtümern 27
„ „ Hedwig Dohm 43
„ „ Der Weg zum Frauenstimmrecht 65
„ „ Die Verbreiterung des vierten Weges 142
„ „ Kaiserin Friedrich 449
„ „ Die Suffragettes in deutscher und englischer Beleuchtung 577
„ „ Bischöfe, Pfarrer und das Frauenstimmrecht 641
„ „ Die große Zeit und die Frauen 709
Liszt, Elsa von. Isabel C. Barrows 347
Litzmann, Elise. Volkskunst und Volksleben in den Balkanstaaten 485
Lüders, Dr. Maria Elisabeth. Probleme der sozialen Kriegsfürsorge 743
„ „ „ „ Probleme der städtischen Wohnungspflege und die weibliche Wohnungsinspektion 129
Ludwig, H. Adoptionsinserate und Kinderhandel 453
Luis, Line. Elsässische Frauen 221
Müller, E. Das Junior League Hotel für Frauen und Mädchen in New York . . 606
Nathan, Dr. Helene. Luise Aston 650
Oppenheimer, Professor Dr. Carl. Krieg, Obst und Frauen 734
Pappritz, A. Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft . 477. 560
Rassow, Marie. Adele Schopenhauers Silhouetten 548
„ „ Arsta 645
„ „ Yoricks Briefe an Eliza 36
Röttger, Anna. „Eine Lebensfrage für das weibliche Handwerk" 301
Scheven, Katharina. Hohe Lieder eines indischen Sängers 224
Simon, Helene. Beatrice Webb und das Frauenstimmrecht 393
Standinger, Dorothea. Käuferorganisation 82

Digitized by Google

Seite

Stern, Dr. Selma. Sophie, Kurfürstin von Hannover 609. 675
Strauß, Elsa. Soziale Fürsorge in amerikanischen Krankenhäusern 156
Strinz, M. Frau, Familie und Staat vom Standpunkt eines englischen Politikers . 465
Velsen, Dorothee von. Die Lage der Landarbeiterin 336. 427
Voigtländer, Dr. Emmy. Das Haus der Frau auf der Ausstellung in Leipzig . . . 721
Wächtler, Anna Luise. Die Gärten der Zukunft 618
Wäscher, Johanna. Das neue Krankenversicherungsgesetz 106
Wedel, Elisabeth von. Eine Lebensfrage für das weibliche Handwerk 159

Romane, Novellen und Skizzen.

Aeckerle, H. Mitten im kalten Winter 151
Ehrencron-Kidde, Astrid. Freiquartier 217
Engelmann, Susanne. Gerda 293
Hallström, Per. Das ewig Männliche 341. 403
Jürgensen, Jürgen. Drei Briefe nach dem Kongo 539
Lagerlöf, S. Mathilda Wrede 596
Müller, Fritz. Die Knüpferin 656
Näh-Luischen. Ein Lebensschicksal 726
Sick, Ingeborg Maria. Das Erbe des heiligen Franziskus 738
Siewert, Elisabeth. Gewitter im Frühling 472
„ „ Der Witwer 18. 87
Voigt-Diederichs, Helene. Krieg 705

Gedichte.

Godbersen, E. Deine Hand 114
Kraze, Friede H. Goldene Stunde. Gedicht 49
Lewald, Emmi. Eleusis. Archäologie. Gedichte 483
„ „ Giorgione (Sonette) 162
Mühlestein, Hans. An Vittoria Colonna. Sechs Sonette der Vittoria Colonna . . 280

Erwerbstätigkeit.

Hauswirtschaftliche Berufsausbildung 304
Die Berufe der weiblichen Blinden 688

Diskussion.

Wieder einmal Herr von Gruber 50
Die „fremden Leute" 51
Die Verlobungsanzeige 51
Herrn Langemanns Verteidigung 112
Die Frauen und die Ledigensteuer 173
Noch einmal die Frauen und die Ledigensteuer 239
Offener Brief einer Suffragette an den Bischof von London 243

Digitized by Google

Seite

Frauenbewegung und Wissenschaft 368
Wieder einmal das Oberlyzeum und seine Freunde 370
Landtag und Universität 434
Die vornehmen Gegner 436
Zur Frage der gemeinschaftlichen Erziehung 437
Innere Mission und Frauenstimmrecht 498
Christlich-konservative Frauenpolitik 500
Noch einmal die Suffragettes 690
Theorie und Praxis der gewerblichen weiblichen Fortbildungsschule 692
Deutsche Mode 747
Von Frauen und über Frauen 175

Zur Frauenbewegung.

Seite 52—55. 115—118. 176—178. 246—250. 305—310. 376—380. 439—441. 501—504. 565—569. 626—632. 694—697. 754—756.

Versammlungen und Vereine.

Seite 55. 118—122. 178. 245. 310. 375. 441—442. 505—508. 570—571. 633—634. 757—761.

Bücherschau.

Seite 56—58. 122—125. 179—189. 250—252. 311—314. 380—381. 442—446. 509—510. 572—573. 635—636. 698—700. 762—764.

Anzeigen.

Seite 61—64. 126—128. 189—192. 254—256. 318—320. 382—384. 447—448. 511—512. 573—576. 637—640. 700—704. 765—768.

Kurze Anzeigen und kleine Mitteilungen.

Seite 58—62. 126. 190. 253. 315—317. 446. 637. 765.

W. Moeser Buchdruckerei, Hofbuchdr. Sr. Maj. des Kaisers und Königs, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 1 — Oktober 1913

Städtische Le... BERLIN Duncker-Straße

Sozialismus und Frauenfrage.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Der Tod August Bebels hat uns einmal wieder daran erinnert, daß er der eigentliche Begründer und Träger des Gedankens der Frauenemanzipation in der Entwicklung des sozialdemokratischen Programms gewesen ist.

Ich will diesen Satz zunächst in dieser etwas unbestimmten Allgemeinheit stehen lassen. Er wird später genauer zu formulieren sein. Denn wenn man Bebels persönliche Leistung für die Verknüpfung des sozialistischen Gedankens mit dem der Frauenemanzipation erfassen will, muß man wissen, wie viel die Sachlage, die er fand, ihm zu tun gab.

Die Stellung des Sozialismus zur Frauenemanzipation ist insofern ein interessantes Kapitel der Ideengeschichte, als sie die eigentümlichsten Schwankungen zwischen entschiedenster Ablehnung und Feindseligkeit und engster, unbedingtester Zusammengehörigkeit zeigt. Um es vorweg zu nehmen: es besteht an sich keine notwendige logische Verbindung zwischen der sozialistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsauffassung und der Frauenbewegung — die zwingende Konsequenz, die von dem Grundgedanken des Liberalismus zur Idee der Frauenbefreiung führt (ob der einzelne Liberale das sieht oder nicht) kann auf dem Boden der sozialistischen Lehre nicht entdeckt werden.

Im Gegenteil: die Geschichte des Sozialismus unter dem Gesichtspunkt seiner Stellung zur Frauenfrage zeigt, daß nur das liberale Gerüst, das verborgene individualistische Prinzip im Sozialismus den eigentlichen Stützpunkt des frauenrechtlerischen Gedankens bildet.

Digitized by Google

Im älteren französischen Sozialismus ist der liberale Einschlag am geringsten. Entwickelten sich doch dort die sozialistischen Gesellschaftstheorien in direktem Gegensatz zur Revolution mit ihren liberalen Tendenzen unter der Parole: nicht Freiheit, sondern Organisation; nicht die Willkür des einzelnen, sondern die gesetzmäßige Ordnung der Gesellschaft; nicht freies Spiel der Kräfte, sondern strenge Bindung an die erkannten, wohlverstandenen Notwendigkeiten des Ganzen, unbedingte Eingliederung in den naturgesetzlich unerschütterlichen Aufbau der Gesellschaft.

Wo daher im älteren Sozialismus die Parole von der »femme libre« auftaucht, hat sie nicht eigentlich liberal-individualistische, sondern soziale Bedeutung. Es soll gleich erklärt werden, wie das gemeint ist. Der französische Sozialismus — das gilt von Fourier so gut wie von Enfantin — geht nicht von der Idee der Freiheit als eines subjektiven ethischen Gutes aus, als von der Bedingung und gewissermaßen dem Klima für alles wertvolle sittliche Leben überhaupt, (diese individualistische Begründung ist wohl etwas spezifisch Protestantisch-Germanisches). Vielmehr fordern die Gesellschaftssysteme der französischen Sozialisten die freie Frau um der Gesellschaft willen, weil es die Organisationsform, die sie für zweckmäßig halten, so mit sich bringt. Die Frau wird in diesen Systemen „frei", weil die Familie aufgelöst wird, ihre Unterordnung verschwindet mit der Institution, in der sie ihre Stätte hatte.

Das tritt vor allem bei Fourier stark hervor, bei dem allerdings nebenbei die Freiheitsidee als solche noch verhältnismäßig am intensivsten gefühlt ist. Von ihm stammt der oft zitierte Satz, daß der Grad der weiblichen Emanzipation in einer Gesellschaft der Maßstab für die Freiheit ist, die sie überhaupt zu verwirklichen vermochte — und der andere, daß die Erweiterung der Frauenrechte das Prinzip jedes sozialen Fortschritts sei. »Les progrès sociaux et changements de Période s'opèrent en raison du progrès des femmes vers la liberté, et les décadences de l'Ordre social s'opèrent en raison du décroissement de la liberté des femmes.« Immerhin hat aber die Freiheit der Frauen diese Bedeutung nicht an und für sich, sondern nur als Symptom, weil sie nämlich der stärkste Beweis dafür ist, daß die höhere Natur des Menschen seine Brutalität besiegt. Im übrigen aber vollzieht sich bei Fourier die Emanzipation der Frau dadurch, daß die Familie als wirtschaftliche Einheit aufgegeben wird. Mann und Frau gehören als selbständige gleichberechtigte Wesen den verschiedenen Verbänden an, mit denen sie durch ihre Arbeit zusammenhängen und in denen sie als Konsumenten gemeinschaftlich zusammengefaßt werden. Sie sorgt für niemand als sich selbst (bei Fourier sorgen die Kinder schon von 3 Jahren ab für sich, vorher werden sie gelernten Pflegerinnen anvertraut!), wählt ihre Berufsarbeit, freit nach ihrer Neigung und wird nach Fouriers Überzeugung dadurch ein weit nützlicheres Glied der Gesellschaft werden. Denn wenn es direkt ein brutaler Aberglaube ist, anzunehmen, die Frau sei nur fähig „Töpfe auszukratzen und getragene Hosen zu flicken", so ist es auch noch verkehrt, zu glauben, daß sie überhaupt für die Hauswirtschaft von Natur aus besonders begabt sei — im Gegenteil, auf acht Frauen kommt vielleicht eine geborene Hausfrau. Fourier ist fest überzeugt, daß die Frauen in Wissenschaft und Kunst, in allen Arbeiten, bei denen es mehr auf Geschicklichkeit als auf Kraft ankommt, ungeahnte Begabungen und Leistungen entwickeln werden, wenn sie nur erst einmal aus der Botmäßigkeit des Mannes befreit sind und ihre Arbeit wählen können, statt sie in einem ethisch

Digitized by Google

unwürdigen und wirtschaftlich unpraktischen Abhängigkeitsverhältnis zudiktiert zu bekommen.

Daß die so auf sich gestellten Frauen in der größeren Gemeinschaft, der „Phalange", auch die gleichen Rechte der Gesetzgebung und Verwaltung ausüben, ist selbstverständlich.

Im Ergebnis kommt also Fourier auf eine vollständige Emanzipation der Frau hinaus. Nur daß sein Ausgangspunkt nicht die Frau und ihre Freiheit, sondern die Familie ist, deren Auflösung im Interesse der Entwicklung des Menschengeschlechts notwendig erscheint und aus deren Bindung deshalb die Frau heraustritt.

Einen etwas anderen Sinn hat das Wort von der „femme libre" bei St. Simon und seiner Schule. Auch hier ist es durchaus nicht — noch weniger als bei Fourier — individualistisch zu verstehen. Wenn die Forderung auch gestellt wird: „Die Frau sei die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes im Tempel, in der bürgerlichen Gemeinde, in der Familie," so bedeutet das im Grunde nicht die Verselbständigung des weiblichen Einzelmenschen in der Gesellschaft, sondern die Einschränkung oder Aufhebung der Selbständigkeit des männlichen Einzelmenschen. Die Frau tritt neben den Mann, denn »l'individu social c'est l'homme et la femme«. Die letzte Einheit in der Gesellschaft, die soziale Persönlichkeit war bisher der Mann; er diktierte ihr Gesetze, er bestimmte aus der Machtvollkommenheit seines Einzeldaseins ihre Ordnung. Dieses Recht soll er nicht mehr haben. Aber auch die Frau soll es nicht haben. Keiner von beiden soll allein, für sich, eine gesellschaftliche Existenz, ein gesellschaftliches Recht besitzen. Mann und Frau zusammen, das heißt das Paar, mit dem geeinigten, ausgeglichenen Doppelwillen, in dem die beiden menschlichen Wesensformen, die männliche und die weibliche, gleichwertig zur Geltung kommen, bilden das „soziale Individuum". Toute œuvre sociale dans l'avenir, c'est l'œuvre d'un couple. In einem couple suprême, einem priesterlichen Paar, sollte die Gesellschaft ihre staatlich-kirchliche Spitze haben. Der Ruf der simonistischen Sekte nach dem „freien Weib" war ganz konkret die Suche nach einer Frau, die sich mit dem Père Enfantin, dem Führer und Priester der Sekte, zu verbinden würdig und willens wäre und nun mit ihm an die Spitze des neuen Staatswesens träte. In ihr sollte ihr ganzes Geschlecht zu dem Rang und der Würde der gesellschaftlichen Gleichwertigkeit erhoben werden; dann erst würde die gesellschaftliche Ordnung im Einklang sein mit der großen kosmologischen Zweieinigkeit, die der Simonismus in einer androgynen Gottesidee — Dieu Père et Mère — gipfeln ließ.

Auch in der Gesellschaftstheorie dieser Sekte ist es nicht etwa die Familie, die als Zelle und letzte Einheit der Gesellschaft gilt. Die Lehre von dem Paar könnte so ausgelegt werden, aber sie ist nicht so gemeint. Das „Paar" hat seine soziale Bedeutung nicht als Elternpaar, sondern rein als Verbindung des männlichen und weiblichen Prinzips. Nicht die Kindererziehung ist Aufgabe der Ehe, sondern das Sichdurchdringen der Wesensarten der Geschlechter zu einer Einheit. Es ist selbstverständlich, daß sich auch aus diesem System die volle gesellschaftliche Emanzipation der Frau mittelbar, aber notwendig ergibt. Denn jede Botmäßigkeit dem Manne gegenüber bedeutet ja eine Lähmung und Unterdrückung ihrer eigenen Wesensart und damit eine Störung der heiligen Ordnung, die auf dem Gleichgewicht der männlichen und der weiblichen Kraft beruht.

Digitized by Google

Ein für später wichtiger Gedanke dieses in seinem Grundgefühl der Großartigkeit nicht entbehrenden, aber phantastischen Systems ist der, daß *diese Befreiung der Frau erst durch die industrielle Entwicklung möglich wird.* Die fortschreitende Arbeitsteilung, die Auflösung der patriarchalischen Arbeitsverfassung, die wachsenden technischen Mittel, den großen Arbeitsprozeß systematisch zu gliedern und planvoll zu lenken, alles das ermöglicht die „freie", auf sich gestellte und von der Gesellschaft, aber nicht mehr von dem einzelnen Manne abhängige Frau.

Dieser Gedanke ist im Grunde das einzige, was in dem Gebiet Frauenfrage den älteren französischen Sozialismus mit dem modernen wissenschaftlichen verbindet.

* * *

Wie wenig logische Sicherheit für die Freiheit in einem Gesellschaftsaufbau besteht, der diese Freiheit nicht aus der Idee der sittlichen Persönlichkeit entwickelt, sondern aus irgendwelchen Erfordernissen der äußeren Organisation, das zeigt die vollkommen entgegengesetzte Bestimmung, die das sozialistische System Proud'hons der Frau anweist. „Die Frau ist ein hübsches Tier, aber sie ist ein Tier — lüstern auf Küsse wie die Ziege auf Salz." Ihre körperlichen Kräfte verhalten sich zu denen des Mannes wie 2 zu 3, ihre sittlichen wie 8 zu 27. Sie muß daher um der Sicherheit aller sozialen, politischen und sittlichen Entwicklung willen kurz gehalten werden, und es ist Aufgabe jedes einzelnen Mannes, diese Kulturmission an seiner Gattin zu vollstrecken, deren Vater, Führer, Herr und Meister er ist. Sie dagegen sei eingedenk des Bibelworts, „Bein von meinem Bein, und Fleisch von meinem Fleisch", sie wisse, daß sie die Liebe zu der großen, wenn nicht der einzigen Beschäftigung ihres Lebens machen soll, sei es als courtisane oder als ménagère; sie wisse, daß es einem so unerreichbar überlegenen Wesen gegenüber für sie nur diese Alternative gibt.

Und so weiter. Es ist die konsequenteste Durchführung des Gedankens, daß die Ungleichheit der Geschlechter nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ ungeheuer sei (die Frau ist ein „Diminutiv" des Mannes), daß daher nur der Mann Träger aller Kultur sein könne und die Frau bei Gefahr der unaufhaltsamen Herabminderung des Niveaus strengstens davon auszuschließen und auf ihre Familienaufgaben einzuschränken sei.

Diese sind vornehmlich animalischer Art; geistig darf sie die Gedanken des Vaters „wie ein lebender Spiegel" empfangen und in die Seele der Kinder reflektieren. Wie sie denn überhaupt nur da ist, damit „er sich in ihr bewundere". Damit sie sich an diese Mission halte, muß dem Manne jede persönliche Gewalt über seine eigene Frau gegeben werden; er darf sie nicht nur verstoßen, sondern kraft seiner patria potestas bei bestimmten Vergehen töten (z. B. bei Treubruch, Trunksucht, aber sogar schon bei Verschwendung oder „hartnäckiger und unehrerbietiger Insubordination").

Also die Rolle der Frau in einem sozialistischen System, das sich noch dazu den Titel „La justice" gibt, konnte auch so aussehen, konnte in voller Konsequenz nach dem Grundsatz ihrer strikten Unterordnung unter den persönlichen Willen des einzelnen Mannes — ihres Vaters oder Gatten — geregelt sein!

* * *

Digitized by Google

Im deutschen Sozialismus finden wir zunächst einen deutlichen Niederschlag der Gedanken Fouriers in dem System Weitlings („Garantien der Harmonie und Freiheit"). Auf ganz ähnlicher Grundlage wie bei Fourier wird der Frau der „Befreiungsmorgen" in Aussicht gestellt, der ihr „die heißen bitteren Tränen der Sklaverei aus den feuchten Wimpern küssen wird".

Der wissenschaftliche Sozialismus griff das Problem der Frau von ganz anderen Gesichtspunkten an — nämlich nicht, indem er spekulativ ein neues Gesellschaftsgebäude in die Luft baute, sondern indem er die wirtschaftlichen Tatsachen und ihre Folgen scharf zu erfassen bemüht war.

Als eine solche Tatsache, die sich im Gefolge des Kapitalismus einstellte, erschien den deutschen Begründern des wissenschaftlichen Sozialismus zunächst die Frauenarbeit in der Fabrik. Friedrich Engels hat in seiner ersten „Kritik der liberalen Nationalökonomie", und vor allem dann in dem Buch „Über die Lage der arbeitenden Klassen" die Wirkung der Frauen- und Kinderarbeit auf die Auflösung der Familie gezeigt. Aber ganz im Gegensatz zu den spekulativen französischen Sozialisten, die darin den Beginn einer „Befreiung" und die willkommene Umbildung der Gesellschaft zu neuen Formen begrüßen, bringt Engels diesen Wirkungen die Werturteile der alten Gesellschaft entgegen. Die Familie gilt als unentbehrliche Erziehungs- und Pflegstätte des Kindes, als Hort der sittlichen Zucht und Kraft. Daß der Kapitalismus die Familie zerstört, und wie er sie zerstört, ist die bitterste Anklage, die gegen ihn ausgesprochen wird. Seine Profitgier macht nicht Halt vor Schranken, die das beste und kostbarste sittliche Gut eines Volkes umhegen.

Ganz ähnlich ist die Sprache des kommunistischen Manifests. Nicht der neue Kommunismus löst die Familie auf, sie ist aufgelöst, weil der Kapitalismus Frauen und Kinder des Proletariers als bloße Produktionsinstrumente benutzt, und weil er die bürgerliche Ehe zu einem Handelsgeschäft macht. Eingehender ausgeführt, aber nicht erweitert, finden sich die gleichen Gedanken im „Kapital". Frauen- und Kinderarbeit sind das Mittel, durch welches die Macht des Kapitalismus über die Arbeiterschaft vollkommen wird. Indem sie selbst das widerstandslosere Arbeitsmaterial darstellen, helfen sie als Ersatz der männlichen Arbeit zugleich die letzte Widerstandskraft des Arbeiters brechen und den Sieg des Kapitals über seine Ausbeutungsobjekte vollenden. Die Auflösung der Familie geht damit Hand in Hand. „Die Industrie löst mit der ökonomischen Grundlage des alten Familienwesens und der ihr entsprechenden Familienarbeit auch die alten Familienverhältnisse selbst auf, indem das Kapital die für die Konsumtion nötige Familienarbeit usurpiert zu seiner Selbstverwertung." Die Rentabilität der Frauenarbeit wird von Marx skeptisch betrachtet. Ihre Einnahmen werden durch die Mehrkosten des Haushalts verschlungen; sie hat nichts von ihrer Arbeit, den Gewinn hat nur das Kapital, das sie „konfiszierte".

Aber es ist klar, daß dieser Auflösungsprozeß ebenso unaufhaltsam, wie in seinem jetzigen Stadium vorübergehend ist. „So furchtbar und ekelhaft die Auflösung des alten Familienwesens innerhalb des kapitalistischen Systems erscheint, so schafft nichtsdestoweniger die große Industrie mit der entscheidenden Rolle, die sie den Weibern und jungen Personen und Kindern beiderlei Geschlechts in gesellschaftlich organisierten Produktionsprozessen jenseits der Sphäre des Hauswesens

Digitized by Google

zuweist, die neue ökonomische Grundlage für eine höhere Form der Familie und des Verhältnisses der Geschlechter." Die alte Form also der Familie läßt sich nicht wiederherstellen. Die Frau wird aus dem Produktionsprozeß, in den sie eingerückt ist, nicht wieder verschwinden. Aber der Fluch dieser Arbeit liegt auch nicht in ihr selbst, sondern in den Bedingungen, unter die der Kapitalismus sie gezwungen hat; Marx meint, daß „die Zusammensetzung des Arbeitskörpers aus Individuen beiderlei Geschlechts" nach dem Sturz der kapitalistischen Macht, in einem sozialistischen Gemeinwesen, „zur Quelle humaner Entwicklung" werden kann. Hier gibt Marx also einen Ausblick auf eine neue gesellschaftliche Stellung der Frau auf der Grundlage ihrer selbständigen Mitarbeit im sozialen Produktionsprozeß.

Aber freilich: nicht mehr als einen Ausblick. Marx war kein Utopist und konstruktiver Doktrinär in dem Sinne wie die älteren französischen Sozialisten, die fix und fertige Gesellschaftsordnungen aus Papier und Druckerschwärze herstellten. Da als die große Voraussetzung auch für die Hebung der Frau die Überwindung des Kapitalismus galt, hatte es ja keinen Sinn, ihre künftige Stellung etwa schon innerhalb der bürgerlichen Gesellschaftsordnung im einzelnen fixieren oder gar schaffen zu wollen. Es kam alles von selbst mit der großen grundsätzlichen Umwälzung, der „Emanzipation der arbeitenden Klassen"; man brauchte sich nicht besonders dafür einzusetzen, ja man konnte vor dieser entscheidenden Katastrophe für die Frau nichts erreichen. Diese Erkenntnis, die noch heute nach der sozialdemokratischen Überzeugung eine besondere Frauenbewegung sinnlos macht, da die Frau ihre Befreiung ausschließlich vom Klassenkampf zu erwarten habe, lag also schon in der marxistischen Stellung zur Frauenfrage fest begründet. Vielleicht kann man sagen, daß sie zuerst lähmend und hemmend auf die Haltung der entstehenden sozialistischen Partei zu den Frauenproblemen gewirkt hat.

Jedenfalls bot der marxistische Geist in der „Internationale" — der 1869 begründeten Internationalen Arbeiter-Assoziation — dem antifeministischen Geist der Anhänger Proud'hons zunächst kein Gegengewicht. In den Vorberatungen, den sogenannten Londoner Konferenzen, wurde beschlossen, die Frauen in die „Internationale" nicht aufzunehmen mit der ganz in Proud'hons Wendungen sich bewegenden Begründung: „Der Platz der Frau ist am häuslichen Herd, und nicht auf dem ‚Forum'; die Natur hat sie zur Amme und Wirtschafterin gemacht, entziehen wir sie diesen sozialen Funktionen nicht, schleudern wir sie nicht aus ihrer Lebensbahn; dem Mann gehört die Arbeit und das Studium der Menschheitsprobleme, die Frau hat für das Kind zu sorgen und dem Arbeiter sein Heim zu verschönen."

Auf dem ersten Kongreß der Internationale wurde denn auch in einer Resolution „prinzipiell die industrielle Frauenarbeit verurteilt". Der zweite Kongreß (1867, Lausanne) brachte eine grundsätzliche Auseinandersetzung über die „Rolle des Mannes und der Frau in der Gesellschaft". Auf der Grundlage des marxistischen Gedankens, daß sich die Befreiung der Arbeiterin nur zusammen mit der des Arbeiters erreichen lasse, erklärte die Mehrheit, diese Befreiung bestände darin, „die Frau der Industrie zu entreißen, um eine Wirtschafterin aus ihr zu machen". Eine Minderheit aber vertrat eine bemerkenswerte Resolution zugunsten der gewerkschaftlichen Organisation der Frauen gemeinsam mit den Arbeitern, der

Digitized by Google

einzige Weg, um ihnen durch die „Emanzipation der Arbeit" auch eine allgemeine Unabhängigkeit zu verschaffen. Der Kongreß wagte — ebenso wie die folgenden — nicht, seinerseits eine Stellung zu der heiklen Frage zu nehmen. Der eigentliche spiritus rector der feministischen Minderheit war Bakunin, der ja dann auch, als er 1868 seine eigene Organisation in der Alliance internationale de la démocratie sociale schuf, mit Entschiedenheit „die politische, wirtschaftliche und soziale Gleichstellung der Klassen und Geschlechter" verlangte.

* * *

Dies war etwa der Stand der Frage, als Bebel in die Mitarbeit an der sozialistischen Bewegung eintrat.

Man muß sich daran erinnern, daß Bebel aus den Anfängen der liberalen Arbeiterbewegung herkam. Dieser Verband der deutschen Arbeitervereine, zu deren ersten Führern Bebel gehörte, wurde etwa gleichzeitig mit dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein gegründet und stand sogar in naher Fühlung zu ihm. So nahmen die Arbeiter direkt die Formel auf, die hier — zum erstenmal in der Geschichte — die Frauen selbst für das Problem ihrer Stellung in Volkswirtschaft und Staat fanden: „Die Frauen sind zu jeder Arbeit berechtigt, zu welcher sie fähig sind". Auf dem dritten Vereinstag, in Stuttgart 1865, wurde die Stellung der Arbeiter zur Frauenfrage in folgender Resolution niedergelegt:

1. Der Arbeitertag erklärt: Daß er aus nationalökonomischen Rücksichten die hohe Bedeutung der Mobilmachung der weiblichen Arbeitskraft anerkennt, und indem er als geeignetes Mittel zur Nutzbarmachung der Frauenarbeit die Gründung von weiblichen Industrieschulen empfiehlt, die den Mädchen, welche sich dem Gewerbefach widmen wollen, die Gepflogenheit verschaffen und die Pflicht auferlegen, die Gewerbe, die sich für das weibliche Geschlecht eignen, gründlich und praktisch zu erlernen, wünscht er der demnächst in Leipzig zusammentretenden Frauenkonferenz der deutschen Frauenvereine Glück, weil diese Frage dort in den Vordergrund gestellt wird.
2. Der Arbeitertag erklärt, daß er für das weibliche Geschlecht jene Befreiung für die rechte hält, welche zur Selbständigkeit und zu ernster Pflichterfüllung führt, und damit zu jener Gleichberechtigung und Gleichstellung, welche ernste Arbeit unter ernsten Arbeitern erwerben muß.
3. Der Arbeitertag erklärt, daß es künftig die Aufgabe der Arbeitervereine mit sein muß, durch Belehrung und durch moralische und materielle Unterstützung die Arbeiterinnen zu veranlassen, in gleichem Sinne wie die Arbeiter, Arbeiterinnenvereine zu gründen nach den Prinzipien der Selbsthilfe und Assoziation.

Dieser Resolution fehlt es freilich an dem großen programmatischen Wurf, an einer zusammenfassenden Gesamtanschauung der sozialen Entwicklung — sie hat etwas Bürgerlich-Ethisches, eher vom Handwerk als von der Großindustrie her Orientiertes. Nur darin bedeutete sie mehr als die großen Prospekte von Fourier und Enfantin: sie erfaßte eine Regung in den Frauen selbst, die auf Freiheit durch Arbeit hinwies und, wenn auch zunächst nur auf die einfach bürgerlichen Grundsätze von Pflicht, Fleiß und Selbsthilfe gestützt, doch ihren Wert darin hatte, daß sie von vielen tatsächlich erlebt wurde.

Als sich 1868 die Loslösung der radikal-sozialistischen Elemente aus der liberalen Arbeiterbewegung vollzog, erhielt der Feminismus in ihrem Kreise eine

Digitized by Google

gewichtige Verstärkung durch Liebknecht. Liebknecht ist bei der Vereinigung seiner mit der Lassalleschen Richtung (1875) energisch für die programmatische Aussprache der Gleichberechtigung der Geschlechter eingetreten: „Eine Partei, welche die Gleichheit auf ihr Banner schreibt, schlägt sich selbst ins Gesicht, wenn sie der Hälfte des Menschengeschlechts die politischen Rechte versagt." Es kam eine Fassung des Programms zustande, die freilich das allgemeine gleiche geheime und direkte Wahlrecht aller Staatsangehörigen forderte, jedoch die Frauen nicht ausdrücklich einschloß, sondern denen, die lieber nicht an sie denken mochten, die Möglichkeit dazu offen ließ.

* * *

Das Buch Bebels „Die Frau und der Sozialismus" erschien 1879.

Sicherlich war in der Entwicklung des sozialistischen Programms der Augenblick gekommen, da die Stellung zur Frauenfrage irgendwie grundsätzlich geklärt werden mußte. In der Vorgeschichte des Sozialismus war sie zu oft ausdrücklich gestellt, in den tatsächlichen Verhältnissen trat sie zu bedeutungsvoll hervor, als daß sie noch zu umgehen gewesen wäre. Zudem forderte das Buch von John Stuart Mill über die „Hörigkeit der Frau", das in England erschien und Anfang der siebziger Jahre in Deutschland bekannt wurde, in seiner scharfen klaren Grundsätzlichkeit Männer und Parteien, die das Problem der künftigen Gesellschaftsgestaltung in dem großen Rahmen der industriellen Entwicklung sahen, zur überlegten, durchdachten Stellungnahme heraus.

Damit haben wir in der Tat die Vorgeschichte von Bebels Buch und damit zugleich die von ihm verarbeiteten Gedanken oder Anregungen seiner Vorgänger beisammen — mit Ausnahme jener Theorien vom Ursprung der Gesellschaft, vom Mutterrecht und vom Urkommunismus, die Bebel erst in einer späteren Auflage für die Darstellung der Vergangenheit aus Engels' 1884 erschienenem Buch „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates" übernahm.

Auf seine sozialistischen Vordenker hin angesehen, ist Bebels Buch eine Verbindung von Fourier und Marx: von Marx die Geschichtsauffassung, von Fourier einige utopisch konstruktive und feministische Elemente. Der Gedankengang bildet eine präzisere Ausführung der Anschauung von der Frauenfrage, die keimhaft in der bis dahin vorhandenen marxistischen Literatur angelegt war. Im Aufriß ist kaum etwas neu, vielleicht der hier und da sehr stark hervortretende Naturalismus in der Auffassung des Geschlechtslebens. Der Gedankengang geht darauf hinaus, die bürgerliche Ehe als eine den Interessen des Privateigentums dienende Institution zu zeigen, die eben deshalb in der zur Aufhebung des Privateigentums drängenden Gesellschaft wachsende schwere Mißstände um sich herum zeitigt: Prostitution, erzwungenes Zölibat vieler Frauen usw. Die Frau, der die Versorgung durch die Ehe mehr und mehr entgeht, sucht sich eigene Arbeit und wird dabei zum noch willfähigeren Ausbeutungsobjekt des Kapitalismus.

„Es muß also ein Gesellschaftszustand zu begründen versucht werden, in dem die gesamten Arbeitsmittel Eigentum der Gesellschaft sind, ein Gesellschaftszustand, der die volle Gleichberechtigung aller ohne Unterschied des Geschlechts anerkennt, der die Anwendung aller denkbaren technischen und wissenschaftlichen Verbesserungen und Entdeckungen in Verbindung mit der Enrollierung aller

Digitized by Google

heute unproduktiv oder in schädlicher Richtung tätigen, und der Faulenzer und Nichtstuer vornimmt und dahin wirkt, daß die zur Erhaltung der Gesellschaft notwendige Arbeitszeit auf das geringste Maß verkürzt, die physische und geistige Entwicklung aller Gesellschaftsmitglieder aber auf das höchste gehoben wird. Dadurch allein kann die Frau so gut wie der Mann ein produktiv nützliches und gleichberechtigtes Glied der Gesellschaft werden, kann sie alle ihre körperlichen und geistigen Fähigkeiten voll entwickeln, ihre geschlechtlichen Pflichten und Rechte erfüllen. Als Freie und Gleiche dem Manne gegenüberstehend, ist sie vor jeder unwürdigen Zumutung sicher."

Das ist der programmatischste Satz des Buches, das vorgezeichnete Ergebnis der marxistischen Anlage: das heut unlösbare Problem, wie die Frau Mutterschaft und Arbeit vereinen soll, löst der Zukunftsstaat, indem er das Arbeitsmaß verringert und die Kinder genossenschaftlich betreut, er macht die Ehe als Wirtschaftsgemeinschaft überflüssig und gibt der Frau mit der ökonomischen Selbständigkeit die bürgerliche Freiheit.

Was aber dem Buch seine Frische und Originalität gibt, ist die große Masse von Tatsachenmaterial, mit denen das theoretische Gerüst umkleidet wird. Darin bestand ja die eigentliche Leistung Bebels. Und wenn auch dieses Material im einzelnen lückenhaft und fehlervoll ist — das Buch greift doch mit instinktiv sicherem Griff alle die Zusammenhänge auf, die das Frauenproblem mit den übrigen gesellschaftlichen Zuständen verbanden: Bevölkerungsbewegung und Rassenfragen, wirtschaftliche Tatsachen, Ehe und Prostitution, Recht, Erziehung, Sitte — das alles ist frisch, geradezu, unverblümt, wirklichkeitssicher angeschaut und dargestellt. Es gab bis dahin kein Buch über die Frauenfrage (bei weitem nicht das von John Stuart Mill), das so viel Wirklichkeit umfaßt hätte. Darin lag sicher sein Reiz, und das begründete seine Verbreitung.

Und noch etwas anderes. Schließlich ist das Frauenproblem für einen Mann, der führend am Anfang einer gewaltig aufsteigenden politisch-sozialen Bewegung steht, nur Anknüpfungspunkt, den er am Ende weit hinter sich läßt, um das Evangelium seiner Bewegung an sich und um seiner selbst willen zu verkünden. Die „Frau und der Sozialismus" ist zugleich das Buch, das, in seinem letzten Teil, den Zukunftsstaat utopisch ausmalt und um das spezielle Motiv herum mit den Händen eines frohen Glaubens sein Idealbild der neuen Gesellschaft hinmalt.

Der oft gerügte Dilettantismus des Buches liegt aber nicht nur in diesem utopischen Teil. Er zieht sich durch die Darstellung der Vergangenheit, wie durch die zum Teil unkritische Verwertung und Verknüpfung des Gegenwartsmaterials. Es hat nicht gedient zur Belehrung, aber, so paradox das klingt: zur Aufklärung. Es hat Probleme gezeigt, Tatsachen hingehalten, Möglichkeiten angedeutet, die man bislang nicht sah: oder doch, die nur einige Gelehrte sahen. Bebel hat, gewiß, diese Zusammenhänge mit einer doktrinären Einseitigkeit aufgefaßt, die je länger je mehr von der tatsächlichen Entwicklung in wesentlichen Punkten desavouiert wurde. Aber er hat die Aufmerksamkeit von Tausenden auf sie gelenkt und verhindert, daß der reine Konkurrenzstandpunkt in der Beurteilung der Frauenfragen bei den Arbeitern so ausschlaggebend wurde wie in anderen Berufskategorien. Und — was wir Frauen auch dankbar anerkennen sollten — er hat (trotzdem seine Theorien dem Mißbrauch erotischer Freibeuterei ausgesetzt sind) in einer zwar derben, aber gesunden und anständigen Art erstmals schwierige und heikle Frauenfragen behandelt.

Digitized by Google

Und um seine Wirkung auf die Stellung der Partei zur Frauenfrage in allen Ländern zu ermessen, braucht man sich nur einmal die Frage vorzulegen: Wie stände es mit der Frauenbewegung und ihren Erfolgen in Deutschland, wenn in der Millionenpartei der Geist Proud'hons zur Herrschaft gekommen wäre und die Betrachtung der Frauenfrage unter die Parole gerückt hätte: courtisane ou ménagère?

Frauenkleidung.

Von

Vilma Carkhaus.

Nachdruck verboten.

Das Menschenkleid wird geschaffen von denen, die Zeit, Geld und Neigung haben, sich darum zu kümmern, und dann willig oder unwillig übernommen von all den anderen. Sitte bei den Wilden und Halbwilden und Mode bei den Zivilisierten schmieden strenge Gebote. Wenngleich jeder eine erfundene Form zur Auszeichnung benutzen möchte, will jeder doch zugleich die Anpassung der anderen an diese Form. Der Widerspruch ist scheinbar: Mode und Sitte verlangen Gehorsam der kleinlichsten Hauptsache, aber das bezweckte Auffallen in der Menge wird dennoch erreicht; bleibt doch den einzelnen die Freiheit, vorgeschriebene Formen zu übertreiben und damit Ursache zu tausend Tollheiten zu werden. „Freie Pirsch für jede Fratzerei und dennoch steif durchschlagendes Lineal." (Fr. Th. Vischer.)

Frauen- und Männergewand haben das gemein. In der Ausbreitung des getreu übernommenen Vorbilds, in der Schnelligkeit des Formenwechsels und Übertreibung der vorgeschriebenen Grundrisse bedeuten tiefgreifende für die Frau stets nach dem „Mehr" auslaufende Gradunterschiede eine engere Verkettung der Frau mit der Funktion der Kleidermode: durch äußere Mittel einen Unterschied zu machen zwischen dem Modeschöpfer und dem gleicherweise erwünschten und unerwünschten Nachahmer, dem Nachahmer von seinesgleichen durch individuelle Ausnutzung modischer Vorschriften.

Die unbedingtere Verknüpfung der Frau mit der Mode, die sie zwingt, eine Mode zu erfinden oder nachzuahmen, ist gleichbedeutend mit dem Verlangen, sich von Geschlechtsgenossinnen zu unterscheiden, den Unterschied jedoch nicht so weit zu treiben, daß verschiedenste Individualitäten einen abwägenden Vergleich verderben.

Es scheint, als sei nur den Nachahmerinnen eine tiefgehende individuelle Wahl versagt, aber bei aller Originalität im Detail sind die Schöpferinnen auf alte Grundformen festgenagelt. Mit mancherlei Variationen kommen sie immer wieder zurück auf altbewährte Ausdrucksformen bestimmter Tendenzen, die sich aller Laune zum Trotz durchsetzen und die Modefunktion der Art nach näher bestimmen: das Hervortreten vor den Geschlechtsgenossinnen für den Mann.

Bis ins 20. Jahrhundert wurde die Frauenkleidung durch den Mann bestimmt. Die Frau war in ihren Kleidern aufdringliche Weiblichkeit, geschmückter

Digitized by Google

Liebling, puritanische Verschlossenheit. Immer angezogen vom Manne oder im Hinblick auf ihn als Geschlechtswesen und gönnender Herr. Keusch oder unkeusch, anständig oder unanständig, harmlos nur im Ausnahmefall.

Bei den Naturvölkern zeigt sich die geschlechtliche Tendenz im Schmuck. Wo das eigentliche Kleid noch nicht in Brauch, tritt Tätowierung, Bemalung, Haarbehandlung an Stelle des Kleidschmuckes für beide Geschlechter. Aber auch bei den Wilden setzt sich das Anlockungsmotiv bei der Frau meist selbstverständlicher und reiner durch als beim Mann, für den auch Würde und Ruhmesstolz Schmuckgründe werden. Der Schmuck der Wilden ist gewöhnlich ungesund, unpraktisch, grausam, aber es fehlt ihm das Raffinement der zivilisierten Frauenkleidung. Die Wilde will aufmerksam machen durch den Schmuck als solchen, die zivilisierte Frau auch durch die Art, wie und wo sie ihn trägt. Ein Mittleres zwischen dem Kleid der Wilden und dem der zivilisierten Frau sind die Volkstrachten halbwilder oder auch abgeschlossen lebender Kulturvölker. Es mischen sich rein praktische mit geschlechtlichen Motiven, Harmlosigkeit und beginnende Lüsternheit in der Anlockung, nicht selten kommt auch das malerische Moment zu seinem Recht. Das stark verbreitete Mieder und die Aufpolsterung der Röcke bieten den Hinweis auf die Art der Frauenkleidung bei den eigentlichen Modevölkern.

Das stärkste Motiv ist bei letzteren auch die geschlechtliche Sinnlichkeit, aber meist die lüstern überreizte, blasiert raffinierte. Sie schafft sich die Entblößung, die Verhüllung, die aufdringliche Betonung, um hinzudeuten, aufmerksam zu machen auf Einzelheiten.

Sie gibt Tausenderlei, aber nie das Ganze.

Eine einzige annähernd vollkommene Ausnahme erzeugt für kurze Zeit die griechische Kultur: der sich gegenseitig bedingende und wechselseitig verstärkende Einfluß der Gymnastik und des Gefühls für schöne Nacktheit, die künstlerische Durchdrungenheit, die auch den weiblichen Körper in der Kleidung ganz und so wie er von Gott geschaffen zur Geltung kommen läßt. Lange faltige Gewänder ohne Einschnürung, ohne üppigen Zierat folgen ohne Zwang den Körperlinien in Ruhe und ruhiger Bewegung. Für den Sport hat die Frau ein ganz kurzes hemdartiges Gewand. In Sparta gehen Mädchen zum Wettstreit und Tanz unbekleidet.

Den Versuch der Jetztzeit ausgenommen, macht man noch zweimal in der Geschichte einen Anlauf zu zweckmäßiger, schöner Frauenkleidung: in der Renaissance und zur Zeit der französischen Revolution. Die gesunde Weite und harmonische Ausgestaltung in Stoff- und Farbenverteilung des Renaissancekostüms erstickt schnell wieder unter einer Fülle von Kostbarkeiten. Die französische Revolution bringt zwar ein Gewand ohne ungesunde Hemmungen und voll schöner Formenwirkung, aber das Empirekleid wird unzweckmäßig für das nördliche Klima wegen übertrieben dünner Stoffe über sozusagen keiner Unterkleidung, die Lüsternheit bricht sich Bahn im tiefen Ausschnitt, und mit den Zehenringen, Arm- und Fußbändern nähert man sich allerprimitivsten Sitten.

Das ist die Ausnahme und der Versuch zur Besserung. Alles andere bleibt aufdringliche Geschlechtlichkeit, die sich durch den Wust der verschiedensten Moden hindurch drei wesentliche Ausdrucksmöglichkeiten rettet: den tiefen Halsausschnitt, den Reifrock oder engen Rock und das Korsett. Der Ausschnitt entblößt Details,

Digitized by Google

der Reifrock verhüllt Details, das Korsett betont Details, natürliche oder künstliche.

Das tiefe Décolleté ist heute noch ein wesentlicher Bestandteil der öffentlich festlichen Frauentoilette, und wer meint, daß wir über die Strafreden eines Geiler von Kaisersberg und die Satiren eines Fischart weit erhaben sind, vergißt, daß man es in München für nötig befunden, die Tiefe des Halsausschnitts der faschingslustigen Frauen polizeilich zu heben. Ob man eine derartige Kontrolle billigt oder nicht, es ist festzustellen, daß es heute Hofvorschrift für die Damen ist, bei festlichen Gelegenheiten mit bis zum Beginn des Brusteinschnittes ausgeschnittenen Toiletten zu erscheinen.

Der Reifrock und der enge Rock haben sich im Laufe der Trachtengeschichte abgewechselt. Der Reifrock erlebt drei Glanzepochen. Im 16. Jahrhundert kommt in Spanien der sogenannte Tugendwächter auf. Ein Reifrock ohne Falten in Form einer Glocke, von dessen Bedeutung es heißt: „Wann ein Weibsbild nahe zu einem Tische steht, oder aber niedersitzen will, so stehen die obersten Kleider über sich, eines Schuhs hoch, also daß man darunter die anderen geringen und nachgiltigen Kleider sehen kann" (Osiander). — In Frankreich erblüht der Reifrock im Anfang des 18. Jahrhunderts von neuem über die Glockenform hinaus zu einer Halbkugel mit „sieben bis acht Ellen im Umfang der ganzen Weite nach". — In der Mitte des 19. Jahrhunderts bauscht sich der Rock zur Krinoline auf, und es ist berechnet, daß die Frauen innerhalb eines Jahrzehnts annähernd 900 000 Zentner Stahl getragen. Und jedesmal, wenn der Ballon so groß geworden, daß er zerplatzt, wird er abgelöst vom „Bauchspanner" und „Kniewetzer" (Vischer). Heute herrscht der enge Rock, und es scheint fast, als ob ihm zuliebe das Frauengeschlecht schlanker geworden. Hier und da bemüht man sich wieder, das enge Kleid durch den aufgepluderten verzwickelten Faltenrock in den Schatten zu stellen.

Unerbittlicher als der weite Ausschnitt und die Rockmode ist das Korsett. Von Beginn des Mittelalters an hat sich der Frauenkörper vom Schnürleib malträtieren lassen. Unter kirchlichem Einfluß dient den Frauen das Korsett zuerst zum Wegschnüren der Brust. Man kennt die Gestalten mit den schmächtigen Oberkörpern und vorgestreckten Leibern aus alten Bildern. Mit dem 16. Jahrhundert bricht sich die entgegengesetzte Tendenz Bahn, und unter Ludwig XIV. erreicht man in der sogenannten „Wespentaille" den Rekord. Heute ist der Panzer nach unten gewachsen bis zu den Knien hinunter.

Das überbetonte Geschlechtsmotiv, das bis zum heutigen Tag das Frauengewand beherrscht, ist durchaus primitiv; man kann nicht sagen unnatürlich, obwohl man zu der Behauptung verführt werden könnte gerade denen gegenüber, die das Motiv mit Hinblick auf die in der ganzen Natur vorgewiesene Bestimmung des Weibes als das höchste, weil natürlichste, verteidigen. Will man sich aber auf die Natur berufen, so müßte genau das Gegenteil stattfinden vom heute üblichen. Doch da ein Vergleich mit der Naturwelt meist zu nichtssagenden groben Analogieschlüssen führt, sei hier darauf verzichtet. Darüber aber sollte kein Zweifel herrschen, daß es ein niedriger Grad von Sexualkultur ist, wenn man durch manchmal zwar verteufelt raffinierte, aber dennoch grob äußere Mittel das Männchen im Mann zu packen sucht. Oder unterscheidet sich etwa die hochzeremonielle weibliche Balltoilette in dieser Hinsicht vom Hosenlatz des Mittelalters, und würde sich nicht

Digitized by Google

heute auch ein Durchschnittsmann gegen diesen aufdringlich naiven Geschlechtsschmuck wehren? — Das brutal Primitive liegt aber nicht so sehr in der Überbetonung der Geschlechtlichkeit durch äußere Mittel, als in der notwendigen oder auch bezweckten Folge, daß eine so bekleidete Frau ihr künstlich zur Schau getragenes physisches Geschlecht der Allgemeinheit präsentiert. Diese Kleidung steht unter der Geschlechtskoketterie des Benehmens, die auf bestimmte Individuen wirken will oder doch wenigstens die Möglichkeit dazu hat.

Früh genug hat jede Mode ihren Sittenrichter gefunden und jede Übertreibung ihren Satiriker. Tiefere Wirkungen hat man aber bisher nur hin und wieder (auch nur für bestimmte Gesellschaftsgruppen) von kirchlicher Seite erzielt. Doch auch die Kirche kleidet die Frau nach dem Manne mit deutlichem Hinweis auf die Existenz der Geschlechtlichkeit. Weil sie mit Hilfe der Kleidung den weiblichen Körper zu negieren sucht, weist sie deutlich genug auf das hin, was doch vorhanden ist, und wovon jeder Mensch weiß, daß es vorhanden. Weil sie jede weibliche Form ängstlich verhüllt, gibt sie der Phantasie Beschäftigung und fordert den Witz des Obstinaten heraus. Es ist bitter für den Puritaner, schadenfroh lächerlich für den harmlosen Zuschauer, daß die Askese sich selbst für die Frauenkleidung den grimmigsten Feind geschaffen: das Korsett. Was im Beginn des Mittelalters zur Kasteiung des weiblichen Körpers, zur Ausmerzung der weiblichen Brust erfunden, wird von schlauen Frauen in gegensätzlicher Weise ausgenützt. Und was man früher als Heiligungsmittel verwendet, muß von der „frommen Helene" als „Apparat der Lüste" ins Feuer geworfen werden.

Das puritanische und primitive Geschlechtsmotiv reichen sich unterm Tisch die Hände. Ein wenig abseits, aber auch hinüberschauend, steht das dritte: das Motiv des verschwenderischen Herrn, des gönnend überlegenen, des ritterlich starken, das Motiv der Freude des Schöpfers am Geschöpf.

Der Häuptling behängt seine Lieblingsfrau mit Spangen, Ringen, Federn und Edelbeute. Der Sklavenhalter zeigt seiner bevorzugten Sklavin den Herrn in Peitschenhieben oder schmückenden Kostbarkeiten. Der reiche Muselmann ehrt seine Favoritin durch Seide und Juwelen. Der Fürst weiß der Mätresse seine Gunst am besten darzutun durch teuerste Gewänder. Der Mann hat immer die erwählte Frau geschmückt. Natürliche Schmuckfreude und Laune des verschwenderisch spendenden Herrn steigern sich zu höchstem Überschwang. Die Freude des Mannes an der Schmucküberladenheit des Weibes treibt die Frau zu neuen Tollheiten. Und das im Schmuck versteckte Geschöpf ist dem Mann doppelt sympathisch; denn die Schmucklast macht es in hunderterlei Kleinigkeiten rührend hilfsbedürftig. Die Hilfsbedürftigkeit wiederum verhilft der Frau zu graziösen Koketterien, und so treiben sich Schmuck-, Gönner-, Galanterie- und Koketteriebedürfnis in die Höhe und erzeugen zu Zeiten wahre Monstra von schmuckbeladenen Gestellen, unter denen der weibliche Körper fast zusammenbricht.

Der geschmückte Liebling und die „lieb" Geschmückte ist heute so selbstverständlich wie in den ältesten Zeiten. Das uralte Motiv hat sich rein erhalten, nur die Ausformung ist nach Temperament, Reichtum, Zivilisationsstand verschieden. Der Kulturunterschied zwischen dem Kopfputz einer Wilden und einem üppig modernen Frauenhut liegt (auch nicht mal immer) nur in der Zusammen-

Digitized by Google

stellung des Detail. Nach Entstehung, Funktion und Wirkung am Körper stehen sie auf gleicher Kulturstufe.

Entsprechend den Abweichungen in den Bestimmungsgründen haben sich Unterschiede ergeben zwischen weiblicher und männlicher Kleidung. Die erwähnten Motive haben allerdings auch eine Rolle in der Kleidung des Mannes gespielt, und oft stärksten Ausdruck gefunden. Der Latz im Mittelalter, die Pluderhose des Landsknechts, der Schmuck des Barock und Rokoko sind Beweise. Der Mann hat sogar spezifische Ausdrucksmittel weiblicher Geschlechtlichkeit, Korsett und Ausschnitt, zeitweise übernommen. Trotzdem hat sich die geschmückte und geschlechtlich sinnliche Kleidung beim Manne nie so rein und umfassend durchgesetzt wie beim Weibe. Was für die Frau als Selbstverständlichkeit gilt, ist für den Mann Stutzerei, Gigerltum. Und heute hat sich praktische Nützlichkeit das Männerkleid fast ganz erobert, läßt man die lächerlichen Reste des Frackschwanzes und der Zylinderröhre beiseite. Die andersartige Tendenz in der männlichen Kleidung weißt auf das Frauenkleid zurück und deutet auf die Rolle der Trägerin hin.

Die unberechenbare Tollheit im Frauenkleid, das Raffinement, die oft im höchsten Maße künstlerische Stilempfindung für das vom Körper gelöste Gewand als Ding für sich muß auch dem schärfsten Antagonisten ein Anerkennungsbravo abringen. Und es bliebe wenig zu wünschen übrig, wenn nicht einige „Aber" das „Bravo" übertönten.

Mögen die extravaganten Erzeugnisse als Auswirkungen einer wunderbaren Phantasie noch so sympathisch sein, den Menschen des 20. Jahrhunderts muß ein Grauen anwandeln, wenn er an die Opfer denkt, mit denen solche Ausschweifung bezahlt wird. Alle die Kleinigkeiten, wie falsche Haarwülste, schwere Kopfbedeckungen, hohe Absätze, enge Schuhe, die Schleppe, klimatisch unzweckmäßige Entblößungen und Verpuppungen fristen noch immer ihr gesundheitswidriges Dasein. Aber all der Kram, der im Zeitalter der Hygiene geradezu lächerlich wirkt, ist unglaublich harmlos gegen die ungesunden Anforderungen, die das Korsett an den Frauenkörper stellt. Das regelrechte Stangenkorsett, das den Brustkorb zusammendrückt und die Atmung beschränkt, die Eingeweide verlagert, die Rückenmuskeln schwächt, die Taille unnatürlich schlank macht und dafür an anderen Stellen häßlichen Fettansatz erzeugt. — Das ist das „Aber" des Hygienikers, der mit Entsetzen wahrnimmt, daß der Schnürleib auch schönen Frauenkörpern zu Hängebrüsten und Spitzbäuchen verhilft, und der es für die schlechteste und unbequemste Methode hält, durch ungesunde Schönheitsmittel häßliche Frauenkörper aufzubessern.

Die schöne Tollheit ist zu zweit bezahlt mit der Schönheit des weiblichen Körpers. Es ist schwer oder gar unmöglich, objektive Schönheitsideale aufzustellen. Aber weil es logisch, gesund und praktisch ist, wenn die Kleidung ungezwungen dem Körper und seinen Bewegungen folgt, so ist man versucht, ein solches Kleid auch schöner zu finden als das, das den Körper verstümmelt und ein besonderes Gestell mit eigenen Maßgesetzen für sich beansprucht. Es ist nicht wahr, daß selbst ein tadellos gefertigtes Stangenkorsett der Form eines natürlich schönen Körpers entspricht, trotzdem es von den Fabrikanten immer wieder versichert wird. Und würde selbst nichts eingeschnürt, würde die Brust nicht übermäßig in die Höhe gehoben und herausgepreßt, würden die Oberschenkel nicht künstlich zusammengehalten, so bliebe doch noch immer die Unschönheit der steifen Haltung und Hemmung des

Digitized by Google

Körperlinienspiels. — Das ist das „Aber" dessen, dem die Schönheit des unbeeinflußten gefunden ebenmäßigen Frauenkörpers die für die Kleidung maßgebende Schönheit ist.

Es gibt Frauen, die es für unschicklich halten, von der Gesellschaftsmode zu weichen; sie verwechseln die Motive und halten für anständig, was die Gesellschaft vorschreibt. Bewußte Ausnutzung letzter Modemöglichkeiten ist sympathisch, aber die Paradoxie von Gesinnung und Kleidung dieser harmlosen Ausgenutzten ist lächerlich bemitleidenswert. — Das ist das „Aber" für die Ahnungslosen, denen Fr. Th. Vischer sagt: „Gutes Kind, das in holder Blindheit nicht sieht, was jene dort an der Seine meinten, als sie Dir vorschrieben, Deine Glieder zu so unverblümter Deutlichkeit herauszuspannen. Der gekreuzigte Wohlanstand neigt sein Haupt nach Dir hin, dann in die Höhe und ruft: Vergib ihnen, himmlischer Vater, denn sie wissen nicht, was sie tun."

Aber wenn das Frauenkleid auch ungesund und unschön ist, es hat so lange noch kulturgeschichtliche Berechtigung für die Trägerinnen, deren Willen es getreues Ausdrucksmittel ist. Es ist aber überflüssig, daß auch die zu den bestehenden Formen genötigt werden, deren andere Motive auch andere Auswirkungen verlangen. Im gesellschaftlichen Boykott, Spott und Gesinnungsverleumdung hat man verflucht peinliche Erpressungsmittel für Outsiders erfunden. — Das ist das „Aber" des Protestanten der Tat für den vergewaltigten Protestanten der Gesinnung.

Es gibt heute Protestanten der Tat, die sich um das neue Frauenkleid bemühen. Man findet sie meist unter den lernenden oder beruflich tätigen Frauen, in Reformvereinen und der Wandervogeljugend, nicht so oft wie man glauben könnte, in Künstlerkreisen. Wer an die Echtheit und Dauerhaftigkeit der Basis, d. h. der Motive glaubt, wird mehr als einen vorübergehenden Modeversuch in diesen Tatsachen erblicken. Mit Hinblick auf die Vergangenheit läßt sich nichts entscheiden. Es wird hier zum erstenmal von einer größeren Zahl von Frauen der Versuch gemacht, eine Ausdrucksform für ein gesundes, praktisches, schönes Gewand zu finden.

Man ist noch beim Versuch, aber es gibt doch schon feste Grundlinien:

Der gesunden Form hat die ungesunde zu weichen, gleichgültig, ob sie schöner ist. Zwischen der praktischeren und schöneren Form bleibt dem Individuum die Wahl nach seiner Veranlagung. Als Ideal gilt die Vereinigung beider Eigenschaften; beim Spiel-, Sport- und Arbeitskleid mag das Praktische, beim Festkleid das Schöne den Vorzug haben.

Was praktisch und gesund, ist den meisten plausibel. Streit könnte nur entstehen über das Schönheitsprinzip. Man einige sich erst über die Grundlage: Maßgebend für das Kleid ist der jeweilig individuelle Körper, dem sich das Kleid in Ruhe und Bewegung ungezwungen anzupassen hat. Auf ein besonderes Gestell für das Gewand wird zugunsten der Schönheit des normalen und der Gesundheit des anormalen Körpers verzichtet. Die Schönheit des Kleides ist für das wesentliche, die Form, also eine Schönheit aus zweiter Hand. Wem der Grundsatz heilig, daß der Körper die Kleidung bestimmt, für den wird die Möglichkeit der vollkommen schönen Kleidung erst gegeben mit der vollkommenen Schönheit des Körpers.

Digitized by Google

Doch ist nicht gemeint, daß jedes nach dieser Regel entworfene Frauenkleid schön genannt wird. Zwei Fehler können die Schönheit der grundsätzlich richtigen Form zerstören oder beeinträchtigen. Der eine: Stilwidrigkeiten im Kleid als Ding für sich, also Mißgriffe in Stoff und Farbe. Der andere: Phantasielosigkeit. Dem Prinzip gegenüber ist das zu betonen. Im Trikotkleid, das den Körperlinien am getreuesten und deutlichsten folgt, wird nicht das Ideal festlicher Gewandung gesehen. Denn mit der ästhetischen Forderung, das Kleid nicht in Widerspruch zum bewegten Körper zu stellen, ist nicht auf jeden auch in sich zweckvollen Schmuck verzichtet. Das Faltenspiel eines langen Kleides, das den Körper ungezwungen umgibt, sich der Bewegung organisch einfügt und sie nicht unter einem Zuviel an Stoff erstickt oder durch ein unterlegtes Gestell (Korsett, Reifrock) versteift, ist ein reizvoller Schmuck, der in etwas entschädigt für die auch durch das schmiegsamste Kleid verborgene lebendige Schönheit des nackten Körpers. Und warum soll auf die mannigfaltigen Wirkungen aus der Verschiedenheit der Stoffe verzichtet werden! Wenn allerdings ein schleierartiges Gewebe dem Körper sklavisch wie ein Trikot folgen soll, wird die Leichtigkeit des Stoffes zerstört, ohne daß der Zweck erreicht wird. Und wer ein schwer fügsames Tuch der Taille eng anschließt, bringt dadurch sogar das grundlegende ästhetische Prinzip in Gefahr, weil der Stoff nur ungelenk den Hüft- und Rückenbewegungen folgen kann. So entsteht die für das Auge steifeckige Aneinanderfügung von Hüfte und Oberkörper, die den Bewegungszusammenhang von Ober- und Unterkörper fraglich erscheinen läßt. Die Natur des Stoffes darf der wörtlichen Befolgung der Grundlage zuliebe ebensowenig vergewaltigt werden wie die Natur des Körpers um des schmückenden Stoffes willen. Wo sich Stoffnatur und Körpernatur widersprechen, wie z. B. beim Steifleinen der hohen Kragen, ist natürlich auf die Anwendung zu verzichten.

Die Mode hat oft wunderschöne Einfälle, die man verwerten kann, wenn man individuell Körper, Stoff und Farbe berücksichtigt. Mit der doppelt um den Leib gewundenen Schärpe der neuesten Mode können ästhetisch feine Wirkungen erzielt werden. Aber die Mode schlingt sie auch um die breiten Hüften einer langtailligen Frau. Und das ist eine ästhetische Sünde.

Der Unterschied zwischen schöner männlicher und schöner weiblicher Kleidung kann nur ein formal ästhetischer sein; denn der Frauenkörper enthält in Form und Bewegung ein anderes Schönheitsprinzip als der des Mannes. Wenn das Frauenkleid dem Rechnung trägt, kann das Weibliche in der Kultur des Frauengewandes Ausdruck finden, d. h. der weibliche Körper sich als ästhetische Einheit zu erkennen geben, ohne daß das Geschlechtliche primitiv betont, als Ganzheit aber nicht verborgen wird. Und zugleich wird vermieden, das Frauenkleid auf die unsichere Basis einer psychischen Weiblichkeit zu stellen. — Daß in der männlichen Kleidung das dekorative, im Frauenkleid das barockschmückende Motiv zum Ausdruck gekommen, ist nur Folge historisch bedingter Psychologie, nicht der Ausdruck der Körperverschiedenheit. Die übertriebene Stilisierung wird der Schönheit des männlichen Körpers ebensowenig gerecht wie eine Schmuckanhäufung den spezifisch weiblichen Formen. Nur der kann die Kniehose des Mannes für „weibisch" halten, welcher der Frau das Monopol zuweist, die Körperform nicht zu verleugnen. Nur der kann das sogenannte Reformkleid der Frau eine „Vermännlichung" nennen, welcher das Schmuck- und primitive Geschlechtsmotiv für die Frau schlechtweg als

Digitized by Google

Norm aufstellt. Ob das heutige Reformkleid in jeder Beziehung der ästhetischen Forderung des weiblichen Körpers genügt, ist eine Frage für sich.

Sie ist nicht kurz zu beantworten, weil sich unter dem gemeinsamen Merkmal des gehobenen Gürtels doch die verschiedensten Modewünsche vereinen können. Was man an beweglichem Faltenspiel erobert hat, wird durch Korsettfasson oder Rockenge wieder preisgegeben. Der eigentliche Zweck der Kleidzusammenfassung unter der Brust, die das Gewand dem Körper anschmiegt, ohne die Längskörperlinie durch den queren Hüftgürtel zu beeinträchtigen, wird oft wieder verdorben durch Raffungen, Überwürfe und Schmuckborten. — Daß eine falsche Faltenanwendung zu plumper Gleichförmigkeit zwingen kann, liegt auf der Hand. Nur diesen Unförmlichkeiten gegenüber kann behauptet werden, das Reformkleid lasse den weiblichen Körper nicht zur Geltung kommen. Der hochgeschnittene Rock allein macht noch kein Reformkleid im eigentlichen Sinne des Wortes. Das echte „Reform"gewand, das den genannten Plumpheiten und unschönen Modevorschriften nicht erliegt, ist ein Beispiel schöner Kleidform, das zahlreiche Variationen in sich trägt und weder die Phantasie noch den natürlichen Schmucksinn in Fesseln schlägt. Diese eine Form ist nicht die allein seligmachende, anderen Möglichkeiten wird durch sie der Weg nicht versperrt. Im japanischen Frauenkleid mit dem breiten weichen Gürtel und im alten dorischen über den Hüften geschürzten kurzen Gewand der Nike und Diana sind Keime zu anderen Ausdrucksformen verborgen. Der schöpferischen Phantasie ist mit dem Reformkleid keine hemmende Norm auferlegt.

Wenn man nicht beim Konstatieren bleibt, sondern auch propagieren will, so benehme man sich nicht wie ein Kaufmann, der seine neue Ware auf alle Fälle an den Mann bringen möchte. Es gibt drei unangenehme Eigenschaften des „Weltverbesserers":

Er will mit der Basis das ganze Gebäude bis in alle Einzelheiten normieren.

Er versucht, für Schlußfolgerungen Propaganda zu machen bei denen, die andere Prämissen haben.

Er kann seine Einzelarbeit nicht mehr richtig einordnen in den Organismus der ganzen Menschenarbeit und hält äußere technische Handreichungen für grundlegende innere Umwälzungen.

Es wäre ein Fortschritt, wenn sich die Menschen, die um eine neue Kleidform für neuen Ausdruck bemüht sind, diese kleinen Gewöhnlichkeiten abgewöhnten.

Digitized by Google

Der Witwer.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Kuklinski, der Schweinehirt, hat von seiner hübsch mit Seradella überwachsenen Roggenstoppel keinen weiten Blick. Hinter einem Anberg nach Osten sieht der Brennereischornstein und der Windmotor des Gutsgehöfts hervor; nach Westen und Süden grenzen Schonungen von Kiefern und ein höherer Wald, der im Winkel an diese stößt, das Feld. Nach Norden liegen Acker und Acker in schleifenden Linien auf sanften Hügeln. Um den Hirten ist die breite, mächtige, durch keinen Gebirgszug aufgehaltene und veränderte Luft des östlichen Flachlandes. Die Zierden dieser Landschaft, die vielen Haine und Baumgruppen in den Feldern, die buschbesetzten Hänge, die Brüche und Seen, die luftigen Haidewälder, das unveränderliche ruhende Odland, der Flußlauf und die freundlichen blankblättrigen Erlen, die ihn mit dem Zubehör grüner Wiesen und fruchtbarer Acker begleiten, die formenschönen, rotstämmigen Kiefern, die einzeln, auf Sandhügeln erhoben, dem dunklen Wasser folgen, der breite Kanal in seinen mit Blumen und Gras besetzten Ufern — all diese Zierden und Schönheiten der demütigen, simplen, zugänglichen, in ihrer Weitläufigkeit großartigen Landschaft haben auch den Hirten beeinflußt und zu dem gemacht, was er ist.

„Zuck, zuck, Flora, Aminek!“ Kuklinski schickt seine beiden Hunde aus, um das magere, gelbrosa Ferkel aus der Schonung zu holen, in die es wieder einmal verschwunden ist. Das Ferkel war krank gewesen und heute zum erstenmal mit der Herde auf der Weide. Es hatte noch keinen Geschmack, weder am Grünzeug noch an der Freiheit und dem Licht eines wolkenlosen Augusttages gewonnen. Flora, ein dünnes Ding, schwarz und weiß, mit feinen Beinen, hat ein leeres, bissiges Gesicht und einen hängenden buschigen Schwanz. Ihr plumper weißblonder Sohn, der Aminek, gleicht der Mutter weniger als einem von den kleinen Schweinen. Seine Augen sind winzig, seine Beine kurz. Besonders wenn er auf der Seite liegt und ein Lächeln um seine Schnauze spielt, scheint es, als ob die überwältigende Nähe von über hundert Schweinen von Anfang an auf seine Körperbildung eingewirkt habe.

Wie Hirtenhunde von Pflichtgefühl, ohne daß es nötig ist, ihnen Brot zu versprechen, rennen Flora und Aminek bei dem Anruf ihres Herrn über das Feld und verschwinden in der Schonung. Nicht lange und sie sind wieder da, das stallsieche Ferkel zwischen sich führend. Und so bleiben sie, mit großer Genauigkeit und Strenge auf das Tier acht gebend. Kuklinski hat in der Kreisstadt zwei Polizisten gesehen, die einen Verbrecher zwischen sich führten. Gerade so kommen sie zu Dritt an.

Es ist schon lächerlich. Aber der Hirt lacht nicht, seine Wangen und sein Mund sind wie eingefroren, und das seit dem schlimmen Tage im Juni, wo er seine Frau verlor, die für ihn eine gute Frau war.

Die Hunde lassen von dem Ferkel ab, das aufgrunzend davon springt, und legen sich ihrem Herrn zu Füßen.

Ein unsichtbarer Jemand ist bei Kuklinski wie alle Tage auf dem luftigen schönen Felde: der Gram, der einen Anfang hat und kein Ende, der nichts Besseres tun kann als nagen und nagen und immer wieder langsam und deutlich vormalen, was nicht zu ändern ist,

Digitized by Google

und ein Schrecken und eine Überlast für einen armen hilflosen dumpfen Menschen.

Sie war zufrieden gewesen und munter, hatte gutes Brot gebacken. Ihre Unordnung und Trägheit fiel dem Schweinehirten nicht auf. Munterkeit war ihm mehr wert als Ordnung, und gutes Brot war ihm ein herrlicher Lebensgenuß. Es hatte ihnen durchaus nicht an Ereignissen gemangelt. Wo vier Kinder im Hause sind, von denen eins in die Schule geht. Sonntags der Kirchgang dann und wann. Sie fühlten sich nicht besser oder schlechter als andere Leute, aber munterer und friedliebender waren sie sicherlich als viele. Anfangs Sommer ereignete sich der Umzug vom Gutsgehöft nach dem Außenstall. Die tägliche Ankunft um ein halb sechs von einer Tonne auf Rädern vom Hofe her, die das Kraftfutter für die Herde brachte, war ein Markstein jedesmal. Ein Knecht kutschierte die Tonne, der brachte doch Neuigkeiten. Die Frau sammelte Pilze, die kochte sie mit Kümmel zum Abendessen. Sie trieb sich viel lieber in den Wäldern herum, als daß sie flickte, stopfte und aufscheuerte. Oder sie sprang nach dem Dorf, das schräg gegenüber vom Stall in feinen grauen Schattierungen, da es nur Holzhäuser und Strohdächer hatte, hinter dem Flüßchen lag. Die Frau holte Pflaumenmus in einer Glasschale. Sie hatte Einfälle und war schlank und rasch. Sie sang Lieder aus ihrem Heimatdorf am großen See weiter im Land. Sie setzte Aminek eine Kindermütze auf. Kuklinski war zufrieden. Er war ein Wunder an Genügsamkeit und froher Laune, das machte, er hatte eine Kindernatur und nur grade so viel Verstand, als er für seinen Posten aufbringen mußte. Wenn alles mit den Schweinen in Schick war — mit Frau und Kindern war er gewohnt, daß alles in Schick war, nur daß die Frau im vorigen Herbst ein Töchterchen geboren hatte, das bald starb, was aber die Familie nicht hinderte, wie die Kinder jeden Tag mit neuem Vergnügen zu erleben, — wenn also die Herde so war, wie man es verlangen konnte, dann hätte er gar nicht sagen können, was er sich wohl gewünscht hätte. Vielleicht einen besseren Regenmantel? Der, den er hatte, es war ein abgelegter vom herrschaftlichen Kutscher, war dabei, in Lumpen zu zerfallen.

Nun kommt er an einem ganz warmen, stillen, glänzenden Juninachmittag heim. Die Schweine verbreiten sich, wie immer aus der Schonung herauslaufend, über das kurze frische Rasengrün um den Stall herum. Ein Anbau mit zwei Stuben dient dem Hirten zur Wohnung.

Hier in der Niederung ist es heiß und der Sonnenschein so stark, daß das Grün wie eine Art von besonderem Feuer glüht und prahlt. Die Marinka trägt eine rote Taille und einen langen zipfligen lumpigen grauen Rock; ein grünes Kopftuch, aus dem das kleinnasige, simple Gesicht recht weiblich und gutartig herausssieht. Lang und schmal ist sie wie ein Mädchen und lebhaft wie ein Mädchen, lachlustig und dann und wann verliebt in den Franz Kuklinski.

Sonst pflegt sie an der Pumpe zu stehen, mit der Hand über den Augen oder an der offenen Stalltüre zu lehnen, mit den nackten Füßen in dem schwarzen aufgewühlten Morast. Heut ist sie nicht da.

Das Faß wird bald angerollt kommen. Die Schweine verlangen nach Futter, sie toben in den Stall, an die Tröge und wieder heraus, dazu quieken sie.

„Wo ist Mutter?“ fragt Kuklinski den kleinen Theodor, der vor der Haustür mit Klötzen spielt. Theodor ist vier Jahre alt, er hat ein rundes Gesicht, schwellend wie eine Knospe, doch wohl eine Rosenknospe, nur ist es leider über und über schmutzig, um so klarer sind seine Augen, die dulden nichts Unreines, sondern spülen es emsig heraus. Die Augen sind rechte Oasen in diesem wüsten Gesicht. Jetzt lacht er, und die Zähnchen sind auch so etwas Reines und die Zunge und der Gaumen frisch.

Kuklinski bückt sich in der Tür und geht in die Stube. Man sieht aus der ersten Stube das Fenster der zweiten, einen Ausschnitt der hellgrünen, spitzgipfligen Schonung. Sehr viele Fliegen sind in den Stuben. Die Heiligenbilder sind von Krusten überzogen. Später kommen noch mehr Fliegen. Im August stechen sie. Geschälte Kartoffeln in

Digitized by Google

Wasser stehen in einer Schüssel auf der Erde; ein graues Tuch voll Steinpilze liegt auf dem Tisch, dem die Schublade fehlt. Sonst ist da in einer schwarzen Ecke der Kochofen, ein Schemel, eine Bank, lumpige Kleidungsstücke darauf und an der Wand hängend. In der zweiten Stube fließt das Sonnengold, das ist, als ob da alles schmelzen soll.

Die Frau liegt auf der Erde, die Füße hochliegend in einer Decke verwickelt auf dem Bett.

„Was?" sagt Kuklinski. „Marinka, steh auf."

Er ist ein Dummer, daß er so sagt, er ist ein Unsinniger. Wenn Theodor so sagte: Matka, steh auf .... Er darf das nicht sagen. Er muß Gott lang und umständlich anrufen, Maria, Joseph und alle Heiligen. Er hört die Orgel, er ist in der Kirche und hat den Vorwurf und den Schrecken, als ob von der Hölle geredet wird, und die ist nahe bei, da wo das Dorf Bork liegt. Und kommt näher.

Die Frau sieht wie Asche im Gesicht aus, die Nase vertrocknet, die Augen gelb. Es hat sie überrascht. Der Diabli.

Kuklinski löst die nackten trocknen Füße, die ihm unbekannt erscheinen, aus der Decke und sieht in das fremde, abscheuliche Gesicht. Er legt die Füße auf die Erde. Es ist alles gleich. Er hat keine Frau, dies ist eher Holz und fremd.

Kuklinski steht und sieht durch das Fenster und lächelt blöde, und die Augen verdrehen sich ihm. Das ist so, als ob er in zwei Hälften gespalten wäre. Und er soll weiter den Schweinehirten spielen? Nee! Er lacht albern auf und legt sich die Hand auf den Mund.

„Wo ist denn die Marinka?" fragt er und fängt es an zu fassen, daß dies seine Frau war und das auf und davon ist, was für ihn notwendig war, um zu leben. Da will er alles stehen und liegen lassen. Wenn man so mit ihm umspringt! Über die Felder gehen, sowohl über die herrschaftlichen als über die Bauernländer, durch die Schonungen und Buschwälder und den mahlenden Sand, an den Torfbrüchen vorbei nach den königlichen Wäldern, wo der kalte See in den Bäumen liegt. Die Kleider abreißen und sich nackt abbaden und abbaden oder ersaufen. Es ist entsetzlich heiß heute. Und die Fliegen! Er scheucht die Fliegen von Marinkas Gesicht. Ihm wird übel. Die Sonne fällt ihn an wie ein wildes Tier und frißt ihm am Kopf und an den Augen.

„Jessus!" schreit er wild, knirscht und greift sich an die Stirn und taumelt über die Dielen und fällt an der Wand hin.

Draußen fährt das Faß vor die Stalltüre. Wie immer sind die Schweine so unsinnig, vor die Räder und die Hufe der Pferde zu laufen. Der Knecht schimpft und schlägt mit der Peitsche.

Kuklinski hört das Signal des verstärkten Schweinegeschreis. Ihm ist das wie eine Erlösung. Nach dem Knecht ergreift ihn eine große Sehnsucht. Er geht aus der Wohnung durch eine Verbindungstür in den Stall.

„Kuba," sagt er mit einer Grimasse, die Weinen und Lachen seltsam verbindet, „guter Kuba, Herzenskuba. Komm zu mir. Komm in die Stub'."

Der Knecht wirft die Leine hin, noch ehe er mit seinem Gefährt über die Schwelle in den Stall rumpelte. Kuklinski umfaßt seinen Nacken, der ist warm. Voll Liebe zehrt er an dem Anblick des jungen starken Jünglingsgesichts. „Du bist der Bruder? Du kommst von Herzen. Willkommen, Bruder mein."

Der Knecht umfaßt seinerseits den Hirten. „Du schlauer Bruder. Du schlimmer Bruder, hast Sonntag gemacht. Ei, du Bruderherz! Ei, du Schabernack, du willst tanzen! Du willst Polka tanzen!"

Sie verstehen sich gegenseitig nicht wegen dem Gelärm der Schweine. Der Knecht macht bärenmäßige Schritte hin und her, und der Hirt muß sie mittun.

Von weitem, den weißen Steg, der jetzt golden ist und zwischen den kleinen warmen Kiefern abwärts leitet, kommt Franz mit der blauen Zweiliterkanne herbei, ihm nach trabt Johann, hinter ihm der noch kleinere Michel, alle drei seelenvergnügt.

Die beiden Männer klopfen sich gegenseitig die Oberarme und den Rücken, während

Digitized by Google

sie umschlungen durch die erste Stube wackeln. Der Knecht küßt den Hirten, und der genießt das und küßt ihn zärtlich wieder.

„Frau!“ sagt Kuklinski und zeigt auf die tote Marinka und sieht den Knecht aus runden, ratlosen Augen voll an.

„Gott's Donner!“ sagt der. „Was is mit ihr?“

„Ja, ja!“ sagt Kuklinski wie ein Kind, das sich in seinem Mißgeschick erbärmlich wichtig macht und nickt.

Sie legen sie auf's Bett.

„Was hat ihr gefehlt, Kuklinski?“

„Nichts, nichts, nichts!“ Der Hirt hebt die Arme, beugt die Knie und bleibt so, sich immer tiefer bückend.

Der Knecht ist völlig verändert, eher streng und unduldsam gegen den Hirten, dem so ein Strafgericht passiert ist. „Hast Lichte? Steck' sie an und bet'. Ohne Kommunion.“ Er schnalzt wie im Schmerz mit den Lippen. „Jetzt komm abfuttern. Die Schweine schreien sich die Kehle aus dem Hals.“

Der kleine Theodor hatte sich daran gemacht, die Tiere zu scheuchen, er hat einen Stecken, damit haut er drauf zu. Die Hunde bellen.

Die drei Brüder kommen an. Kuklinski geht und sagt ihnen, die Milch an sich nehmend, daß die Mutter tot ist, tot im Bett. Franz hat die nämlichen lachenden klaren Augen wie Theodor, stahlblau und schön in ihrer schmalen Form. Er sieht zum Vater auf und wölbt die Wangen.

Der Vater voran, ihm nach die Jungen, trampeln sie in die sonnenglühende Stube. Die Kinder treten an das Bett und wissen nicht, was sie davon halten sollen, daß die Mutter aschfahl ist und wie aus Holz, nichts sagt, nichts tut. Sie gehen ab. Franz macht sich daran, in den Pilzen zu kramen, Johann sieht nach dem Herd und erkundigt sich, ob sie heut Kartoffeln haben werden.

Am dritten Tage nach dem Begräbnis langte eine Frau mit einem Bündel bei dem einsamen Stallgebäude an. Mit Seitenblicken nach allen Richtungen suchte sie nach dem Hirten. Dann betrat sie das Haus. Die Kinder befanden sich in der Ecke, wo der zerbrochene Schrank stand. Allerdings, sie waren über dem Mehlsack her. Als die Frau eintrat, rissen sie aus, schrecklich weiß und schwarz besudelte Gestalten.

„Erbarmen!“ sagte die Frau und hob die Hände.

„Was für 'ne Zucht, was für 'ne Wirtschaft!“

Sie ging in den beiden Stuben herum, hob Lumpen von der Erde und ließ sie wieder fallen, weil sie ein Ende weiter noch schlimmeren Kehricht sah.

„Erbarmen!“ Sie setzte sich auf einen Schemel, ihr schief gezogenes Gesicht nahm einen Ausdruck an, als wäre ihr zuviel zum Bedenken aufgebürdet. „Erbarmen!“ sagte sie dann nochmals, stand auf und fing auf die Lotterwirtschaft zu schimpfen an, so daß sie rot im Gesicht wurde. Dabei untersuchte sie den armseligen Bestand an Kochgeschirr und sah sich nach dem Kartoffelkorb um. Sie fand ihn nicht und ging murmelnd heraus, wo sie sich daran machte, die nähere Umgebung des Hauses zu prüfen.

Im umzäunten Garten standen die Kartoffeln hoch und bräunlich im Kraut, ein hübsch großer Kartoffelacker. Und die Hacke lag da. Die Rikowsche machte sich daran, das Abendessen aus der Erde zu holen.

Die Kartoffeln waren groß, gesund, zahlreich unter jeder Staude.

„Es ist Gottes Wille,“ sagte die Rikowsche, und damit meinte sie, daß sie bei dem Kuklinski bleiben würde.

Als der Hirt vom Felde kam, fand er eine fremde Frau völlig eingewöhnt bei sich vor. Sie hatte den Kindern zwangsweise die Gesichter gewaschen und schalt sie eine Hundebrut, weil sie so zerlumpt waren. Sie warf die fast bösen Blicke einer Ordentlichen auf Kuklinski, den Unordentlichen.

Er entsann sich, daß er das Weib einmal auf einem Ablaß in Kwielle gesehen hatte und daß sie ihm damals nicht gefallen hatte. Jetzt gefiel sie ihm noch viel weniger, denn sie hatte mittlerweile einen schiefen Mund bekommen. Das Merkwürdige, daß sie plötzlich da war und für ihn Kartoffeln kochte, verblüffte ihn so, daß er nichts weiter sagte.

„Wie kann dir die Frau tot in der Stub' liegen, wo sie nich krank war“, sagte die Rikowsche strafend, als sie die Kartoffeln

Digitized by Google

auftrug. „Über dir ist das Strafgericht Gottes, Kuklinski. Du bist ein Heidensünder.“

Johann bekam eins auf den Kopf, weil er den Aminek auf dem Schoß hatte und mit dessen Pfote in die Schüssel fuhr.

Dem Hirten ging es wie ein Messer in die Brust. War er nicht abgezehrt im Fleisch und richtig krank von Herzen wegen der Frau? Jetzt noch die Rede, daß er die Schuld hatte. Was sollte er tun? Mit einmal fromm werden? Das mochte recht schön sein und das Passende für ihn, nur daß er nicht wußte, wie er es anfangen sollte. Das war kein Leben für ihn. Er wollte davon gehen. Seine Knie zitterten danach, davon zu gehen.

Aber er blieb und aß Kartoffeln und grauste sich vor dem alten Weib mit dem schiefen Mund, gerade wie Flora und Aminek, die mit gesträubtem Nackenfell knurrten, wenn die Rikowsche ihnen nahe kam oder sie ansah, als wollte sie ihnen auch mit Gewalt die Gesichter putzen.

Kuklinski mußte seufzen und seufzen.

„Ja, das paßt sich für dich, seufz' du nur als Witmann, verlassen und verlottert, wie du bist,“ sagte die Rikowsche. „Bettler können sich vor euch schämen. Die Schenkel und Rippen stecken den Bälgen aus den Kleidern. Das wird geflickt, du Vagabond.“ Mit knochiger Hand hatte sie Michel gepackt und seinen Arm gedreht. Da sah der nackte Rücken aus dem lumpigen Jäckchen.

Kuklinski kamen Funken vor die Augen, bis an die Zähne stieg es ihm, der Eindringlingin zuzuschreien: Scher dich dahin, wo du herkamst, du altes Gespenst. Machst mir die schönen Knaben schlecht. Nennst mich einen schlechten Kerl. Das will ich nich! Die Kartoffeln, die du kochst, schmecken nach Gift... Der Schrecken aber um den Tod der Frau hatte Kuklinski zahm und lahm gemacht. Er zog seine Fäuste an sich. „Laß meine Söhne in Frieden und zieh ab, Rikowsche. Da geh hin, von wo du herkamst,“ sagte er nur leise und mit niedergeschlagenen Augen.

„Ei, so bist du, Kuklinski“, kam es höhnisch aus dem schiefen Mund. „Statt daß du Gott in deiner Not danken tust, daß die Rikowsche gekommen ist, Frauenarbeit bei dir zu tun, wo alles bei dir aussieht, daß man möcht' mit Zangen angreifen lieber als mit Händen. So bist du. Du willst wohl noch, daß die Kinder verkommen, verhungern, draufgehen, mit Krankheit geschlagen aus dem Mangel an Ordnung. Ei, sieh an, was du für ein niederträchtiger Schächer bist! Ich sag dir, dem Bauern Sablewski aus Kwielle is das auch heimgezahlt, daß er die Rikowsche scheel angesehen hat und ihr nicht genug gab, daß ihr die Arbeit belohnt wurde. Ihm ist der Hof abgebrannt in einer windigen Nacht, alles herunter, der Roggen in der Scheune, das Jungvieh im Stall. Und ging hin in das Wäldchen am Teich und erhängt sich. Ei, siehst du's jetzt?“

Am nächsten Tage erklärte die Rikowsche, daß sie Kuklinskis Mutter gekannt hätte, und daß er ein Zwilling sei; der andere Bruder sei ein Wilddieb und flüchtig.

Was wußte die Hexe alles! Er war ein Waisenkind und in der Armut bei einem Onkel, der Ochsenknecht auf dem Gut gewesen war, aufgewachsen. Immerhin — Kuklinski war wie vor den Kopf geschlagen, und als die Rikowsche darauf nach seinem Lohn und Deputat fragte, sagte er ihr alles, ohne Rückhalt, auch daß er vom Stellmacher sechs Taler geborgt habe. „Das wird sich machen,“ erklärte die Rikowsche. „Wenn ich man erst die Unordnung werd' aufgearbeitet haben. Aber Brot back ich dir nich, Kuklinski.“

Der Hirt stutzte. Die Rikowsche ansehen konnte er nicht, sie war ihm zu häßlich und unheimlich; er sah auf den Erdgrund und wartete auf ihre weiteren Bestimmungen, so, wie ein geschlagener Mensch in Demut wartet.

„Die Kinder holen Bäckerbrot aus Bork, und damit gut,“ bestimmte die Rikowsche.

Schön gut! dachte er in seiner eisigen Enttäuschung. Keine Frau und kein eigen gebackenes Brot von jetzt ab, das sind meine schwarzen Tage.

„Zuck, zuck, Flora, Aminek!“

Die Schweine jagten aus ihren verstreuten Stellungen auf einen Klumpen zusammen, von den Hunden getrieben.

Digitized by Google

Seufzend zog der Hirt aus nach den freien Feldern unter einem Morgenhimmel, den Goldschaumwölkchen in Reigen und Ketten und silberweiße Kristallschauer am höheren Himmel in seliger Schönheit schmückten.

Ein paar Tage später fiel dem Kuklinski nach dem Abfuttern ein, daß es in Bork eine Heckerei, wie sie da sagten, gab, in der man Schnaps zu trinken bekam. Einmal wollte er sich das gönnen, nicht mit der Rikowschen zusammen zu sitzen und von ihr zu hören, wie sie ihn und die Knaben schlecht machte und von sich wunder was auskramte. Er wollte nicht das Bäckerbrot zwischen die Zähne bekommen, das so trocken und geschmacklos war wie Sand. Wenn ihm der Magen vor Hunger Sperrenzen machte, würde er ihm schon eins draufgeben mit Feuer. Und dann irgendwo verkrochen im warmen Sand der Schonungen liegen und sich einbilden, Marinka wäre zu Hause und wartete zur Nacht auf ihn, säße im Bett, kleine Zöpfchen am Kopf und das Gesicht wie das eines jungen Mädchens.

Also schlich sich Kuklinski mit Vorsicht, damit die Kinder und Hunde nichts merkten, davon, er ging am Flußlauf entlang, über die Brücke und den Weg herauf in das Dorf. Das lag über dem Fluß auf fressendem Sand. Die Wasserader mit ihrem Schmuck war im Gelände wie ein reicher, froher Fremdling unter einer Schar von demütigen, schmachtenden Armen.

Einen Seitenweg herunter kamen ein paar Weiber; Kinder und Gänse vor ihnen her. „Du siehst schlecht aus, Kuklinski," oder „du hast schlimme Tage," damit äußerten sie im Vorbeigehen ihre Teilnahme für den Witwer.

So war es: die Männer hatten Weiber, und die Weiber Männer. Die Weiber hatten schickliche Gesichter und so was Kommodes und Freundliches, nur er war so gottverlassen mit der Rikowschen. Er konnte nicht Geld genug für Bäckerbrot hergeben, die hier backten selber Brot; sie sprachen davon, daß der Mniantka und zwei Nachbarinnen Brot im Ofen hätten.

Das zehrte am Fleisch, so wie ein gestrafter Hund im Dorf zu gehen.

Den Steig herunter kamen noch ein paar Leute und dann die Monika Mniantka, die Tochter von dem lahmen Mniantka, der eine Invalidenrente bezog. Sie tat viel auf einmal. Sie führte eine magere, weiße Ziege, sie schucherte ein halbes Dutzend schöne weiße Gänse mit blaßgrauen Köpfen vor sich her, trug ein Bündel glatter, großer Mohrrüben von glänzendem Ziegelrot, außerdem eine Harke und einen Beutel, der naß war. Ihr Rock war auch bis zu den Knien naß.

„Geh man," sagte Kuklinski, „daß du zur Zeit zum Brot kommst. Sie nehmen dir weg."

„Sie nehmen nich weg. Der Vater is da."

„Ich hab den Vater im Walde auf Pilze sammeln gesehn, als ich die Schweine nach Hause trieb."

Das Mädchen stutzte. Ihre Miene war hell und klug, ihr Gesicht wohlgebildet, die Augen groß und die Zähne von zartestem Weiß in ihrem frischen, beweglichen Mund. „Nee," sagte sie und lachte. „Da machst du Unsinn." Damit ging sie rüstig vorwärts. „Du willst wohl den Kanten vom friichen Brot haben?" fragte sie scherzend, als Kuklinski sich umdrehte und mit ihr ging.

„Du könnt'st mir geben. Ich hab' Hunger auf solch Brot, wo du backst. Ich bin wie'n Verhungerter, seit die Frau tot is."

„Die Rikowsche is 'ne Hex?" fragte Monika fröhlich.

Kuklinski hob die Schultern. So wie einer, der im Mißgeschick steckt, so sah er aus. Und das Mädchen gerade im Gegenteil war obenauf, so recht in der Fahrt der Arbeit und des Vergnügens an sich und der Welt; in gutem Einvernehmen mit dem Vater und den Dorfleuten.

„Ich geb' dir," sagte sie.

„Mit den Knaben is das ein Elend," sagte Kuklinski und zog die Backen noch tiefer ein und bekam Tränen in seine hohlen Augen.

„Ich geb' dir," widerholte Monika und sie ging so elastisch in ihrem nassen Rock und trug den Kopf so hoch, daß es aussah, als überhöbe sie sich über den im Elend steckenden Hirten.

Digitized by Google

Sie kamen vor die Kathe, in deren einer Hälfte der Mniantka wohnte. Unter dem einzigen Fenster wuchsen Sonnenblumen, vor den kleinen schwarzen Scheiben steckten sie ihre Blätterschafte aus. Das Dach ging bis auf die alte Tür herunter, ein Strohdach, nur daß ein Moospolster, weich und scharfgrün, neben dem andern wuchs; welke Birkenblätter lagen wie matte Goldstücke darüber gestreut. Die Sparren, die das Stroh von außen festigten und sich auf dem Dachfirst kreuzten, waren lückenhaft. In dem kleinen Garten lag der nackte Sand um verbogene Kirschbäume.

Kuklinski sah das alles, und dennoch kam er sich wie ein Bettler vor, der nichts tun kann als wortlos die Hände ausstrecken und weinen.

Monika war mit der Ziege und den Gänsen hinter das Haus gegangen, wo ein baufälliges Ställchen stand. Kuklinski wartete, und wie er das tat, beruhigte er sich; mit einem Male war's mit seinem Schmerz um Marinka zu Ende; sein Eigensinn war zu Ende, daß er grade sie haben mußte, die ihm doch genommen war. Als die Mädchengestalt aus der Haustür trat, zog es ihn ohne Aufenthalt zu ihr; in seinen Sinnen und Gedanken hielt er sich fest zu ihr.

Auf einem freien Stück Land zwischen einem Lupinenfeld, das gelb blühte, und einem Acker mit blaugrünen Wrukenblättern, die von langstengligen Kornblumen wie von einem tropischen Walde liebreizend überragt wurden, stand ein dunkel verräuchertes Dach auf einem niedrigen Fundament aus Feldsteinen. Das war der Backofen. Das Dach schützte einen halbkugelförmigen Lehmbau, aus dessen Sprüngen und Rissen ein wohlriechender Dampf strömte; die Lupinen versüßten den Dampf mit ihrem Honigduft. Das Dach sprang so weit vor, daß die Menschen und Backtröge vor Unwetter geschützt wurden. Als Monika und Kuklinski da anlangten, verstopften zwei Weiber mit wichtigen Mienen die Spalten an der eisernen Ofentür, vor die ein hölzerner Ständer gestemmt war.

„Er wollt' die Zeit nich abwarten. Er ist klüger als die Bäckerinnen," sagte die eine Frau, eine in blauen Kattun gekleidete dickliche Matrone ohne Vorderzähne, die vierzehn Kinder geboren hatte. Das ging auf den Mniantka, der seine Brote bereits aus dem Ofen gezogen hatte, sie in seinem Backtrog schichtete und beklopfte und begutachtete.

„Ich weiß Bescheid, Frauensarbeit is keine Hexerei. Laßt euer Brot an der Kruste verbrennen! Ich werde mit dem guten Brot sitzen."

Das andre Weib, eine eher erregt und schmal aussehende jüngere Frau mit hohem Leib, nahm den Kuklinski aufs Korn; mechanisch scheuchte sie ihre Kinder, die um den Backofen wie die Bienen um die Lupinen schwärmten, zurück: „Laß doch, geh doch, laß doch. Kuklinski," sagte sie mit einiger Lust in den Augen, „das möcht' 'ne Frau für dich sein, die vom Mniantka. Was denkst du, der Alte hat von der Rente gespart, der hat im Stroh. Was is das für ein Mädchen, tüchtig zur Arbeit, schön genug. Wenn sie nur nicht den Zug bekommt, über Land zu laufen. Das mußt du ihr abgewöhnen, Kuklinski."

Die Frau lehnte sich behaglich an den Balken, der das Dachgerüst verband.

Monika errötete etwas. „Der Vater is zufrieden," sagte sie, ein Brot aufnehmend.

„Mit dem Brot ja, mit der Tochter nich," gab die Frau zurück. „Geprügelt hat er dich genug, jetzt sagt er nichts mehr."

Die andre Frau, die Mutter der vierzehn, sagte gleichmütig: „Das hat keinen Verstand, öfter als Sonn- und Festtags zur Kirche zu gehen. Was will sich da einer mit hervortun! Für uns ist das nich, wir haben unsre Arbeit. Überall laufen die Hunde barfuß."

„Noch kann man das Brot nich schneiden," sagte Monika zu Kuklinski und drehte den beiden Weibern den Rücken.

„Sie wird ihm Brot zur Probe geben, sie will ihn zum Mann haben!" Die Weiber lachten.

Kuklinski raffte sich auf. „Warum soll Monika nich alltags zu Kirch', wenn sie das Ihre tut? Die is für uns alle fromm."

„Mit deinen vier Knaben wird sie so viel Arbeit kriegen, daß sie's lassen wird," scherzte die hagere junge Frau.

Digitized by Google

„Ich war seit drei Wochen nich zur Frühmesse, nich zur Abendandacht," sagte Monika abweisend und etwas verlegen, „laßt das doch sein."

„Und wenn du die Nacht wegbleibst? Und kommst wieder als einer, der ein Fest mitgemacht hat? Und niemand weiß, wo du warst?"

„Das meecht' ganz gut sein, mit den Weibsleuten zu arbeiten, wenn sie nich den großen Mund hätten," mischte sich Mniantka, ein blasser, eher bedächtig und ein wenig lehrerhaft aussehender Mann in die Unterhaltung.

„Ei, du!" Die beleibte Frau setzte eine überlegene Miene auf. „Ein jeder kann nich wie du Geld ziehen und herumtrödeln und stumm sein wie 'n Fiich."

Kuklinski sagte: „Ich hol' mir morgen den Kanten vom Brot."

„Nee, steh, ich schneid dir." Monika warf eine Milbenstaude fort, an der sie gezupft hatte und bat ihren Vater um sein Messer.

Kuklinski hatte auch ein Messer und gab es ihr rascher.

„Sie verdirbt das Brot," sagten die Weiber.

Monika kniete und sägte und schnitt vorsichtig, während ihr Vater zusah und sein Gesicht anteilnehmend verzog.

In das Lupinenfeld waren indes die jungen Puten vom Bauern Praatz hereingeraten, die piepten melodisch und hoben ihre rötlichbläulichen Köpfchen und Hälse aus den gelben Kerzen und duckten sie in den grünen Blättergrund.

Kuklinski bekam seinen Brotkanten; der Vater murrte, daß die Tochter ihn zu groß schnitt, sie aber kümmerte sich nicht darum, sie gab das Drittel des Brotes. „Ich fast' hernach," sagte sie aufspringend. Und sich lebhaft und energisch an die Weiber wendend, brach sie aus: „Nee, so dumm wie die Leut' hier sind, sind sie nich allerwärts. Wenn ich in Kwielle oder Lubschau die Nacht bleib', dann müssen sie reden. Hab' ich da nich die Tante und da die Freundin?!"

Monika sah Kuklinski recht wohlwollend an, wie einen, der ihre Partei ergriffen hatte.

„Ich geh' noch ein Stück mit dir," versicherte sie ihm.

Dem Paar nach schrien die Weiber vom Backofen: „Du läufst zu oft in die Kirch', das is nich in der Ordnung."

Worauf sich Kuklinski umdrehte und mit dunkler dröhnender Stimme zurückschrie: „Das weiß keiner, wie oft der Mensch in die Kirch' gehen soll."

Das gefiel Monika. Das gefiel ihr sehr gut.

„Weißt auch, Kuklinski, wo ich die Nacht über bleiben tu?" fragte sie und sah den Hirten vertraulich und gefallsüchtig an, so daß es ihm kalt und heiß über die Brust schauderte.

„Nee —"

„Nie nich in Lubschau. In Kwielle. Da wo der Weg von Schildau über die Höhe und durch den Wald führt, steht die Mutter Gottes." — Monika bekreuzte sich — und hob dann die Hand. „Groß, hat blauen Mantel an, die Krone von Gold. Ohne das Jesukind. Weißt du, ohne das Jesukind is mir lieber, als wenn sie's hat. Da hat sie die Arme frei für mich."

Monika stockte die Sprache, zwei Tränen liefen ihr aus den Augen.

Kuklinski nagte an seinem Brotkanten. Was war darauf zu sagen?

„Neben der Jungfrau steht der alte Nepomuk aus Holz, ganz dünn und alt, ganz trocken mit eisernen Klammern, daß er nich auseinanderfällt; bloß daß er ebenso hoch ist wie die Mutter Gottes." Monika machte ein mißvergnügtes Gesicht. „Keiner sieht ihn an, nur die Jungfrau sieht jeder an und grüßt sie. Unten, wo sie stehen tut, hat sie wie eine kleine Stube, vorne zwei Ständer. Da trag ich Moos hin und wenn ich zu Andacht war, verlier ich mich in den Wald und wenn Nacht wird, kriech ich zu ihr. Da ist mir gut. Ich hab Schutz bei der Mutter, ihre Krone is über mir. Manchmal kommt noch wer und grüßt: gelobt sei Jesus Christ. Ich sag' bei mir: in Ewigkeit, Amen. Wagen kommen noch. Ich lieg still, mich hat niemand gefunden."

„Aber der Vater schimpft. Sie sagen, er schlägt."

Digitized by Google

Monika warf den Kopf auf.

„Und die Arbeit? Wie kannst du so viel freie Zeit haben?“ Kuklinski schüttelte mit dem Kopf.

„Pschi, die Arbeit. Wir haben nur Gartenland draußen, die Ziege, die Gänse, die paar Hühner. Das schaff' ich schon. Vater versteht alles im Haus.“

„Aber das läßt auch von dir ab, daß du mußt Alltags in die Kirch' laufen!“

„Ja,“ sagte Monika eher betrübt, „jetzt seit drei Wochen hab ich keinen Sinn dazu, nur auf die Arbeit und so, was im Dorf vor ist.“

Den Kuklinski stärkten die wenigen Happen Brot, die er aß. Die neue Liebe stärkte ihn noch mehr.

„Wenn du mich nimmst und die Knaben Mutter zu dir sagen, wirst du niemals nich Sinn dafür haben, fortzugehen,“ behauptete er mit schöner Sicherheit.

„Meinst du das?“ fragte Monika und blieb mit einem halben Lächeln. Sie dachte daran, wie die Frauen, nein, auch die Männer ihr zusetzten wegen ihrer Gewohnheit. Wie sie vom Vater viel ausstehen mußte und tagelang herumging in Zweifel und Not, ob sie ihrem Trieb folgen sollte und über Land fortgehen nach den Kirchen. Wie jagte sie mit Gesängen durch die Wälder in Angst und Eifer und wußte nicht, war sie krank und elend oder eine, die Gnade findet.

Monika blieb stehen. Das war da, wo das Kruzifix aus Holz errichtet stand.

„Du wirst es gut haben bei mir, Monika. Ich bin dir so gut, Mädchen. Komm bald zu mir, komm, wir haben Hochzeit.“

Kuklinskis und Monikas Hände griffen nacheinander. Er sagte immerfort dasselbe in seinem besten Schmeichelton. Nur durch seine Freude, daß die Rikowsche gehen würde, wenn sie zu ihm käme, brachte er etwas Abwechslung in seine Worte.

Monika nickte und sagte ein paar Mal „ja“, fühlte sich unsicher, erschrak und wollte fort. Sie gewahrte das Kruzifix, als ob sie's zum ersten Male sähe. Wollte sie nicht einen Bundesgenossen für ihre Frömmigkeit an dem Kuklinski haben? Nun kam es so. Jetzt brannte ihr das Geblüt. Das Dorf, die Weiber und Häuser gaben Beifall, aber das Kruzifix stand da so schmerzhaft und verlassen, es sagte nicht „nein“, aber es stand da und gab einen Wegweiser ab in die heiligen Welten.

„Hast auch ihren Sohn gegrüßt?“ fragte sie unsicher mit den heißen Wangen der Erregung und des Zwiespalts.

„Nee, ein andermal,“ sagte Kuklinski, Brot kauend und mit den Augen Monikas Jugend und Liebreiz schätzend und begehrend. Sie vergönnte ihm das nicht lange, sie ging nach Hause und wußte nicht, ob sie jetzt besser in das für sie passende Gleise geraten oder noch tiefer in die seltsame Fremde und Wildnis gelaufen war. (Schluß folgt.)

Von Frauen und über Frauen.

Die Gesetze, die Männer gemacht haben, sind der reine und unverfälschte Ausdruck ihrer Gesinnung in bezug auf die Frau, alles andere ist Lug, Trug und Phrase. Diese Gesetze drücken dem Starken die schärfsten und schneidigsten Waffen in die Hand gegen die Schwachen und Wehrlosen. Ernest Legouvé, durchaus kein Anhänger der Frauenemanzipation, fragt in einer seiner Schriften: „Welche Klasse unter den Arbeitern ist die elendeste? Die Frauen. Wer verdient 16 oder 18 Sous für zwölfstündige Arbeit? Die Frauen. Auf wen fällt die ganze Last der natürlichen Kinder? Auf die Frauen. Wer trägt die ganze Schande aller der Fehler, die aus Leidenschaft begangen werden? Die Frauen.“

Hedwig Dohm. (Der Frauen Natur und Recht.)

Digitized by Google

Der Bund zur Verbreitung von Irrtümern.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Im Oktober gedenkt der Gegnerbund eine Heerschau — beziehungsweise einen Familientag — in Berlin zu veranstalten. Mit den Beratungen en petit cercle wird man öffentliche Versammlungen verbinden. Dabei werden — in Verhandlungen über die berufliche Fortbildung — teils die deutsch-nationalen Handlungsgehilfen ihre Geschäfte betreiben, teils werden für alle, die es danach gelüstet, die alten, aus oberflächlichen und laienhaften volkswirtschaftlichen Vorstellungen hervorgehenden und auf solche berechneten allgemeinen Argumente der Herren (und Damen!) gegen die Frauenbewegung zu hören sein.

Gleichsam zur Vorbereitung für die Gedankengänge, die dort ausgebreitet werden, hat Herr Langemann soeben seine Zeitungsaufsätze (auf daß nichts umkomme!) in einem Sammelbändchen unter dem ansprechenden Titel „Auf falschem Wege" (Verlag Zillessen, Berlin) herausgegeben. Dieses Unternehmen ist insofern dankenswert, als man hier die ganze Konfusion beieinander hat. Ich möchte es daher zum Anlaß nehmen, um einmal die immer wiederholten Hauptargumente unserer Freunde nebeneinander zu stellen und zu beleuchten. Freilich — auch unsere Gegenargumente sind oft gesagt. Den Mitarbeiterinnen sind sie geläufig. Ich denke mir aber, daß eine solche Gegenüberstellung für Propaganda, Agitation, Verteidigung bequem ist. Sie mag vielleicht zur Aufklärung bei solchen dienen, die gegen die flachen Beweisführungen der Gegner noch nicht ausreichend gewappnet sind.

Die Sophistik tummelt sich auf drei Gebieten:

Erwerbstätigkeit; Familie; öffentliches Leben.

Von der Ausdehnung und Entwicklung der weiblichen Erwerbstätigkeit befindet sich im Hirn des Herrn Langemann das folgende Bild:

„Man weiß, der moderne Mensch hat einen unendlichen Respekt vor der Statistik und schwört auf die Zahl. Darum hat sich auch die Jungfrauenbewegung mit so außerordentlichem Eifer der durch die Gewerbezählung ermittelten Zahl von 9 Millionen erwerbstätiger deutscher Frauen bemächtigt und hat aus dem Ansteigen dieser Ziffer von etwa 5 Millionen auf 9 Millionen in dem Zeitraum von 1895 bis 1907 die allerschwerwiegendsten Folgerungen gezogen für die Notwendigkeit einer völlig veränderten Frauenpolitik. Untersucht man diesen Zuwachs genauer, so stellt sich heraus, daß er — abgesehen von der Bevölkerungszunahme — überhaupt kein Zuwachs ist, sondern durch eine Änderung der Zählweise zustande kommt. Man hat nämlich die 3 Millionen minderjähriger Angehörigen, die in der Landwirtschaft und Industrie im Elternhause helfen, im Jahre 1895 nicht mitgezählt, 1907 aber unter die Zahl der Erwerbstätigen eingerechnet. Diese Tatsache ist der Frauenbewegung wohl bekannt, trotzdem redet sie von einer gewaltigen Zunahme der erwerbstätigen Frauen und geht mit dieser Unwahrheit in Stadt und Land hausieren."

Digitized by Google

Nun, Herr Langemann wird auch durch die Sperrung seiner Sätze nicht die Überzeugung erwecken können, daß er wirklich „diesen Zuwachs genauer untersucht" habe.

Wie steht es tatsächlich damit?

Die Berufszählung von 1907 zählt 9,49 Millionen hauptberuflich erwerbstätiger Frauen. Von ihnen sind 2,82 Millionen verheiratet, 6,67 Millionen alleinstehend, mit Einschluß der Witwen und Geschiedenen.

Von insgesamt 10,82 Millionen Ehefrauen in Deutschland sind 2,82 Millionen hauptberuflich erwerbstätig, 8 Millionen ausschließlich Hausfrauen (auf die allerdings noch etwa 2 Millionen Nebenberufsfälle kommen).

Von insgesamt 6,62 Millionen lediger Frauen über 16 Jahre in Deutschland sind 5,71 Millionen hauptberuflich erwerbstätig; also es steht weniger als 1 Million, weniger als der sechste Teil außerhalb des Erwerbslebens. Damit ist aber nicht gesagt, daß dieses Sechstel nun in der Hauswirtschaft tätig ist. Denn zu ihm gehören noch die vielen in der Berufsvorbereitung befindlichen Mädchen über 16 Jahre, sowie die berufslosen selbständigen ledigen Frauen. Es bleiben also vielleicht 700 000 Frauen übrig, die als Ledige noch in der Hauswirtschaft beschäftigt sind.

Von 2,42 Millionen Witwen ist fast 1 Million hauptberuflich erwerbstätig.

Es ergibt sich also für die Verteilung der Frauen auf Haus und Beruf heute das folgende Bild:

Es sind hauptberuflich in der Familie tätig: 8 Millionen Ehefrauen, 0,7 Millionen unverheiratete Frauen, 1,4 Millionen Witwen und Geschiedene; hauptberuflich im Erwerbsleben: 2,82 Millionen Ehefrauen, 5,71 Millionen unverheiratete Frauen, 0,96 Millionen Witwen und Geschiedene. Also im ganzen in der Hauswirtschaft zirka 10,1 Millionen, im Erwerbsleben 9,49 Millionen. Nebenberuflich sind in der Hauswirtschaft 2,82 Millionen, auf dem Arbeitsmarkt zirka 2 Millionen Frauen tätig.

Das heißt: etwa die Hälfte aller deutschen Frauenkraft ist erwerbswirtschaftlich, etwa die Hälfte ist hauswirtschaftlich verwertet.

Nun aber wollen wir tun, was Herr Langemann getan zu haben behauptet: den Zuwachs seit der letzten Zählung genauer untersuchen.

Herr Langemann hat sich aus den Gedächtnisbruchstücken seiner frauenrechtlerischen Lektüre die Behauptung zurechtgemacht, daß der Zuwachs, abgesehen von der Bevölkerungszunahme, überhaupt keiner sei, sondern durch 3 Millionen minderjähriger (!) Angehöriger im Elternhause zustande komme, die man 1895 nicht unter die Erwerbstätigen, jetzt aber dazu gerechnet habe.

Hätte Herr Langemann die Aufsätze in den Zeitschriften der Frauenbewegung, aus denen er seine Kenntnisse von dem neuen Zählverfahren geschöpft hat, etwas besser gelesen oder behalten, so würde er folgendes wissen: Von dem Gesamtzuwachs der erwerbstätigen Frauen um zirka 3 Millionen kommen 2 Millionen auf die mithelfenden Familienangehörigen und 1 Million auf selbständig Erwerbstätige. Aber es ist unrichtig, den großen Zuwachs der mithelfenden Angehörigen nur damit zu erklären, daß sie diesmal als hauptberuflich erwerbstätig gerechnet worden sind und 1895 bei der gleichen Arbeitsleistung nicht. In der Reichsstatistik selbst (deren Bearbeiter wohl kaum frauenrechtlerischer Tendenzen verdächtig ist)

Digitized by Google

heißt es: „Die starke Vermehrung der weiblichen mithelfenden Angehörigen kann jedoch nicht allein aus einer genaueren, besseren Erfassung dieser Mithilfe abgeleitet werden. Gerade die Tatsache, daß sich alle Altersstufen, besonders die höheren (über 50) und jüngsten, an der Zunahme beteiligen, deutet darauf hin, daß auch tatsächlich eine stärkere Heranziehung der Angehörigen zur Arbeitsleistung stattgefunden haben muß. Die verbesserte Fragestellung und das gesteigerte Bewußtsein der Bevölkerung von der Natur dieser Hilfeleistung hat sicherlich einen Teil der Steigerung hervorgerufen. In erster Linie aber entspricht die vermehrte Betriebsamkeit der Angehörigen den wirklichen Verhältnissen." Woher Herr Langemann nun die phantastische Idee bekommen hat, daß es sich bei diesen mithelfenden Angehörigen um „minderjährige" handelt, ist mir unerfindlich — tatsächlich sind von den 2,8 Millionen weiblicher Mithelfender 1,6 Millionen Ehefrauen.

Also, auch die Zunahme der mithelfenden Familienangehörigen bedeutet eine starke tatsächliche Zunahme weiblicher Erwerbstätigkeit. Die Bäuerin, die Gastwirtin sind nicht minder erwerbstätig, weil ihre Arbeit zufällig im Betrieb des Mannes liegt. Sie sind genau so Berufsfrauen wie die Lehrerin oder die Arbeiterin, es existieren für sie die Fragen der Berufsausbildung, sie haben Berufsinteressen und sind durch sie mit Handel und Wandel, mit dem öffentlichen Leben verknüpft genau wie die alleinstehende Frau.

Abgesehen aber von der Zunahme der voll berufstätigen weiblichen Angehörigen ist die der selbständig erwerbstätigen Frauen durchaus nicht so belanglos, wie die Gegner das gern hinstellen möchten. Man sieht die Entwicklungstendenzen am besten aus der folgenden Aufstellung:

Es waren von 100 Frauen

	Hauptberuflich erwerbstätig	Dienstboten	Angehörige	Berufslose selbständige
1882.....	18,46	5,56	72,94	3,04
1895.....	19,97	4,99	70,81	4,23
1907.....	26,37	4,00	63,90	5,73.

Selbst der stärkste Widerwille gegen die wirtschaftlich selbständige Frau und die wehmütigste Anhänglichkeit an die alte Zeit wird nicht darüber täuschen können, daß in diesen Ziffern sehr einschneidende Veränderungen zum Ausdruck kommen.

Das sei alles nicht so sehr bedeutsam, meint Herr Langemann, als Neues bleibe schließlich nur „ein starkes Anwachsen der weiblichen Fabrikarbeiter und Handelsgehilfen". Und auch diese repräsentierten eigentlich nichts Neues. Nämlich: „von diesen ist aber die weitaus größte Zahl nicht selbständig, sondern lebt innerhalb der elterlichen Familie und steuert als Haustochter oder Hausfrau nur einen Zuschuß zu den Einkünften des ungeteilten Familienhaushalts bei. Als im eigentlichen Sinne selbständige erwerbstätige Frauen bleiben nun noch die in den sogenannten freien Berufen tätigen 300 000 Frauen, die Lehrerinnen, Post- und Eisenbahnbeamtinnen usw.". Wie Herr Langemann zu der Vermutung kommt, daß unter den Arbeiterinnen und Handelsgehilfinnen die weitaus größte Zahl, unter den Lehrerinnen und Postbeamtinnen gar keine Haustöchter seien, ist ebenso dunkel wie die Herkunft der Phantasiezahl 300 000. Wahrlich, der „Waschzettel", der dem Rezensionsexemplar dieses Buches beigegeben wurde, hat nicht zu viel gesagt, wenn er kühn behauptet: „Bislang dürfte es kaum eine Schrift geben, aus

Digitized by Google

der die Keimpunkte und die Entwicklungstendenzen der modernen Frauenbewegung so eingehend studiert werden können."

Aber wenden wir uns einem anderen und sehr fruchtbaren „Keimpunkt" der gegnerischen Einwände zu. Das ist die Konkurrenzfrage. Herr Langemann spricht im Abschnitt VI seiner gesammelten Werke über „Frauenerwerb und Frauenbewegung". Er redet da zunächst von dem „Frauenüberschuß" und bestreitet seine Bedeutung für die wirtschaftliche Frauenfrage; was er aus dunklen Quellen dunkel behalten, gewinnt Gestalt in dem Satz: „es stellt sich heraus, daß für das eigentliche Heiratsalter, die Zeit vom 25. bis 40. Lebensjahre, auch in Deutschland ein Überschuß von Männern vorhanden ist, und zwar in der Höhe von 400 000 Mann." Und daran knüpft sich die Konsequenz: „Man schaffe darum den jungen Männern im Lebensalter der Heiratslust die wirtschaftliche Möglichkeit zu heiraten, befreie sie von der Mädchenkonkurrenz in den Männerberufen, und die Heiratsnot wird gemildert werden."

Das ist ein sehr verbreiteter Gedankengang, der noch immer wieder Gläubige findet.

Wie steht es mit dem Frauenüberschuß? Er beträgt tatsächlich 800 000 — d. h. auf 1000 Männer in Deutschland kommen 1026 Frauen. Nun sagt eine laienhafte Überlegung: also müssen 26 von 1000 Frauen übrig bleiben. Die Frauenfrage besteht darin, wie diese 26 pro Mille versorgt werden. Man hört den Satz von den überzähligen Frauen, für die es Berufe geben muß, auch in den Parlamenten, und hat darin immer wieder einen Beweis, mit welch oberflächlichen Vorstellungen von einem der wichtigsten sozialen Probleme sich das Männerparlament zufrieden gibt. Tatsächlich ist das Exempel viel komplizierter, nämlich so, daß zwar der Frauenüberschuß nicht die Rolle spielt, die ihm eine nur ungefähr orientierte Betrachtung zumißt, andere Faktoren aber eine Versorgungsnotwendigkeit weit über das Verhältnis von 26 pro Mille hinaus schaffen.

Zunächst der Überschuß auf Jahrgänge verteilt, damit die Phantastik der 400 000 überzähligen Männer im Heiratsalter klar wird. Das Zahlenverhältnis der Jahrgänge ist das folgende:

	männlich	weiblich[1])
Unter 14	**10 115 119**	10 053 517
14—16	1 195 198	**1 246 778**
16—20	2 354 517	**2 370 097**
20—25	**2 654 736**	2 642 344
25—30	**2 467 146**	2 445 124
30—40	**4 220 293**	4 213 857
40—50	3 177 104	**3 263 413**
50—60	2 167 715	**2 437 183**
60—70	1 386 701	**1 672 056**
70 und mehr	719 451	**913 176**

Das sind die Zahlen. Sie stehen auf Seite 16 vom Band 211 der Statistik des deutschen Reichs — ein schöner dicker Band von 600 Seiten in Großquart. Der Antibund sollte sich über Herrn Langemanns Mißgeschick mit Zahlen erbarmen und den Band für seine Bibliothek anschaffen. Herr Langemann mag dann sehen,

[1]) Zur Erleichterung der Übersicht sind die Posten, die den Überschuß enthalten, fett gedruckt.

Digitized by Google

wie man aus dieser Tabelle für die Zeit vom 25. bis 40. Lebensjahre einen Männerüberschuß von 400 000 herausrechnet. Ich kann's ihm nicht vormachen. Bei mir kommen nur 28 458 heraus. Vielleicht gehört dazu höhere Mathematik.

Was aber in diesen Zahlen schon sich andeutet, ist die Tatsache eines großen Frauenüberschusses in den höheren Jahrgängen, d. h. eines Überschusses, dem durch das von Herrn Langemann empfohlene Mittel gar nicht geholfen ist.

Um ein wirkliches Urteil über die Versorgung der Frauen durch die Ehe, ihre Ausdehnung und ihre Grenzen, zu gewinnen, muß man den Familienstand von Frauen und Männern mit dem Altersaufbau vergleichen. Dann zeigt sich erstens, daß der Frauenüberschuß in der Hauptsache ein Witwenüberschuß ist (von sämtlichen Personen über 16 Jahre alt waren verwitwet oder geschieden 861 331 Männer und 2 512 219 Frauen); ferner, daß von den Personen über 50 Jahre noch 322 785 Männer und 523 825 Frauen ledig sind; und drittens, daß zwischen 18 und 35 Jahren zirka 4 Millionen Frauen noch ledig sind. Daraus ergibt sich: nicht die dauernd ledigen Frauen sind — um den schönen Ausdruck aufzunehmen — der „Keimpunkt" der Frauenerwerbsfrage. Dazu sind es zu wenig. Es sind vielmehr — abgesehen von den erwerbstätigen Ehefrauen selbst — die 4 Millionen, die noch vor der Ehe stehen, und die $2^1/_2$ Millionen Witwen, für die teils ein Lebensunterhalt, teils ein Lebensinhalt gefunden werden muß.

Nun sagt Herr Langemann (und mit ihm eine Schar anderer), die Frauenkonkurrenz verhindert, daß die Männer früh heiraten. „Man befreie sie von der Mädchenkonkurrenz" usw. Die Voraussetzungen dieses vielen so einleuchtenden Satzes sind falsch.

Erstens: Der Eintritt der Frauen in Erwerbsberufe hat nicht das geringste zu tun mit der Tatsache, daß die Berufslaufbahn des Mannes in den Mittelschichten relativ spät zu einem auskömmlichen Unterhalt führt. Dies Hinausrücken der Möglichkeit einer Familiengründung ist eine Folge der modernen Berufsgliederung und ist höchstens Ursache, aber nicht Wirkung der Frauenerwerbsarbeit.

Zweitens: Es wäre falsch, anzunehmen, daß die 300000 Männer, die dauernd ledig bleiben, aus Not und wegen geringen Einkommens dazu verurteilt sind oder gar wegen weiblicher Konkurrenz in ihrem Beruf nicht zum Heiraten gekommen wären. Schon die Tatsache, daß seit dem Vorhandensein der weiblichen Erwerbstätigkeit die Eheschließungen nicht zurückgegangen sind, spricht dagegen. „Die Hebung der Ehestandszahlen," heißt es in der Reichsstatistik, „hat nicht nur Schritt gehalten mit der rascher werdenden Entwicklung des Volkskörpers, sondern hat sie übertroffen." Es ist also falsch, zu behaupten, daß die weibliche Erwerbstätigkeit eine Minderung der Eheschließungen zur Folge gehabt hat.

Drittens: Die eigentliche Konkurrenzfrage. Wir wollen einmal zunächst den Standpunkt bedingungslos gelten lassen, daß die Frau unter keinen Umständen die Erwerbsmöglichkeiten des Mannes verkürzen darf. Die Frage, ob das geschieht, läßt sich nicht allgemein, sondern nur nach den einzelnen Berufen beurteilen.

Im Lehrberuf kann trotz der Vermehrung der Lehrerinnen nicht davon die Rede sein, daß die Frauen Männer verdrängt hätten. Die Volksschule hat bislang stets mit Lehrermangel zu kämpfen gehabt. Wenn also Herr Langemann meint, daß jede Lehrerin, die mehr eingestellt werde, einem Lehrer die Anstellungsmöglichkeit und einem Mädchen die Heiratsmöglichkeit nähme, so tut er so, als ob

Digitized by Google

der Staat ohne weiteres so viel Lehrer bekäme, wie er haben wollte. Das ist nicht der Fall. Der Lehrer für die Lehrerinnenstelle ist in Wirklichkeit einfach nicht da. Im höheren Mädchenschulwesen gibt es heute in Preußen gegenüber 1035 Oberlehrern (inkl. Hilfslehrern) 436 Oberlehrerinnen (inkl. der Oberlehrerinnen alten Stils). Wenn jetzt eine Überfüllung des höheren Lehrberufs durch männliche und weibliche Kandidaten droht, so ist daran einerseits das von der Frauenbewegung bekämpfte höhere Lehrerinnenseminar schuld, andrerseits kann man doch die Frauen für den übergroßen Zustrom von Männern zum höheren Lehrberuf so wenig verantwortlich machen wie für die Überfüllung des juristischen Berufs.

Nun sagt Herr Langemann: „Ähnlich liegen die Verhältnisse im Eisenbahn- und Postdienst, wo den Männern von Jahr zu Jahr die Anstellungsmöglichkeiten mehr beschränkt werden." Das ist barer Unsinn. Die Post- und Eisenbahnverwaltung hat bei der Beschäftigung weiblicher Beamter die Interessen der männlichen so peinlich wahrgenommen, daß sie immer nur periodenweise Frauen einstellte, um sofort damit aufzuhören, wenn die Rücksicht auf die männliche Berufsrekrutierung es gebot. (Man mag das in dem jüngst bei Teubner erschienenen Buch von Wagner „Die Frau im Dienste der Reichspost- und Telegraphenverwaltung" nachlesen). Auf Kosten der Frauen, die man im Telephonverkehr in eine ganz besonders anstrengende, einförmige Berufsleistung einspannte, denen man keinerlei Aufstiegsaussichten eröffnete, hat man hier die Berufsaussichten der Männer intakt erhalten. Wenn man in dem von Jahr zu Jahr rapide erweiterten Telephonverkehr mehr und mehr Frauen einstellte, so haben die Männer davon eher einen Vorteil als einen Nachteil — die Frauen nehmen ihnen den subalternsten Dienst ab, dessen dauernde Ausübung überdies mit hohen Krankheitsziffern (auch bei den Männern!) verbunden ist.

Ferner: Die Handelsangestellten. Über die Wirkung der weiblichen Konkurrenz auf die wirtschaftliche Lage der Männer im Handelsgewerbe kommt eine ganz objektive und wissenschaftliche Studie von Valentin Sittel (Die Frau im Handelsgewerbe) zu folgenden Urteilen:

„Wenn wir die weibliche Konkurrenz im Handelsgewerbe richtig beurteilen wollen, so müssen wir davon ausgehen, daß die teilweise veränderte Arbeit die Beschäftigung von Frauen ermöglicht, nicht aber, daß umgekehrt die Verwendung weiblicher Personen zu dieser technischen Umgestaltung führte. Aus der Entwicklung des Handels heraus sind demnach Arbeitsgebiete entstanden, die den Mann nicht mehr ernähren. — Hätte die Frauenarbeit keinen Eingang in das Handelsgewerbe gefunden, so hätte sich trotzdem ein geringerer Preis für die einfache Arbeit durchgesetzt. Für die Gruppe der Angestellten männlichen Geschlechts wäre daraus kein Vorteil entstanden. Denn die zahlreichen niederen Posten im Handelsgewerbe erfordern ein ebenso zahlreiches Personal, das aber weder durchgängig zur Selbständigkeit noch zu den relativ seltenen Posten höherer Arbeit gelangen könnte. Den Frauen ist aber ein solches Durchgangsstadium möglich, da sie in der Regel andere Ziele haben als die Männer."

Über die niedrige Bezahlung der Männer heißt es in derselben Studie: „Die geringe Durchschnittsentlohnung steht nicht im Zusammenhang mit der Frauenarbeit, vielmehr ist sie Produkt der wirtschaftlichen Entwicklung. Die kurze frühere Gehilfenzeit, die nur Durchgangsstadium zur Selbständigkeit war, konnte eine niedrige Bezahlung vertragen."

Zusammenfassend beurteilt Sittel die weibliche Konkurrenz im Handel folgendermaßen:

Digitized by Google

„In Anbetracht vorstehender Darstellungen kann man die handelsgewerbliche Frauenarbeit weder als eigentliche Ursache dafür ansehen, daß die Männer stellenlos werden, noch darf man die niedrigen Männerlöhne lediglich als Wirkung der umfangreichen Beschäftigung weiblicher Personen betrachten. Der Schwerpunkt dieser Entwicklung — stellenlose und niedrig entlohnte Männer — liegt vielmehr in der veränderten und sich noch ändernden Struktur des Handelsgewerbes. Nicht zu leugnen ist jedoch, daß das Vorhandensein eines großen weiblichen Angebots dem kapitalistischen Unternehmer diese Änderung wesentlich erleichterte, den männlichen Angestellten aber ein erfolgreiches Dagegenkämpfen sehr erschwerte."

Vom Standpunkt dieses Urteils zeigt sich zugleich, daß sich die Handelsgehilfen und die Antis „auf falschem Wege" befinden, wenn sie meinen, den Gefahren der weiblichen Konkurrenz dadurch begegnen zu können, daß sie die Berufsbildung der Mädchen niedrig halten. Es wäre viel richtiger, durch strenge Ausbildungsforderungen den Zugang zu erschweren und die Menge derer zu vermindern, die den Unternehmer zur Schaffung weiterer ungelernter Posten verlocken. Um so mehr, als die weibliche Konkurrenz auf den höheren, qualifizierteren Stufen sich durch die Ehe ganz dezimiert und als hier überhaupt die individuelle Leistung und nicht ein Massenbedarf über den Lohn entscheidet, also Lohndrückerei nicht so zu befürchten ist. (Auch dazu vergl. Sittel.)

Bisher haben wir uns gewissermaßen selbst in die Position des Gegners begeben und sind von der bedingungslosen Berechtigung des Konkurrenzstandpunktes ausgegangen. Aber auch der verbohrteste Gegner wird sich kaum die Behauptung gestatten dürfen, daß die Berufe nur Mittel zum Zweck des Geldverdienens sind und nur unter dem Gesichtspunkt des privatwirtschaftlichen Bedürfnisses gewertet werden dürfen. Sie sind zugleich in ihrer Gesamtheit die Kulturleistung der Nation, die ihre eigenen Ansprüche stellt. Und von diesem Kulturinteresse aus ist zu sagen: die erzieherische Tätigkeit der Lehrerin ist notwendig und wenn sie wirklich einen Mann verdrängte und eine Ehe „mordet".

Und weiter: Es muß doch auch die positive Bedeutung des weiblichen Erwerbs für die Familie in Betracht gezogen werden. Wenn die Tochter für sich selbst sorgt, entlastet sie den Vater — will man ernstlich behaupten, es sei sittlicher, kulturell wertvoller und wirtschaftlich praktischer, sie sitzt zu Hause, wartet, läßt sich füttern und kleiden und zwingt dadurch Vater und Brüder zu stärkerer Anspannung? Gibt es nicht auch Männer, die nicht heiraten können, weil sie Schwestern zu ernähren haben oder weil niemand mit ihnen die Sorge für die Eltern teilt? Fällt nicht erfahrungsgemäß diese Sorge sehr oft den Töchtern zu, weil die Söhne eine eigene Familie gründen? Es ist erstaunlich, wie sich durch die Konkurrenzbetrachtung die Dinge verschieben. Die Frau wird als selbstsüchtig gebrandmarkt, weil sie arbeiten will, statt die Hände in den Schoß zu legen, als familienzerstörend, weil sie ihre Familie nicht belasten mag und lieber mithelfen, statt sich helfen lassen möchte!

* * *

Und damit wären wir schon auf dem zweiten Feld, auf dem die Mißverständnisse der Gegner blühen: die Familie.

Mißverständnisse? — sagen wir einmal so, trotzdem nach den hundert und hundert klaren und nicht zu mißdeutenden Äußerungen der Frauenbewegung zu diesem Gebiet man eigentlich kaum noch annehmen kann, daß ein Mensch mit

Digitized by Google

normaler Lesefertigkeit sie wirklich so mißversteht, wie das wieder in den unterschiedlichen Kombinationen Herrn Langemanns geschieht.

Die Gegner verfahren nämlich nach einem Rezept, das, auf einen anderen Fall angewendet, so heißen würde: irgendein Oberlehrer spricht sich für die weibliche Leitung aus, also bin ich berechtigt zu sagen, die Oberlehrer wünschen Frauen unterstellt zu werden. Irgendeine Frau erklärte sich für die freie Liebe: die Frauenbewegung bedroht die Ehe. Irgend jemand forderte Straflosigkeit der Vernichtung des keimenden Lebens: die Frauenbewegung tat es. Irgend jemand stellt die Forderung auf, daß jede Frau, auch die Ehefrau, einen Erwerbsberuf ausüben soll: die Frauenbewegung macht die eheweibliche Erwerbsarbeit zum Ideal. Und das wird behauptet, trotzdem die Programme der großen Organisationen, die Entschließungen ihrer Generalversammlungen das Gegenteil sagen, trotzdem die Literatur zur Frauenfrage von der Abwehr aller dieser Forderungen erfüllt ist.

Die Erörterungen über den Geburtenrückgang haben alle diese falschen Vorwürfe gegen die Frauenbewegung wieder neu belebt. Es ist scheinbar so einleuchtend: die Frau kann sich selbst erhalten, also hat sie keine Lust mehr, zu heiraten (tatsächlich läßt sich, wie gezeigt wurde, der Geburtenrückgang nicht durch den Rückgang der Ehen erklären); die Frau macht dem Manne Konkurrenz, also kann er sich keine große Familie leisten (tatsächlich ist die Geburtenzahl in den Schichten am niedrigsten, wo gar keine weibliche Konkurrenz besteht!); die Frau ist durch die Frauenbewegung selbstsüchtig und individualistisch geworden und scheut die Last ihrer Geschlechtsbestimmung (tatsächlich dürften die geburtenscheuen Frauen ganz wo anders zu suchen sein als in den Reihen der Frauenbewegung! abgesehen noch von den zahlreichen Fällen, in denen der Mann den Kindersegen nicht will).

Im übrigen verweise ich zu Punkt 2 alle, die ehrlich sehen wollen, auf die Programme des Bundes deutscher Frauenvereine und des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

* * *

Und schließlich: das öffentliche Leben.

Ich empfehle die Lektüre des Abschnitts XI über die Entwicklung der Frauenstimmrechtsbewegung, vulgo der feministischen Staatserkrankung. Zumal der Pessimismus, mit dem Herr Langemann seinen eigenen Bemühungen zusieht (es wird doch nichts helfen!), ist herzstärkend. Herr Langemann beschreibt mit ebenso viel Schmerzen wie Fehlern den Weg des Verderbens der Frauenpolitisierung vom Ausland zu uns, und bei uns von links nach rechts durch die Parteien hindurch. „Vor ganz kurzer Zeit hat sich nun auch eine politische Vereinigung konservativer Frauen gebildet, unter deren Vorstandsdamen — und das gibt Anlaß zu den schlimmsten Befürchtungen — sich auch die ersten Führerinnen des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes befinden." Herr Langemann hat ganz recht mit seinem Schmerz, die konservative Frauenorganisation vermindert ohne Zweifel die Aussicht auf etwaige Erfolge des Antibundes bei der konservativen Partei erheblich, sie wird vor allem dazu beitragen, das richtige Wissen über die Frauenfrage zu verbreiten, und das ist das sicherste Mittel zum Verständnis der Wege, die sich die deutsche Frauenbewegung in unausgesetztem sorgfältigen Durchdenken der modernen Probleme gesucht hat.

Digitized by Google

Dieser Weg hat in der Tat zur Forderung des Frauenstimmrechts geführt. Aber nicht in der Linie, die von den Antis konstruiert wird. Sie legen nämlich besonderes Gewicht darauf, nachzuweisen, daß alle Stimmrechtsforderungen für Kirche, Gemeinde und Staat nur in den eigensüchtigen individualistischen Wünschen der „Ledigen" ihren Ursprung und in der Befriedigung ihrer Herrschaftsgelüste ihr Ziel haben. Es ist richtig, daß die erwerbstätige Frau die negative Seite der Sache — das heißt die Beeinträchtigung ihrer Interessen durch den Ausschluß vom Stimmrecht — zunächst stärker und unmittelbarer empfindet. Die positive Bedeutung aber des Frauenstimmrechts in der Entwicklung des modernen Staates ruht mindestens so sehr, oder noch mehr, als auf den wirtschaftlichen Interessen der Erwerbenden auf dem Einfluß der Ehefrauen und durch sie der Familie auf die Gestaltung der staatlichen und gemeindlichen Ordnung und Wirtschaft. Es ist schon hundertmal dargelegt — und all das geringschätzige Gerede der Gegner von der Verweiberung des Staates vermag das nicht aus der Welt zu schaffen — daß neben die alten Staatsaufgaben der Verteidigung und Machtbehauptung nach außen und innen von Jahr zu Jahr mehr neue ganz anderer Natur treten, die aus einem anderen Geist gelöst sein wollen: Aufgaben der Pflege und Fürsorge und Lebenserhaltung. Um ihnen im Spiel der politischen Kräfte das rechte Gewicht zu geben, um ihre Lösung mit der rechten Fühlung für ihr Wesen zu beginnen, bedürfen wir der Mitarbeit der Frauen im öffentlichen Leben. Und wenn die Gegner auf die zahllosen Ehefrauen hinweisen, die von einer solchen Mitarbeit nichts wissen und sehen wollen, so ist darauf zu antworten, daß das kein Gegenbeweis für ihre sachliche Notwendigkeit ist. Die Frauen müssen es eben lernen, die Interessen, für die sie vor allem verantwortlich sind: Wohnung, Ernährung, Erziehung in ihren großen staats- und kommunalpolitischen Zusammenhängen zu erfassen und zu vertreten. Die Folge davon, daß sie das nicht beizeiten getan oder zu tun vermocht haben, ist die viel zu bescheidene Rolle, die viele dieser Gebiete heute noch im öffentlichen Leben spielen. Es steht eben keine Macht dahinter. Das Verlangen nach dem Frauenstimmrecht steht im engsten Zusammenhang mit dem Einrücken weiblicher Interessengebiete in die Staats- und Gemeindesphäre und kann nur verstanden werden, wenn man es nicht nur einseitig von dem Gedanken des individuellen Rechts und der Macht aus, sondern auch unter diesem Gesichtspunkt sieht.

Aber das alles ist schon so unsagbar oft auseinandergesetzt, daß einem die eigene Feder müde wird bei der Wiederholung und man sich aus dem Goetheschen Wort Trost holen muß: „Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird, und zwar nicht von einzelnen, sondern von der Masse". Vielleicht würde Goethe heute sagen: nicht von einzelnen, sondern von Organisationen. Sieht man sich so die Kundgebungen des Gegnerbundes an, so ist man direkt versucht, ihn einen Bund zur Verbreitung von Irrtümern zu nennen. Die hier aufgeführten sind nur wenige Stichproben aus einem ganzen System von Schiefheiten und Entstellungen. „Zwar sind wir nur eine kleine Schar", sagt Herr Langemann; aber an Irrtümern hat die kleine Schar vom ersten Aufruf bis heute mehr zusammengebracht, als die Zeit aller Frauenrechtlerinnen zusammengenommen zu berichtigen gestatten würde.

Digitized by Google

Yoricks Briefe an Eliza.

Von

Maria Kassow.

Nachdruck verboten.

Im London des dritten Georg wurden sie geschrieben. Damals, als an der Themse der ältere Pitt die Regierung, Samuel Johnson die literarische Welt und Garrick die Bühne beherrschten, als Reynolds und Gainsborough malten, als Hogarths Zeichnungen und die Werke der großen Romanschreiber die Sitten der Zeit widerspiegelten. Von all dem merkt man in den Briefen, obgleich Yorick mitten im Getriebe stand, nur wenig. Da ist ein Schwelgen in Empfindsamkeit, das uns Menschen von heute ermüden würde, wenn die Selbstironie des Schreibenden nicht erfrischend hervorbräche, wenn — ja, wenn der Schreibende nicht eben Yorick, d. h. Laurence Sterne, wäre, dessen originelles, geistreiches Profil diese leicht hingeworfenen Ergüsse und Plaudereien uns naturgetreu erkennen lassen. Die Empfängerin der berühmten Briefe ist die Eliza der »Sentimental Journey«. Wenn nächstens der empfindsame Reisende seinen zweihundertsten Geburtstag begeht, dann wird man sich auch der Frau erinnern, deren Name mit seinem noch heute bewunderten und gelesenen Werk verbunden ist.

„Eliza wird hierbei meine Bücher erhalten. Die Predigten kamen alle heiß aus dem Herzen: ich wünschte, sie wären würdig, dem Ihrigen dargebracht zu werden. — Die andern Bücher kamen aus dem Kopf — ihre Aufnahme ist mir gleichgültiger. — — Ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich bin halb von Liebe für Sie erfüllt — ich sollte es ganz sein; denn niemals schätzte ich eine Ihres Geschlechts mehr, oder sah mehr schätzenswerte Eigenschaften an ihr, oder dachte höher von ihr, als von Ihnen ..."

Es war kein junger Mann, der mit diesen Zeilen seinen Briefwechsel mit Mrs. Elizabeth Draper begann. Sterne war mehr als das Doppelte so alt wie die interessante Frau, die sich vorübergehend mit ihren Kindern in England aufhielt, um sich von dem ostindischen Klima — ihr Gatte war Counsellor in Bombay — zu erholen. Sie war englischer Abstammung, doch in Indien geboren und wird als reizvoll, aber sehr zart geschildert. War sie kränklich, so war Sterne bereits ein vom Tode Gezeichneter. „Ich bin dicht vor des Todes Tor gewesen," heißt es in einem der Briefe. Er hatte einen Blutsturz gehabt. „Bis vier Uhr morgens konnte ich das Blut nicht stillen. Alle Deine indischen Tüchlein habe ich damit erfüllt. — Ich glaube, es kam aus meinem Herzen!" Wenn er auch vom Sterben sprach, er glaubte nicht an ein nahes Ende, und doch sollte nur noch ein knappes Jahr vergehen, bis Lessing schmerzlich seinen Tod beklagte mit dem bekannten Ausspruch, er würde mit Vergnügen Sterne ein paar Jahre des eigenen Lebens abgegeben haben. Vielleicht lag der Keim zu dem Lungenleiden schon seit seiner Kindheit in ihm, von der er in seinen selbstbiographischen Aufzeichnungen erzählt. Der Vater war englischer Offizier, und nach damaliger Sitte zog die Familie mit

Digitized by Google

dem Regiment umher. Und dieses Regiment war ununterbrochen unterwegs. In Flandern, Irland, England, auf der Insel Wight wurde bald hier, bald da kampiert. Fast in jedem neuen Quartier schenkte Mrs. Sterne einem Baby das Leben, das meistens in einem der nächsten den Strapazen dieser Existenz wieder erlag. Laurence ward den 24. November 1713 auf irischem Boden, wie seine Zeitgenossen Swift und Goldsmith, geboren, und von mütterlicher Seite hatte er irisches Blut in den Adern. Seine Erziehung bestritten die väterlichen Verwandten. Dank ihren Beziehungen — ein Urgroßvater Sterne war Erzbischof gewesen — erhielt Laurence eine Präbende in York und eine Pfarre in der Umgegend. Die Verhältnisse waren es, die den großen Humoristen nicht zu seinem Glück in diese Bahn brachten. Besondere Neigung für den geistlichen Beruf hat er schwerlich je gehabt. Er war ein Weltkind, und seine von Verstößen gegen Sitte und Dekorum nicht freie Lebensführung machte ihn ungeeignet zum Diener der Kirche. Doch darf man, worauf auch Goethe hinweist, um ihn zu begreifen, die kirchliche und sittliche Bildung seiner Zeit nicht unbeachtet lassen. Eigentümlich werden Eliza die „heiß aus dem Herzen" kommenden Predigten erschienen sein, wenigstens die zweite Sammlung, von der ein bedeutender Zeitgenosse behauptete, man glaube Sterne oft dicht vor dem Lachen zu sehen und bereit, der Zuhörerschaft seine Perücke ins Gesicht zu werfen. Sie waren doch mehr für literarisch interessierte Leser in London als für ländliche Hörer bestimmt. „Ich kann das Predigen nicht vertragen, ich glaube, ich habe in meiner Jugend mich daran übergessen," klagt er in seinen letzten Jahren. Der indischen Freundin gegenüber gefällt Sterne sich in der Rolle des moralischen Beraters, aber ihr Brahmine, so nennt er sich, wirkt weniger echt als der empfindsame Freund Yorick.

Im Pastor Yorick seines Romans „Tristram Shandy" hat Sterne sich selbst gezeichnet, und unter diesem Namen ward er in der ganzen gebildeten Welt bekannt. Die Kapitel, die von Pastor Yorick handeln, gehören zu dem Feinsten und Reizendsten, was Sterne geschrieben hat. Daß er sich selbst idealisierte, war sein dichterisches Recht. In geistreicher Weise leitet er Yoricks humoristische Anlage aus der Abstammung von dem im Hamlet erwähnten Spaßmacher des Königs von Dänemark her. Sein nicht zu unterdrückender Witz, die Unbesonnenheit, mit der er seiner humoristischen Laune, gegen wen es auch sei, die Zügel schießen läßt, zieht dem im Grunde wohlwollenden Pastor Yorick zahllose Feinde zu, deren Angriffen er schließlich erliegt. Er stirbt an gebrochenem Herzen, und auf seinen Grabstein setzt sein Freund, der einzige, der ihn wirklich verstanden hat, nur die Worte, die Hamlet bei Betrachtung des Schädels des königlichen Spaßmachers spricht: »Alas, poor Yorick!« Glücklicherweise war Sternes eigenes Herz widerstandsfähiger als das seines poetischen alter ego. Es waren ja auch nicht nur witzige Ausfälle, welche man dem lebenslustigen Geistlichen verübelte, der neben seinem Amt, seiner ausgebreiteten Lektüre, seinem Musizieren, Malen, Jagen, noch Zeit für einen nicht immer seinem Stand entsprechenden Verkehr fand. — Einmal, in der Empfindsamen Reise, spricht der Reverend aus Sterne in der Klage:

„Ich trat nachdenklich in meinem bestaubten schwarzen Rock an das Fenster und sah, durch die Scheiben blickend, die Welt in Gelb, Blau und Grün nach dem Ringe des Vergnügens rennen — die Alten mit zersplitterten Lanzen und in Helmen, denen die Visiere fehlten — die Jungen in glänzenden Rüstungen, die wie eitel Gold schimmerten .... alle — alle stachen danach gleich bezauberten Rittern in den alten Turnierspielen um Ruhm und Liebe."

Digitized by Google

Um Ruhm hat sich Sterne verhältnismäßig spät bemüht. Er stand schon im fünften Lebensjahrzent, als er anfing zu schreiben, »not to be fed, but to be famous«. Mit der Liebe war es eine eigene Sache. In jugendlichem Alter hatte er sich mit der einer angesehenen geistlichen Familie entstammenden Elizabeth Lumley verheiratet. Die aus gegenseitiger Neigung geschlossene Ehe wurde keine glückliche. In dem Paradies, das seine sentimentalen tränenfeuchten Bräutigamsbriefe der Erwählten in Aussicht gestellt hatten, fanden sich zwei Schlangen ein: die Langeweile, die das Zusammenleben mit seiner humorlosen, vielleicht auch geistlosen Gattin Sterne einflößte, und die Eifersucht, zu der er ihr Veranlassung gab. Die von Fitzgerald[1]) geäußerte Vermutung, Mrs. Sterne sei das Vorbild der Mrs. Shandy in dem Roman, wird von Traill[2]) als nicht genügend begründet zurückgewiesen. Es ist in der Tat unwahrscheinlich, daß Sterne sich derart vergreifen und ein Wesen von solcher Borniertheit hätte wählen können, wie die hoch komische Mrs. Shandy ist, die durch ihr beständiges verständnis- und kritikloses Zustimmen — sie ist ein everlasting Yea — ihren Ehemann in Wut bringt. Ich möchte, ich könnte als Beispiel die köstliche Szene hierhersetzen, in der von den Eltern Schandy beschlossen wird, daß Klein-Tristram seine ersten Hosen bekommen soll. Aber ich muß mich der Sterneschen Wendung bedienen, die er dem Leser beim Hinweis auf eine Stelle in einem gelehrten Werk zuruft: „If you have leisure and can get at the book, you may read it full as well yourself.“ Wenn Goethe im Alter sagt: „Ich las im ‚Tristram Schandy‘ und bewunderte aber- und abermal die Freiheit, zu der sich Sterne zu seiner Zeit emporgehoben hatte, begriff auch seine Einwirkung auf unsere Jugend. Er war der erste, der sich und uns aus Pedanterei und Philisterei emporhob“, so denkt er natürlich in erster Linie an den wunderlichen Kauz den philosophierenden Mr. Shandy, der das köstliche Medium zur Verspottung gelehrter Pedanterie und unfruchtbaren Wissens ist. Aber auch dessen Ehehälfte, die von vornherein darauf verzichtet, ihren engen Ideenkreis im mindesten auszudehnen, die ablehnt mit den Ihrigen ins Ausland zu reisen, da sie gerade für den Mann ein Paar wollene Beinkleider strickt und diese Arbeit nicht unterbrechen möchte, ist bei der Bekämpfung des Philistertums ein wundervoll glücklicher Griff. War Sternes Gattin keine Mrs. Shandy, so konnte sie ihn doch nicht fesseln, den geistig exzentrischen Mann, dessen Wesen so sprunghaft wie sein Stil, dessen Ideale und Vorbilder Rabelais und Cervantes waren. Er hatte denn auch meistens eine Dulzinea im Sinn. „The first of flirts“, nennt ihn der englische Literarhistoriker Edmund Gosse, während Sterne selbst seine wechselnden Courmachereien als „a course of small quiet attentions“ auffaßt. Dann jedoch gibt er zu, in der Empfindsamen Reise, daß er fast sein ganzes Leben hindurch in die eine oder andere Prinzessin verliebt gewesen sei, und hofft, das werde so fortdauern, bis er sterbe, da er fest überzeugt sei, wenn er je eine niedrige Handlung begehe, so könne es nur in der Zwischenzeit geschehen.

„Solange dieses Interregnum währt . . ., kann ich kaum einen Pfennig für einen Armen herausbringen. Darum suche ich immer sobald als möglich diesen Zustand los zu werden; und in dem Augenblick, wo ich wieder in Flammen stehe, bin ich von neuem ganz Großmut und Menschenfreundlichkeit . . . Doch, indem ich dies sage — wahrhaftig — lobe ich die Liebe, nicht mich.“

[1]) Percy Fitzgerald, M. A., M. R. J. A. »The Life of Laurence Sterne«. London 1864.
[2]) H. D. Traill, »Sterne«. English Men of letters. London 1909.

Digitized by Google

Seine leicht entfachte Flamme verlöscht leicht. Niemals wirklich leidenschaftlich, ist er es auch in seinen erotisch gefärbten Freundschaften und platonischen Liebesbeziehungen nicht. Und doch trug Sterne, ohne eine Ader von einem Werther zu haben, durch seine Empfindsamkeit dazu bei, die Gefühlsströmung in Deutschland, die den Werther hervorrief, zu fördern, wie Goethe einmal ausführt. Aber „die humoristische Ironie des Briten war uns nicht gegeben", während der Deutsche litt, waren die leicht fließenden Tränen des halben Landsmanns von Bernard Shaw längst getrocknet. Die Yorick-Briefe zeigen seine Gefühlswechsel. Einmal ist er ganz Väterlichkeit, sieht in Eliza und Lydia (seiner geliebten Tochter) „die teuren Kinder seines Herzens", und sendet Eliza seinen Segen in alttestamentlichen Tönen. Das biblische Du verwendet er überhaupt gern. Ein andermal „stiehlt" der Brahmine ihr neckisch zwei von den Haken, die er mit anderen Dingen für ihre Schiffscajüte besorgt hat, will sie in der „eigenen Cajüte" in der Landpfarre befestigen, um an Eliza zu denken, wenn er seinen Hut aufhängt. Dann wieder weiche gefühlvolle Betrachtungen und plötzlich die scherzhafte Bitte, wenn etwa sie beide, Eliza und er selbst, verwitwet würden, nur keinen indischen Nabob zu heiraten, denn er wolle sie dann selbst zur Gattin haben.

„Es ist wahr, ich bin fünfundneunzig der Konstitution nach und Sie nur fünfundzwanzig — ein zu großer Unterschied vielleicht! — aber was mir an Jugend fehlt, werde ich durch Witz und gute Laune ersetzen. — Swift liebte seine Stella nicht so, Scarron seine Maintenon nicht oder Waller seine Sacharissa, wie ich Dich lieben und besingen werde, mein erwähltes Weib! Alle jene Namen, so bedeutend sie waren, werden dem Deinigen Platz machen, Eliza. — Antworten Sie mir hierauf und sagen Sie mir, daß Sie den Vorschlag billigen und ehren. . . . Ihr Tristram."

Als Mrs. Eliza Draper den Verfasser des Romans »The life and opinions of Tristram Shandy Gentleman« in der fashionablen Welt Londons kennen lernte, veröffentlichte er gerade das neunte, letzte, den Roman aber nicht abschließende Bändchen davon, und sie war Zeuge seines Erfolges. Das merkwürdige Werk, dessen erste beiden Teile sieben Jahre früher — 1760 — den unbekannten Landgeistlichen mit einem Schlage berühmt gemacht und unter die großen Autoren eingereiht hatten, die im 18. Jahrhundert in England den modernen Roman schufen, behauptete seine Anziehungskraft, obgleich seine Originalität nicht mehr verblüffte. Man hatte sich an die beständigen Kreuz- und Quersprünge des Verfassers gewöhnt und an die wunderlichen, absurd gelehrten, rührenden, equivoquen, ja stark bedenklichen, immer humoristischen Einschaltungen, die den Lauf der Erzählung derartig hemmen, daß z. B. die fortwährend erwartete Geburt des Helden erst im dritten Teil erfolgt. Auf seine Opinions warten wir vergeblich. Aber was kümmert uns der schattenhafte Tristram, wenn die genialen Gestalten des schon erwähnten Vater Shandy und seines wundervollen Gegenstücks des Onkel Toby plastisch vor uns stehen, letzterer eine der sympathischsten Erscheinungen der gesamten englischen Romanliteratur. Das Steckenpferd, die ruling passion, dieses invaliden Offiziers, dem Sterne die Güte und schlichte Herzenseinfalt des eigenen Vaters lieh, ist eine Art fortifikatorischer Spielerei, bei der ihn der prachtvolle Korporal Trim unterstützt, der auch nach Kindheitserinnerungen gezeichnet ist. Ihr Vorhaben ist seltsam, komisch, aber aus ihrer Wunderlichkeit blickt „Verstand, Vernunft, Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt", wie Goethe sagt, „gar anmutig hat in diesem Sinne Yorick Sterne, das Menschliche im Menschen auf das zarteste

Digitized by Google

entdeckend, diese Eigenheiten insofern sie sich tätig äußern, **ruling passion** genannt. . . ." Die erwähnte Schrulle des Invaliden gibt überdies dem sich in engem Kreise abspielenden bürgerlichen Familienroman einen mit leichten Strichen angedeuteten weiten Ausblick auf Englands kriegerische Erfolge unter Marlborough. Das Große will Sternes unvergleichlicher Humor nicht antasten, nur das Großseinwollende, die Prätension der Gelehrsamkeit und Tugend, die geheuchelte Ernsthaftigkeit gibt er der Lächerlichkeit preis. Viele der fern hergeholten gelehrten Anspielungen versteht der Leser heute nicht, viele langatmige Einschiebungen verträgt er nicht, viele den Anstand arg verletzende Witze und Szenen verzeiht er nicht mehr, auch wenn er nicht so hart wie Thackeray urteilt, der Sterne nach keiner Seite gerecht wird.

Will man sich die glänzenden Erfolge vergegenwärtigen, die Tristram Shandy und die folgende Empfindsame Reise bei uns hatten, so braucht man nur daran zu denken, wie Lessing zur Übersetzung ermunterte und selbst das Wort empfindsam prägte, wie Wieland nicht müde ward, Yorick zu preisen. Goethe bekennt, er sei „Shakespeare, Sterne und Goldsmith Unendliches schuldig geworden" und kommt immer wieder auf ihn zurück, und Jean Paul, der am sichtbarsten Beeinflußte, behauptet, jeder habe an Sterne sich „seine eigene Copierseite ersehen, niemand die Grazien seiner Leichtigkeit". Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein kann man noch Sterneschen Einfluß und versprengte Körnchen seines Humors bei uns finden. Wer weiß, ob nicht, um nur ein Beispiel zu bringen, das köstliche Maultier von Fritz Triddelfritz in Reuters Stromtid ein Nachkomme von Mr. Shandys **mule** ist?

Die deutsche Anerkennung erlebte Sterne nicht mehr, aber in London und in Paris, auf den beiden für seine Gesundheit unternommenen Reisen nach Frankreich und Italien, ließ er sich mit Genuß feiern. Seine naive Eitelkeit spiegelt sich in seinen Briefen. Er schreibt einmal an Eliza, er habe ihren letzten Brief erhalten, als er von Lord Bathurst, bei dem er diniert habe, zurückgekommen sei.

„Dieser Edelmann ist ein alter Freund von mir. Sie wissen, daß er stets der Protektor von Männern von Witz und Genie war und die des letzten Jahrhunderts, Addison, Steele, Pope, Swift, Prior usw. usw. immer an seinem Tisch hatte. — Die Art, wie er zuerst von mir Notiz nahm, war ebenso eigentümlich wie höflich. — Er kam eines Tages, als ich am Hof des Prinzen von Wales war, auf mich zu: ‚Ich möchte Sie kennen lernen, Mr. Sterne,' sagte er, ‚aber es ist richtig, daß Sie auch wissen, wer es ist, der dieses Vergnügen zu haben wünscht. Sie haben von einem alten Lord Bathurst gehört, von dem Ihre Popes und Swifts so viel gesprochen und gedichtet haben. Ich habe ein ganzes Leben mit Genies dieser Art gelebt, aber habe sie überlebt, und da ich daran verzweifelte, ihres Gleichen zu finden, so habe ich vor einigen Jahren meine Listen geschlossen und meine Bücher zugeklappt im Gedanken, sie nie wieder aufzuschlagen: aber Sie haben den Wunsch in mir entzündet, sie nochmals wieder zu öffnen, ehe ich sterbe: jetzt tue ich es; kommen Sie und speisen Sie bei mir'.... Er hörte mich mit besonderem Wohlgefallen von Dir reden, Eliza; es war nur noch eine dritte Person, eine von Empfindsamkeit, mit dabei. Und einen sehr gefühlvollen Nachmittag haben wir bis neun Uhr zugebracht! Aber Du, Eliza, warst der Stern, der der Unterhaltung vorleuchtete und sie animierte...."

Eine Stunde ohne Unterbrechung hatte Sterne von ihr geredet. Der alte Lord hatte drei Toaste auf seinen „**fair Indian disciple**" ausgebracht und den Wunsch ausgesprochen, Eliza kennen zu lernen. Der konnte ihm nicht mehr erfüllt werden, denn sie erhielt diesen Brief bereits in Deal, wo sie auf die Abfahrt des Schiffes, das sie heimbringen sollte, wartete. Sternes Briefe sind erfüllt von Sorge um die Abreisende, deren Befinden wieder schlecht war. Er bittet sie,

Digitized by Google

die Reise aufzuschieben. Er wolle seine Frau und Tochter, die sich seit längerer Zeit in Frankreich aufhielten, kommen lassen, und sie wollten alle zusammen im Süden Gesundheit suchen. „Wir wollen an den Ufern des Arno fischen und uns in den reizenden Labyrinthen seiner Täler verirren. — Und dann sollst Du uns zuflöten, wie ich es ein oder zweimal von Dir hörte. ‚Wo bin ich, wo bin ich' — aber wir würden Dich wiederfinden, meine Eliza." Daß seiner Frau, zu der bereits übertreibende Gerüchte von seiner Eliza-Freundschaft gedrungen waren, eine solche Reise à quatre nicht behagen würde, vergißt der Schreibende, dem hier schon ein Bruchstück des neuen Buchs aus der Feder zu fließen scheint. Vielleicht würde es Verwendung gefunden haben, wenn er das Werk hätte vollenden und auch Italien empfindsam durchreisen können. Wie er es im Geiste mit Eliza verknüpfte, wie ihre Nähe auf ihn wirkte, geht aus dem früher Geschriebenen hervor: „Wäre Ihr Gatte in England, so würde ich ihm freudig fünfhundert Pfund geben, wenn so etwas zu erkaufen wäre, damit er Sie täglich zwei Stunden bei mir sitzen ließe während ich an meiner Empfindsamen Reise schreibe."

Aber Eliza hat ja neben ihm gesessen, während er in seiner Landpfarre Coxwould die bekannten graziösen Skizzen lose aneinanderreihte, die den Inhalt des so viel nachgeahmten und doch, wie Goethe sagt, unnachahmlichen Werks bilden. Der Freundin, ob auch das Meer sie von ihm trennte und der Briefwechsel mit der Abreise erloschen war, zeigte er die fein beobachteten Genrebilder. Die aus dem Frankreich der Rokokozeit und die allgemein menschlichen. Es ist manchmal, als wenn Yorick fragte: „Nicht war, das gefällt Eliza?" Ihrer unsichtbaren Gegenwart wird die zartere Pinselführung zu danken sein und das Fehlen des groben Witzes. Hier herrscht die geistreiche Wechselrede und das feine Wortspiel. Ohne Schlüpfrigkeiten geht es freilich doch nicht ab. Die elegische Stimmung der Abschiedsbriefe an Eliza ist geschwunden. Man merkt auch nicht, wie sehr die Arbeit den seinem Ende entgegeneilenden Mann aufrieb. „I have torn my whole frame into pieces by my feelings", sagte er darüber. Seine Empfindsamkeit, auf die er mit der häufigen Selbsttäuschung großer Menschen stolzer war als auf seinen Humor, artet nur selten in wirkliche Rührseligkeit aus, meist ist sie mit feinem Humor, mit einer köstlichen Selbstpersiflage verbunden. Gleich auf der ersten Seite teilt der reisende Rev. Yorick uns mit, daß er ein kleines Bild von Eliza bei sich führe. Er trage es um den Hals und wolle es mit ins Grab nehmen. Er erwähnt das in seiner nonchalanten Art, ohne sich darum zu kümmern, ob der Leser eine Ahnung hat, wer Eliza ist. Dann kommt eine Stunde, wo es scheint, als ob das Angedenken verklungener Freude länger halten wolle als das Seelenband, das beide hält. Doch Yorick überwindet die Lockung, einer interessanten Dame, deren Bekanntschaft er in Calais gemacht hat, nach Brüssel zu folgen. Er denkt daran, daß er Eliza ewige Treue geschworen hat. „Ewiger Quell der Glückseligkeit!" rief ich, auf den Boden niederkniend — „sei Du mein Zeuge, daß ich nicht nach Brüssel reisen würde, wo nicht Eliza mit mir ginge, und führte mich auch der Weg dem Himmel zu." Diese Dame, mit der er aus Versehen eine Weile zusammen in einen alten Reisewagen gesperrt wird, schildert er als eine Art Doppelgängerin von Eliza. „Es war ein Gesicht von ungefähr sechsundzwanzig — von einem hellen, durchschimmernden Braun, an sich selbst, ohne Rouge oder Puder, reizend — es war nicht nach den Regeln der Kritik schön;

Digitized by Google

aber es weckte Rührung in mir . . ." Er fühlt eine angenehme Geschmeidigkeit in ihrem Wesen, welche seinem Geiste wohl tut. Alles stimmt mit dem überein, was Yprick über sie selbst von Mrs. Draper schreibt, der er offen sagt: „Sie sind nicht schön, Eliza, aber Sie sind mehr . . ." Das lebhafte Wesen der Dame in Calais ist Eliza wohl nicht nachgebildet, da die Indierin das Languissante der Frauen aus den Tropen gehabt haben soll. Geistreich muß sie gewesen sein, denn Sterne ist voller Entzücken über ihre Briefe, und daß er bei aller Überschwänglichkeit des Ausdrucks ihr nicht schmeicheln will, beweist manches Brahminenwort. Er schreibt:

„Wer lehrte Sie die Kunst, so reizend zu schreiben, Eliza? — Sie haben es wahrhaftig zu einer Wissenschaft erhoben! Wenn es mir einmal an Geld fehlt und schlechte Gesundheit meinen Geist hindert, sich selbst anzustrengen, dann werde ich Ihre Briefe drucken lassen als vollendete Essays „von einer unglücklichen indischen Dame". Der Stil ist neu und wäre beinah eine genügende Empfehlung für ihren guten Absatz ohne weitere Vorzüge — aber ihr Menschenverstand, ihre leichte Natürlichkeit und ihr Geist haben auf dieser Seite der Weltkugel, glaube ich, nicht ihres Gleichen und bei den Frauen Ihrer Heimat ganz gewiß nicht, dafür stehe ich ein. Ich habe Ihre Briefe Mrs. B. und der Hälfte der Literati in der Stadt gezeigt. — Sie müssen mir deshalb nicht böse sein, denn ich tat es, Sie zu ehren. — Sie können sich nicht vorstellen, wie viele Bewunderer Ihre brieflichen Leistungen Ihnen verschafft haben . . . Ich wundere mich nur, wo Du Dir Deine Grazie, Deine Güte, Deine Bildung erwerben konntest . . ."

Nur aus diesen und ähnlichen Äußerungen können wir uns einen Begriff von Elizas Briefen machen. Die unter ihrem Namen veröffentlichten »Eliza to Yorick« Briefe, die einige Zeit nach den hier besprochenen »Letters from Yorick to Eliza« erschienen, sind Fälschungen eines literarischen Lohnschreibers, der das große Interesse für Sternes Freundin verwertete. Es sind matte Reflexe der Yorickschen Briefe ohne irgend etwas Eigenartiges, aber manche wurden durch sie getäuscht, und in älteren englischen Ausgaben können wir sie nebeneinander finden.[1]) Wie ein kleines Pastellbild des 18. Jahrhunderts, dessen Kontur nicht scharf, dessen Farben verblaßt, sehen wir die Eliza der Briefe Yoricks vor uns und in ihr die einzige der Frauen, mit denen er weinte und lachte — und das waren nicht wenige —, deren Name mit seiner Dichtung weiterlebt.

Als die indische Freundin wieder nach England kam, wo sie, nur fünfunddreißigjährig, starb, war Sterne längst nicht mehr. Er hatte den lauten Beifall, mit dem die Empfindsame Reise begrüßt wurde, nur um einige Wochen überlebt und war am 18. März 1768 in London gestorben und dort beerdigt worden. — Hat Eliza sein Grab aufgesucht? Schwerlich, wenn das Gerücht zu ihr gedrungen ist, daß Sternes Reste verschwunden seien. Leichenräuber, die bekannten Resurrection-men, hatten, wie behauptet wird, die Leiche ausgegraben und an die Anatomie in Cambridge verkauft, ohne zu ahnen, daß sie sich an einer hervorragenden Persönlichkeit vergriffen. Als der betreffende Professor vor einigen wissenschaftlichen Freunden eine Sezierung vornahm, erkannte einer der Anwesenden mit Grausen in der sezierten Leiche den berühmten Laurence Sterne. — Alas, poor Yorick!

[1]) Gervinus erwähnt, daß Yoricks Briefe an Eliza und Elizas Briefe an Yorick 1775 in deutscher Übersetzung erschienen.

Digitized by Google

Hedwig Dohm.

Nachdruck verboten.

Das Verhältnis von Masse und Persönlichkeit hat in unserer Bewegung eine wechselnde Rolle gespielt.

Die Frauenbewegung beginnt mit den Einzelnen. Die stumme unorganisierte Masse der Frauen, die den Druck wirtschaftlicher Schwierigkeiten und den Widerspruch zwischen ihrem Glauben und ihrem Schicksal fühlen, als Hintergrund, und Einzelne, die das Rätsel dieses Schicksals durchschauen und den Mut finden, es auszusprechen — das ist überall der Anfang. Diese Einzelnen sprechen wie in eine Dunkelheit hinein. Sie wußten nicht, ob ihre Gedanken zünden, ihre Worte ein Echo finden würden, ob das, was sie als gemeinsame Last fühlten, auch den anderen so erschien. Sie sprechen einfach aus, was sie erlebten und um sich herum sahen. Es waren Einzelerfahrungen, Einzelbeobachtungen. Noch keine statistischen Ziffern, noch keine volkswirtschaftlichen Studien verbürgten ihre Wahrheit und Allgemeingültigkeit. Der Zwang, sie anzuhören und zu glauben, konnte nur von der Energie der Persönlichkeit ausgehen, die sie aussprach.

Hedwig Dohm hat zu diesen Einzelnen gehört. Sie hat außerhalb der Organisationen, die damals gerade ihre Arbeit anfingen, ganz auf eigene Faust, mit einer unbefangenen und unbekümmerten fröhlichen Streitbarkeit, der Freude eines scharfen, freien und witzigen Geistes am Philistertöten, ihre Schlachten für die Frauenbewegung geschlagen. Sie vor allen hat den Kampf mit den deutschen Professoren, die Anfang der siebziger Jahre durch das Buch von John Stuart Mill (beileibe nicht durch die Tatsachen!) auf das Dasein einer Frauenfrage aufmerksam wurden, geführt: mit Herrn Professor v. Nathusius, der die Frauenfrage für eine Erfindung „überstudierter Nationalökonominnen" erklärte, mit dem Anatomen Bischoff, der auf Grund des geringeren Gehirngewichts die Frauen vom Studium, vor allem der Medizin, ausschließen wollte, und mit noch manchem anderen, über dessen Orakelsprüche die Zeit hinweggegangen ist. Sie hat diesen Kampf geführt ohne viel wissenschaftliches Rüstzeug, einfach mit der Schärfe eines unbefangenen, vorurteilsfreien Blicks für die Wirklichkeit, mit der produktiven Fähigkeit, aus den Mängeln und Nöten der Gegenwart die Erfordernisse der Zukunft zu sehen, und mit der Schlagfertigkeit eines innerlich unabhängigen Geistes, der auch den Irrtum nicht fürchtet. Sie hat mit an erster Stelle gestanden in der eigentlichen, ursprünglichen, schöpferischen Tat der Frauenbewegung: die Lage der Frau einmal ohne Tradition, neu und phrasenlos zu sehen. Noch heute ist es ein Genuß, diese ersten Kampfschriften zu lesen. Sie sind so unpedantisch, so impulsiv und sprudelnd, sie gehen so ganz ihren eigenen Weg drauf los, eher von künstlerischem als von wissenschaftlichem Geist erfüllt, eine Folge blitzender Aphorismen und gesättigt von geistvoller Lebenserfahrung und Lebenserkenntnis.

Digitized by Google

Später ist dann in der Frauenbewegung die Zeit gekommen, wo die systematische Arbeit der Organisationen in den Vordergrund trat. Es galt dem allmählich erwachenden Willen der Massen die Formen seiner Wirksamkeit und seines Einflusses schaffen, das Heer formieren, die hundertfache Einzelarbeit in Angriff nehmen, Programme schmieden, Kräfte schulen. Und mehr und mehr entsteht uns durch die wachsende Stärke der organisierten Masse eine Art mechanischer Wucht, die von selbst die Entwicklung den aufgestellten Zielen entgegendrängt.

Darum aber kann unsere Bewegung die Einzelnen, die starken, repräsentativen Individualitäten nicht entbehren. In ihnen wollen wir es immer wieder erfassen, worauf es in aller Spezialarbeit doch schließlich ankommt: den neuen Frauentyp, der aus neuen Augen in die Welt sieht, und mit neuer, weiterer, freierer Seele an ihr mitarbeitet. Je mehr, je manigfaltigere, markantere Persönlichkeiten wir zu uns rechnen dürfen, um so lebendiger werden wir diesen, in der Spezialarbeit uns so leicht entschwindenden Sinn unserer Bewegung festhalten können — als Schutz gegen Verflachung, gegen eine neue Schablone.

Und so haben wir allen Grund, der nun achtzigjährigen Hedwig Dohm dankbar zu gedenken. Ob wir in den Meinungen immer mit ihr übereinstimmen oder nicht — gerade ihr gegenüber kommt es darauf nicht so sehr an wie auf die Gemeinschaft des Mutes und des frohen Vertrauens zu unserem Siege.

H. L.

Tolstois Briefwechsel mit der Gräfin Alexandra Tolstoi.

Von

Sabine Gerold.

Nachdruck verboten.

Der Briefwechsel Tolstois mit einer Freundin, der kürzlich in deutscher Sprache bei Georg Müller in München erschienen ist, enthält nicht nur ungemein wichtige und bedeutsame Dokumente zu Tolstois menschlicher und religiöser Entwicklung (er nannte ihn seine beste Autographie), sondern er spiegelt zugleich eine reizvolle und interessante menschliche Beziehung.

Der Briefwechsel beginnt mit dem Jahre 1857. Die Gräfin Alexandra Tolstoi ist eine jüngere Schwester von Tolstois Vater, der aus einer ungemein zahlreichen Familie stammte. Sie ist nur zehn Jahre älter als der damals etwa dreißigjährige Neffe. An den Ufern des Genfer Sees, wo seine Tante als Hofdame der Großfürstin Maria, der Tochter Nikolaus I., weilte und Tolstoi auf planlosen Auslandsreisen landete, knüpfte sich ihre Freundschaft, die sich vor allen Dingen auf ihre philosophischen und religiösen Interessen gründet. „Unsere reine einfache Freundschaft widerlegte feierlich die allgemeine falsche Ansicht, daß zwischen Mann und Frau keine Freundschaft möglich sei," sagt die Gräfin in den Erinnerungen, die den Briefen vorangehen. „Unsere Freundschaft hielt ein besonderes Niveau, und ich kann ganz aufrichtig sagen, daß jeder in seiner Art nur darauf bedacht war, wie wir unser Leben veredeln konnten."

Digitized by Google

Es läßt sich kaum eine seelische Beziehung denken, die besser Gelegenheit gegeben hätte zu Selbstzeugnissen, aus denen Tolstois religiöse Entwicklung abgelesen werden kann.

Gräfin Alexandra Tolstoi war eine geistig lebendige, ihrem Kirchenglauben fest und überzeugt ergebene Frau der großen Welt. Sie ließ sich selbst über den Vegetarismus aus der Bibel belehren; Paulus habe diese Frage „längst entschieden". Sie war keineswegs oberflächlich, und ihre eigenen Worte, daß sie kritisch und enthusiastisch zugleich veranlagt sei, bestehen bis zu einem gewissen Recht. Aber es wäre ihr teils durch aufrichtige innere Übereinstimmung, teils durch die Schranken einer ehrfürchtigen Pietät nicht möglich gewesen, ihre Kritik an dem Inhalt der religiösen Überlieferung zu erproben. Hier verzichtet sie fromm und schiebt alle Ungereimtheiten kirchlicher Lehren auf das eigene intellektuelle oder moralische Unvermögen. Sie war Tolstoi mit der großen Wärme ihrer Natur zugetan und nahm an seinem Seelenheil nicht nur als orthodoxe Christin, sondern auch als nahe Freundin einen Herzensanteil; Tolstoi selbst erwiderte, mindestens in den ersten Jahren, dieses Gefühl aufrichtig und nahm ihre Überzeugungen tiefernst. Und so kommt es denn, daß der Rahmen dieser Freundschaft die Auseinandersetzung Tolstois mit dem überlieferten Kirchenglauben und den gesellschaftlichen Anschauungen seines Kreises — den großen Kampf mit seiner Zeit — besonders konzentriert und greifbar umfaßt.

Die Briefe führen ganz nah an den Menschen Tolstoi heran. Der Mann, der durch den Nimbus, der sich schließlich um ihn spann, etwas Starres, Entrücktes bekommen hat, erscheint uns hier als menschlichster Mensch. Ecce homo — möchte man auf so manche Seiten schreiben. Sein Schicksal bestimmt ein gewaltiger Zwiespalt und Widerspruch. Die glühende Leidenschaft, die vibrierende Empfänglichkeit seines Gefühls liefert ihn dem Leben, der Natur und der Kunst, der Freundschaft und der Liebe so schrankenlos aus, wie wir ähnliches etwa nur in den Briefen des jungen Goethe nachfühlen. Der Mann, der später der Kunst und der Sexualität das harte Evangelium der Askese entgegengehalten hat, ist kein dürftiger Heiliger, sondern ein vollblütiger, allen Lebensschätzen leidenschaftlich offener Mensch. Aber neben dieser Kraft des Genießens und der Hingabe steht eine unvergleichliche dämonische Bewußtheit, die ihn zwingt, das eben noch mit vollen Sinnen Durchlebte nun zu zergliedern, zu prüfen, zu zerstören. In erschütternder Weise sehen wir Tolstoi in diesen Briefen immer wieder diese Selbstkreuzigung, Selbsttötung vollziehen, immer bemüht, sich selbst treu und wahrhaftig zu erfassen und zerfleischt von tiefem Mißtrauen gegen den Betrüger in der eigenen Brust. Gräfin Alexandra erzählt davon in ihren Erinnerungen die seltsamsten Beispiele.

Er hatte eine schreckliche Angst, unwahrhaftig zu sein, nicht nur in Worten, sondern auch in Handlungen, wodurch er jedoch manches Mal gerade in den Fehler verfiel, den er vermeiden wollte.

So z. B. hatte ihn meine Schwester einst zu einer Abendgesellschaft eingeladen, wo sich eine ziemlich große Gesellschaft zusammenfinden sollte. Am Morgen desselben Tages schrieb mir Lew, daß er nicht zu uns kommen könne, weil er die Nachricht erhalten habe, daß sein Bruder gestorben sei (er liebte seine Brüder leidenschaftlich). Ich schrieb ihm natürlich, ich verstände seinen Schmerz. Aber nun stelle man sich mein Erstaunen vor, als er am Abend plötzlich in unserer Gesellschaft erschien, als ob gar nichts vorgefallen wäre.

Sein Erscheinen regte mich bis zur Entrüstung auf.

Digitized by Google

»Pourquoi êtes-vous venu, Léon?« fragte ich ihn leise.

»Pourquoi? Parce que ce que je vous ai écrit ce matin n'était pas vrai. Vous voyez, je suis venu, donc je le pouvais.«

Nicht genug damit, gestand er mir einige Tage später, daß er damals auch im Theater gewesen sei.

„Und dabei war Ihnen wahrscheinlich recht wohl zumute?" sagte ich mit noch größerer Entrüstung.

„Das könnt' ich nicht sagen. Als ich aus dem Theater zurückkehrte, hatte ich eine wahre Hölle in meinem Innern. Wenn ich eine Pistole zur Hand gehabt hätte, hätte ich mich unbedingt erschossen."

»A force de vouloir être vrai, vous ne faites que des caricatures de la vérité,« pflegte ich ihm in solchen Fällen zu sagen, und er war damit sogar völlig einverstanden, konnte sich aber solcher Experimente mit sich selbst nicht enthalten.

„Ich möchte mich bis in die Tiefe kontrollieren," sagte er.

In dieser Erzählung ist sie auch ganz in ihrer typischen Rolle: geneigt, den Kampf, der ihn verzehrte, menschlich vernünftig zu nehmen als eine Verrücktheit und Übertreibung, die man sich abgewöhnen muß — und unfähig, die gigantischen Kräfte zu fassen, die da gegeneinander standen.

Die Verwandlungen dieses Menschen sind das Überwältigende des Buches. Jede Form, durch die sein Leben hindurchgeht, füllt es ganz, jedes Erlebnisses tiefstes und innerstes Wesen schöpft er aus. Das tritt am stärksten und seltsamsten hervor, als er heiratet und Familienvater wird. Das Reale, Substantielle, die einfache Fülle und Sättigung des Daseins durch etwas Wirkliches und Greifbares — daß kein Schweifen und Hochfliegen der Gedanken und Träume mehr not ist, sondern das Gegenwärtige alle Sinne füllt, das lebt er durch wie Offenbarung.

„Das jetzige Leben macht mich bang: so fühlbar ist mir jetzt das Leben; man fühlt, daß jede Sekunde des Lebens wirklich ist und nicht mehr so wie früher — etwas Vorläufiges. — —

Wie verändert sich der ganze Mensch, wenn man verheiratet ist! Ich hätte es nie gedacht! Ich fühle mich als einen Apfelbaum, der von oben bis unten mit lauter Ästchen bedeckt war, die sich nach allen Seiten ausstreckten, und den das Leben jetzt gestutzt, aufgebunden und gestützt hat, damit er andere nicht störe, besser Wurzel fasse und emporwachse in Einem Stamm. Ich weiß nicht, ob es auch Früchte geben wird und ob es gute Früchte sein werden, oder ob ich am Ende ganz verdorre, — aber ich weiß, daß ich wachse, wie es sich gehört."

In dieser Stimmung fühlt er sich der Gräfin Alexandra entfremdet. Das Platonische ihrer Beziehung, die Weltanschauungsgespräche, die Schöngeisterei — das kommt ihm gemacht, verstiegen, gedankenblaß und blutarm vor. Und er spricht das höchst charakteristisch aus:

„Sie liebe ich weniger als früher, doch aber noch immer genug, um zu wünschen, daß Sie mich nicht verlassen sollen, und noch immer mehr als alle anderen Leute (und wie viele waren ihrer), mit denen ich im Leben verkehrt habe. — Um einer Sache willen habe ich Ihnen immer Vorwürfe gemacht, auch jetzt habe ich diesen Vorwurf noch auf dem Herzen, fühle es ziemlich klar und bedenke eben, wie ich es ausdrücken soll. In unserm Verhältnis zueinander haben Sie mir immer nur das Allgemeine (Sie werden mich verstehen) Ihres Geistes und Herzens zugewendet. Sie haben mir nie von den Details Ihres Lebens, von den einfachen, privaten Dingen Ihres Lebens gesprochen. Ich schreibe Ihnen jetzt von mir, aber von Ihnen weiß ich nicht, was ich fragen soll, was ich denken und wünschen soll. Ich weiß sogar nicht, was Ihrem Herzen näher und lieber als alles andere ist, außer der allgemeinen Liebe zum Guten und zum Schönen am Guten, die Ihr Hauptzug ist. Ich wollte, daß Sie mich nicht in das sanctuaire, sondern in die alltäglichen Interessen Ihres Lebens einführten. Ich fürchte, daß Sie mich nicht verstehen werden. Ich drücke mich dumm aus. Ich bin schwach von Charakter, unterwerfe mich leicht dem Einfluß von Leuten, die ich liebhabe, und deswegen unterwarf und unterwerfe ich mich dem Ihrigen.

Digitized by Google

Sobald ich zu Ihnen in Beziehung trete, ziehe ich weiße Handschuhe und den Frack (den moralischen Frack) an; nach einem bei Ihnen verbrachten Abend verblieb mir immer ein arrière-goût von etwas Feinem, Frischem, Duftendem, aber mich gelüstete es nach etwas Substanziellerem. Es war nie etwas da, woran man sich hätte halten können. Das muß nun vielleicht so sein, aber ich möchte etwas anderes. Erinnern Sie sich — einmal wollten Sie mir einen Roman schreiben. Mir scheint, dann wären wir in dieses mehr substanziellere Verhältnis zueinander gekommen. Sollte dies nun für immer verloren sein?"

Am stärksten fühlt man die Unbedingtheit und Ganzheit von Tolstois Wesen — die große Macht seines geistigen Schicksals — in der religiösen Auseinandersetzung des Briefwechsels, und zwar ebenso stark in seiner Abrechnung mit der Kirche wie in dem Aufbau seiner eigenen Religion. Sein Gegensatz zur Kirchenlehre geht nirgends auf einen intellektuellen Zweifel zurück, sucht niemals in der Religion eine Beweisbarkeit vor dem Verstand, fragt nicht, ob dieses oder jenes verstandesmäßig, ob es logisch, ob es historisch glaubhaft sei. Seine religiöse Kritik kommt ausschließlich aus dem Gefühl, nicht sein Verstand versagt das Begreifen, sondern sein Gefühl die Aneignung. Er vermag nicht zu erleben, was er als Christ erleben sollte.

Der folgende Osterbrief an die Gräfin Alexandra bringt das zum Ausdruck: nämlich zugleich die tiefe Sehnsucht eines frommen Menschen nach religiöser Erhebung und die Unmöglichkeit, sie dort und so zu finden, wie die Kirche sie gibt.

„Christus ist auferstanden! liebe Babuschka. Ich schreibe Ihnen nicht nur deswegen, weil die Zeit herannaht, nicht nur, weil es mich drängt, Ihnen zu schreiben, sondern deswegen, weil eine Lüge das Gewissen beschwert, zu der es gilt, sich zu bekennen. Als ich Ihnen am Dienstag schrieb, hatte ich mich einem Gefühlsüberschwang hingegeben, und nur darum, weil das Wetter so schön war, und es mir schien, daß ich mich zum Abendmahl vorbereiten wolle und daß ich um ein Haar ein ebensolcher Heiliger sei wie Ihr altes Mütterchen. Es hat sich aber gezeigt, daß ich allein zum Abendmahl mich vorzubereiten und mich gut zum Abendmahl vorzubereiten nicht imstande war. So steht die Sache, jetzt belehren Sie mich. Ich kann Fastenspeisen essen mein Leben lang, ich kann in meinem Zimmer beten, auch den ganzen Tag, kann im Evangelium lesen und eine Zeitlang denken, daß das wichtig ist; aber in die Kirche zu gehen, in der Kirche zu stehen, den nicht verstandenen und unverständlichen Gebeten zuzuhören, auf den Popen zu schauen und auf das ganze gemischte Volk ringsum — das ist mir schlechterdings unmöglich. Und deswegen, sehen Sie, mißglücken schon das zweite Jahr meine Vorbereitungen zum Abendmahl."

Gräfin Alexandra ist tief und schmerzlich erschrocken und predigt ihm so, wie es ihr warmes Herz und die apologetische Überlieferung ihr eingibt:

„Daß Sie einen unersetzlichen Verlust erlitten haben, ist mir klar, und ich kann mich nicht darüber trösten. Wenn Gott Sie am Leben läßt, können Sie ein andermal zum heiligen Abendmahl gehen, das weiß ich wohl, aber dennoch, diese versäumte Gelegenheit, Ihre Seele an der Quelle des Lebens wieder zu stählen, ist ein großes Unglück. Hätten Sie ein wenig wahren Glauben an die Kraft des Sakramentes, so hätten Sie nicht mit so viel Leichtsinn darauf verzichtet, zum Abendmahl zu gehen — einzig und allein, weil die Inszenierung (die Umgebung) Ihnen nicht gefiel. Welch ein Hochmut, welche Unkenntnis und Gleichgültigkeit in diesem Gefühl, das Sie wahrscheinlich für achtbar oder gar für verehrungswürdig halten! Es kommt mir mitunter vor, als vereinigten Sie in sich allein alle Abgötterei der heidnischen Welt — indem Sie Gott in einem Sonnenstrahl anbeten, in einem Naturschauspiel, in einer der zahllosen Offenbarungen seiner Größe — aber nicht begreifen, daß man zum Urquell des Lebens emporsteigen muß, um erleuchtet zu werden und sich zu reinigen."

Wie immer wieder, wenn ihre Freundschaft und ihre Aufrichtigkeit ihn ergreift, versucht Tolstoi auch hier, sich ihr verständlich zu machen und vor allen Dingen ihr einen Eindruck von der verzehrenden Wucht seiner religiösen Kämpfe zu geben.

Digitized by Google

Und so steht hier dieses autobiographisch so wertvolle und zugleich als Zeugnis religiöser Urkraft so ergreifende Bekenntnis aus seiner religiösen Entwicklung:

„Als Kind glaubte ich feurig, sentimental und gedankenlos; später, in meinem vierzehnten Jahre etwa, fing ich an, über das Leben überhaupt nachzudenken, stieß auf die Religion, die mit meinen Theorien nicht übereinstimmte und hielt es selbstverständlich für ein Verdienst, sie zu zerstören. Ohne sie hatte ich etwa 10 Jahre lang sehr ruhig gelebt. Alles begann mir klar zu werden, alles war logisch, alles in Fächer eingeteilt, und für die Religion war kein Platz. Dann kam die Zeit, wo mir alles offenkundig war, wo es keine Geheimnisse des Lebens mehr gab, aber das Leben selbst fing an, seinen Sinn zu verlieren. In dieser Zeit — es war im Kaukasus — war ich einsam und unglücklich. Ich spannte meine Geisteskräfte an, wie Menschen es nur einmal im Leben vermögen. Ich besitze aus jener Zeit noch meine Notizen, und wenn ich sie jetzt durchlese, begreife ich nicht, wie ein Mensch zu einem solchen Grad von Exaltation gelangen konnte, wie ich damals. Das war eine martervolle und zugleich selige Zeit. Niemals, weder vorher noch nachher, erreichte ich eine solche Höhe des Gedankens wieder, sah ich so tief ins Leben hinein, wie in jener Zeit, die zwei Jahre währte. Und alles, was ich damals fand, wird immer meine Überzeugung bleiben. Ich kann nicht anders. In dieser zwei Jahre dauernden geistigen Arbeit entdeckte ich eine einfache, alte Wahrheit, die ich aber so weiß, wie niemand sie weiß; ich entdeckte, daß es eine Unsterblichkeit gibt und daß man für andere leben muß, um ewig glücklich zu sein. Diese Entdeckungen setzten mich durch ihre Ähnlichkeit mit der christlichen Religion in Erstaunen, und anstatt selbst weiter zu entdecken, begann ich sie im Evangelium zu suchen, fand aber wenig. Ich fand weder Gott noch den Erlöser noch Sakramente — nichts; suchte aber mit allen, allen, allen Kräften der Seele, und weinte und quälte mich, und wünschte nichts als Wahrheit. Denken Sie nur um Gottes willen nicht, daß Sie aus meinen Worten auch nur im geringsten die ganze Kraft und Konzentriertheit meines damaligen Suchens verstehen könnten. Das ist eines der Geheimnisse der Seele, wie sie jeder von uns hat; aber ich muß sagen, daß ich nur selten bei Menschen eine so leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit gefunden habe, wie ich sie damals besaß. So blieb ich auch mit meiner Religion allein, und mir war wohl dabei."

Darin zeigt er sich wahrhaft als ursprünglich religiösen Menschen: er schafft Religion aus dem Bedürfnis der Seele. Gräfin Alexandra lebt von einer religiösen Ansicht her, er entdeckt die Religion durch das Leben. „Bei mir macht das Leben die Religion, und nicht die Religion das Leben. Wenn ich gut bin, bin ich ihr näher und scheine mir gleich ganz bereit, in diese glückliche Welt einzugehen; wenn ich aber ein schlechtes Leben führe, dann scheint es mir, daß man sie auch nicht braucht." Und darin ist er der Freundin überlegen. Wenn man an das Gleichnis der Samariterin denkt, so könnte man sagen: in ihm sprudelt lebendiges Wasser. Und darum muß er auch schließlich auf die Verständigung mit ihr verzichten. Er kann sie am Ende nicht mehr gleichwertig nehmen. Er fühlt, wie in ihrer Stellung zum Leben überhaupt, so auch in ihrer Haltung zur Religion das Abgeleitete, Verblaßte, den Buchstabenglauben (das Wort in diesem Falle nicht im Sinne der dogmatischen Kleinlichkeit verstanden, sondern in dem Sinne eines Glaubens, nicht aus dem Erlebnis, sondern aus der Lehre). Ihm aber war es gegeben, durchzudringen bis zu der Tiefe, in der die Religion als erlebte Gewißheit entsteht, und hier konnte er ihr stolz sagen: „Ich habe alles, was sich als brüchig zeigte, bis zum festen Land hin zerbrochen und fürchte mich vor nichts, weil ich die Kräfte nicht habe, das zu zerschlagen, worauf ich stehe; folglich ist es das Wahre."

Da sie ihm in diese Tiefe hinein nicht folgen kann, werden sie einander fremder, und nur die gelassene Milde und tiefe allgemeine Menschenliebe des alternden Tolstoi findet wieder einen Weg zu ihr. Vorher hat er harte und geringschätzige Worte für ihren Bekehrungseifer — Worte, die er mit ziemlicher

Digitized by Google

Regelmäßigkeit hinterher als eine Versündigung gegen die Liebe bereut. „Es gibt ja Leute genug," so sagte er ihr, „die man vom Morgen bis Abend bekehren muß: die Zaren, die Minister, die Kommandanten und andere. Bekehren Sie doch diese Leute. Sie leben unter ihnen, bringen Sie ihnen bei, daß, wenn es von ihrem Willen abhängt, das Los Unglücklicher zu erleichtern, und so sie es nicht tun, sie nicht Christen und sehr unglücklich sind."

Es ist selbstverständlich, daß Gräfin Alexandra die Lebensführung des Heiligen von Jasnaja Poljana skeptisch als eine Folge von verrückten Einfällen, übertriebener Selbstquälerei und irregegangener Exaltation ansieht. Sie ist kein zuverlässiger Zeuge für das, was sie dort sah, weil sie es nicht in seinem großen Sinn erfassen konnte. Aber ihre Berichte zeigen doch, wie sehr auch diese letzte Lebensperiode Tolstois Kampf und Tragik war. Wir fühlen, wie hier ein Mensch durch die Unbedingtheit seiner Ansprüche an Einheit und Reinheit des Lebens aus dem Leben selbst herausgetrieben wird, den Zusammenhang verliert, in dem er die seltenen Schätze seiner Natur austeilen könnte. Wir sehen ihn mitten im Kreis seiner Kinder in einer starren, einseitigen Einsamkeit, in der er den natürlichen Boden für ein volles menschliches Leben unter den Füßen verliert.

Goldne Stunde.

Und da den Mantel purpurfarb
Die Sonne nahm und lächelnd schied,
Da schaut ich schweigend zu ihr hin
Und trug in mir als wie ein Lied.

So leidvoll war's und feierlich
Gleichwie von Glocken Sterbeklang,
Und war, als zöge hoch und fern
Am Himmel her ein Lerchensang.

Und war mir, als ob Lust und Leid
In goldnem Klang zusammenfloß,
Und fest und lind und feierlich
Den Ring um meine Seele schloß.

Und war mir, als ob tief und reich
Und groß und gut so Leid als Lust,
Und beide trug ich als von Gott
Und hegte sie an meiner Brust.

Und als ich beide lieben wollt',
Da breiteten sie Schwingen weit
Und trugen in ein Meer von Gold
Mich beide hin — so Lust als Leid.

— — — — — — — — — —

Es zieht mein Sinnen ferne hin
Und meine Seele lauscht und frägt:
Ob dich wohl über Leid und Lust
Jetzt auch die goldne Stunde trägt?

Friede H. Kraze.

Digitized by Google

Diskussion.

Wieder einmal Herr von Gruber.

Bei der Aachener Tagung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege hat Herr von Gruber über den Geburtenrückgang gesprochen, und da mußte natürlich wieder die Frauenbewegung herhalten.

Dabei ist wieder die Logik ebenso staunenswert wie der volkswirtschaftliche und sozialpolitische Weitblick. Das sei hier nur an zwei Antithesen der Gruberschen Ausführungen beleuchtet, die bei ihrer wörtlichen Veröffentlichung wohl noch eine nähere Beleuchtung werden erfahren müssen.

Herr von Gruber sieht einen Grund des Geburtenrückgangs in der wachsenden Erwerbsarbeit der Frauen, die dabei zu Lohndrückerinnen der Männer werden und dadurch noch einmal geburtenhindernd wirken.

Andrerseits aber meint er, ein Grund des Geburtenrückgangs sei darin zu suchen, daß die Hausindustrie unterdrückt und die Kinderarbeit verboten sei. Wenn man den Eltern erlaubte, ihre Kinder wirtschaftlich auszunutzen, so würden sie wieder mehr Kinder haben.

Wenn es schon sehr seltsam ist, einen Vertreter der Volkshygiene der Hausindustrie und der gewerblichen Kinderarbeit das Wort reden zu hören, so vergißt Herr von Gruber hier andrerseits die ihm augenscheinlich nicht besonders geläufigen Gesetze der Lohnbildung, die er auf die Frauenarbeit so summarisch anwendet. Wenn die Frauenarbeit lohndrückend wirkt, so wirkt die Kinderarbeit natürlich in demselben Maße so, indem sie an die Stelle des Männerlohns den „Familienlohn" treten läßt, d. h. den vom Vater mit Unterstützung seiner Angehörigen erworbenen.

Ferner: Herr von Gruber betont am Anfang den Rückgang der ländlichen Fruchtbarkeit und andrerseits den Rückgang der Geburten in den wohlhabenden Kreisen, und behauptet am Ende, zu den einer ausreichenden Kindererzeugung gefährlichsten Auswüchsen des Individualismus gehöre das Ideal der Frauenemanzipation mit ihrer Geringschätzung des Mutterberufs.

Herr von Gruber denkt also doch wohl an das Vordringen der berufstätigen Frau. Nun, auf dem Lande hat sich bislang keine „Frauenemanzipation" gezeigt, die Schuld an dem Geburtenrückgang sein könnte, und die starke Beteiligung gerade der wohlhabendsten Schichten am Geburtenrückgang beweist ziemlich deutlich, daß es nicht das Arbeitsideal der Frauenbewegung ist, sondern eine dem Sinn der ganzen Frauenbewegung sehr entgegengesetzte Bequemlichkeit, Eitelkeit und Verzärtelung, die hier ihre Rolle spielt.

Eine Frau, die in der Berufsarbeit gelernt hat, sich etwas zuzumuten und nicht immer an ihre eigne Schonung zu denken, wird gewiß der Mutterschaft tapferer entgegensehen als die Salonpuppe. Diese Erwägung sollte doch auch Herr von Gruber trotz seiner ungerechten Abneigung gegen die ehrlich arbeitende Frau anstellen können.

Gertrud Bäumer.

Digitized by Google

Die „fremden Leute".

Im Septemberheft entwirft Camilla Jellinek in ihrem Aufsatz „Im Jahrhundert des Kindes" ein hoffnungsloses Bild der „fremden Leute", unter denen die unehelichen Kinder aufzuwachsen pflegen. Daß vielen Unehelichen ein hartes Geschick, vor allem eine trübe Jugend, beschieden ist, steht fest. Aber daß auch manche ein freundliches, um nicht zu sagen glückliches Los in dem Kampf um die Lebensmöglichkeit ziehen, sollen drei Beispiele zeigen, die dem Material der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge entnommen sind:

Einer Frau sind eigene Kinder versagt. „Soll ich nun nicht einmal ein ‚fremdes' Kind haben können?" bittet sie unter Tränen. Eine andere Frau hat ein vierjähriges Kind in Pflege seit dessen Geburt. Sie erhält 25 ℳ Kostgeld monatlich. Das Kind soll adoptiert werden, die Pflegemutter ist nicht zu bewegen, das Kind der Adoptivmutter zu zeigen. Man nimmt es ihr mit Gewalt. Nach zwei Tagen schon ist das Kind wieder bei der Pflegemutter, die auf das Kostgeld verzichtet — für immer —; sie bittet es „schriftlich" zu machen, daß sie das Kind behalten darf — für immer.

Vor dem Jugendgericht steht ein wegen eines geringfügigen Deliktes angeklagter Siebzehnjähriger. Die „Mutter" ist anwesend. „Mein Mann und ich haben den Jungen seit seinem ersten Lebensjahre bei uns; der Vater ist verschollen, die Mutter tot. Wenn er noch einmal sündigt, Herr Rat, dann muß er unter ‚fremde' Leute gehen." Mutter und Sohn schluchzen. — Dann muß er unter fremde Leute gehen. Wer glaubt wohl, daß diese Frau sich als Fremde und nicht als liebende Mutter gefühlt hat?

Drei Beispiele sind wenig! Sie sind nur herausgegriffen aus vielen andern. In der Fülle des Elends der Jugendfürsorgearbeit muß man nach einer Fülle von lichten Momenten suchen. Fehlten uns die „fremden Leute", um wieviel würden sich diese Momente verringern.

Clara Thorbecke.

Die Verlobungsanzeige.

Man betrachte das zweiseitig gedruckte Blatt: Der Mann unterrichtet seine Bekannten persönlich von dem Schritt, den er unternehmen will; für das Mädchen geschieht es durch das Haupt der Familie (u. U. Bruder oder Schwester). Das Mädchen als Individualität tritt durchaus zurück hinter die Gemeinschaft, als deren Glied es ausschließlich betrachtet wird.

Nun läßt sich die Sitte einer Verlobungsanzeige überhaupt angreifen. Nur der sinnige Deutsche kennt sie. Er übersieht, daß sie einer Zeit entstammt, in der sie lediglich die Veröffentlichung eines Versprechens bedeutete, das die Beteiligten schon früher eingegangen waren, und erst kurz vor der Heirat stattfand. (Als Überrest finden wir diese Auffassung noch in dem Unterschied, den einfache Leute zwischen dem — in allen Ehren — „Zusammengehen" und „Verloben" machen; letzteres ist etwa gleichbedeutend mit Aufgebot.)

Unsere Sitte der Verlobungsanzeige entbehrt jeder verständigen Begründung; das Eheversprechen ist ein rein privater Akt; erst die Eheschließung ist für das bürgerliche Leben von Interesse und verlangt (wie es ja auch bei anderen Nationen geschieht) eine öffentliche Bekanntmachung. Bei dieser ergibt sich die Gleichstellung von selber, zumal wenn die Gatten beide Namen führen oder wenigstens die Frau für ihre Person den Mädchennamen ihrem neuen hinzufügt.

Soll jedoch schon durchaus die Verlobung publiziert werden, so verfahre man wenigstens in einer unserem modernen Empfinden angepaßten Weise: entweder man betrachte beide Teile als Glieder ihrer Familie oder beide als Einzelpersönlichkeiten. Hier und da trifft man ja auch tatsächlich Anzeigen, die von den Vätern und dem Brautpaar unterzeichnet sind.

Dorothea von Velsen.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Gegen die Universitätsberechtigung des Oberlyzeums** wenden sich die Unterrichtsblätter für Mathematik und Naturwissenschaften in einem Aufsatz des Herrn Oberlehrers Stracke. Im Interesse des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts wird gegen die Zulassung der Oberlyzeisten zur Universität entschieden Protest erhoben. Nachdem Oberlehrer Stracke den Lehrplan des Oberlyzeums an dem der höheren Lehranstalten für Knaben gemessen hat, stellt er fest:

„Die Absolventin der 1. Klasse des Oberlyzeums weiß etwa soviel wie der Obersekundaner der Oberrealschule oder des Realgymnasiums, sie weiß weniger wie der Oberprimaner des Gymnasiums und nach dem Urteile von J. Schröder befindet sie sich betreffs der Mathematik nicht auf der gleichen Höhe der Durchbildung wie die Abiturientin der gymnasialen (!) Kurse der Studienanstalt. Kurz, es gibt in Preußen niemanden, der mit ähnlich unzureichenden Kenntnissen in Mathematik zur Universität kommt. Und dieses Oberlyzeum soll der normale Weg zur Universität werden. Den nahezu 40 Studienanstalten stehen heute schon mehr als 130 Oberlyzeen gegenüber.

Nun ist weiter in Halle von den verschiedensten Seiten überzeugend dargelegt, und nicht ein Widerspruch hat sich dagegen erhoben, daß die angesetzte Stundenzahl, namentlich auch im Rechnen, völlig unzureichend ist. Daraus ergibt sich aber, daß die gestellten Ziele wohl noch nicht einmal erreicht werden. Ferner ist darauf hinzuweisen, daß an den Lyzeen mehr als an irgendeiner anderen höheren Schule seminaristisch vorgebildete Lehrkräfte beschäftigt werden. Nach der Zusammenstellung von Schröder erteilten an den Lyzeen den Rechenunterricht 13,2 % Akademiker und 86,8 % Nichtakademiker, den mathematischen Unterricht 74,4 % Akademiker und 25,6 % Nichtakademiker. Ich habe nicht feststellen können, ob dabei die privaten Lyzeen mitberücksichtigt sind.

Bei diesen Verhältnissen besteht die Gefahr, daß die Absolventinnen der Oberlyzeen nicht diejenige wissenschaftliche Vorbildung mitbringen, die für ein erfolgreiches Studium der Mathematik notwendig ist, ein Zustand, der im Interesse sowohl der jungen Damen wie besonders der Universität vermieden werden muß.

In den Naturwissenschaften liegen die Verhältnisse ähnlich. Hier stehen 25 Wochenstunden des Lyzeums und Oberlyzeums 32 Stunden der oberrealen Studienanstalt und 36 Stunden der Oberrealschule gegenüber. In Mathematik und Naturwissenschaften zusammen hat das Oberlyzeum der Oberrealschule gegenüber 1000 (eintausend!) Stunden zu wenig!

Aus diesen Verhältnissen ergibt sich für alle mathematisch und naturwissenschaftlich interessierten Kreise der höheren Schulen ebensowohl wie für die der Universität die Verpflichtung, darauf hinzuwirken, daß eine Verleihung der Universitätsberechtigung an das Reifezeugnis des Oberlyzeums nur erfolgt, wenn gleichzeitig für eine bessere mathematisch-naturwissenschaftliche Bildung der Absolventinnen gesorgt wird, sei es durch eine Änderung des Lehrplans von unten herauf, sei es durch nachträglich abzulegende Ergänzungsprüfungen."

Sehr richtig!!

* **Eine moderne Erziehungsanstalt,** die der Initiative und den pädagogischen Ideen einer Frau ihr Dasein verdankt, sind die Schwarzwaldschen Schulanstalten in Wien, die in einem Jahrbuch für 1913 soeben von ihrer pädagogischen Arbeit Rechenschaft geben. Die Anstalten umfassen ein koedukatives Realgymnasium, ein sechsklassiges Mädchenlyzeum, wissenschaftliche Fortbildungskurse, denen vierjährige Gymnasialkurse angegliedert sind, und eine gleichfalls koedukative Vorschule. Die Leiterin entwickelt in dem Jahrbuch außerdem den Plan einer Erziehungsanstalt auf dem Semmering, dessen Verwirklichung bereits in Angriff genommen ist. Es ist schade, daß sich in dem Jahrbuch, dessen pädagogische Aufsätze von so viel frischem, modernem Streben Zeugnis ablegen, ein Aufsatz befindet, der in mancher Hinsicht in merkwürdigem Widerspruch zu dem Geist der ganzen Anstalt steht. Er heißt „Haushalt, Mode, Politik", ist von dem Lehrer für Volkswirtschaft in den

Digitized by Google

wissenschaftlichen Fortbildungskursen verfaßt, und enthält neben beherzigenswerten Ideen von der Frau als Konsumentin eine derart niedrige Einschätzung und eine so dilettantische Bewertung der politischen Arbeit, daß man nur bedauern kann, wenn jungen Mädchen eine solche Auffassung durch ihren Lehrer nahegebracht wird.

Berufliches.

* **Kellnerinnenverbot in Frankreich.** Das »Musée social« vom August teilt einen Erlaß des Präfekten des Departement der Gironde mit, der in Cafehäusern und sämtlichen anderen Schankstätten die Beschäftigung von Mädchen und Frauen verbietet.

Soziale Fürsorge.

* **Mutterschutz in Frankreich.** In Frankreich ist kürzlich ein Gesetz erlassen, das einen wirksamen Schutz der Wöchnerinnen zum Zweck hat. Die wichtigsten Artikel sind die folgenden:

„Artikel 3: Jede bedürftige Frau französischer Nationalität, die als Arbeiterin, Angestellte oder Dienstbote regelmäßig bei einem fremden Arbeitsgeber gegen Entgelt arbeitet, hat während der Ruhezeit, die ihrem Wochenbett unmittelbar vorhergeht oder folgt, das Recht auf eine tägliche Unterstützung, ohne daß diese gleichzeitig mit irgendeiner anderen öffentlichen Mutterschaftsunterstützung gezahlt werden kann.

Artikel 4: Vor dem Wochenbett muß die Bewerberin durch Vorzeigen eines ärztlichen Zeugnisses nachweisen, daß sie nicht fortfahren kann zu arbeiten, ohne Gefahr für sich und das Kind. Nach dem Wochenbett wird die Unterstützung während der vier ersten Wochen bewilligt. Die Unterstützung kann für die der Entbindung vorangehende und ihr folgende Zeit im ganzen nicht länger als 8 Wochen gezahlt werden. Sie kann nur bewilligt und fortgezahlt werden, wenn die Empfängerin die Ausübung ihres gewöhnlichen Berufes nicht nur eingestellt hat, sondern auch tatsächlich die Ruhezeit so weit innehält, wie es sich mit den Anforderungen ihres häuslichen Lebens verträgt, und wenn sie für sich und ihr Kind die notwendigen hygienischen Maßnahmen innehält, entsprechend den Anweisungen, die ihr zu diesem Zweck von den Beamten der Unterstützungsstelle erteilt werden.

Artikel 5: Die tägliche Unterstützung wird auf die Hälfte eingeschränkt im Falle der Aufnahme in ein Krankenhaus, und zwar während der ganzen Dauer des dortigen Aufenthaltes, wenn die Wöchnerin keine weiteren lebenden Kinder unter 13 Jahren hat.

Aus Artikel 6: Die Unterstützung wird aufgehoben, wenn die erforderlichen Bedingungen nicht mehr erfüllt sind, oder wenn die Empfängerin unrichtige Angaben gemacht hat. Diese Aufhebung der Unterstützung muß aber Gegenstand einer neuen, behördlichen Entscheidung sein in der Form, die von den Zulassungsbedingungen vorgesehen ist.

Artikel 7: Die Unterstützung ist unaufhebbar und unangreifbar. Sie wird der Unterstützten selbst ausgezahlt. Sie kann ganz oder teilweise in Naturalien gegeben werden.

Die Mittel, um diese Mutterschaftsfürsorge durchzuführen, werden durch ein besonderes Finanzgesetz festgesetzt. Mit der Durchführung können die schon bestehenden Einrichtungen der Mutterschaftsfürsorge behördlicherseits betraut werden."

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Das Blatt aus der kirchlichen Zeitgeschichte** (Wöchentliche Beilage zur Christlichen Freiheit, Evangelischem Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen) bringt folgende Mitteilungen aus Württemberg über die Mitarbeit der Frau in kirchlichen Kollegien.

„Schon bei der vorletzten Landessynode wurde in Württemberg von verschiedenen Frauen-Organisationen eine Eingabe vorgebracht, welche auf Einführung des kirchlichen Frauenstimmrechts abzielte. Dieselbe wurde damals mit etwas betrüblicher Kürze behandelt. Es schien, daß sie spurlos in den Akten verschwunden sei. Zu allgemeiner Überraschung hat nun das Konsistorium den Gedanken doch weiter verfolgt. Man kann wenigstens den Erlaß kaum anders auffassen, den es am 21. Juni im kirchlichen Amtsblatt veröffentlicht, und der sich mit ‚Heranziehung der Frauen zur kirchlichen Armen-, Kranken- und Jugendpflege' befaßt.

In diesem bemerkenswerten Erlaß wird zunächst kurz ausgeführt, wie wünschenswert es sei, daß in heutiger Zeit alle irgendwie verfügbaren Kräfte zu kirchlicher Arbeit herangezogen werden. Gerade die Mitarbeit der Frau entspreche den ‚in der christlichen Gemeinde von Anfang an wirksamen Gedanken'. Es sei nach Ansicht der Oberkirchenbehörde zweckmäßig, wenn hierfür auch im Organismus der Kirchengemeindevertretung Raum geschaffen werde. Die rechtliche Grundlage hierfür aber sieht der Erlaß in der Tatsache, daß auf den seit 1889 bestehenden Kirchengemeinderat die Befugnisse des früheren Pfarrgemeinderats übergegangen sind. Diesem letzteren war schon 1851 nahegelegt worden, zur kirchlichen Armen- und Krankenpflege auch weitere Gemeindegenossen beizuziehen. Auf Grund davon empfiehlt nun das Konsistorium namentlich den größeren Kirchengemeinden, für die genannten Zwecke (wozu heutzutage noch die Jugendpflege hinzugenommen wird) besondere Ausschüsse zu bilden und zu ihrer Arbeit auch Frauen beizuziehen. Diese letzteren sollen dann auch über die vom Kirchengemeinderat für die genannten Zwecke bewilligten Mittel mitverfügen dürfen. Auch ihre Zuziehung zu den Beratungen derartiger Gegenstände im Gesamtkollegium (mit beratender Stimme) wird nicht als ungesetzlich angesehen.

Es ist ohne weiteres klar, daß diese Kundgebung zunächst keinerlei Entgegenkommen gegen die Wünsche der Frauen nach Erweiterung ihrer

Digitized by Google

Rechte in der Kirche bedeutet. Dies drückt sich schon darin aus, daß es sorgfältig vermieden wird, ein neues Recht zu schaffen, sondern mit sichtlichem Bemühen aus der alten Ordnung ein neuer Gedanke herausgeholt bezw. in sie hineingetragen wird. Auch ist die Mitwirkung der Frauen eingeschränkt auf die Gebiete, die man von jeher als die für ihre Eigenart passendsten angesehen hat, während ihnen auf Vermögensverwaltung und allgemein-kirchliche Maßnahmen nach wie vor keinerlei Einfluß zusteht. Da zudem bei der notorischen Armut unserer Kirchengemeinden nur verhältnismäßig wenige in der Lage sein werden, für Armen-, Kranken- und Jugendpflege überhaupt etwas aufzuwenden, so wird zweifellos für viele auch diese an sich schon bescheidene Beiziehung der Frauen auf dem Papier stehen bleiben.

Trotzdem scheint es uns von Bedeutung, daß eine Kirchenbehörde überhaupt auf eine bestehende Möglichkeit hinweist, wie Frauen an die kirchliche Mitarbeit anzugliedern seien. Es liegt darin die Anerkennung beschlossen, daß diese Erweiterung der kirchlichen Vertretungskörper eigentlich zweckmäßig und wünschenswert sei. Namentlich aber ist der Schlußsatz des Erlasses beachtenswert, weil in demselben die weitere Ausführung der gegebenen Anregung den Organen der Einzel-Gemeinden überlassen bleibt. Es ist hier zugleich den örtlichen Frauenorganisationen ein Weg gewiesen, auf dem sie zu weiterem Einfluß in den kirchlichen Vertretungen kommen können. Ihre Sache wird es nun zunächst sein, diesen Weg zu benutzen, um dann vielleicht im Laufe der Zeit auch wirkliche Rechte zu erringen.

E. K."

* **Frauenstimmrecht in Holland.** Die Lage des Frauenstimmrechts in Holland ist durch die gegenwärtigen Kabinettsverhältnisse nicht besonders günstig beeinflußt. Die vereinigte Linke, die bei den letzten Wahlen siegte, hatte die Einführung des Frauenstimmrechts in irgendeiner Form zur Wahlparole gemacht.. Da aber nach dem Siege die Sozialdemokratie die ihr zukommenden drei Sitze im Ministerium nicht annahm, mußte ein Cabinet d'Affaires gebildet werden, dessen Zusammensetzung nun natürlich stärker vom rechten liberalen Flügel her bestimmt ist, als es sonst der Fall gewesen wäre. Immerhin hat die Thronrede neben dem allgemeinen Männerwahlrecht angekündigt, daß die verfassungsmäßigen Hindernisse des Frauenwahlrechts beseitigt werden sollen, damit dann für gesetzgeberische Schritte der Weg frei ist. Welcher Art diese sein werden, ist noch nicht gesagt, — es wird wohl etwas ziemlich Kompromißliches herauskommen, aber doch irgendein Anfang bestimmt gemacht werden.

* **Kunst und Frauenstimmrecht.** Die englische Frauenbewegung, die so erfinderisch in Propagandamitteln ist, hat ein eigenartiges Unternehmen zur Propaganda ihrer Ziele ins Leben gerufen. Die Besitzerin des Drury Lane-Theaters hat für einige Zeit das Court-Theater gepachtet, um dort Stücke aufzuführen, die aus dem Erlebniskreis der Frauenbewegung hervorgegangen sind. Es sollen zunächst Björnsons Handschuh dargestellt werden, dann ein Stück des Franzosen Brieux „Die alleinstehende Frau" (das allerdings ein künstlerisch ziemlich schwaches und flaches Tendenzstück ist) und schließlich ein Stück der bekannten ersten englischen Ibsen-Darstellerin und Schriftstellerin Miß Robins, die auch kürzlich ein Buch über die kriegerische englische Frauenstimmrechtsbewegung herausgegeben hat. Ihr Stück heißt denn auch geradezu „Votes for Women". Ob die Kunst bei diesem Unternehmen sehr gut wegkommt, darf man billig bezweifeln, aber wirken wird es schon.

* **Die Taktik der Macht.** Nachdem die Frauen in einer Reihe von amerikanischen Staaten das politische Wahlrecht besitzen, haben sie jetzt durch eine große nationale Organisation stimmfähiger Bürgerinnen angefangen, ihre Macht für die Gewährung des Stimmrechtes in den übrigen Staaten der Union systematisch auszunutzen. Man kommt jetzt wieder auf den Weg zurück, den man in der amerikanischen Stimmrechtsbewegung anfangs eingeschlagen hat, aber aus Mangel an Machtmitteln wieder aufgeben mußte; den Versuch, ein Amendment in der nationalen Verfassung zu erreichen, durch das in allen Staaten zugleich, wie einstmals die Neger, so jetzt die Frauen das Stimmrecht bekommen. Selbstverständlich wird mittlerweile die Agitation in den Einzelstaaten fortgehen. Es ist aber keine Frage, daß der direkte Weg jetzt einigen Erfolg verspricht, zumal hinter der neuen Liga die Menge von 4 Millionen stimmberechtigter Frauen steht.

Verschiedenes.

* **Der weibliche Train in Frankreich.** Herrn Professor Witzels Pläne von der Einstellung weiblicher Freiwilliger ins Heer zündeten, wie's scheint, auch in Frankreich. 900 französische junge Mädchen unterbreiten dem Kriegsminister den Vorschlag, er möge alle Soldaten von der Intendantur und dem Sanitätsdienst in die Front versetzen, und dafür hier Frauen einstellen. — Wenn sich's um Berufskräfte handelte, warum nicht? es gäbe da gewiß manchen Zweig, der gut und besser von Frauen versehen würde. Aber daß es mit den Freiwilligen und kurzer Ausbildungszeit nichts ist, dafür gibt es nach dem Balkankrieg ja Beweise.

Digitized by Google

* **Das männliche Ideal der Japanerin.** Eine verbreitete japanische Frauenzeitschrift hat — nach europäischem Muster — bei ihren Leserinnen eine Umfrage nach den Eigenschaften gehalten, die sie sich am Manne wünschen. Die 17 am häufigsten vertretenen Wünsche hat sie veröffentlicht. Sie sind sowohl als indirekte Kritik ihrer Männer — wie auch als Wünsche der Frauen nicht uninteressant.

1. Er darf nicht geizig sein; 2. er darf sich nicht zu viel um seinen Anzug kümmern; 3. er muß ein männliches Aussehen haben; 4. er darf sich im Verkehr mit Frauen nicht allzu vertraulich zeigen; 5. er muß sich die Mühe nehmen, den Frauen alles, worum sie ihn fragen, genau auseinanderzusetzen; 6. er soll entschlossen und geistesgegenwärtig sein; 7. er muß ein Ideal haben; 8. er muß den Frauen die Verwaltung der Geldangelegenheiten in der Familie überlassen; 9. er darf sich niemals in der Küche zeigen; 10. niemals die Frisur oder die Toilette der Frauen kritisieren; 11. er darf nicht seine Zeit damit verbringen, der Gattin seine Wünsche hinsichtlich des Essens oder in andern Geschmacksfragen zu eingehend auseinanderzusetzen; 12. er darf sich nie in die Angelegenheiten der Frauen mischen; 13. er darf nicht nach längerer Bekanntschaft der Frau zum Gegenstand des Ekels werden; 14. er muß die Tugend der Barmherzigkeit ausüben; 15. er darf nicht zu häufige und zu lange Sitzungen beim Sake abhalten; 16. er darf nicht in seine eigene Person verliebt sein und 17. nicht zu eifersüchtig werden.

Totenschau.

Eine auch in internationalen Kreisen bekannte Vertreterin der französischen Frauenbewegung **Mme. d'Abbadie d'Arrast** ist im Alter von 73 Jahren gestorben. Sie war die Vorsitzende der Rechtskommission des Frauenweltbundes und hat in dieser Eigenschaft noch kürzlich das ausgezeichnete Buch „Das Recht der Frau in den Kulturstaaten" herausgegeben. In den Sitzungen des Frauenweltbundes haben alle Teilnehmerinnen das Temperament und die Energie der immer noch jugendlich feurigen Französin bewundert. Sie war tief durchdrungen von den Ideen der Frauenbewegung und hat mit größter Zähigkeit und Konsequenz für sie gekämpft. Wer sie von Deutschen gekannt hat, wird ihr gewiß ein freundliches Andenken bewahren.

Versammlungen und Vereine

Der Deutsche Verband für Frauenstimmrecht

wird vom 5. bis 8. Oktober in Eisenach seine V. Generalversammlung abhalten, die sich zu einer für die weitere Entwicklung der deutschen Stimmrechtsbewegung besonders bedeutungsvollen Tagung gestalten dürfte. Die in letzter Zeit so viel umstrittene Frage, ob der Verband die Forderung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts als Programmpunkt in seinen Satzungen behalten soll, wird im Mittelpunkt der Verhandlungen stehen; ferner liegen eine Reihe von Anträgen für die künftige Arbeit des Verbandes und die Ausgestaltung des Verbandsorganes vor. In einer der öffentlichen Abendversammlungen wird: „Frauenerwerbsarbeit und Frauenstimmrecht" in verschiedenen Referaten (Landarbeiterinnen, Industriearbeiterinnen, Privat- und Staatsbeamtinnen, Lehrerinnen, freie Berufe) behandelt werden; in einer anderen das Thema „Gewaltpolitik und Frauenstimmrecht" zur Erörterung gelangen. Dem Verband gehören zurzeit 23 Landes- und Provinzialvereine mit 90 Ortsgruppen an.

Der Deutsche Fröbelverband

hält vom 2. bis 5. Oktober in Halle a. S. seine Hauptversammlung ab. Auf der Tagesordnung stehen u. a. folgende Themen:

Freitag, den 3. Oktober, vormittags:
Verbandsthema: Jugendpflege.

a) Fräulein Lili Droescher, Berlin: „Unser Beruf in seiner Beziehung zur Jugendpflege."

b) Fräulein Dr. Gosche, Halle a. d. Saale: „Frauenschule und Jugendpflege."

Sonnabend, den 4. Oktober, vormittags:
„Was verleiht den Fröbelschen Bewegungsspielen ihren Wert?" Frau Direktorin Helene L. Klostermann, Bonn a. Rhein, mit Darstellung von Spielen durch Kinder unter Leitung der Kindergärtnerin Fräulein Else Schmedes, Bonn a. Rhein.

Am **Sonntag, den 5. Oktober,** finden rhythmisch-plastische Vorführungen der Methode Jaques Dalcroze durch Schülerinnen der Bildungsanstalt in Hellerau unter Leitung und mit einleitendem Vortrag von Herrn Professor Jaques Dalcroze statt.

Digitized by Google

Bücherschau

Romane.

„Seine englische Frau". Roman von Rudolph Stratz, Stuttgart und Berlin J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfl. Die Romane von Rudolph Stratz sind immer zugleich Kulturbilder, und das gibt ihnen einen großen, ins Geschichtliche hineinreichenden Zug. Sein künstlerisches Interesse entsteht nicht in erster Linie an den individuellen psychologischen Problemen seines Stoffes, trotzdem er auch diese feinfühlig zu gestalten weiß, sondern an dem kulturellen Motiv. Hier ist es der Gegensatz deutschen und englischen Wesens in den höheren Gesellschaftsschichten, der ihn fesselt. Ein deutscher Offizier heiratet ein Mädchen aus der englischen Geldaristokratie. Ganz dasselbe Motiv hat mit Bezug auf Frankreich schon einmal Ompteda behandelt. Die Spannung zwischen der eisernen Disziplin und asketischen Pflichterfüllung, dem stark ausgeprägten strengen Kastengeist des deutschen Offizierkreises und dem Unabhängigkeitssinn der an Luxus und Trägheit gewöhnten Engländerin; das ist der seelische Vorgang, in dem der nationale Gegensatz zum Austrag kommt. Neben der straffen und stets anschaulichen und eleganten Darstellung bewundert man die vollkommene Beherrschung des geschilderten Milieus: der City, in der die Familienväter ungeheure Mengen von Geld verdienen, des Landhauses und der Rennplätze, wo Söhne und Töchter es auf mondäne Art ausgeben. Dazu gibt eine frische und stolze nationale Gesinnung der Darstellung ein Element von Wärme und Schneidigkeit, dessen man sich mit Freude bewußt wird.

„Erinnerungen einer Überflüssigen." Von Lena Christ. Albert Langen, München. Ein sehr merkwürdiges, sozial und literarisch eigenartiges Buch! Ein Mädchen aus dem Volk erzählt die eigene Lebensgeschichte. Sie ist das uneheliche Kind einer Münchener Kellnerin, wächst als Ziehkind auf dem Lande auf, wird von der Mutter zurückgeholt, sobald diese sie als Arbeitskraft gebrauchen kann, und wird nun groß in einer Münchener Gastwirtschaft, inmitten eines derb materialistischen Kleinbürgertums. Daß die Geschichte ausgeschmückt und übertrieben — im Tatsächlichen nicht immer ganz echt ist, scheint einem so an manchen Stellen (z. B. kann der ländliche Großvater auf S. 36 nicht lesen und auf S. 43 kann er's auf einmal). Aber vielleicht ist auch dieses Auftragen und Hinzuerfinden ein Symptom. Zur autobiographischen Wahrheit gehört eine hohe Bewußtheit und Selbstdisziplin. Und dies Leben verläuft sprunghaft, getrieben, ungeklärt, von Impuls zu Impuls. In merkwürdiger Mischung gibt es geistigen und vulgären Zügen Raum, beide vielleicht gleichermaßen unbewußt. Über das Einzelschicksal hinaus interessant ist die Wiedergabe des Milieus, vor dessen kleinbürgerlicher Plattheit es einen schaudert. Um so mehr, als über diesen Zustandsschilderungen eine sehr überzeugende Wirklichkeitsatmosphäre liegt.

„Die Brüder Mörk." Roman von Gustaf af Geijerstam. S. Fischer Verlag, Berlin (Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Preis pro Band geb. 1,25 ℳ). Man wird dem Verlag dankbar sein müssen, daß er eine der feinsten Erzählungen Geijerstams der billigen Romanbibliothek einverleibt hat. Wohl nirgends ist die Psychologie des Blutsverwandten-Hasses mit so düsterer Folgerichtigkeit dargestellt wie hier — eines Hasses, der nicht aus dem Konflikt irgendwelcher äußerer Interessen, sondern viel geheimnisvoller und unversöhnlicher aus dem verwandten Blute selbst kommt.

„Der Pakt mit dem Himmel." Roman von Emma Haushofer-Merk, Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig. Die Verfasserin erzählt von Kloster und klösterlicher Erziehung, wie sie das Schicksal eines jungen Mädchens verhängnisvoll bestimmen. Eine Waise wird einem bayerischen Frauenkloster zur Erziehung anvertraut. Durch diese Erziehung innerlich aufs stärkste beeinflußt, hat sie die natürliche Stellung zur Welt und zu einem gesunden Frauenleben verloren und weiß in übertriebenen und entstellten Anschauungen einfacher Dinge keinen Ausweg, als sich ins Kloster zurückzuflüchten. Dort aber weckt die Nachricht von einem mit ihrem Weltleben zusammenhängenden Ereignis das Bewußtsein ihrer Gefangenschaft und die Zweifel an den Idealen, die sie ins Kloster geführt haben. Sie entzieht sich der Klausur durch die Flucht und findet in der Welt wenn auch nicht mehr das erwartete und ersehnte Glück, so doch die Freiheit und das lebendige Leben. Die Verfasserin schildert, zwar mit starker, innerer Stellungnahme, aber ohne aufdringliche Tendenz und durch eigene An-

Digitized by Google

schauung unterstützt, das Wesen klösterlicher Erziehung und klösterlichen Lebens, und sie versteht, es glaubhaft zu zeigen, wie eine künstliche Vereinfachung der Lebensbahn und der Lebensaufgaben je nachdem Stumpfheit und Starrheit oder aber die Glut religiöser Hingabe hervorruft.

Zur Frauenfrage.

Demnächst erscheint im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, der dritte Jahrgang des im Auftrag des Bundes Deutscher Frauenvereine von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner herausgegebenen **„Jahrbuchs der Frauenbewegung"**. Jeder Jahrgang des Jahrbuchs, das durch seine genauen Angaben über den Stand und die Organisation der deutschen Frauenbewegung sich schnell einen großen und immer wachsenden Leserkreis erworben hat, stellt ein neues selbständiges Werk dar. Nicht nur der literarische Teil enthält in jedem Jahr neue, und zwar möglichst aktuelle Aufsätze sachverständiger Autorinnen, sondern auch das Adressenmaterial wird auf Grund umfangreicher Erhebungen immer wieder neu bearbeitet. Für das Kalendarium haben diesmal eine Reihe moderner deutscher Dichter Geleitsprüche geschrieben. Der literarische Teil wird durch eine Chronik der Frauenbewegung im abgelaufenen Jahre eingeleitet. Es folgen Aufsätze über Wesen und Wert der Propaganda, über verschiedene Frauenberufe, über die weibliche Jugendpflege von Dr. Frieda Duensing und die Frauenliteratur des abgelaufenen Jahres. Ein Lebensbild der ersten deutschen Ärztin, Dr. Franziska Tiburtius, ein feinsinniger Aufsatz von Marianne Weber über Eheideal und Eherecht und eine Auseinandersetzung Gertrud Bäumers mit dem Wesen der politischen Neutralität schließen den wie seine Vorgänger künstlerisch in blauem Leinen gebundenen Band ab. Bestellungen zu dem ermäßigten Preise von 1,20 ℳ (anstatt 3 ℳ) nimmt schon jetzt, und zwar bis zum 25. Oktober des Jahres entgegen die Schriftführerin des Bundes Deutscher Frauenvereine, Frau Alice Bensheimer, Mannheim, L. 12, 18. Diese gibt an Vereine oder zu Werbezwecken auch Subskriptionslisten ab.

„Das weibliche kaufmännische Bildungswesen." Von Dr. J. Silbermann. Berlin, Verlag von Bernhard Simion N. F. 1913. Der sachverständige Generalsekretär des kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte schildert hier knapp und zugleich kritisch die kaufmännische Bildung der weiblichen Angestellten und behandelt besonders eingehend die aktuelle Frage der Fortbildungsschule. Die Broschüre ist zur Aufklärung, auch zur praktischen Propaganda im weiblichen kaufmännischen Bildungswesen gerade wegen ihrer großen Objektivität sehr gut geeignet.

Was wir uns und andren schuldig sind. Ansprachen und Aufsätze von Alice Salomon. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig (Preis 2 ℳ). Der Gesamttitel stellt diese Ansprachen in den Dienst einer Erziehungsaufgabe: Das soziale Ideal in den Frauen lebendig zu machen und gegen die ihm entgegenstehenden Widerstände zu verteidigen: gegen Gleichgültigkeit und Dahinleben oder gegen bewußt individualistische Lebensanschauung. Die Verfasserin ist unserem Leserkreis zu bekannt, als daß der Geist dieser Sammlung hier noch ausdrücklich gekennzeichnet zu werden brauchte. Einige der Beiträge sind erstmalig in der „Frau" erschienen. Alle sind sie herausgewachsen aus Leben und Arbeit, und sie werden darum Leben und Arbeit wecken.

Jugendgruppen und Gruppen für soziale Hilfsarbeit. Zusammengestellt von Dr. phil. Alice Salomon. G. Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe, 1912. Das Heft enthält Berichte über Entwicklung und Arbeitsmethoden der Jugendgruppen, ein Verzeichnis der bestehenden Gruppen und einen Literaturnachweis. Es ist als Anleitung und Belebung für die praktische Arbeit sehr zu empfehlen.

„Die Ziele der modernen Frauenbewegung." Von Pfarrer G. Braun. Berlin, Trowitzsch & Sohn, 1913. Das Buch ist ein erfreulicher Beweis dafür, wie auch in politisch und weltanschauungsmäßig rechtsstehenden Kreisen das Verständnis und die ehrliche Anerkennung der Frauenbewegung wächst. In dem Verfasser dieser Schrift ist ihr ein redlicher Mitkämpfer und gewissenhafter Beurteiler entstanden. Einige Unrichtigkeiten im einzelnen hätten vermieden werden können. Z. B. hat die Fortschrittliche Volkspartei auf dem Mannheimer Parteitag (der Verf. sagt: „der freisinnige Volksverein") das Frauenstimmrecht nicht abgelehnt — und daß, wie bald darauf behauptet wird, der Bund gegen die Frauenemanzipation von den Kreisen der „Geistesaristokratie" begründet sei, hat wohl noch niemand gemerkt.

Kurze Anzeigen.

„Friedrich Nietzsches Werke." Taschenausgabe in Lieferungen. Alfred Kröner Verlag in Leipzig. (Vollständig in 44 Lieferungen à 1 ℳ.) Lieferung 14 bis 16 bringen den Schluß von „Vermischte Meinungen und Sprüche" und die zweite Aphorismensammlung: „Der Wanderer und sein Schatten"; ferner aus dem Nachlaß: „Gedanken über Richard Wagner, Musik und Bayreuth" (1874/78), die mit den „Rückblicken auf die Zeit der Freundschaft mit Richard Wagner" schließen. Die 17. Lieferung führt dann mit dem Anfang der „Morgenröthe" in die eigentliche Philosophie Nietzsches ein: „‚Es gibt so viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben' — diese indische Inschrift steht auf der Tür zu diesem Buche. Wo sucht sein Urheber jenen neuen Morgen, jenes bisher noch unentdeckte zarte Rot, mit dem wieder ein Tag — oder, eine ganze Reihe, eine ganze Welt neuer Tage! — anhebt? In einer Umwertung aller Werte, in einem Loskommen von allen Moralwerten, in einem Ja-sagen und Vertrauen-haben zu alledem, was bisher verboten, verachtet, verflucht worden ist. Dies jasagende Buch strömt sein Licht, seine Liebe, seine Zärtlichkeit auf lauter schlimme Dinge aus, es gibt ihnen die Seele, das gute

Digitized by Google

Gewissen, das hohe Recht und Vorrecht aufs Dasein wieder zurück."

„Notland." Ein Stück Leben. Von Dora Polligkeit. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München 1913 (Preis geb. 2,80 *M*). Ein Stück Leben aus dem Armenviertel der Großstadt, wie es sich vorwärtsschiebt oder geschoben wird zwischen Not, Krankheit, Verkommenheit, Trunksucht; Fürsorgeerziehung, öffentliche Entbindungsanstalt, Armenpflege, Gefängnis als Zufluchtsstätten. Ergreifend durch die nackten Tatsachen, die zur lauten Anklage werden. Einem „Freunde der Armen" ist es gewidmet; Freunde der Armen sollten es lesen.

„Perspektive nach der Natur." Von A. Gruber. Verlag von Otto Maier, Ravensburg. (Preis 1,50 *M*.) Das kleine Buch verbindet geschickt Theorie und Praxis. Die perspektivischen Regeln sind durch zahlreiche gut gewählte bildliche Darstellungen veranschaulicht, was besonders für den Laien wertvoll ist.

„Weichers Kunstbücher." Neue Folge. Die Meister des XIX. Jahrhunderts: 1. Watts. 2. Meissonier. 3. Rosetti. (Jeder Band mit 60 Meisterbildern kostet kart. 0,80 *M*.) Berlin W. 50, Bernhard Thalacker. Im Anschluß an die bereits 50 Bände umfassende Sammlung „Weichers Kunstbücher" beginnen soeben als deren neue Folge „Die Meister des XIX. Jahrhunderts" zu erscheinen. An der Hand von 60 guten Reproduktionen wird ein Überblick über das Schaffen eines jeden der Meister gegeben. Jedem Bande sind kurze biographische Einleitungen beigefügt.

„Deutsches Lesebuch für die weibliche Jugend." Zum Gebrauch an Fortbildungsschulen und anderen Lehr- und Erziehungsanstalten für das nachschulpflichtige Alter. Bearbeitet von Frau Ulrike Henschke, weil. Vorsitzende der Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin, und Margarete Henschke. Fünfte Auflage. Mit einem Bildnis von Ulrike Henschke. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin, 1913. (Preis 2,50 *M*.) Die fünfte Auflage des weitverbreiteten tüchtigen Buches ist einer sorgfältigen Durchsicht und Überarbeitung unterworfen worden; es bedarf hier nur dieser kurzen Anzeige, da wir das Buch schon vielfach empfohlen haben.

„Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. (Preis pro Band geb. 1,25 *M*.)

Es erschienen kürzlich:

„Lessing." Von Dr. Christoph Schrempf in Eßlingen. Mit einem Titelbild.

„Shakespeare und seine Zeit." Von Dr. Ernst Sieper, außerordentlicher Professor der englischen Philologie an der Universität München. 2. Aufl. Mit 3 Abb. im Text.

„Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts." Von Georg Witkowski. Mit einem Bildnis Hebbels. 4. Aufl.

„Grundzüge der Ethik" mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Probleme. Von Else Wentscher.

„Die Gartenstadtbewegung." Von Hans Kampffmeyer. Mit 27 Abbildungen. 2. Aufl.

„Vom Bund zum Reich." Von Professor Dr. Richard Schwemer. 2. Auflage.

„Die Reaktion und die neue Ära." Von Prof. Dr. Richard Schwemer. 2. Auflage.

„Die evangelische Mission." Von S. Baudert.

„Moderne Rechtsprobleme." Von Josef Kohler. 2. Auflage.

„Musikalische Kompositionsformen." Von S. G. Kallenberg. I. Die elementaren Tonverbindungen als Grundlage der Harmonielehre.

„Die deutschen Salzlagerstätten." Von Dr. Karl Riemann. Mit 29 Abbildungen.

„Minnesang." Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters. Von Dr. J. W. Bruinier.

Kleine Mitteilungen.

Das Seminar der Musikgruppe Berlin E. V. beginnt am 1. Oktober seinen 3. Kursus. Es bestehen Abteilungen für Schulgesang, Klavier und Violine, die auf die staatliche Prüfung, bezw. das Examen des Verbandes der Deutschen Musiklehrerinnen vorbereiten. Hospitanten können an einzelnen Fächern teilnehmen; eine eigene Übungsschule ist angeschlossen. Die Anstalt war im letzten Jahr von 44 Seminaristinnen besucht. Eine neue Klasse für Organistinnen (staatl. Prüfung) ist im Entstehen begriffen. Ausführliche Prospekte sind kostenfrei durch das Sekretariat des Seminars, Berlin W. 57, Pallasstr. 12, zu beziehen.

Allgemeiner Deutscher Lehrerinnen-Verein

Stellenvermittlung Geschäftsstelle

BERLIN W 62, Bayreutherstrasse 38, Gartenh. pt.

Tel. Amt Kurfürst 2415.

Sprechstunden täglich 12—3 Uhr, Sonnabend 11—1 Uhr.

Der Verein weist seinen Mitgliedern, gleichviel ob sie zum Hauptverein oder zu einem der 138 Zweigvereine gehören, Stellungen nach. Wer als geprüfte Lehrerin Tätigkeit in Schule oder Haus, im Inland oder Ausland sucht, wende sich an die oben angegebene Adresse.

Für alle Anfragen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Fortbildung erteilt die Geschäftsstelle den Mitgliedern kostenlos Auskunft.

Digitized by Google

Allgemeiner Deutscher Frauenverein.

(Zugleich Verband für Frauenarbeit und Frauenrechte in der Gemeinde.)

Tagesordnung

der 27. Generalversammlung vom 6. bis 8. Oktober 1913 zu Gießen a. L.

Sitzungen der Generalversammlung.

(Die Sitzungen finden in dem großen Hörsaal der Universität statt und sind sämtlich öffentlich.)

Montag, den 6. Oktober, vormittags ½10 Uhr:

1. Eröffnung der Generalversammlung. Begrüßungen.
2. Geschäftsbericht über die zweijährige Wirksamkeit des Verbandes, erstattet durch die Vorsitzende Fräulein Helene Lange.
3. Die Probleme der städtischen Wohnungspflege und die Wohnungsinspektorin. Dr. Marie Elisabeth Lüders-Berlin.
4. Antrag des Vorstandes: Der Allgemeine Deutsche Frauentag möge Schritte tun für die Beseitigung derjenigen Bestimmungen in den bundesstaatlichen Beamtengesetzen bezw. Verordnungen, die der Ehefrau des Beamten die Ausübung einer Erwerbstätigkeit verbieten.
5. Antrag der Ortsgruppe Halle a. S., begründet durch Frau Irma Wolff: Der Allgemeine Deutsche Frauenverein wolle den sozialen Konsumtionsproblemen der Gegenwart erhöhte Aufmerksamkeit schenken und die Behandlung der betreffenden Probleme (solche der Wohnung, Wohnungseinrichtung, Kleidung, Nahrung) in den einzelnen Vereinen anregen, gegebenenfalls in besonderen Gruppen, welche vornehmlich auch die Hausfrauen zur Mitarbeit heranziehen.

   Begründung: Unsere Zeit ist heute wesentlich gekennzeichnet durch soziale Konsumtionsprobleme, wie Wohnungsnot, Schundproduktion, willkürliche Modeherrschaft. Deshalb ist eine Ausbildung der Frau als Konsumentin anzustreben, um ihre Einwirkung in der Öffentlichkeit zur Veredlung unserer nationalen gewerblichen Produktion auch für breite soziale Schichten unserer Bevölkerung zu ermöglichen. Hierzu würde sich innerhalb der Frauenbewegung ein Zusammenschluß der Konsumentinnen als nützlich erweisen. Es wären einzelne Probleme der Konsumtion zu behandeln, wozu auch die Organisation und die Form des Haushalts selbst gehört.

Dienstag, den 7. Oktober, vormittags 9 Uhr:

1. Geschäftsbericht und Kassenbericht des Verwaltungsrats der „Ferdinand und Luise Lenz-Stiftung" des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, erstattet durch die Vorsitzende Frau Pauline Voigtländer. Bericht der Kassenrevisorinnen und Entlastung der Kassiererin.
2. Bericht über die „Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau" des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, erstattet durch die Leiterin Frau Jenny Apolant, Frankfurt a. M.

Digitized by Google

3. Die Ausbildung für die sozialen Frauenberufe. Frau Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner-Mannheim.
4. Antrag der Ortsgruppe Hamburg: die Zahl der auf Leipzig festgelegten Vorstandsmitglieder des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins möge auf zwei herabgemindert werden.

Mittwoch, den 8. Oktober, vormittags 9 Uhr:

1. Kassenbericht des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, erstattet durch Frau Gertrud Dumstrey-Freytag. Bericht der Kassenrevisorinnen und Entlastung der Kassiererin. Wahl der Kassenrevisorinnen für beide Kassen für die Geschäftsperiode 1913—1915.
2. Vorstandswahl.
3. Die Notwendigkeit des weiblichen Einflusses in der Mädchenbildung. Fräulein Dr. Agnes Gosche.
4. Aussprache über die Reform der privaten Wohltätigkeit. Fräulein Helene Bonfort-Hamburg.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins:

Helene Lange. Dr. Käthe Windscheid. Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner. Antonie Traun. Gertrud Dumstrey-Freytag. Helene von Forster. Dr. Agnes Gosche. Pauline Voigtländer. Jenny Apolant. Lina Langerhannß.

Die Anmeldungen der Delegierten sind zu richten an die Schriftführerin Frau Antonie Traun, Hamburg 37, Heilwigstraße 3.

Öffentliche Abendversammlungen.

(Neue Aula der Universität.)

Montag, den 6. Oktober, abends 8 Uhr:

Besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Frauenbewegung und dem Geburtenrückgang? Fräulein Dr. Marie Bernays-Heidelberg.

Dienstag, den 7. Oktober, abends 8 Uhr:

1. Wirtschaftliche Tatsachen und Kulturforderungen in der Frauenfrage. Fräulein Dr. Gertrud Bäumer.
2. Der Weg zum Frauenstimmrecht. Fräulein Helene Lange.

Mittwoch, den 8. Oktober, nachmittags 4 Uhr:

Jugendversammlung. Ansprachen: Frau Helene von Forster, Fräulein Dr. Agnes Gosche, Frau Emma Ender.

Helene Lange,
Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Minna Naumann,
Vorsitzende der Ortsgruppe Gießen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Marie Schmidt,
Vorsitzende des Kaufmännischen Vereins für weibliche Angestellte, Gießen.

Digitized by Google

In den Seminaren der Victoria-Fortbildungs- und Fachschule (Berlin W, Kurfürstenstraße 160), sowohl in dem Seminar für Handelslehrerinnen wie in dem Gewerbeschullehrerinnen-Seminar, beginnt zu Michaeli ein neuer Kursus. Da nicht nur für Handels- und Gewerbeschulen, sondern auch für das immer mehr sich ausdehnende Fortbildungsschulwesen für Mädchen in erster Linie nur Handels- und Gewerbeschullehrerinnen in Betracht kommen, ist die Nachfrage nach tüchtigen Lehrkräften sehr groß und übersteigt das Angebot. Es ist ein Mangel an tüchtigen Gewerbeschullehrerinnen, namentlich für Wäscheanfertigung und Putzmachen, vorhanden. Vorbereitungskurse für die Seminare (Handarbeits-, Haushaltungs- und Gewerbeschullehrerinnen-Seminare, Volksschul- und Kindergärtnerinnen-Seminare) sind in der Anstalt gleichfalls vorhanden und ermöglichen begabten, strebsamen Schülerinnen der Volksschule den Eintritt in den Lehrberuf. Ausführliche Prospekte in der Anstalt.

Auskunftstelle für musikstudierende Frauen. Zum Semesterschluß, wo die Frage der Berufswahl in den Vordergrund tritt, sei an die „Auskunftsstelle für musikstudierende Frauen" erinnert, die die Musikgruppe Berlin E. V. (Ortsgruppe des Verbandes der deutschen Musiklehrerinnen, Musiksektion des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins) eingerichtet hat. Die Auskunftstelle ist dem Kartell der Auskunftstellen für Frauenberufe angeschlossen und erteilt Musikbeflissenen, die sich künstlerisch oder für den Lehrberuf weiterbilden wollen, unentgeltlich Rat und Auskunft über Ausbildungsgelegenheit, Studienwege und Wohnungen in allen größeren Städten Deutschlands, sowie über sonstige Fragen d. Musiklehrerinnenberufs. Sprechzeit: Sonnabend 3—4 Uhr im Bureau der Musikgruppe, Pallasstraße 12. Schriftliche Anfragen sind (unter Beifügung von 0,50 ℳ in Briefmarken für Porto- und Korrespondenzauslagen) zu richten an die „Auskunftstelle für musikstudierende Frauen, Berlin W. 57".

24 Abiturientinnen der Gymnasialkurse für Frauen hierselbst (Leiterin Oberlehrerin Frl. Marta Stringz) legten im Monat

Berliner Fröbel-Verein (Corp.)

Vors. Frau Anna Wiener-Pappenheim.

1. Kindergärtnerinnen-Seminar mit Oberkursus.
2. Kinderpflegerinnen-Schule.
3. Sechs Kindergärten.

Prospekte im Vereinsbureau,
SW., Johanniterstr. 19 (3—5 Uhr).

Soziale Frauenschule
im Pestalozzi-Froebel-Haus I, Berlin

Direktorin: **Dr. Alice Salomon.**
Beginn des Kursus: Oktober.

Unterstufe: Ausbildung für den Pflichtenkreis in der Familie und Einführung in die soziale Arbeit.

Oberstufe: Ausbildung für berufsmässige und freiwillige Arbeit auf sozialem Gebiet.

Fortbildungskursus mit Praktikantenjahr. **Dauer der Ausbildung 2—3 Jahre.**
Hospitantenkursus vormittags und abends.
Prospekte durch das Bureau, **Berlin W. 30,** Kyffhäuserstr. 21.

Evang. Fröbelseminar, Cassel.

I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar f. Ausbildung von Kindergärtnerinnen** und **Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**

Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule
für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

LEIPZIG, Keilstr. 12. Leiter: **Dr. J. Buslik.**

Bisher hat die Schule 112 Damen ausgebildet. Ausf. Prosp. u. Jahresber. frei.

Soziale Berufsausbildung

für ehrenamtl. u. besold. Stellungen bietet das

Christlich-Soziale Frauenseminar

des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes in Hannover.

Gute Gelegenh. geeignete Anstellung. zu erlangen durch d. mit d. Seminar i. Verbind. stehende Stellenvermittlung. — Kursusdauer: 17 Monate, Anf. Jan. bis Ende Mai. Theoret. u. prakt. Ausbildung. — Aufnahmebeding.: Höhere Mädchenschulbildung, vollend. 20. Lebensjahr. — Stip. sind vorhanden, i. 1. Linie f. Mitgl. d. D. Evgl. Frauenbds. — Schriftl. u. mündl. Auskunft durch d. Sekret. Frl. **L. Höhndorf, Hannover,** Ferdinandstrasse 13 B.

Frauenbildungs-Verein Frankfurt a. Main.

Mitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes, Unterweg 4.

Im Kindergärtnerinnen-Seminar werden Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen (Leiterinnen für Kindergärten, Horte, Kinderheime usw.) mit staatlicher Abschlußprüfung ausgebildet. Diese Ausbildung ist ihrer Vielseitigkeit wegen die günstigste Vorbildung für die verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete. Beginn: April und Oktober. Dauer der Kurse 1½ resp. 2¼ Jahre. Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung bietet die Haushaltungsschule des F.-V.-V., ebenfalls Unterweg 4. Pension im Hause.

E. Schwarz, Leiterin des Seminars. **F. Hoppe,** Leiterin der Haushaltungsschule.

Digitized by Google

September die Reifeprüfung ab. Sechs humanistisch ausgebildete Damen wurden am 15. und 16. dieses Monats unter dem Vorsitz des Herrn Provinzialschulrats Huber am Gymnasium in Friedenau geprüft. Die 18 Realgymnasiastinnen legten die Prüfung vom 22—25. September am Humboldt-Realgymnasium in Schöneberg unter dem Vorsitz des Herrn Provinzialschulrats Doblin ab.

Die Gymnasialkurse für Frauen haben damit in den zwanzig Jahren ihres Bestehens 273 Abiturientinnen entlassen.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Barral J.: Der Weltkalender 1914 Im Kommissionsverlag: G. Gornitzka; Buchhandlung, Berlin-Wi., Motzstr. 49.

Collection Teubner:
Hardy Georges La Révolution Francaise.
Denis, J. Alfred de Vigny.
B. G. Teubner Verlag. Leipzig-Berlin.

Domany, Karl. Tyroler Hausgärtlein. Ein Volksbuch. Zweite viel vermehrte und veränderte Auflage. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung Kempten und München. 1912. Pr. geh. 5 M, geb. 6 M.

Finckh, Ludwig. Die Reise nach Tripstrill. Neunte Auflage. Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.

Flex, Walter. Zwölf Bismarcks. 7 Novellen. Verlag von Otto Janke, Berlin 1913.

Gorm, Ludwig. Päpstin Johanna. Delphin-Verlag. München.

Hanoum, Kerime (Frau Maria von Hohe) Machoulé. Die Erzählerin. Schauspiel nach einer alten Legende in drei Akten und einem Vorspiel. Mit einem Vorwort von Carmen Sylva. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1913.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus part.

1. In eine Familie in Bessarabien wird zu sofort oder 1. Oktober eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische Erzieherin mit perfekten französischen, möglichst auch englischen Sprachkenntnissen zu zwei Mädchen von 15 und 12 Jahren gesucht. Gehalt bei freier Station 140 bis 150 M pro Monat.

2. Zum 1. Oktober wird in die Familie eines Baurates in Mitteldeutschland eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, evangelische Erzieherin mit perfekten fremdsprachlichen Kenntnissen zu drei Mädchen von 14, 12 und 8 Jahren gesucht. Gehalt 1200 M bei freier Station.

3. In die Familie eines Oberförsters in Hessen wird zum 1. Oktober eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, evangelische Erzieherin mit Lateinkenntnissen zu zwei Knaben von 7 und 10 und einem Mädchen von 9 Jahren gesucht. Gehalt bis 1200 M und freie Station.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Gymnasialkurse für Frauen.

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Vorbereitung a. d. Reifeprüfung in 4 ansteigend. Jahresklassen.
Aufnahmebed.: 9 J. höh. Mädchensch. Beginn Michaelis.
Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.
Beginn Ostern.
Für Auswärtige wird gute Pension nachgewiesen.
Prospekte — Sprechzeit Dienstags und Freitags 5—6.
Berlin W., Keithstrasse 11 M. Strinz, Direktorin.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen. Höhere Handelskurse.
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Viktoria-Fortbildungs- und Fachschule.
Kurfürstenstr. 160. **Berlin W.** Telephon: Lzw. 9706.

I. Seminare:
a) Seminar für Handelslehrerinnen (Ausbildung für Kontoristinnen- und Verkäuferinnen-Klassen).
b) Seminar für Gewerbeschullehrerinnen (Wäscheanfertigung, Schneidern, Putz).

II. Fach- und Fortbildungskurse (Tages- und Abendkurse).

Höherer Handelskursus, Geschlossener Handelskursus, Verkäuferinnen-Kursus, Berufskurse für Schneiderei, Wäschekonfektion, Damenputz — befreit vom Besuch der Pflicht-Fortbildungsschule.

Geschlossener Haushaltungskursus, Kleiner Haushaltungskursus, Vorbereitung für die technischen, Volksschullehrerinnen und Kindergärtnerinnen-Seminare, Kaufmännische, gewerbliche, hauswirtschaftliche Einzelkurse.

Sprechstd. tägl. 11—12 Uhr. Ausführl. Prospekte in der Anstalt.
Der Vorstand.

In der
Zeichen- und Malschule des Vereins der Künstlerinnen
zu
Berlin W 35, Schöneberger Ufer 38,
beginnt am 15. Oktober das neue Schuljahr. Dem Lehrplan ist ein Schriftkursus unter Leitung des Malers Heinrich Wieynk angegliedert worden. In den Vorbereitungskursus des Seminars für die staatliche Zeichenlehrerinnen-Prüfung können hierzu Befähigte noch aufgenommen werden. Der Unterricht in dem Unter- und Oberkursus des Seminars beginnt bereits am 1. Oktober. Anmeldungen im Sekretariat. Unterrichtsplan dort erhältlich.

Digitized by Google

4. Gesucht zum 1. Oktober in die Familie eines Rittmeisters in Schlesien eine im Knabenunterricht erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin zu einem Mädchen von 10 und einem Knaben von 8 Jahren. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

5. In eine Familie in Ungarn wird zu sofort eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, katholische Erzieherin mit perfekten fremdsprachlichen Kenntnissen zu einem Mädchen von 15 und einem Knaben von 12 Jahren gesucht. Gehalt 1200 ℳ und freie Station.

6. Für zwei Mädchen von 15 und 11½ Jahren wird in eine Rittergutsbesitzersfamilie in Schlesien zum 1. Oktober eine erfahrene, musikalische, evangelische Erzieherin gesucht. Gehalt ca. 750 ℳ und freie Station.

7. In eine Familie in Rußland wird zu sofort eine erfahrene Lehrerin mit perfekten französischen Sprachkenntnissen zu zwei Mädchen von 11 und 9 Jahren gesucht. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

8. Für eine Privatschule in Württemberg wird zu sofort eine Schulvorsteherin zur Übernahme der Schule gesucht. Bedingungen übereinkunft.

9. Für eine kleine Privatschule in größerer Stadt Westpreußens wird eine Schulvorsteherin zur Übernahme gesucht. Bedingungen übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2416. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Dieser Nummer liegen Prospekte bei

betr. eines kostenlosen Monatsabonnements von „Die Hilfe", Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst. Herausgegeben vom Reichstagsabgeordneten Dr. Friedr. Naumann. Redaktion: Wilhelm Heile u. Dr. Gertrud Bäumer (Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, Postfach 39).

betr. Einladung zum Abonnement des 27. Jahrgangs von „Der Kunstwart" und Kulturwart. Halbmonatsschau für Ausdrucks-Kultur auf allen Lebensgebieten. Herausgeber: Ferd. Avenarius. Verlag von Georg D. W. Callwey in München. Mit Kunstblättern u. Notenbeilagen. — Vierteljährlich M. 4,50

ein Flugblatt der Frauenbank Berlin-Wilmersdorf, Mehlstraße 38/39.

Wir bitten, die Beilagen besonders zu beachten.

Seminar für Schulgesang in Hannover.

Vorbereitung für Gesanglehrerinnen auf die **staatliche Prüfung.**
Gegründet 1909. — Dauer 2 Jahre. — Beginn Januar.
Prospekte durch das Sekretariat des Tonika-Do-Bundes:
HANNOVER, Alte Döhrener Strasse 91.

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,

die zum Studium des Französischen nach Paris gehen.

8 Rue Villejust 8.

Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.

Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität

Examen: Ostern. Anfang: Juli.

Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.

Antonie Pfücker, Officier d'Académie.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge. geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place. Bryanston Square, London W.**

Pension von Kierski
BERLIN W 62
Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

English Home-Life

in Cambridge with opportunities for a thorough study of the language. Apply to Miss Hall und Miss Bloxham, Heidelberg, 76 Hills Road, Cambridge.

Gutes Mittagessen:

Suppe, Braten, Gemüse, zusammen 15 Pfg.

Nach Anleitung unserer gratis beigelegten Kochanweisung verwendet, besitzt 1 Pfund **Ochsena-Extrakt** à 1 Mk. den Gebrauchswert von ca. 10 Pfund frischem **Ochsenfleisch.** Man kann daher mit ca. 30—40 g (ein gut gehäufter Teelöffel voll) Ochsena à Person ein sehr wohlschmeckendes, nahrhaftes Mittagessen mit dem Geschmack und Nährwert einer besonders kräftigen, würzigen

Fleischsuppe mit Gebratenem,

Bratensauce m. Gemüse, zusamm. für 15 Pfg.

herstellen. Ochsena ist in den Kolonialwaren-Handlungen käuflich: Dose à 1 Pfund netto 500 g 1 Mk., Dose à ½ Pfund 55 Pfg. Wo noch nicht zu haben, senden wir direkt an Private eine Probedose à ½ Pfund netto 250 g zu 70 Pfg. per Post franko nach jedem Orte Deutschlands. Zahlung nach Empfang und Gutbefund. Nichtgefallendes nehmen, auch angebrochen, jederzeit zurück. Ochsena ist unbeschränkt haltbar u. uns beim Kais. Patentamt Berlin gesetzlich geschützt.

Altona-Ottensen, MOHR & Co. G. m. b. H.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 20/21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

1. Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen): für Familien und Anstalten.
2. Jugendleiterinnen für Horte, Kinderheime etc
   Beide Kurse schliessen mit staatl. Prüfungen ab.
3. Handfertigkeits-Lehrerinnen (staatl. anerkannt u. unter staatl. Aufsicht).
4. Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eigenen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.
5. Kinderpflegerinnen.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Vorklassen für schwachbefähigte Kinder,
1 Elementarklasse (20 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderlesestube,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterinnen Fräulein **Johanna Sicker** und Fräulein **Lili Droescher.** — **Sprechstunden:** Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge** u. a. m. Leiterin: **Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Dienstag und Freitag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Lesehalle
BERLIN
Duncker-Str.

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 2 November 1913

Der Weg zum Frauenstimmrecht.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wenn wir alte Jahresberichte unserer Frauenvereine durchblättern, so fällt uns das Vorherrschen einer Art von Themen auf, die heute fast von unseren Tagesordnungen geschwunden sind. Während bei uns Themen überwiegen wie etwa: die Beteiligung der Frauen an den nächsten Krankenkassenwahlen; die Stellung der Frau im Reichsversicherungsgesetz; die preußische Mädchenschulreform; die Frau im Telephondienst; das Leben der Fabrikmädchen, finden wir dort u. a.: Darf die Frau denken? Das Recht der Frau auf Arbeit; Die ethische Bedeutung der Frauenbewegung; Hat der Staat dieselben Pflichten gegen seine Töchter wie gegen seine Söhne? Weibliche Charakterbildung; Frauenfrage und Männerbedenken; die Frauenfrage eine Menschheitsfrage. Es liegt auf der Hand, daß hier weder Zufall noch Willkür bestimmend wirkten, noch eine besondere philosophische Anlage jenes Frauengeschlechts, die es antrieb, alles aus den ersten Gründen herzuleiten. Die Themen sind einfach Wegsteine; an ihnen läßt sich feststellen, was an konkreten Möglichkeiten sich den Frauen bot, die in langsamem Aufstieg die bürgerliche Befreiung der Frau zu verwirklichen suchten.

Auch das Thema, das ich hier zu behandeln habe, deutet durch seine Form die Entwicklungsstufe an, auf der wir stehen. Vor wenig Jahren noch würde es gelautet haben: Warum müssen die Frauen das Stimmrecht fordern? Heute ist es nicht das Ziel, das der Fragestellung unterliegt; es ist der Weg dorthin.

Über das Ziel selbst, das Frauenstimmrecht, ließ sich diskutieren, solange die Frauen den wirtschaftlichen Problemen, den nationalen Aufgaben, dem ganzen öffentlichen Leben platonisch gegenüber standen. Es ist in die Reihe der unabweis-

Digitized by Google

lichen Forderungen eingerückt, seit die weiblichen Millionenscharen ins Erwerbsleben eingetreten sind und seit die spezifischen Frauenaufgaben im Volkshaushalt uns klar im Bewußtsein stehen, mit der festen Überzeugung, daß wir ihnen nur als Bürgerinnen, als Mitbestimmende im Staat voll gerecht werden können. Wir sehen die Forderung in anderen Staaten sich verwirklichen, manchmal überraschend schnell und ohne Kampf, manchmal nach schwerem Ringen. Und obwohl wir instinktiv den Weg zum Ziel suchen, den individuelle und Volksanlage uns führen, so haben wir doch das Bedürfnis einer bewußten Klärung, einer Selbstkontrolle, einer ruhigen Rechenschaft über die Beweggründe, die uns diesen oder jenen Weg suchen oder meiden lassen.

Diese Rechenschaft ist um so notwendiger, als die Ereignisse der letzten Jahre in England eine bis dahin unerhörte Argumentation in den Vordergrund schob: die Argumentation mit Steinwürfen, die Taktik der Gewaltmittel. Sie hat bei uns wenige bestochen. Sie ist als eine Verirrung von der Gesamtorganisation der deutschen Frauenbewegung zurückgewiesen worden, wie sie von der großen gesetzmäßig vorgehenden Frauenstimmrechtsorganisation in England verworfen worden ist. Dennoch möchte ich auf die Prinzipienfrage eingehen, die hier entscheidend ist, um dann den Weg aus dem Negativen ins Positive nehmen zu können.

Dazu gehört eine kurze Kennzeichnung der Sachlage. Wer sie nur aus deutschen Zeitungen kennt, kennt sie nicht. Die haben sich damit begnügt, die Gewalttaten der Suffragettes zu registrieren — nicht selten mit kaum verhehlter Genugtuung über die schöne Gelegenheit zu einem Kreuzzug gegen die Frauenbewegung überhaupt. Wir dürfen uns heute, gerade *weil* wir die Gewalttaktik ablehnen, ablehnen *müssen*, der Verpflichtung nicht entziehen, einmal zu untersuchen, ob die Schablone des Petroleusentyps, die man unterschiedslos den Führerinnen der Suffragettes aufzwängt, tatsächlich paßt, oder welche Motive zu diesen seltsamen Konsequenzen der friedlichsten und geistigsten Bewegung geführt haben, die die Welt je gesehen.

Da ist zunächst zweierlei zu erwähnen: die direkte Aufreizung durch leitende Staatsmänner, die indirekte durch eine jahrzehntelang fortgesetzte beispiellos perfide Behandlung der Frauenstimmrechtsfrage durch das englische Parlament.

Was zunächst das erste betrifft, so reicht unsere militärfromme Phantasie vielleicht nicht ganz aus, um uns vorzustellen, daß ein leitender Staatsmann sagt: „Wenn in politischen Krisen dem Volk dieses Landes nichts weiter gepredigt worden wäre, als die Gewalt zu verabscheuen, die Ordnung zu lieben und Geduld zu haben, so würden die Freiheiten dieses Landes nie erreicht worden sein" — wie das Gladstone im Jahre 1884 tat. Nehmen wir dazu, daß Macaulay die „sofortige Selbsthilfe bei jedem Unrecht von oben" als den Grundpfeiler der englischen Freiheit bezeichnet hat, nehmen wir Winston Churchills leichtfertiges Wort dazu, den Frauen sei ihre Sache nicht ernst, sie brächten nicht einmal eine ordentliche Revolution zustande, und Roosevelts aufreizende Äußerung aus den stammverwandten Staaten, die Frauen — die bis dahin nur an die Vernunft appelliert hatten — seien lauwarm in bezug auf das Stimmrecht, darum sei auch er es: so ergibt sich aus dem allen, daß der Trugschluß der Suffragettes, ihre Sache sei nur mit Gewalt durchzusetzen, seine Prämissen in den Überzeugungen bedeutender Staatsmänner und den in England üblichen politischen Beweismethoden hat.

Digitized by Google

Und zweitens: die Perfidie der parlamentarischen Verhandlungen. Die Frauenstimmrechtsfrage ist in England nicht etwa nur eine platonische Ansichtsfrage, sondern sie steht seit 40 Jahren zur parlamentarischen Erörterung. Sie hat in beiden großen Parteien eine Mehrheit gefunden und wäre längst zugunsten der Frauen erledigt, wenn nicht die unerwartete Desertion sogenannter Liberaler die Sache zum Scheitern gebracht oder unwürdige parlamentarische Kniffe die dritte Lesung verhindert hätten. Wer das negative Resultat der letzten Verhandlungen einzig den Suffragettes in die Schuhe schieben möchte, sei daran erinnert, daß 1892 auf den großen Liberalen Gladstone die 23 Stimmen zurückzuführen waren, die damals die Vorlage zu Fall brachten. Und 1897 spielte sich bei Gelegenheit der Frauenstimmrechtsvorlage eine der empörendsten Farcen in der Geschichte des englischen Parlaments ab. Eine ganz untergeordnete Vorlage über die Desinfektion der Kleidung der mit Ungeziefer behafteten Personen wurde unter dem Gejohle und den Possenreißereien der „Volksvertreter" so lange hingeschleppt, daß die Frauenstimmrechtsvorlage — es handelte sich natürlich um eine Private Members Bill — nicht mehr zur Verhandlung kommen konnte. Der Kommentar der Daily News dazu lautete:

„Wir möchten die geehrten Gegner des Frauenstimmrechts fragen, ob sie es billigen, daß man es mit solchen Waffen bekämpft.... Sie geben vor, zu glauben, daß das Abgeordnetenhaus durch das Frauenstimmrecht entehrt würde. Wieviel tiefer könnte es sinken als gestern?.... Das Haus der Abgeordneten hat die Macht und darum das Recht, das Frauenstimmrecht abzulehnen. Aber es sollte es ehrlich und offen tun. Es sollte redlich kämpfen.... Die politische Befreiung der Frau mag eine gute oder eine schlechte Sache sein. Wir halten sie für eine gute. Aber ob schlecht oder gut, es ist ungefähr die umfassendste Maßregel, die der Gesetzgebung vorgelegt werden kann.... Noch ein paar solche Szenen wie gestern, und der Ruf des Hauses würde unwiederbringlich verloren sein."

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß diese Kampfesmittel so wenig außer Kurs gesetzt wurden, wie die tausendfache Wiederholung all jener seichten, auf gänzliche wissenschaftliche und volkswirtschaftliche Unschuld zurückzuführenden Gegenargumente, die wir ja aus unseren eigenen Parlamenten nur zu gut kennen. Bei uns haben wir allmählich einen Fonds von Humor angesammelt, aus dem wir bei solchen Gelegenheiten schöpfen; manchmal etwas grimmen Humor. Der geht nun allerdings der Bewegung der Suffragettes vollständig ab.

Gerade in diesen Wochen ist ein Buch erschienen, das uns die Beurteilung der ganzen Bewegung, ihrer Motive und Mittel, sehr erleichtert: das ist der Band der Tauchnitz-Edition: Way Stations von Elizabeth Robins. Das Aufsteigen der Bewegung und ihre verschiedenen Stationen sind an einer Anzahl Ansprachen und Zeitungsartikel der Verfasserin zu verfolgen; knappe, aber sehr instruktive Zusammenfassungen geben dazwischen als »Time Tables« den äußeren Verlauf der Ereignisse selbst. Die Verfasserin — mit ihrem eigentlichen Namen Raimond — hat selbst verschiedene „Way Stations" zurückgelegt. Sie war die erste Ibsendarstellerin von Ruf auf der englischen Bühne; sie schrieb eine Reihe geschickt aufgebauter Romane; sie wurde dann bei einer der ersten Demonstrationen der Suffragettes zur begeisterten Anhängerin der Sache, die sie nun als eine der erfolgreichsten Rednerinnen verfocht; sie hat das Drama »Votes for Women« geschrieben, das im Frauenstimmrechtstheater in London abwechselnd mit Björnsons „Handschuh" und Brieux's »La Femme seule« über die Szene gehen soll. Ihre Way Stations

Digitized by Google

sind als Quelle und als Ausdruck der Überzeugungen der „kämpfenden" Frauen um so wertvoller, als das Buch »**The Suffragette**« von Sylvia Pankhurst vielleicht gerade wegen der zu nahen Beziehungen der Schreibenden zu den Hauptakteurinnen nicht ohne peinlichen Erdenrest bleibt.

Dreierlei scheint mir in den Way Stations bemerkenswert:

1. die sichere Begründung der Notwendigkeit der bürgerlichen Befreiung der Frau auf die Geschlechtsdifferenz;

2. das für die englischen Liberalen vielfach schwer belastende Tatsachenmaterial;

3. die Kritiklosigkeit gegenüber den Methoden der Suffragettes und die Unfähigkeit, aus der Geschlechtsdifferenz auch für das politische Gebiet die richtigen Folgerungen zu ziehen.

»**Woman's Secret**« — das Geheimnis der Frau, so ist das in seinem Grundgedanken tief pathetische Kapitel überschrieben, das das Buch einleitet. Dieser Grundgedanke ist »**Woman's inarticulateness in the Past**« — das ewige Schweigen der Frau in der Geschichte. Wenn, so meint die Verfasserin, der es persönlich nicht an Humor fehlt, die Unfähigkeit der Frau, ein Geheimnis zu bewahren, vielen als fester Glaubensartikel gelte, so habe sie kein Geheimnis besser bewahrt, als das ihres innersten Lebens. In jeder Sprache haben wir im Fortschreiten der Entwicklung des Mannes Ansicht über alles zwischen Himmel und Erde erfahren — mit Einschluß der Frau. Was die Frau von dem allen dachte, hat keiner der Tiefstgrabenden in staubigen Archiven oder unter den Ruinen toter Städte je zutage gebracht. Die Sagen, Überlieferungen, Gesänge, Grabschriften, die Geschichte — der Welt aufgespeicherter Schatz an Urkunden des handelnden und des geistigen Lebens — sie sind alle ebenso viele Rückstrahlungen männlichen Geistes, männlicher Meinungen.... Wenn der Mann von heute die Bücher aller Sprachen der Erde läse, jeden Bericht auf Ton oder Stein oder Papyrus, so würde er doch die Geschichte nur halb kennen. Schliemann mag ein Troja nach dem anderen aufgraben, sechs gesonderte Städte, und doch nicht um ein Haarbreit dem näherkommen, was Helena dachte. Alles, was nicht Schweigen ist, ist die Stimme des Mannes.... Und die ganze Tiefe dieses Abgrundes des Schweigens ermessen wir erst, wenn wir sehen, wie wenig auch heute noch, in unserer emanzipierten Zeit, von dem, was die Frau wirklich denkt und fühlt, über die Rampenlichter dieser großen Weltbühne hinausragt. Denn ihr erster Instinkt war, auch als Schreibende der Methode und vor allem den Ansichten des Mannes zu entsprechen. Sie schrieb ihre Geschichten, wie sie ihr Kleid fertigte und ihr Betragen regelte; es war »**the man's woman**«, die Frau, wie der Mann sie sah und gezogen hatte, die sie nachbildete. Es war ihr kaum zu verdenken. Ihre Verleger sind keine Frauen. Die angestellten Berater der Verleger sind Männer. Ihre Kritiker sind Männer. Geld, Ruf — das alles hängt von Männern ab. Will sie etwas von ihnen erlangen, so muß sie vorsichtig sein und ihnen nicht zu sehr mißfallen. Und so zeichnete sie, wie der Mann es gewohnt war, und borgte sich sogar seinen Namen für ihr Titelblatt. „Hier ist etwas, was dir nicht mißfallen kann, denn siehe, mein Name ist George".... Was aber vom landläufigen Ideal abwich, was innerste Wahrheit des Frauenlebens war, das haben die Frauen so erfolgreich zurückgehalten wie die ägyptischen Frauen, die vor dreißig Jahrhunderten unter den Zentnern von Granit begraben wurden, auf die Männer ihre Deutung des

Digitized by Google

abgeschlossenen Daseins schrieben. — Und so gab es nur eine Art, die Dinge zu sehen. Es wurde und wird den Frauen nicht leicht gemacht, die Möglichkeit einer zweiten darzutun. Die Welt aber wird nicht eher zu einer richtigen Einschätzung der Geschlechter kommen, ehe die Frau nicht ohne Furcht und Tadel ihre Ansicht der Dinge ausspricht.

Wenn wir von dieser Darstellung einige Hyperbeln abziehen und die poetische Personifikation, wonach das alles die Absicht „der Frau", als historische Gesamtheit gedacht, gewesen wäre, wenn wir es als objektives geschichtliches Geschehen fassen, so ist ihre Wahrheit augenscheinlich genug. Wer die Hörigkeit der Frau zur Fabel stempeln will, da sie nicht gerade eingesperrt war, der rechnet diese Bindung der Seele, diese Unterwerfung unter den männlichen Maßstab für nichts. Langsam hat die Frau sich daran gewöhnt, der Welt ihr Eigenstes zu geben. Zuerst in der Literatur. Es ist bezeichnend für unseren feinsten Einfühler und Nachempfinder, Herder, daß er bei einer Besprechung der Gedichte von Sophie Mereau als erster die Berechtigung der neuen Note anerkennt und die Eigentümlichkeit des Deutschen, nur *seine*, die *männliche* Art in der Literatur gelten zu lassen, mindestens „ein Unbenehmen" nennt. Und noch länger hat es gedauert, bis die Frau erkannte, daß ihre Art, die Dinge zu sehen, ihre Art, die Folgerungen daraus zu ziehen, nicht nur berechtigt, sondern als Ergänzung für die Entwicklung der Gesamtheit notwendig sei, daß sich daraus für sie Aufgaben im öffentlichen Leben ergeben, die der Mann nicht lösen kann; daß hier, und hier allein, die kulturelle Notwendigkeit des Frauenstimmrechts ihre Basis hat. Diese Erkenntnis ist das Leitmotiv des ganzen Robinsschen Buches. Und daneben die Gewißheit, daß nur durch die gemeinsame Arbeit, durch Zusammenschluß und Organisation das Ziel erreicht werden kann. „Wir sehen klar, daß die Frauen, indem sie Schulter an Schulter arbeiten, wie wir noch nie zuvor gearbeitet haben, den Grund zu einer Macht legen, die den Lauf der Geschichte ändern wird." Und in dieser Überzeugung steht die ganze Frauenbewegung auf Elizabeth Robins Seite.

Was nun zweitens das Tatsachenmaterial betrifft, das in ihren **Time Tables** zusammengestellt ist, so ist seine Kenntnisnahme um so dringender zu empfehlen, als die ganze gegen die Suffragettes beobachtete Taktik: die von oben gutgeheißenen oder befohlenen Übergriffe der sonst so ruhigen englischen Polizei auch da, wo nur in gesetzmäßiger Weise Petitionen überreicht werden sollten, die Brutalitäten im Holloway Gefängnis, das zweierlei Maß, mit dem die Gewalttaten der streikenden Bergleute und die der Frauen gemessen wurden, als Faktoren bei der steigenden Erbitterung der Suffragettes mitzählen. Was aber für die kopflose Versteifung der Frauen am meisten ins Gewicht fällt, das ist die fortdauernd angewandte Praxis der parlamentarischen Fallenstellerei, der auch diesmal das Frauenstimmrecht wieder zum Opfer gefallen zu sein scheint. Wenn dem natürlich mit einiger Vorsicht aufzunehmenden Bericht hierin zu glauben ist, hat einer der sogenannten Freunde der Frauen, Lloyd George, eine nicht unbedenkliche Rolle dabei gespielt.

Das alles freilich entschuldigt den Trugschluß nicht, der zur Gewalttaktik führte und auf den ich nun einzugehen habe. Ich sage mit Absicht: Trugschluß. Denn der Fehler liegt auf intellektuellem, nicht auf moralischem Gebiet. Es steht über allem Zweifel fest, daß sich unter den Suffragettes neben zügellosen Mitläuferinnen nicht nur *einige*, sondern *viele* feine, durchgebildete Frauen befinden,

Digitized by Google

die aus einem religiös gefärbten überzeugten politischen Radikalismus heraus schwere Vergehen gegen Eigentum und öffentliche Sicherheit auf sich nehmen, die sie aber unter dem Gesichtspunkt einer ihnen aufgezwungenen Pflicht, einer traurigen Notwendigkeit sehen. Wenn man die Motive dieser Frauen zugrunde legt, so paßt das von unseren Zeitungen so freigiebig auf sie gehäufte Beiwort „verbrecherisch" schlecht genug. Das bessert freilich die Sache nicht im mindesten. Für die Politik gilt ein anderer Maßstab als der des reinen Willens. Hier gelten die Worte, mit denen Fouché bei der Kunde von der Ermordung des Herzogs von Enghien Napoleons Handlung gerichtet haben soll: »C'est pis qu'un crime, c'est une faute.«

Elizabeth Robins scheint persönlich nicht zu den Steinwerferinnen gehört zu haben. Aber sie argumentiert so: Wir, die wir nach unserer besten Einsicht nicht an den Gewalttaten teilnahmen, dürfen die nicht verurteilen, die es nach ihrer besten Einsicht taten. Niemand sollte sich so hüten wie die Stimmrechtlerinnen, eine Gemeinsamkeit des Denkens und Vorgehens von den Frauen zu verlangen, die niemand von den Männern verlangt. Wenn die Frauen so frei in ihren Überzeugungen und Taten sein sollen wie die Männer, so muß es auch jeder Frau überlassen bleiben, das endgültige Gute auf dem Wege zu suchen, der am besten zu ihrem individuellen Charakter und ihrer Erfahrung paßt. Wenn sie unrecht hat, so büßt sie ihre Schuld.

Das sind Grundsätze, die jede Disziplin aufheben und die Verantwortung der Führerschaft außer acht lassen. Erst aus dieser heillosen Begriffsverwirrung versteht man die Vorgänge in England ganz. Man kann eben nicht das Motiv des reinen Willens vom ethischen Gebiet, aus der Sphäre des Einzellebens auf das Gebiet des öffentlichen Lebens übertragen. Hier hat nicht der einzelne, hier haben alle die seine Irrtümer zu büßen, die seiner Einsicht vertrauten. Diese Einsicht muß sich auf etwas anderes stützen als auf Gefühls- und Willensmomente: auf klare, verstandesmäßige Folgerungen. Und dazu liegt in Miß Robins' eigenem Buch das Material vollständig bereit. Das ist das Letzte, was ich noch daraus zu zeigen habe. Und dann werden wir selbst schon festen Boden unter den Füßen spüren.

Miß Robins spielt einmal auf einen Preiskampf an, in dem ein gigantischer Neger einen Weißen mit der Faust besiegt. Sie zieht daraus Stoff gegen die Argumentation der Antis, die das Stimmrecht auf die physische Kraft, die Fähigkeit zur Landesverteidigung gründen will. Zum Glück sei die Kultur durch feinere Kräfte bestimmt. Auch hinter der Frauenstimmrechtsbewegung stehen diese feineren Kräfte; sie schöpft aus dem tiefen Brunnen geistiger Hingabe und Selbstaufopferung, aus dem die Welt von jeher ihre sittliche und religiöse Kraft gezogen hat, ja, sie ist gerade durch das Leiden zu einer Religion geworden.

Wir dürfen hier die Verfasserin wohl fragen: ist es denn noch zeitgemäß, eine Religion mit Feuer und Schwert verbreiten zu wollen? Sie wendet sich an geistige Mächte und kann sie nur auf geistigem Wege gewinnen. Hier hätten die Suffragettes auch einmal etwas von der Sozialdemokratie lernen können. Wenn diese Millionenpartei darauf verzichtet, die Verwirklichung einer Idee, die für viele unter ihnen die einzige Religion darstellt, auf dem Wege der Gewalt zu suchen, wenn sie die Kulturgeduld aufbringt, die auf den Weg des langsamen Umdenkens, der geistigen Eroberung, jedenfalls aber der gesetzmäßigen Mittel weist, so ist er für die Frauen auch möglich.

Digitized by Google

Aber der zwingende, der spezifische Grund gegen die Gewalttaktik liegt gerade in der Geschlechtsdifferenz, in der Besonderheit der Frauennatur, die Miß Robins wieder und wieder mit so eindringender Beredsamkeit betont. Wie kann sie, die mit amüsiertem Lächeln jener Zeit gedenkt, in der die Frau sich hinter Männernamen versteckte, um einer billigen Beurteilung sicher zu sein, wie kann sie der Nachahmung spezifisch männlicher Mittel das Wort reden! Wenn die Frau sich hinstellt und Steine wirft, was ist das denn anders als der Ruf: „Hier ist was nach deinem Herzen, siehe, mein Name ist George!" Was ist es anders als eine politische Unproduktivität, eine geistige Bankerotterklärung, das gleiche Verstummen der tiefsten Instinkte der Frau, das die Jahrtausende erfüllte, wenn die den Männern angepaßten Kampfmethoden nachgeahmt werden gerade in dem Augenblick, in dem es gilt, die Produktivität der Frau auf dem Gebiet des öffentlichen Lebens so klar zu zeigen, daß die Vorurteilslosen gewonnen und die Widerstrebenden besiegt werden!

Hier liegt der große, kaum wieder gutzumachende Fehler in der Taktik der Suffragettes, hier der Grundirrtum der Argumentation ihrer Führerinnen, mit Einschluß von Elizabeth Robins. Wie sehr man die selbstlosen Motive anerkennen mag, die viele von ihnen trieben, ihre Aufopferung, ihre Energie — das tritt mit Recht zurück gegen die ungeheure Verantwortung, die sie durch die Mißleitung einer großen Schar mehr oder weniger urteilsloser Anhängerinnen auf sich geladen haben. Wenn Miß Robins andeutet, daß die Führerinnen Schlimmeres verhütet haben, als bis jetzt geschehen ist, so kommt auch der Wille zu dem, was sie hinderten, auf ihr Konto: sie haben ihn entfesselt und sie haben die Gewissen verwirrt. Und es fragt sich überdies, wie lange ein solches Verhüten möglich ist, wenn einmal der Pöbel ins Vordertreffen kommt.

* * *

Es kann uns wohl so gehen, daß ein scheinbarer Umweg uns plötzlich nahe ans Ziel führt. So auch hier: der Ausgangspunkt für die positiven Erörterungen ist gewonnen. Der Weg zum Frauenstimmrecht muß durch Frauenland gehen. Die Methoden müssen ihren Stil von der Sache selbst hernehmen. Welches ist diese Sache und welche Methoden erfordert sie?

Das Frauenstimmrecht — es wird doch nicht einfach aus dem Gefühl des **Fiat Justitia** heraus verlangt, nicht bloß um der rechtlichen *Möglichkeiten* willen, die es gewährt, sondern um positiv etwas damit anzufangen, um das öffentliche Leben und die sozialen Zustände im Sinne der Frau, der von ihr erkannten Notwendigkeiten auszubauen, im Interesse der Familie, der berufstätigen Frau, der sozialen Helferin. Das ist das Ziel des ganzen Kampfes, das darf nie vergessen werden, das muß die Methoden bestimmen.

Das Stimmrecht ist, formal angesehen, ein *Recht*, praktisch betrachtet aber doch nur ein Rechts- oder ein *Machtmittel*. Es kann nur in der Hand dessen Recht oder Einfluß schaffen, der damit umzugehen weiß. Auf italienischen Degenklingen steht die Devise: Ich nütze nur dem *Starken*. Das soll eine Warnung sein: die Waffe *an sich* — daß man sie besitzt und trägt — ist noch kein Schutz und keine Verteidigung. Man muß sie *führen* können. Wer das nicht kann, dem nützt sie nicht nur nichts, dem kann sie sogar verderblich und gefährlich werden. Der wäre besser dran, wenn er sich nicht einfallen ließe, damit operieren zu wollen.

Digitized by Google

Und so steht und fällt auch der Wert des Frauenstimmrechts für die Frauen mit der Frage, ob sie etwas damit anfangen können, ob es ihnen gelingt, damit einen Frauenwillen im Staate herzustellen und ihm Gewicht zu geben.

Ich muß — um alle Mißverständnisse auszuschließen — zuerst noch einmal sagen, was ich unter diesem Willen verstehe. Die Gegner der Frauenbewegung stellen die Sache immer so dar, oder fassen sie auch wirklich so auf, als ob Zweck und Sinn des Frauenstimmrechts das wäre, was sie als „Weiberherrschaft" bezeichnen: die Macht um der Macht willen, gewissermaßen ein ins Staatliche übertragenes Pantoffelregiment. Es handelt sich aber um etwas ganz anderes.

Mir scheint, daß dieses Jahr der gehäuften Jahrhunderterinnerungen eine besonders günstige Zeit ist, um klar zu machen, worauf es uns ankommt. Damals baute Stein die Selbstverwaltung auf dem Gedanken auf, daß die Staatsenergie nur voll entfaltet werden kann, wenn jede einzelne Schicht im Volk in eine geordnete dauernde Verbindung mit dem Ganzen gebracht wird. Alle wirklich entscheidenden großen Interessen in Stadt und Land, in Gewerbe und Schule sollten mit einem Anteil an der politischen Macht und Verantwortung ausgerüstet werden, damit sie selbst dafür sorgen, daß nicht das Stück Volksleben, das sie vertreten, zurückgedrängt wird und verkümmert. Und jeder sollte in der Ausübung seines Bürgerrechts unausgesetzt genötigt sein, darüber nachzudenken, in welcher Weise der Staat auch *seine* Interessen mitträgt und über sie mitentscheidet. In diesem selben Sinn verlangen die Frauen heute Anteil am Staat. Sie sind ein Stück Volk, und die Berücksichtigung ihrer Interessen gehört so gut zur Gesundheit des Ganzen wie die irgendwelcher anderen Gruppen. Fraueninteressen — das bedeutet nicht etwa nur die wirtschaftliche Lage der Berufstätigen oder dergleichen, sondern das umfaßt alles, was die Frau näher angeht als den Mann, von ihr lebhafter und intensiver erlebt wird: z. B. die Wohnung, der Verbrauch, Erziehung, Fürsorge usw. Es ist sehr leicht zu zeigen, wie mit der Ausschaltung der Frauen vom Stimmrecht alle diese Dinge hinter anderen, politisch mächtigeren Interessen zurücktreten. Zum Beispiel hat sich bis in das allerletzte Jahrzehnt hinein wohl kein Interesse politisch so wenig durchsetzen können, wie das des Mieters, das Wohnungsbedürfnis. Man stelle sich einmal vor, die Frauen hätten sich ein paar Jahrzehnte früher als die politischen Trägerinnen der Wohnungsinteressen als *ihrer* spezifischen Hausfrauenineressen fühlen lernen, welche Macht wäre damit der Spekulation und der unvernünftigen Bodenausnutzung entgegengetreten! Könnte man sich nicht denken, daß sie stark genug gewesen wäre, die Entwicklung schon eher in andere Bahnen zu drängen? Und könnte man sich nicht auch denken, daß die Frauen, wenn man ihnen eher den Weg zu großen öffentlichen Maßnahmen erschlossen hätte, nicht auch eher für Hilfsaktionen gegen die Säuglingssterblichkeit gesorgt und die Ärzte mit dem Gewicht ihres Interesses daran ganz anders unterstützen könnten? So ließen sich noch an manchen Beispielen die beiden Tatsachen zeigen, auf denen überhaupt das Verlangen der Frauen nach Einfluß auf öffentliche Angelegenheiten beruht: die Tatsache, daß in ganz anderer Weise als früher Frauengebiete durch die große kommunale oder staatliche Politik beeinflußt werden, und die andere, daß dem Mann bei der Ausübung seines Stimmrechts zumeist andere Dinge als diese näher liegen und wichtiger sind und daß deshalb hinter diesen nicht das Gewicht und die Macht steht, sie so zu fördern, wie es — nicht nur im Interesse der Frau, sondern im Interesse des Ganzen notwendig wäre.

Digitized by Google

Aber dazu ist freilich eines Voraussetzung: daß den Frauen oder doch einer großen Zahl von ihnen die öffentlichen Interessen geläufig und vertraut werden, daß es ihnen selbstverständlich, zu einer geistigen Gewohnheit wird, den politischen Teil der Zeitung zu lesen, und ihre häuslichen und beruflichen Angelegenheiten zugleich als kommunale oder staatliche in ihrem weitesten Zusammenhange zu verstehen. Eine solche Gewohnheit ist noch nicht da. Sehr, sehr vielen Frauen sind die großen Themen des öffentlichen Lebens wie halb verstandene und unheimliche Fremdwörter. Aber das wird schon anders. Durch zahlreiche Einflüsse zugleich, von denen der stärkste doch vielleicht der Beruf ist. Wenn wir in der Statistik sehen, daß von den erwachsenen ledigen Frauen etwa nur noch der sechste Teil nicht erwerbstätig ist, so läßt sich daraus schließen, daß fast alle Frauen zu irgendeiner Zeit ihres Lebens im Beruf stehen, auch wenn sie ihn nachher mit der Ehe vertauschen. Hier kommt die Berührung mit dem öffentlichen Leben ungesucht und von selbst. Und die Berufsorganisation ist das erste Stück politischer Erziehung. Ihre Wirkung kann auch späterhin nicht verloren gehen. Aber die Erfahrung in unseren eigenen Vereinen zeigt uns, daß die Erziehung der Frauen für das öffentliche Leben auch durch mannigfache andere sachliche Mächte vorwärtsgeschoben wird. Die Anlässe, die das Auge der Hausfrau auf die Arbeit des Staates richten, mehren sich unausgesetzt; ich brauche nur jetzt als an ein Beispiel an die Versicherungsordnung, die Krankenversicherung der Dienstboten, die Angestelltenversicherung zu erinnern, die von den Hausfrauen direkt auch eine Mitwirkung in ihrer Verwaltung verlangt.

Worauf es nun für uns ankommt, das ist nicht, daß in möglichst schneller Folge, so Schlag auf Schlag, die neuen Rechte kommen — sondern daß in der Entwicklung, die sich teils von selbst vollzieht und an der wir arbeiten, die Machtmittel und die Fähigkeit der Frauen, von ihnen Gebrauch zu machen, sich das Gleichgewicht halten, daß die „Bürgerin" sich auch wirklich in dem Maße von innen heraus entwickelt, als Staat und Gemeinde sie durch das Stimmrecht zur Mitarbeit aufrufen. Auf dieses Gleichgewicht von neuen Pflichten und neuem Pflichtbewußtsein, von staatsbürgerlichen Rechten und staatsbürgerlichem Verantwortungsgefühl muß es uns ankommen. Daran müssen wir arbeiten. Arbeit für das Frauenstimmrecht heißt nicht das Wiederkäuen immer wieder der gleichen Forderung, das immer wiederholte Lamento über die Ungerechtigkeit; Arbeit für das Frauenstimmrecht sind nicht die immer neuen Tiraden der moralischen Entrüstung, durch die man oft nur solche Frauen aufputscht, die recht wenig wünschenswerte Trägerinnen bürgerlicher Rechte wären. Arbeit für das Frauenstimmrecht heißt nicht nur dafür sorgen, daß den Frauen die neuen öffentlichen Aufgaben, die sich aus der Veränderung der Gesellschaft für sie ergeben, auch wirklich anvertraut werden, sondern auch dafür, daß sie ihnen persönlich zum Bewußtsein kommen, von ihnen verstanden und erfüllt werden.

Aus alledem ergeben sich zwei Wege zum Frauenstimmrecht — ich möchte einmal sagen: der direkte und der indirekte.

Den direkten Weg gehen die Stimmrechtsvereine. Sie agitieren einfach für die Forderung der bürgerlichen Gleichberechtigung. Wenn sie weiter nichts als das tun, so kommen sie in eine zwiefache Gefahr: erstens diese Forderung sozusagen abzuleiern, um ihre Schlagkraft zu bringen. Denn nichts nutzt sich schneller ab als

Digitized by Google

die Agitation, die auf den Entrüstungseffekt arbeitet (das hat man an dem letzten Parteitag der Sozialdemokratie gesehen, und das wird man noch stärker an dem Schicksal der Suffragettes sehen). Die zweite Gefahr hängt mit dieser zusammen: der größere Teil der Aufgabe bleibt ungelöst, daß nämlich die Frauen nicht nur für das Stimmrecht, sondern für das interessiert werden, was sie damit anzufangen haben. Und vollends gefährlich ist die so effektvolle Haltung der gekränkten Tugend, die ausdrückt: ehe ihr uns nicht die Gleichberechtigung gebt, rühre ich keinen Finger. Das ist nämlich ein zu verlockendes Prunkgewand für die Bequemlichkeit und Unfähigkeit, als daß die es bereitstellen dürften, denen nicht nur am Recht, sondern vor allem an der Pflicht liegt. Damit soll nur auf eine Gefahr hingewiesen, nicht die direkte Arbeit für die Stimmrechtsforderung verurteilt und abgelehnt werden. Wir brauchen sie selbstverständlich auch, schon um durch ruhige, sachliche Erörterung der Frage an sich und der damit zusammenhängenden Probleme die törichte Angst vor der Forderung, die sich an das Wort „politisch" noch in weiten Kreisen knüpft, zu beseitigen; um zu zeigen, wie das Recht der Mitbestimmung im Staat eine ganz unausweichlich aus der veränderten wirtschaftlichen und sozialen Lage hervorgehende Forderung ist, der die Frauen sich aus logischen Gründen nicht verschließen können, und aus Gewissenhaftigkeit und sozialem Verantwortungsgefühl nicht verschließen dürfen. Gewiß muß das wieder und wieder von den Stimmrechtsvereinen ausgesprochen und als Grundlage unserer wichtigsten politischen Programmforderung auch von den anderen Vereinen der Frauenbewegung betont werden, je ruhiger und sachlicher, desto besser, damit es endlich in den geistigen Besitzstand auch unseres Volkes übergeht. Das wird dann selbstverständlich ein sehr wesentlicher Erfolg sein.[1]) Aber je ernster ein Stimmrechtsverein seine Aufgabe nimmt, um so weniger — will ich einmal paradox sagen — bleibt er reiner Stimmrechtsverein. Um so mehr wird er sich dazu gedrängt fühlen, die Fragen und Gebiete selbst, in denen das Stimmrecht eine Rolle spielt, vorzunehmen und zu bearbeiten: Kommunalpolitik, Sozialpolitik, Fragen des Staatslebens im weitesten Sinn; um so mehr kommt auch er auf die indirekte, als die produktive Arbeit.

In dieser indirekten Arbeit nun scheinen mir zwei Wege die wichtigsten: die Mitarbeit in den politischen Vereinen und die Arbeit in der Kommune.

Es ist ein denkwürdiges Jahr in der Entwicklung der deutschen Frauenbewegung und vor allem der Geschichte des Frauenstimmrechts — das Jahr, in dem die politische Organisation der Frauen durch alle Parteien durchgeführt und zum Abschluß gebracht ist. Das ist jetzt mit der Begründung der konservativen Frauenvereinigung geschehen. Die — wie man versucht ist anzunehmen — nicht ganz mit offenen Armen dieser Gründung gegenüberstehende Parteileitung, die gleichwohl einverstanden sein mußte, kann jetzt wohl überall den harmlosen Charakter

[1]) Ich möchte bei dieser Gelegenheit auf ein soeben erschienenes, vom Weltbund für Frauenstimmrecht herausgegebenes Buch hinweisen: „Frauenstimmrecht in der Praxis." Mit Beiträgen von Chrystal Macmillan, Marie Stritt, Maria Verone. Vorwort von Carrie Chapmann Catt, Vorsitzende des Weltbundes für Frauenstimmrecht. Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden. (Preis 1,50 M.) Es orientiert in sehr übersichtlicher und klarer Weise darüber, wo die Frauen das Stimmrecht besitzen, welcher Art es ist, wie sie in den verschiedenen Ländern Gebrauch davon machen und welches die Wirkungen sind, die damit erzielt wurden.

Digitized by Google

ihres neuen Zweiges betonen und versichern, daß ihre weiblichen Parteigenossen vor allem im Hause konservative Gesinnung verbreiten wollten — tatsächlich ist das Bedürfnis dieser Frauen zu direkter politischer Mitarbeit nun einmal nicht einzig am häuslichen Herde entstanden und wird sich schwerlich dort festhalten lassen. Vielmehr kommt dieses Bedürfnis aus demselben Grunde wie die Frauenbewegung überhaupt; aus einer Wirklichkeit, die auch der exklusivsten Hausfrau unausgesetzt Fragen von politischem Gewicht nahebringt.

Gerade dieser parteipolitischen Arbeit gegenüber nun hat man uns von Anhängerinnen des Frauenstimmrechts die Haltung einer strafenden Ablehnung empfohlen. Seltsamerweise teilen die Stimmrechtsorganisationen des Auslandes vielfach diese Anschauung, daß die Frauen ihre Kraft außerhalb der Parteien auf das Stimmrecht konzentrieren, den undankbaren Parteien aber ihre uneigennützige Hilfe nicht leihen sollen. Die Frage, wie man zu dieser Streiktaktik steht, wird im wesentlichen abhängen von der Auffassung, die man von der politischen Arbeit hat. Wenn man in der Partei in der Hauptsache die Vertretung der eigenen Interessen sucht, dann hat man natürlich recht, nicht da mitzuarbeiten, wo die eigenen Interessen nicht geschützt werden. Aber für Vertreterinnen des Frauenstimmrechts ist das eigentlich kein Standpunkt. Sie sollten eigentlich beweisen, daß sie ein überpersönliches, ein staatsbürgerliches Interesse mitbringen; wer das nicht hat, verdient eigentlich das Stimmrecht nicht. Und sie sollten bedenken, daß doch faktisch bei uns in Deutschland das Vorhandensein einer solchen nicht nur an den eigenen Vorteil gebundenen Teilnahme an Nation und Staat von den Frauen erst bewiesen oder wenigstens stärker als bisher bewiesen werden muß, wenn man Forderungen darauf stützen will. Von dem einen wichtigen Feld, solche Beweise zu liefern, von der Arbeit für bestimmte politische Ziele und Ideale, für eine bestimmte Auffassung vom Staat und der Richtung seiner gesunden und kraftvollen Entwicklung, von dieser Arbeit die Frauen künstlich fernhalten, in dem Augenblick, wo sie anfangen sich dafür zu erwärmen, das heißt doch eines der wichtigsten Mittel zur Erziehung der Frauen für die Öffentlichkeit und zur Erziehung der Öffentlichkeit für die Frauen unbenutzt lassen. Länder, in denen das Bürgertum der Frauen schon kräftiger entwickelt ist, haben vielleicht recht, wenn sie in irgendeinem für die Annahme des Frauenstimmrechts entscheidenden Moment sich — vorübergehend — der politischen Mitarbeit in den Parteien enthalten, die das Stimmrecht nicht stützen wollen, wie das bei den letzten Wahlen die konservativen schwedischen Frauen getan haben. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch bei uns in irgendeiner Partei die Dinge sich einmal so gestalten, daß man zu einem solchen Streik greifen muß. Aber sonst heißt es für uns immer noch, das erwachende staatsbürgerliche Interesse der Frauen stark werden lassen, und das kann es auf die Dauer wirklich nicht in einem Verein, in dem die Frauen sich geistig und politisch nur immer um sich selbst drehen, das kann es nur in einer unverkürzten aktiven Beteiligung am großen politischen Leben.

Das heißt, in einem weit vollständigeren Sinne für das Frauenstimmrecht arbeiten.

Der zweite Weg ist der, den der Allgemeine Deutsche Frauenverein, der Verband für Frauenarbeit und Frauenrechte in der Gemeinde, im speziellen erwählt hat: die Mitarbeit in der Gemeinde. Wie die Selbstverwaltung des Bürgers vor

Digitized by Google

hundert Jahren mit der Kommune begann, so ist auch für die Frauen der gesundeste, sicherste, solideste Anfang ihrer öffentlichen Mitarbeit die Kommune. Wir vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein, die wir uns die Belebung und Erziehung weiblicher Kräfte für die kommunale Arbeit zur besonderen Aufgabe gemacht haben, wissen, daß wir nicht die leichteste Form der Agitation wählen, wenn wir so die Leistungen in den Vordergrund stellen. Vielleicht liegt hier, in der Bewährung bei der ehrenamtlichen freiwilligen kommunalen Arbeit, die stärkste und schwierigste Kraftprobe der Frauenbewegung. Denn hier wird an das selbstlose Interesse, an den wahren Bürgersinn, an die Ausdauer und aufrichtige Hingabe appelliert. Und was hier an positivem Zuwachs erreicht wird, wiegt schwerer als glänzende Augenblickserfolge. Ein tüchtiger Stab von Armenpflegerinnen leistet in seiner Weise mehr für das Frauenstimmrecht als Volksversammlungen mit schwungvollen Reden; er überredet eben nicht, er überzeugt; er beweist nicht nur logisch, sondern tatsächlich. So werden viele unserer Vereine sozusagen Stimmrechtsvereine wider Willen; es kann auch wohl mal einen Stimmrechtsverein geben, der wider Willen zum Antistimmrechtsverein wird.

Denn — um es zum Schluß noch einmal zu sagen — die Bewegung, an deren Ende die gleichberechtigte Mitarbeit der Frauen im Staat steht, ist durchaus kein bloßer Rechtskampf, sondern eine Entwicklung, die die ganze Beschaffenheit der Frau mitumfaßt und im Hinblick darauf durchgeführt werden muß. Eine Sache des Frauentyps, für deren Durchführung die Forderung maßgebend sein muß, daß die vorhandenen Kräfte den neu gegebenen Wirkensmöglichkeiten entsprechen, daß wenigstens ein verläßlicher Stab solcher Kräfte vorhanden ist. Wenn uns irgendwelche Wendung der Dinge die Rechte früher gibt — die Wahrscheinlichkeit ist nicht sehr groß —, so wird doch die volle Kraft des Frauenstimmrechts sich erst in dem Maße entfalten, als diese Erziehung nachgeholt wird.

Und damit ist auch das schon gesagt, was diesen Weg so fruchtbar macht, was ihn vor allem von der bloßen Agitation unterscheidet. Auch er weist Wegstationen auf. Wir erreichen auf ihm in stetiger Folge eben die Verkörperung des Frauenwillens im öffentlichen Leben, die das Ziel unserer ganzen Bewegung ist. In einem Gebiet nach dem anderen wird er in ersten Anfängen verwirklicht, und das Stimmrecht wird uns zu seiner Stunde nicht als Neulinge im Staatsleben finden, sondern als Bürgerinnen, denen nur die äußere Etikette noch fehlte, und die freilich unschätzbare Macht, dem, was sie als notwendig erkannt und vielleicht im kleinen Kreise durchgeführt haben, verpflichtende Ausdehnung, gesetzliche Kraft zu geben. Auf diese Macht mit allen Kräften hinarbeiten, heißt also der Pflichterfüllung erst ganz die Wege öffnen.

Digitized by Google

Buchhandlung
BERLIN

Claudels „Verkündigung" in Hellerau.

Von

S. D. Gallwitz.

Nachdruck verboten.

Wenn die Gegenwart einmal eingegliedert sein wird in die Kette der Zeitläufte, wird es klarer noch, als wir, die Gegenwärtigen, es heute empfinden, sich zeigen, daß sie höchst einseitig auf die Sinnfälligkeiten des Auges eingestellt ist. Die Beschränktheit dieser Richtung hat heute ihren Kulminationspunkt erreicht; sein charakteristischer Ausdruck ist das Kino, ist die Tatsache, daß man den schlagenden Realismus seiner Darbietungsart, diese fortlaufende Linie unwiderlegbar wirklicher Lebensvorgänge, nicht nur auf Äußerlichkeiten beschränkt; Dichter und ernste Schauspieler drängen sich in sein Gebiet; ihr Dichten und Gestalten wird zu einem kategorischen Appell an das Schauen, an das Nur-Schauen des Publikums. Es kommt hierin ein ungeheurer Verzicht zum Ausdruck: der Verzicht auf die Kräfte des dichterischen Wortes und auf die Wirkungen, die dieses Wort, losgelöst von seiner Buchgebundenheit, in Geist und Sprache des Schauspielers finden kann. Ein Verzicht auch auf den besten Resonanzboden des Kunstwerkes, die edelste Mitarbeiterin bei seinen Aufnahmemöglichkeiten: die frei schaffende Phantasie.... Aber das mit den Ansprüchen der Schaubühne auftretende Kino ist nicht — wie eine auf der Oberfläche bleibende Betrachtungsweise es darstellen möchte — eine plötzlich hereingebrochene und von industriellen Wundern der Mechanismen erzeugte Katastrophe in unserem Kunstleben, es ist vielmehr die letzte Etappe eines lange entwickelten Verfalles der Schauspielkunst, der „moderne Bühne" heißt und auf den wir bis vor kurzem unmäßig stolz waren. Die Form der Darbietung des Dramas in den letzten zwanzig Jahren hat sich immer ausschließlicher und eindringlicher an unser Auge gewandt. Das dichterische Wort, das Werk des Dramatikers gab den weitaus größten Teil seiner stimmungzeugenden Kraft an das Bild der Szene ab; der Schauspieler ging unter in der Regie. Wir begrüßten es — und mit Recht — daß das Wesen des Stars, des großen Mimen, der in seiner Persönlichkeit alle Linien des Dramas als Nebensächlichkeiten zu sich wie zu einem Zentrum zusammenzog, auf der modernen Schaubühne keinen Platz mehr fand; begrüßten es, daß die rollenden Klänge eines leergewordenen Pathos verschwanden, daß das Wort uns nur den unmittelbar verstärkten Ton des Alltags zutrug. Unmerklich hat sich da in der ausschließlichen Entwicklung nach der einen Richtung hin die Entartung vollzogen. Die Schaubühne ist für uns zu einer Welt der Wirklichkeiten geworden; an dem Stärkegrad ihrer äußerlichen Illusionsmöglichkeiten wurde die Kraft ihrer Wirkungen gemessen. Die Seele des dichterischen Wortes wurde verschüttet, Beseelung und Stimmung gingen über an das Bühnenbild, dem

Digitized by Google

von modernen Techniken, von Verwandlungsmöglichkeiten und Beleuchtungen große Effekte an die Hand gegeben wurden.

Der Kreis derer unter uns, die diesem blendenden Stil gegenüber etwas vermißten, ist in den letzten Jahren beträchtlich gewachsen; das ist so unter den Laien wie bei den Fachleuten. Alle die mannigfachen Unternehmungen und Versuche, die Shakespearebühne und die Reliefbühne des Künstlertheaters in München und Reinhardts immer neue Taten auf dem Gebiete des offenbaren oder versteckten Raffinements, sind höchst wertvoll als Merkmale eines festen Willens, aus dem Naturalismus unserer Schaubühne von heute herauszukommen. Aber bei allen diesen Versuchen wurde als Basis doch wiederum der Naturalismus gelegt: die Bühne als der augenfällig in Erscheinung tretende Ausschnitt eines Stückes unserer Umwelt, der Schauspieler als ein möglichst realistisch sich gebender Mensch.... Dann ist da noch ein kleinerer und unauffälliger Kreis, dem nicht genug getan wurde mit diesen Reformen; die an der Zerrissenheit des Dramas und des szenischen Stiles von heute (die zwei unlöslich verknüpfte Erscheinungen sind) förmlich leiden. Sie träumen etwas Wesensanderes, das sich von allen bisherigen Versuchen von Grund auf abschneidet, ohne daß sie dieses Etwas doch schon klar zu sehen oder gar in Gestalt zu bringen vermöchten. Für diese Wenigen, aber auch nur für diese, war das Claudelspiel in Hellerau eine sehr große und weittragende Sache; die Eindrücke dort waren ihnen mehr als ein Ausblick und eine Anregung; sie waren eine schon halb erfüllte Hoffnung und ein Fest.

* * *

In seinen die dramatische Veranstaltung einführenden Worten hat der Hellerauer Wolf Dohrn mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Aufführung von Paul Claudels „Verkündigung" (die an drei Sonntagen im Oktober vonstatten gegangen ist) nichts Endgültiges, ja kaum etwas Absolutes geben wolle und könne. Ein Versuch nur vor einem objektiven Kreis, aus dessen Wirkungen man Erfahrungen sammeln, besten Falles Direktiven empfangen möchte, und den man in die Öffentlichkeit vor ein zahlendes Publikum herauszog, weil eben nur ein derartiges Publikum die Wirkungen unbedingt abzulesen gestattet. Darin liegt denn schon ausgedrückt, daß nur, wer sehnsüchtig nach neuen Wegen für die dramatische Kunst ausschaut, dort auf seine Kosten kommen konnte; nicht wer die Sensation oder etwas Fix und Fertiges erwartete. Eine derartige Versuchsbühne ernstester künstlerischer Art, die in ihren verschiedenen Faktoren auch gleich den unumgänglich notwendigen Resonanzboden eines außenstehenden Publikums hineinzuziehen vermag, ist neu und kann zu einer heute noch nicht zu übersehenden Bedeutung für unser Kunstleben werden. Unsere Theater, nicht nur die der Provinz, sondern auch die höchststehenden und anspruchsvollsten, sind außerstande, unerprobte und vielleicht befremdliche Wege zu gehen. Nur wenn die Sensation und der Bluff mit dem Neuen verbunden ist, geht das Theaterpublikum, das letzten Endes doch die einzige Herrschaft über die Schaubühne ausübt, mit. Willig nahm es seinerzeit die Trikotlosigkeit und den Zirkus als Träger des Dramas an; aber für den alltäglichen Gebrauch wünscht es das Bekannte und Altgewohnte auf der Bühne oder doch nur Neuerungen, die mit sehr sichtbaren Fäden mit jenem zusammenhalten. Nun aber kommt das starke Neue niemals durch Reformen und Kompromisse; wenn wir von einem neuen Drama — dem Drama der Moderne, und einer neuen dramatischen Darstellungsform

Digitized by Google

träumen, so muß es uns einleuchten, daß auch hierbei der junge Wein zu stark sein wird für die alten Schläuche der Schauspielbühne von 1900.

Die Voraussetzungslosigkeit (natürlich nicht eine Voraussetzungslosigkeit in dem Sinne von Unkultur) war der Geist, von dem aus die Wiedergabe der „Verkündigung" ausging; er ist es auch, der der Raumanlage des von Tessenow erbauten Festsaales sein Gepräge gibt. Als eine vollkommene Neutralisierung, als ein unbeschriebenes Blatt gleichsam, auf dem keinerlei Theatertradition sich eingezeichnet hat, haben die Inszeneure und Regisseure der Aufführung des Claudelschen Spieles den Hellerauer Schauplatz übernommen.

* * *

Das Wesentliche und Weittragende liegt dabei in dem Suchen nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten für die Schaubühne. Da sind zunächst die Kräfte und Differenzierungen des Lichtes, denen Alexander von Saltzmann nachgespürt hat. Im Hellerauer Festsaal sind Bühne und Zuschauerraum ein geschlossener Organismus; es gibt kein „Bühnenhaus", bei welchem eine fortgenommene Wand dem Zuschauer den Blick freilegt; ein Drittel des schön gestreckten Rechteckes, das in gleicher Linie mit den untersten Reihen der amphitheatralisch ansteigenden Sitzen ist, gehört der Szene und den Spielern. So ist es keine sinnfällig markierte andere Welt, in die wir da hineinsehen, und das gleiche Licht übergießt die Zuschauer wie den szenischen Raum und verstärkt das Bewußtsein dieser Einheit. Der leitende Gedanke bei der Hellerauer Inszenierung (deren Urheber der Dichter Paul Claudel selbst gewesen ist), ist der Verzicht auf die Illusion durch Wirklichkeitstreue, ja man könnte sagen: durch die Wirkungen der Konkrete überhaupt, die immer zusammengesetzt und in der Kunst daher nur unter den allerglücklichsten Voraussetzungen von geschlossener Art sind. Wir sehen da nicht Landschaften, Zimmer oder sonstige der Wirklichkeit nachgebildete Schauplätze, sondern im Raumniveau, in Licht- und Linienführung und der Andeutung und Gruppierung alles Gegenständlichen auf der Szene den elementarsten, gleichsam abstrakten Wesenseindruck dieser Dinge. Ob auf diese Weise eine Illusion vergeistigter Art, die stärker ist und beweglicher dem Individuum sich anpaßt als die landläufige Bühnenillusion, von dem Beschauer Besitz zu nehmen vermag, hängt von dem Grade der Kunst ab, die bei diesen äußersten und beseelten Vereinfachungen am Werke war; auch von dem Grade des Eindringens in den Geist des jeweiligen Kunstwerkes, das zu inszenieren ist. Eines aber ist gewiß: aus der Basis dieser ganz unwirklichen szenischen Eindrücke, von denen man sagen könnte, daß erst die Handlung, die sie unterstützen sollen, ihnen Deutung und Berechtigung gibt, erwächst das Werk des Dichters in neuen Ausdrucksmöglichkeiten und zu unendlich gesteigerter Bedeutung. Und mit ihm der Schauspieler in seinen Suggestionsmöglichkeiten der Sprache und der Geste.

* * *

Dazu freilich taugt nicht jedes Stück; aber die „Verkündigung" Claudels taugte dazu. Es ist ein geistliches Spiel, dessen Handlung mit außerordentlich viel Epik durchsetzt und dessen legendarer Inhalt auf einen getragenen Rhythmus mit stark betonten Fermaten eingestellt ist. Unmöglich müßte es sein, den Geist dieser Dichtung im Realismus zu beschwören.

Die Nebenpersonen, der Vater Andreas Gradherz und Peter von Ulm, haben in dem Spiel eine Doppelstellung; sie sind Teilnehmer an der Handlung und

Digitized by Google

erfüllen daneben Aufgaben wie die des Chores im griechischen Drama; sie ziehen das Fazit aus ihrem Tun und aus dem der anderen, verallgemeinern und erheben das Sondergeschehnis zum großen, ewigen Geschehen, zum Schicksal, zur Weltanschauung..... Im Mittelpunkt des Spieles stehen zwei Frauen, die blonde, lichte Violäne (die „gute" Violäne schlechtweg) und die dunkle, leidenschaftliche Mara. Auch sie Repräsentanten des uralten Gegensatzes, den alle Religionen und vergeistigten Weltanschauungen geben: die Kinder des Lichtes und die Kinder der Finsternis. Violäne, die dem jungen Jakobäus, der sie liebt und dem sie innig zugetan ist, als Weib gegeben werden soll, küßt aus ihrem frohen Fühlen und dem Drang der natürlichen Wärme ihres Mitleids heraus Peter von Ulm, den großen Domerbauer, als er, der von Aussatz befallene, verzweifelnd seine Erkrankung ihr anvertraut. Mara ist Zeugin davon geworden und versucht, das Herz des Jakobäus, den sie in der ganzen Wildheit ihrer Natur liebt, durch die Kunde dieses Geschehens von Violäne abzuwenden. Aber Jakobäus' Vertrauen siegt in einer Aussprache mit seiner Verlobten. Da macht Violäne ihm das Geständnis, daß sie durch diesen Kuß von der Seuche angesteckt worden ist; Jakobäus verstößt sie voll Abscheu wie ein unreines Tier und, aus dem Hause ihres Vaters vertrieben, fristet Violäne ein elendes Leben im Walde und unter den Aussätzigen. Jahre später, als die Krankheit sie bereits verwüstet und ihr das Licht der Augen geraubt hat, sucht Mara in der Weihnachtsnacht die Schwester in diesem Walde auf; sie hat ihr Begehren mit allen Mitteln sich erfüllt, ist das Weib des Jakobäus geworden. Nun kommt sie zu der Schwester in der Leidenschaft und Verzweiflung ihres Schmerzes, ihr einziges kleines Kind, das gestorben ist, in den Armen; in einem dunklen Instinkt, als könne die große Dulderin Violäne dieses Kind dem Tode entreißen. Da begibt sich ein neues Wunder der Weihnacht. Während die fernen Glocken klingen und heimliche Gesänge der himmlischen Heerscharen die Höhe der Christnacht grüßen, wird das Kind in Violänes Armen lebendig. Jedoch an Stelle der dunkeln Augen der Mutter hat es Violänes blauen hellen Blick. Mara geht mit dem Kinde in das Leben zurück; aber die Eifersucht auf die Schwester, der nach wie vor das innerste Wesen des Jakobäus gehört, steigt von neuem und drängender in ihr auf. Unerkannt führt sie die blinde Violäne zu einem Platz im Walde, wo sie von stürzenden Sandmassen verschüttet wird. Peter von Ulm, der vom Aussatz wieder Genesene bringt die Sterbende in das Haus ihrer Väter, und ihr Leben klingt aus in einer großen seelischen Zusammenschließung mit Jakobäus.... Die Linie der Handlung ist damit zu Ende. Der letzte Akt ist vollkommen episch. Der Vater Andreas, Jakobäus und Peter von Ulm sitzen beisammen, und Mara, die keine Machtgefühle über das Leben mehr in sich hat, findet sich zu ihnen. Man möchte diesen Epilog, der mit dem Organismus des Stückes nicht mehr zusammenhängt, nicht missen um der Schönheit der Gedanken und der Sprache willen, die er enthüllt; doch waren bei der Aufführung in Hellerau an diesem Teil starke Kürzungen als eine Konzession an die dramatische Forderung, vorgenommen worden. Außer der großen Idee des Spieles in der Haupthandlung gewinnen wundervolle Gedanken und Stimmungen in den episodischen Szenen Gestalt. So im Aufbruch des Andreas Gradherz zu seiner Wallfahrt nach Jerusalem, sein patriarchalischer Abschied von Hof und Gesinde; so eine Szene voll rührender Schönheit: die Bitte

Digitized by Google

des Greises an sein Weib, ihn mit einem zweiten Jawort der Treue freizugeben für die Fahrt, die zu einem Auseinandergehen für das Leben wird.

Ob die „Verkündigung" einem weiteren Kreise die Erschütterungen des echten Dramas zu geben vermag, bleibt trotz der unwiderleglichen Größe und Schönheit dieses Kunstwerkes eine offene Frage. Claudel ist Franzose; er ist Katholik mit einer Inbrunst der Überzeugtheit, die jenseits jeder intellektuellen Einmischung steht; eine Inbrunst und Gläubigkeit, die die Kraft und Schönheit und zugleich auch der künstlerische Keim des kirchlichen Mittelalters gewesen ist. Ich denke mir die Persönlichkeit des Dichters als letzten Ausläufer sehr alter religiöser Tradition. Sein extatisch gewordener Katholizismus ist in eine reine Mystik übergegangen; die Kirche wurde dabei vergottet. Dieser Standpunkt aus Tradition entwickelt freilich sehr viel mehr schöpferische Kraft den Problemen des Daseins gegenüber, als der Gesichtspunkt einer mit dem Katholizismus liebäugelnden rein ästhetischen Richtung, welche die Formen einer Weltanschauung um ihres künstlerischen Momentes willen übernimmt. Aber jedem, nicht im dogmatischen, sondern im Wesenssinne protestantisch Gerichteten wird die Vergottung der Kirche, die bei Claudel stattfindet, nicht genügen als Boden und Weltanschauung für das Drama. Für uns ist das Leben immer und immer wieder und im tiefsten Sinne ein Kampf des Individuums mit *seinem* Gott; immer wieder Auge in Auge geht es um ein: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn; und weder Gnade noch Seligkeit kann da von der Kirche kommen. Diese Wesensfremdheit der „Verkündigung" war auch eines der Dinge, die dem vollen Verständnis und Annehmen des Werkes bei der Aufführung in Hellerau im Wege standen. Und doch, wenn man in Gedanken Umschau hält, man wüßte nicht, an was für einem Schauspiel deutscher Zunge und deutscher Art der neue Darstellungsstil, um welchen es sich bei der Aufführung vor allem handelte, hätte erprobt werden können. Wir haben in unserer Zeit des Sturzes aller Traditionen, des Fragens und Suchens, kein Drama, kein Werk, das aus der Kraft einer positiven Weltanschauung sich in Folgerichtigkeit und Geschlossenheit erhebt, wie es in der „Verkündigung" der Fall ist. Das aber mußte die Vorbedingung für den Versuch eines neuen Stiles der Szene sein.

* * *

Die starken Eindrücke in der Aufführung kamen vor allem von den Bühnenbildern. In dem weichen Licht, das über der Szene lag, und das unauffällig sich mit dem Stimmungswechsel der Handlung wandelte, erschienen alle Formen von einer wundervollen Gelöstheit; die Farben, in deren Zusammenklängen eine auserlesene malerische Kultur sich dokumentierte, von einer tiefen, leuchtenden Sattheit. Das Malerische an sich mit seiner Sonderplastik, mit seinem unendlichen Reichtum an Abstufungen der Valeurs und der Luftwerte ist auf der Szene in Hellerau zum ersten Male dem Drama dienstbar gemacht worden. Die Eindrücke, die von der Darstellung kamen, waren wechselnd. Es wurde ihnen gegenüber klar: eine neue Schulung, die nichts mit unsern Theaterschulen gemeinsam haben darf, wird hier erst neue Kräfte bilden müssen. (Herrlich und vollkommen im Sinne ihrer Aufgaben erschien allein Mary Dietrich; doch basiert dieses Urteil nur auf den Eindrücken der ersten Aufführung.) Noch weit mehr als bei der Geste drängte sich einem die Forderung nach einer andern Art von Schauspielern bei der Wiedergabe

Digitized by Google

der Worte entgegen. Mit wenigen Ausnahmen waren sie außerstande, die musikalischen, die eigentlich beseelenden Elemente der Sprache zu beleben; aber diese gerade sind es, die in jedem Kunstwerk des Wortes zugleich mit seinem Geist erweckt werden müssen. Es wurde die nivellierende schwebende Linie des Epischen im Vortrag nicht ruhig entwickelt; es wurde noch viel weniger die Skala der Affekte über den Naturalismus hinausgehoben. Die volle Herausarbeitung aller dieser Einzelwerte aber ist bei diesem Stil des Dramas und der Szene die Vorbedingung; es geht dabei um alles oder nichts; man kann nicht einen Faktor der Darstellung ausschalten und dafür einen andern verstärken; sie stehen und fallen alle mitsammen.

* * *

Die offizielle Beurteilung des Spieles in Hellerau, die Kritik, bildete eine große Majorität von Ablehnung. Sicherlich waren das zum größten Teil tüchtige und erprobte Theaterkenner. Es ist ein Fluch aller Tüchtigkeit, daß sie zu einer Art von Unbeweglichkeit führt; die ewige Tatsachenbewertung des Gegenwärtigen lähmt die Schwingen, die zu den Ausblicken und den Fernen der Zukunft uns tragen können. Die Musik, die wir in Hellerau vernahmen, hat auch heute noch ihr leises Klingen einer Zukunftsmusik behalten.

Käuferorganisation.

Von

Dorothea Staudinger (Zürich).

Nachdruck verboten.

Im Septemberheft der „Frau" schreibt Frau Irma Wolff über Konsumtionsprobleme der Gegenwart und die Stellung der Frauenbewegung zu ihnen. Mir scheint, der Artikel wurde in dem Gedanken geschrieben, es möge sich eine Aussprache daran knüpfen; und da die Verfasserin zum Schluß die Anregung zu praktischer Arbeit in Hausfrauengruppen gibt, so ist es vielleicht am Platze, die ganze Frage der Stellung der Frauenbewegung zum Konsumtionsproblem weiter zu verfolgen und auch für die etwa zu gründenden Gruppen einige Gesichtspunkte zu denen Frau Wolffs hinzuzufügen.

Die Konsumentenfrage ist nach zwei Seiten hin von Wichtigkeit und Tragweite, nach beiden Seiten ist sie eine soziale Frage: Sie betrifft die Käufer selbst, die Hausfrauen aller Stände, und ist ebenso eine Sache der ästhetisch zu bildenden, ihr „Heim" schaffenden Frau, als auch die der abgehetzten Arbeiterfrau, die mit Müh und Not die Einkünfte in zweckmäßigster Weise auszugeben suchen muß. Sie betrifft zugleich die Arbeiter und Angestellten der Produktion, in der Voraussetzung nämlich, daß der Konsument Herr der Produktion, d. h. auch Herr über Arbeitsverhältnisse usw. sein kann, — wenn er will.

In diesem Sinne ist in letzter Zeit in der Frauenpresse und in den Versammlungen mehr als früher von der Hausfrau und der Konsumentin geschrieben und geredet worden. Immerhin sind wir dabei über Forderungen allgemeiner Art, über Vorstellungen der sozialen Verantwortlichkeit, des Kultureinflusses der

Digitized by Google

Käuferin usw. nicht hinausgekommen; wohl aus dem Grunde, weil wir in der Frauenbewegung noch keine organisierten Käuferinnen haben, weil man im Gegensatz zu fast allen anderen Funktionen gerade das Konsumieren noch meist zur Privatsache erklärt.

Wir haben zwar Ansätze zu einer der Frauenbewegung nahestehenden Käuferorganisation, — die Ortsgruppen des Käuferbundes, der vor allen Dingen die Verantwortlichkeit der Käufer den Arbeitern und Angestellten gegenüber betont. Nun schlägt Frau Wolff demgegenüber vor, innerhalb der bestehenden Frauenorganisationen Gruppen zu bilden, die sich damit befassen sollen, zum eignen Vorteil und zum sozialen Nutzen das Kaufen und Konsumieren zu lernen. Sie hat hierbei zwar vor allem ästhetische Ziele im Auge, doch rückt auch sie immer wieder soziale Gesichtspunkte in den Vordergrund. Und die werden wohl auch in erster Reihe stehen müssen, wenn es sich um die Stellung der Frauenbewegung zu einer Käuferorganisation handelt.

* * *

Das Konsumentenproblem ist zugleich sozial und wirtschaftlich. Eine Konsumentenorganisation, die sozial wirken will, wird auf wirtschaftlichen Füßen stehen müssen, wird um wirtschaftliche Macht zu ringen haben. Das gerade scheint mir als Ergänzung zu Frau Wolffs Ausführungen notwendig zu sein. Sie sagt: „Sind wir von jeder beliebigen Fabrikware heute abhängig? Sollten wir als Konsumentinnen für das Heim nicht das Recht haben, Waren, die einer sozialen Gebrauchsidee (fügen wir hinzu: und humanen Arbeitsbedingungen) Hohn sprechen, abzulehnen?" Gewiß, das Recht dazu wird uns niemand absprechen; wer aber verleiht uns — d. h. nicht nur den bemittelten Käuferinnen, sondern der Käufermasse — die Macht, diese Waren abzulehnen? Wer schafft für sie einen Ersatz, der allen zugänglich ist? Es mehren sich freilich die Bestrebungen, solchen Ersatz zu schaffen; so auf dem Gebiete der Wohnungseinrichtung, weniger schon auf dem der Kleidung, vielleicht am wenigsten und unbefriedigendsten da, wo es am meisten darauf ankommt: bei den Lebensmitteln. Denn das ist doch das soziale Käuferproblem in erster Linie: Wie wird die Masse der Konsumenten mit guter Qualitätsware aller Art versorgt, und dies zu einem Preis, der mit ihren Einkünften in Einklang steht, einerlei, ob es sich um Möbel oder Lebensmittel handelt. Enger dürfte sich die Frauenbewegung das Problem keinesfalls stellen.

Man wird Frau Wolff vollständig recht geben, wenn sie großen Wert auf die Aufklärung der Mädchen und Hausfrauen legt. Die Arbeit der Volkskunstbünde, der Hausfrauen- und Mütterabende, die Arbeit der etwa zu gründenden Gruppen, die ja wohl ihre Aufklärung in die Käufermassen hinaustragen müßten, um wirksam zu sein, das alles darf gewiß nicht unterschätzt werden. Es bleibt aber doch die Frage: was wird tatsächlich zur Lösung der sozialen Konsumentenfrage erreicht? Wird es nicht so ausgehen, daß die, welche es können, nun Qualitätswaren kaufen, die, die es nicht können aber weiter auf billigen Schund angewiesen bleiben, d. h. daß die große Masse der Käufer nach wie vor sich und andern zum Schaden kaufen muß. Denn alle diese Bemühungen setzen sie nicht instand, die geringe Kaufkraft über die sie verfügen, so zu steigern, daß sie wirklich zu Qualitätsware gelangen können.

Im Gegenteil, wäre es nicht denkbar, daß sich die Geschäfte den veränderten Ansprüchen der aufgeklärten Käuferinnen anpassen, und von den abschreckenden billigen Preisen absehen würden, ohne vielleicht wesentlich mit der Qualität in die Höhe zu gehen? Wenn dies vielleicht auch eine müßige Frage ist, so wäre doch zu überlegen, ob wir (auch wenn die schon überlastete Mädchenbildung noch mit Materialkunde usw. weiter bedacht werden sollte!) wirklich in allen Käuferinnen einen so scharfen Blick erziehen könnten, daß sich keine durch höhere Preise über die Qualität blenden ließe. Ganz abgesehen davon, daß teure Ware noch lange nicht für gute Arbeitsbedingungen und Löhne bürgt. Aber auch Warenkenntnis und guten

Digitized by Google

Willen vorausgesetzt: um das gewollte Ziel zu erreichen, d. h. um einen wirklichen Druck auf die Produktion zugunsten der Qualitätsware auszuüben, müßte doch von den Frauen ein wirkungsvoller Boykott aller Schundgeschäfte durchgeführt werden. Was aber gehörte da für eine nieversiegende Massenagitation dazu, welche Summe von Energie müßte in jeder einzelnen Käuferin wachgehalten werden, um solch einen Feldzug durchzuführen!

Sollte es da nicht möglich sein, die Käuferinnen so zu organisieren, daß man ihnen eine genau detaillierte Warenkenntnis ersparen könnte, daß man ihnen statt dessen in ihrer Organisation, in der Art ihrer Warenbeschaffung gleich die Garantie dafür bieten könnte, daß sie, auch ohne sich bei jedem einzelnen Einkauf anzustrengen, Qualitätsware erhalten, die dem Preise angemessen ist, den sie zahlen, und die unter Arbeitsbedingungen hergestellt wurde, welche sie für recht und menschlich halten. Um diese Ökonomie der Kräfte zu erreichen, gilt es also, eine Organisation zu finden, die auf selbstverständlicherem und kürzerem Wege zu wirtschaftlicher Macht gelangt, um das, was sie will, auch durchzusetzen.

Gibt es aber eine solche Organisation der Konsumentinnen, so ist zugleich eine starke Interessengemeinschaft zwischen ihr und der Frauenbewegung gegeben. Denn auch diese muß zur Durchführung ihrer Ziele nach Macht und Einfluß auf wirtschaftlichem Gebiete streben, und wird es auf einem solchen Wege um so mehr tun, als es sich hier um eine Organisation der Hausfrauen, d. h. der breitesten Masse der Frauen handelt.

* * *

Eine solche Organisation gilt es aber nicht erst zu schaffen, wir finden sie in allen Städten schon vor. Denn, um als Käuferinnen zu dem gewünschten Einfluß zu gelangen, werden wir nichts Besseres zu tun haben, als das, was überall in den Konsumvereinen getan wird. Gemeinsam im großen Waren zu beziehen von Quellen, die für Qualität und Arbeitsbedingungen garantieren, die Waren unter die Mitglieder zu verteilen, durch Zusammenlegen der Überschüsse fortzuschreiten zu eigener Produktion, wo dann selbst Arbeiter angestellt und Waren in gewünschter Qualität hergestellt werden. Mit den Massenbedarfsgütern fängt es an, und führt dann weiter, teils zu immer weitergreifender Eigenproduktion im großen, soweit es sich um Massenartikel, Fabrikware handelt, teils zu Vereinbarungen mit Firmen und Handwerkern, die besondere Qualitätsware herstellen. So liegt in den Konsumvereinen tatsächlich die ganze Möglichkeit zur Lösung unseres Problems eingeschlossen. Hier haben die Käuferinnen die Gewähr, wirklich das zu erhalten, was sie wollen. Darum hat hier, wo es sichersten Zweck und Erfolg hat, wo wir schon Tausende von Käuferinnen organisiert finden, in allererster Linie unsere Aufklärungsarbeit einzusetzen, hier wird sie sofort festen Boden unter den Füßen haben.

Aber die Konsumvereine wurden in unseren Kreisen zumeist nur als Selbsthilfemittel der unteren Klassen, sich billige Lebensmittel zu verschaffen, angesehen, als ein Teil der sozialen Bewegung, der uns jedoch an sich nichts angeht. Warum aber sollte uns die Konsumgenossenschaftsbewegung nichts angehen? Wir bringen doch der Arbeiterinnenbewegung Sympathie entgegen, wir reden von gleichen Interessen, obgleich doch hier der Parteistandpunkt und die verschiedenen Produzenteninteressen gewisse Gegensätze ergeben. Viele von uns arbeiten in Arbeiterinnenvereinen mit. Warum nicht auch in den Konsumvereinen, wo es sich doch darum handelt, nicht nur die Interessen der armen geplagten Hausfrauen und Käuferinnen zu unterstützen, sondern unsere Käuferinteressen gemeinsam mit den ihrigen zu vertreten, — wo also kein Gegensatz, sondern Gemeinsamkeit herrscht?

Aber gerade hier werden so gern Parteigegensätze hineingetragen: Der Konsumverein ist sozialdemokratisch, darum kann ich da nicht kaufen. — Frei und fortschrittlich denkende Christen bleiben in der Landeskirche und beteiligen sich an den Wahlen, um sie nicht ganz der dogmatisch-orthodoxen Richtung zu überlassen.

Digitized by Google

Wir aber, die wir uns bürgerlich nennen, meiden die Konsumvereine, um uns dann zu wundern, daß sie sozialdemokratisch seien. Wenn bürgerliche Frauen in Mengen hineingingen, würde es anders werden, ebenso wie es in der Schweiz, in England usw. anders ist.

Dann würden auch Fragen, die uns heute noch in den Konsumvereinen zu kurz zu kommen scheinen, wie z. B. die der Wohnungseinrichtung, des Qualitätskaufes, ganz anders berücksichtigt werden. Sie müssen schweigen, solange die Mitglieder vorwiegend den ärmsten Ständen angehören.

Ein anderer Grund ist es aber, der so viele Frauen von der Beteiligung an den Konsumgenossenschaften abhält: das Mitleid mit den Kleinhändlern, die dadurch geschädigt werden sollen. Denn nur der Kleinhandel bestimmter Zweige, nicht etwa der „Mittelstand" als solcher wird durch die Konsumvereine berührt. Es liegt auf der Hand, daß durch eine Organisation, die den unbemittelten Käufern zu Ersparnissen verhilft, ihnen also mehr und bessere Einkäufe ermöglicht, dem Handwerker, bei dem infolgedessen mehr gekauft werden kann, nicht schadet, sondern nützt; daß das Handwerk, welches Qualitätsarbeit leistet und nicht durch die Technik des Großbetriebes aufgerieben wird, nur Vorteil von der Käuferorganisation haben kann, die ihm, wenn einmal stark genug, durch Verträge einen sichern Absatz verschafft. — Man sage nicht, die Ersparnisse der Konsumvereine würden ja doch ins Warenhaus und nicht zum Handwerker getragen. Ist dem so, dann haben doch wohl wir die Schuld, die wir wissen, und unser Wissen noch nicht in den Konsumvereinen und unter ihren Frauen verbreitet haben; nicht aber die Organisation selbst und jene Frauen, die noch gar nicht so weit sein können, wie wir kaum erst gekommen sind.

Aber: die Kleinhändler werden geschädigt, ihnen, die es schon an und für sich so schwer haben, wird bittere Konkurrenz gemacht. Man könnte hier Zahlenbeweise geben, daß in Städten mit blühenden Konsumvereinen die Zahl der Detailgeschäfte sich nicht vermindert, sondern vermehrt hat; ferner, daß die Kleinhändler der Lebensmittelbranche eher an der Überfüllung ihres eigenen Gewerbes zugrunde gehen,[1]) als an dem Wachstum der Konsumvereine. Aber zugegeben die Konsumgenossenschaft richte den Kleinhandel zugrunde, so stellen wir die Frage: Was berechtigt uns dazu, das Interesse der Millionen bedrängter Haushaltungen dem der wenigen Kleinhändler gegenüber zu kurz kommen zu lassen, die doch nicht plötzlich brotlos, sondern nur allmählich und teilweise ausgeschaltet werden durch eine Bewegung, die bei allen ihren Mitgliedern die Kaufkraft erhöht und infolgedessen durch ihre vermehrte Nachfrage mehr Menschen in produktiver Arbeit wieder einstellen kann, als sie vielleicht im Zwischenhandel ausgeschaltet hat. — Was könnte gerade uns Frauen zu einem solchen Verhalten veranlassen, die wir uns doch so selbstverständlich auf die Seite der arbeitenden Frauen stellen, ohne Rücksicht auf die etwa ausgeschalteten männlichen Kollegen. Fordert nicht das Interesse der bedürftigen Hausfrauen ein gleiches Eintreten unsererseits?

Würden aber z. B. die Bestrebungen des Käuferbundes und diejenigen, die Frau Wolff betont, dazu führen, die kleinen Zwischenhändler zu unterstützen? Ich glaube nicht, denn diese sind eben außerstande, immer gute Löhne und gute Arbeitsbedingungen zu gewähren, und in der Lebensmittel- wie in der Textilbranche sind doch gerade die kleinen Lädchen die Lieferanten von Schund und minderwertiger Ware. Gute Qualität und gute Arbeitsbedingungen fordern, heißt zugleich den leistungsfähigen Großbetrieb unterstützen zum Nachteil des minder leistungsfähigen.

Es wird aber nun sehr häufig erwidert, man schließe sich dem Prinzip der Genossenschaft aus dem Grunde nicht an, weil man nicht eine derartige Organisation an die Stelle des freien selbständigen Unternehmertums setzen wolle. Wo aber kommen wir mit einer solchen Stellungnahme hin? In Frankreich, wo bisher durch allerhand Zersplitterung und unzweckmäßige Organisation das Konsumvereins-

[1]) Ihre Zahl nahm in der gleichen Zeit viermal so stark zu, als die Gesamtbevölkerung.

Digitized by Google

wesen zurückgeblieben ist, steht an seiner Stelle nicht etwa ein tüchtiges selbständiges Kleinhändlertum, sondern hier machen riesige Engros- und Filialgeschäfte, die in allen Orten ihre Niederlagen haben, den Händlern die Konkurrenz und haben sie zu einem gleichen Zusammenschluß gezwungen; unter ihrer Zentrale hört dann auch die Selbständigkeit auf, und sie sind im Grunde nicht anders gestellt als die Geschäftsführer einer Käuferorganisation.

Das selbständige Kleinhändlertum in seiner heutigen Form wird wohl oder übel überholt werden, und die Frage ist nur, wohin der Weg geht. Diese Frage ist aber nicht nur für uns alle als Konsumentinnen brennend, sondern sie ist ganz speziell für uns Frauen von größtem Interesse, die wir nach politischem und wirtschaftlichem Einfluß streben müssen.

Geht der Weg zur immer umfassenderen und bestimmenderen Macht des Groß-Unternehmertums, zur Herrschaft der Monopole, dann wissen wir, wie dort unsere Konsumenteninteressen gewahrt werden. Wo aber die wirtschaftliche Macht liegt, liegt auch die politische, und es ist immerhin nicht ausgemacht, ob wir Frauen, selbst wenn wir das politische Stimmrecht besäßen, viel gegen eine derart fest begründete Macht würden ausrichten können.

Ob durch rein politische Maßnahmen allein — die dann allerdings bald einzusetzen hätten — das Anwachsen der Monopole verhindert werden könnte, das zu erörtern ist hier nicht der Platz. Amerika liefert uns vielleicht ein Beispiel dafür, ob ohne wirtschaftliche Gegenorganisation etwas erreicht werden kann.

Soviel scheint mir wenigstens sicher, daß uns Frauen, sowohl was unser Konsumenteninteresse im allgemeinen, als was im besonderen unsere sozialen und politischen Ziele anbelangt, daran gelegen sein muß, gegen das Anwachsen der Monopolmächte zu arbeiten, die Organisation zu unterstützen, welche nicht nur die Beherrschung der Wirtschaft nach und nach in die Hände der Konsumenten legt, sondern welche auch die durch die Arbeit erzeugten Werte allen wieder zugute kommen läßt, stimulierend auf Kaufkraft und Kauflust wirkt, und die schließlich die beste Gewähr dafür bietet, daß unsere Ziele, die wir im besonderen durch die Käufer zu erreichen hoffen, auch wirklich erreicht werden.

Wenn demgegenüber gesagt wird, diese Organisation sei — wenn auch nicht sozialdemokratisch so doch sozialistisch — so ist dem entgegenzuhalten, daß, wie vieles andere, so z. B. auch eine Gartenstadt sozialistisch ist, die den Grund und Boden in Genossenschaftseigentum überführt.

* * *

Wird die Frauenbewegung als solche, die auch wirtschaftspolitisch neutral sein muß, auch zu dieser Frage nicht Stellung nehmen,[1]) so wäre es doch dringend zu wünschen, daß ihr mehr als bisher Aufmerksamkeit geschenkt würde, und daß die einzelnen Frauen, wie sie sich politischen Parteien anschließen, auch hier mitarbeiten würden.

Hier wäre der Platz, alle die Fragen, die im Konsumentenproblem eingeschlossen sind, zu lösen. Zunächst die elementare: die Versorgung der Käufer aller Stände mit guter Ware; — sodann solche, wie sie Frau Wolff anschneidet: die Geschmacksbildung der Käufer, die Unterstützung solider, in Qualität hochstehender Arbeit, und die Sorge für das Wohl aller derer, die durch die Käufer beschäftigt werden.

Wollen wir Frauen uns wirklich an die Lösung solcher Aufgaben begeben, so müssen wir auch von uns verlangen, daß wir damit nicht an der Oberfläche der Erscheinungen bleiben, sondern die Sache da anfassen, wo sie ihre Wurzel hat. Und wenn man befürchtet, dieser Weg sei weit und umständlich, so werden wir es erleben dürfen, daß der Weg über die Konsumvereine der sicherste und nächste ist,

[1]) Auf der Tagung des Bundes Schweizer Frauenvereine 1907 hielt allerdings Dr. Hans Müller einen Vortrag über „Die Frau im Dienste des Konsumgenossenschaftswesens".

Digitized by Google

wenn wir ihn nur zu gehen verstehen. Was sie heute noch nicht leisten, ist unsere Schuld; wir können es hineintragen in gemeinsamer Arbeit mit jenen Tausenden von Frauen, die heute unseren ästhetischen und kulturellen Zielen noch meist verständnislos gegenüberstehen, die wir aber zu ihnen führen können, wenn wir ihnen die Hand reichen zur Lösung ihres eigenen, dringendsten Konsumentenproblems.

Der Witwer.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 26.)

Kuklinski öffnete um sechs Uhr die große Stalltüre, und es war, als ob eine Schar von Ulkgestalten mit einmal in die zart betaute, reine, rotangeglühte Schönheit der freundlichen Landschaft drang. Die Ulkgestalten begrüßten den Tag mit viel Energie. Die walzenförmigen nackten Leiber mit ihren ruckhaften lustigen Bewegungen, die geringelten Schwänzchen, die schnüffelnden Rüssel wimmelten durcheinander. Der Hirt hatte jetzt wieder das richtige Behagen und den richtigen Spaß an seiner Herde.

Ehe er ging, teilte er von dem Brot aus, das er jetzt an jedem Backtage von seiner Braut bekam.

Franz war bereit, zur Schule zu gehen, und die andern drei strahlten aus gewaschenen Frohgesichtern in den hellen Tag; zwar ärmlich genug, aber gestopft und geflickt waren ihre Kleider. Das Brot nahmen sie hin, als ob es Kuchen wäre: der Vater gab es so und nicht anders. Die Hunde trabten wichtig in die Runde, dann und wann losbellend und die Schweine mit einigem Übermut anfallend, so wie gut ausgeschlafene Vorgesetzte ihre Untergebenen scherzhaft anfahren.

Die Rikowsche ist am Reden und Schimpfen.

Kuklinski winkt ab; er weiß das schon alles. Ja, ja, er ist ein ausverschämter gieriger Kerl, weil er hinter einem Mädchen her ist und sie heiraten will; er ist ein undankbarer Wolf gegen die gute Rikowsche, die sich für ihn und seine nichtsnutzigen Bengel abrackert.

„Wenn du möcht'st die Augen aufmachen, Kuklinski, möcht'st du besser einsehen, was dir zum Guten ist," schrie die Rikowsche. Das frisch gebackene Brot, das der Hirt austeilte, fachte ihren Zorn noch besonders an.

„Hör' meine Rede, die Monika Mniantka gehört meist ins Kloster und nich in den Schweinekoben."

Kuklinski lachte und machte sich mit vor Vergnügen hochgezogenen Schultern daran, der Herde nachzugehen. „Zuck, zuck, Flora, Aminek!"

„Das geht mit dir zum Rest!" rief ihm die Alte nach, kleine Schritte hinter ihm her machend. „Hast du nich dein Teil gehabt? Mußt du auf die Jüngste vigilieren?"

„Ich will 'ne Tochter, 'ne schöne Tochter oder viele Töchter und noch ein paar Söhne!"

„So, so. — Aus 'm Dreck hab ich dich gewirtschaftet. Die Kinder sind rein gehalten. Der Theodorusch wie 'ne Pupp so fein! Du schlechter Kerl."

Das ist Kuklinski überdrüssig, er strebt fort.

„Wer wird die Arbeit tun, wenn die Frau über Land in die Kirchen läuft? Wer wird dir in allem zur Hand sein, wenn sie wie von Sinnen ist, nichts tut als beten und lamentieren?"

„Der Alte zieht zu, der wird drauf passen," wirft der Hirt noch über die Schulter grinsend zurück. „Und du gehst nach Haus!"

Digitized by Google

Die Rikowsche spie aus, rief den kleinen Theodor, ergriff mit kalter, klammernder Hand sein Fäustchen und ging mit ihm ins Haus. In den Stuben war es kahl und sauber, nur der Fliegen war die Haushälterin nicht Herr geworden, obgleich viele Beifußbündel von der Wand hingen und schwarze Trauben bildeten, so klebten die Fliegen daran. Unermüdlich wusch sie immer wieder die Heiligenbilder und die Fensterscheiben, erbittert und leidenschaftlich vertrieb sie die Fliegen von den Speisen, in die sie während der Bereitung hineinfielen. Dem jüngsten Knaben hängte sie ein reines Nesseltuch über das Gesicht. Ja, der Himmel war für sie hauptsächlich ohne Fliegen.

Die Rikowsche hatte sich vorgenommen, dem Kuklinski vom Herbst ab Brot zu backen. Nun kam's so. Nach Hause sollte sie gehen! Wohin denn? Ein heimatloser alter Bauerndienstbote, der sie war. Und dazu diese Kraft in ihrem Gemüt, zu schaffen und zu herrschen, Ordnung zu halten, einzuteilen. Diese geierartige Gier, die Dinge vorwärtszubringen, eins nach dem andern, in Gedanken jeder Arbeit vorauseilend. Wo blieb sie damit?

Eines Abends begab sich Kuklinski nach Bork zum alten Mniantka. Der hielt hinterm Berge damit, was er der Monika anschaffen würde, und den Bräutigam trieb die Neugierde, das zu erfahren. Sonst war es seine Gewohnheit gewesen, am Dorfe vorbei nach dem Außengarten zu gehen, wo die Monika jetzt Kartoffeln ausnahm, und ihr da in irgend etwas beizustehen.

Er traf den Alten mit einer Gans auf den Knien auf der Schwelle sitzend. Der Gans hing der eine Flügel in besonderer Weise traurig herunter, ihr Schnabel stand geöffnet.

„Was is mit der Gans?" fragte Kuklinski.

„Wir müssen sie abschlachten, sie ist unter das Rad gekommen," wurde ihm grämlich geantwortet.

„Auf was wart'st du noch? Schlacht' sie ab. Oder soll ich's tun?

„Ich will, daß die Tochter sie sieht. Sie wird bald kommen, schätz' ich. Sie soll sehen, was für Schaden kommt, wenn sie nicht aufpaßt."

Kuklinski starrte wie ein Dummer. „Ist sie nicht im Außengarten bei den Kartoffeln?"

„Nee."

„Zu Kirche?"

„Na gewiß doch. Is nich zu halten. Du kannst sie prügeln, Kuklinski. Is nich zu halten. Vorgestern kam's ihr an. Holt Blumen vom Felde, stellt sie dem Bild der Jungfrau Maria hin, kniet und betet, weint, kümmert sich um nichts, nichts, um kein nichts."

Kuklinski ging es grausend über den Rücken. „Sie sagt: Vater, ich hab' Hunger. Iß Brot, sag ich, wir haben Brot. Brot essen hilft nich, sagt sie. Ich sag: Monika, sag ich, ich werd dir funfzehn Dahler geben. Da kannst du Zeug kaufen zu Hemden und für Bezüge. Näh dir."

Kuklinski horcht auf. „Funfzehn Dahler," wiederholt er langsam und wehmütig.

„Ich sag: Kauf dir, was du willst. Hast Maschine, näh dir. Sie hat keine Ohren dafür, hält den Rosenkranz und preist die Jungfrau Maria. Was wird das noch, Kuklinski?"

„Was willst du, sie ist für uns alle fromm," sagt Kuklinski in seiner Verlegenheit. Und wie er den Alten ansieht, hat er Widerwillen vor ihm. Was bringt der für Nachricht und sagt noch dazu: Was wird das noch? Hochzeit soll werden, Donnerschlag!

„Sie wenden morgen das Heu beim Praatz. Sie haben Monika bestellt, daß sie helfen tut. Da wird sie gute Arbeit haben und auf die Kirche vergessen." Kuklinski wiederholt das in Gedanken mit größter Bereitwilligkeit und sieht eine schwarze Frauengestalt von der Dorfstraße in den Nebenweg einbiegen. In Kirchenkleidern, das Gebetbuch an die Brust gedrückt, barhaupt und barfuß, die Schuhe in der Hand, so kommt Monika rasch herbei.

„Na, kommst auch mal nach'm Vater seh'n? Die Gans ist zunicht. Soll ich für alles aufkommen, du Weibstück? Soll der Vater alle Arbeit tun und die Tochter flankiert auf der Straße?" Mniantka sprach giftig, ihm zitterte der Unterkiefer. Monika sah Kuklinski aus ihrem erhitzten Gesicht mit überschleierten, milde begeisterten Augen an

Digitized by Google

und setzte sich, ihren Oberrock in die Höhe raffend, auf einen kleinen Fleck zwischen die Männer auf die Schwelle. Da holte sie Atem und kam erst ein wenig aus dem Rhythmus und dem Dunst geistlicher Litaneien heraus. Sie spürte die Klemme, in der sie nicht nur körperlich saß, und wollte etwas tun, um sich wieder in das gewohnte Geleise zu begeben.

„Ich werd' morgen zum Praatz Heu wenden, er hat mir unterwegs gesagt," kam es mit gepreßter Stimme.

Der Vater brummte.

„Sie haben genug Gras und lang, dazwischen gelben Klee."

Kuklinski erholte sich durch die Nähe und den guten Willen seiner Braut. „Der Vater gibt funfzehn Dahler, hat er gesagt, auf Wäsch'," sagte er lächelnd, seine Schulter hinter Monikas Rücken schiebend, damit er ihre Nähe und Schwere inniger genösse. „Wann wirst geh'n kaufen! Nimmst mich auch mit? Wenn ich Stellvertretung krieg' und abkommen kann?"

„Ja, komm nur, ich werd's mir überlegen, was ich kaufen soll. Mir wird das schon einfallen."

Monika sprach breit und langsam, in halber Gedankenabwesenheit, dazu streichelte sie mit ihrer trocknen braunen Hand das gleißende Gefieder der Gans. Sie dachte: die Gans is zu schanden, ich muß umkommen — alles zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau. Und der Kuklinski bekommt keine Frau. Sie konnte es nicht hindern, so etwas kam ihr in den Sinn.

„Nu wirst du zu Haus bleiben bis zum Sonntag. Gehst du mit mir zur Kirch' am Sonntag?" fragte Kuklinski wie einer der alles glatt und gedeihlich vor sich sieht und rührte an Monikas Taille mit den Knöcheln.

„Steh Antwort Tochter," sagte Mniantka, „der Kuklinski is kein Hanswurst, der trinkt nich, der hat sein Brot. Steh ihm Antwort, sonst kannst du was von mir beseh'n."

„Mein großer Gott," Monika fühlte sich gekränkt, so aus ihrer Versunkenheit gerissen zu werden.

„Der Vater is auch barsch. Kuklinski, kannst du nich einen Augenblick warten? Ich sag doch, daß ich Heu wenden will, zwei Tage lang. Kann ich denn da fortlaufen? Ach nee," sagte sie, eher klagend, „wer so viel Arbeit hat mit dem Vieh und Hemden nähen und Landarbeit, der kann nich zur Frühmesse geh'n oder zur Abendandacht, der nich."

„Gott's Segen," sagte der Vater. „Kuklinski, du wirst ihr Arbeit geben, daß sie nich weiß, wohin, da wird sie den richtigen Sinn kriegen, wie sich das für Dorfsleute schickt."

Kuklinski war fest überzeugt davon, daß er es mit Monika so halten würde.

Am frühen Morgen gab es einen leichten Sprühregen, der veranlaßte, daß Monika in bängliches Entzücken, in Zwiespalt, in Aufruhr geriet. Das Heu mußte liegen bleiben — es regnete. — Sie war schon mit ihrem schwarzen Kleide angetan und auf dem Sprunge heraus.

Nach dem Abfüttern sammelte Kuklinski seine Kinder um sich, oder er brauchte nur den Franz zu sich zu nehmen, die andern drei liefen dem nach wie einem Häuptling. Vor der Brücke, die über das Flüßchen nach dem Dorf führt, liegen Sandkaulen am Wege. Da hieß er seine Söhne sich drin verstecken und wies ihnen an, was sie tun sollten, wenn er sie riefe. Er selber ging in gebückter Haltung von der Höhe über der Sandkaule nach dem Weg, der breit und hell durch den Haidewald nach Kwielle führte.

Der Abend war ganz warm und üppig, still und duftend. Am Firmament so viel Wundervolles. Im Westen ein lila und rosenrot hingewischtes Abendrot, im Osten sein perlmutterfarbener Abglanz. In den blauen Räumen nach Süden zu ein Stern wie ein Kristalltropfen, weiter hin in noch lichterem Blau eine alabasterweiße, hoch aufgehäufte Ballenwolke, eine plastisch schöne, sommerliche Schmuckwolke.

Kuklinski sah zu ihr herüber und da blitzte es aus ihrem Schoß, nein, da und dort, rechts und links jagten Lichtzacken ins Blaue herein oder erhellten, durchglühten den Leib der Wolke ganz und gar.

„So etwas is noch nich dagewesen," sagte sich Kuklinski in dumpfer Bekümmertheit. Er vermeldet es seinen Kindern, daß es aus der weißen Wolke blitzt. Die lassen von

Digitized by Google

ihrem, den Schweinen abgelauschten Wühlen und Spielen im Sande für einen Augenblick; ihre blanken Augen mit dem feurigen Sehpunkt nehmen das Feuer von drüben gleichmütig auf. Dann werfen sie sich wieder zur Erde.

Gesang kommt näher, dieser leierige Rhythmus, der dann und wann anschwillt, wie ihn die Kirchenlieder haben. Eine schwarze Gestalt ist auf dem hellen Weg sichtbar. Monika singt seit fünf viertel Stunden im Gehen durch den Sand; sie weiß nicht mehr, daß sie geht, sie liegt in der Musik, die mit ihr zieht. Nicht etwa, daß sie allein singt. Die Insekten und die Luft, die Kiefernnadeln und das trockene Moos, alles singt mit ihr. Die Andacht geht mit ihr, das ist es, die Jungfrau ist überall, kann überall Musik machen und Lilien wachsen lassen. Da sind weiße Flecke vor den Augen der Wandrerin, die schwanken und wachsen in den Lüften: die Lilien.

Kuklinski tritt ihr in den Weg. Da ist's mit einmal wie ein Krach in der Musik und darauf ganz leer. Monika wird es elend im Kopf, sie schwindelt und die Rippen tun ihr weh.

„Was kommst du," sagt sie abweisend.

„Ich sag, was gehst du. Hast wohl vergessen, daß du ins Heu wolltest."

„Es hat doch geregnet," sagt Monika und streicht sich die kalte Stirn.

„Hast auch vergessen, daß wir Hochzeit machen wollen?" fragt Kuklinski in großer Kümmernis.

„Nee," sagt Monika und horcht, ob die Musik auch ohne ihr Zutun laut werden wird. Es bleibt still, und in dieser Stille und Leere fühlt das Mädchen ihren abgehetzten Leib, ihren zuckenden Herzschlag. Kuklinskis dunkle, heftige, bedürftige Nähe wird ihr bewußt. Sie sagt: „Du mußt das abwarten, Franz Kuklinski. Das is die andre Monika, die dir versprochen hat, dich zum Mann zu nehmen. Die andre Monika wird das tun. Sie wird zu dir kommen, 'ne tücht'ge Frau, paß man auf."

Monika lächelte schlau und begütigend, aber Kuklinski rückte ihr nahe und packte sie hart an. „Was zum Kuckuck schwatzst du da?" fuhr er sie an. „Ich seh nur eine Monika."

Monika stand wie aus Holz. „Das willst du nich haben, Kuklinski; aber das is so: Die Heiligste legt ihre Hand auf mich, da bin ich eine andere Monika."

Der Hirt ließ seine Hände von dem Mädchen: das Unheimliche, daß Monika recht hatte, überwältigte ihn. Diese Monika im schwarzen Kleid war wie eine lederne Puppe anzufühlen oder ein Stock, die war ihm fast so erschreckend wie die tote Marinka.

„Wenn Gott mich gestraft hat mit der ersten Frau, dann soll die zweite das gutmachen," sagte er verbissen und angstvoll. „Mag sie fromm sein, aber nich so, das muß Verstand haben." Er kratzte sich in den Haaren und seufzte schwer.

Indes war das Paar bis an die Sandkaule vorwärts gegangen. Dann und wann hatte sich da ein dunkler, runder Kopf gezeigt und war rasch wieder verschwunden. Jetzt krochen alle vier Kinder aus der Höhlung und warfen sich Monika, die voran ging, in den Weg, hoben die Hände und zogen sich an den schwarzen Rockfalten in die Höhe, dazu winselten und jammerten sie und machten sich so wehleidig, wie sie nur irgend konnten.

„Ihr seid die richtigen Kameraden," sagte Monika. „Geht nach Haus schlafen."

Die Kinder ließen nicht ab von ihr. Wie Hündchen umkrochen sie sie und wühlten sich in ihr Kleid und rieben bittend die Köpfe an ihren Knien. Als Monika gebückt stand und die Hände auf die bedürftigen Waisen legte, war es ihr, als sähe die Jungfrau Maria voll Erbarmen durch ihre Augen und teilte von ihrer himmlischen Kraft den armen Kindern mit.

Wenn sie denn fromm war und es sein durfte als Kuklinskis Frau, dann sollte das in Gottes Namen so gut sein. Sie sagte das dem Hirten, der sich aus seiner Zerknirschtheit rasch aufrichtete und an nichts dachte als daran, rasch Hochzeit zu machen.

Um ihren guten Willen zu zeigen, erklärte Monika, ehe sie davonging: „Übermorgen geh' ich gewiß Hafer staken beim Praatz."

Kuklinski verbeugte sich mit ausgebreiteten Armen: „Gut, gut, gut," sagte er lächelnd und aufmunternd. „Schlaf dich morgen aus und geh dann."

Digitized by Google

Bis auf das letzte Fuder Hafer hat der Bauer Praatz seine Ernte in der Scheune. Monika steht so hoch im Fach auf dem Getreide, daß sie fast mit ihrem Kopftuch die Dachsparren berührt. Sie lehnt auf ihrer Forke und wartet, daß das Fuder kommen soll. Nein doch, sie wartet nicht, sie ist tief in Gedanken, tief darin und an einer Stelle ist der Ring durchbrochen, der sie zusammenhält, da ist eine Lücke und heraus strömen die unscheinbaren kurzen Gedanken, heraus ins Uferlose, in den uferlosen heiligen Glanz der unsichtbaren Welt.

Der Hirtenjunge, der auf der anderen Seite des Fachs das Amt des Stakens ausführt, ruft der Kameradin zu, daß er das Fuder kommen hört. Und dann pfeift er gemütsruhig, ganz gemütsruhig.

Was wirst' dir kaufen? denkt Monika mit einer matten Langmut für ihre alltäglichen Gedanken und einem leisen schauerlichen Erwarten und Vorahnen, daß sie bald zu Ende sein werden. Was wirst' dir kaufen? Hemdentuch, zwanzig Ellen. Wirst dir Hemden nähen, mit Zackenlitze besetzen. Und rotkarierte Bezüge. Das ist eine Masse Arbeit! Und Kuklinskis Gesicht sieht durch das Fenster, der Myrtenstock steht quer über sein kleines Gesicht. Er freut sich. Er zeigt die Zähne. Monika glaubt die Nähmaschine zu hören. Ach nein, der Nachbar schneidet Häcksel aus frischem Roggenstroh.

Dann kam die Hochzeit, das Leben im Winterquartier auf dem Hof. Der Vater und die weiße Ziege sind mitgezogen. Die Kinder. Die Arbeit beim Kuklinski und daß er ihr Mann ist. Von den Dorfleuten kennt sie die Schäferfrau und den Knecht vom ersten Gespann und seine junge Frau, die einen großen Kopf hat und eher einfältig ist. Sie hat eigene Kinder, nicht Stiefkinder. Aber das ist gut so, daß sie, die Monika, welche hat. Im Dorf in den Kathen ist elektrisches Licht. Sonnabend gehen die Leute in den Arbeitersaal, wie sie sagten; der ist in dem neuen feinen Schulhaus. Da gab es was zu sehen und zu hören. Bilder an den Wänden und Geschichtenlesen. Die Herrschaften richten das ein. Und Sonntags geht sie mit Kuklinski zur Kirche. Wochentags nicht. Da hat sie keine Zeit dazu.

Die Lücke, wo ihre Gedanken ausströmen, ist erreicht. Monika fühlt ein Ziehen und Wallen dahin und heraus ins Uferlose. Das heftige Fortstreben machte ihr Qual, denn sie ist ja angebunden, so wie die Muttergans oder die Ziege am Pflock auf der Weide angebunden ist.

Mit krankem Blick sieht Monika aus den breit offenen Scheunentüren ins Land, in das ödeste Land, das irgend um Dorf Bork zu finden ist. Eine Windmühle mit zerfetzten Flügeln und schwarzen Luken steht da auf dem Kamm der Anhöhe, weitläuftige abgeblühte Lupinen decken kümmerlich den Boden. Die bitteren Lupinen für die Schafe. Der Weg, der herunterführt, hat so ein tiefes Gleise im nackten Sand. Der Katzenklee und die Stiefmütterchen färben das Land weithin lila. Und die Wolken liegen wie Tischplatten übereinander; der Blauhimmel ist kühlherbstlich, wo er in Fleckchen durchscheint. Der Wind geht und klagt.

Monikas Sinn schweift geängstigt um das Dorf. Kein Boczamenka mit ein wenig Pracht, kein Standbild der Mutter Gottes, um davor zu liegen, die Hände zu ringen und zu jauchzen. Am Sonntag sitzen sie nicht zusammen, auch nicht an den hohen Festtagen. Warum sitzen sie nicht zusammen in den Stuben am Sonntag und beten heilige Worte alle miteinander, daß die Wände schüttern und sie aus der Angst kommen und aus der Not geraten in die Hoffnung und Glückseligkeit? Nichts. In Bork kam das in keinem Haus vor, in Kwielle hörte man es da und dort, da bebten die Häuser von heiligen Gesängen. Und vielleicht eines Tages brach das Licht doch über die Dächer und die allerseligste Jungfrau kam danach mit der Krone, dem Haar wie Sahne, den Augen wie Sterne, den Lippen wie süße Erdbeeren, kam und hielt ihr geschwollenes hochheiliges Herz mit den Fingern wie Zucker, und wo sie zieht, gehen den Menschen die Augen auf. Sie knien und beten und sind glückselig, weinen und lachen, weil der Tag kam, wo ihre Seelen gerettet wurden.

Das konnte in Kwielle passieren, in Bork nicht. Monika wurde immer erbitterter,

Digitized by Google

immer verzweifelter über ihr Dorf, aber hauptsächlich deshalb, was sie zwar nicht wußte, weil sie selber ohne Rausch ist und nichts sie in die geliebten Gefilde trägt, wo die Wunder geschehen, Gold und Seide strahlt, die Hände rein sind und die Lippen süßen Gesang geben.

Sie sieht aus der Scheunentür und hat Angst und möchte fliehen. Sie hungert so sehr, und es ist ihr, als ob sie weiter hungern soll, immerzu, immerzu. Die stillstehende Mühle sagt das und die schweren Wolken, der Weg mit dem mühseligen Gleise. Ihr ist es überdrüssig, daß man sie nicht gehen läßt, wohin sie will und wo Gott sie hintreibt. Sie ist überdrüssig, Arbeit und Arbeit zu leisten. Hingegeben und dann wieder aufgerissen und in den Werkeltag gestoßen, so geht es mit ihr.

Jemand ist vor den schweren Wolken aufgetaucht, ein Mann kommt den Fußpfad herunter auf die Scheune zu. Monika denkt: der Vater, der Kuklinski, und erschrickt bis ins Mark.

Der Hütejunge schreit: „Jetzt kommt das Fuder," und tanzt auf einem Fleck.

Ja, es klappert anschwellend von der Dorfstraße her, die kleinen Pferde kommen um die Wegbiegung, sie ziehen sich lang, um die Last den Anberg nach der Scheune heraufzuschleppen. Ein Hahn schmettert sein Gekräh laut und gellend in die Luft.

Monika kennt sich nicht vor Angst. Sie hastet bis dicht an den Rand des aufgeschichteten Getreideberges; da wird ihr mit einmal frei, wie sie die Tiefe und die harte Tenne unten gewahrt. Es wird leicht in ihrem Kopf, hell vor ihren Augen. Da — Musik, es loht golden um sie auf, silberne Flecke bewegen sich vor ihren entzückten Augen: Lilien. Der Hütejunge sagte später aus, Monika hätte die Arme ausgebreitet und die Jungfrau Maria angerufen, als sie herabgesprungen ist auf die Tenne.

— — — — — — — — — — — —

Der Schweinehirt hat seine Herde die Seradella abweiden lassen. Es kostete ihm, Flora und Aminek genug Mühe, die Tiere nach der andern Richtung die Wiese entlang auf das soeben abgeerntete Haferfeld zu führen. Da grenzen Bauernäcker an die herrschaftlichen Ländereien.

Der Hirt sitzt auf dem Rande einer grün überwachsenen Kaule, in der Steine liegen, rechts und links von ihm die beiden Hunde. Ein bißchen zieht die Luft, aber die Sonne hat noch Kraft, sie brennt auf den Rücken und nirgends eine Wolke, die sie abschwächen könnte. Ringsum das einförmige Tagestheater bei reinem Himmel über dem demütigen, großartig hingestreckten Flachland.

Das allmähliche, gnadenlose und gnadenvolle, geheimnisreiche Vorrücken der Zeit, der Schatten. Jeder fadendünne Schatten der Stoppeln, Blümchen und Gräser wandert in den großen Plan einbegriffen mit.

Der Hirt, der da sitzt, ist nicht wie ein anderer noch jüngerer Mann, eher einer, der aus Wunden geblutet hat und nun mit leeren Adern und hohlem, schwer arbeitendem Herzen weiterlebt und froh ist, wenn er sitzen darf und niemand sonst etwas von ihm verlangt. Wer verlangt denn von ihm, daß er denken muß? Ihm wäre doch viel wohler, wenn er so hindämmern könnte. Die Ereignisse sind noch zu mächtig, die wollen nicht von ihm ablassen und untertauchen, die liegen zudringlich um ihn und geben ihm Gedanken.

Der Arzt, als er endlich kam, hatte gar nicht an Monika gerührt. Er ließ sich erzählen, was geschehen war, sagte aus, daß sie sich das Kreuz gebrochen hätte und im Sterben läge. Sie starb drei Tage lang, lag auf einem Fleck und sah auf einen Fleck, nämlich auf den, wo sie das kleine Madonnenbild hängen hatte. Oder sah sie nicht auf das Bild? Sahen ihre schrecklichen, kaltglänzenden Augen unter wächsernen Lidern nach dem Fußende ihres Bettes? Rote Backen hatte sie und schwache dünne Hände. Sie aß nichts. Es war aus mit ihr.

Seit dem Begräbnis geht Kuklinski mit seinem kleinen, wenig benutzten Gebetbuch aufs Feld; er fühlt eine dumpfe Verpflichtung, drin zu lesen, langweilt sich aber so sehr dabei, daß er nach zwei Reihen zu gähnen anfängt und ihm die Augen übergehen. Wenn er dann um sich sieht, wird er wieder wach. Die kleinen mennigerot blühenden Pflänzchen

Digitized by Google

fallen ihm angenehm ins Auge, ebenfalls der Storchschnabel, die Stiefmütterchen, die Kamillen; sie haben ihre kleine Gesellschaft vor der Sense gerettet und genießen jetzt den vollen Sonnenschein.

Gradeaus hinter einem Stück Roggenfeld liegt ein grüner Sumpf, am Rande stehen Erlenbüsche und kurzstämmige Espen mit starkem Laub, das im Windzug wackelt und hell flimmert. Früher war da Wasser gewesen, Moraſt iſt noch da. Das weiß der Eber. Langsam zieht seine graue bergartige Gestalt zum grünen Sumpf und tut sich da nieder. Das ist so in der Ordnung. Flora und Aminek rühren sich nicht. So, nun suhlt er da herum, der Geruch des aufgewühlten Moraſtes zieht bis zu dem Hirten, und dann steigt er heraus, auf einer Seite schwarz und blank, auf der andern grau und trocken wie Bimsstein. Jetzt geht er bedächtig in das Gebüsch und fängt an, sich an einem festen kurzen Espenstamm zu reiben. Manchmal streckt er den häßlichen aufgeworfenen Rüssel aus dem sonnengefleckten Schatten. Ein paar kleine Läuferschweine gehen auch in das Gebüsch und wimmeln da fleischfarben und von zartem Schatten verdunkelt herum.

Kuklinski ist wach und eher zufrieden, wenn er um sich sieht und so etwas anguckt. Wie es mit Monika geschehen ist, das ist nämlich zu viel für ihn, da kann er nicht dran rühren. In dem Gebetbuch findet er durchaus nicht, was Monika erklärt. Sie hatte eine andre Kenntnis gehabt; er hat keine Kenntnis, er, der Ärmste, der an der Kirchentüre kniet und grade das Kreuz schlagen kann. Monika saß vornean, wo die Heiligen thronen und bekam Glanz ab und verstand, was die zu sagen hatten. Was sollte er wohl mit dieser ausgezeichneten Monika anfangen? Er ist ein viel zu geringer Mann, um sich zuzutrauen, sie zur Frau zu haben. Geschlagen hätte er sie nicht für das Frommsein, weil da was Unheimliches und Übermächtiges dahinter steckte, wovon er einen Wink bekommen hatte, als er Marinka tot auf der Erde liegen sah. Einer, der es in der Kirche mit Freuden aushält, das immer wieder aushält, wie war der beschaffen, wo es ihm so ging, daß er sehr rasch die Bilder und die Schnörkel und die Schwenkfahnen angesehen hatte und zu weiter nichts kam, als daß er sich beunruhigt fühlte und als ein tauber erdiger Kerl dasaß, der nichts verstand und darauf wartete, herauszukommen. Draußen war alles eher gemütlich und verständlich und zum Glücklichsein eingerichtet.

Jetzt ist die sehr fromme Monika tot. Einmal war sie seine Braut. Vielleicht wird sie sich seiner erinnern, also hat er gewissermaßen einen Anhang drüben im Himmel, von dem er Nutzen haben kann.

„Zuck, zuck, Flora, Aminek!“ Die Bande flinker Schweinchen links nach der Grenze zu hat sich nach dem Wrukenfeld des Bauern hin in Bewegung gesetzt. Die Hunde jagen ab wie Rennpferde. Der Aminek macht sich immer besser, die Mutter belernt ihn, wie man so sagt.

Kuklinski beobachtet den Eber, der sich noch immer gewaltig wohl beim Reiben seiner Schenkel am Erlenstamm befindet. Die schwarzgefleckte Sau mit dem welken Bauch, die sich durchaus auf der Weide bessern soll, wird jetzt auch das Vergnügen im Gebüsch probieren. Ein Ferkel springt lustig aus dem Blätterschattenmuster heraus in das volle Licht des freien Feldes.

Flora bellt keifend von weitem. Der Hirt sieht zu ihr herüber und findet, daß er ihr die Sache überlassen darf.

Was die Rikowsche angeht — was soll er sich viel drehn und wenden: sie hat recht gehabt, ob die Monika ins Kloster ging oder in den Tod, das ist für ihn fast dasselbe. Die Rikowsche hat sich herausgemustert in letzter Zeit. Ihr Mund ist mehr ins Grade gezogen. Sie sagt, von dem Feuerschrecken wäre ihr der schief stehen geblieben, vorher wäre sie schön genug gewesen. Bei guter Behandlung könnte sie sich wohl noch mehr verbessern, sagte sie.

Dem Franz hat sie ein Hälschen genäht für den Sonntag. Mit einem Faden verfestigt sie ihm das Hälschen, und er geht stolz die Gänse hüten. Der Vater soll ihm durchaus einen Hemdenknopf kaufen, wenn er in das Kirchdorf kommt. Der Johann prenzelt auch um ein Hälschen.

Digitized by Google

Dem Hirten zieht es warm und gut in die zerschlagene Brust und das verwirrte Herz: seine Kinder sind munter, fest im Fleisch, sie nehmen zu.

Als er abzog, hatte die Nikowsche mit großem Aufwand von Gepolter den Backtrog aus der Ecke vorgezogen und ihm Blicke zugeworfen. Den Mehlsack hatte sie danach geöffnet, hineingelangt und genau bekuckt, was sie in der Hand hatte.

„Is gesundes Mehl. Auf einmal langt es noch," hatte sie gesagt. Den Sauerteig, den sie angesetzt, roch der Hausherr seit ein paar Tagen. Ob nun nicht bald Zeit zum einteigen sei, hatte er sich gewundert. Von ihm aber war keine Andeutung gekommen. Nun tat sie's von selbst, die Nikowsche.

Kuklinski griff auf den Erdgrund und hob einen langen Stengel auf, an dem oben eine helle ebenmäßige Kornblume nickte. Er strich den harten Stengel entlang, riß die Blume ab und ließ sie auf seiner dunklen schwieligen Hand liegen. Fast wie ein Auge lag sie blau und klar auf seiner Hand. Nicht wie ein lebendiges Auge und nicht wie ein totes Auge . . .

Kuklinski warf die Blume fort und setzte sich, bequem zusammengefallen, in eine andere Stellung. Das himmlische Wogen aus nahen, unsichtbaren Gefilden spülte, ihm selber in einem Fragen und Aufhorchen von ferne bewußt, an die dumpfen Mauern seiner armen Leiblichkeit, in der die Seele verborgen lag und wartete. Ein heiliges Auge, ein verklärtes Auge, hauchte es ihm zu.

Du hast dein Teil gehabt, dachte er mit der Demut, die ihm zukam, wem's so geht wie dir mit den Frauen, der muß wohl absteh'n. Du hast genug Kinder. Wenn sie groß auswachsen und ordentlich werden, dann danke Gott. Wenn du dein Brot hast, sei zufrieden.

Da legte sich ihm ein lieblicher besonderer Geschmack vorausahnend auf die Zunge und machte seinen Gesichtsausdruck kindlich lüstern.

Aber jetzt mußte sich der Hirt selber auf die Beine machen. Denn wie besessen ist die nämliche Gruppe Schweine, die von der Grenze geholt wurde, über das Feld und weithin über den Feldweg gelaufen, soeben dabei, sich in der Richtung der Schonungen zu verlieren. Die Hunde kommen ungerufen, da sich ihr Herr bewegt. Aminek gönnt der Mutter den Vorsprung nicht, sondern beißt und zerrt sie am Schwanz.

Kuklinski, der nichts mehr will als das was er hat, konnte mit Gleichmut über die freche Jugend ein wenig lächeln.

Die Frau in der Gemeinde.

Von

Dr. Margarete Bernhard.

Nachdruck verboten.

Für jede Arbeit auf neu gewonnenem Gebiet ist es förderlich, von Zeit zu Zeit die Strecken zu messen, die erschlossen worden sind, um zu prüfen, wo die alten Wege ausgebaut, wo neue angelegt, und wo die bisherigen Grenzen hinausgeschoben werden müssen. Zu diesem Zweck ist nach dem Material der Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau die zweite erweiterte Auflage des Buches Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde von Jenny Apolant bearbeitet worden.[1])

[1]) Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Ladenpreis 2 *M*.

Digitized by Google

Es sollte dieses Mal ein erweiterter Einblick dadurch gegeben werden, daß die Umfrage an die Verwaltungen aller Städte des Deutschen Reiches mit mehr als 6000 Einwohnern verschickt wurde. Das erstemal hatte man sich im wesentlichen auf die Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern beschränkt. 1045 Fragebogen sind im Mai dieses Jahres an die Stadt- und Landgemeinden und an einige Vertrauenspersonen der Zentralstelle versandt worden. Hierauf gingen 814 Antworten ein, so daß beinahe 80 % der Bogen beantwortet worden sind. 18 Antworten teilten mit, daß die befragten Gemeinden mit einer anderen Gemeinde vereinigt worden wären. Die übrigen 796 Antworten ergaben, daß in 559 Gemeinden Frauen in ehrenamtlicher oder besoldeter Stellung auf den Gebieten der Armen- und Waisenpflege, der Berufsvormundschaft, der Schulverwaltung, Schul-, Wohnungs-, Polizeipflege (Polizeiassistentin) und des Arbeitsnachweises tätig sind. Für 34 Gemeinden, die nicht antworteten, wurde schon vorhandenes Material verwendet, so daß eine Übersicht über die Mitwirkung der Frauen in 593 Gemeinden vorliegt.

Die Verarbeitung des Materials ist nach denselben Gesichtspunkten wie das erstemal erfolgt. Als Hinzufügung ist anzuführen, daß den gesetzlichen Bestimmungen für die Mitarbeit der Frauen in der Armen-, Waisenpflege und Schulverwaltung und der Übersicht über die Tätigkeit der Frauen in der Schul-, Wohnungs- und Polizeipflege kurze einführende Artikel vorangehen. Die statistischen Tabellen über die Mitarbeit der Frauen sind dieses Mal innerhalb der einzelnen Bundesstaaten nach dem Alphabet geordnet worden, um die Einwirkung der gesetzlichen Bestimmungen auf die Tätigkeit der Frauen deutlicher kenntlich zu machen und der künftigen Propaganda schärfere Richtlinien zu ziehen. In den Rubriken der Tabellen ist die ehrenamtliche von der besoldeten Arbeit gesondert worden.

Wenn wir nun die Ergebnisse der ersten Bearbeitung mit denen der zweiten vergleichen und daraus Anhaltspunkte für die zukünftige Arbeit gewinnen wollen, so ergeben sich folgende Fragen: Welche Veränderungen zeigen die gesetzlichen Bestimmungen? Wie hat sich die Tätigkeit der Frauen entwickelt? Ist ein enger Zusammenhang zwischen den gesetzlichen Veränderungen und der Mitarbeit der Frauen nachzuweisen?

Eine wesentliche Erweiterung der gesetzlichen Grundlagen hat sich in Baden durchgesetzt. Ein kleiner Nachtrag zur ersten Auflage hat schon diesen Fortschritt verzeichnet. „Die Beteiligung von Frauen an Gemeindekommissionen muß in den auf Grund der §§ 28 der Gemeindeordnung und 27 der Städteordnung (Gesetz vom 26. September 1910, die Abänderung der Gemeinde- und Städteordnung betreffend) erlassenen Ortsstatuten vorgesehen werden." Früher war ihre Mitarbeit nur zulässig.

Hessen und das Königreich Sachsen sind auch auf diesem Gebiete vorwärts gegangen, aber haben nur den ersten Schritt Badens getan. In Hessen kann durch Gemeinderatsbeschluß bestimmt werden, daß den Deputationen für das Armen-, Unterrichts- und Erziehungswesen, für die Gesundheitspflege und Krankenfürsorge Frauen bis zu einem Viertel der Mitglieder mit Sitz und Stimme angehören können (Regierungsblatt Nr. 24 Artikel 132 vom 8. Juli 1911 für die Stadtgemeinden, und für die Landgemeinden Regierungsblatt Nr. 25 Artikel 130 von demselben Tage).

Für das Königreich Sachsen ist der Fortschritt im Gesetz vom 4. Juli 1912, betreffend Änderung und Ergänzung von Bestimmungen der revidierten Landgemeindeordnung, gegeben. Nach § 77 der neuen Landgemeindeordnung in der

Digitized by Google

Fassung vom 1. Juli 1913 können in die Ausschüsse für Angelegenheiten der Armen- und Kranken-, Waisen- und öffentlichen Gesundheitspflege sowie der Fürsorgeerziehung auch Frauen ohne Rücksicht auf ihre Stimmberechtigung gewählt werden. Stimmberechtigt sind alle Gemeindemitglieder, welche die sächsische Staatsangehörigkeit besitzen, mit Ausnahme unansässiger Frauenspersonen.

§ 2 Absatz 1 der Armenordnung für die Stadtgemeinde Lübeck vom 14. Dezember 1911 gibt die Zusammensetzung der Armenbehörde an. Der Paragraph lautet: Die Armenbehörde besteht aus zwei Senatsmitgliedern, den Vorstehern der Armenbezirke, den verwaltenden Vorstehern der geschlossenen Anstalten und besonderen Verwaltungen und zwei Armenpflegerinnen.

Bremen hat durch das Gesetz betreffend das Jugendamt vom 21. Dezember 1912 eine Abänderung seines Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch vom 18. Juli 1899 vorgenommen. Durch die Novelle wird ein Jugendamt vorgesehen, das die Obliegenheiten des Gemeindewaisenrats im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Stadtgebiet und die Gemeinden übernimmt. § 2 der Novelle führt aus: Das Jugendamt besteht aus einem vom Senat aus seiner Mitte bestimmten Mitgliede, einem zu seiner Vertretung befugten juristisch gebildeten Beamten, zwei von der Bürgerschaft gewählten und drei vom Senat zu ernennenden unbesoldeten Mitgliedern. Von letzteren soll eines psychiatrisch und das andere pädagogisch gebildet und das dritte eine Frau sein.

Ferner hat Bremen auf dem Gebiete der Schulverwaltung durch das Gesetz vom 12. Dezember 1912 betreffend die Deputationen eine Änderung getroffen. § 56 bestimmt: Die Schulräte und die Schulinspektoren sind der Schuldeputation mit beratender Stimme beigeordnet, desgleichen je zwei aus dem Lehrerstande zu erwählende praktische Lehrer und Lehrerinnen. Diese werden nach Einholung eines Gutachtens der Schuldeputation vom Senat auf drei Jahre erwählt und ernannt.

Charakteristisch ist, daß alle diese neuen gesetzlichen Vorschriften die Aufnahme von Frauen in behördliche Organisationen betreffen. In keinem der erwähnten Gesetze ist ausdrücklich bestimmt, daß die Frauen in diesen Organisationen nur beratend mitwirken dürfen. Nur in Bremen ist ihre beratende Mitarbeit vorgesehen; aber sie stehen hierin den anderen als Sachverständige mitwirkenden Schulräten, Schulinspektoren und Lehrern gleich. Diesen Fortschritt in der Gesetzgebung müssen wir besonders betonen und aufs freudigste begrüßen. Nicht als ausführenden Organen, für die ein Teil der Verantwortung übergeordnete Instanzen tragen, sondern als Mitgliedern oberster behördlicher Organisationen wird den Frauen ein neuer Pflichtenkreis erschlossen. Sie treten in Organisationen der Stadtverwaltungen ein, die letzte Entscheidungen fällen und dadurch gegenüber den Gemeindeangehörigen eine große Verantwortung übernehmen.

Haben aber diese Vorschriften schon Wirklichkeit gewonnen, hat sich die Zahl der Frauen in den Deputationen usw. vermehrt? Das badische Gesetz ist unter den angeführten das älteste. Wenn wir die betreffenden Spalten der Tabelle überblicken, so sehen wir, daß der Drucker bei dem beschränkten Raum Mühe hatte, die große Zahl der Frauen unterzubringen, die Mitglieder von Kommissionen und dergleichen geworden sind. In Hessen und in den Landgemeinden des Königreichs Sachsen ist die Zahl der Frauen noch gering; aber es ist anzunehmen, daß seit Erlaß der Gesetze noch keine Neuwahlen von Kommissionen vorgenommen worden sind. Auf

Digitized by Google

diesem Gebiete muß eine rege Arbeit einsetzen. Die neuen gesetzlichen Vorschriften Lübecks und Bremens sehen wir schon in die Wirklichkeit übertragen.

In Preußen sind keine neuen gesetzlichen Bestimmungen zu verzeichnen, aber es ist ganz auffallend, wie die Zahl der weiblichen Mitglieder in den Deputationen, Kommissionen usw. gestiegen ist. In zirka 45 Städten hat sich die Mitarbeit der Frauen in den Deputationen usw. auf den Gebieten der Wohlfahrtspflege vermehrt, und in zirka 25 Städten, über die in der ersten Auflage keine Angaben gemacht werden konnten, wirken jetzt Frauen in diesen Organisationen mit. Ein gutes Zeichen für die Mitarbeit der Frauen in den Armendeputationen ist, daß sie mehrfach aus beratenden zu stimmberechtigten Mitgliedern geworden sind. In einzelnen Städten, in denen das Armenamt auch die Obliegenheiten des Waisenamts ausübt, wie in Danzig, Frankfurt a. M., Haan, Lennep, Minden, Ratibor, Solingen, Stolberg, sind die Frauen auch in der obersten Behörde der Waisenpflege stimmberechtigt. Einige Städte haben durch eine entgegenkommende Auslegung des § 59 der Städteordnung der sieben östlichen Provinzen Frauen als gleichberechtigte Mitglieder des Waisenamts aufgenommen, und andere haben sie zu Waisenräten gemacht. Sehr vielen Verwaltungsausschüssen und Kommissionen gehören Frauen als stimmberechtigte Mitglieder an. Die Reichshauptstadt zeigt ein trauriges Vakat in der Rubrik der Deputationen, Kommissionen in der Armen- und Waisenpflege und auf verschiedenen Gebieten.

Auch in der Schulverwaltung sind Fortschritte zu verzeichnen. Ein preußischer Ministerialerlaß vom 26. November 1912 empfiehlt auch die Zuziehung von weiteren Lehrerinnen und sonstigen Frauen als Beraterinnen zu den Sitzungen der Schulkommissionen und weist darauf hin, sie ev. mit besonderen Aufträgen zu betrauen.

Von weiteren gesetzlichen Neuerungen ist noch das oldenburgische Gesetz betreffend die Berufsvormundschaft vom 5. Januar 1911 zu erwähnen. Es sieht ausdrücklich die Heranziehung von Frauen zu dem Amte eines Berufsvormundes sowohl kraft Gesetzes wie kraft Bestellung vor. § 6 lautet: Als Gemeindebeamte im Sinne der §§ 1 und 4 gelten auch Frauen, die von der Gemeinde zu Armenpflegerinnen bestellt oder mit der Leitung einer Gemeindeanstalt beauftragt sind. In Oldenburg ist bisher noch keine Frau zum Berufsvormund ernannt worden, aber in Hagen in Westfalen ist die Vorsteherin des dortigen städtischen Waisenhauses Berufsvormund kraft Gesetzes. Als Anstaltsleiterin ist ihr also die Vormundschaft über alle in der Anstalt befindlichen Minderjährigen übertragen worden. Sie ist einerseits besoldete Beamtin, andererseits Ehrenbeamtin der Gemeinde.

Die ehrenamtliche und besoldete Mitarbeit der Frauen auf dem Gebiete der Wohnungspflege ist in Zunahme begriffen. Die Zahl der besoldeten Beamtinnen hat namentlich in der Armen-, Waisenpflege und Ziehkinderüberwachung zugenommen, und in steigendem Maße sind Frauen in der Säuglingsfürsorge und als Gehilfinnen bei der Berufsvormundschaft tätig. Die Gehaltsverhältnisse sind vorläufig noch recht niedrig und werden wohl durch die ausgedehnte Tätigkeit der Frauen, die einer Schwesternschaft angehören, stark gedrückt.

Auf dem Gebiete des Gemeindewahlrechts der Frauen haben sich keine Fortschritte durchgesetzt.

Verheißungsvolle Bewegung ist zu spüren, aber ein großes, verlockendes Arbeitsfeld liegt noch vor uns.

Digitized by Google

Dreizehn Jahre als Musiklehrerin am Kap der Guten Hoffnung.

Von

Luise Burger.

Nachdruck verboten.

Es werden in jedem Jahre viele Reisebeschreibungen geschrieben und veröffentlicht, meist jedoch von Leuten, die entweder zum Vergnügen oder als Entdecker das Land bereisen. Sie haben vielleicht mehr vom Land selbst gesehen, es nach vielen Richtungen hin studiert, aber sie kennen das Leben im Lande selbst nicht in dem Grade wie jemand, der lange im Lande lebt. Meine Aufzeichnungen erheben keineswegs den Anspruch darauf, ausführlich und erschöpfend zu sein. Ich habe nur schildern wollen, wie ich Land und Leute fand, soweit ich mit ihnen durch meinen Beruf in Berührung kam. Vielleicht gewinnen meine Mitteilungen dadurch an Interesse, daß mein Aufenthalt in die Zeit kurz vor dem Beginn des Burenkrieges, während seiner Dauer und in die Jahre nachher fiel.

* * *

Nach langem Bemühen war es mir endlich gelungen, eine Stellung als Musiklehrerin zu finden, und zwar sollte mich mein Weg nach dem Land meiner Sehnsucht, nach Süd-Afrika führen. In Somerset-East, einem kleinen Landstädchen im Osten der Kapkolonie, wurde an dem Bellevue Seminary, der dortigen höheren Mädchenschule, die mit einem Internat verbunden war, eine Musiklehrerin gebraucht; so war mir durch Bekannte, die dorthin Beziehungen hatten, mitgeteilt worden. Da mir von der Schule 800 *M* für die Reisekosten bezahlt wurden, hatte ich mich auf drei Jahre verpflichten müssen.

Die deutschen Dampfer gingen zu jener Zeit noch nicht rund um Afrika herum, sondern nur die Ostküste entlang bis Durban. So mußte ich, als ich das erstemal hinausging, mit einem der englischen Dampfer von Southampton aus abfahren. Zuerst fuhr ich nach London, um meine Billettangelegenheit zu ordnen, d. h. Kabine und Bett war schon von Dresden aus bestellt worden. So dampfte ich denn eines schönen Tages, Mitte März 1897, in die weite Welt hinaus! — Von London aus ging ein Extrazug von Waterloo-Station zu den Dampfern nach Southampton, von denen an jedem Sonnabend zwei nach der Kapkolonie abgehen, ein Postdampfer und ein sogenannter Intermediate Steamer, der einige Tage länger braucht, aber bedeutend bequemer und etwas billiger ist. Mit einem dieser Gattung fuhr ich.

Nach fünftägiger Fahrt erreichten wir Las Palmas, die Hauptinsel der Kanarischen Inselgruppe. Leider war es spät abends, so daß es für mich, die ich doch allein reiste und noch keine Bekanntschaften hatte, nicht möglich war, an Land zu gehen. Doch hatte einer der vielen Heiligen seinen Feiertag, und ihm zu Ehren war die Stadt, die zum Teil auf einem Hügel liegt, illuminiert. Das Bild war ganz entzückend. Außerdem kamen unendlich viele Boote an den Dampfer, beladen mit frischen Gemüsen und Früchten, mit Stickereien und Spitzen, Kanarienvögeln und kleinen grünen Papageien. Eine Horde der Eingeborenen überschwemmte das Schiff. Wenn man wissen will, wie Gauner aussehen, muß man sich diese Bande

Digitized by Google

betrachten. Es wird auf dem Schiff alles zugeschlossen, denn sonst geht alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist. Versteht man zu handeln, kann man sehr billig kaufen, besonders Spitzen, die aber wohl meist »made in Saxony« sind, und die Teneriffa-Arbeiten. Aber beim Vogelkauf muß man sich in acht nehmen. Die Leute verstehen es so sehr gut, den Gesang der Vögel nachzumachen, und manch einer fand nachher, daß der ausgezeichnete Sänger, den er gekauft zu haben glaubte, ein wertloses Tierchen war, das nie gesungen hatte und nie singen würde.

Das Schiff nahm Kohlen ein, da wir auf der 17 tägigen Fahrt bis Kapstadt nicht wieder anlegen sollten. Das ist für den Unbeteiligten auch nicht gerade ein Vergnügen, denn der Kohlenstaub dringt überall ein, und da die ganze Nacht über gearbeitet wird, ist auch an Schlaf nicht zu denken. Am nächsten Morgen fuhren wir weiter. Der Pik von Teneriffa grüßte uns nur von weitem aus seiner Wolkenschicht, die ihn immer umgibt, und dann versank das letzte Stückchen Land allmählich vor unsern Augen. Von Las Palmas an hat man meist gutes Wetter, man kann dann das eigentliche Leben auf der See genießen. Das Meer ist von einem solch tiefen Blau, daß man es gesehen haben muß, um es zu glauben.

Kapstadt machte mir zuerst gar nicht den Eindruck, den ich später davon hatte; ich hatte so sehr viel von seiner Schönheit gehört, und war zunächst etwas enttäuscht. Nachdem ich drei Jahre im Innern zugebracht hatte, sah ich es wieder, und da war ich begeistert. Es liegt ja auch entzückend am Fuße des Tafelberges, umgeben von all seinen Vororten, die sich an der Küste entlang- und ins Land hineinziehen. Der Eindruck ist wohl einzig in seiner Art. Bekannte von mir hatten ihren Freunden von meinem Kommen geschrieben, und ich lernte dadurch Kapstadt und Umgegend sogleich etwas kennen. Es ist amüsant, wie jeder vom ersten Moment an, daß er seinen Fuß auf afrikanischen Boden setzt, gefragt wird: »How do you like South-Africa?« Das war eine Frage, die ich erst nach Jahren im günstigen Sinne beantworten konnte.

Meine künftige Vorsteherin empfing mich auch in Kapstadt und nahm mich mit nach dem Education Office, um mich dem Superintendent of Education vorzustellen — ein sehr musikalischer Herr, er hatte mehrere Jahre in Berlin studiert und sprach ein sehr gutes Deutsch. Man merkte bei ihm ein großes Interesse daran, den Musikunterricht zu fördern.

Ich möchte noch bemerken, daß fast alle Schulen in der Kolonie Regierungsschulen sind, daß es kaum, außer einigen von geistlichen Orden oder Kirchengemeinschaften geleiteten, Privatschulen gibt. Selbst auf den Farmen sind die Erzieherin oder der Lehrer meist »under government«. Die Regierung bezahlt einen Zuschuß zum Gehalt, sowie die Familie mehr wie sechs Kinder hat. Und meist hat sie mehr, denn die Buren und Kapholländer haben vielfach sehr große Familien, und oft wohnen noch Geschwister, Vettern und sonstige Verwandte mit auf der Farm. Der Schulinspektor kommt einmal im Jahre auf alle diese Farmen zur Prüfung der Schüler. Seit einigen Jahren werden die Musiklehrerinnen auch staatlich angestellt, sind pensionsberechtigt und bekommen nach fünf Jahren ihre »good service allowance«, eine Einrichtung, die viel Gutes hat, denn sie bedeutet einen Zuschuß von 200 bis 500 *M* zum Gehalt. Es hängt aber von den Berichten des Inspektors über die Schule bzw. Klasse der betreffenden Lehrkraft ab, ob der Zuschuß gewährt wird. Leider kamen diese Einrichtungen für mich zu spät, ich war schon nicht mehr im Schuldienst. Man hat auch Anspruch auf sechs Monate Urlaub alle fünf Jahre, und da der größte Teil der Musiklehrerinnen aus Europa stammt, wie überhaupt ein großer Teil der Lehrerschaft, besonders der höheren Schulen, im ganzen Süd-Afrika, ist das stets sehr willkommen. Braucht man doch die Ausspannung wirklich sehr nötig, nachdem man fünf Jahre in Süd-Afrika gearbeitet hat!

Damals reisten wir noch zu halben Preisen auf der Eisenbahn. Neben den Lehrern hatten auch die Schulkinder diese Vergünstigung, ebenso wie die Geistlichen

Digitized by Google

jeder Konfession, Krankenpfleger usw. Jetzt ist all dies geändert; so haben z. B. nur die an einer Schule angestellten Lehrer zweimal im Jahre das Recht auf ein solches »concession ticket«.

Von Kapstadt bis Port-Elisabeth, wo ich zu landen hatte, fährt man noch etwa 36 Stunden mit dem Dampfer. Diese Fahrt um das Kap herum ist meist recht unangenehm. Durch den Zusammenfluß der beiden Ozeane entstehen Strömungen, die die Fahrt zu einer gefährlichen und meist recht bewegten machen. Aber schließlich nimmt alles ein Ende, selbst die längste Seereise, und wir erreichten Port-Elisabeth. Da wurde es mir doch schwer, vom Schiff zu gehen. Erst da kam mir so recht das Ungewisse des Lebens, dem ich entgegenging, zum Bewußtsein. Der Kapitän, der sich auf der ganzen Reise väterlich meiner angenommen hatte, brachte mich an Land und lieferte mich in der »office« eines Herrn ab, dessen Familie gebeten worden war, sich meiner anzunehmen und mich am nächsten Morgen weiterzubefördern. Ich landete an einem Sonnabend, und da das »half holiday« ist, wurden zu jener Zeit nur die Sachen zollamtlich untersucht, die vor 12 Uhr an Land kamen. Meine großen Koffer waren nicht so bevorzugt, und trotzdem die Herren des Hauses, in welchem ich war, sich persönlich darum kümmerten, standen die Gepäckstücke etwa noch 6 Wochen in Port-Elisabeth auf der Bahn, bis ich von Somerset-East mehrmals danach geschrieben hatte. Meinen Kabinenkoffer hatte ich zum Glück mitbekommen, aber ich hatte noch mit der Postkarre $2^1/_2$ Stunden zu fahren, und die Personenposten nehmen nur Handgepäck mit. So blieb der Koffer in Cookhouse, meiner Bahnstation, stehen, bis Gelegenheit war mit einem der täglich verkehrenden Ochsenwagen, und das dauerte fast eine Woche.

Man hat eben in Afrika noch Zeit! Meine Schülerinnen erkundigten sich aber sehr angelegentlich, ob ich denn nur das eine Kleid mitgebracht hätte.

* * *

Somerset-East ist ein sehr hübsch gelegener kleiner Ort; wie wenig Einwohner es damals hatte, weiß ich gar nicht mehr. Es hat aber elf Kirchen. Es liegt in einem wohlhabenden Farmdistrikt, und die meisten der holländischen Farmer haben ein sogenanntes „Nachtmahlhaus" im Ort, d. h. ein Haus, das sie nur benutzen, wenn sie zur Kirche kommen. Hauptsächlich zu der vierteljährlich stattfindenden Abendmahlsfeier kommen sie mit Kind und Kegel herein. Die Vorbereitungsgottesdienste beginnen schon einige Tage vor dem betreffenden Sonntag, und die Farmer nehmen die Gelegenheit wahr, dann auch ihre geschäftlichen Angelegenheiten zu ordnen. Es gibt lebhafte Bilder während dieser Tage in dem sonst so stillen Städtchen, und auch recht bunte, denn die Farmenfrauen und Töchter sind, um es gelinde auszudrücken, sehr farbenfreudig, aber leider ohne den alten guten Bauerngeschmack. —

Ich möchte noch sagen, daß zu der Zeit vor dem Burenkriege die holländische Bevölkerung in der Kapkolonie sich nicht Buren nennen ließ, darunter verstand man damals nur die Bevölkerung des Transvaal. Am Kap sahen sie auf die „Buren" herab, und erst während des Krieges besannen sie sich auf die Stammverwandtschaft. Es brachte ihnen auch in Europa soviel Vorteile, wenn sie sagten, sie seien Buren. —

Die Kinder sind vielfach in Pension in der Stadt, um die Schulen zu besuchen, denn die Farmschule führt sie nicht weit genug, sie gibt nur eine Vorbereitung. Ich sollte den Musikunterricht in allen Zweigen erteilen; man muß dort draußen so ein musikalisches „Mädchen für alles" sein. Ich war noch besonders gefragt worden, ob ich auch in einer »first class school« Klavierunterricht geben könne, denn in meiner Bewerbung hatte ich gesagt, daß mein Hauptinstrument die Geige sei. Da ich mir ungefähr dachte, wie es sein würde, hatte ich diese Frage bejaht.

Ich erreichte Somerset-East am Sonntag abend und mußte am nächsten Morgen meine Tätigkeit beginnen. Meine Erwartungen waren wirklich nicht groß,

Digitized by Google

aber man muß gehört haben, was mir aufgespielt wurde, um sich eine Idee davon zu machen. Meine Vorgängerin war »self-taught« d. h. sie hatte nie Unterricht gehabt, und hatte auch wohl in der kleinen »up country town« nie Gelegenheit gehabt, etwas zu hören. Die Sachen, die sie spielen ließ! — ich wünsche meinem ärgsten Feind nicht, das durchzumachen, was ich die ersten drei Tage erdulden mußte. Ich dachte, ich könnte es überhaupt nicht aushalten. Es waren Tänze und Märsche so etwa siebenten Ranges, gespielt nach englischen und amerikanischen Nachdrucken, wimmelnd von Druckfehlern, die aber natürlich ganz getreulich mitgespielt wurden. Dabei bildeten sich die Schülerinnen ungeheuer viel auf ihr Können ein, und wie ich alles dies auf einmal ändern wollte, gab es einen Generalstreik. Kam ich doch eben frisch von meinem Studium, und ich hatte eine streng klassische Schule durchgemacht! Derartige Musik war mir noch nie vorgekommen. Später habe ich ja meine Rolle als gut kehrender neuer Besen nie so streng aufgefaßt, da ging ich mit mehr Vorsicht zu Werke.

Aber nach und nach lernten wir uns auch hier gegenseitig besser verstehen, und ich bin noch in Verbindung mit Schülern aus jener Zeit.

Die Kinder sind dort sehr selbständig, und mir wurde es zuerst recht schwer, sie richtig zu behandeln. So fassen sie es z. B. als eine Beleidigung auf, wenn man ihnen die Hand festhält, damit sie eine richtige Handstellung bekommen. Tadelt man sie, so erklären sie, daß sie ihren Eltern sagen würden, daß sie nicht mehr Unterricht nehmen wollten, und leider setzten sie ihren Willen oft durch. Dadurch daß der Schulzwang erst seit etwa 2—3 Jahren allmählich durchgeführt wird — es ist jeder Ortschaft anheimgegeben, denselben einzuführen, wenn es ihr richtig dünkt —, kommen die Kinder oft sehr spät zur Schule, und man sieht nicht selten 14—15 jährige Mädchen zwischen 7 und 8 jährigen Kindern sitzen. Natürlich sind dann häufig die Hände durch die Farmarbeiten verdorben, hart und steif geworden, so daß nicht viel zu machen ist.

Bei vielen von ihnen ist der höchste Ehrgeiz, zu ihren Andachten die Choräle zu begleiten, so daß nicht viel verlangt wird an technischem Können. Besonders reizend ist es aber, wenn die Kinder Klavierunterricht nehmen, um Harmonium zu spielen, und man findet nach einiger Zeit heraus, daß sie kein Klavier im Hause haben und nur auf dem Harmonium üben. Da beide Instrumente Tasten haben, denken sie, da wäre weiter kein Unterschied.

Das Harmonium ist vielfach Hausinstrument, mehr wie bei uns, doch wird es auch benutzt, um Tänze zu spielen usw. Leider hatte ich zuerst keine Violinschüler, ich sollte für die Knabenschule mitengagiert werden und dort den Violinunterricht geben, doch das war vom gemeinschaftlichen Schulvorstand abgelehnt worden. Es sei zu gefährlich! Ich weiß nicht, ob für mich oder für die Knaben.

Den Klassengesang hatte ich auch zu übernehmen, der dort ganz allgemein nach der jetzt in Deutschland auch bekannten Methode **Tonica do** oder englisch **Tonic solfa** erteilt wird. Ich hatte damals noch niemals etwas davon gehört, jedenfalls wußten meine Klassen zu Anfang sehr viel mehr davon wie ich, doch merkten sie es zum Glück nicht. Ich mußte es in aller Schnelligkeit lernen, doch da die Dame, die vor mir unterrichtete —, es war eine der Klassenlehrerinnen — ganz unmusikalisch war, und es vorkam, daß die Klasse beim Vortrag eines Liedes um zwei Töne sank, hatte ich zunächst genug zu tun, um dies zu verbessern, und hinlänglich Zeit, die Methode zu lernen. — Leider ist die Gesangstunde meist in die letzte Schulstunde von 1—2 gelegt, und da das Klima an und für sich schon die Stimmbänder erschlafft, steht man dem Unreinsingen häufig ganz machtlos gegenüber. Ich nahm immer meine Geige zu Hilfe, aber oft war nichts zu machen, es war eine physische Unmöglichkeit.

Arbeit genug fand ich vor. Es galt, wenigstens etwas System hereinzubringen. Die Instrumente waren in ganz unglaublichem Zustand, ich erkundigte mich einmal, ob die Noah nicht mehr mit in die Arche genommen hätte, weil sie ihm nicht mehr gut genug erschienen seien? Meine nicht gerade mit Humor gesegneten Kolleginnen

Digitized by Google

nahmen das wörtlich, so gab ich denn nachher zu, sie wären vielleicht mit in der Arche gewesen, hätten wohl aber an einer Wand gestanden, die nicht ganz wasserdicht gewesen sei. Gestimmt waren die Klaviere seit Menschengedenken nicht, doch kam zum Glück noch während des ersten Jahres ein herumreisender Klavierstimmer und brachte sie in Ordnung.

Jetzt schließt man einen Kontrakt mit einer der großen Musikalienhandlungen ab, und die schicken dann alle Vierteljahre ihren Stimmer. Es ist nur ein sehr teures Vergnügen; es kostet im Abonnement das Stimmen jedes Instruments etwa 12,50 *M*. Sehr schwierig war es ferner, das nötige Material zu schaffen. In Kapstadt bekam man einiges, doch noch häufiger als Antwort die Anfrage, ob sie die Noten von Europa bestellen sollten. Das dauerte dann auf alle Fälle zwei Monate mindestens, aber die Musikalienhändler haben ja Zeit, und wir saßen da und warteten oft viel länger. Jetzt ist dies alles besser geworden, und die großen Musikaliengeschäfte in Kapstadt, Port-Elisabeth, Grahamstown usw. haben immer etwas Brauchbares im Vorrat. — Aufsicht hatte ich in Somerset-East nicht zu übernehmen, es waren zuerst so viele Schüler da, daß ich statt dessen einige Stunden mehr gab. Ich hatte 25 Pflichtstunden in der Woche. —

Ich kann nicht sagen, daß ich mich gleich anfangs sehr glücklich fühlte. Das Leben war so fremdartig, alles so anders, als ich es gewohnt war. Die Nahrung war auch nicht sehr gut, es herrschte die Rinderpest damals, und Milch war kaum zu erschwingen, und vor allen Dingen kaum zu haben. Noch jetzt kostet die Milch nach unserm Gelde etwa 58 *Pf.* das Liter. Butter kam oft während des Winters auf 4 *M* das Pfund, Eier 4 *M* das Dutzend. Von Fleisch war nur Hammelfleisch genießbar, das Rindfleisch ist meist von alten Trekochsen und so zäh, daß Schuhleder eine Delikatesse dagegen sein muß. Kalbfleisch bekam man fast nie, aber manchmal Schweinefleisch. Nun kam dazu, daß der Hitze wegen das Fleisch ganz frisch gegessen werden mußte. War das Tier frühmorgens geschlachtet, mußten wir mittags davon essen. — Grünes Gemüse bekam man im Winter gar nicht. Vom Juli bis gegen Weihnachten bestand unser Mittagessen aus Fleisch, das einen Tag als **roast**, den anderen Tag als **stew** auf den Tisch kam, aus in Wasser gekochtem Reis, sehr wenigen schlechten, seifigen Kartoffeln und etwas trockenen, weißen Bohnen.

Im Sommer bekommt man ja alles mögliche an Gemüsen, und wenn dann im Januar und Februar die Früchte anfangen, reif zu werden, ist das eine Fülle, die staunenswert ist. Mein Magen revoltierte sehr gegen die Kost und vor allen Dingen gegen das Wasser. Auf Rat des Arztes trank ich etwas Wein und chokierte dadurch meine Kolleginnen, die eigentlich alle **teetotallers** waren. Sie wußten aber den Weg in mein Zimmer zu finden, wenn ihnen nicht gut zumute war. Schließlich aber, wie all die Reden über Weintrinken nicht aufhörten, berief ich mich auf den Apostel Paulus und seinen Rat an Timotheus (1. Tim. 5, 23), und das half.

* * *

Der Teil der Kapkolonie, in dem Somerset-East liegt, gehört zur sogenannten Karroo, einem Riesengebiet, das wohl mit den russischen Steppen Ähnlichkeit hat. Der Name kommt von dem Karroobusch, einem Gesträuch, das etwa einen halben bis drei Fuß hoch wird. Es sieht meist grau und verwittert aus. Man wundert sich, wie es möglich ist, daß die Tiere, besonders die Schafe, deren einzige Nahrung es ist, dabei so fett werden können, wie sie meist sind. Der Busch hat ganz kleine Blättchen und gelbe unscheinbare Blüten. Die Gegend ist sehr regenarm, denn es gibt keinen Winterregen, und nur zur Zeit des indischen Monsoons soll Regen kommen. Aber ebenso oft bleibt er aus. Im Sommer kommen ja ab und zu Gewitter, doch oft vergehen viele Monate, ehe ein Tropfen Regen fällt. Dann liegt die Karroo grau und verstaubt da. Wenn aber ein Frühlingsregen gefallen ist, ist es kaum noch dasselbe Land. Dann grünt und blüht alles. Die Freude ist einem selten vergönnt, ich habe nur einmal das Land so gesehen. In wenigen Wochen schon ist alles scheinbar wieder tot.

Digitized by Google

Wir waren in Somerset-East in bezug auf Wasser verhältnismäßig sehr günstig daran. Es war eine Wasserleitung gebaut worden, und oben auf dem Berge, an dessen Fuße das Städtchen lag, war das Reservoir; doch wenn es nicht regnete, füllte sich auch dieses nicht. Außerdem war gleich, nachdem es fertig gebaut war, eine Kuh hineingeraten und darin ertrunken. So hatte das ganze Wasser weglaufen müssen, und da eine Periode der Dürre eintrat, dauerte es lange, ehe sich das Reservoir wieder füllte.

Ich erlebte im dritten Jahre meines Dortseins eine Zeit der Trockenheit, in der das Wasser so knapp wurde, daß wir nur vielleicht jeden dritten Tag eine Kanne voll zum Waschen bekamen. An Baden war natürlich nicht zu denken. Man mußte sich sorgfältig überlegen, ob man gebrauchtes Wasser fortschütten durfte oder nicht, da eventuell kein Ersatz zu beschaffen war. Die Leitung lief in unserer Straße höchstens eine halbe Stunde am Tage. Die Kinder kamen alle mit einem Fläschchen Wasser zur Schule, wir konnten ihnen keins abgeben. Wir selbst waren zum Trinken auf das Regenwasser in den Tanks, die am Hause standen, angewiesen, und das war ab und zu etwas lebendig! Wie wir zu den Weihnachtsferien fortfuhren, waren wir eigentlich alle krank. —

Mein Zimmer war nicht im Schulhause selbst, sondern in einer kleinen cottage, „Bungalow" genannt, daneben. Das hatte so mancherlei Vorzüge, ich war aus dem Trubel des Hauses heraus, entging dem Üben usw., doch waren auch mancherlei Unannehmlichkeiten dabei. Das Haus war schon recht alt und voller Ratten. Diese statteten mir häufig nachts ihre Besuche ab, hinterließen ihre Visitenkarten auf meinem Bett, fraßen mein Licht und meine Seife an, und was dergleichen Unannehmlichkeiten mehr waren. Manche Nacht habe ich deswegen bei brennendem Licht wach gelegen. Einen Anblick habe ich dort erlebt, den ich der Erzählung eines andern nicht geglaubt hätte.

Die Schulgebäude lagen in einem großen Garten, und neben unserm Bungalow standen ein paar große Feigenbäume, deren Zweige das Dach fast berührten. Wie ich eines Winternachmittags vom Spaziergang nach Hause komme, riefen mich die jungen Mädchen an und zeigten mir, wie die Bäume voller Ratten saßen. So erinnere ich mich aus meiner Kindheit, daß die Spatzen am Kanal in Berlin im Winter auf den Bäumen saßen. Ob die Tiere nun aus- oder einzogen, weiß ich nicht, lebhafte Nächte gab es immer. Aber auch am Tage spazierten sie ruhig im Zimmer herum und holten sich, was ihnen gut dünkte.

Die Insektenwelt ist sehr stark vertreten, in großen Exemplaren, und ich hatte immer Angst, daß sie sich in meine Koffer und Sachen einnisten könnten.

In einer anderen Schule, wo ich später war, hatte jedes Kind einen numerierten Kleiderhaken, und strenge wurde es bestraft, wenn der Hut an einem anderen Haken aufgehängt wurde. Es war Notwendigkeit, und man konnte sich gratulieren, wenn man all dem entschlüpfte, ohne etwas abzubekommen. Die durch meinen Beruf gebotene Nähe der Köpfe meiner Schülerinnen war mir oft höchst peinlich.

Im ganzen habe ich wenig Erfahrungen mit „wilden Tieren" gemacht. Die Schlangen habe ich meist erst gesehen, wenn sie schon tot waren, oder aus genügend großer Entfernung. Mich gelüstete nicht nach näherer Bekanntschaft. Am unangenehmsten waren mir die großen Spinnen, besonders die großen Taranteln. Wenn Regen droht, findet man immer ein paar im Zimmer. Zum Glück sind sie leicht totzumachen, ein Schlag mit dem Schuh genügt. Es ist das einfachste Mittel, da man die Waffe immer gleich zur Hand hat. So mancherlei Ablenkungen kamen aber durch die Tiere vor; so passierte es z. B. einmal, daß in eins der Klassenzimmer, welches ganz zu ebener Erde lag und in welchem, der Hitze wegen, die Tür offen stand, eine Kuh hereinspazierte. Sie hatte das Hoftor offen gefunden und ihre Wißbegierde trieb sie dazu, sich zu überzeugen, was denn dort eigentlich vor sich ginge. Auch Hunde kamen mit zur Schule. Solange sie sich ruhig verhielten, ging es ja auch. Sehr komisch war aber der Hund einer meiner

Digitized by Google

Schülerinnen, der immer zu den Übungen meines kleinen Orchesters kam; er wußte Tag und Stunde so genau, daß er auch ohne die Herrin erschien, wenn mal die Übung ausfiel, und sich in meine Stube legte und dort abwartete, was wohl kommen würde. Sie kamen auch mit in die Kirche, und einer der Geistlichen, mit dem ich viel zu tun hatte, erzählte öfters die Geschichte von einem Hund, der sich stets vor die Kanzel legte und dort abwartete, bis der Gottesdienst zu Ende war. Wie es der Prediger eines Tages aber zu gut meinte und eine extra lange Predigt hielt, setzte er sich auf und gähnte aus vollem Herzen, so daß man es im entferntesten Winkel der Kirche hören mußte. Da ich nicht dabei war, kann ich für die Wahrheit nicht bürgen. —

Meine ersten Weihnachtsferien verlebte ich krank im Bett. Das Klima hatte mir doch sehr zugesetzt. Dabei möchte ich erwähnen, wie sehr teilnahmsvoll und freundlich die Leute dort sind. Hören sie, daß jemand krank ist, bekommt man von allen Seiten Suppen, beef-tea, Gelees, Milch, leichte Speisen und Gebäck zugeschickt, und die Gesunden müssen helfen, den Reichtum vertilgen. Mir brachte eine Schülerin einmal, wie ich mit einer Diät von Haferschleim und Milch mit Sodawasser im Bett lag, eine Riesenschüssel mit Honig. Sie war sehr enttäuscht, daß ich davon nicht gleich aß. Meinen Kolleginnen war dies aber eine angenehme Abwechslung von dem ewigen Jam und Marmelade zum Tee. (Schluß folgt.)

Die Hexe.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Was fängt die arme unselige Frau des Volkes an, die energischer, intelligenter, phantastischer, ungenügsamer ist als ihre dumpfen und kümmerlichen Mitmenschen? die für ein Leben von kleinen und schlichten Tugenden nicht die richtigen bescheidenen Maße mitbekommen hat?

Eine solche Frau ist die Felsken. Elisabeth Siewert nennt den Roman, in dem sie von ihr erzählt, „Lipskis Sohn". (Berlin, S. Fischer Verlag.) Aber sie hätte besser gesagt „Die Felsken". Denn Lipskis Sohn, der Stiefsohn, in den die unersättliche Felsken sich verliebt, ist doch nur die zufällige Form, in der das düstere Verhängnis ihrer Natur die Felsken ereilt, irgendein ordentlicher, tüchtiger und in seiner einfachen Kraft geruhsamer Mann, der sich ihrer in Sehnsucht und Ungeduld jugendlichen Seele bemächtigt. Aber sie ist es, die das Buch erfüllt, in ihrer grimmigen Tragik und Notwendigkeit.

Es ist schon öfter vermutet, daß es solche Frauen waren, deren unverwertbare stärkere Begabung und dichtere Energie unbehaglich und befremdend war, die das Volk jeweils zu Hexen gestempelt hat. Nun ja, sie können auch „hexen". Ihre geistige Kraft, unartikuliert und ungepflegt, ohne die Möglichkeit der Ausbreitung und Läuterung, kann sich wohl einmal zu einer außerordentlichen Wirkung sammeln.

Die Felsken, die Kuhhirtenfrau von Buntowo, ist eine Hexe, mit dem Ausdruck ihrer vermessenen Intelligenz in dem scharfen Gesicht und ihrer noch ver-

Digitized by Google

messeneren Gier nach Schönheit und Größe in den brennenden schwarzen Augen. Elisabeth Siewert, deren Erzählungen es eigentlich mehr oder weniger alle mit der Seele ungenügsamer Menschen in der erstickend kargen Welt des Landlebens zu tun haben, hat mit dieser Frau das Stärkste, Überzeugendste hingestellt, das sie in dieser Sphäre schaffen konnte. Die Felsken ist lebendig bis in ihr Holzhacken hinein und die dreiste, hochmütige Art, mit der sie ihren Deckelkorb über den Gutshof heimträgt, wenn der Gärtner ihr etwas hineingepackt hat, was eigentlich dem Gutsherrn gehört; wenn sie vor Ungeduld und Verachtung über die „Schlummerköpfe" beiderlei Geschlechts um sie herum in ihrer Jochseligkeit und ihrem dumpfen weichlichen Genügen rasend wird. In jedem Wort und jedem Zug ist sie zwingend lebendig. Und wahrlich: es gehört Kraft und Verve und Kühnheit dazu, so eine Person in ihrer abenteuerlichen Wildheit, ihrem Humor und den Ausschweifungen ihrer funkelnden Phantasie zu schildern.

Felsken hat einmal als armes Dienstmädchen bei zwei alten Fräuleins in Königsberg, die sie noch heute bei der Wäsche oder beim Federlesen vor den staunenden Weibern nachmacht, die Therese Gablonz und den Nisewski gesehen. Einmal hat sich ihr die Kunstwelt leibhaftig gezeigt und ihrer öden Alltäglichkeit das Dasein einer Welt voll Glanz und Schönheit offenbart. Von da an ist ihre abenteuerliche Phantasie ein für allemal auf die Bahn schweifender Erfindung, kühner Schwelgerei gewiesen, während ihr zugleich ihr heller, scharfer Verstand unerbittlich sagt, daß es ihr nicht möglich sein wird, aus dem erstickenden Alltag in dieses selige Reich zu entfliehen. Und dieses zwiefache Leben in der Vermessenheit ihrer phantastischen Erfindung, durch die sie Männer und Frauen in ihrer armseligen Umgebung in Staunen und Befremden stürzt, und in dem bitteren, schmerzlich überlegenen Wissen um die Schranken, die sie von dieser Welt trennen, — dieses zwiefache Leben ist fortan ihr Schicksal. Aus dem Bewußtsein seines Dualismus stammt ihre flackernde Laune, ihre grimmige Verachtung für alle Grundlinien genügsamer Menschen, stammt ihr starkes Selbstgefühl, die unbesonnene Kühnheit, mit der sie das Schicksal faßt, wo es ihr eine Erfüllung zu bieten scheint. Aus diesem Dualismus stammt schließlich auch ihr Zerbrochenwerden.

Wir würden die tragische Lebendigkeit der Felsken nicht so sinnlich stark und eindringlich fühlen, wenn Elisabeth Siewert nicht verstanden hätte, diese Frauengestalt in eine Umgebung zu bannen, die mit ihr lebt und leidet, die sie mit ihren Wolken und Winden, ihrem Sonnenschein und Frost umgibt, wie ihre eigene sinnlich greifbar gewordene Seele. Die Feinfühligkeit, mit der die westpreußische Landschaft in ihrer Kargheit und Schönheit nachempfunden ist: der Garten an einem sonnengoldenen Herbsttag, das Gewölk im Frühwinter und die Morgenstimmung bei der Stallarbeit im Vorfrühling, das verstärkt und bereichert die Mittel, mit denen die Felsken als die personifizierte Sehnsucht der leidenden Menschenseele in dieser sparsamen Welt vor uns hingestellt ist.

Und hinter dem allen steht so etwas wie eine Philosophie, eine Weltanschauung voll tapferen und zugleich melancholischen Wissens um die Leiden, zu denen die allermenschlichsten Menschen, die allerlebendigsten Kreaturen verurteilt sein müssen. Eine Philosophie ohne jede Sentimentalität und Larmoyanz und ohne Nachgiebigkeit und schwächlichen Verzicht, aber voll Straffheit, Energie, grimmigen Humors

Digitized by Google

und einer stolzen und freien Behauptung der Ansprüche, die aus solchem kräftig und schmerzlich lebendigen Leben geboren werden.

Und durch diese Stimmung, die alle Erzählungen von Elisabeth Siewert durchwaltet, erhebt sich ihre Kunst zu einer Freiheit und Kühnheit der Weltbetrachtung, wie sie unter den weiblichen Schriftstellern unserer Zeit vielleicht nur noch Ricarda Huch aufbringt.

Das neue Krankenversicherungsgesetz und seine Bedeutung für die Frauen.

Von

Johanna Waescher.

Nachdruck verboten.

Die neue RVO., die im Jahre 1911 vom Reichstag genehmigt wurde und die Invaliden-, Unfall- und Krankenversicherung umfaßt, tritt für die letztgenannte am 1. Januar 1914 in Kraft. Es ist diese Tatsache von besonderem Interesse für die Frauen, da durch die neuen Bestimmungen der Kreis der Versicherten bedeutend erweitert ist, die Leistungen erhöht worden sind und das eingeführte System der Verhältniswahl den Frauen bei reger Wahlbeteiligung Einfluß in der Verwaltung der Kassen bringen kann.

Unter die Versicherungspflicht fallen außer den Arbeiterinnen und Handlungsgehilfinnen in Zukunft folgende Berufsgruppen, die bisher höchstens versicherungsberechtigt waren: Lehrer, Erzieher, Kindergärtnerinnen, Hausbeamtinnen, weltliche Schwestern, Bühnenangehörige, Orchestermitglieder, Hausgewerbetreibende (Heimarbeiter), Dienstboten und unständige Arbeiter, unter denen Tagelöhner, Wasch- und Putzfrauen usw. zu verstehen sind. Ferner werden krankenversicherungspflichtig Lehrlinge aller Art, ohne Rücksicht auf Alter und Verdienst. Durch Heraufsetzung der Gehaltsgrenze von 2000 ℳ auf 2500 ℳ ist ebenfalls der Kreis der Versicherten bedeutend erweitert.

Hierdurch wird eine große Anzahl Frauen als Arbeitnehmer wie als Arbeitgeber in Betracht kommen. Als Arbeitgeber sind indessen nur Frauen anzusehen, die entweder Geschäftsinhaber sind, oder Witwen und Ledige, die Haushaltungsvorstand sind und Lehrerinnen, Privatsekretärinnen, Hausbeamtinnen, Kindergärtnerinnen, Dienstboten usw. beschäftigen. Für sie alle gewinnt die Krankenkasse Interesse, einmal, weil sie ein Drittel der Krankenkassenbeiträge zu leisten haben, und weil sie als Arbeitgeber auch in Ausschuß und Vorstand der Krankenkasse hineingewählt werden können.

Versicherungsberechtigt sind Familienangehörige des Arbeitgebers, die ohne eigentliches Arbeitsverhältnis und ohne Entgelt in seinem Betrieb tätig sind. Diese Bestimmungen sind besonders wertvoll für viele Frauen. Durch sie wird es möglich, daß Frauen, Töchter und Anverwandte, die im Geschäft ihres Gatten, Vaters usw. tätig sind, den Segen der Krankenversicherung genießen können. Auch Geschäftsfrauen und Hausgewerbetreibende, die selbständig sind, finden durch die Bestimmung die Möglichkeit, sich selbst in Tagen der Krankheit die Hilfe der Krankenkasse zu verschaffen, wenn sie freiwillig eintreten, was früher nicht möglich war. Allerdings hängt die Aufnahme dieser Versicherungsberechtigten von Alter und Gesundheitszustand der Betreffenden ab. Besonderes Gewicht ist auf die freiwillige Weiter-

Digitized by Google

versicherung zu legen, die allgemein gestattet ist, wenn man mindestens ein halbes Jahr auf Grund eines versicherungspflichtigen Berufs der Krankenkasse als Pflichtmitglied angehört hat. Die Weiterversicherung hängt von der Weiterbezahlung der Krankenkassenbeiträge ab, die von dem Zeitpunkt der freiwilligen Versicherung an von dem Versicherten allein getragen werden müssen. Ist ein Zahltag nach Aufhören der Versicherungspflicht versäumt, so ist die weitere Möglichkeit, Mitglied der Kasse zu bleiben, in Frage gestellt, ja meistens ausgeschlossen. Dies ist besonders für berufstätige Frauen zu beachten, die sich verheiraten. Daß die Weiterversicherung der Frauen im Falle der Verheiratung sehr wichtig ist und durch die Wochenunterstützung noch wertvoller wird, als sie es bisher war, braucht kaum besonders betont zu werden.

Die Neuordnung der Krankenkassen bringt auch eine ziemlich bedeutende Erweiterung der Regelleistungen gegen früher, dazu gibt es noch die Möglichkeit, durch Ortsstatut Mehrleistungen zu bewilligen.

Als Regelleistung gilt z. B., daß das Krankengeld die Höhe des halben Grundlohnes betragen muß und vom vierten Tage an bezahlt wird, wenn die Krankheit den Versicherten arbeitsunfähig macht, und zwar für die Dauer von 26 Wochen. Tritt die Arbeitsunfähigkeit später ein, so wird das Krankengeld vom Tage ihres Eintritts an gerechnet.

Als Mehrleistung kann das Krankengeld auf $^3/_4$ des Grundlohnes erhöht werden und vom ersten Tage sowie inklusive der Sonn- und Festtage bei eintretender Erwerbsunfähigkeit und bis zu einem Jahr bezahlt werden.

Die Krankenhilfe umfaßt als Regelleistung ärztliche Behandlung, Versorgung mit Arznei sowie Bruchbänder, Brillen und andere kleine Heilmittel. An Stelle der Krankenpflege und des Krankengeldes kann die Kasse mit Zustimmung des Versicherten Kur und Verpflegung in einem Krankenhause gewähren oder Hilfe und Wartung durch Krankenpfleger, Krankenschwestern oder andere Pfleger. Im Fall der Unterbringung in einem Krankenhaus wird ein Hausgeld für die Angehörigen im Betrage des halben Krankengeldes gezahlt, wenn der Versicherte sie aus seinem Arbeitsverdienst unterhält. Die Krankenhilfe kann bis auf ein Jahr erweitert werden. Auch die Fürsorge für Genesende, namentlich durch Unterbringung in einem Genesungsheim, kann die Kasse bis zur Dauer eines Jahres nach Ablauf der Krankenhilfe gestatten und Hilfsmittel gegen Verunstaltung und Verkrüppelung zubilligen, die nach beendigtem Heilverfahren nötig sind, um die Arbeitsfähigkeit herzustellen oder zu erhalten. Versicherten, für die kein Hausgeld zu zahlen ist neben der Krankenhauspflege, kann die Kasse ein Krankengeld bis zur Hälfte des gesetzlichen Betrags zubilligen.

Für Frauen insbesondere kommt die Wochenhilfe in Betracht. Während die bisher genannten Leistungen der Kasse sofort beim Eintritt des Mitglieds in die Kasse gewährt werden, ist für die Gewährung der Wochenhilfe eine sechsmonatliche Mitgliedschaft Bedingung. Als Regelleistung erhält die Wöchnerin ein Wochengeld in Höhe des Krankengeldes für acht Wochen, von denen mindestens sechs Wochen auf die Zeit nach der Niederkunft fallen müssen. Leider sind die Landkrankenkassen nur verpflichtet, ein Wochengeld von vier Wochen zu gewähren, das höchstens auf acht Wochen ausgedehnt werden darf. Mit Zustimmung der Wöchnerin kann die Kasse an Stelle des Wochengeldes Kur und Verpflegung in einem Wöchnerinnenheim gewähren, oder Hilfe und Wartung durch Hauspflegerinnen. Dafür kann sie das Wochengeld bis zur Hälfte abziehen. Als Mehrleistung kann die Satzung bestimmen, daß den Wöchnerinnen sowohl Hebammendienste wie ärztliche Geburtshilfe, wenn es erforderlich ist, zugebilligt wird. Außerdem kann die Kasse auch bei Arbeitsunfähigkeit während der Schwangerschaft das Krankengeld bis zur Gesamtdauer von sechs Wochen zubilligen und auch Hebammendienste bei Schwangerschaftsbeschwerden. Ferner können Wöchnerinnen, die ihre Neugeborenen stillen, ein Stillgeld bis zur Höhe des halben Krankengeldes bis zum Ablauf der 12. Woche nach der Niederkunft erhalten. Durch diese Bestimmungen, wenn sie auch den weiter-

Digitized by Google

gehenderen Forderungen der Frauen noch nicht völlig genügen, ist ein sehr erfreulicher Anfang für Mutterschutz und Säuglingspflege gemacht, der weiten Kreisen unseres Volkes zugute kommen wird. In die Hand des Ausschusses und des Vorstandes ist es gelegt, die Wünsche des Gesetzgebers nach möglichst umfangreichem Schutz zu verwirklichen. Als vierte Leistung der Krankenkasse kommt das Sterbegeld in Betracht, das als Regelleistung das 20fache des Grundlohns beträgt und durch Satzung bis zum 40fachen des Grundlohns erhöht werden oder auf einen Mindestbetrag von 50 *M* festgesetzt werden kann.

Außerdem kann Krankenpflege an versicherungsfreie Familienmitglieder der Versicherten, und Sterbegeld beim Tode des Ehegatten oder eines Kindes eines Versicherten zugebilligt werden. Es kann bestimmt werden, daß die Versicherten, welche Familienhilfe in Anspruch nehmen, einen Zusatzbeitrag für die Krankenkasse zahlen müssen, was früher nicht der Fall war. Die Familienhilfe bedeutet ein besonders schwieriges Problem in den Krankenkassen. Sie ist einerseits höchst wünschenswert, belastet aber andrerseits die ledigen Frauen, die oft hart um ihr tägliches Brot zu kämpfen haben, in besonders starkem Maße, vor allem die, welche der Unterhaltspflicht gegenüber ihren Eltern nachkommen müssen, ohne daß ihnen, wenn diese erkranken, Familienunterstützung gewährt wird. Bisher war es allgemein üblich, nur der Ehefrau des männlichen Versicherten die Familienhilfe zuteil werden zu lassen. Der Ehemann der weiblichen Versicherten, wie die alten Eltern der ledigen Versicherten konnten sich in keiner Weise Unterstützungen in Krankheitsfällen erfreuen. Dasselbe war bei der Auszahlung des Sterbegeldes der Fall. Der Mann erhielt vielfach beim Tode der Frau Sterbegeld für diese. Die Frau im umgekehrten Fall nicht. Es kam vor, daß die Ortskrankenkasse einer Großstadt z. B. nur an Familienunterstützung in einem Jahre 75 000 *M* zahlte, die nur den männlichen Versicherten zugute kamen. Ein Ausgleich würde sich finden lassen, wenn die Familienhilfe in gleicher Weise allen Versicherten zuteil würde für die Familienmitglieder, für die bei ihnen Unterhaltungspflicht vorliegt.

Die Mitgliedschaft für Versicherungspflichtige beginnt in der Krankenkasse durch ihren Eintritt in den Beruf. Sie sind berechtigt, die Leistungen der Kasse in Anspruch zu nehmen, selbst dann, wenn sie der Arbeitgeber noch nicht in der Krankenkasse angemeldet hat. Für diesen Fall hat der Arbeitgeber nicht nur die Beiträge nachzuzahlen, er hat auch alle bis dahin der Krankenkasse für diesen nichtangemeldeten Versicherten entstandenen Kosten zu tragen. Diese Bestimmung ist sehr zu beachten, um sich vor Schaden zu bewahren. Die Anmeldung für freiwillige Versicherung und Weiterversicherung früher Pflichtversicherter hat durch die Versicherten selbst zu geschehen. Die Mitgliedschaft erlischt mit dem Austritt aus dem Beruf. Für den Arbeitgeber erst dann, wenn die Abmeldung seinerseits erfolgt, d. h. der Arbeitnehmer hat keine Berechtigungen auf die Leistungen der Kasse, wenn die Vorbedingungen zur Pflichtversicherung bei ihm in Wegfall kommen, ohne daß er noch in derselben Woche seine Weiterversicherung angemeldet hat. Der Arbeitgeber ist indessen verpflichtet, so lange die vollen Beiträge zu zahlen, bis er die Abmeldung bewirkt hat. Aus der Versäumnis der Abmeldung kann dem Arbeitgeber daher viel Schaden entstehen.

Die Beiträge, welche die Ortskrankenkassen erheben dürfen, bewegen sich zwischen $4^1/_2$ und 6 % des Grundlohnes. Der Grundlohn wird berechnet nach dem Gehalt und nach Sachbezügen. Regelmäßige Einnahmen, wie Tantieme und Weihnachtsgratifikation kommen gleichfalls mit in Anrechnung. Dieser Paragraph ist besonders wichtig bei Dienstboten, da die Sachbezüge bei ihnen einen wesentlichen Teil des Lohnes betragen. Wie hoch diese für eine Stadt angenommen werden, darüber entscheiden Ausschuß und Vorstand. Die Beiträge sind in voller Höhe vom Arbeitgeber zu entrichten, der sich zwei Drittel davon vom Gehalt der Arbeitnehmer bei der nächsten Lohnzahlung in Abzug bringen darf. Sie können jedoch nur für eine Lohnzeit nachträglich abgezogen werden. Mehrere Arbeitgeber gelten als Gesamtschuldner. Die Beiträge können unter sie verteilt werden.

Digitized by Google

Dieser Fall kommt eventuell bei Privatlehrerinnen, Hausgewerbetreibenden und unständigen Arbeitern in Frage.

Wichtig für Frauen erscheinen noch drei Bestimmungen. Gibt ein Versicherter nach Eintritt des Versicherungsfalles seinen Aufenthalt im Inlande auf, ohne daß die Krankenhilfe ruht, so kann ihn die Krankenkasse dafür durch einmalige Zahlung abfinden. Diese muß dem Wert der Kassenleistungen entsprechen, auf die er im Inland nach der voraussichtlichen Dauer der Krankheit Anspruch haben würde. Kranke, die außerhalb des Bezirks ihrer Kasse wohnen, erhalten auf Erfordern ihrer Kasse, in der sie versichert sind, die ihnen bei ihr zustehenden Leistungen von der allgemeinen Ortskrankenkasse ihres Wohnorts. Auch für berechtigte Familienmitglieder und solche, die sich weiterversichert haben, gilt das gleiche. Ebenso gelten diese Bestimmungen für einen Versicherten, der während eines vorübergehenden Aufenthalts außerhalb seines Kassenbereichs erkrankt, solange er seines Zustandes wegen nicht nach seinem Wohnort zurückkehren kann. Eines Antrags seiner Kasse bedarf es nicht. Die Kasse, welche die Leistungen gewährt, hat jedoch binnen einer Woche den Eintritt des Versicherungsfalles der Kasse des Versicherten mitzuteilen und soll deren Wünsche wegen der Art der Fürsorge tunlichst befolgen. Erkrankt eine Versicherte im Ausland, so erhält sie, unter den gleichen Vorbedingungen, die ihr bei ihrer Kasse zustehenden Leistungen vom Arbeitgeber, der den Fall der Kasse zu melden hat.

Für einige Berufsgruppen enthält das Gesetz noch besondere Bestimmungen, wie für die Dienstboten, die unständigen Arbeiter und die Hausgewerbetreibenden.

Dienstboten können auf Antrag des Arbeitgebers versicherungsfrei werden, wenn dieser bei Erkrankung unter bestimmten Voraussetzungen Rechtsanspruch auf eine Unterstützung gewährt, die den Leistungen der zuständigen Krankenkasse gleichwertig sind. Im Gegensatz zu anderen Arbeitgebern kann der Arbeitgeber von Dienstboten das Krankengeld auf den Lohn anrechnen, den er dem Dienstboten während der Krankheit weiterzuzahlen hat. Auch wo die erweiterte Krankenpflege, d. h. Aufnahme in ein Krankenhaus, durch die Satzung nicht eingeführt ist, hat die Krankenkasse sie auf Antrag der Dienstberechtigten oder des in die häusliche Gemeinschaft aufgenommenen Dienstboten zu gewähren, wenn die Krankheit ansteckend ist oder wenn der Versicherte in der häuslichen Gemeinschaft nicht behandelt oder verpflegt werden kann. Über den Kreis der „unständig Beschäftigten", unter denen solche Arbeiter zu verstehen sind, deren Arbeit auf weniger als eine Woche beschränkt ist, herrschen zurzeit noch große Zweifel, die nach der Anmeldung, die diese selbst zu bewirken haben, im Einzelfall entschieden werden müssen. So lehnen bis jetzt einzelne Kassen Wasch- und Putzfrauen als versicherungspflichtig ab, andere nicht. Die unständig Beschäftigten haben ihren Beitragsteil selbst zu zahlen. Außerdem besteht die Meldepflicht des Arbeitgebers innerhalb von drei Tagen. Der Gesamtbeitrag der Arbeitgeber für alle „unständig Beschäftigten" ist am Jahresschluß vom Gemeindeverband zu zahlen, der den ausgelegten Betrag durch Umlage von den Beteiligten wiedererheben kann. Es ist auch vorgesehen, daß mit Zustimmung des Gemeindeverbandes unständig Beschäftigte selbst keinen Beitrag zu zahlen haben, sie sind dann weder wahlberechtigt noch wählbar.

Auch die Versicherung der Hausgewerbetreibenden bietet große Schwierigkeiten. Sie haben sich ebenfalls selbst anzumelden. Von den Auftraggebern werden 2 % von den Zahlungen für Arbeitslohn als Beiträge erhoben, während die Hausgewerbetreibenden selbst ebenfalls durch das Statut von der Beitragspflicht befreit werden können. Das ist eine Bestimmung, die in Anbetracht der schlechten Lage, in der sich viele Heimarbeiter befinden, sehr zu begrüßen ist.

Von einschneidender Bedeutung sind die gesetzlichen Vorschriften über die Arten der Kassen, die als Zwangskassen von nun an gelten sollen. Nur Ortskrankenkassen, Landkrankenkassen, Betriebs- und Innungskassen kommen in Betracht. Dadurch ist das Eingehen resp. das Zusammenlegen vieler bisher bestehender

Digitized by Google

Kassen zugunsten der allgemeinen Ortskrankenkassen nötig geworden, so daß diese zum Teil eine bedeutende Vergrößerung erfahren werden. Leider sind, entgegen den Wünschen der Frauen, die diese in verschiedenen Eingaben an den Reichstag und den Bundesrat gerichtet haben, die Landkrankenkassen doch gekommen. Diese stehen bezüglich ihrer Leistungen sowie ihrer Organisation — die Versicherten haben kein Wahlrecht — weit hinter den Ortskrankenkassen zurück, und es würde dringend zu wünschen sein, daß ihr Tätigkeitsgebiet durch Ausdehnung der Ortskrankenkassen möglichst beschränkt würde. Neben diesen Zwangskassen sind auch Ersatzkassen zugelassen, sofern sie vor dem 1. Dezember 1909 bestanden haben und mindestens 1000 Mitglieder aufweisen. Ihre Leistungen müssen den Regelleistungen der Ortskrankenkassen entsprechen. Außerdem sind die Arbeitgeberbeiträge der in Ersatzkassen Versicherten an die Ortskrankenkassen abzuführen. Durch diese Bestimmungen wird die Zahl der Ersatzkassen, die nach dem 1. Januar 1914 noch bestehen bleiben können, sehr klein sein. Das ist besonders im Interesse der Frauen zu bedauern.

Um so wichtiger ist es aber darum, daß sie sich den nötigen Einfluß in den Ortskrankenkassen sichern, den sie ihrer Zahl und ihren Beiträgen nach haben müssen. Die wichtigsten Organe der Kassen, die für die Frauen in Betracht kommen, sind Ausschuß und Vorstand. Zu diesen sind alle Versicherte, die das 21. Jahr überschritten haben, wählbar und wahlberechtigt, sowohl als Arbeitgeber wie als Arbeitnehmer. Von den Beschlüssen dieser beiden Körperschaften hängen die Höhe der Beiträge, die Höhe des Krankengeldes, die Dauer und Höhe der Wöchnerinnenunterstützung, die Höhe der Familienunterstützung ab. Ebenso haben Vorstand und Ausschuß das Recht, weibliche Kontrolleure und Beamte anzustellen. Hieraus ist ersichtlich, daß die Beteiligung der Frauen an den Krankenkassenwahlen von weittragender Bedeutung für das Wohl der weiblichen Versicherten ist. Die Ortskrankenkassen verfügen über ziemlich große Mittel, und es ist nicht mehr wie billig, daß die Frauen mitraten und -taten, wie die Verwendung der Gelder geschehen soll, zu denen sie beträchtlich beisteuern. Es ist darum Pflicht aller wahlberechtigten Arbeitgeber wie der Arbeitnehmer, sich an den Wahlen zu beteiligen und rechtzeitig die Listen aufzustellen, sei es mit den Männern zusammen, oder durch selbständige Frauenlisten, auf denen sich Namen von Persönlichkeiten befinden, die tatkräftig und verständnisvoll für die Interessen der Frauen innerhalb der Krankenkassen wirken. Durch die Einführung der Verhältniswahl wird es stets möglich sein, daß auch Frauen gewählt werden, wenn eine rege Wahlbeteiligung seitens der weiblichen Wähler stattfindet. Auch alle die erst vom 1. Januar 1914 an als Pflichtversicherte in Betracht kommenden Personen und deren Arbeitgeber sind bereits jetzt für die in den Monaten vor dem 1. Januar 1914 stattfindenden Wahlen wahlberechtigt und wahlfähig. Nötig ist, daß sie sich den in der Wahlordnung ihrer Ortskrankenkassen vorgeschriebenen Wahlausweis verschaffen. Entweder geschieht dies dadurch, daß sie sich in die Wählerlisten, die auf dem Rathaus aufliegen, eintragen, oder daß sie sich durch das Dienstbuch als Arbeitgeber oder Arbeitnehmer ausweisen, oder durch den Steuerzettel oder die Invalidenkarte usw. ihre Wahlberechtigung nachweisen.

Es ist ein großes Arbeitsgebiet, das den Frauen winkt und bei dem gerade sie ganz besonders Wertvolles schaffen können. Die Krankenkontrolle, von gebildeten Frauen ausgeführt, wird dazu dienen können, örtliche Mißstände in bezug auf Wohnungspflege und Ernährung, die direkt Krankheiten bedingen, zu erkennen und zu beseitigen. Außerdem würden folgende Punkte ganz besonders bei der Arbeit in den Krankenkassen in Betracht kommen. Ausgiebigster Wöchnerinnenschutz, wobei zu beachten ist, daß auch die Kontrolle über Wöchnerinnen ausgeübt werden muß, um diesen Schutz wirklich erfolgreich zu machen. Bisher war das Wochenbett, als nicht unter den Begriff Krankheit fallend, von der Krankenkontrolle ausgeschlossen. Soll aber der Wöchnerinnenschutz wirklich von Wert sein, so ist eine Kontrolle nötig, unter der Voraussetzung, daß die weitgehendsten Leistungen für die Wöchnerinnen geschaffen werden. Zu dieser Kontrolle sind weibliche Personen unbedingt

Digitized by Google

notwendig, sie kann von keinem Mann durchgeführt werden. Es liegt im Interesse der Krankenkasse selbst, die Kontrolle über ihre weiblichen Mitglieder Frauen zu übergeben, um die Frauen vor den Besuchen eines männlichen Kontrolleurs zu bewahren, aber auch nicht die Kasse durch Vermeidung der Kontrolle zu schädigen. Auch weibliche Beamte und weibliche Ärzte sind sehr wünschenswert, denn es ist eine bekannte Tatsache, daß sonst Versicherte vielfach lieber auf die Hilfe der Kasse verzichten. Ferner ist die Einführung der Hauspflege von großer Bedeutung, ebenso die Gründung von Genesungsheimen und Walderholungsstätten.

Auch andere wertvolle Wirkungen wird das Gesetz ausüben können. Es bestimmt z. B., daß die Sachbezüge mit zum Gehalt gerechnet werden. Dadurch wird es endlich einmal klargestellt, daß Mädchen in häuslichen Diensten zum Teil viel mehr verdienen als Fabrikarbeiterinnen, Verkäuferinnen und ähnliche Berufsgruppen. Bisher wurde stets nur der Barlohn gegenseitig bemessen, und da ergab sich ein ungünstiges Verhältnis für die Dienstboten. Das Bewußtsein, in eine höhere Lohnklasse zu kommen als die Fabrikarbeiterinnen usw., kann zur Folge haben, daß sich wieder mehr Mädchen dem häuslichen Dienst widmen, wenn es ihnen klar wird, welche wertvolle Leistungen in Kost, Wäsche und Wohnung ihnen neben den Gehaltsbezügen zuteil werden. Andererseits werden auch die jungen ungelernten Verkäuferinnen, Arbeiterinnen usw. einsehen lernen, daß die größten Lasten für ihren Lebensunterhalt der Familie zu tragen verbleiben. Eine andere Wirkung des Gesetzes wird sich allerdings auch darin zeigen, daß viele Haushalte auf die weitere Haltung einer ständigen häuslichen Hilfe verzichten müssen, weil die Lasten für die Krankenversicherung immerhin ziemlich hohe sind. Sie stellen sich je nach der Berechnung der Sachbezüge in den einzelnen Städten auf einen Jahresbetrag von 35 bis 45 ℳ und höher. Von diesem Betrag können die Arbeitgeber zwei Drittel bei der Lohnzahlung abziehen. Wie die Verhältnisse heute liegen, wird sich dies aber nicht immer verwirklichen lassen, und wo es geschieht, wird von seiten des Mädchens eine Lohnsteigerung verlangt werden, um die Höhe der Kosten der Versicherung, die die Hausangestellte zu zahlen hat, wieder auszugleichen.

Wenn auch die Einführung dieses Gesetzes mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben wird, so bedeutet es doch einen gewaltigen Fortschritt für die Volksgesundheit, dann aber auch für die Sozialpolitik im allgemeinen. Dadurch, daß der Kreis der Versicherten sich durch viele neue in die Versicherungspflicht einbezogene Berufsgruppen erweitert, werden die Mitglieder der Krankenkasse einen bedeutenden Prozentsatz der gesamten Bevölkerung umfassen, denen in den Tagen der Krankheit und der damit verbundenen Erwerbslosigkeit eine sichere Unterstützung und Einnahme gewährleistet wird, ohne daß sie Armenunterstützung in Anspruch nehmen müssen. Ferner wird es durch die bedeutend erweiterten Leistungen der Krankenkasse, die im Wöchnerinnenschutz und in der längeren Dauer der Krankenbezüge bestehen werden, ermöglicht, durch Anwendung von Vorbeugungsmitteln manches längere Siechtum zu vermeiden. Schließlich wird durch die Verhältniswahl, die das Gesetz bei den Krankenkassen vorschreibt, den Frauen eine bessere Möglichkeit geboten, durch die Ausübung ihres Wahlrechts Einfluß auf die Verwaltung der Kassen zu gewinnen. Sie werden dann dahin wirken können, daß die weiteren Aufgaben, die den Krankenkassen zu lösen möglich sind, besonders in bezug auf die Wohnungspflege, in der richtigen Weise in Angriff genommen werden. Um nur einige Beispiele herauszugreifen, so wird es den Kontrolleuren der Kassen, die sämtliche Wohnungen der Hausgewerbetreibenden und der Dienstmädchen kraft ihres Amtes besichtigen dürfen, ermöglicht, einen tieferen Einblick in die zum Teil recht traurigen Wohnungsverhältnisse zu gewinnen. Aus dieser Kenntnis wird sich für die Kassen die weitere Aufgabe ergeben, an der Lösung der Wohnungsfrage mitzuhelfen. Sie können das in hervorragendem Maße dadurch tun, daß sie die gewaltigen Geldsummen, die durch die Beiträge der Mitglieder ihnen zufließen, für Verbesserung der Wohnungsverhältnisse und den Kleinwohnungsbau ausleihen. Die Krankenkassen müssen ein reges Interesse daran nehmen, daß die Lebensverhältnisse

Digitized by Google

ihrer Mitglieder sich besser gestalten, um Krankheiten möglichst zu vermeiden. Es ist darum vor allen Dingen notwendig, daß sich die Frauen rege bei den Krankenkassenwahlen beteiligen, damit sie in beiden Körperschaften, Ausschuß und Vorstand, vertreten sind, und besonders ihren sachgemäßen Rat in vielen Fragen geben können, die den Männern ferner liegen und für die bei diesen kaum das Verständnis vorhanden sein kann, das bei den Frauen vorausgesetzt werden darf.

Die Wahlen zu den Ortskrankenkassen finden nur alle vier Jahre statt. Darum ist es nötig, daß die Frauen diese kostbare Zeit nicht verstreichen lassen, ohne daß sie sich Sitz und Stimme im Ausschuß und Vorstand der Krankenkasse erworben haben. Jetzt, in den nächsten Wochen, ist die Gelegenheit, zu zeigen, daß die Frauen ihre Rechte wahren wollen. Wahlrecht bedeutet Wahlpflicht.

Diskussion.

Herrn Langemanns Verteidigung.

Herr Langemann hat es sich nicht nehmen lassen, in einem Aufsatz der „Deutschen Zeitung" — wahrscheinlich ist er auch anderswo erschienen — zu meiner Kritik seiner gesammelten Werke Stellung zu nehmen. Zunächst spricht Herr Langemann in diesem Aufsatz seine Verwunderung darüber aus, daß man sich nicht schon eher mit seinen bedeutsamen Essays befaßt habe. Diese Klage, daß die Frauenbewegung die Früchte der heißen Mühe der Antis totschweige, ertönt schon in dem besagten Sammelbande beweglich. Die Herren, deren Betätigung in der Frauenfrage sich auf Widerlegungen beschränkt, können sich gar nicht vorstellen, daß wir für unsere Sache auch noch einiges andere zu tun haben, demgegenüber die Berichtigung jedes Irrtums auf ihrer Seite wirklich Zeitverschwendung ist.

Herr Langemann hat einen ebenso originellen wie naiven Weg, sich angesichts meiner Kritik aus der Affäre zu ziehen.

Zunächst gibt er zu, daß sich in sein Buch „zwei Irrtümer eingeschlichen" hätten. „Eingeschlichen" ist glänzend! Herr Langemann hat (notabene in einem Satz, in dem er der Frauenbewegung Vorspiegelung falscher statistischer Tatsachen vorwirft!) sich unter den „mithelfenden Familienangehörigen" der Statistik „minderjährige" vorgestellt — ein Beweis, daß er weder eine Statistik vor Augen gehabt noch sich auch nur den Begriff der „mithelfenden Familienangehörigen" vorgestellt hat. Und dann redet er von Irrtümern, die sich „einschleichen"!! Statt zuzugeben, daß er ins Blaue hinein mit unkontrollierten Zahlen operiert und damit einen merkwürdigen Beweis von seinem und seiner Genossen Verantwortungsgefühl gibt. Aber Herr Langemann findet diesen seinen Irrtum, ebenso wie den anderen über den Männerüberschuß von 400 000 im Heiratsalter, den er auftischte, „unwesentlich". Trotzdem er in seinen Aufsätzen die gewichtigsten Schlußfolgerungen daran anknüpft.

Dann aber dreht er den Spieß um und wirft mir vor, ich hätte mit Unrecht „die abgerundete Zahl von 300 000 für die Frauen in den freien Berufen, die die Frauenbewegung machen, eine Phantasiezahl genannt; die genaue Zahl sei 288 311. Darauf ist zu sagen: hätte Herr Langemann nur diese Abrundung vorgenommen, so hätte ich seine Zahl nicht eine Phantasiezahl genannt. Aber er meint ja an dieser Stelle gar nicht alle Frauen in den freien Berufen. Er argumentiert nämlich an der Stelle (vgl. Oktoberheft der Frau S. 29), daß Fabrikarbeiterinnen und Handelsangestellte nicht als Trägerinnen

Digitized by Google

der Frauenbewegungsinteressen in Betracht kämen, denn „von diesen ist die weitaus größte Zahl nicht selbständig, sondern lebt innerhalb der elterlichen Familie" usw. „Als im eigentlichen Sinne selbständige erwerbstätige Frauen bleiben nun noch die in den sogenannten freien Berufen tätigen 300 000 Frauen, die Lehrerinnen, Post- und Eisenbahnbeamtinnen usw." Die Statistik rechnet zu den 288 000 erwerbstätigen Frauen in den freien Berufen z. B. das ganze weibliche Krankenpflegepersonal, die Hebammen, die Bühnenangehörigen — die alle Herr Langemann in seinem Gedankengange nicht mit meinen kann, wenn er von den neuen weiblichen Berufskategorien spricht, die die Frauenbewegung „machen". Darum ist seine Zahl eine Phantasiezahl.

Aber Herr Langemann zieht sich noch nachdrücklicher aus der Affäre, indem er mir vorhält, daß in dem Organ des Gegnerbundes auch einmal etwas Richtiges gestanden habe und meint, wenn ich dieses nicht auch als falsch nachwiese, so hätte ich kein Recht, in beleidigender Weise „von einem Bund zur Verbreitung von Irrtümern" zu reden. Ja, habe ich denn gesagt, daß alles, was der Bund publiziert, falsch sei? Ich habe mich diesmal an Herrn Langemanns Werke gehalten — das macht auf einmal weiß Gott ganz genug Arbeit.

Herr Langemann zeigt triumphierend auf einen Artikel von Werner Heinemann in Nr. 7 und 8 seiner Bundesmitteilungen. Der sei so überwältigend, daß ich mich „nicht an ihn herangetraut hätte, sondern ihn totschwiege". Da ich nicht zu den Abonnenten des Organs der Gegner gehöre und mir diese Nummern nicht wie Herrn Langemanns Werke als Rezensionsexemplare zugeschickt sind, kenne ich diesen Aufsatz nicht. Aber Herr Langemann ist so freundlich, seine Resultate mitzuteilen. „Werner Heinemann weist nach, daß die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen im Hauptberuf prozentual berechnet von 20,6 v. H. auf 20,2 v. H. zurückgegangen ist." Das soll heißen seit 1895 und vom Hundert der weiblichen Gesamtbevölkerung. Gewiß. Das braucht Herr Heinemann nicht „nachzuweisen". Das steht in der Reichsstatistik. Herr Heinemann läßt nämlich die mithelfenden Familienangehörigen im Hauptberuf dabei weg. Die Reichsstatistik selbst sagt darüber (Bd. 211 S. 314): „Das geringfügige Herabgehen des Anteils, welches sich für die erwerbstätigen Frauen einschließlich der Dienenden zeigt, sobald die Mithelfenden für sich gestellt werden (der Anteil sinkt von 20,6 v. H. im Jahre 1895 auf 20,2 im Jahre 1907), darf also nicht als ein Sinken der Erwerbsbeteiligung innerhalb des weiblichen Geschlechts angesprochen werden, zumal auch die Steigerung des nebenberuflichen Erwerbs beim weiblichen Geschlecht nicht zu vernachlässigen ist".

Herr Heinemann hat drei Sätze aufgestellt, von denen Herr Langemann behauptet, daß „noch keine Frauenrechtlerin sie widerlegt habe". Wir haben keinen Grund, unsern Lesern diese zerschmetternden Sätze vorzuenthalten. Sie lauten:

„1. Eine allgemeine Vermehrung der außerhäuslichen Erwerbsarbeit weiblicher Personen hat unter Berücksichtigung des Zuwachses der weiblichen Bevölkerung nicht stattgefunden.

2. Es ist lediglich eine Verschiebung eingetreten, indem die Frauen und Mädchen in Männerberufe eingedrungen sind, während in weiten Gebieten ureigenster Frauenarbeit gleichzeitig Mangel an Arbeitskräften eintrat.

3. Die Behauptung, daß den im Jahre 1895 ermittelten $6^1/_2$ Millionen erwerbstätigen Frauen 1907 bereits $9^1/_2$ Millionen gegenüberstanden, ist unhaltbar."

Zu 1. Wenn Herr Heinemann „allgemein" und „außerhäuslich" unterstreicht, hat er recht. Niemals hat die Frauenbewegung das bestritten. In den allerersten Aufsätzen zur Berufszählung von 1907 aus unseren Kreisen ist klipp und klar gesagt, daß der Zuwachs vor allem auf die Mithelfenden fällt.

Zu 2. Ist im zweiten Teil falsch. Wo sind diese weitesten Gebiete ureigenster „Frauenarbeit"? Der Abnahme der weiblichen Dienstboten (um 64 574) entspricht eine

Digitized by Google

Zunahme des nicht im Haushalt lebenden Hauspersonals (um 84 427). Ein tatsächlicher Rückgang also der häuslichen Hilfskräfte ist nicht erfolgt. Und wo sind sonst solche „ureigenste" Gebiete? Wir wären froh, wenn wir welche wüßten!

Zu 3. Es ist hundertmal erörtert, und von mir auch in meiner Kritik des Herrn Langemann wieder ausgeführt, wie weit hier andere Zählmethoden mitsprechen, wie weit ein wirklicher Zuwachs da ist. Die Organe der Frauenbewegung haben auch hier stets die statistischen Tatsachen unvoreingenommen dargestellt.

Herr Langemann sagt zum Schluß: „Wenn diese Dame (er meint mich) eines Tages ein von mir stammendes literarisches Erzeugnis wohlwollend besprechen würde, so wäre das für mich der sicherste Beweis dafür, daß ich selbst mich auf falschem Wege befände" — augenscheinlich will er also lieber weiter falsche Zahlen gebrauchen als riskieren, daß ich eines Tages wohlwollend anerkenne: Herr Langemann kann nun endlich die Statistik lesen.

* * *

Aber eine Frage könnte man sich zum Schluß noch stellen: hat es irgendwelchen Zweck, an die Widerlegung des Herrn Langemann Zeit und Papier zu wenden?

Selbstverständlich — das hat mehrjährige Erfahrung gezeigt — wird keine sachliche Widerlegung irgendeinen Führer des Antibundes hindern, die widerlegten Behauptungen wieder und wieder aufzustellen, wo noch auf irgendwelchen Glauben zu hoffen ist. Und darum sind es auch nicht die Gegner selbst, um deretwillen wir uns immer einmal diese unerfreuliche Arbeit machen müssen. Es bleibt ein anderer Zweck, ein wertvollerer: den Unkundigen und Fernstehenden zu zeigen, daß die gegen uns vorgebrachten Argumente Seifenblasen sind, die zerplatzen, so wie man nur mit dem Finger daran rührt.

Helene Lange.

Deine Hand.

Kein Menschenantlitz hab ich so gekannt
Wie deine sehnig schmale braune Hand.

Sie hat in meiner Kinderhand geruht,
Wenn heiter scherzend deine Stimme fragte,
Und fühlte nicht, wie durch mein junges Blut
Der heiße Pulsschlag früher Sehnsucht jagte. —

Wir tanzen abends. Deine Hand ist heiß,
Dein schlanker Körper gleitet stolz und leicht. —
Du lachst mit raschem Atem. — Niemand weiß,
Daß dir das Fieber durch die Adern schleicht — —

— — — Nun ist es lang, daß dich die Erde deckt,
Dein Schritt hat seine kurze Bahn durchmessen,
Und einsam hast du dich zur Ruh gestreckt.
Nun hat dich selbst dein Freund schon halb vergessen.

Ich aber fahre heut noch jäh empor,
Wenn einer deiner Heimat Laute spricht.
Mir liegt noch deiner Stimme Klang im Ohr —
Ich sehe noch dein sonnenbraun Gesicht — —

E. Godbersen.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Die Berechtigungen der preußischen Oberlyzeen** sind, wie bereits erwartet wurde, durch einen Erlaß des Kultusministers erweitert worden. Wir heben als das wichtigste daraus hervor, daß die Inhaberinnen des Reifezeugnisses des Oberlyzeums zu allen Hochschulstudien, bezw. akademischen Berufen auf Grund von Nachprüfungen zugelassen werden sollen, die sie ein Jahr nach Erwerb ihres Zeugnisses ablegen können, und zwar wird ihnen anheimgegeben, das Reifezeugnis der Oberrealschule, des Realgymnasiums oder des Gymnasiums zu erwerben. Im ersten Falle haben sie eine Ergänzungsprüfung in Mathematik, Physik und Chemie, im zweiten in Latein und Mathematik und im dritten in Latein und Griechisch abzulegen. Wir kommen auf den ganzen Erlaß noch eingehend zurück.

* **Ein philosophischer Preis** ist von der Berliner philosophischen Fakultät an eine Frau verliehen worden. Es handelte sich um eine Preisaufgabe über die Monadenlehre von Leibniz, die am besten von einer als Gasthörerin bei der Universität eingeschriebenen Lehrerin, Fräulein Klara Strack, gelöst wurde. Es bedurfte der ausdrücklichen Genehmigung des Unterrichtsministeriums, daß ihr der Preis verliehen wurde, der eigentlich nur für immatrikulierte Studenten bestimmt ist.

* **Frauenstudium an österreichischen Universitäten.** An den österreichischen Universitäten ist den Frauen die philosophische Fakultät seit 1897, die medizinische seit 1900 geöffnet. Die juristische und staatswissenschaftliche ist ihnen bis heute verschlossen, d. h. sie sind nur als Hospitantinnen zugelassen. Die Ziffern der Studentinnen an den Universitäten Wien, Prag, Lemberg, Czernowitz, Krakau, Gratz und Innsbruck sind in den letzten drei Jahren in interessanter Progression gestiegen. Sie betragen heute in der medizinischen Fakultät 395 ordentliche und 7 außerordentliche Studentinnen, in der philosophischen 657 ordentliche und 892 außerordentliche Hörerinnen. Sehr charakteristisch ist, daß an der Prager deutschen Universität sowohl die Zahl der ordentlichen wie der außerordentlichen Hörerinnen zurückgeht, während sie an der tschechischen steigt.

Berufliches.

* **Das Urteil eines Statistikers über die Frauenerwerbsarbeit.** Der Direktor des Königlich Bayerischen Statistischen Landesamts, Herr Ministerialrat Professor Dr. Friedrich Zahn, hat kürzlich in den Münchener Neuesten Nachrichten einen Aufsatz über die Beteiligung der Frau am modernen Erwerbsleben (international betrachtet) veröffentlicht, dem wir folgendes entnehmen:

„Die Vermehrung der weiblichen Erwerbsarbeit hat im großen und ganzen eine Verdrängung der Männerarbeit nicht gebracht. Der Industrialisierungs- und Verstadtlichungsprozeß in den einzelnen Kulturstaaten schuf überhaupt mehr Erwerbsgelegenheit, und an dieser partizipieren neben den Männern, die nach wie vor das Hauptkontingent der Erwerbsarbeit stellen, auch die Frauen. Allerdings hat der bisherige starke Abstand, der zwischen Männer- und Frauenarbeit zuungunsten der letzteren bestand, im Laufe der letzten Jahrzehnte sich abgeschwächt. Die Männer wenden sich hierbei den neuen, von der Technik erschlossenen und lohnenderen Arbeitsgebieten zu, die Frauen übernehmen — im allgemeinen wenigstens — die von den Männern verlassenen Arbeitsstellen (z. B. in der Landwirtschaft) und die von Natur aus ihnen mehr als den Männern gelegenen Arbeitsverrichtungen. Begünstigt wird dieser verstärkte Einzug der Frau ins Erwerbsleben noch durch die Schwierigkeiten der Arbeiterverhältnisse in der Landwirtschaft und Industrie, sowie durch das Vordringen der Arbeitsmaschinen, die so manche gewerbliche Arbeit im Mittel- und Großbetrieb gegen früher vereinfachten und so der weiblichen Arbeitskraft zugänglich machten. Die erwähnten weiteren und rascheren Fort-

Digitized by Google

schritte, die die Beteiligung der Frau am Erwerbsleben machte, sind um so bemerkenswerter, als in mehreren Staaten eine Reihe von Schutzvorschriften im Interesse der Gesundheit und Sittlichkeit und mit Rücksicht auf den zukünftigen Mutterberuf erlassen sind und dadurch die Frauenarbeit, insbesondere die eheweibliche Fabrikarbeit an sich erschwert wurde. Aber wirtschaftliche Motive auf seiten des Arbeitgebers und der Arbeitnehmerin setzen sich darüber hinweg."

* **Eine Oberin für ein Frauengefängnis** wurde am 1. Oktober vorigen Jahres zum ersten Male versuchsweise in Preußen eingesetzt und gegen Ende 1912 als selbständige Oberin bestätigt. Wie wir hören, sind die Erfahrungen am Berliner Frauengefängnis durchaus erfreulich. Deshalb liegt es, wie offiziös angekündigt wird, in der Absicht der Justizverwaltung, allmählich noch weitere Stellen dieser Art zu schaffen. Voraussichtlich werden im neuen Etat Mittel hierfür angefordert werden. Das Frauengefängnis in Wronke hat bereits gleichfalls eine Oberin als selbständige Leiterin der Anstalt erhalten.

* **Eine Konferenz deutscher Photographinnen** fand am 21. September, einberufen vom Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau, in Berlin statt. Von verschiedenen Photographinnen wurden die den Beruf beschäftigenden Probleme der Lehrlingsausbildung in Ateliers und Lehrwerkstätten, der Gehaltsverhältnisse, des Fortbildungsunterrichtes eingehend erörtert. Das Ergebnis war der Entschluß, eine zweite Konferenz im Jahre 1914 in Leipzig zu veranstalten. Eine Berufsorganisation der Photographinnen wurde nicht begründet, wohl mit Rücksicht darauf, daß die Photographinnen in den Fachorganisationen der Männer organisiert sind.

* **Jubilarinnen im Telegraphendienst.** Im Oktober 1873 wurden hauptsächlich auf Befürwortung der Kaiserin Friedrich und auf besondere Bemühungen des Lette-Vereins die ersten weiblichen Beamten im Telegraphendienst angestellt. Von diesen Beamtinnen feierten kürzlich drei in Berlin ihr 40jähriges Dienstjubiläum. Alle drei wirken noch rüstig in ihrem Amt.

Soziale Fürsorge.

* **Sozialer Dienst in städtischen Krankenhäusern.** Eine Reihe von Berliner Frauenvereinen haben an die Deputation für das Krankenhauswesen die Bitte gerichtet, es möge in den unter städtischer Verwaltung stehenden Krankenhäusern eine systematisch ausgestaltete soziale Fürsorge durch Frauen zugelassen werden, die in der Wohlfahrtspflege erfahren sind. Die Bedeutung einer solchen Fürsorgetätigkeit auch für die Heilerfolge des Krankenhauses reicht zweifellos sehr weit. Es handelt sich vor allem darum, von den Patienten eine eventl. bestehende soziale Notlage zu erfahren und durch Familienfürsorge ihr zu steuern. Es wäre dringend zu wünschen, daß die Krankenhausdeputation der Hilfsbereitschaft der Frau ein weitgehendes Entgegenkommen zeigt.

Sittlichkeitsbewegung.

* **Die verführten Männer.** In der Beurteilung der Breslauer Sittlichkeitsaffäre hat die „doppelte Moral" einmal wieder höchst merkwürdige Blüten gezeitigt. 36 Männer sind des Verkehrs mit minderjährigen Mädchen beschuldigt, zwei davon entziehen sich den Verhandlungen vorher durch Selbstmord. Es stellt sich heraus, daß zwei Mädchen von jetzt 13 und 17 Jahren als Mitschuldige im Mittelpunkt der ganzen Affäre stehen. Der Vorsitzende hat nun in den Verhandlungen hervorgehoben, daß „nicht die Mädchen die eigentlichen Opfer seien, sondern die Männer, die nicht die genügende sittliche Kraft hatten, der Versuchung zu widerstehen". Eine kläglichere Selbsteinschätzung läßt sich nun wirklich kaum denken. Zwei halbe Kinder — von denen das eine schon ganz jung von einem älteren Burschen verführt wurde — aus einem von Versuchungen umstellten Milieu auf der einen Seite, und 36 Männer, zum Teil in mittleren Jahren und in gehobenen, geachteten bürgerlichen Stellungen auf der andern — man sollte meinen, die Auffassung, die hier 36 Männer als verführte Opfer von zwei halbwüchsigen Mädchen hinstellt, müßte ihren männlichen Geschlechtsgenossen zu blamabel sein, um sie auszusprechen. Statt dessen erwägt die Presse, ob es nicht richtig sei, den Schutzalterparagraphen abzuschwächen!

Politik.

* **Weibliche Abgeordnete** sind jetzt 21 im finnländischen Parlament. Eine größere Zahl, als sie bisher jemals erreicht gewesen ist. Damit ist die Behauptung widerlegt, die man oft bezüglich der Verhältnisse in Finnland gehört hat, daß nämlich die Neigung der Wähler, weibliche Kandidaten zu wählen, oder die Neigung der Frauen, sich aufstellen zu lassen, zurückgegangen sei. Von den gewählten Frauen sind 13 Sozialdemokratinnen. Unter den weiblichen Abgeord-

Digitized by Google

neten der schwedischen Partei finden sich verschiedene auch in Deutschland bekannte Namen, so der von Anni Furuhjelm, der zweiten Vorsitzenden des Deutschen Weltbundes für Frauenstimmrecht. In der jungfinnischen Partei ist Fräulein Dr. phil. Hultin, eine Lehrerin und auch wissenschaftlich bekannte Frau.

* **Ein englisches Urteil über die Suffragettes.** In der »English Review« ist ein ausgezeichneter Aufsatz von Israel Zangwill »The Militant Suffragist« erschienen, dessen Schluß wir folgendes Urteil über die englische Regierung entnehmen:

„Die Irrtümer politischer Neulinge, die sich in unbekanntes Land begeben, aber ihr Leben für ihre Sache einsetzen, werden der Nachwelt gering erscheinen im Vergleich zu des liberalen Führers Sünde gegen den Liberalismus. Daß der Vorkämpfer des Volkes, der historische Besieger der Lords, der böse Genius der Frauenbewegung sein muß, ist ein tragisches Paradoxon. Mr. Asquith ist ein Staatsmann von ernsten und hohen Ideen und sonst untadliger Ehrenhaftigkeit, aber die zuletzt von ihm angenommene Pose, es sei ebensowenig für wie gegen das Frauenstimmrecht zu sagen, ist noch erstaunlicher als seine frühere Gegnerschaft. Die war verrückt, aber würdig; dies ist unverzeihliche Frivolität. Eine kürzlich erschienene Zeichnung in der ‚Suffragette' stellt die Gerechtigkeit dar, wie sie zu ihm sagt: ‚Warum gibst du ihnen nicht das Stimmrecht und erlöse mich von Taten, die meinen Namen schänden?' Und Mr. Asquith erwidert: ‚Nun genug davon, Weib, ich habe mir die ganze Zeit gedacht, daß du auf ihrer Seite wärest.' Wenn er es wirklich nicht die ganze Zeit schon geargwöhnt hat, so tut er es mindestens jetzt. Und das breite Publikum argwöhnt es, und ist bereiter, das Frauenstimmrecht anzunehmen als manches Projekt, das Politiker trügerisch damit verquicken. Daß das Frauenstimmrecht über Mr. Asquiths Leiche hinweg siegen wird, ist eine der wenigen Gewißheiten der nächsten Zukunft."

* **Frauenstimmrecht in Belgien.** Auf dem Kongreß der demokratischen Liga — einer Art katholischen Volksvereins — ist eine vom Vorstand eingebrachte Resolution angenommen, die eine Verfassungsänderung zugunsten des Frauenwahlrechts fordert.

Verschiedenes.

* **Der Anteil der Frau am religiösen Leben der Gegenwart** wurde auf dem Protestantentag in Berlin in einer besonderen Frauenversammlung durch Fräulein Margarete Henschke behandelt. So viel sich grundsätzlich gegen die Veranstaltung weiblicher Sonderversammlungen bei einer Tagung von ganz gleicher Bedeutung für Mann und Frau sagen läßt, so bewies doch der Verlauf der Versammlung in erfreulicher Weise das rege Interesse, das die Frauen dem behandelten Thema entgegenbringen. In der Diskussion wurden die Schwierigkeiten, die sich insbesondere den religiös-liberalen Frauen bei ihrer Teilnahme am Gemeindeleben entgegenstellen, von den verschiedensten Seiten beleuchtet: die kirchenpolitische Zerspaltung der Gemeinden, der Ausschluß vom Gemeindewahlrecht und der Gemeindeverwaltung, die Hemmungen, die die bestehenden Formen des Gemeindelebens religiös-liberalen Menschen oft genug darbieten. Jedenfalls zeigte es sich, daß eine Vorbedingung regerer Mitarbeit, nämlich das lebendige Interesse bei den Frauen selbst, in stärkerem Maße vorhanden ist, als es oft nach außenhin erscheint.

* **Die zweite Generalversammlung des Bundes zur Bekämpfung der Frauenemanzipation** war am 11. und 12. Oktober in Berlin. Ein Bürgermeister von Schmalkalden trat für weibliche Eigenart und besondere Frauenhochschulen ein, Herr Döring hielt die Programmrede der Deutsch-Nationalen Handelsgehilfen gegen die fachliche Fortbildungsschule für Mädchen, Herr Oberlehrer Oberfohren bekämpfte auf einem etwas höheren Niveau als die anderen Redner — aber selbstverständlich ohne irgendwelche gründlichere Sachkenntnis über die schon vorhandene amtliche Mitarbeit der Frau in der Kommune — die Verleihung obrigkeitlicher Befugnisse an die Frauen, und Herr Pfarrer Werner, „der Frankfurter Paulskirchenpfarrer", wie die „Deutsche Tageszeitung" ihn nennt (vom Geist der Paulskirche ist leider nichts in ihn hineingedrungen), erreichte den Rekord an unsachlicher Kampfesweise. Merkwürdigerweise scheinen die Gegner anzunehmen, die deutsche Frauenbewegung wolle ihre Stimmrechtsforderung verbergen und verschleiern. Warum sie das tun sollte, müssen sie selbst wissen. Herr Pfarrer Werner tat während seiner ganzen Rede so, als habe er die Frauenbewegung bei einer heimlichen Verschwörung ertappt, indem er Worte ihrer Führerinnen über das Stimmrecht zitierte. Und im Hinblick auf die Tagung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Gießen, auf deren Programm klar und deutlich das Thema stand: „Wege zum Frauenstimmrecht", beklagt sich ein Oberlehrer in der „Deutschen Tageszeitung" über das Versteckspiel bezüglich der eigentlichen Ziele.

Im übrigen fängt der Gegnerbund seine Sache jetzt nach allen Regeln agitatorischer Kunst an; er hat sich einen Geschäftsführer

Digitized by Google

engagiert, der z. B. auf der Tagung des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine dringlichst aufforderte, man möchte doch das Blättchen des Bundes lesen. Ja, er hat ganze 25 ℳ ausgesetzt als Preis für den besten Entwurf zu einer Bundespostkarte. Wen das nicht lockt!: erst schon die hehre Aufgabe und dann noch ganze 25 ℳ!!

Versammlungen und Vereine

Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Gießen.

Bei jeder Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins zeigt es sich deutlicher, daß die Spezialisierung des Vereins zu einem Verband für Frauenarbeit und Frauenrecht in der Gemeinde seine Entwicklung in sehr glückliche Bahnen gelenkt hat. Es entsteht unter den Vertreterinnen seiner Ortsgruppen und Zweigvereine gerade durch diese Konzentration eine engere Arbeitsgemeinschaft. Es lassen sich Einzelgebiete in der Tat gründlich und fruchtbar diskutieren. Das zeigte sich auch diesmal. In den Vormittagsversammlungen wurden praktische Fragen aus dem besonderen Arbeitsgebiet des Verbandes erörtert. Dr. M. E. Lüders, städtische Wohnungsinspektorin in Charlottenburg, sprach über die Aufgaben der städtischen Wohnungspflege und die weibliche Wohnungsinspektion. Wir werden ihre Ausführungen in der nächsten Nummer der „Frau" im Wortlaut bringen. In der Diskussion ergänzte Dr. Marie Kröhne den Vortrag durch Erfahrungen in der ländlichen Wohnungspflege.

Sie wies besonders auf den neuen preußischen Wohngesetzentwurf hin, der die ländliche Wohnungsaufsicht nur als fakultative Einrichtung einführen will. Es ist zu befürchten, daß unter diesen Bedingungen die ländliche Wohnungsaufsicht nicht in Kraft tritt. Das ist um so schlimmer, als die schlechten Wohnsitten der Landbevölkerung bei dem Zuzug in die Großstädte die städtische Wohnungsnot steigern. Die Frauen sollten diesem Punkt ihre Aufmerksamkeit zuwenden. In der Diskussion werde vor allem die Notwendigkeit beruflicher an Stelle der ehrenamtlichen Wohnungspflege betont, deren praktische Bedeutung sehr gering sei. Es wurde zum Schluß die Gründung einer Kommission in Verbindung mit der Zentrale für Gemeindeämter der Frau beschlossen, die sich dem Ausbau der Wohnungspflege unter Zuziehung von Frauen widmen sollte.

Am zweiten Verhandlungstag sprach Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner über „Die Ausbildung für die sozialen Frauenberufe". Sie stellte die Vorzüge der beiden Vorbildungswege — soziale Frauenschule und Universität — nebeneinander und meinte, daß die Abwägung dieser Vorzüge mit Rücksicht auf die spätere Verwendung der Frauen schon wegen der Differenzierung der sozialen Frauenberufe schwer durchführbar sei.

Mit einer Spaltung in mittlere und höhere soziale Berufe und deren Zuweisung an verschieden vorgebildete Persönlichkeiten kommt man nicht weit, doch nähert man sich der Lösung der Vorbildungsfrage viel mehr, wenn man die Trennungslinie zwischen freien sozialen Berufen und staatlichen und kommunalen Ämtern zieht. Für die freien sozialen Berufe wird, wenn die geeignete Persönlichkeit vorhanden ist, die Ausbildung in einer Frauenschule häufig ausreichen. Nicht so in staatlichen und kommunalen Ämtern. Hier handelt es sich um Stellungen, die dem Beamtenorganismus eingegliedert sind. Will man, daß innerhalb dieses die Beamtin ihrem männlichen Kollegen gleichgestellt sei, so muß man ihr auch die gleiche Vorbildung geben, die er hat.

In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, daß sich auch bei den kommunalen Posten schon eine Gliederung in mittlere und höhere anbahne, andererseits aber auch darauf hingewiesen, daß ein sozialer Beruf niemals im bureaukratischen Sinn „mittlerer Dienst" sei, da er immer auf selbständiger Initiative und persönlich vertiefter Auffassung beruhe.

Wenn auch die Analogie zur männlichen Ausbildung im Interesse der Stellung der Beamtin aufrechterhalten werden müsse, so sei doch die sachlich beste Ausbildung vermutlich eine soziale Akademie, die theoretisches Wissen ohne den Zweck der Gelehrtenbildung vermittle und zugleich stärker auf die Praxis zugeschnitten sei.

Eine speziell in Hessen aktuelle Frage kam zur Sprache in dem Thema des weiblichen Einflusses in der Mädchenschule. Im Anschluß an ein Referat von Fräulein Dr. Gosche beleuchtete Fräulein Pfnor aus Darmstadt die hessischen Schulverhältnisse, in denen durch eine Verbindung von ungünstigen Umständen die Lehrerin in der Mädchenerziehung eine bedauerlich geringe Rolle spielt. In der Diskussion wurden von verschiedenen Müttern die erzieherischen Bedenken gegen das Fehlen des weiblichen Einflusses und das Überwiegen junger Lehramtskandidaten geltend gemacht und eine Massenpetition der hessischen Frauen um Abänderung dieser Verhältnisse angeregt.

Ein verhältnismäßig neues Arbeitsgebiet behandelte ein Bericht von Frau Irma Wolff-Halle über das Problem der Konsumentenorganisation und der Erziehung der Hausfrauen für eine besonnene Wahrnehmung der Konsuminteressen nach wirtschaftlicher und ästhetischer Richtung. Die rege Diskussion zeigte nicht nur das lebhafte Interesse an dieser

Digitized by Google

modernen und immer wichtiger werdenden Aufgabe, sondern bewies auch, daß schon manche Anfänge da sind, die nur des Ausbaus und der Zusammenfassung bedürfen: Die bayerische Zentrale zur technischen Beratung der Hauswirtschaft, von der Frau Singer berichtete, der Käuferbund repräsentierten verschiedene Seiten der hier in Betracht kommenden Bestrebungen. Frau Traun-Hamburg und andere hielten innerhalb der Käuferorganisationen eine Erweiterung der Aufgaben für notwendig, die bisher zu ausschließlich in der Beeinflussung der Angestelltenverhältnisse gesucht werden. Im Anschluß an die Diskussion wurde folgender Beschluß gefaßt: Der Allgemeine Deutsche Frauenverein will den sozialen Konsumtionsproblemen der Gegenwart erhöhte Aufmerksamkeit schenken und die Behandlung der betreffenden Probleme (Wohnung, Wohnungseinrichtung, Kleidung, Nahrung) in den einzelnen Vereinen anregen, gegebenenfalls in besonderen Gruppen, welche vornehmlich auch die Hausfrauen zur Mitarbeit heranziehen.

Ein Antrag des Vorstandes betr. die Beseitigung der gesetzlichen Bestimmungen und Verwaltungsmaßnahmen, die der Ehefrau des Beamten die Ausübung einer selbständigen Erwerbstätigkeit erschweren, wurde angenommen.

Eine schon auf der vorigen Generalversammlung zur Sprache gebrachte Frage: organisatorische Versuche zur Reform der privaten Wohltätigkeit wurde durch Fräulein Helene Bonfort-Hamburg an der Hand neuer Tatsachen behandelt. Solche Versuche bestehen in etwa 30 Städten. Die Erfahrungen zeigen, daß es in jedem Einzelfall sehr schwer ist, vorhandene und oft von einflußreicher Seite begünstigte Traditionen der privaten Wohltätigkeit zu durchbrechen. Der Protest müßte vor allem von den Armen- und Waisenpflegerinnen ausgehen, deren Tätigkeit durch falsche und taktlose Methoden der Mittelbeschaffung am stärksten gestört wird. Das wichtigste ist die Zentralisation. Sie kann entweder durch Zusammenschluß vorhandener Vereine oder als Sonderorganisation vorgenommen werden. Der letzte Weg ist in Hamburg beschritten. In der Diskussion wurde besonders aus den Mittelstädten betont, daß bei aller grundsätzlichen Ablehnung von Festen, Blumentagen usw. eine radikale Beseitigung nicht möglich sei und nur eine allmähliche Reform angestrebt werden könne. Mannigfache organisatorische Maßnahmen wurden empfohlen, um vor allem die Verschwendung von Mitteln an ungeeigneter Stelle zu vermeiden. Der Verein wird die Reform weiter verfolgen.

Die Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau, über die Frau Apolant berichtete, ist durch die Anstellung einer nationalökonomisch gebildeten Geschäftsführerin in ein neues Arbeitsstadium getreten.

Sie veranstaltete im Laufe des Sommers eine Enquete, um zuverlässiges Material über die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde zu gewinnen. Die Fragebogen gingen den Verwaltungen aller Stadt- und Landgemeinden des deutschen Reiches mit mehr als 6000 Einwohnern zu. Es liefen 814 Antworten ein, die nach Ergänzung durch 180 Rückfragen als Material für die Neuauflage der Schrift „Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde" (Verlag B. G. Teubner) verwendet wurden. (Siehe den Aufsatz von Dr. M. Bernhard in dieser Nummer.) Die Schrift stellt die gesetzlichen Bestimmungen der einzelnen Bundesstaaten betr. die Mitarbeit der Frau in der kommunalen Wohlfahrtspflege und Schulverwaltung zusammen und gibt in Text und in Tabellen einen Einblick in die ehrenamtliche und besoldete Frauentätigkeit in der Gemeinde. In einem Anhang findet das europäische Ausland eine kurze Darstellung.

In den öffentlichen Abendversammlungen behandelten Dr. Marie Bernays in einem außerordentlich sachkundigen und klaren Vortrag (er wird in der Januarnummer der „Frau" erscheinen) die Frage: „Besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und Geburtenrückgang?" Dr. Gertrud Bäumer das Thema: „Wirtschaftliche Tatsachen und Kulturforderungen in der Frauenfrage." Helene Lange: „Wege zum Frauenstimmrecht" (siehe den Leitartikel dieser Nummer). Die Beteiligung von Behörden, Universität und Publikum in Gießen zeigte das rege Interesse der Bevölkerung und entsprach dem arbeitsfrohen Geist von dem die Verhandlungen erfüllt waren.

Verband fortschrittlicher Frauenvereine.

Die verheiratete Frau in Familie, Gesellschaft und Volkswirtschaft war das Thema, das im Mittelpunkt der Verhandlungen des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine gelegentlich seiner Generalversammlung in den letzten Septembertagen stand. Professor von Wiese behandelte in einem Vortrag die Stellung der Ehefrau im patriarchalischen Familienverband und unter dem Einfluß der modernen rechtlichen und ökonomischen Entwicklung, dabei insbesondere die Tatsache beleuchtend, daß der gepriesene patriarchale Lebenszuschnitt der Frau keineswegs weder die Achtung noch den Schutz vor Ausbeutung gewährt habe, den grundsätzliche Lobredner vergangener Zeiten an diesem Zustande rühmen. Über die Verbindung des Familienberufs und der Erwerbsarbeit sprachen teils in öffentlicher Abendversammlung, teils in Vormittagsverhandlungen Frau Dr. Renetta Brandt, Frau Dr. Ratzka-Ernst, Frau Adele Schreiber-Krieger und Fräulein Else Lüders. Grundsätzlich Neues zu dem schwierigen Problem ergab sich auch durch die Diskussionen nicht. Die Frage selbst ist zu vielgestaltig und liegt insbesondere in den verschiedenen Schichten zu verschieden, als daß sie in wenigen Stunden wirklich gefördert werden könnte. Die Vorträge der Vormittagsversammlung, die ja die Grundlage für eine Durcharbeitung des Gebietes in der Diskussion geben sollten, mußten sich darauf beschränken, die Ausdehnung der Ehefrauenarbeit in den verschiedenen Berufsschichten darzustellen und die vorhandenen oder möglichen sozialpolitischen Maßnahmen zu nennen. Für eine grundsätzliche Stellungnahme und wirkliche Klärung der vorliegenen Probleme reichte die Zeit nicht. Der Verband fortschrittlicher Frauenvereine hat sich als solcher aufgelöst und es bleibt eine Zentrale für die Be

Digitized by Google

arbeitung der Frage „Beruf und Ehe" bestehen. Diese Zentrale kann gewiß nützliche Arbeit leisten, wenn sie an das Problem nicht mit propagandistischen Absichten herangeht. Es gibt wohl kein Gebiet der Frauenbewegung, auf dem man sich so wie auf diesem hüten muß, den Frauen Lebensformen aufzuzwingen, die ihren eigenen Wünschen nicht entsprechen.

Die Generalversammlung des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht.

Die Eisenacher Tagung des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht unter dem Vorsitz von Frau Marie Stritt scheint eine vorläufig endgültige Klärung der Frage gebracht zu haben, unter der die Entwicklung des Vereins nun schon solange in schmerzlichster Weise laboriert: der Frage, ob der Verband auch ferner das Frauenwahlrecht auf der Grundlage des allgemeinen, geheimen und direkten Wahlrechtes erstreben soll. Es ist beschlossen, den vielerörterten § 3 der Satzungen beizubehalten. Damit sind wenigstens klare Verhältnisse geschaffen. Es gibt nun endgültig einen Verband, der in demokratischem Sinne für das Frauenstimmrecht arbeitet. Sicher hat er in der Frauenstimmrechtsbewegung seine besonderen Aufgaben. Aber man muß sich einerseits klar darüber sein, daß dieser Verband nicht, wie immer sophistisch behauptet worden ist, parteipolitisch neutral ist, und ferner, daß bei dieser klaren demokratisch-parteipolitischen Stellungnahme eines Stimmrechtsverbandes ein anderer notwendig bleibt, der die Möglichkeit hat, Frauen von beliebiger Stellung zum Wahlrecht aufzunehmen. Wenn diese beiden Gesichtspunkte nun vielleicht endlich klargestellt sind, könnten die beiden Verbände ohne Schwierigkeiten nebeneinander arbeiten.

Ein neues Problem aber warf die diesjährige Tagung des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht auf: die Verbindung der Frauenstimmrechtssache mit der Friedensbewegung. Die Beziehungen zwischen beiden beleuchtete Frau Anna Lindemann in einem Vortrag. Dazu ist zu sagen: wenn auch ganz zweifellos — auch der entschiedenste Vertreter des Militarismus wird das nicht anders haben wollen — der Einfluß der Frau immer der Erhaltung und nicht der Zerstörung des Lebens dienen wird, so scheint es doch bedenklich, Frauenstimmrecht und Friedensbewegung in eine allgemeine grundsätzliche Beziehung zueinander zu bringen. Es bedeutet das eine vorzeitige Einengung der Motive, aus denen der Kampf um das Frauenstimmrecht hervorgeht, Motive, unter denen bei vielen Frauen ein starkes, wehrhaftes Nationalbewußtsein eine entscheidende Rolle spielt. Und niemand wird sich der Tatsache verschließen, daß noch für lange hinaus es Pflicht politisch verantwortlicher Frauen sein kann, auch die äußersten Konsequenzen der Notwendigkeit nationaler Selbstbehauptung zu ziehen. Angesichts dieser Umstände wäre es auch taktisch nicht richtig, wenn diejenigen Frauenstimmrechtskämpferinnen, denen sich ihre Forderung mit der Friedensidee verbindet, diese Auffassung so in den Vordergrund stellten, daß nach außen hin beides allgemein identifiziert wird.

Der Bund Deutscher und Österreichischer Künstlerinnen-Vereine

wurde auf Anregung des Münchener Künstlerinnen-Vereins bei Gelegenheit seines 25jährigen Jubiläums im November 1907 und auf die Einladung des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin im Mai 1908 im Heim des letzteren gegründet; er stellt die erste Organisation der deutschen Künstlerinnenschaft dar und umfaßt heute folgende Vereine:

Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin.
Braunschweigischer Künstlerinnenverein.
Bremer Malerinnen-Verein.
Vereinigung schlesischer Künstlerinnen, Breslau.
Vereinigung der Künstlerinnen Hessen-Nassaus, Cassel.
Ortsverband Dresdener Künstlerinnen.
Künstlerinnen-Verein München.
Malerinnensektion des deutschen Vereins Frauenfortschritt zu Prag.
Schweriner Kunstvereinigung.
Verein bildender Künstlerinnen Österreichs, Wien.
Kunstgruppe des Rostocker Frauenvereins.
Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, Magdeburg.

Der Zweck des Bundes ist die berufliche Förderung der Künstlerinnen und die Vertretung ihrer ideellen und materiellen Interessen. Seine Wirksamkeit beschränkt sich demnach nicht auf die einmal in der Satzung festgelegten Programmpunkte; neue in der Künstlerschaft auftauchende Bewegungen ergeben neue Gesichtspunkte und Aufgaben.

Eine der wichtigsten Fragen ist die Erreichung der Gleichberechtigung, d. h. der ordentlichen Mitgliedschaft in allen den Künstlerkorporationen, welche diese bis jetzt den Künstlerinnen nicht zugestanden haben und in denen sie deshalb von dem Einfluß auf Vorstands- und Jury-Wahlen ausgeschlossen sind.

Die erste praktische Aufgabe des Bundes bestand in der gegenseitigen Annäherung der vorher nahezu ohne Fühlung stehenden Künstlerinnenvereine; er vermittelte dadurch einen Überblick über die weibliche Künstlerschaft. Zur Mitwirkung bei dem Streben nach den als wünschenswert erkannten Zielen erscheinen die bodenständigen Vereine zunächst berufen; sie kennen die einschlägigen d. h. lokalen Kunstverhältnisse und haben die Möglichkeit, entsprechenden Einfluß in ihrem Wirkungskreis zu üben. Daher suchte der Bund zunächst die bestehenden Lokalvereine heranzuziehen und auch solche Zusammenschlüsse zu begünstigen. Die Bundesvereine sind ferner grundsätzlich bestrebt, nur ernstes künstlerisches Arbeiten zu fördern. Wollen die im Kunstberuf stehenden Frauen volle Anerkennung ihres Werkes durch die Öffentlichkeit und durch die Kollegen, so müssen sie dem gefährlich anschwellenden Dilettantismus in der

Digitized by Google

Kunst durch gemeinsames Bemühen überall energisch entgegenarbeiten.

Durch die gegebene Anregung zur Organisation ist es an mehreren Orten bereits gelungen, eine Besserung im Sinne des Bundesprogramms herbeizuführen. Der Ortsverband Dresdener Künstlerinnen z. B. hat die ordentliche Mitgliedschaft für seine Mitglieder in der Dresdener Kunstgenossenschaft erlangt. Weiterhin haben die Anregungen, praktischen Berufsfragen erhöhtes Interesse zuzuwenden, an Künstlerversammlungen, Beratungen usw. sich möglichst zu beteiligen, schon günstige Ergebnisse gezeitigt; u. a. ist teilweise darauf zurückzuführen die Wahl weiblicher Mitglieder der allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft in Wahlprüfungs-, Hänge- und Aufnahme-Kommission, in Vorstände und Jury von Ortsverbänden der obigen und in einigen anderen Künstlervereinigungen und Kunstvereinen.

So hat der Bund manche praktischen Erfolge zu verzeichnen neben mancher fehlgeschlagenen Bemühung freilich, wie sie keiner Organisation erspart bleibt. Zu erwähnen ist noch, daß die Mitglieder bei den Bundesvereinen gegenseitig gastliche Aufnahme, beruflichen Rat und Auskünfte finden, wozu in zahlreichen Fällen bis jetzt Gelegenheit war.

Der Organisation der wirtschaftlichen Verbände, welche die gesamte Künstlerschaft zurzeit beschäftigt, brachte der Bund von Anfang an werktätiges Interesse entgegen. In den Kommissionen der betreffenden Lokalverbände wirken Künstlerinnen mit.

Durch die nun erfolgte Eintragung in das Vereinsregister (Amtsgericht München) noch mehr gefestigt, wird der Bund sein Wirken im Interesse der Künstlerinnen fortsetzen, durch welches er sich seine bereits anerkannte Position erworben hat.

Die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Groß-Berlin,

W. 30, Kyffhäuserstr. 21, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, Mädchen und Frauen zu ehrenamtlicher sozialer Arbeit heranzuziehen und zu schulen, sehen auf ein 20jähriges Bestehen zurück.

Es ist im Laufe der Jahre gelungen, eine sehr erhebliche Zahl von Frauen, insbesondere aber junge Mädchen, für eine soziale Hilfstätigkeit zu gewinnen. Nach dem soeben erschienenen Jahresbericht gehören zurzeit 1151 Mitglieder dem Verein an. Diese arbeiten in Armenpflegevereinen oder als städtische Armenpflegerinnen, in der Jugendfürsorge, in der Arbeiterinnenfürsorge u. a. m. Die Zahl der Anstalten und Behörden, die Hilfskräfte nachsuchen, steigt dauernd. Es wurden im letzten Jahre 267 Hilfskräfte überwiesen, doch überstieg die Nachfrage diese Zahl bei weitem. Die am Mittwoch und Sonnabend von 4 bis 5 Uhr in der Geschäftsstelle stattfindenden Sprechstunden des Vereins wurden von 426 Personen besucht. Auch die Stellenvermittlung für soziale Berufsarbeiterinnen wurde lebhafter in Anspruch genommen.

Zu den wichtigsten Ereignissen des Berichtsjahres gehört die Gründung eines „Deutschen Verbandes der Jugendgruppen und Gruppen für soziale Hilfsarbeit", die etwa 70 Schwestervereine aus allen Teilen des Reiches mit den Gruppen zum Zweck des Zusammenschlusses aller Gruppen zur Förderung der gemeinsamen Interessen, zur Unterstützung der einzelnen Gruppen durch Rat und Material verbindet.

Die Gruppen beriefen zum zweiten Male alle bestehenden Schwestervereine zu einer Tagung in Gotha, in der die Gründung beschlossen wurde. Im Anschluß an die erste Generalversammlung dieses Verbandes und auf Einladung der Berliner Gruppen fand eine „Soziale Woche" im April in Berlin statt, die von 72 auswärtigen Delegierten beschickt wurde.

Aus Anlaß des 20jährigen Bestehens der Gruppen ist im Braunschen Verlag, Karlsruhe, eine Festschrift von Fräulein Dr. Alice Salomon: „Zwanzig Jahre soziale Hilfsarbeit" erschienen, die die Entwicklung und Tätigkeit des Vereins sowie die Bestrebungen schildert, die, durch die Gruppen angeregt, eine Verbreitung durch ganz Deutschland gefunden haben.

Deutscher Fröbelverband.

Die 16. Hauptversammlung des Deutschen Fröbelverbandes fand Anfang Oktober in Halle statt. Die Vorsitzende, Frau M. Back-Frankfurt a. M. erstattete den Geschäftsbericht. Es sprachen darauf Fräulein Droescher-Berlin über Jugendpflege und Kindergärtnerin und Fräulein Dr. Gosche-Halle über Jugendpflege und Frauenschulen. Am zweiten Tage sprach Fräulein Klostermann-Bonn über den erzieherischen Wert der Fröbelschen Bewegungsspiele. Ihre Ausführungen wurden durch Kindergartenkinder, die Kreisspiele und Hortkinder, die schwedische Volksspiele vorführten, veranschaulicht.

Für die Ausbildung der Fröbelschen Kinderpflegerin waren von Fräulein Schwarz, Frankfurt a. M. Richtlinien aufgestellt, die zur Beratung standen. Es wurde festgesetzt: Ausbildungszeit mindestens 1 Jahr; Vorbildung: erfolgreicher Besuch der Volksschule; Unterrichtszeit wöchentlich 34 Stunden, die sich auf theoretische und technische Unterweisung, sowie praktische Arbeit im Kindergarten, Haushalt und Säuglingsheim verteilen.

Im Anschluß hieran fand die 12. Mitgliederversammlung des Allgemeinen Deutschen Kindergärtnerinnenvereins, die erste nach seiner Umgestaltung zur Berufsorganisation — statt. Die Vorsitzende, Frau Wiener-Pappenheim-Berlin gab den Geschäftsbericht. Der Verein wuchs im letzten Jahr von über 400 auf über 1300 Mitglieder; er hat 22 Ortsgruppen und fast 300 Einzelmitglieder. Vorträge, Fortbildungskurse, Ausflüge, gesellige Vergnügungen und Kunstgenüsse werden in den Ortsgruppen den Mitgliedern geboten. Es war schon lange als notwendig erkannt, bei der Anstellung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen Vertragsformulare zu verwenden. Die hierzu von Fräulein Böhl-Frankfurt a. M. ausgearbeiteten

Digitized by Google

Richtlinien, die sich auf Gehalt, Arbeitszeit, Arbeitsgebiete und Erholungszeiten der Angestellten bezogen, wurden beraten.

Berichtigung.

Zu einem Bericht über die Tagung der verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte, den wir im Augustheft in der Rubrik „Versammlungen und Vereine" brachten, sendet uns der Verband Deutscher Filialbetriebe E. V. eine Berichtigung. Eine Diskussionsrednerin hat, wie in diesem Bericht angegeben wird, als einen der Hauptmißstände für Filialleiterinnen die ungenügende Mittagspause genannt und eine Mittagspause von $1\frac{1}{2}$ Stunden gefordert. Der Verband Deutscher Filialbetriebe weist darauf hin, daß seit dem 1. Oktober 1900 in § 139c für die Filialleiterinnen genau wie für die männlichen Angestellten die Mittagspause eingeführt sei. Wir geben diese Berichtigung wieder und bemerken dazu, daß es sich in unserem Bericht ja nur um die Wiedergabe einer Äußerung in der Diskussion handelt, nicht aber um eine von der Redaktion selbst vertretene Behauptung.

Im Berliner Frauenverein

finden im Deutschen Lyzeumklub, Berlin W., Am Karlsbad 12/13, abends 8 Uhr, zum Besten unbemittelter Patientinnen weiblicher Ärzte folgende Vorträge von Dr. Gertrud Bäumer statt:

Lebensgefühl und Weltanschauung der Gegenwart im Spiegel ihrer Dichtung.

Mittwoch, den 22. Oktober:
1. Friedrich Nietzsche.

Mittwoch, den 12. November:
2. Karl Spitteler.

Mittwoch, den 10. Dezember:
3. Stefan George.

Mittwoch, den 14. Januar:
4. Gerhart Hauptmann.

Mittwoch, den 11. Februar:
5. Richard Dehmel.

Mittwoch, den 11. März:
6. Rainer Maria Rilke. Hugo von Hofmannsthal.

Bücherschau

Romane und Novellen.

„Der Sterlett." Novellen von Aage Madelung. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis 3 *M*, geb. 4 *M*.) Aage Madelung gehört zu den Typs des modernen Dichters, den in stärkster Form Jensen vertritt: zugleich kraftvoll, elementar, ja brutal und doch aufs äußerste raffiniert und nervös. Er schildert das wuchtige, urwüchsige Leben der russischen Steppen und Flüsse, er spricht von Tieren wie ein Bauer, ein Fischer oder Jäger so kundig und erfahren und vermag doch zugleich in dieser gewalttätigen Atmosphäre den prickelnden Reiz des Abenteuerlichen, Außergewöhnlichen spielerisch zu genießen. Die beiden Tiergeschichten von dem Brauthengst und dem Sterlett sind die stärksten in dem Bande. Die Schlußnovelle ist psychologisch fein und folgerichtig, aber sie gibt in ihren Motiven selbst einer Begabung wie Madelung nicht so die Möglichkeit eigensten Ausdrucks. In dem Stoff erinnert sie an eine der Erzählungen Tolstois. Ein Mann, der in den Tag hinein dem skrupellosen Lebensgenuß der Kleinstadt gelebt hat, und der nun plötzlich gespensterhaft unfaßbar und doch unabweisbar gewiß das Ende von dem allen in den Nerven fühlt. Die Sklerose als Seelenerlebnis, das ist das eigentliche Motiv, das mit grausiger Eindringlichkeit durchgeführt wird. Aage Madelung ist von den skandinavischen Novellisten ohne Zweifel einer der stärksten und meist versprechenden.

„Die Übermacht." Roman von Einar Hjörleifsson. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis geb. 1,25 *M*.) Der Roman spielt in der Hauptstadt von Island, und die Übermacht ist der von einem brutalen und skrupellosen Kommunalmachthaber geführte Mittelstand, der sich gegen seinen Pfarrer, einen aufrichtigen und strengen Idealisten, wendet. Das Motiv ist von Ibsens Volksfeind her nicht neu. Aber es ist hier in neuen, überzeugenden, kräftig gezeichneten Figuren gestaltet. Am deutlichsten wird der Junggeselle und gewissenlose Beherrscher der Stadt, Thorbjörn, der in der Kirchengemeinde sein Machtbedürfnis befriedigt, aber von aufrichtigem Interesse an Frömmigkeit und Sittlichkeit so fern wie nur möglich ist. Wie sich um Syra Thorwald, den Pfarrer, das Gewitter zusammenzieht, das ihn vernichten muß, wie jene Summe von scheinbar begründeten Verdächtigungen entsteht, der er erliegt, das ist mit viel Kunst des Aufbaus und dramatischen Fortschritts geschildert. Es entsteht vor uns eines der vielen pessimistischen Bilder des profanum vulgus, den zu gewinnen und zu besiegen vermutlich immer mehr dem Glück und Schicksal, als der reinen Macht des Guten verdankt wird.

„Lehrjahre in der Gosse." Roman von Christian Staun. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis 4 *M*, geb. 5 *M*.) Der Roman erinnert in seinem Stoff — Proletarierleben der Großstadt — an Nexös großartigen Arbeiterroman von Pelle dem Eroberer. Er schöpft wie dieser aus genauer Wirklichkeitsbeobachtung, die er mit naturalistischer Verve verwertet. Das „Leichenhaus", die Proletarierkaserne mit ihren schad-

Digitized by Google

haften Treppen, trüben Gasflammen, schmutzigen Korridoren, auf denen sich die Stimmen des Elends, der Verwahrlosung und Roheit, wie sie hinter den Reihen verfallener Türen laut werden, in einer wirren Symphonie sammeln. Ein Knabe mit tapferer Lebensenergie und allen Grundlagen zu anständigen und gesunden Gesinnungen wird hier unter Trunkenbolden und Zuhältern, zwischen geknechteten Frauen und Dirnen groß. Die Zerstörung seiner naturwüchsigen sittlichen Kraft, seines Glaubens und seiner Zukunftshoffnungen in dem unentrinnbaren Sumpf, in dem er wurzelt, erleben wir mit: folgerichtig und erschütternd. Die einzelnen Typen seiner Umgebung: Der großsprecherische Säufer, der sein Vater ist, die harte, arbeitsame Mutter, die halbwüchsige, linkische Schwester, die mannigfachen Typen heranwachsenden Verbrechertums, der Dirnengeist der Mädchen — das alles ist mit treffender Beobachtung dargestellt. Trotzdem steht der Roman künstlerisch weit unter Nexö. Und zwar in einem doppelten Sinn: er ist Elendsschilderung ohne den Glauben, der über Nexös Proletarier den menschlichen Adel der Lichtsucher und Kämpfer breitet. Und in der Darstellung fällt der Verfasser zuweilen in einen theoretisierenden Berichterstatterton. Immer wieder kommen allgemein konstatierende Sätze wie: Der Proletarier tut dies und das, er urteilt so und so, die den Stil der soziologischen Studie in ein Kunstwerk bringen. Trotz dieser Unausgeglichenheit ist der Roman ein starkes Buch, aus einer energischen und reichen Lebensanschauung heraus geschaffen.

„Gestalten und Erscheinungen." Von Felix Salten. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis 4 *M*, geb. 5 *M*.) Felix Salten, der ja auch als Novellist bekannt ist, gibt hier eine Sammlung von Proben jenes feineren, dichterisch durchgeistigten und erhobenen Journalismus, von dem wir heute mancherlei Vertreter haben. Gestalten vor allem der Wiener Gesellschaft und des Theaters, aber auch andere, wie Roosevelt, den alten Hagenbeck, Wilhelm Busch, ja Boccaccio, läßt er in einem bunten Reigen an uns vorüberziehen. Mit einer Kunst, die zugleich von innen heraus charakterisierend, d. h. warhaft tief und geistig und gewandt wie die graziöse Plauderei in einer angeregten Gesellschaft ist. Nicht für jede der geschilderten Gestalten genügt die Auffassungsweise Saltens. Sie ist Persönlichkeiten, wie etwa Schnitzler, besonders angepaßt. Aber sie leistet nicht ganz so viel vor Geistern von größeren Maßen wie Tolstoi. Sie ist der etwas abenteuerlichen Art von Ferdinand von Bulgarien gewachsen und dem Zauber der Metternich, und ganz besonders ist ihr das Erfassen theatralischer Wirkung bei Kainz oder Sonnenthal oder Caruso gemäß. Jedenfalls funkelt aus diesen Essays uns ein Stück moderne Seele im Spiegel moderner Seele gesehen entgegen.

Biographisches.

„Fürst Bismarcks Frau." Ein Lebensbild von Sophie Charlotte von Sell. Mit 14 Bildern. Verlag von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW. (Preis in Geschenkband 6 *M*, in rotem Ganzlederband 15 *M*.) Der Titel erscheint mit Bedacht gewählt. Johanna von Puttkamer hat in ihrer Ehe kein anderes Leben gelebt als das von „Bismarcks Frau". Und die Worte seines ältesten Sohnes: „Mein Vater hätte sein anstrengendes Leben gar nicht ertragen, wenn er sie nicht gehabt: dies treue Herz, diese unermüdete Fürsorge, dies tiefe Ausruhen bei ihr", lassen durchblicken, was sie ihm gewesen ist. Mehr noch gelegentliche eigene Äußerungen. „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat." Oder, wenn er ihr selbst, wenige Monate vor Wilhelms Geburt, schreibt: „Mir ist die glückliche Ehe und die Kinder, die Gott mir geschenkt hat, wie der Regenbogen, der mir die Bürgschaft der Versöhnung nach der Sündflut von Verwilderung und Liebesmangel gibt, die meine Seele in früheren Jahren bedeckte...." Mit sicherem Takt wählt die Biographie aus, was charakteristisch für die menschliche Seite der Ehegatten ist. Der Politiker Bismarck tritt ganz zurück; auch aus den großen Jahren 1870/71 wird nur berichtet, was bezeichnend für das innige Gemeinsamkeitsgefühl ist, das das Paar verband. Eine Reihe von Bildern, solchen, die im Bismarckschen Hause besonders geschätzt wurden, gibt die nächsten Mitglieder des Kreises und die wechselnden Wohnstätten wieder, auf denen sich Glück und Heimsuchungen dieses Lebens abgespielt haben. — Die Darstellung ist einfach, ohne schriftstellerische Prätensionen, nur bemüht, dem Gegenstand zu dienen.

„Henriette Herz," ihr Leben und ihre Zeit. Von Dr. Hans Landsberg. Mit 8 ganzseitigen Lichtdrucken. Verlag Kiepenheuer, Weimar 1913. (Preis in Halbpergament geb. 6 *M*, in Ganzleder 10 *M*.) In einer sehr instruktiven Einleitung gibt Landsberg zunächst einen Einblick in das geistige Leben Berlins um die Wende des 18. Jahrhunderts. Eine Fülle von gut geordnetem Material läßt einen lebendigen Eindruck davon gewinnen, so daß die Lebensskizze der Henriette Herz auf farbigem Hintergrund steht. Der Band bringt dann die „Jugenderinnerungen" der Herz in der ursprünglichen Form und vervollständigt das Bild durch ein reiches Briefmaterial: Briefe von Markus Herz, Alexander und Wilhelm von Humboldt, Börne, Schleiermacher, Friedrich Schlegel, sowie eigene Briefe der Herz, darunter auch ein paar bisher ungedruckte. Die Bilder geben einige der markantesten Persönlichkeiten jener Tage.

„Madame de Staël": Über Deutschland. Mit 8 Kupferdrucken und einer Einführung von Paul Friedrich. Verlag Kiepenheuer, Weimar 1913. (Preis in Halbpergament 6 *M*, in Ganzleder 10 *M*.) Die Rolle, die Frau von Staëls Buch über Deutschland gespielt hat, ist bekannt genug, um auch weitere Kreise zu einer so bequemen Bekanntschaft damit zu verlocken, wie sie diese Ausgabe bietet. Eine gute biographische Einleitung führt in das Milieu ein. Die Ausgabe selbst ist mit Bedacht gekürzt. Diese Kürzungen treffen besonders die Abschnitte über Philosophie, Religion und Enthusiasmus; hier

Digitized by Google

hat sich der Verfasser mit Recht auf die Wiedergabe des Wesentlichen über deutsche Philosophie — besonders Kant — und deutschen Kultus beschränkt. Am wenigsten ist von den Ausführungen über Literatur fortgelassen worden, die auch sicher den bedeutendsten Teil des Werkes darstellen. Man wird mit Interesse sehen, wie sich unsere klassische Zeit in dem Kopf einer Frau spiegelt, die trotz aller Begeisterung und aller Fähigkeit des Anempfindens doch dem tiefsten Wesen unseres Volkes fremd gegenüberstand. Sehr gern würde man trotzdem die kritischen Anmerkungen des Übersetzers unter dem Text entbehren; sich jetzt z. B. mit Frau von Staël über Schillers Jungfrau oder Braut von Messina auseinandersetzen zu wollen, noch dazu unter Hinweis auf eigene Veröffentlichungen des Herausgebers, erscheint doch nicht eben sehr geschmackvoll.

Wissenschaft.

„Allgemeine Volkswirtschaftslehre." Von Wilhelm Lexis. Zweite, verbesserte Auflage. Teil II Band X 1 des Gesamtswerkes: Die Kultur der Gegenwart", herausgegeben von Paul Hinneberg. Verlag von B. G. Teubner, Berlin und Leipzig. (Preis 7 *M*, geb. 9 *M*.) Der unzweifelhafte Erfolg des großen Unternehmens, die Kultur der Gegenwart in ihrer Entwicklung und ihren Zielen auf den geisteswissenschaftlichen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen wie den technischen Kulturgebieten zur Darstellung zu bringen, zeigt sich u. a. auch durch die schon wiederholt eingetretene Notwendigkeit, einzelne Bände neu aufzulegen. Die hier vorliegende zweite Auflage hat tiefergreifender Verbesserungen nicht bedurft; dennoch ist kaum eine Seite des Bandes unverändert geblieben und die Fortschritte der Wirtschaft und Wirtschaftswissenschaft sind der neuen Ausgabe in vollem Maße zugute gekommen. Wir erinnern durch eine einfache Übersicht über den Inhalt des Hauptteils an die weitgehenden, hier gebotenen Orientierungsmöglichkeiten: Der Wert. Die Nachfrage. Die Produktion. Kapitalvermögen und Unternehmung. Das Angebot. Die Preisbildung. Handel und Preise. Das Geld. Kredit und Bankwesen. Der Wert der Geldeinheit. Das Einkommen. Näheres über Arbeitseinkommen und Kapitalgewinn. Die Grundrente. Produktion und Einkommen. Krisen. Konsumtion. Produktion und Verteilung. Zukunftsaussichten.

„Stirb und werde!" Naturwissenschaftliche und kulturelle Plaudereien von Wilhelm Bölsche. Erstes bis sechstes Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. (Preis 5 *M*. Geb. 6,50 *M*.) Der neue Band Bölsche ist in der Hauptsache wieder den Naturwissenschaften gewidmet. Mit der ihm eigenen Gabe, auch schwierigste Probleme an den Laien so weit heranzubringen, daß er ihre Tragweite ahnt, führt er in die Folgerungen ein, die aus dem neuentdeckten Strahlendruck für die kosmische Betrachtung gezogen werden müssen. Er untersucht die Frage nach der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften oder führt uns nach Java auf die Spuren des Pithekanthropus oder untersucht die Frage, ob gegenseitige Hilfe ein Grundprinzip der organischen Entwicklungslehre sei. Zwei sehr beherzigenswerte pädagogische Kapitel beschließen das Buch. „Wie und warum soll man Naturwissenschaft ins Volk tragen?" gibt viel Eigenstes, ist sozusagen eine Rechenschaft über Bölsches eigene Lebensarbeit. „Was macht unsere Schule mit dem angeborenen Talent?" berührt eine der wundesten Stellen unserer Schulorganisationen. Trotz der gemäßigten Form und der Objektivität der Untersuchung wird dies Kapitel doch zu einer sehr gerechtfertigten Anklage gegen das „Programm" der Schule. „Es geht davon aus, daß das Gehirn des erst reifenden Menschen, der zu ihr kommt, vor all den Kulturwerten, mit denen sie sich befaßt, zunächst noch ein durchaus reines, unbeschriebenes weißes Blatt sei. Und als seine Aufgabe, als die Aufgabe der Schule, betrachtet es dann, auf dieses schöne leere Blatt ein wohlerwogenes Normalschema von soundso viel angemessen erachtetem Kulturinhalt möglichst gleichmäßig aufzuschreiben. Vom Schüler selbst aber wird dazu nur eine einzige normale ethische Veranlagung gefordert, nämlich Fleiß — gleichmäßiger Fleiß für alle Fächer dieses Schemas." An Stelle dieses Pflichtfleißes sollte die Schule den Talentfleiß pflegen, den sie jetzt nicht zu fördern pflegt, den Fleiß für die Fächer, die dem Schüler liegen, und bei denen er sich ganz von selbst einstellt. „In irgendeiner praktisch durchführbaren Form wird eine fortschreitend verbesserte Zukunftsschule sich auf ihre Pflicht besinnen müssen gegenüber der Tatsache der Talente." Die weiteren Ausführungen in dieser Richtung sind sehr der Beachtung zu empfehlen.

Kunst.

„Die Mode." Menschen und Moden im 17. Jahrhundert. Nach Bildern und Stichen der Zeit ausgewählt und geschildert von Max von Boehn. Mit 225 Abbildungen, darunter 30 auf farbigen Tafeln. Verlag von F. Bruckmann, München. (Preis brosch. 6,50 *M*, in blauem Pappband 8 *M*, in stilvollem Halbfranzband 9 *M*.) Wir haben bereits früher auf „Die Mode, Menschen und Moden im 18. und 19. Jahrhundert" aus dem gleichen Verlage hingewiesen. Der jetzt erschienene Band, der das 17. Jahrhundert behandelt, darf die gleiche Beachtung beanspruchen. In der tadellosen äußeren Ausstattung den anderen ebenbürtig, hat er ein besonderes Interesse durch die an den Bildern veranschaulichte Tatsache, daß in diesem Jahrhundert der Einfluß französischer Sitten, französischer Sprache und französischer Moden die ganze Kulturwelt zu unterjochen begann, daß zu dieser Zeit die Weltmode von Paris aus ihre Herrschaft antrat. Zur Illustration sind auch in diesem Bande nur gleichzeitige Darstellungen verwandt: Rembrandt und Rubens, Callot, Velasquez, Hals, van Dyck; neben ihnen die ersten reinen Modebilder in den Stichen von Bosse, Leclerc, Bonnard. Der Text verfolgt die Geschichte, die Kunst und die Gesellschaft der Zeit in ihren Grundzügen.

Digitized by Google

Kinderbücher.

„Sonniges Kinderland." Eine Erzählung für Kinder von 7 bis 12 Jahren. Von Anni Richter. Mit 6 Tondruckbildern und 15 schwarzen Textbildern nach Originalen von Curt Liebich. Oktavformat. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart. (Gebunden in modernes Leinen mit siebenfarbiger Prägung nach einem Original von Curt Liebich 3 *M.*) Die glückliche Jugend dreier Geschwister wird hier in einfacher Natürlichkeit dargestellt. Spiele und Schule, Scherz und Ernst in lebenswahrer Folge; Befriedigung des gesunden Unterhaltungsbedürfnisses, das bei Kindern ebenso in erster Linie steht, wie bei den meisten Erwachsenen, dabei aber gute Eindrücke ohne viel Moralisieren.

„Märchen für Jung und Alt." Von Konrad Fischer. Erster Band: Zwergröschen und andere Geschichten. Zweiter Band: Die Gaben des Einsiedlers und andere Geschichten. Dritter Band: Der Wunderschirm und andere Geschichten. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann. (Preis pro Band geb. 2 *M.*) Die Fischerschen Märchen sind bereits im vorigen Jahr von uns warm empfohlen worden (Januarheft 1913); wir möchten für den Weihnachtstisch auf die gesunde und den Kindern sicher zusagende Kost nochmals hinweisen.

Kalender für 1914.

„Kunst und Leben." 6. Jahrgang 1914. Zeichnungen uud Holzschnitte von 53 bekannten Künstlern (Klinger, Liebermann, Steinhausen, Thoma, Volkmann, Zumbusch u. a.), Verse und Sprüche zeitgenössischer Dichter und Denker (Dehmel, Eucken, Hauptmann, Hesse, Lamprecht, Lichtwark, Rosegger u. a.). Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf. (Preis 3 *M.*) „Kunst und Leben" ist bereits ganz eingebürgert. Wir brauchen also nur daran zu erinnern. Besonders hingewiesen sei auf die Beiträge von Hans von Volkmann, Kampmann, Slevogt, Steinhausen, Modersohn, Kallmorgen. Sowohl Sprüche wie Bilder bieten dem Benutzer des Kalenders von Woche zu Woche ein Stück modernen Denkens und moderner Kunst, das ihn an den geistigen Reichtum um ihn herum erinnern und mit einem schönen Gefühl der Zugehörigkeit zu dieser vielgestaltigen Gegenwart erfüllen kann.

„Von schwäbischer Scholle." Kalender für schwäbische Literatur und Kunst. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn. (Preis 1 *M*, geb. 1,80 *M.*) Der Kalender für 1914 wird durch eine wertvolle Gabe eingeleitet, die Novelle „Cora" von Isolde Kurz. Auch im übrigen bietet er an Aufsätzen, Erzählungen, Jahresübersichten und Kunstblättern besonders Gutes. Das Kalendarium ist mit schwäbischen Landschaften von Willy Stahl, W. Strich-Chapell und E. Wolfer geziert.

Kurze Anzeigen.

„Die Abenteuer Sindbads, des Seefahrers, wie sie aufgezeichnet sind in dem Buche, genannt Tausend und eine Nacht." Leipzig im Inselverlag 1913. (Preis geb. 5 *M.*) In höchst origineller Ausstattung und in wundervollem Druck sind hier die alten Abenteuer neu dargeboten. Eine Reihe farbenfreudiger Bilder geben die groteske Phantastik der Erzählung lebendig wieder.

„Über Körperübungen für Kinder und Frauen." Von J. Oldevig, Geh. Hofrat. Teil I: Über Körperübungen für Kinder. Karlsruhe 1913. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. (Preis 0,60 *M.*) Der Verfasser, Inhaber des Schwedischen Heilgymnastischen Instituts in Dresden, gibt wertvolle Ratschläge und Winke über Körperübungen für die allererste Kindheit in folgender Einteilung: Grundlagen für die Gymnastik im Kindesalter, Übungen für die Kleinsten, Übungen für $1^1/_2$- bis 2jährige Kinder, Allgemeine Anforderungen für die Schulgymnastik des Kindes, Die Gymnastik als Vorbeugungsmittel gegen Erkrankungen, insbesondere Rückgratverkrümmungen.

„Zur Pflege der weiblichen Jugend." Dritte Folge der Jugendpflege. Alte und neue Wege zur Förderung unserer schulentlassenen Jugend. Herausgegeben vom Hauptausschuß für Jugendpflege in Charlottenburg.

Inhalt: Alwine Reinold, Warum ist Jugendpflege für ein Mädchen geboten? — Elise Deutsch, Jugendpflege und Fortbildungsschule. — Rosa Vollmer, Jugendpflege im Dienste der Erziehung zu sozialer Gesinnung und zu sozialem Handeln. — Gertrud Zucker, Berufsberatung und Jugendpflege. — Alice Profé, Die Erziehung unserer schulentlassenen weiblichen Jugend. — Toni Spiegel, Heime für die schulentlassene weibliche Jugend. — Anna v. Gierke, Die Fachausbildung für die Jugendpflege.

In der Sammlung **Kultur und Fortschritt** (Felix Dietrich, Leipzig) sind erschienen:

Heft 453. Herzfelder, Henriette: Das Recht des unehelichen Kindes im neuen schweizerischen Zivilgesetz. (0,25 *M.*)

Heft 455/56. Abelsdorff, Dr. Walter (Berlin): Gewerbsmäßige Kinderarbeit. (0,50 *M.*)

Heft 460. Voß-Zietz, Martha: Die Stellung der politischen Parteien in Deutschland zur Frauenbewegung. (0,25 *M.*)

Heft 481. Flesch, Professor Dr. Max (Frankfurt a. M.): Die Frauen und die Geschlechtskrankheiten. Aus den Verhandlungen der II. Generalversammlung des Bundes für Mutterschutz. (0,25 *M.*)

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Als angenehmen und dabei für Pariser Verhältnisse äußerst billigen Aufenthalt empfehlen wir die Pension von Madame Cresson, 7 Rue Denis-Poisson (in der Nähe der Avenue de la Grande Armée).

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Hanel, Hermine, M. Junge Ehe. Mit Illustrationen von der Verfasserin. München-Leipzig, Hans Sachs-Verlag.

Hensel, Paul. Hauptprobleme der Ethik. Neun Vorträge. Zweite Auflage. Verlag B. G. Teubner. Leipzig-Berlin 1913. Pr. geh. *M.* 1,80.

Kammerer, Dr. Paul. Bestimmung und Vererbung des Geschlechtes bei Mensch und Tier. Theod. Thomas Verlag: Leipzig, Geschäftsstelle der Deutschen Naturw. Gesellschaft. Pr. 1 *M.*

Kittel, M. J., Dr. med. in Franzensbad. Die Heilung der gichtisch-rheumatischen Erkrankungen. 2. vermehrte Auflage. 6.—10. Tausend. Mit Abbildungen über die Art und Natur der Erkrankung. Verlag von Kleine & Stapf, Berlin W. 15. — Preis geh. 3,50 *M.*

Kühner, A., Dr. med. Operieren oder nicht? Eine populäre Darstellung der Entscheidung dieser Frage bei allen in Betracht kommenden Eingriffen: Blinddarmentzündung, Drüsen- und Mandelentzündung, Fisteln, Krebs, Hämorrhoiden, Wucherungen, Unterleibsleiden, Ohrerkrankungen, Hautschäden, Frauenkrankheiten usw. Brosch. 1,30 *M.*, kartoniert 2 *M.* Verlagsbuchhandlung Alfred Michaelis, Leipzig, Kohlgartenstr. Nr. 48.

Lhotzky, Heinrich. Im Reiche der Sennerinnen. 1913. Hans Lhotzky Verlag. Ludwigshafen am Bodensee bei Leipzig. Pr. kart. 2,50 *M.*, geb. 3,50 *M.*

Lungwitz, Hans. Der letzte Arzt. Ein sozialer Roman aus der Zukunft. Adler-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 50, Marburgerstr. 14. Pr. brosch. 3,50 *M.*, geb. 4,50 *M.*

Meerheimb, Henriette von (Margarete Gräfin von Bünau). Des Kaisers Adjutant. Roman Max Seyfert, Verlagsbuchhandlung. Dresden 1912. Pr. geh. 3 *M.*, geb. 4 *M.*

Straßmann, Dr., P., Professor. Gesundheitspflege des Weibes. 184 Seiten mit 3 Tafeln und zahlreichen Abbild. (Wissenschaft und Bildung.) In Originalleinenband 1,25 *M.* Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

Sulzer, Georg. Kassationsgerichtspräsident a. D. in Zürich. Licht und Schatten der spiritistischen Praxis nebst Angabe von Mitteln zur Verhütung und Wiedergutmachung von schädlichen Folgen. Auf Grund eigener Erlebnisse. Preis 4 *M.*, geb. 5 *M.*

Thomas' Volksbücher. Herausgeber Dr. Bastian Schmid.
Die Nervenschwäche von Dr. med. Georg Luda. Theodor Thomas Verlag. Leipzig. Pr. 0,40 *M.*

Volksbücher der Geschichte. Krummacher, Th., Pfarrer. Kaiserin Auguste Viktoria. Mit 54 Abbildungen. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing. Pr. 0,60 *M.*

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit Frankfurt a. M.

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit.

I. Teil: Pflegerische Ausbildung: Kranken- oder Säuglingspflege oder pädagogisch-pflegerische Betätigung.

II. Teil: Theoretische Fachklasse. Volkswirtschaftslehre und Sozialpolitik, Bürgerliches Recht, Straf- und Prozessrecht, Armenwesen, Jugendfürsorge, Hygiene, Psychologie mit Pädagogik, Probleme der sozialen Ethik, Staats- und Gemeindeverfassung, Organisation und Technik der öffentlichen privaten Fürsorge, Frauenbewegung, Versicherungskunde.

III. Teil: Fortbildungskurs. Praktische Betätigung an offenen privaten und öffentlichen Fürsorge-Veranstaltungen, Kurse und Vortragszyklen über sozialpolitische Fragen, Stenographie und Maschinenschreiben.

Dauer der Ausbildung 2 1/2 Jahre. Beginn der praktischen Arbeit sofort, der theorethischen Fachklasse 2. Januar 1914.

Auskunft: Die Direktion des Frauenseminars für soziale Berufsarbeit, **Frankfurt a. M., Thüringerstr. 55 III.**

Gymnasialkurse für Frauen.

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Vorbereitung a. d. Reifeprüfung in 4 ansteigend. Jahresklassen.
Aufnahmebed.: 9 J. höh. Mädchensch. Beginn **Michaelis.**

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.
Beginn **Ostern.**

Für Auswärtige wird gute Pension nachgewiesen.
Prospekte — Sprechzeit Dienstags und Freitags 5—6.
Berlin W., Keithstrasse 11 **M. Strinz,** Direktorin.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
Ausbildung zu den besseren kaufmännischen Berufen. Höhere Handelskurse.
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Evang. Pröbelseminar, Cassel.

I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar f. Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**
Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Seminar für Schulgesang in Hannover.
Vorbereitung für Gesanglehrerinnen auf die **staatliche Prüfung.**
Gegründet 1909. — Dauer 2 Jahre. — Beginn Januar.
Prospekte durch das Sekretariat des Tonika-Do-Bundes:
HANNOVER, Alte Döhrener Strasse 91.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule
für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.
LEIPZIG, Keilstr. 12. Leiter: **Dr. J. Buslik.**
Bisher hat die Schule 112 Damen ausgebildet. Ausf. Prosp. u. Jahresber. frei.

Digitized by Google

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,

Gartenhaus part.

Zu sofort wird in eine Familie im außereuropäischen Auslande eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit perfekten englischen und französischen Sprachkenntnissen zu zwei Mädchen von 8 und 9 Jahren gesucht. Gehalt 1800 ℳ und freie Station.

Gesucht zu sofort in eine adlige Familie in Westpreußen eine im Unterricht erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit perfekten englischen und französischen Sprachkenntnissen zu drei Mädchen von 13½, 12 und 10 Jahren. Die Schularbeiten eines 8jährigen Knaben wären zu beaufsichtigen. Latein erwünscht. Gehalt 1200 ℳ und freie Station.

Für drei Kinder von 5 bis 8 Jahren wird in eine russische Familie eine erfahrene Erzieherin mit guten musikalischen Kenntnissen zu sofort gesucht. Gehalt 1200 ℳ und freie Station.

In die Familie eines Hüttendirektors in Luxemburg wird zu sofort eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin zu einem Mädchen von 7 und einem Knaben von 8½ Jahren gesucht. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

Gesucht zu sofort in die Familie eines Domänenpächters in Holstein eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin zu zwei Mädchen von 8 und 9 Jahren. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

Zu sofort wird in eine Rittergutsbesitzersfamilie in der Neumark eine geprüfte, evangelische, musikalische Erzieherin zu einem Mädchen von 12½ Jahren gesucht. Gutes Zeichnen Bedingung. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

Zum 1. November wird in die Familie eines Kammerherrn im Herzogtum Anhalt eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit perfekten englischen und französischen Sprachkenntnissen zu zwei Mädchen von 14 und 16 Jahren gesucht. Gehalt nach Übereinkunft.

Nach Holstein wird in eine adlige Familie eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte, musikalische, evangelische Erzieherin mit perfekten englischen und französischen Sprachkenntnissen zu drei Mädchen von 15 und 13½ Jahren gesucht. Gehalt bei freier Station nach Übereinkunft.

In die Familie eines Domänenpächters in der Provinz Posen wird zu sofort eine erfahrene, geprüfte, evangelische Erzieherin zu einem Knaben von 7 Jahren gesucht. Westdeutsche bevorzugt. Gehalt Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Frauenbildungs-Verein Frankfurt a. Main.

Mitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes, Unterweg 4.

Im Kindergärtnerinnen-Seminar werden Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen (Leiterinnen für Kindergärten, Horte, Kinderheime usw.) mit staatlicher Abschlußprüfung ausgebildet. Diese Ausbildung ist ihrer Vielseitigkeit wegen die günstigste Vorbildung für die verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete. Beginn: April und Oktober. Dauer der Kurse 1½ resp. 2¼ Jahre. Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung bietet die Haushaltungsschule des F.-B.-V., ebenfalls Unterweg 4. Pension im Hause.

E. Schwarz, Leiterin des Seminars. **F. Hoppe,** Leiterin der Haushaltungsschule.

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,

die zum Studium des Französischen nach Paris gehen.

8 Rue Villejust 8.

Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.

Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.

Examen: Ostern. Anfang: Juli.

Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.

Antonie Pfücker, Officier d'Académie.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund. einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge. geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.**

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

English Home-Life

in Cambridge with opportunities for a thorough study of the language. Apply to Miss Hall und Miss Bloxham, Heidelberg, 70 Hills Road, Cambridge.

„Die Frau"

alle alten Jahrgänge zu kaufen gesucht. **Berlin W 15,** Fasanenstrasse 31, 1 Tr. l.

Echte Teltower Rübchen

aromatisch zarter, feiner Geschmack, volle Gewähr für Sortenreinheit.

9½ **Pfund M. 3,50,** frei Nachnahme.

Paul Grube, Teltow, Steinweg 14.

Frau Generalarzt Dr. R.: Die Rüben sind köstlich im Geschmack. — Herr Majoratsherr und Landrat von A., Schloss N.: . . . von Ihren vortrefflichen Teltower Rüben. — Frau Oberin H.: . . . waren sehr gut.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 20/21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

1. Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen): für Familien und Anstalten.
2. Jugendleiterinnen für Horte, Kinderheime etc.
   Beide Kurse schliessen mit staatl. Prüfungen ab.
3. Handfertigkeits-Lehrerinnen (staatl. anerkannt u. unter staatl. Aufsicht).
4. Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eigenen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.
5. Kinderpflegerinnen.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Vorklassen für schwachbefähigte Kinder,
1 Elementarklasse (20 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderlesestube,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterinnen Fräulein **Johanna Sicker** und Fräulein **Lili Droescher.** — **Sprechstunden:** Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge** u. a. m. Leiterin: **Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Dienstag und Freitag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Städtische Lesehalle
BERLIN
Duncker-Straße

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 3

Dezember 1913

Probleme der städtischen Wohnungspflege und die weibliche Wohnungsinspektion.

Von

Dr. Marie Elisabeth Lüders.

Nachdruck verboten.

Für jedes Gebiet öffentlich-rechtlicher Tätigkeit in Staat und Gemeinde hat zu seiner erfolgreichen Bearbeitung drei notwendige Voraussetzungen: die rechtliche Grundlage, die Begrenzung seines Tätigkeitsbereiches nach Umfang und Inhalt und die meist amtsmäßige Organisation. Keine dieser drei Voraussetzungen kann fehlen. Mangels einer rechtlichen Grundlage wären die Maßnahmen des betreffenden ausführenden Organs durch Anfechtung lahmzulegen. Fehlt die Begrenzung des Tätigkeitsbereiches, so würden sich an die Maßnahmen sehr unliebsame Auseinandersetzungen mit anderen Behörden und mit dem Publikum knüpfen. Fehlt die geschäftsmäßige Organisation, so zöge ein Beamter hierhin und einer dorthin, und keiner trüge letzten Endes die Verantwortung.

Das Gesagte trifft auch für das neueste Gebiet gemeindlicher Tätigkeit zu: für die Wohnungspflege.

Die drei genannten Voraussetzungen schließen jede ihre besonderen Probleme in sich. Daß auch die öffentliche Meinung den Problemen bei der Wohnungspflege ein besonderes Interesse erzeigt, hat seinen berechtigten Grund darin, daß die auf dem Gebiete der Wohnungspflege von den Gemeinden zu treffenden Vorkehrungen in ganz besonderem Umfange das häusliche und das berufliche Leben der weitaus meisten Gemeindemitglieder berühren. Mit wieviel Pferdestärken die städtischen Pumpwerke arbeiten, welche Vorbildung von den Beamten der Steuerbureaus verlangt wird, läßt die Gemeindemitglieder im allgemeinen ziemlich kalt. Wessen Wohnungen aber der Wohnungspflege unterstellt werden sollen, in welcher Form das geschehen und

Digitized by Google

wer die Pflege ausüben soll, ist von weitgehendster Bedeutung für das Leben der davon Betroffenen.

Gehen wir die drei Voraussetzungen in bezug auf die Wohnungspflege nacheinander durch und die in ihnen liegenden Probleme — natürlich nur in keineswegs erschöpfenden Andeutungen und, wie es das Thema verlangt, nur für die städtische Wohnungspflege unter besonderer Berücksichtigung Preußens.

Die rechtliche Voraussetzung für die Wohnungspflege liegt für Preußen zurzeit in den polizeirechtlichen Ermächtigungen des Allgemeinen Landrechts § 10, Teil 2, Titel 17, und des Gesetzes über die Polizeiverwaltung vom 11. März 1850. Gleich hier taucht das erste Problem auf. Bekanntlich kann unter bestimmten Voraussetzungen die sogenannte „Königliche Polizei" statt der Ortspolizei eingeführt werden. Wo das geschehen ist — also vor allem in Großstädten —, liegt die Polizeigewalt, so wie das Recht zum Erlaß von Polizeiverordnungen und -verfügungen, nicht mehr in der Hand der Bürgermeister bezw. der Gemeindevorsteher; so z. B. in Berlin und den meisten seiner Vororte. Erläßt also in solchen Orten mit sogenannter Königlicher Polizei diese letztere keine Verordnungen über die Regelung der Wohnungspflege, so schweben die diesbezüglichen von den Gemeinden getroffenen Maßnahmen in der Luft, und für die Erzwingung notwendiger Anforderungen, z. B. auf dem Gebiete der Baupolizei oder des Schlafstellenwesens, muß die Gemeinde gegebenenfalls die polizeiliche Unterstützung besonders erbitten. Teile dieser Königlichen Polizei können aber auf besonderen Antrag an die betreffenden Städte zurückgegeben oder ihnen vorbehalten werden, und es entsteht die Frage, ob es nicht ratsam — ja absolut notwendig — ist, diese Rückübertragung zum Zwecke der Einführung und Durchführung der Wohnungspflege vorzunehmen. Bei dieser Ausscheidung polizeilicher Befugnisse für die Gemeinden stützt man sich auf den § 6f des genannten Polizeiverwaltungs-Gesetzes von 1850, der unter den Gegenständen, die zu den ortspolizeilichen Vorschriften gehören, die „Sorge für Leben und Gesundheit" aufführt. So hat z. B. Essen, das als erste preußische Stadt die Wohnungsinspektion einführte, trotz Königlicher Polizei die Wohnungspolizei in Händen. Ebenso Cöln. Andere Städte besitzen wenigstens die Baupolizei. Einer der besten Kenner auf dem Gebiete des Wohnungswesens, der hessische Landes-Wohnungsinspektor Gretzschel ist der Ansicht, daß die Gemeinden auf die Dauer keine durchgreifenden Erfolge in der städtischen Wohnungspflege erlangen können, ohne im Besitze polizeilicher Befugnisse zu sein.

Aus diesem Gesichtspunkte heraus haben auch Berlin und Schöneberg auf ihren Antrag hin in begrenztem Umfange die Wohnungspolizei übertragen erhalten. und zwar insoweit, daß der Zutritt der Wohnungspfleger zur Wohnung eines eventuell renitenten Mieters erzwungen werden kann. Charlottenburg, das schon seit zwei Jahren ein Wohnungsamt besitzt, hat kürzlich die gleichen Befugnisse für sich beantragt.

Bislang gehörten zwar Widerstände der Mieter und Vermieter gegen die besuchenden Wohnungspfleger zu den großen Seltenheiten. Es darf auch nicht verkannt werden, daß der mit Polizeigewalt ausgestattete Beamte sehr viel leichter bei den Besichtigungen weniger vorsichtig und freundlich überredend ist, als einer, der in der Wohnung nur so lange geduldet ist, wie er den richtigen Ton findet. Auch kann sich bei nur irgendwie ungeschickter Handhabung polizeilicher Befugnisse

Digitized by Google

durch die Wohnungspfleger schnell die in der Bevölkerung gegen die Polizei überhaupt meist vorhandene Abneigung auch auf die Wohnungspflege übertragen, was unbedingt vermieden werden muß. Trotzdem wird man aber wohl im Hinblick auf die meist sehr differenzierte Bevölkerungsmasse in Haupt- und Industriezentren diese Bedenken zurückstellen müssen, denn auf die Dauer ist eben — wie schon eingangs gesagt — für jede Tätigkeit eines öffentlichen Organs die unanfechtbare rechtliche Grundlage unbedingtes Erfordernis. Zutritt und Aufenthalt der Beamten in den Wohnungen, eventuell auch die Vorladungen zu Rücksprachen auf dem Amte usw. müssen rechtlich einwandfrei begründet sein.

Die vorhin gestreiften Gefahren, die mit der Übertragung der Polizeigewalt verbunden sind, können paralysiert werden durch eine zweckmäßige Organisation der Wohnungsämter und ganz besonders durch sorgfältigste Auswahl der mit der Pflege betrauten Personen. Davon später.

Wir wollen zuerst noch einen Blick werfen auf den Umfang und Inhalt des Tätigkeitsbereiches der Wohnungspflege, der dadurch bedingt ist, was die Wohnungspflege erreichen will.

Als erste Aufgabe wird meist die amtliche und unparteiische Erforschung der Wohnzustände, wie sie wirklich sind, ins Auge gefaßt. Wie notwendig eine umfassende und unparteiische Grundlage ist, um mit ruhigem Urteil sachliche Reformen zu beraten und überflüssige Feindseligkeiten zwischen Mieter und Vermieter zu vermeiden, hat Rede und Gegenrede z. B. zu dem heiklen Thema der „Überfüllung von Wohnungen" schon mehr als einmal bewiesen. Für jede gedeihliche Arbeit der Wohnungspflege im engeren Sinne und der Wohnungsreform im weitesten Sinne ist die statistische Grundlage unentbehrlich — wie überall zur Erfassung und Beurteilung von Massenerscheinungen.

Was man bei der Feststellung der Wohnzustände gefunden hat, führt notwendig zu der zweiten Aufgabe: Abstellung der eventuellen Mißstände im Rahmen des Erreichbaren. Und hier treten neue Probleme auf. Was sind „Mißstände", was ist das „Erreichbare"?

Bei der Beurteilung dessen, was „Mißstände" sind, wird man sich noch verhältnismäßig leicht einigen, oder doch wenigstens über „grobe Mißstände", wie z. B. das Zusammenschlafen erwachsener Personen verschiedenen Geschlechts, vor allem zwischen Fremden, dann aber auch zwischen Geschwistern oder zwischen Eltern und Kindern. Aber wie nun, wenn die zu fordernde Geschlechtertrennung z. B. gegen zu beseitigende Raumüberfüllung abgewogen werden soll? In hundert und aberhundert Fällen läßt sich gar keine Formel finden, die gleich beiden Seiten genügt. Die schönste Wohnungsordnung kann die Lösung nicht enthalten, sie kann nur das zu mindest Wünschenswerte als Richtlinie aufführen. Sie muß den Rahmen des „Erreichbaren" verhältnismäßig eng ziehen, um das jeweils Notwendige und doch Erreichbare in der Praxis möglichst miteinander in Einklang bringen zu können. Dazu gehört für die Leitung der Wohnungspflege ein sehr großes Maß sozialer und wirtschaftlicher Einsicht im allgemeinen, Vertrautheit mit den Lebensanschauungen und -sitten, mit den Berufs- und Erwerbsverhältnissen der örtlichen Bevölkerung im besonderen. Königsberg, Berlin und Cöln sind nicht über einen Kamm zu scheren. Aufgabe der mit der Wohnungspflege betrauten Personen ist es, im Einverständnis mit der obersten Instanz überall — wo es nur irgend möglich ist — den Rahmen

Digitized by Google

weiterzuziehen, als die Wohnungsordnung ihn geben kann. Zu den ebengenannten objektiven Kenntnissen müssen deshalb bei den Ausführenden noch Takt und Gewandtheit im Umgang mit Menschen hinzutreten, sowie pädagogisches Talent. Umfang und Inhalt der Wohnungspflege können noch so sorgfältig erwogen werden, jeder Kompetenzstreit, z. B. mit der Armenpflege usw., kann vermieden, und die Maßnahmen zur Beseitigung der Mißstände noch so vorsichtig und geschickt den jeweiligen örtlichen Verhältnissen angepaßt sein, versagen die ausführenden Personen, so hilft das alles herzlich wenig. Entweder man bleibt dann schematisch auf den notwendigerweise verhältnismäßig niedrigen Grundforderungen stehen, und das Mittelmäßige wird der Feind des Besseren, oder man überspannt in diskretionärem Ermessen die Forderungen von Fall zu Fall und erweckt dadurch den Widerstand der Bevölkerung. In diesem Punkte liegt ja auch eine der Schwierigkeiten für die Ausgestaltung einer reichs- oder landesgesetzlichen Regelung der Wohnungspflege, wenn schon unseres Erachtens ein Landesgesetz nicht daran zu scheitern brauchte, gewisse Grundlinien für die Mindestforderungen aufzustellen. So ließen sich z. B. über die für je eine Person zu fordernde Bodenfläche, die Trennung der Geschlechter von einer bestimmten Altersgrenze ab, etwa von 12—14 Jahren, die Scheidung der Schlafräume von Familienmitgliedern und Einmietern und über die Nichtvermietung von Küchen an letztere, unschwer allgemein verbindliche Grundsätze in ein Landesgesetz aufnehmen, um Gesundheit und Sittlichkeit zu fördern. Auf solchen Grundlinien könnten dann die Gemeinden nach freiem Ermessen unter Berücksichtigung ihrer örtlichen Verhältnisse weiterbauen. Fehlen solche allgemeinen Richtlinien, d. h. ist es den Gemeinden vollständig überlassen, was sie in ihren Wohnungsordnungen überhaupt regeln wollen, so mangelt es nachher an einheitlichen Grundlagen zur brauchbaren Vergleichung der Resultate, oder es werden den Gemeinden eventuell sehr gegen ihren Wunsch Wohnungsordnungen von oben her aufoktroyiert. Der schon oben genannte Gretzschel ist z. B. der Ansicht, daß gerade die Aufstellung richtiger Mindestforderungen schon im Gesetze selbst eine Kardinalfrage für die gedeihliche Inangriffnahme der Wohnungspflege durch die Gemeinden sei.

Aber nehmen wir einmal an, es seien durch hervorragendes Geschick die materiellen und personellen Voraussetzungen in der Wohnungspflege auf das beste geregelt worden, immer bleibt noch ein schwieriger Punkt: die schlechte ökonomische Lage der Mieter und natürlich in den meisten Fällen gerade der Mieter, bei denen Mängel gefunden wurden. Wer es sich irgend leisten kann, der quetscht sich weder in Räumen noch in Betten auf das engste zusammen, und wer es aus Unvernunft doch tut, der ist bei einiger Überredungskunst unter dem Appell an Verstand und Bildung meist zur Abänderung des unerwünschten Zustandes zu bewegen. In zahllosen Fällen wird aber der Mieter vorderhand — oft voraussichtlich auch dauernd — außerstande sein, mehr für Miete zu verausgaben oder die Bettenzahl zu vergrößern. Übrigens erfordert ja letzteres nicht selten zugleich die Mietung einer größeren Wohnung, um die Betten aufstellen zu können. Es ist notorisch, daß die Größe der Wohnung und die Anzahl der Betten sich häufig im umgekehrten Verhältnis zur Vergrößerung der Familie bewegt. In vielen Fällen wird sogar bei steigender Kinderzahl nicht einmal die alte Wohnung beibehalten, sondern wegen der wachsenden Ausgaben für Kleidung, Ernährung und Erziehung eine kleinere Wohnung genommen, und früher benutzte Betten wandern auf den Boden.

Digitized by Google

Wie soll hier Abhilfe gefordert und durchgeführt werden? Wer soll die höhere Miete, wer den Umzug, wer den Ausfall für den eventuell verbotenen Schlafgänger, wer die neuen Betten bezahlen? Charlottenburg z. B. hat für den letzteren Zweck seit kurzem einen kleinen Fonds. Die Stadt Berlin hat in ihren Bestimmungen über die Einführung der Wohnungspflege die Zinsen einer vorhandenen Stiftung von zirka 40 000 ℳ für die genannten Zwecke in Aussicht genommen. Diese Form besonderer Fonds wählt man, weil es erstens nicht zulässig ist, für derartige Unterstützungen außerhalb der Armenverwaltung öffentliche Gelder zu verwenden, und weil man ferner mit Recht nicht will, daß Leute, die bislang noch nicht armenunterstützt sind, nur aus wohnungspflegerischen Gründen an die Armenverwaltung verwiesen werden. Anders ist es natürlich mit schon unterstützten Familien und mit solchen, deren Gesamtstandart in ganz kurzem doch der Armenunterstützung bedarf. An diesem Punkte stecken also zwei Schwierigkeiten: einmal die Bereitstellung von Geldmitteln zu eigener Verfügung der Wohnungspflege und sodann die Flüssigkeit der Grenze zwischen wohnungspflegerischer Unterstützung und allgemeiner Armenunterstützung. Die Schwierigkeit wächst mit dem Mangel an kleinen Wohnungen und dem dadurch bedingten Steigen der Mietpreise, deren Höhe schon heute die Masse der Arbeiterfamilien zwingt, ein Viertel ihres Einkommens — und unter Umständen noch mehr — lediglich für die Miete aufzuwenden und sich doch bei großer Familie mit dem denkbar kleinsten und hygienisch bedenklichen Raume zu begnügen. Da der Prozentsatz der leerstehenden Kleinwohnungen z. B. auch in Charlottenburg von Jahr zu Jahr weiter sinkt, so daß man — auch abgesehen von der Höhe der Preise — bei den Wohnungen von Stube und Küche schon von einer Wohnungsnot sprechen kann, war die dortige Armenverwaltung in dem letzten Jahre gezwungen, in nicht weniger als 890 Fällen zur Abwendung der Exmission beinahe 22 000 ℳ aufzuwenden und in weiteren 175 Fällen fast 3200 ℳ zur Beschaffung eines neuen Unterkommens für exmittierte Familien beizusteuern.

Die Lösung der hier liegenden Probleme greift schon von dem Gebiete der Wohnungspflege auf das der Wohnungsreform im weiteren Sinne über, nämlich auf die Fragen des Eigenbaues seitens der Gemeinde bezw. ihrer Unterstützung gemeinnütziger Baugenossenschaften durch Übernahme von Bürgschaftshypotheken, die Erwerbung und Bereithaltung städtischen Geländes zu Stadterweiterungen und anderes mehr.

Einfacher ist die Beantwortung der Frage: welche Wohnungen sollen besichtigt werden? Grundsätzlich alle. Erstens wird dadurch die Wohnungspflege vor dem Rufe bewahrt, eine schikanöse Spezialschnüffelei gegen arme Leute zu sein, und sodann sind auch in Wohnungen mit mehr als 2 Stuben und Küche Mängel genug vorhanden. In praxi wird man sich natürlich zunächst auf die Besichtigung der Ein- und Zweizimmerwohnungen beschränken müssen, nebenher muß aber die Kontrolle aller Schlafstellen — ohne Rücksicht auf die Größe der Wohnung — gehen, und sobald wie nur irgend möglich müssen die Wohnungen der Dienstboten und der beim Arbeitgeber wohnenden Arbeitnehmer folgen. Vielleicht gelingt es, durch die Aufdeckung der hier sicher vorhandenen schweren Mißstände in Zukunft für gewerbliche und kaufmännische Lehrlinge gleich in den Lehrvertrag die Verpflichtung aufzunehmen, daß die dem Lehrling gebotene Wohnung den von der Wohnungsaufsicht gestellten Anforderungen genügen muß.

Digitized by Google

Dunkle Punkte sind übrigens auch die Portier- und Ladenwohnungen, unter letzteren für die Frauen von besonderem Interesse die der Filialinhaberinnen. Auch die billigeren sogenannten „möblierten" Wohnungen sollte man nicht außer acht lassen. Sehr oft sind sie nichts als unterschlagene Schlafstellen und nicht selten sind sie sittlich ziemlich bedenklich. Ferner sollte man bei der Zählung der Räume alle an Untermieter abgegebenen Räume grundsätzlich nicht mitzählen, wodurch schon von selbst größere Wohnungen — eventuell auch Pensionate — unter die Wohnungsaufsicht fielen. Die hier zu überwindenden Schwierigkeiten sind von einer genügend großen Anzahl von Beamten, und durch zweckmäßige Verteilung der verschiedenen Wohnungskategorien an die richtigen Personen zu überwinden. Wird anfänglich im Verhältnis zur Zahl der vorhandenen Kleinwohnungen eine zu kleine Beamtenschaft eingestellt und hierdurch die Erstbesichtigung aller vorhandenen Kleinwohnungen auf einen ungewöhnlich langen Zeitraum verteilt, so haben die ausführenden Beamten bei ihren Besichtigungen immer mit der Beschwerde der Mieter zu kämpfen, daß man nur „gerade zu ihnen" käme und sie belästige, während ihre gesamte Bekanntschaft und Verwandtschaft — bei denen es selbstverständlich immer „viel schlimmer" ist, als bei ihnen selbst — unbehelligt bliebe.

Wir kommen nun zu der so überaus wichtigen Personalfrage. Wer soll besichtigen, wie soll die Vorbildung der betreffenden sein?

Auch das hängt wieder davon ab, was mit der Wohnungsaufsicht bezweckt wird. Beschränkt sie sich auf die Ermittlung und Beseitigung baulicher Schäden, so genügen mittlere Techniker. — Beschränkt sie sich auf die rein karitative Seite, also Hilfe durch Rat und Tat für Kranke, Verwahrloste, Gefährdete, Unvernünftige und Ungeschickte, sowie Beeinflussung Renitenter, dann genügen Personen mit ausgesprochen sozialem und pädagogischem Talent und Übung. Soll aber gleichzeitig die wissenschaftliche Verarbeitung des Materials erfolgen, soll die Maßnahme der Wohnungspflege in innere Beziehung gebracht werden zu den städtebaulich und sozialpolitisch so schwierigen Fragen der Wohnungsreform, so müssen unter den Beamten der Wohnungspflege auch solche mit höherer bautechnischer sowie mit nationalökonomischer eventuell auch juristischer Bildung sein. Nur soziale Praxis oder nur Studium genügt nicht, um allen Anforderungen gerecht zu werden. Gretzschel z. B. meinte, daß sozialpädagogische Kenntnisse für die Ausübung der Wohnungspflege noch wichtiger seien als technische. Uns will scheinen, daß die Techniker in einem Wohnungsamte nicht zu entbehren sind, da die beste sozialpädagogische oder nationalökonomische Vorbildung zu den oft schwierigen Verhandlungen über bauliche Veränderungen mit den Vermietern nicht befähigt. Vielleicht wäre das Ideal eine Architektin mit sozialer Praxis und mit nationalökonomischen Kenntnissen. Solange dieses Phänomen nicht gefunden ist, müssen die vorhandenen Kräfte sich gegenseitig ergänzen.

Es wurde übrigens ausdrücklich gesagt eine Architektin, denn unseres Erachtens ist die Wohnungspflege ohne Beteiligung der Frau Stückwerk. Und wenn einzelne Gemeinden glauben, daß die Frau in ihrer Tätigkeit in erster Linie nur an andere städtische- und Wohlfahrts-Instanzen die Fälle zu überweisen hätte, daß sie nur hier mal einen Rat zum Gardinenwaschen oder dort zur Kochkiste zu geben hätte, so irren sie sich beträchtlich. Gewiß, die Wohnungspflegerin ist in Haus- und Kinderangelegenheiten „Mädchen für alles", und darin besteht zum Teil ihre Unersetzlichkeit

Digitized by Google

durch den Mann. Sie ist die Geschlechtsgenossin und die Kennerin des Arbeits- und Sorgenkreises derjenigen, die sich in erster Linie mit all den Unzulänglichkeiten und Nachteilen einer ungeeigneten Wohnung herumschlagen soll: der Hausfrau. Sie hat von Natur und gesteigert durch traditionelle Übung ein ausgesprochenes Talent dazu, die Aufgaben der physischen und psychischen Pflege zu bewältigen. Aber das genügt in dem Dienste, der in der Wohnungspflege von ihr verlangt wird, in den leitenden, ganz selbständigen Stellen nicht. Sie muß daneben die Befähigung haben, die von der sogenannten Wohnungspflege im Grunde untrennbaren Fragen der Wohnungspolitik erfassen und beurteilen zu können. Wer die Wohnungspflege leitend ausüben will, muß geistig imstande sein, wissenschaftlich in die Fragen der Wohnungspolitik einzudringen, wenn anders die in der praktischen Arbeit vorüberziehenden Erscheinungen für ihn nicht Bilder ohne Inhalt bleiben sollen. In der Literatur zur Wohnungsfrage kann man es beobachten, wie leicht man der Gefahr verfällt, sich an die Wohnungsschäden als solche zu klammern und die in ihnen nur in die Erscheinung tretenden Wirkungen allgemeiner wirtschaftlicher, sozialer und ethischer Ursachen zu übersehen. Es müssen Frauen gefunden werden, die imstande sind, aus der Erkenntnis der Unhaltbarkeit der Wohnzustände praktische Vorschläge zu ihrer Reform zu machen, die wissenschaftlich und sozial so geschult sind, daß sie an der Leitung in den Wohnungsämtern beteiligt sein können. Sozialpflegerisch gut ausgebildete Frauen müssen jene in den karitativen Maßnahmen und bureautechnisch unterstützen. Auch nicht zu übersehen ist bei den Aufgaben der leitenden Wohnungspflegerin der Verkehr mit den Behörden und Vereinen, ganz besonders die Schwierigkeit, die letzteren zur notwendigen Mitarbeit und gegenseitigen Unterstützung heranzuziehen, gegen die sie sich nicht selten in unbegreiflicher Scheu, ihre geleisteten Liebesdienste bekanntzugeben, oder aus Angst, etwas von ihrer Machtvollkommenheit einzubüßen, wehren. Weniger schwierig und deshalb mit einem geringeren Maß von Vorbildung zu bewältigen ist die Schlafstellenkontrolle. Hierin hat man stets die Unterstützung der Polizei, und außerdem fühlt sich bei dieser Kontrolle die Bevölkerung nicht so in ihren eigentlichen Familienangelegenheiten belästigt. Der Schlafgänger ist ein Fremder, mit dem man Geld verdienen will. Daher ist es den Leuten leichter begreiflich, daß — wie um jede andere Verdienstquelle auch — sich um dieses Verhältnis die Obrigkeit bekümmert. Mit seinen Familienmitgliedern glaubt man immer noch so ziemlich machen zu können, was man will, und sträubt sich begreiflicherweise gegen jede amtliche Einmischung. Die organisierte Frauenbewegung kann durch Aufklärung der Bevölkerung sehr viel dazu tun, diesen Widerstand gegen das Eindringen der Wohnungspflege in die häuslichen Verhältnisse überwinden zu helfen.

Wo Frauen in die amtliche Wohnungspflege eintreten, sollen sie mit allem Nachdruck darauf dringen, daß sie dienstlich und pekuniär den Männern gleichgestellt werden. Die nur als Hilfspersonen tätigen Frauen leisten genau dasselbe wie die ebenso beschäftigten Männer; die wissenschaftlich gebildeten ersetzen die technischen Kenntnisse der Männer durch die nationalökonomischen. Beide Gruppen von Frauen haben das für die Wohnungspflege unersetzliche Plus, daß sie eben „Frauen" sind. Lassen wir uns hier einmal mit Absicht als Frau bewerten, aber nach oben hin!

Die Organisation der Wohnungsämter bietet keine besonderen Probleme, wohl aber für uns Frauen eine Forderung. Es wirken zumeist in der Gesamt-

Digitized by Google

organisation, dem sogenannten Wohnungsamte, zusammen: der Dezernent, eine Deputation, Wohnungsausschüsse, Wohnungspfleger (auch Inspektoren genannt) und Hilfsbeamte für die Schlafstellenkontrolle. Wir müssen dafür sorgen, daß in die Ausschüsse und, wo es schon möglich ist, auch in die Deputation Frauen gewählt werden. Hier ist wieder ein Gebiet, wo die jetzige Fassung der Städteordnung zum Schaden der Gesamtheit die Frau so ziemlich überall ausschließt, wenigstens mit beschließender Stimme.

Dem Wohnungsamte angegliedert muß, wie z. B. in Charlottenburg, ein Wohnungsnachweis sein. Will man die Leute zum Umzug in eine den Forderungen des Wohnungsamtes entsprechende Wohnung veranlassen, dann muß man ihnen auch wenigstens die Möglichkeit geben, mit dem geringsten Aufwand von Zeit und Geld eine solche zu finden. Außerdem beeinflußt die tätige Hilfe bei der schwierigen Wohnungssuche das Urteil der Bevölkerung über die Tätigkeit der Wohnungsämter günstig. Funktionieren kann ein Wohnungsnachweis natürlich nur dann, wenn ein Meldezwang für die leerstehenden und leerwerdenden Wohnungen besteht unter Angabe von Größe, Mietpreis usw.

Ein vorhin schon bei den Aufgaben der Wohnungspflegerin gestreiftes Problem liegt noch in der Zusammenarbeit der Wohnungspfleger mit den eventuell vorhandenen städtischen und freien Fürsorgeorganisationen. Nichts erzieht die Bevölkerung systematischer zum Lügen und Betteln, als das unzusammenhängende Hintereinanderherlaufen der verschiedenen Fürsorgepersonen bei den gleichen Familien. Die Leute merken sehr schnell, daß der eine helfende Bote vom anderen und seinen Maßnahmen nichts weiß, und benützen diese Sachlage, um die größtmögliche Summe von Hilfeleistung auf sich zu vereinigen. Um diesem Übelstande zu wehren, wodurch — ganz abgesehen von dem ethischen Nutzen — auch noch beträchtlich viel Zeit, Kraft und Geld gespart werden kann, ist z. B. in Charlottenburg für die Übernahme von Pflegefällen eine Vereinbarung zwischen dem Wohnungsamt und der städtischen Lungenfürsorge getroffen. Außerdem erkundigt sich das Wohnungsamt, ehe es einschneidendere Maßnahmen ergreift, bei der Auskunftsstelle der Armendirektion nach der betreffenden Familie, bezw. bei der bestehenden Vereinigung für Wohlfahrtsbestrebungen u. a. m.

Erstrebenswert wäre vielleicht die Einrichtung einer Zentralregistratur, in der man in kürzester Frist über die einer Familie von öffentlicher oder Vereinsseite gewährten Unterstützungen Auskunft erhalten könnte. Allerdings ist die Frage, ob in großstädtischen Verhältnissen eine solche Zentralregistratur nicht unübersehbare Dimensionen annehmen würde. Die notwendige Zusammenarbeit der Wohnungspflege mit den vorhin genannten Instanzen wird unseres Erachtens mit der Zeit zur Errichtung von einheitlich geleiteten städtischen Fürsorgeämtern führen. Für diese gibt es wohl auch kaum eine geeignetere Grundlage als die von den Wohnungsämtern bereitzustellenden Ermittlungen, da die Einblicke aller anderen Instanzen in die Lage der einzelnen Familien dem Zufall, einem bestimmten Einzelanlaß zu verdanken sind, bei der Wohnungspflege aber Pflicht und Recht zu Ermittlungen zusammenfallen, wodurch sie in systematischen Besichtigungen die Gesamtheit aller eventuell irgendwie hilfsbedürftigen Personen antrifft.

Die Frauen sollten es sich angelegen sein lassen, wo immer sie nur können, auf diesem für die gesamte Lebenshaltung und Lebensförderung der Nation so

Digitized by Google

überaus wichtigen Gebiete mitzuhelfen. Sie sollten darauf drängen, daß in Stadt und Land Wohnungsämter eingerichtet werden, und daß an diesen hauptamtliche weibliche Pfleger und nebenamtliche weibliche Hilfskräfte sowie ehrenamtlich tätige Frauen eingestellt werden. Hier ist ein Gebiet, wo die Frau als sachverständige Konsumentin ein Hauptwort mitzusprechen hat und eventuell als Hüterin von Haus und Herd für sittliche, soziale und wirtschaftliche Schäden verantwortlich gemacht wird, an denen sie vollständig unschuldig ist, an deren Abstellung mitzuarbeiten sie aber, wenn sie ihre Aufgabe erkannt hat, wohl imstande sein wird. Deshalb: Frauen, voran! —

Laura Bassi,
die berühmte Bologneser Philosophin.

Von

Geh. Justizrat Prof. Dr. **Fitting**, Halle.

Nachdruck verboten.

Im Jahre 1907 bildete sich zu Bologna eine besondere Gesellschaft (»Commissione per la Storia dell' Università di Bologna«), um für die zurzeit noch fehlende vollständige und allseitige Ermittelung und Darstellung der Geschichte der dortigen berühmten Universität die erforderlichen Vorarbeiten zu beschaffen. Sie beschloß: erstens in einem »Chartularium Studii Bononiensis« alle vorfindlichen Urkunden über die älteste Zeit der Hochschule bis zum Ende des 15. Jahrhunderts zusammenzustellen, und zweitens unter dem Titel »Studi e Memorie per la Storia dell' Università di Bologna« auf die Universität und ihre Geschichte bezügliche Einzelschriften mannigfaltigster Art zu veröffentlichen.

Die bis jetzt erschienenen drei Bände dieser Studi e Memorie enthalten ungemein viel Interessantes. Von allem darin Gebotenen hat aber für ein größeres Publikum wohl die stärkste Anziehungskraft der schöne Artikel von Giambattista Comelli am Ende des dritten (1912 ausgegebenen) Bandes: »Laura Bassi e il suo primo trionfo«. Der Verfasser, ein Abkömmling der in dieser Überschrift genannten sehr gefeierten Bologneser Philosophin des 18. Jahrhunderts (ihr zweiter Sohn Ciro Verati [1744 bis 1827] war der Vater seiner Großmutter), gibt darin ein sehr anziehendes Lebensbild von ihr, worin er vornehmlich über ihre Jugendzeit und über die ganz ungewöhnlichen Ehrungen berichtet, die ihr schon in jungen Jahren zuteil wurden. Dem Artikel ist in Zinkplattendruck eine photographische Wiedergabe eines im Comellischen Familienbesitze befindlichen Ölgemäldes beigefügt, das Laura Bassi im Alter von 24 Jahren als gelehrte Doktorin und Professorin, zugleich aber auch als reizvolle weibliche Erscheinung zeigt. In Deutschland ist die berühmte Frau merkwürdigerweise völlig unbekannt; selbst in den großen Konversationslexiken von Brockhaus und Meyer ist ihr Name nicht zu finden. In einer Zeit wie der unseren, in der so viele Frauen nach einer höheren, gelehrten

Digitized by Google

Bildung streben, wird es aber gewiß nicht wenigen deutschen Lesern und besonders deutschen Leserinnen erwünscht sein, etwas von ihr zu erfahren, und im folgenden soll daher mit freundlicher Erlaubnis des Herrn Comelli das Wesentlichste dessen, was er von ihr berichtet, erzählt werden.

Laura Maria Caterina Bassi wurde am 29. Oktober 1711 zu Bologna geboren als einziges Kind des Rechtsanwaltes Giuseppe Bassi und seiner Ehefrau Rosa Cesari. Sie zeigte schon als Kind große Wißbegier, leidenschaftliche Leselust und Liebe zu Büchern. Ein Priester Stegani, ihr Cousin, fand sich durch ihre ungewöhnliche Begabung veranlaßt, ihr frühzeitig die Anfangsgründe der italienischen Grammatik beizubringen. Der volle Erfolg dieses Versuches ermutigte ihn, zum Latein überzugehen, welche Sprache das kleine Mädchen reißend schnell bis zu voller Leichtigkeit ihres Gebrauches erlernte.

In diesem Stande der Dinge geschah es, daß Lauras Mutter erkrankte und zu ihrer Behandlung der Doktor Gaetano Tacconi gerufen wurde, ein angesehener praktischer Arzt, der aber zugleich als Universitätslehrer tätig war und als solcher zuerst einen Lehrstuhl für Philosophie innegehabt, später eine medizinische Professur erhalten hatte. Ihm fiel das mit ernsten Studien eifrig beschäftigte zwölfjährige Mädchen auf, und er richtete eines Abends an es die Frage: „Laura, könntest du mir schriftlich wiedergeben, was ich dir jetzt sagen werde?“ Und nun gab er ihr eine eingehende Darlegung der Krankheit ihrer Mutter sowie seines Heilverfahrens. Am folgenden Tage überreichte ihm die Kleine zwei Lösungen der gestellten Aufgabe, die eine lateinisch, die andere französisch; der Doktor aber, über alle Erwartung befriedigt, faßte jetzt den Entschluß, ihr eine höhere Ausbildung zu geben. Zu diesem Zwecke begann er mit ihr nach erhaltener Erlaubnis ihrer Eltern eine Unterweisung in der Philosophie, die er in Anbetracht der außerordentlichen Fortschritte seiner Schülerin mit liebevollster Sorgfalt bis zu dem Grade fortsetzte, daß er eigens für sie seine Institutionen der Logik und Metaphysik schrieb.

Dieser Unterricht des Doktors hatte eine Dauer von sieben Jahren, allerdings nicht in einem Zuge fortlaufend, sondern mit zeitweiligen Unterbrechungen, die teils durch die schwere Arbeitslast des Lehrers, teils durch die zarte Gesundheit der Schülerin veranlaßt wurden. Tacconi empfahl immer aufs neue den Eltern, die Sache geheimzuhalten, bis ihm die Frucht seiner Bemühungen genugsam reif erschien. Dann aber lud er selbst einige seiner gelehrten Kollegen ein, die Studentin zu prüfen: Prüfungen, die nach der damaligen Übung die Gestalt schulmäßiger Disputationen hatten. Der Einladung folgte eine ganze Anzahl der bedeutendsten Gelehrten, und bald wollte jeder wissenschaftlich Gebildete in der Stadt sich von den Leistungen des jungen Mädchens überzeugen. Sogar der im April 1731 zum Erzbischof von Bologna, seiner Vaterstadt, ernannte wissenschaftlich hochgebildete Kardinal Prospero Lambertini (später Papst Benedikt XIV.) interessierte sich für die damals neunzehnjährige Laura und kam schon in den ersten Monaten des Jahres 1732 ihretwegen öfters in das Haus ihrer Eltern. Alle, die sie kennen lernten, bewunderten die Schnelligkeit, Klarheit und Anmut ihrer immer in lateinischer Sprache gegebenen Antworten, alle kamen zu dem Schlusse, es sei an der Zeit, das Licht nicht länger unter den Scheffel zu stellen. Besonders dem Rate und warmen Fürworte des genannten Kardinals gelang es, die Einwilligung der Eltern zu einer öffentlichen Disputation der jungen Philosophin zu erwirken. Aber

Digitized by Google

wo sollte diese Disputation gehalten werden? Einige große Herren boten die Säle ihrer Paläste an, die gelehrten Mönche die Kirche ihres Klosters mit Berufung darauf, daß ja auch Jesus im Tempel mit den Schriftgelehrten disputiert habe. Der Kardinal Lambertini aber machte geltend, es handle sich um ein ganz ungewöhnliches Ereignis, das dem gelehrten Bologna zur Ehre gereichen werde. Man müsse es daher als städtische Feierlichkeit gestalten und sich deshalb mit der höchsten städtischen Behörde, den Stadtältesten (anziani) und ihrem Oberhaupte, dem derzeitigen gonfaloniere di giustizia, in Einvernehmen setzen. Sie gingen gern auf den Vorschlag ein. Die Disputation solle im Rathause stattfinden; alle Behörden würden sich beehren, ihr persönlich beizuwohnen.

Inzwischen nahmen die halböffentlichen wissenschaftlichen Prüfungen im Hause Bassi einen so glänzenden Fortgang, daß die gelehrten Mitglieder der Bologneser Akademie der Wissenschaften beschlossen, dem öffentlichen Urteil durch Lauras Aufnahme in die Akademie zuvorzukommen. Sie erfolgte einstimmig und ohne Widerspruch am 20. März 1732.

Die öffentliche Disputation war auf den ersten Donnerstag nach Ostern, den 17. April 1732, angesetzt, und die Stadtältesten hatten dafür ihren Sitzungssaal angeboten, den sie auf städtische Kosten zweckentsprechend herrichten ließen. Zugleich war die Veröffentlichung zahlreicher dichterischer Verherrlichungen im Werke, zu jener Zeit eine bei dergleichen Gelegenheiten unvermeidliche Huldigung. Überhaupt wurde die ganze Sache mit größter Feierlichkeit und Förmlichkeit behandelt. Die junge Philosophin sollte sich zu der Disputation in dem Galawagen des Gonfaloniere begeben. Sie sollte dazu von ihrem Lehrer, dem Doktor Tacconi, begleitet und von zwei Damen des hohen senatorischen Adels eingeführt werden. Einladungen sollten außer an die Mitglieder der Regierung an den Kardinal Erzbischof, den päpstlichen Legaten Kardinal Grimaldi, den Vizelegaten, alle Senatoren, die öffentlichen Lehrer usw. ergehen, jedermann aber sollte gestattet sein, die im Drucke veröffentlichten Thesen der Disputantin anzugreifen.[1]) Die Auswahl der Ehrendamen fiel auf die durch ihren Reichtum und die Pracht ihres Palastes hervorragende Gräfin Ranuzzi geb. Bergonzi und die durch ihren regen Verstand und ihre literarische Bildung empfohlene Marchesa Ratta geb. Hercolani, beide Frauen von Senatoren.

An dem festgesetzten, von ganz Bologna sehnlich erwarteten Tage fuhren diese vornehmen Damen in ihren Galawägen am Hause Bassi vor, um Laura abzuholen. Alle drei fuhren sodann in dem inzwischen angekommenen noch viel reicheren Wagen des Gonfaloniere, gefolgt von einer großen Volksmenge, nach dem Rathause. Dort bildeten am Fuße der großen Treppe die Schweizergarden, die Stabträger und Diener der Stadtältesten für sie Spalier, und sie stiegen zu den Gemächern des Gonfaloniere hinauf, wo sie mit dem gebührenden Zeremoniell empfangen wurden. Der Gonfaloniere begab sich nun mit seinen Stadtältesten in das obere Stockwerk, um die beiden Kardinäle abzuholen, die beiden Ehrendamen aber führten Laura in

[1]) Diese Thesen, 49 an der Zahl, Comellis Artikel als Anlage II beigefügt, erstrecken sich auf das ganze, damals sehr weit gefaßte Gebiet der Philosophie. Sie beginnen mit sechs Sätzen aus der Logik; dann folgen sechzehn Sätze aus der Metaphysik, darunter je drei über Gott und die Engel. Hierauf achtzehn Sätze aus der Physik (über Materie, Bewegung, Meteore), endlich neun Sätze über die Seele.

Digitized by Google

den Saal der Stadtältesten, der so voll von Edelleuten und Literaten war, daß man nur mit Mühe eintreten konnte.

Dort steht nun in Erwartung der genannten hohen Personen das junge Mädchen, auf das natürlich alle Blicke gerichtet sind, vor seinem Katheder, ihm zur Seite die beiden Damen. Laura ist einfach, doch nicht ganz schmucklos gekleidet: himmelblaues Gewand von einem damals üblichen Zuschnitte, den man manteau nannte, kurze und weite Ärmel, besetzt mit weißen, bei der Armbewegung anmutig wogenden Spitzen, geringer Aufputz auf dem Kopfe, von dem ein kleiner weißer Schleier faltig auf den Rücken herabfällt. Einen starken Abstich bildet die ungemein prunkvolle Kleidung der mit Juwelen reich geschmückten beiden Damen.

Bei dem Eintritte der Kardinäle mit ihrem Gefolge erheben sich alle, um ihnen zu huldigen, und die drei Frauen verbeugen sich tief. Laura steigt auf das Katheder, neben dem rechts die Ehrendamen sitzen, während links die gewaltige Perücke des Professor Tacconi in die Augen fällt. Laura hält zunächst eine kurze lateinische Ansprache, die, sehr geschickt, mit großer Frömmigkeit, Bescheidenheit und Ehrerbietung gegen die Vorgesetzten, doch durchaus nicht zaghaft abgefaßt, ihr von vornherein die Herzen der gebildeten Zuhörerschaft gewinnen mußte. Die gedruckten Thesen werden verteilt, und es beginnt nun die Disputation, worin eine ganze Reihe schwieriger philosophischer und physikalischer Fragen zur Erörterung kommen. Laura zaudert nicht einen Augenblick; ihre Antworten in fehlerfreiem Latein sind immer verständig und schlüssig, sie erwecken nicht selten laute Beifallsäußerungen der Zuhörer, deren Bewunderung sich bei vielen zu wahrem Staunen steigert. Einzelne halblaute Kritiken treffen die Gegner, deren einem, einem Geistlichen, die sehr ungeschickte und geradezu alberne Art der Begründung seines Angriffes, wodurch er der jungen Gelehrten eine Huldigung hatte erweisen wollen, von seiten des Kardinals Lambertini sogar den Lobspruch „Bruder Esel" (frate asino) einträgt.

Die Disputation hatte schon über zwei Stunden gedauert, als vom Thron der Kardinäle ein Zeichen gegeben wurde, dem Streit ein Ende zu machen. Laura stieg nach einigen anmutigen Dankesworten bescheiden vom Katheder herab und wurde von den beiden vornehmen Damen in die Gemächer des Gonfaloniere zurückgeführt. Die armen Damen, die länger als zwei Stunden über für sie unverständliche Dinge in lateinischer Sprache hatten müssen reden hören! Sie konnten sich aber erholen durch ein üppiges Mahl, das ihnen bei dem Gonfaloniere aufgetragen wurde. Erst gegen 1 Uhr nachts brachten sie Laura wieder nach Hause. Am nächsten Tage erhielt sie einen Besuch des Erzbischofs in feierlicher Form.

Schon vor der Disputation hatte man in den Gelehrtenkreisen erwogen, ihr die Doktorwürde zu erteilen und dann einen Lehrstuhl an der Universität zu verleihen. Das erste geschah jetzt ohne Verzug. Schon am 12. Mai versammelte sich das ganze philosophische und medizinische Kollegium der Universität im Sitzungssaal der Akademie zur Doktorprüfung von Fräulein Bassi, nach deren Beendigung ein glänzender Zug von achtzehn Wägen sie zum zweitenmal nach dem Rathause geleitete, um dort mit den üblichen Huldigungsreden die Abzeichen der Doktorwürde: silbernen Kranz auf dem Haupte, Ring am Finger, Grauwerkmäntelchen auf den Schultern, zu empfangen. Sie war diesmal schwarz gekleidet und wurde wieder von den beiden Damen eingeführt. Bei der Feierlichkeit war außer einer zahllosen Menge Neugieriger, darunter vielen Damen, auch ein vornehmer französischer Gast, der

Digitized by Google

gelehrte Kardinal Melchior von Polignac, zugegen. Mit diesem wurde die Doktorin für den folgenden Tag zu einem glänzenden Gastmahl in dem Palaste der vornehmen Familie Monti-Bendini eingeladen.

Nach einer dritten Disputation im Universitätsgebäude wurde ihr am 29. Oktober 1732 vom Senate („zur Belohnung ihrer Mühen und Studien, und um ihr ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt zu sichern") eine Professur der Philosophie mit einem Gehalte von jährlich 500 Lire übertragen, jedoch mit der Bedingung, daß sie ihres Geschlechtes wegen nur auf besondere Anordnung der Vorgesetzten, des päpstlichen Legaten oder des Gonfaloniere, im Universitätsgebäude Vorlesungen halten dürfe. Ferner wurde ihr zu Ehren eine Denkmünze geprägt: auf der einen Seite ein schönes Bildnis von ihr mit den Professorenabzeichen, auf der anderen eine Minerva mit einer brennenden Leuchte und ein junges Mädchen mit der Umschrift: »Soli cui fas vidisse Minervam« (Der Einzigen, der es vergönnt war, die Minerva zu schauen).

Das weitere Leben der Doktorin verlief natürlich ruhiger und weniger in der Öffentlichkeit. Sie erhielt von Zeit zu Zeit die Weisung, eine Vorlesung im Universitätsgebäude zu halten und erschien dann dort inmitten anderer Professoren mit dem Pelzmäntelchen der Doktoren. So z. B. am 23. Februar 1734, als ihr die Aufgabe gestellt war, Einwendungen gegen eine Vorlesung des Anatomen Gusmano Galeazzi, des künftigen Schwiegervaters von Luigi Galvani, über das Auge vorzubringen. Auch damals waren der Legat, der Gonfaloniere, der Podestà und die Stadtältesten zugegen, außerdem eine außerordentliche Volksmenge, darunter des Karnevals wegen zahlreiche Masken.

Vier Jahre später, auch in der Karnevalszeit, bereitete die junge Gelehrte ihren Mitbürgern eine große Überraschung dadurch, daß sie sich am 6. Februar 1738 mit dem jungen Arzte Dr. Giuseppe Verati verheiratete. Die Tatsache erregte allgemeines Erstaunen und wurde von den meisten mißbilligt. Man hätte es richtiger von ihr gefunden, ihr Leben in einem Kloster nur Gott und der Wissenschaft zu widmen. Manche wollten ihren Schritt damit entschuldigen, daß für sie, die einem ständigen Verkehr mit Studenten und Neugierigen und häufigen Besuchen fremder Bewunderer ausgesetzt war, der Ehestand schicklich sei. Daß sie aber, was man ihr noch ganz besonders verdachte, einen Mann nahm, der, obgleich Doktor und öffentlicher Lehrer, weder durch Herkunft noch durch Vermögen noch endlich durch wissenschaftliche Leistungen irgend hervorragte, das war, wie Comelli mit Recht sagt, einfach daraus zu erklären, daß dieser Mann ihr eben gefiel. Und daß ihre Wahl verständig und glücklich war, erhellt daraus, daß sie mit ihrem Gatten vierzig Jahre lang und bis zu ihrem Tode in liebevoller Eintracht lebte. Freilich entzog das eheliche Leben und die Erziehung von fünf Kindern (sie hatte im ganzen acht; doch scheinen drei sehr früh gestorben zu sein) ihrer Lehrtätigkeit und wissenschaftlichen Arbeit viel kostbare Zeit. Sie machte es aber gleichwohl möglich, in ihrem Hause von 1749 an sehr besuchte tägliche Privatvorlesungen über Experimentalphysik zu halten, Sitzungen der Akademie zu besuchen und zu ihren Abhandlungen Beiträge zu liefern, zur Sternwarte hinaufzusteigen und mit vielen italienischen und ausländischen Gelehrten einen wissenschaftlichen Briefwechsel zu unterhalten. Unter anderen sind zwei (italienische) Briefe von Voltaire an sie überliefert, dem sie auf seinen Wunsch die Aufnahme in die Bologneser Akademie

Digitized by Google

verschaffte. Auch empfing sie die Besuche berühmter in- und ausländischer Gelehrten, und am 14. Mai 1769 ließ in den Räumen der Akademie der Kaiser Joseph II. sie sich vorstellen und sich von ihr einige physikalische Versuche zeigen.

Sie starb am 20. Februar 1778. Ihr schönstes Denkmal ist die folgende Äußerung des großen Naturforschers Lazzaro Spallanzani, der ihr Schüler gewesen war, in einem Briefe an ihren Witwer vom 20. April 1782:

> „..... meine verehrte Lehrerin, deren ich zeitlebens eingedenk sein werde, da ich mit Wahrheit sagen kann, daß ich das Wenige, was ich weiß, im Grunde ihren einsichtsvollen Unterweisungen verdanke."

Die Verbreiterung des vierten Weges.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Durch den Erlaß des preußischen Kultusministers vom 11. Oktober ist der vierte Weg in zwiefacher Weise weiter geebnet. Erstens hat man den Schülerinnen des Oberlyzeums das bisher noch zu überwindende Hindernis der zweijährigen Lehrtätigkeit weggeräumt. Zweitens gestattet man ihnen, frühestens ein Jahr nach Absolvierung des Oberlyzeums durch eine Nachprüfung in Latein und Griechisch, bezw. Latein und Mathematik, bezw. Mathematik, Physik und Chemie, die Reife des Gymnasiums, Realgymnasiums oder der Oberrealschule zu erwerben.

Was bedeutet dieser Erlaß für die höhere Frauenbildung? Glücklicherweise — das muß zunächst festgestellt werden — lange nicht das, was die Freunde des vierten Weges erwartet haben: eine volle, bedingungslose Anerkennung der Oberlyzeen als Vorbildungsanstalt zur Universität. Aber er bedeutet viel als Schritt auf einem Wege — sagen wir es gleich: einem verhängnisvollen Wege, auf den die Regierung sich seit 1908 hat drängen lassen.

Da über der ausgiebigen Diskussion der höheren Frauenbildung die einfachsten und sachlichsten Gesichtspunkte mit der Zeit bis zum Verschwinden verdunkelt worden sind, ist es nicht überflüssig, für die gegenwärtige Betrachtung die grundsätzliche Frage noch einmal in den Vordergrund zu stellen: Worin besteht die Aufgabe der Universitätsvorbildung bei den Mädchen?

Sie besteht genau wie bei den Knaben zunächst und vor allem in der richtigen Auslese der Befähigten. Ja, diese Frage spielt wohl für das Frauenstudium eine noch gewichtigere Rolle als für die akademischen männlichen Berufe, die in ihrer großen Breite und Ausdehnung auch für die Durchschnittsintelligenz noch Möglichkeiten und Aussichten bieten. In der Forderung, daß nur wirklich befähigte Frauen die Universität beziehen sollten, dürften sich wohl die Interessen aller: der Frauenbewegung, der Männer, der Universitäten, der Regierung begegnen.

Digitized by Google

Der einzige Grundsatz, der von der Frauenbewegung bezüglich der Universitätsvorbildung der Mädchen aufgestellt ist, fordert, daß durch sie das Niveau nicht gedrückt werden dürfe. Von unseren Gegnern ist mit der bemerkenswerten Gedankenlosigkeit und Inkonsequenz, über die wir uns zuweilen zu wundern haben, diese Forderung einer gleichwertigen Vorbildung der Mädchen als eine „frauenrechtlerische" bezeichnet. Man hat nicht daran gedacht, daß, wenn es uns nur auf die Rechte und nicht auf die Sache und die Pflichten ankäme, wir ja gar nichts Angenehmeres erleben könnten, als eine Erleichterung der Bedingungen für die Mädchen — eine Erleichterung, die vielen Hunderten die Universität zugänglich macht, die sonst niemals dorthin kommen würden. Es geht uns aber eben nicht um die Quantität und die Rechte, sondern um die Qualität und die Leistungen. Wie steht es nun mit der Erhaltung des Niveaus der Studentinnenbildung?

Die Bestimmungen über die Neuordnung des Höheren Mädchenschulwesens vom 8. August 1908, in denen der gute Geist der Januarkonferenz von 1906 noch nicht ganz verraucht war, äußern sich (und es ist gut, sich dessen jetzt zu erinnern) über die Anforderungen der Universitätsvorbildung folgendermaßen:

„Da in den Studienanstalten im wesentlichen dasselbe Maß von Latein oder von Latein und Griechisch in Aussicht genommen wird, wie es die Reformrealgymnasien und Reformgymnasien fordern, und auch dasselbe Maß von mathematisch-naturwissenschaftlichen Kenntnissen, wie in den Oberrealschulen und Realgymnasien geboten wird, läßt sich die ihrem Wesen und ihrem Ziel nach anders angelegte Höhere Mädchenschule nicht bis zu ihrem Abschlusse als Unterbau für die Studienanstalten verwenden. Um ein Bildungsziel zu erreichen, das demjenigen der verschiedenen Arten der höheren Lehranstalten für die männliche Jugend entspricht, ist ein einheitlicher Bildungsgang von wenigstens 6 Jahren (für Gymnasium und Realgymnasium) oder doch von 5 Jahren (für die Oberrealschule) nach den bisherigen Erfahrungen erforderlich. Diesen Lehrgang auf die abgeschlossene Höhere Mädchenschule aufzusetzen, würde den Mädchen eine Gesamtdauer der Vorbereitung von 15 oder 16 Jahren gegenüber 12 bei den Knaben auferlegen. Das wird aber sowohl in Hinblick auf die Leistungsfähigkeit der Mädchen als auch wegen der großen Verteuerung und Erschwerung eines solchen Bildungsweges für die weibliche Jugend als unzulässig zu erachten sein.

Andererseits aber müßten jene in den Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen geforderten Fächer und Stoffe bei einem Aufbau von nur 3 oder 4 Klassen auf die abgeschlossene Höhere Mädchenschule in einer Weise und in einem Maße betrieben werden, die hier eine sichere Überlastung und zugleich alle Übelstände eines übereilten Zusammenpressens von Unterrichtsstoff in zu kurzer Zeit mit sich führen würden.

Sollten aber Teile dieser Bildung in die letzten Jahre der Höheren Mädchenschule selbst verlegt werden, so würden ihr Unterrichtsfächer und -stoffe aufgezwungen, wie lateinischer Nebenunterricht oder ein ihrem Zweck nicht entsprechendes Maß von mathematischem Unterricht, durch welche ihre Einheitlichkeit gestört, die Gleichmäßigkeit und Ruhe der Arbeit beeinträchtigt und die Gefahr der Überbürdung nahegelegt würde. Das alles wegen der verhältnismäßig geringen Anzahl von Schülerinnen, die die Reifeprüfung eines Realgymnasiums, Gymnasiums oder einer Oberrealschule anstreben, der Gesamtheit aufzuerlegen, kann gegenüber den schwerwiegenden Bedenken nicht in Aussicht genommen werden."

Damals also war die Regierung davon überzeugt erstens, daß ein fünf- bis sechsjähriger einheitlicher Bildungsgang notwendig sei, um ein den höheren Lehranstalten entsprechendes Ziel zu erreichen; zweitens, daß bei einem Aufbau von nur drei bis vier Klassen, „die in den höheren Lehranstalten geforderten Stoffe in einer Weise und in einem Maße betrieben werden müßten, die eine sichere Überlastung und zugleich alle Übelstände eines übereilten Zusammenpressens von Unterrichtsstoff in zu kurze Zeit mit sich führen würden". Wie haben sich die Ansichten seither doch

Digitized by Google

gewandelt! Heute erscheint ein Weg als gangbar, bei dem die in den Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen geforderten Spezialleistungen nicht einmal nur in drei oder vier Klassen, sondern in noch viel kürzere Zeit zusammengepreßt werden sollen oder aber einfach unter den Tisch fallen dürfen.

* * *

Wir sprechen zuerst von der bedingungslosen Zulassung der Oberlyzeistinnen zur philosophischen Fakultät.

Würde man unseren Universitätsprofessoren rein akademisch die Frage vorlegen: „Können Sie mit einem Studentenmaterial arbeiten, das für Geschichte, Philosophie, Philologie keine alten Sprachen, das für Mathematik und Naturwissenschaften weniger als das Pensum des humanistischen Gymnasiums mitbringt?" so würden wir wohl auf kaum einen stoßen, der nicht diese Frage mit einem glatten und entrüsteten: „Nun und nimmermehr" beantworten würde. Würde man unter den Pädagogen der höheren Lehranstalten die Frage aufwerfen, ob sie eine Schulgattung wie das Oberlyzeum für eine mögliche Form der Universitätsvorbereitung hielten, so würden sie sich ihrer wissenschaftlichen Verantwortlichkeit bewußt genug sein, um dasselbe unbedingte „nein" zu antworten. Wäre die Frauenbewegung von sich aus der Regierung mit der Zumutung gekommen, die Schülerinnen von 124 höheren Lehrerinnenseminaren ohne weiteres vollberechtigt an den Universitäten zuzulassen — alle, die Regierung, die Universitäten, die Kollegen, die Presse wären voll gewesen von moralischer Entrüstung über die unerhörte Anmaßung eines solchen Ansinnens. Jetzt könnte man fast versucht sein, zu wünschen: hätten wir's nur so gemacht. Es wäre wahrscheinlich taktisch richtig gewesen. Denn dann hätten wir den vierten Weg ganz bestimmt nicht bekommen.

Nun, wir haben es nicht so gemacht und wir haben den vierten Weg, wenigstens für die philosophische Fakultät. Und da setzt nun von neuem unser Staunen ein über die Konsequenz und Logik, deren sich die Behandlung unserer Angelegenheiten zuweilen erfreuen darf.

Stellen wir uns eine nach rein sachlichen Gesichtspunkten urteilende Konferenz von Pädagogen und Universitätslehrern vor, der man die These vorlegte: „Für das Studium der Geschichte, der gesamten Philologie, der Kunstwissenschaft, der Philosophie ist die Beherrschung der alten Sprachen entbehrlich, für das Studium in der medizinischen, theologischen und juristischen Fakultät dagegen ist an den bisherigen Vorbedingungen festzuhalten." Würde diese Konferenz es nicht einfach für unter ihrer Würde halten, eine solche These überhaupt ernsthaft zu diskutieren? In dem Erlaß vom 11. Oktober[1]) hat man diese These ohne Diskussion zum

[1]) Zu größerer Bequemlichkeit der Leser sei noch im Zusammenhang kurz über die wesentlichen Neuerungen des Erlasses vom 11. Oktober, soweit sie sich auf das Universitätsstudium beziehen, orientiert.

Nach dem Erlaß vom 3. April 1909 — mit dem bekanntlich der vierte Weg seinerzeit eröffnet wurde — konnten Frauen, welche die Lehrbefähigung für Lyzeen besitzen, mindestens zwei Jahre an Lyzeen voll beschäftigt waren und dann drei Jahre hindurch an einer Universität studiert hatten, zur Prüfung **pro facultate docendi** zugelassen werden. Das Provinzialschulkollegium hatte dann zu entscheiden, ob ihnen ohne weiteres oder erst nach Ablegung eines weiteren Probejahrs die Anstellungsfähigkeit als Oberlehrerin verliehen werden sollte. Der Erlaß vom 11. Oktober 1913 ordnet die Ablegung des Probejahres nach der Prüfung für das höhere Lehramt allgemein an,

Digitized by Google

Beschluß erhoben. Es ist so: die philosophische Fakultät steht offen ohne die heilsame Schranke der Nachexamen, die man für die anderen Fakultäten aufgerichtet hat, und die wenigstens eine gewisse äußere Beherrschung des Vorbildungspensums verbürgen.

Welches waren die Gründe zu einer solchen Preisgabe von Anforderungen, die — darüber kann sich doch die Regierung nicht täuschen — eine höchst eingreifende Wirkung auf die Qualität des Frauenstudiums haben muß?

Da ist die Tradition von dem alten Oberlehrerinnenexamen her. Wenn man damals Lehrerinnen nach mehrjähriger Praxis zum Studium zuließ, so war das durch zwei Erwägungen bestimmt: es wurde erstens angenommen, daß die praktische Dienstzeit eine gewisse allgemeine Reife erzielt habe und zugleich zur weiteren Vorbereitung auf das Studium ausgenutzt worden sei. Und man wollte zweitens zu einer Zeit, da der reguläre Weg vielen Berufenen noch nicht zugänglich gewesen war, tüchtigen Kräften einen anderen erschließen. Und überdies: damals dachte man bei den Anstellungsberechtigungen der Oberlehrerinnen nur an die höheren Mädchenschulen und Seminare, noch nicht an Studienanstalten.

Auf die praktische Dienstzeit und ihre seinerzeit von den Behörden und Direktoren hoch veranschlagten Vorzüge hat man nun verzichtet. Damit auch auf eine Zeit zwischen Seminar und Universität, die zur weiteren Vorbereitung benutzt werden könnte. Sechs Semester nach dem Abgang vom lateinlosen Oberlyzeum steht es einer Studentin frei, den Oberlehrer in alten Sprachen zu riskieren. Sans peur et sans reproche. Die Regierung erlaubt es. Wenn man das Interim der praktischen Dienstzeit aufgegeben hat, so kann auch der alte Gedanke, vom Seminar aus noch einen Zugang zur Universität offenzulassen, die heutige Ausdehnung der Erleichterungen in keiner Weise mehr begründen. War es früher ein Weg für die Besten — da ein anderer nicht da war —, so wird es jetzt der Weg der Schlechtesten werden: der Bequemsten, Skrupellosesten. Die Besten — soweit sie überhaupt auf das Oberlyzeum angewiesen sind — werden heute die Nachexamen machen. War es damals ein Weg für wenige, so ist es heute der Weg der vielen.

---

sieht dagegen von der Forderung der zweijährigen praktischen Tätigkeit vor Beginn des Universitätsstudiums ab. Die Sache liegt jetzt also so, daß Frauen, die ein anerkanntes Lyzeum und ein anerkanntes höheres Lehrerinnenseminar erfolgreich besucht, d. h. die Reifeprüfung und die Lehramtsprüfung des Oberlyzeums abgelegt haben, in Preußen ohne weiteres zum Studium in der philosophischen Fakultät zugelassen sind und dort immatrikuliert werden müssen. Die Zuerkennung der Anstellungsfähigkeit erfolgt nach Beendigung der einjährigen praktischen Ausbildung.

Um den Inhaberinnen des Reifezeugnisses eines Oberlyzeums außer der Oberlehrerinnenlaufbahn auch andere auf akademischer Vorbildung beruhende Berufe zu erschließen, wird ihnen ermöglicht, ein dazu berechtigendes Reifezeugnis durch eine Nachprüfung zu erwerben. Bezüglich dieser Nachprüfung gelten folgende Bestimmungen:

Für die Oberrealschulreife sind in Mathematik, Physik und Chemie, für die realgymnasiale Reife in Latein und Mathematik, für die gymnasiale Reife in Latein und Griechisch die nach den Lehrplänen der betreffenden Anstalten erforderlichen Kenntnisse nachzuweisen. Meldungen zu diesen Nachprüfungen — die im allgemeinen in der Provinz abzulegen sind, in der die Reifeprüfung des Oberlyzeums stattgefunden hat — sind nicht vor Ablauf eines Jahres nach Bestehen der Reifeprüfung des Oberlyzeums zulässig; im übrigen gelten für sie die Anforderungen und Vorschriften der Ordnung der Reifeprüfung an den Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen. Es bleibt den Provinzialschulkollegien überlassen, ob sie für die Nachprüfungen eine besondere Kommission ernennen oder die Prüflinge öffentlichen höheren Lehranstalten für die männliche Jugend oder öffentlichen Studienanstalten überweisen wollen.

Digitized by Google

Und hier liegt die entscheidende Gefahr. Es ist gar nichts dagegen zu sagen, daß man befähigten Mädchen noch einen Weg vom Seminar zur Universität eröffnet (wie die sächsische Kandidatur). Einen Ausnahmeweg für Ausnahmen. Es ist aber etwas ganz anderes, wenn der unzulängliche Weg der normale, und der andere, richtige, die Ausnahme wird. Und das wird geschehen, geschieht schon jetzt.

Und noch einmal: aus welchem sachlichen Grunde? Der Erlaß selbst sagt nichts darüber.

Man könnte denken, die Regierung sei besorgt, die Universitäten nicht voll genug zu bekommen! Aber auch die Sorge um eine genügende Zahl akademischer weiblicher Lehrkräfte kann es nicht sein, denn die in Aussicht stehende Überfüllung ist an den zehn Fingern abzuzählen.

Die Erleichterung des Studiums für das höhere Lehramt ist vielmehr einmal ein Verlegenheitsprodukt: man will die viel zu vielen nicht unterzubringenden Absolventinnen des höheren Lehrerinnenseminars zur Universität abschieben. Was später wird, ist eine **cura posterior**. Es ist ferner die Sorge um die Oberlyzeen, aus denen man die Volksschullehrerinnen beziehen will (mangels ausreichender staatlicher Seminare), und deren Besuchsziffern bis zur Gefährdung ihres Fortbestehens heruntergehen. Es ist ferner eine zwiefache Nachgiebigkeit: an die Wünsche der Direktoren und an die Geldbeutel der Städte. Und es ist schließlich die Sorge vor der wachsenden Dringlichkeit der Erschließung der Knabenschulen, der man entgehen zu können meint, wenn man die Mädchen über die mangelnde Studienanstalt mit dem Oberlyzeum, und die Eltern in den kleinen Städten damit trösten kann, daß sie ihre Töchter doch nun wenigstens bis zum Schluß des Lyzeums zu Hause behalten können.

Auf der anderen Seite steht die Tatsache, daß diese unglücklichen Studentinnen wenn sie zur Universität gehen, eigentlich gar nicht studieren können, daß sie sich in den ersten Semestern durch das Nachholen der alten Sprachen oder das Ausfüllen sonstiger Lücken zweifellos überlasten, daß sie sich wahrscheinlich in den Studienfächern zusammendrängen werden, für die solche nachträgliche Beschaffung unerläßlicher Vorkenntnisse am wenigsten mühsam ist, daß man sie in die Universitätsseminare und wissenschaftlichen Übungen nicht aufnimmt, daß sie überall nur mit halber Kraft und halber Sicherheit arbeiten können, daß sie zur Doktorpromotion nicht zugelassen werden und schließlich nach mannigfach beeinträchtigtem, überlastetem Studium in einem Beruf endigen, der bis dahin zweifellos aufs äußerste überfüllt sein wird. Zu irgendwelcher anderen Verwendung ihres akademischen Studiums aber als der im Lehrberuf liegen die Bedingungen für sie fast hoffnungslos: als Assistentinnen in Museen und Universitätsinstituten können sie ohne den wissenschaftlichen Abschluß ihres Studiums durch das Doktorexamen nicht ankommen; für die höhere Bibliothekskarriere ist die Reifeprüfung des humanistischen Gymnasiums Vorbedingung; literarische oder redaktionelle Posten sind gleichfalls vielfach von dem Doktortitel abhängig. Und das Schlimme ist, daß alle diese Tatsachen den jungen Mädchen oder ihren Eltern geflissentlich verschwiegen werden. Wenn sie erst ihre Pflicht erfüllt und das Oberlyzeum bevölkert haben, können sie die unerfreuliche Kehrseite der Medaille in eigener betrüblicher Erfahrung entdecken.

* * *

Digitized by Google

Nun die Erweiterung der Berechtigung durch die Nachprüfungen. Das ist der an sich minder bedenkliche Teil des Erlasses — ja, wenn man bedenkt, daß die bedingungslose Erweiterung der Berechtigungen gefordert wurde, so ist mindestens die Errichtung dieser Schranke der Nachprüfung erfreulich. Doch ist auch hier ein zwiefaches Aber verborgen. Es liegt nicht im Erlaß selbst, sondern in dem Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch, der von ihm gemacht werden wird.

Der Weg zur Maturität einer der höheren Lehranstalten durch das Oberlyzeum plus Nachexamen ist nicht schlechter als der Weg, den viele junge Mädchen heute durchmachen, wenn sie, ohne eine Studienanstalt zu besuchen, nach Abschluß der höheren Mädchenschule sich irgendwie privatim für die Reifeprüfung vorbereiten und sie als Extraner machen. Er ist nicht schlechter, aber auch nicht besser. Das heißt, er ist als Ausnahme zulässig, als Regel aber anfechtbar und vom pädagogischen Standpunkt angesehen, immer ein Notbehelf. Niemand würde als Pädagoge ein Bildungssystem erfinden und rechtfertigen können, bei dem wichtige Elemente in einer letzten angeflickten Zeitspanne im Eiltempo irgendwie angeeignet werden müssen, ein Bildungssystem, das zwei so verschiedenen Zielen dient, wie der Fachvorbereitung für den Lehrerinnenberuf und z. B. der Vorbildung für das medizinische Studium. Man kann es sachlich durchaus billigen, daß den Oberlyzeistinnen, wenn sie irgendein Abiturium machen wollen, die Fächer erlassen werden, in denen ihr Oberlyzeumszeugnis die Reife der höheren Lehranstalten zweifellos bescheinigt. Aber etwas ganz anderes ist es, ob man diesen Weg als einen zweckmäßigen ansehen und empfehlen kann, wie das die Direktoren jetzt mit eben derselben Begeisterung tun, mit der sie ihren vierten Weg für das höhere Lehramt anpreisen. Man bedenke: die Oberlyzeistin, die über die Nachprüfung zur Universität will, um dort Medizin oder Jura zu studieren, hat neben den 32 Wochenstunden des Oberlyzeums, von denen viele, z. B. die technischen Fächer, für ihre Zwecke der reine Ballast sind, die Nebenstudien in Latein zu betreiben, ohne die sie unmöglich ein Jahr nach Verlassen des Oberlyzeums eine Reifeprüfung machen kann — oder aber sie muß nachher bedeutend längere Zeit als ein Jahr weiter arbeiten, um auf die Universität gehen zu können. Sie hat ferner zwei getrennte Examen vor zwei verschiedenen Kommissionen zu machen; kurzum, ihr Weg ist so unbequem und unzweckmäßig, daß man wohl annehmen könnte, er würde schon aus diesem Grunde ein Ausnahmeweg bleiben. Wenn nur eben nicht — und hier steckt das zweite Aber — auch hier eine falsche und irreführende Beratung dahin wirkte, daß er über Gebühr frequentiert wird. Denn man bringt es ja wirklich fertig, den vierten Weg auch für die Vorbereitung zu den anderen Fakultäten als vorteilhafter und geeigneter hinzustellen als den über die Studienanstalt. Dazu werden zunächst die Nachexamen möglichst niedrig eingeschätzt. Man glaubt versprechen zu dürfen, daß sie milde gehandhabt werden sollen und stellt sogar ihr Verschwinden in baldige Aussicht. Eine Grundlage für beide Behauptungen hat man freilich nicht. Da die Nachexamen glücklicherweise nicht von den Direktoren der Oberlyzeen abhängig sein werden, sondern an den Studienanstalten oder den höheren Lehranstalten für Knaben oder vor einer Kommission abgelegt werden sollen, so wird hoffentlich der Wunsch, diese Examen herabzudrücken, sich nicht verwirklichen lassen. Und andrerseits werden die Erfahrungen, die man in der philosophischen Fakultät mit den Abiturientinnen des vierten Wegs machen wird, kaum dazu ermutigen, die Nachexamen in den

Digitized by Google

anderen Fakultäten fallen zu lassen. Der Hauptvorzug, den die Interessenten des Oberlyzeums am vierten Weg rühmen, ist in dem immer wieder zitierten Satz ausgesprochen, die Mädchen brauchten sich dann nicht schon mit 12 Jahren für das Studium zu entscheiden. Dabei wird die Tragweite dieser frühzeitigen Entscheidung ungemein übertrieben. Tatsächlich entscheiden sich die Mädchen durch den Eintritt in die Studienanstalt nur für einen Versuch, die Maturität zu erwerben. Ich möchte den Lehrer sehen, der nicht bei einem 12jährigen Mädchen die Begabung so weit schätzen kann, daß er diese Entscheidung zu treffen vermag. Mehr als das wird aber tatsächlich doch gar nicht über das Schicksal des Mädchens bestimmt — noch abgesehen davon, daß sie schließlich immer noch in das Lyzeum zurückgehen kann. Die Interessenten des Oberlyzeums versteigen sich aber in ihrer Aufbauschung des Eintritts in die Studienanstalt zu der Behauptung, die sich wörtlich in einem Aufsatz des „Münsterischen Anzeigers" findet: das Mädchen müsse sich mit 12 Jahren entscheiden, „ob es heiraten oder nicht heiraten will, denn ein Mädchen, das später heiraten, keine Oberlehrerin, keine Ärztin werden will, gehört nicht auf die Studienanstalt". Im Ausland denkt man über diese Frage ganz anders. Dort hat es sich allmählich als Sitte durchgesetzt, daß jedes junge Mädchen von entsprechender Begabung das Ziel einer höheren Lehranstalt erreicht, ob sie nun studieren will oder nicht. Übrigens wird auch andrerseits für das Oberlyzeum diese Behauptung wieder umgedreht, denn Herr Direktor Möhle sagt in einem Artikel der „Hagener Zeitung", es sei zu wünschen und zu hoffen, „daß jetzt auch die Mädchen, welche so viel Freude und Begabung für wissenschaftliche Arbeit haben, daß sie ihre Ausbildung noch nicht mit 16 Jahren abschließen mögen, in das Oberlyzeum aufsteigen, auch wenn sie sich später nicht dem Universitätsstudium widmen wollen", — ein Ausblick, der bereits auch den Sieg des Oberlyzeums über „das kostbarste Geschenk der preußischen Mädchenschulreform", die Frauenschule, verkündet.

Die schlimmste Folge des Erlasses aber wird sein, daß er noch mehr als die früheren Schritte auf diesem Wege die Entwicklung der Studienanstalten hemmt — ja vielleicht demnächst einmal ganz abschneidet. Zunächst ist es, nachdem das Oberlyzeum fast ganz an die Stelle der Studienanstalt gerückt ist, verwunderlich, daß die Bedingung der Errichtung einer Frauenschule nun nicht auch für das Oberlyzeum gestellt wird, nachdem diese Bedingung tatsächlich die Gründung von Studienanstalten mehrfach verhindert hat. Schon dadurch ist nach wie vor die Gründung einer Studienanstalt viel schwerer belastet als die eines Oberlyzeums. Dazu kommt die Ersparnis von zwei Klassen, wenn an Stelle einer Studienanstalt ein Oberlyzeum geschaffen wird. Die Tatsache, daß auf dem Oberlyzeum durch das Seminarjahr wiederum größere Lasten liegen, scheint zunächst nicht in genügendem Umfange veranschlagt zu werden. Über die Zweckmäßigkeit des Oberlyzeums aber lassen sich die städtischen Verwaltungen natürlich von den organisierten Direktoren beraten — so fachkundig ist auf dem gegenwärtig heillos verwirrten Gebiet der höheren Frauenbildung so leicht keine städtische Verwaltung, daß sie die Einseitigkeit dieser Informationen durschauen könnte. Und so ist wohl mit Sicherheit vorauszusehen, daß erstens die Eltern leichteren Mutes als bisher ihre Mädchen den Oberlyzeen zuführen werden, wenn sie vielleicht sonst lieber das Opfer für eine auswärtige Studienanstalt gebracht haben. Daß zweitens damit der Druck der Bevölkerung auf Errichtung von Studienanstalten oder Zulassung der Mädchen zu den höheren

Digitized by Google

Knabenschulen wenigstens vorübergehend geschwächt wird, und daß drittens noch manche Stadt in dem guten Glauben, das praktisch Zweckmäßigste zu tun, ein Oberlyzeum neu begründen wird.

Ebenso verhängnisvoll wie auf das Studium wird aber die Verbreiterung des vierten Weges auf die Lehrerinnenbildung wirken. Durch sie wird das Oberlyzeum mehr und mehr in den Dienst der Universitätsvorbereitung gestellt und damit der Aufgabe entfremdet, der es doch tatsächlich, da nun einmal fast alle Lehrerinnenseminare zu Oberlyzeen geworden sind, zum großen Teil zu dienen hat: der Ausbildung für die Volksschule. Was außerdem den Bildungsgang für das höhere Lehramt betrifft, so wird doch wohl kein Pädagoge glauben, daß die pädagogische Ausbildung im Seminarjahr noch einen praktischen Zweck hat, wenn zwischen Ausbildung und Lehrtätigkeit nun das ganze wissenschaftliche Studium liegt. Was die Lehrerin im Seminar an methodischer Technik gelernt hat, geht zweifellos verloren, wenn es Jahre hindurch zunächst überhaupt nicht angewendet wird. Dafür aber entbehrt die Lehramtskandidatin des vierten Weges einer pädagogisch-methodischen Berufsbildung, die auf der Grundlage ihres akademischen Studiums in ganz anderer Weise wissenschaftlich gestaltet werden kann.

* * *

Was ist nun zu tun? Das Wichtigste wäre die Einführung der Nachexamen auch für die philosophische Fakultät — eine Forderung, die überhaupt hätte selbstverständlich sein sollen, wo immer der Gedanke der Nachexamen auftauchte. Als seinerzeit der Kultusminister bei der Etatsberatung im Landtag von den beabsichtigten neuen Berechtigungen der Oberlyzeen sprach, haben wir (Maiheft der „Frau" 1913, Seite 500) sofort darauf hingewiesen, daß die in Aussicht gestellten Nachexamen selbstverständlich auch für die philosophische Fakultät verlangt werden müßten. In demselben Sinne hat Dr. Gertrud Bäumer gelegentlich der Tagung des Preußischen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen die Einführung der Nachexamen befürwortet. Man sollte meinen, daß für diese Gleichstellung der philosophischen Fakultät mit den anderen vor allem die Universitäten und die Philologen selbst zu haben sein müßten. Denn tatsächlich bedeutet doch die Zulassung unzulänglich Vorgebildeter gerade zu diesen Studien eine Degradierung des höheren Lehrberufs, die von allen Standesgenossen als solche empfunden werden sollte.[1]) Oder sollte es den Oberlehrern wirklich nur recht sein, wenn eine weibliche

[1]) Noch rechtzeitig für eine Fußnote kommt mir Heft 21 der Zeitschrift „Die höheren Mädchenschulen" (herausgegeben von Dr. Hans Güldner, Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag) vom 6. November d. J. zu, in dem der Herausgeber einige Gutachten zu dem neuen Erlaß veröffentlicht. Darunter findet sich schon ein kräftiger Protest des Studienanstaltdirektors Dr. Bojunga, Frankfurt a. M., vom Standpunkt der Philologen, aus dem ich folgendes entnehme:

„Man gibt den Oberlyzeumsschülerinnen ein ‚Reifezeugnis', das beinahe zu nichts berechtigt, das also vielmehr ein ‚Unreifezeugnis' heißen müßte. Und das ist gerade das, was die akademisch gebildeten Lehrer und Lehrerinnen tief treffen und verletzen muß. Um Tierärztin oder Zahnärztin zu werden, dazu reicht das Unreifezeugnis nicht aus; wer Hündlein heilt und Zähne füllt, muß eine höhere Ausbildung nachweisen; dazu gehört eine Ergänzungsprüfung, und die erst verschafft ein vollwertiges Reifezeugnis. Aber für solche Lappalien wie das philologische Studium reicht's auch so!

So wird unser Beruf zu einem halb- oder dreiviertel akademischen heruntergedrückt! Und das in einer Zeit, wo alle Urteilsfähigen sagen, daß seine unschätzbare Bedeutung nur durch völlige

Digitized by Google

zweite Garnitur ihres Standes entsteht? Sie sollten sich aber sagen, daß, trotzdem sie selbst als Männer nicht in den Verdacht geraten können, dieser zweiten Kategorie anzugehören, ihr Vorhandensein und ihre offizielle Gleichberechtigung nicht verfehlen kann, auf die Bewertung des wissenschaftlichen Charakters des ganzen Berufs zurückzuwirken.

Die Universitäten werden so ziemlich die einzige Stätte sein, wo die Frauen auf ein Verständnis dafür hoffen können, daß sie den normalen, redlichen Weg zur Wissenschaft gehen wollen. Im übrigen schwindet in Preußen, dem Lande der Männertheorien über den weiblichen Geist, wie er sein soll, die Möglichkeit eines solchen Verständnisses genau in dem Grade als die Herren sich die Fürsorge für die gefährdete „weibliche Eigenart" angelegen sein lassen oder sich ihrer annehmen zu wollen vorgeben, denn nur zu häufig hat diese Fürsorge ganz andere Interessen zu decken. Da die Frauen keinerlei — weder standespolitischen noch sonst politischen Einfluß aufbringen können, um ihren Forderungen Nachdruck zu geben, so sind sie in ihrem hartnäckigen aber bis jetzt vergeblichen Kampf gegen den ihnen aufgedrängten vierten Weg nun einzig und allein auf die Unterstützung angewiesen, die aus reiner objektiver Teilnahme an wissenschaftlichen Interessen entspringt. Sollte die nicht an preußischen Universitäten aufgebracht werden können?

Gleichstellung mit den angesehensten der andern akademischen Berufe richtig gewertet werde. Denn das ist doch klar: wenn der so vorgebildeten Oberlehrerin sogar die Leitung anerkannter Vollanstalten übertragen werden kann, wird ihre Ausbildung der des akademisch vorgebildeten Oberlehrers völlig gleichgesetzt, oder mit andern Worten: auch die volle philologische Ausbildung der Oberlehrer wird gleich niedrig gewertet, also niedriger als die tierärztliche.

Daher ist mein Ergebnis:

1. Der für die Oberrealschulvorbereitung der Mädchen zur Universität wünschenswerte Weg durch einen Aufbau kann nur dann auf Vollwertigkeit Anspruch machen, wenn die Ausbildung der Schülerinnen schon auf dem Lyzeum in den Händen einheitlich ausgebildeter akademisch vorgebildeter Lehrkräfte liegt.
2. Es ist eine schwere Schädigung des akademisch gebildeten Lehrerstandes und seines Ansehens, wenn bei der heutigen ungenügenden Ausbildung der Lyzealschülerinnen der ‚vierte Weg' von der staatlichen Schulverwaltung zwar als zu geringwertig für die Vorbereitung zu sämtlichen andern akademischen Berufen angesehen wird, dagegen für das philologische Studium voll ausreichen soll. Denn an die wissenschaftliche Vorbildung fürs philologische Studium dürfen keinesfalls irgendwie geringere Anforderungen gestellt werden als an die Vorbildung für irgendein andres Studium."

Wenn der Herausgeber auch mit Recht bemerkt, daß es sich bei den Ärzten, Zahnärzten, Tierärzten und Nahrungsmittelchemikern um Berufe handelt, deren Approbationen reichsgesetzlich festgelegt sind, während der Preußische Staat hinsichtlich der philologischen Staatsprüfung tun und lassen kann, was er will, so kann man darauf nur erwidern: um so schlimmer, wenn er diese Machtbefugnisse zur Herabdrückung des höheren Lehrberufs benutzt. H. L.

Digitized by Google

Mitten im kalten Winter.

Skizze von

H. Heckerle.

Nachdruck verboten.

Seit die Weihnachtswoche angebrochen war, fiel der Schnee.

Er fiel ruhig, dicht und unablässig von einem Himmel, der so niedrig hing, daß es aussah, als stützte er sich auf das Dach des langgestreckten Hauses, das — abgesondert von dem planlos bunten Gemenge der Dorfhäuser — den Horizont in der ganzen Breite der Straße nach Süden hin abschloß.

Stellte man sich jedoch in die Mitte der Straße, so daß man das ungefüge Bauwerk gerade vor sich hatte, so wurde man gewahr, daß es sich hier nicht um ein Haus handelte, sondern daß es zwei Häuser waren, die auf die gleiche Bodenlinie gestellt und mit den gleichen Verschnörkelungen versehen, eine so geschwisterliche Ähnlichkeit aufwiesen, daß sie, aus schrägem Winkel gesehen, als ein zusammenhängendes Ganzes erschienen.

Das, was diesen Zusammenhang bemerkenswert und eigentümlich machte, war der Umstand, daß die eine Hälfte des Baues den Jungen und Werdenden, die andere hingegen den Alten und Abgetanen des Dorfes diente.

Das hatte sich unversehentlich und von ungefähr so gemacht: einmal, weil die Gemeinde sich einem Baumeister anvertraut hatte, der sein Lebenlang nach einem einzigen Plan gebaut hatte, dann, weil Schule und Altenhaus gleichzeitig ins Wanken geraten waren, und endlich, weil der Kirchenrat bestimmt hatte, daß das vorhandene Geld zu gleichen Teilen verwandt werden sollte.

Da jeder dieser Teile für den ihm bestimmten Zweck nicht ausgereicht hatte, so war der erfinderische Baumeister auf den Gedanken verfallen, die beiden Häuser auf ein Grundstück zusammenzurücken, sie mit einem Zaun und mit einer Gartenanlage zu umgeben.

Daß er neben dem Praktischen mit diesem Plan auch etwas Feines und Sinniges in Vorschlag gebracht hatte, war ihm nicht zum Bewußtsein gekommen.

Die Gemeinde hatte die Ersparnis in Erwägung gezogen und ihre Einwilligung gegeben.

So standen die äußerlich so gleichen und innerlich so ungleichen Behausungen nun für alle Zeiten einträchtig nebeneinander.

Der Schnee verwischte die groben Linien des Baues, sie mit abenteuerlicher Willkür hier ins Zwergenhafte verkürzend, dort ins Riesenhafte verlängernd. Hoch und spitz, wie ein paar verschobene Türme ragten die Schornsteine zum Himmel empor, mit den beschneiten Wetterzeichen die dunkle Wolkenwand wie mit weißem Wimpel durchschneidend; an dem flachen Dachgesimse hingen die Schneemassen: mächtig, weißgebaucht, mit wunderlichen Zacken und Spitzen bis auf die Fenster hinabreichend; unten aber um den plumpen, ungegliederten Rumpf des Hauses schmiegte sich — von Stunde zu Stunde anwachsend — ein breites, weißes Band, als trachtete es, die geschwisterlichen Häuser inniger und völliger miteinander zu verschmelzen, als es die unfähige Hand des alten Baumeisters vermocht hatte.

Kopfschüttelnd sahen die Alten von ihrer Behausung aus zu, wie die unerschrockene Jugend sich einen Weg durch das weiße Band bahnte; sie schalten und drohten, wenn die aufgewirbelten Schneemassen bis zu ihren Fenstern emporflogen — dann aber, wenn

Digitized by Google

die lärmende Genossenschaft ihr Werk vollbracht hatte, wenn sie den Schnee von den Schuhen gestampft und sich drüben in die andere Hälfte des Baues verzogen hatte, dann wagten auch sie sich einer nach dem anderen zögernd hinaus.

Die Schultern fröstelnd emporgezogen, die Arme an die Brust gedrückt, suchten sie vorsichtig die Spuren, die die Füße der Jungen für sie festgetreten hatten.

Sie tasteten und trippelten so eifrig umher, als ob drinnen noch die ganze, große Arbeit des Lebens auf sie wartete.

Nur wenn drüben der Gesang der Kinder ertönte, dann vergaßen sie mit einem Mal ihre Geschäftigkeit — und blieben stehen: der eine hier, der andere dort, der eine aufrecht, der andere gebückt, der eine lächelnd, der andere seufzend. So standen sie horchend und ahnten es nicht, daß der Schnee sie zu allerhand wunderlichen Gebilden herausputzte.

In ihren Gemütern, in denen die Erinnerungen gleich verglimmenden Scheiten dalagen, sprang plötzlich ein Flämmchen auf, das mit zitterndem Schein um sich leuchtete: Versunkenes tauchte auf, Entschwundenes kehrte zurück, Zersplittertes fügte sich zusammen.

Ach, da war kaum einer unter diesen Alten, der sein Leben als ein zusammenhängendes Ganzes zu erfassen vermochte.

Sie alle hatten es genommen, wie es gekommen war: ein Stück im guten, ein Stück im schlechten — wie „Gott es gegeben hatte." Sie wußten wohl, ob es mehr gute oder mehr schlechte Stücke gewesen waren, aber daß sie selbst die Summe dieser Stücke darstellten, das war ihnen nicht klar.

Darum erzählten sie alle so gerne — darum erzählten sie ohne jede Scheu bis auf den Rest, denn was sie da neugierig und geschwätzig vor einander aufdeckten, das waren im Grunde ja nur die krausen und verwunderlichen Einfälle des „lieben Gottes", dem es eben gefallen hatte, dem einen dieses, dem anderen jenes Stück aufzuhängen.

— — Nur eine Einzige war im Altenhause, die nicht erzählte: das war die, die etwas zu erzählen gehabt hätte.

— — Sie war jung aus dem Dorf fortgegangen und alt wiedergekommen — was dazwischen lag, das wußte man nicht.

Nun saß sie über den Tisch gebeugt und zupfte Wolle für den Gemeindevorsteher. Sie zupfte so eifrig, als stünde der Gemeindevorsteher selbst hinter ihr und drängte sie fortwährend zur Eile. Sie sah nicht auf, wenn jemand kam und sie sah nicht auf, wenn jemand ging. Nur wenn die Kinder drüben das Weihnachtslied anstimmten, dann ließ sie die Arbeit im Stich und schlich sich unter die Fenster des Schulhauses.

An diesem Liede hing der ganze Inhalt ihres Lebens: es war der Faden, an dem sich all die guten und schlechten Stücke aneinander reihten.

Mit diesem Liede hatte alles angefangen! Sie wußte noch ganz genau, wie die Schulkinder es stolz und sicher gesungen hatten, während sie dumm und unwissend dabei gestanden und sich bemüht hatte, den wunderlichen Sinn der Worte zu erfassen.

Wunderlich und unbegreiflich waren diese Worte ihr geblieben — auch als sie begonnen hatte, sie ihrem Gedächtnis einzuprägen.

Sie behielt wohl, daß da von einer Rose die Rede war, die „mitten im kalten Winter" und „zu der halben Nacht" blühte ... Was diesem seltsamen Blühen jedoch vorausging und was ihm folgte, das entschwand ihrem Gedächtnis immer wieder so völlig, daß sie jedes Jahr aufs neue damit beginnen mußte, sich die rätselhaften Worte einzuprägen.

Der Schulmeister schüttelte den Kopf zu so viel leichtfertiger Vergeßlichkeit. Wer so sorglos mit dem Schatz geistlicher Worte umspränge, mit dem — meinte er — könnte es nimmermehr gut enden.

Um das Gemüt des Kindes zum Ernst zu wenden, hielt er es jedes Jahr um die Weihnachtszeit einige Stunden in der Schulstube gefangen.

Es war ein Jahr wie das andere. Der alte Schulmeister ging mit bedächtigen Schritten zum Schrank, holte das Gesangbuch mit den rostigen Beschlägen hervor und schickte sich an, das verhängnisvolle Lied aufzusuchen.

Digitized by Google

Dieses aber war so oft in seinem Leben geschehen, daß die vergilbten Blätter sich — wie in lang geübtem Gehorsam — ohne weiteres an der Stelle trennten, die der alte Mann im Sinne hatte.

. . . Den wehenden Blättern entstieg ein leiser modriger Duft . . . Sie fielen zu beiden Seiten auseinander und zwischen ihnen wurde — für die Dauer eines Augenblicks — eine sonderbar verschrumpfte und verwelkte Rose sichtbar.

Wie ein feinlöchriges Gewebe an vorspringendem Punkt, so blieben die Gedanken des Kindes an dieser Rose hängen.

Eine heiße und abenteuerliche Neugier stieg über den Verdruß der Gefangenschaft hinüber.

Das Kind, in dessen krausem Kopfe die geistlichen Worte durchaus nicht Wurzel fassen wollten, hob sich in den Fußspitzen, reckte den feinen Hals, so daß man das Blut in den Adern hämmern sah und blickte andächtig und begierig zugleich zu dem strengen Meister empor.

Und jedesmal, wenn der alte Mann das schuldige Persönchen sich so mit frommem Eifer dem Sühnewerk entgegenrecken sah, erwachte in seinem sorgenden Gemüt die Hoffnung, es könnte sich dieses Mal endlich zum Besseren wenden.

Er legte das Buch auf den Tisch nieder, klopfte ernst und eindringlich mit dem Finger auf die betreffenden Zeilen und entfernte sich, die Rose zwischen gespreizten Fingern vorsichtig hinwegtragend, auf daß ein müßiges Spiel vereitelt würde.

Und jedesmal ließen die Gedanken des Kindes das Gesangbuch des Schulmeisters im Stich und folgten seiner Rose.

. . . Was war es mit dieser Rose? . . . Konnte das die Rose sein, die „mitten im kalten Winter" und „wohl zu der halben Nacht" geblüht hatte? . . . Blühten auch heute noch solche Rosen? . . . Konnte niemand anders sie finden als der Schulmeister? . . .

So sann und grübelte das Kind.

War es so nicht Schuld der Rose, daß das Mädchen das Lied auch dann noch nicht konnte, als es von dem Lehrer fort zum Prediger kam?

Der Schulmeister drohte in gerechtem Zorn, man würde ein so unwissendes Geschöpf nicht in der christlichen Gemeinschaft dulden, sondern ihm die Türen der Kirche verschließen.

Da es sich jedoch traf, daß der Tag der Einsegnung so weit von Weihnachten entfernt war, daß der Prediger nicht auf das besagte Lied verfiel, so wurde die Drohung des Schulmeisters zunichte, und das vergeßliche Mädchen schlüpfte unbeanstandet in die Genossenschaft ernster und würdiger Christen hinüber.

Von diesem Tage an begann die junge Christin ein wenig verächtlich auf den Schulmeister zu blicken. Sie fühlte keine Gewissensbisse mehr, wenn die Rede auf jenes Lied kam, und in der Kirche sang sie leichtsinnig über die fehlenden Worte hinweg.

In dem ersten Jahr dachte sie dabei noch an die Rose im Gesangbuch des Lehrers — aber sie dachte an sie wie an ihre Puppe, die — in einen Kasten gepackt — oben auf einem staubigen Schrank stand, ohne Lust und ohne Verlangen.

Da waren nun andere Dinge, die ihre Lust und ihr Verlangen in Anspruch nahmen.

Diese Dinge hatten mit der Rose im Gesangbuch nur das eine gemein, daß sie in dem Gemüt des Mädchens die gleiche heiße und abenteuerliche Neugier erweckten, und daß sie in gleichem Maße rätselhaft und unerreichbar schienen.

Denn wie hätte sie, das ärmste und unbeachtetste Mädchen im Dorf, den Weg zu ihm finden sollen, der strahlend in Flitter und Gold Abend für Abend das ganze Dorf in Staunen versetzte!

Er tanzte auf einer Kugel und ging auf dem Seil; er fing brennende Fackeln auf und sprang durch lodernde Reifen; er stand aufrecht auf galoppierendem Pferde . . .

Es gab nichts, das er nicht vermocht hätte.

Jedes Mal, wenn er hinter dem Bretterverschlag hervortrat, dann hob sich das Mädchen in den Fußspitzen, reckte den Hals, so daß man das Blut in den Adern klopfen sah, und blickte andächtig und begierig — wie einst der Rose des Schulmeisters —, dem Mann der Wunder entgegen.

Digitized by Google

Nun aber war kein Schulmeister dabei, dessen weise Umsicht ein müßiges Spiel vereitelt hätte. Es begann das Spiel, an dem ohnehin alle Umsicht der Alten stets zuschanden geworden ist.

Was kümmerte es das Mädchen, daß die Alten sagten, es wär kein Verlaß auf fahrende Leute... Was kümmerte es sie, daß der Schulmeister meinte, es würde nicht gut mit ihr enden.

Sie lachte jetzt darüber, daß sie sich einmal gefürchtet hatte, man würde sie aus der Kirche weisen, nur weil sie das Lied des alten Schulmeisters nicht konnte.

... Und einmal, als sie mit dem Mann der Wunder draußen am Bach saß und das Wasser über die nackten Füße rinnen ließ, erzählte sie ihm von dem Liede, um dessentwillen der Schulmeister ihr gedroht hatte, es würde nicht gut mit ihr enden.

... „Und wie hieß das Lied?" fragte er neugierig.

Da begann sie eifrig und voll guten Glaubens an sich:

...„Es ist eine Ros' entsprungen."

Aber an der gewohnten Stelle stockte sie, wie vor dem Schulmeister.

Er lachte und spottete über ihre ängstliche Miene...

Dann aber begann er davon zu reden, daß fahrende Leute keine Heimat hätten, und daß er fort müßte, wenn es Herbst würde.

Da er sie dabei jedoch mit seinem Arm umschlungen hielt, und die heiße Sommersonne noch über ihnen stand, gewannen seine Worte keine Bedeutung für sie.

„Ach", sagte sie, „der Sommer ist lang — es werden noch viele schöne Tage kommen — —"

Und sie behielt recht: der Sommer war lang und es kamen noch viele schöne Tage, zu viele!

Er sprach nicht wieder davon, daß er fortgehen mußte...

In einer Nacht aber, als der Mondschein wie ein grünlichweißer Flor über Busch und Wiesen lag, fuhr sie plötzlich aus dem Schlaf, weil ihr das Lied des Schulmeisters in den Ohren klang.

Sie meinte, daß sie geträumt hätte und wandte sich — aufseufzend — auf die andere Seite.

Dann aber merkte sie, daß das Lied fortfuhr, in ihren Ohren zu klingen.

Verwundert setzte sie sich auf und horchte. Und nun wurde ihr klar, daß es nicht ein Traum war, sondern daß da draußen jemand das Lied auf einer Flöte blies.

Sonderbar fremd — süß und weh zugleich — klangen die Töne des weihnachtlichen Liedes durch die Sommernacht.

Dem horchenden Mädchen war es, als verkehrte sich mit diesen Tönen alles Wirkliche ins Unwirkliche und alles Unwirkliche ins Wirkliche. Es kam ihr vor, als blühten draußen keine Blumen, sondern als läge tiefer Schnee, als läge sie nicht in ihrem Bett, sondern stünde vor dem Schulmeister, als wär sie nicht voller Lust und Freude, sondern voller Angst und Beklommenheit.

Am Morgen sah sie, daß das Zelt vor dem Dorf verschwunden war.

Wie in stummer Anklage standen die nackten Pfähle da, — einen zerstampften und verblichenen Flecken Rasen umschließend.

Und nun begriff das Mädchen, daß der Schulmeister Recht behalten hatte.

Da sie sich scheute, seinem Blick zu begegnen, floh sie aus dem Dorf, — niemand wußte warum, niemand wußte wohin.

* * *

Dann kam sie eines Tages wieder: alt, gebeugt und hinfällig. Sie kam, weil sie hier zu Hause war und weil sie hoffte, einen Platz im Altenhause zu finden.

Zu ihrem Schrecken aber fand sie, daß das Haus, an welches ihre Erinnerung sich geklammert hatte, inzwischen ein Schutthaufen geworden war.

Daß sie in jenem neuen Hause, das so stolz über alle Strohdächer hinwegragte, einen Platz bekommen könnte, das wagte sie sich nicht vorzustellen.

So suchte sie in einem längst verlassenen, zerfallenen Hause Zuflucht.

Sie flocht Matten aus Stroh und trug sie in die Stadt, um sie zu verkaufen.

Digitized by Google

Nach und nach aber wurden ihre Hände schwächer; ihre Füße trugen sie nicht mehr bis in die Stadt hinein.

Man fand sie öfters schweratmend am Wegesrand sitzen, und in ihrem Winkel sah es ärger und ärger aus.

Endlich kam der Gemeindevorsteher und sagte ihr, daß in dem großen Hause eine Stelle frei geworden wäre und daß sie nun dort wohnen sollte.

Er befahl ihr, ihre wenigen Habseligkeiten ohne Aufenthalt zusammenzubinden und sogleich mit ihm zu gehen.

Neugierig und ein wenig hochmütig sahen die anderen Alten, die von „allem Anfang an" dagewesen waren, der neu Ankommenden entgegen.

Noch nie war jemand mit so wenigen Sachen gekommen.

In der einen Hand hielt die alte Frau ein Bündel Kleider, das sie ohne Zaudern vor den Augen ihrer Beschauer auseinanderrollte — in der anderen Hand trug sie ein noch viel winzigeres Bündel, das mit einer sonderbar zerfransten Goldschnur umwunden war. Dieses kleinere Bündel aber öffnete sie nicht, sondern verbarg es mit einer hastigen und scheuen Bewegung unter den Kissen ihres Bettes.

Seitdem kannten die neugierigen Alten — so viele ihrer dort beisammen waren, keinen anderen Wunsch, als zu ergründen, was in jenem geheimnisvollen Bündel verborgen war.

Da aber keiner seine Neugier vor dem anderen eingestehen wollte, und es sich nie ereignete, daß einer allein in der Stube zurückblieb, so konnten sie dieses geheime Verlangen nicht befriedigen.

Infolgedessen hegten sie in ihrem Inneren einmütig den Wunsch, die Zuletztgekommene möchte die erste am Sterben sein, denn niemand meinte friedlich aus diesem Leben scheiden zu können, bevor er nicht einen Blick in das rätselhafte Bündel getan hätte.

Allein die schweigsame und eigenwillige Besitzerin nahm sich Zeit.

Sie nahm sich soviel Zeit, daß zuletzt auch der Gemeindevorsteher ungeduldig zu werden begann und die Jahre zählte, die sie in dem Hause verbrachte.

Allein auch dieses beirrte sie nicht.

In stiller Zufriedenheit sah sie zu, wie sich Anfang und Ende ihres Lebenskränzleins zusammenflochten. Sie war wieder an der Stelle angelangt, von der sie ausgegangen war: sie saß wieder auf der Bank vor dem Schulhause, und sie mühte sich wieder die wunderlichen Worte in ihrem Gedächtnis zusammenzusuchen.

Endlich, als das Kränzlein sich so dicht verflochten hatte, daß sie selbst Anfang und Ende kaum noch richtig zu unterscheiden vermochte, gab sie dem Wunsch der Ungeduldigen nach und machte Platz.

... Das geschah in jenen Tagen, in denen die Flocken still und unablässig fielen, und das weiße Band die beiden Häuser umschlossen hielt.

„Wohl zu der halben Nacht" räumte der Tod sie leise aus dem Wege.

Dennoch waren die griesgrämigen Alten auch jetzt nicht zufrieden mit ihr. Denn als sie kamen, um die goldgefranste Schnur aufzuknoten und nachzusehen, was in dem Bündel stak, fanden sie zu ihrem Verdruß, daß die Heimgegangene ihnen diese ergötzliche Arbeit bereits vorweg genommen hatte.

Die Goldschnur war sorglich aufgerollt und das Tuch geöffnet. In dem Tuch aber lag nichts als ein altes Gesangbuch, das an der Stelle aufgeschlagen war, wo es begann:

„Es ist eine Ros' entsprungen."

So schien es, als hätte die alte Frau sich zuguterletzt noch einmal bemüht, der Hoffnung des langmütigen Schulmeisters gerecht zu werden und sich zum „Besseren" zu wenden.

Digitized by Google

Soziale Fürsorge in amerikanischen Krankenhäusern.

Von

Elsa Strauß.

Nachdruck verboten.

Unter den Wohlfahrtseinrichtungen, die ich im vergangenen Jahre auf einer Reise durch die Vereinigten Staaten kennen zu lernen Gelegenheit hatte, erschien mir die soziale Fürsorge in Krankenhäusern einer besonderen Beachtung und eines genaueren Studiums wert, weil wir sie trotz einiger ähnlicher Einrichtungen bei uns, z. B. in der Charité, in gleichorganisierter Form und in gleicher Ausdehnung noch nicht in Deutschland besitzen. Deshalb dürfte eine kurze Schilderung dieser Organisation vielleicht nicht ohne Interesse sein.

Die soziale Fürsorge in Krankenhäusern, in Amerika „Hospital Social Service" genannt, wurde im Jahre 1905 im Massachusetts General Hospital in Boston eingeführt und, da sie sich dort trefflich bewährt hat, bald in anderen Krankenhäusern nachgeahmt, so daß sie jetzt in etwa 40 bis 50 Krankenhäusern angewendet wird.

Neben ärztlichem Rat und ärztlicher Hilfe sowie sachverständiger Pflege tut dem Kranken noch sehr viel anderes not. Der Kranke hat oft viele große und kleine Sorgen, die der Arzt gar nicht erfährt, und die abzustellen er sehr häufig auch gar nicht in der Lage ist, es sei denn, daß andere Hilfskräfte gleichzeitig miteingreifen. Seelische Kümmernisse verzögern oft die Wirkung ärztlicher Bemühungen und machen sie zuweilen direkt zunichte. An gar manchen Punkten dieser Art kann soziale Hilfstätigkeit erfolgreich ansetzen. „Die soziale Hilfe," so definierte sie einst ein amerikanischer Arzt, „ist die Anwendung des gesunden Menschenverstandes (commonsense), um den Patienten gesund zu machen." Wir können hinzufügen: „Um ihn gesund und erwerbsfähig zu erhalten und eine Wiedererkrankung zu verhüten."

Für einen solchen Zweck ist oft erst eine genaue Untersuchung der Faktoren nötig, die seine Krankheit veranlaßten oder deren Ausbruch beschleunigten. Eine wichtige Aufgabe der sozialen Fürsorge besteht also oft schon in der Erforschung der Wohn- und Berufs-, der Lebens- und Familienverhältnisse. Unhygienische, überfüllte Wohnungen, ungeeignete oder zu knappe Ernährung, mißliche Familienverhältnisse, spezielle mit dem Beruf verbundene Schädigungen — ob diese nun in körperlicher oder geistiger Beziehung unheilvoll wirkten —, sie alle können zur Erkrankung beigetragen haben. Das auf diesem Wege gewonnene Material (das dem Arzt zur Verfügung zu stellen ist), kann direkt die Diagnose erleichtern, kann auch bei der wissenschaftlichen, der Allgemeinheit zugute kommenden Bearbeitung von Krankheitsfällen wertvoll sein, und kann vor allem wichtige Dienste zur Verhütung einer Wiederkehr der betreffenden Krankheit leisten.

Die soziale Fürsorge sucht den Kranken im Krankenhause weiterhin durch Unterhaltung, Beschäftigung und Zerstreuung, deren Wert für das Ertragen des Krankseins, für die Förderung der Genesung jeder Arzt, jede Krankenschwester genau kennt, ihr Leiden erträglicher zu machen. Niemand wird in Abrede stellen, daß auf diesem Gebiet noch viel mehr geleistet werden könnte als bisher geschieht, und zwar durch geeignete soziale Kräfte, die den vollauf beschäftigten Schwestern und Pflegerinnen darin zur Seite stehen könnten. Wenn dies im Einklang mit ihnen in taktvoller Weise, zur passenden Zeit, durch gebildete Frauen geschehen

Digitized by Google

würde, dürfte es von den Schwestern im Interesse ihrer Kranken nur gern gesehen werden.

Sodann gilt es, dem Kranken die Sorge für das Schicksal seiner Angehörigen und für seine Zukunft zu erleichtern, Sorgen, die seine Wiederherstellung oft verzögern können. Es wäre dies also zunächst eine Fürsorge für die Angehörigen der im Krankenhaus befindlichen Kranken, so z. B. die Versorgung der Kinder von im Krankenhaus befindlichen Witwen und Witwern, und es würde sich ihr als eine besonders schwierige Aufgabe der sozialen Fürsorge im Krankenhause das Erteilen von Rat und Hilfe kurz vor, bei und nach der Entlassung aus dem Krankenhause hinzugesellen. Hier steht das große Problem der Ermittlung einer geeigneten Erholungsgelegenheit sowie einer den Fähigkeiten des betreffenden Kranken — z. B. nach einer Amputation — entsprechenden Erwerbsmöglichkeit an erster Stelle. Es gilt ferner, einer Wiedererkrankung vorzubeugen; kann doch in bestimmten Fällen sogar der nach Hause Zurückkehrende eine Gefahr für seine nähere und weitere Umgebung werden (bei Tuberkulose usw.). In gar manchem Falle sind ohne ein solches Eingreifen die Kosten für die Krankenhausbehandlung umsonst aufgewandt, ist alle ärztliche Kunst und Mühewaltung, alle aufopfernde Pflege vergebens gewesen. Im Interesse von Staat und Gemeinde liegt es, möglichst viele gesunde, erwerbsfähige Mitglieder zu zählen; im Interesse der Arbeitsfreudigkeit von Arzt und Schwester, wie um des Glückes des Einzelnen und seiner Familie willen kann hier das Eingreifen von sachverständiger Hilfe von größter Tragweite sein. Es läßt sich gar nicht aufzählen, wie unendlich mannigfach und vielseitig hier die Aufgaben sein können, die einsichtsvoller Erledigung harren: Hier ist es die Beschaffung von warmer Kleidung für einen von einer Lungenentzündung Genesenen, dort ist es Hilfe beim Suchen nach einer geeigneten niedriger gelegenen Wohnung für einen Herzkranken, in einem anderen Falle die Belehrung für die Zubereitung zweckmäßiger Kost für einen Magen- oder Darmkranken. Dann wieder kann es sich um die Unterstützung eines chirurgischen Patienten handeln, der sich häufig zum Verbandwechsel im Krankenhause einzufinden hat, aber noch nicht erwerbsfähig ist. Nicht ganz selten sind auch die Fälle schwieriger Beratung bei einem durch die Erkrankung notwendig gewordenen Berufswechsel. Es soll z. B. ein schwindsüchtiges Mädchen nicht wieder in die Federnfabrik gehen, es soll eine unterleibskranke Maschinennähерin einen anderen Beruf ergreifen. Wenn Unterstützung nötig ist, vermittelt die soziale Hilfe zwischen den Unterstützung Suchenden und den dafür bestehenden Einrichtungen, deren Existenz sehr häufig den Patienten gar nicht einmal bekannt ist. Mancher Patient weiß zwar von dem Vorhandensein sozialer Einrichtungen, kennt aber nicht die Wege, die zu ihnen führen, oder ist nicht in der Lage, eine entsprechende Eingabe abzufassen. Gar manchem Entlassenen wird vom Arzte die Befolgung bestimmter Maßnahmen eingeschärft; er bedarf aber noch einer gewissen Anleitung und Überwachung hierzu. Noch zahlreiche andere Beispiele ließen sich anführen, welche die Zweckmäßigkeit und an vielen Stellen sogar die Notwendigkeit einer systematisch organisierten sozialen Arbeit auf dem vorliegenden Gebiete dartun würde, doch dürften die vorliegenden schon genügen, um zu zeigen, wie erfolgreich eine derartige Institution auch bei uns wirken könnte. Ich glaube das behaupten zu dürfen, trotzdem ich mir wohl bewußt bin, daß man amerikanische Verhältnisse nicht ohne weiteres mit den unsrigen vergleichen darf. Fehlt doch den Amerikanern vollständig unsere staatliche, so segensreich wirkende, großzügige Arbeiterversicherung für Krankheit, Unfall und Invalidität. Abgesehen davon, daß auch die Unterstützung von Versicherten ihre Grenzen hat, bleibt aber doch ein nicht kleiner Rest von Kranken übrig, welche die Wohltaten der Krankenversicherung aus irgendwelchen Gründen nicht genießen können. Das, was die Armenverwaltungen für derartige Kranke leisten können, hat aus begreiflichen Gründen leider erst recht seine Grenzen. Das Feld für eine soziale Betätigung ist infolgedessen bei uns vielleicht nicht so umfangreich wie in Amerika, aber keineswegs klein, auch hat es schon mit Rücksicht auf die

Digitized by Google

Kassengesetzgebung in manchen Punkten eine andere Form wie drüben. Infolgedessen halte ich es nicht für nötig, ja nicht einmal für richtig, daß die soziale Fürsorgetätigkeit in Krankenhäusern in allen Punkten genau denselben Weg gehe wie in Amerika; immerhin dürfte es von Interesse sein, die dort übliche Organisation wenigstens kennen zu lernen.

Die Art, wie dort auf diesem Gebiet gearbeitet wird, wird vielleicht am besten durch die Entwicklung des „Hospital Social Service" an einem der größten und ältesten Krankenhäuser New Yorks, dem Bellevue-Hospital (einem Stiftungskrankenhaus, das 1000 Betten zählt) illustriert. Ich verdanke die folgenden Ausführungen einem Bericht der daselbst als General Secretary des Hospital Social Service Bureau angestellten Miß Mary E. Wadley. Im Jahre 1906 wurde eine Schwester mit dem Dienst betraut. Sie erhielt ein mit Nachschlagebüchern und Telephon versehenes Bureau. Ihr Gehalt war das einer Krankenschwester (es wird in Amerika der Social Worker zwischen 900 und 1500 Dollars gezahlt). Ihre Arbeitszeit ist von 9 bis 5 Uhr, unter Freigabe des Sonnabend Nachmittag. Auch Ferien werden gewährt. Zuerst mußte sie Ärzte und Schwestern für ihre Bestrebungen interessieren und die verschiedenen Wohlfahrtseinrichtungen besuchen, um im Interesse ihrer Arbeit Beziehungen zu ihnen herzustellen. Schon nach fünf Monaten wurde aber eine Hilfskraft nötig. (Miß Wadley betont in ihrem Vortrag die Notwendigkeit einer solchen Unterstützung der leitenden Fürsorgedame und berichtet, daß das Fehlen geeigneter Hilfskräfte in einem anderen Krankenhause direkt zum Eingehen der Einrichtung führte.) Nach anderthalb Jahren wurde zur Bildung eines Komitees geschritten, dem Mitglieder des Krankenhauskuratoriums sowie Ärzte angehören, und das in regelmäßigen Sitzungen über die vorliegenden Fälle zu beraten pflegt. Fünf Jahre später stand diesem Komitee ein großer Stab von ehrenamtlichen Mitarbeitern zur Seite, die ihrerseits in sechs Gruppen zerfallen: für allgemeine Wohlfahrt, für Kinder, für Nervöse (da gerade solche Patienten, wenn auch genesen und berufsfähig, häufig noch der Beratung und Zerstreuung bedürfen) usw. Besonders reiche Arbeit fanden die Helfer ferner auf der Abteilung für Polizeigefangene und bei den wegen Selbstmordversuchen Eingelieferten.

Es liegt auf der Hand, daß auch bei uns eine soziale Hilfstätigkeit in Krankenhäusern nur von solchen Persönlichkeiten erfolgreich ausgeübt werden kann, die neben warmem Herzen und klarem Verstande Menschenkenntnis, Verständnis für Kranke sowie einige Kenntnis der heutigen so komplizierten Erwerbsverhältnisse haben. Vor allem müssen sie auch alle die Einrichtungen kennen, durch welche die Verhältnisse des Patienten verbessert werden können (in einigen amerikanischen Krankenpflegerinnenschulen und Fortbildungskursen finden wir bereits auf dem Lehrplan Kurse über Armenpflege, Wohlfahrtsbestrebungen, Gesetzeskunde usw.). Derartige Kenntnisse vermitteln bei uns sehr gut unsere sozialen Frauenschulen. Es ist gewiß richtig, daß eine ausgebildete Krankenschwester Eigenschaften mitbringt, die für ein ersprießliches Wirken auf dem vorliegenden Gebiete notwendig sind. Das wird beispielsweise bewiesen durch die außerordentlich segensreiche Tätigkeit unserer Tuberkulose-Fürsorgeschwestern sowie durch die vielen Krankenschwestern, die sich ihren Pfleglingen während und nach dem Krankenhausaufenthalt sozial widmen, also gewissermaßen im Nebenamt die hier als wünschenswert bezeichnete Tätigkeit ausüben. Daß aber auch andere Persönlichkeiten auf dem vorliegenden Gebiete mit größtem Erfolg zu wirken vermögen, beweist das Beispiel von Frau Lina Basch-Berlin, die bereits seit 19 Jahren in ähnlicher Form, wie es hier als wünschenswert bezeichnet wird, mit Hilfe einer Frauengruppe an der Charité und seit einiger Zeit auch im städtischen Krankenhause Moabit, mit größtem Erfolg arbeitet. Wir haben ferner in einigen Krankenhäusern Fürsorge für uneheliche Mütter und deren Säuglinge durch ehrenamtlich arbeitende Frauen. Auch an manchen Stiftungskrankenhäusern finden wir Bestrebungen nach dieser Richtung, aber die oben geschilderte Art der Fürsorgetätigkeit müßte bei uns noch erheblich weiter ausgebaut werden. Es wäre zu wünschen, daß auch bei uns die soziale Fürsorge-

Digitized by Google

tätigkeit bald zur festen Einrichtung eines jeden Krankenhauses gehörte. Über das Wie, über die Arbeitsmethoden mag man allerdings diskutieren. Miß Bradley sagt: „Der Erfolg allein entscheidet über die Brauchbarkeit einer Methode. Wenn wir die Schwachen gestärkt, die Entmutigten durch Rat und Tat gestützt und gefestigt haben, bis sie erwerbsfähig sind, wenn wir wankende Heime auf festere Grundlage gebracht, aus elenden Kindern kräftige gemacht haben, dann sind unsere Methoden gut, dann haben wir gesunden Menschenverstand angewendet, um Menschen gesund zu machen, dann können wir so fortfahren. Mißerfolge können nicht ausbleiben, aber es ist wunderbar, wieviel der aufrichtige Wunsch, zu helfen, verbunden mit klarem Urteil und Sachkenntnis, auszurichten vermag!“

Eine Lebensfrage für das weibliche Handwerk.

Von

Elisabeth von Wedel.

Nachdruck verboten.

„Es ist nichts schrecklicher als ein Lehrer, der nicht mehr weiß, als seine Schüler allenfalls wissen sollen. Wer andere lehren will, kann wohl oft das Beste verschweigen, was er weiß, aber er darf nicht halbwissend sein.“

Ehe ich auf diese Forderung unseres Altmeisters Goethe hin die Ausbildung und das fachliche Können der Lehrerinnen prüfe, in deren Händen auf unseren Gewerbe- und Kunstgewerbeschulen der Fachunterricht ruht, möchte ich zuerst die Frage aufwerfen: Welches Endziel verfolgen diese Schulen, und erreichen sie es? Wollen sie in erster Linie nur Fachlehrerinnen ausbilden, die später wiederum nur Lehrerinnen zum Examen vorbereiten? Wollen sie Haustöchtern Anleitung geben, sich ihre Kleidung selbst anzufertigen oder ihre Zeit mit zierlichen Handarbeiten auszufüllen? Oder aber ist ihr Ziel, dem Handwerk junge Kräfte heranzubilden, die den Anforderungen der Praxis genügen; Lehrerinnen, die imstande sind, neben Geschmacksbildung ihren Schülerinnen handwerksmäßige Fertigkeiten beizubringen, welche diese befähigen, sich nach beendigter Lehrzeit den Lebensunterhalt zu verdienen?

Ich denke, die große Mehrzahl der Eltern, die die Ausbildung ihrer Töchter nicht den Seminaren dieser Schulen, sondern deren Fachklassen anvertraut, tut dies in der Zuversicht, daß die dort erworbenen Kenntnisse für ein späteres Vorwärtskommen im gewerblichen Leben Garantie bieten; daß ein solcher Schatz von Wissen und Fertigkeiten genügen müsse, sich nicht nur im Fall der Not das Brot zu erwerben, sondern auch in dem erwählten Fach Hervorragendes zu leisten. Das ist das Ziel. — Aber es wird nicht erreicht, denn wie bitter enttäuscht werden Eltern und Töchter, wenn diese, aus den Schulen kommend, sich um Stellungen im Gewerbebetrieb bemühen! Wie werden die armen Mädchen durch scharfe Urteile über ihr Können entmutigt, wieviel Vorwürfe von Freunden und Verwandten müssen sie hören, weil nur zu oft das Fehlschlagen der Erwartungen ihrem Mangel an Fleiß und Begabung zugeschoben wird. Ist das aber die Ursache? Oder ist es nicht vielmehr die mangelhafte Ausbildung?

Auf den Unterricht in den Fachklassen für Schneiderei, Putz und Weißnähen will ich hier nicht näher eingehen. Ich weiß, daß die Schülerinnen dieser Klassen im Gewerbebetrieb durchaus keine gesuchten und gut bezahlten Kräfte sind, daß dort meist noch nachträglich eine längere Lehrzeit von ihnen in der Werkstatt verlangt und die härteste Kritik an ihren Leistungen geübt wird.

Digitized by Google

Ich will mich hier auf die Stickerei beschränken, das Fach, von dem ich aus eigenster Erfahrung sprechen kann, und über das zu urteilen ich mich wohl als berufen ansehen darf.

Die Schülerinnen der Gewerbeschulfachklassen für Stickerei sind in keiner Weise vorgebildet um als Qualitätsarbeiterinnen oder gar als Leiterinnen einer Werkstatt, in der nicht nur einfachste Tapisserie- oder Konfektionsstickerei betrieben wird, zu genügen.

Nur zu oft kommen solche armen Mädchen in eine Werkstatt mit den größten Hoffnungen. Stolz zeigen sie die Arbeiten, die sie in der Schule gemacht haben: Kissen, Decken, Mappen und dergleichen, manchmal recht geschmackvoll in Farbe und Zeichnung, auch sauber ausgeführt, aber so einfach in der Technik, daß jede halbwegs geschickte Hand sie ohne Anleitung nacharbeiten kann.

Diese einfachen Arbeiten, deren Ausführung in der Praxis in wenigen Wochen gelehrt wird, sind infolge der Konkurrenz, die die Gefängnisarbeit hier in traurigster Weise macht, so unglaublich gering bewertet, daß eine Gewerbeschülerin wohl Jahr und Tag arbeiten müßte, ehe sie auch nur das Schulgeld, das für ihre Ausbildung verausgabt ist, zurückerwerben könnte. Man bedenke, daß allein in den preußischen Strafanstalten täglich über 400 weibliche Gefangene für einen Tagelohn von durchschnittlich 52 ₰ dergleichen Arbeiten anfertigen! Tapisserie-Engrosgeschäfte haben die Arbeitskräfte der Gefängnisse gepachtet, dort Werkstätten mit angestellten Leiterinnen errichtet, und versorgen von hier die Warenhäuser und kleineren Stickereigeschäfte mit ihren Erzeugnissen. Mit diesen billigen Arbeitskräften müssen die Gewerbeschülerinnen konkurrieren, da sie nur solche einfachen, wenn auch noch so reizvollen Arbeiten zu fertigen gelernt haben. Denn befragt man nun die Schülerinnen, die sich in einer Werkstatt melden, nach ihren Kenntnissen und Fertigkeiten in den schwierigen Techniken, besonders in denen der Metallstickerei, so muß man hören, daß diese höchstens in ganz minimaler Weise und absolut unvollkommen geübt wurden. Meist wird die Goldstickerei als unmodern, roh und unkünstlerisch auf den Schulen verworfen.

Der Reichtum an Goldstickereien, den unsere Schlösser, Kirchen und Kunstgewerbemuseen aus allen Jahrhunderten aufweisen, lehrt aber, daß gerade die künstlerisch vollendetsten Stickereien in diesen Techniken ausgeführt sind. (Ich erinnere nur an die Burgundischen Gewänder nach Entwürfen aus der Schule van Eyks.) Zugleich zeigt er, daß die Goldstickerei nicht nur die dauerhafteste Technik ist, sondern daß sie kraft ihrer dekorativen Wirkung für kulturelle Zwecke unentbehrlich ist und sein wird. Die mannigfachen Paramente der katholischen und evangelischen Kirche und der Synagoge verlangen mehr oder minder künstlerische Goldstickereien. Militär- und Vereinsfahnen, Banner, Standarten, historische Theaterkostüme, Hof- und Staatsuniformen aller Länder können sie nicht entbehren. Für derartige dekorative Arbeiten genügen keine leichten Zierstiche.

Warum übt man nun in den Gewerbeschulen diese Techniken nicht, die von keiner Konkurrenz der Zuchthausarbeit bedroht werden können? Weshalb lehrt man die Schülerinnen nicht derartige Arbeiten fachgemäß vorrichten, damit sie als Einrichterinnen oder Leiterinnen einer Stickereiwerkstatt Stellung finden können? Weshalb wird so unendlich wenig Gewicht darauf gelegt, bei ihnen Verständnis für textile Kunst zu wecken?

Weil die Ausbildung der Lehrerinnen der Gewerbe- und Kunstgewerbeschulen durchaus mangelhaft ist. Weil diese selbst das nicht wissen, was ihre Schüler allenfalls wissen sollen.

Keine der Gewerbeschullehrerinnen ist imstande, die Vorrichtungen, die für die Goldstickerei notwendig sind, und von denen das Gelingen der Arbeit abhängig ist, fachgemäß herzustellen. Ich behaupte: Auch nicht eine ist fähig, die einfachste Art der Goldstickerei, den Uniformkragen eines Gardeoffiziers, geschweige schwierige künstlerische Formen zu bewältigen.

Digitized by Google

Auch in der künstlerischen Seidenstickerei, die für heraldische Darstellungen und Embleme in der Praxis fortwährend verlangt wird, ist die Ausbildung dieser Lehrerinnen durchaus ungenügend. Warum?

Die Ausbildung der Gewerbeschullehrerinnen für Kunsthandwerk ist folgende: Zuerst wird das staatliche Examen als Handarbeitslehrerin abgelegt. Hier kommen nur für Kinderhände berechnete Techniken in Betracht. Darauf folgt eine zweijährige Ausbildung zur Gewerbeschullehrerin für Kunsthandarbeit. Während dieser sind neben theoretischem Unterricht 1080 Stunden für Kunsthandarbeiten berechnet. Dies ist kaum die Stundenzahl, die im Gewerbebetrieb eine Stickerin in fünf Monaten zu absolvieren hat. Eine solche wird aber erst nach mindestens dreijähriger handwerksmäßiger Ausbildung für befähigt befunden, an erstklassigen Gold- und Seidenstickereien mitzuwirken. Es ist also nicht zu verwundern, daß bei so kurzer Stundenzahl auf den Seminaren nur die einfachsten Stickereitechniken geübt werden. Da die Übungsarbeiten gewöhnlich auf eigene Rechnung von den Schülerinnen ausgeführt werden und in deren Besitz bleiben, sind sie zumeist nur Gegenstände für den häuslichen Gebrauch, bei denen kostbares Material und schwierige Techniken auch durchaus unangebracht wären. Banner, Paramente, Staatsgewänder usw. wird und kann sich niemand als Studie anfertigen. Folglich bekommen die zukünftigen Lehrerinnen keinen Begriff davon, wie derartige große Arbeiten einzurichten und wie das kostbare Gold- und Seidenmaterial zu handhaben ist.

Nach bestandenem Examen soll, wohl um diesem Mangel abzuhelfen, eine halbjährige praktische Tätigkeit in einer Werkstatt folgen, darauf Ablegung eines „Probejahrs" an einer Gewerbeschule, ehe die Berechtigung zur Anstellung als Lehrerin an einer Fach- oder Gewerbeschule erteilt wird. Welche Werkstatt kann aber eine Hilfskraft, die so wenig Übung hat, einstellen und ihr Arbeiten anvertrauen? Doch nur eine solche, in der leichte Tapisserie- und Konfektionsstickerei betrieben wird, deren Techniken die Kandidatinnen allenfalls beherrschen. In einer Werkstatt, in der Arbeiten von Kapitalwerten vorliegen, könnten sie gleich den 14- und 15jährigen Lehrmädchen nur an Übungsrahmen gesetzt werden und müßten mit diesen rangieren. Dies ist aber schlecht angängig, weil die Lehrlinge, die ihnen in technischen Handgriffen oft schon überlegen sind, sich dann überheben und Unzuträglichkeiten nicht ausbleiben. Also verzichtet man auf solche Hospitantinnen. Das sich anschließende Probejahr, das an einer Gewerbeschule abzulegen ist, kennzeichnet die technische Ausbildung der jungen Lehrerinnen vollends als einen Kreislauf; denn hier sehen diese in den Fachklassen wieder nur die allerersten Stufen zur handwerksmäßigen Ausbildung in der Stickerei, es kommt also einzig für ihre pädagogische Weiterbildung in Frage.

Wir stehen somit vor der traurigen Tatsache, daß die Gewerbeschullehrerinnen für Kunsthandarbeiten selbst nicht einmal so viel wissen, als von ihren Schülerinnen in der Praxis verlangt wird. Die betrübenden Folgen für die Schülerinnen haben wir gesehen, — aber zu bedenken ist noch, daß auch das Handwerk schwer darunter leidet. Wie anders könnte gearbeitet werden, wenn nicht ein solcher Mangel an tüchtigen, verständnisvollen Hilfskräften bestände!

Hoffen wir, daß an maßgebender Stelle diese Mißstände Beachtung finden, daß man dort die Winke und Ratschläge beherzigt, die Goethe in den „Wanderjahren" für handwerksmäßige Ausbildung gibt, die zur Kunst führen kann und soll. „Aller Anfang ist leicht und die letzten Stufen werden am schwersten und seltensten erstiegen." Hoffen wir, daß die Gewerbeschullehrerinnen künftig auch die letzten Stufen innerhalb ihrer Fächer ersteigen und nicht allein „das Wissen, was ihre Schülerinnen allenfalls wissen sollen", sondern daß sie ihr Handwerk so beherrschen, daß dieses bei ihnen und bei ihren Schülerinnen zu einer Kunst werden kann!

Digitized by Google

Giorgione.

Verführerisch zu deinen Herrlichkeiten
Lockt mich des Sommerabends sanfte Helle,
Um in den Zauber jenseits dieser Schwelle
Mit allen Wünschen tief hinabzugleiten....

Der Moderduft verschwiegener Kanäle
Weht durch des Fensters flügeloffne Breiten
Tief in des Raums verhüllte Einsamkeiten....
Venedigs Atem schauert durch die Säle.

Und heilge Frauen blicken glanzumronnen
Aus einer Welt, die fern von unsrer Zone,
Mit Augen, tief wie dunkle Rätselbronnen....

Von fremden Reichen tragen sie die Krone
Und wandern schleierlos und traumversonnen
In königlichen Gärten des Giorgione.

Platanen, die nicht rauschen.... und am Saume
Des fernen Himmels Castelfrankos Zinnen —
Ein Fels, von dem die Bäche niederrinnen
Lautlos, so wie in Märchen, wie im Traume....

Es schwebt ein weltenfern verträumtes Sinnen
Wie leiser Weihrauch im geweihten Raume.
Des Ritters Harnisch blinkt. Am Sommerbaume
Stehn lustverzaubert schöne Charitinnen.

Hier werden wesenlos die Wirklichkeiten,
Gleichgültig alles jenseit dieses Rahmens....
Und wie vom Spiegelgrund vergangener Zeiten,

Wie Früchte eines einst gestreuten Samens,
Klingt aus den golddurchwirkten Dunkelheiten
Das leise Echo eines großen Namens....

Digitized by Google

Er wandert nicht auf vorbestimmten Pfaden —
Was um ihn schwirrt, ist nicht von seiner Zeit — —
Er trägt ein schwarzes priesterliches Kleid
Und ist von andrer ferner Götter Gnaden....

Kein Wort verrät der Sehnsucht tiefes Leid
Nach grausam ihm versagten Glücksgestaden,
Und nur in tönenden Akkorden baden
Kann seine Seele ihre Traurigkeit.

Dann in des Auges Weiß, dem Mandelschlanken,
Von schwerer Lider dunklem Kranz umsäumt,
Verraten sich die quälenden Gedanken

Von einem, der sich in die Heimat träumt,
Und für den Ritt zu nie erreichten Schranken
Allzeit vergebens seine Rosse zäumt.

Emmi Lewald (Emil Roland).

Dreizehn Jahre als Musiklehrerin am Kap der Guten Hoffnung.

Von

Luise Burger.

Nachdruck verboten. (Schluß von Seite 104.)

Ich ging Weihnachten nach Grahamstown, da ich dort bessere ärztliche Hilfe hatte. Mein Arzt war von einer rührenden Güte zu mir. Ich tat ihm wohl leid, so allein und krank im fremden Land. Er fuhr zu verschiedenen Deutschen, die am Ort wohnten, und bat sie, sich meiner anzunehmen; er schickte seine Frau und noch einige andere Damen, um mich zu besuchen und mir die schwere Zeit zu erleichtern. Was für eine Wohltat das war — man muß erst solch einsame kranke Zeiten durchgemacht haben, um das recht zu würdigen! Ich denke stets mit großer Dankbarkeit an den Doktor. Er ist leider vor einigen Jahren bei einer Jagdpartie ins Innere von der Tsetse-Fliege gestochen und an der Schlafkrankheit zugrunde gegangen.

Wenn ich überhaupt darüber mich aussprechen sollte, wieviel Güte und Freundlichkeit ich im fremden Lande gefunden habe, müßte ich Bände schreiben. Besonders in den Pfarrhäusern, den englischen sowohl wie vor allen Dingen den deutschen, bin ich stets aufgenommen worden, als ob ich zu der Familie gehörte. Ich bin wochenlang zu Gast gewesen und kam hin als ganz Fremde, nur durch einen Dritten hinempfohlen.

Grahamstown ist die stillschweigend als solche anerkannte Hauptstadt des Ostens, Sitz des anglikanischen und römisch-katholischen Bischofs — der jetzige aller-

Digitized by Google

dings residiert aus Gesundheitsrücksichten in Port-Elisabeth — mit einer Unzahl Kirchen aller nur möglichen Bekenntnisse und Sekten, vielen großen Schulen und jetzt im Besitz einer von Rhodes gegründeten Universität. Sie heißt allgemein »City of Saints«, doch wird stets hinzugefügt »and Sinners«. Die Stadt macht einen ganz englischen Eindruck. Der Hauptteil der Bevölkerung ist dort englisch. Aber auch sie liegt wie beinahe alle südafrikanischen Städte tief im Talkessel und ist rings von Bergen umgeben. Daher ist es auch in Grahamstown sehr heiß, heißer wie nötig.

Eine sehr nette Erinnerung bewahre ich an meine zweiten Weihnachtsferien in Grahamstown, die sehr viel vergnüglicher waren wie die ersten. Es war dort eine große Ausstellung südafrikanischer Erzeugnisse jedweder Art. Um das Ganze recht anziehend zu machen, war dazu ein Orchester engagiert worden, und so ziemlich alles, was Afrika an Musikern besaß, strömte zusammen. Es war mir ganz interessant, mit all den Berufsgenossen zusammen zu kommen. Manch einer war gewiß darunter, der sich wohl nicht hatte träumen lassen, daß er einmal in Afrika seine Kunst ausüben solle.

Ich hatte einige Tage früher Urlaub erhalten, um zur Eröffnung der Ausstellung da zu sein. Der Gouverneur der Kapkolonie, die Minister, Spitzen der Behörden, alles, was etwas vorstellte, war dazu erschienen. Die Richter in ihren Perrücken und roten mit Hermelin verbrämten Mänteln taten mir leid, denn es war eine Hitze zum ohnmächtig werden! Man hatte die Eröffnung gerade auf die Mittagsstunde verlegt. Der Gouverneur und die Herren seiner Begleitung erschienen dabei mit Zylinder, im langen Gehrock und mit Regenschirmen, die in dem regenarmen Lande mehr ein Zeichen der Würde als ein Gebrauchsgegenstand sind.

Es wurde zur Eröffnung eine Ode gesungen, die von einem Deutsch-Afrikaner komponiert war, viele Reden geredet, wir spielten noch einiges, wobei einem die Herren beinahe auf den Instrumenten saßen und schließlich wurde „God save the Queen“ gesungen und damit war die Ausstellung eröffnet. „God save the King“, unser „Heil dir im Siegerkranz“, wird bei jeder festlichen Veranstaltung gesungen, resp. gespielt, wobei die ganze Versammlung steht. Kein Konzert wird beendet ohne dieses Lied. Es ist immer das Zeichen, daß man nach Hause gehen darf.

Wir spielten dreimal in der Woche abends und mehrere Male am Nachmittag, doch war Sonntags alles geschlossen. Zum heiligen Abend führten wir den Messias auf, der dann noch einmal wiederholt wurde. Sonst war das Programm ziemlich gemischt, jedem Geschmack Rechnung tragend. Auch viele Solisten traten auf.

Zum Sylvesterabend hatten wir einen ganz besonderen Genuß. Sylvester ist der spezielle Feiertag der Schotten. Der erste Teil des Konzertes, bei dem wir mitwirkten, stand schon ganz im Zeichen Schottlands. Die schottische Sinfonie Mendelssohns wurde gespielt, schottische Lieder gesungen und alles, was nur einen Tropfen schottischen Blutes in sich hatte, trug Hochländer-Kostüm. Zum 2. Teil des Konzertes war die Kapelle der Cape Town Highlander engagiert worden, bestehend aus Dudelsäcken, großen und kleinen Trommeln. Ich weiß nicht, ob jemand, der es nicht gehört hat, sich ein Dudelsack-Solo vorstellen kann, die Begleitung ausgeführt von Trommeln. Es wurden auch einige Tänze, Schwerttänze und dergleichen getanzt, und das war sehr interessant zu sehen. Solange sich diese Musikanten auf speziell schottische Weisen beschränkten, ging es, trotzdem es mir scheint, daß man auch dafür besonders konstruierte Ohren haben muß, um die Schönheit herauszufinden. Es soll den Mut in der Schlacht sehr aufmuntern, wenn die Dudelsäcke spielen; doch das brauchten wir ja nicht. Nun denke man sich aber die Ouverture zum Wilhelm Tell von Rossini, ausgeführt von Dudelsäcken, die doch nur die Töne der Naturleiter haben und bei denen Versetzungszeichen zu den Unmöglichkeiten gehören. Da kann man sich vorstellen, daß die Musik ein klein wenig anders klang, wie sie dem Komponisten seinerzeit vorgeschwebt hat. Mir genügt jedenfalls der eine Abend für mein ganzes ferneres Leben; ich habe weiter keine musikalischen Bedürfnisse in dieser Richtung.

Digitized by Google

Im ganzen war die Zeit der Ausstellung sehr angenehm, und es tat mir leid, als Ende Januar geschlossen wurde und ich wieder ins Schuljoch zurück mußte.

Dem Lande standen damals schwere Zeiten bevor. Die politischen Verhältnisse hatten sich derartig zugespitzt, daß der Krieg unvermeidlich erschien. Es gärte schon lange, der „Jamesonraid" war noch nicht vergessen, noch weniger aber das Telegramm unseres Kaisers an Krüger, den Ohm Paul. Wie oft mir Vorwürfe darüber gemacht worden sind, kann ich gar nicht sagen, aber ich schnitt alle Gespräche damit ab, daß ich sagte, ich bewundere unsern Kaiser sehr. Meistens hatte es Erfolg, und ich wurde in Ruhe gelassen. Half es nichts, so sagte ich, da ich mich ja über ihre Königin und den Prinzen von Wales auch nicht äußere, verlange ich dieselbe Rücksicht von ihnen! Man muß sich in der Beziehung nichts bieten lassen, dann kommt man mit den Engländern sehr gut aus. Sie achten jeden, der für sein Volkstum einsteht und verachten die, denen in dieser Beziehung nichts hochsteht.

Im Oktober 1899 wurde der Krieg erklärt. Vom Kriege selber war in Deutschland mehr bekannt wie in Südafrika. Durch Zensur wurde verhindert, daß die Nachrichten der Niederlagen der Engländer bekannt wurden. Solange deutsche Zeitungen ins Land gelassen wurden, erfuhr ich durch diese, was geschehen war. Nachher wußte man nie etwas, denn auch alle Briefe von und nach Hause wurden geöffnet, um zu verhindern, daß unerwünschte Nachrichten ins Land kamen.

Unter den Schülerinnen, die ja größtenteils „Dutch" d. h. holländisch waren, war eine fürchterliche Aufregung; wie viele von ihnen hatten ja auch Brüder und Verwandte unter den „Rebellen", wie die Engländer die Buren nannten.

Natürlich stand ich auch im Verdacht, »proboer« zu sein, und das war ja auch ganz richtig, da ich damals die Buren noch nicht näher kennen gelernt hatte. Nach dem Kriege war ich eine Zeitlang „oben im Lande" unter ihnen und lernte sie kennen. Da gewöhnte ich mir diese summarische Vorliebe ab. Sie sind von einem solchen Dünkel besessen, daß es schwer ist, mit ihnen auszukommen. Sie glauben, kein Volk der Erde stände so hoch wie sie, und mir ist ganz ernsthaft versichert worden, daß die Stellung der Frau in Europa eine viel bessere geworden sei durch die Achtung, die sich die Burenfrauen in den Kamps durch ihr würdevolles Benehmen erworben hätten! Daß einzelne diese Achtung verdient haben, will ich nicht bestreiten. Aber vieles von dem, was man aus dem Leben in den Kamps hörte, war nicht gerade sehr achtunggebietend. Dabei sind die Buren trotz ihrer sogenannten Frömmigkeit oft verlogen und heuchlerisch. Ich glaube, wenn es ihnen von Vorteil wäre, die Wahrheit zu sprechen, sie täten es nicht, weil ihnen die Lüge zur zweiten Natur geworden ist.

Einmal beklagte ich mich über eine Schülerin, die mich mehrfach angelogen hatte, bei ihrer Hausmutter. Da sagte diese: „Ja, aber sie betet so schön vor." Dagegen konnte ich nun nichts machen.

Aber zum Glück gibt es viele Ausnahmen, und ich habe treue und aufrichtige Freunde unter ihnen gefunden. —

Mir wurde durch meine anfängliche Gesinnung meine Stellung sehr erschwert. Meine Kolleginnen, die fast alle, wenn auch zum Teil nicht in England geboren, doch englischer Abstammung waren, fürchteten meinen Einfluß auf die Mädchen und suchten meinen Verkehr mit ihnen außerhalb der Stunden auf jede Weise zu verhindern. Schon aus Vorsicht vermied ich irgend etwas zu sagen, was nicht jeder hören konnte, hätte es mir doch passieren können, daß ich entweder Landes verwiesen oder in eins ihrer Kamps gesteckt wurde, und besonders nach dem letzteren sehnte ich mich gar nicht. Es war eine leidenschaftlich erregte Zeit.

Es kam da so mancherlei zusammen, um mir meine Stellung zu verleiden, die Vorsteherin, mit der ich gleichzeitig gekommen war, hatte ihrer Gesundheit wegen das Land verlassen müssen, und mit der Nachfolgerin konnte ich mich nicht stellen. So war ich denn froh, als meine Kündigung angenommen war und ich, nachdem ich meine drei Jahre dort ausgehalten hatte, fortgehen konnte.

Digitized by Google

Ich hatte eine Stellung am Riebeek College in Uitenhage, der Gartenstadt des Ostens, angenommen. Der Ort ist in etwa einer Stunde mit der Bahn von Port-Elisabeth aus zu erreichen. Schon das war mir so angenehm, an einem Ort zu sein, der Bahnstation ist; denn das Gefühl, nicht jederzeit fortzukönnen, hatte mein anfängliches Heimweh sehr verstärkt.

Uitenhage ist viel größer wie Somerset-East, ein Mittelpunkt für Erziehungszwecke. Es sind viele große Schulen dort, die meisten davon verbunden mit einem Internat. Dort ist auch eine Handwerkerschule, die erste, die in Süd-Afrika für Weiße gegründet wurde. Die Knaben bekommen Schulerziehung und lernen gleichzeitig ein Handwerk. Ferner sind dort am Ort ausgedehnte Eisenbahnwerkstätten, deren Beamte und Arbeiter zum größten Teil aus Europa kommen und aus Teilen Englands stammen, wo die Bevölkerung Musiksinn hat. Daher hat Uitenhage auch den Ruf in Süd-Afrika, ganz besonders musikalisch zu sein. Ich habe dort viel Talent und Interesse für Musik gefunden.

Die Jahre — es waren drei und ein halbes —, die ich am Riebeek College arbeitete, waren mit die erfolgreichsten meiner musikalischen Tätigkeit in Afrika. Die Vorsteherin, eine hochgebildete und selbst sehr musikalische Dame, hatte während ihrer 23jährigen Tätigkeit dort die Schule zu einer sehr hohen Blüte gebracht. Sie hatte stets darauf gesehen, gute Lehrerinnen, besonders für Musik herauszubringen. Man hatte sofort den Eindruck, der Musikunterricht sei schon lange in berufenen Händen gewesen. Es war schon viel geleistet worden, doch auch das Streben vorhanden, noch mehr zu leisten. Daher ließ es sich sehr gut dort arbeiten.

Die Musikabteilung zählte schließlich über 150 Schüler und Schülerinnen, und wir waren fünf Lehrerinnen unter der Leitung eines englischen Musikers, der Lehrer an der Royal Academy of Music in London gewesen war. Dieser Herr kam ziemlich gleichzeitig mit mir, und wir arbeiteten im ganzen recht gut zusammen.

Es war dort z. B. der Anfangsmusikunterricht nach der Tonic Solfa Methode erteilt worden. Eine langjährige Klavierlehrerin am College war eine Nichte Curwens, des Erfinders des Systems. Das Bestreben der enragierten Anhänger des Systems geht dahin, unser Notensystem mit dem ihren zu ersetzen, und so fangen sie mit dem Klavierunterricht an. Wir änderten das aber sehr bald. Persönlich bin ich gerade kein sehr großer Freund dieser Methode trotz der scheinbar so glänzenden Erfolge. Bei kleinen Kindern kann man viel damit erreichen, und sie lernen die schwierigsten Sachen vom Blatt singen. Legt man aber selbst großen Mädchen die einfachste Melodie in unserem Notensystem vor, stehen sie da wie verraten und verkauft und wissen nicht aus noch ein.

Wenn man beide Systeme gleichzeitig lehrt, geht es noch, aber meist fehlt es an der nötigen Zeit dazu. In den Kafferschulen und Kirchen wird das System auch gelehrt, und da muß ich sagen, daß die Erfolge sehr groß sind. Die Schwarzen sind ja überhaupt recht musikalisch und singen leidenschaftlich gern. So wird denn das betreffende Lied ihnen auf eine Tafel geschrieben, meist vierstimmig, und sie lernen es in kurzer Zeit auswendig.

Am Riebeek College hatte ich viel Violinschüler, und ich fing gleich mit Ensembleklassen an. Die Beteiligung war so rege, auch von seiten früherer Schüler, daß sich diese Klassen schließlich zu einem kleinen Streichorchester auswuchsen. Es standen mir auch Viola und Cello zu Gebot und oft bis zu 20 Violinen. Wir spielten viele Arrangements auch klassischer Sachen für 4 Violinen, Viola, Cello und Baß mit Klavier oder Klavier und Harmonium. Das Harmonium mußte ich meist durch ein zweites Klavier ersetzen, da ich dasselbe nur zu dem Konzerte in dem großen Schulsaal bekommen konnte, denn es wurde bei den täglichen Andachten im Wohnhaus gebraucht.

Durch meine ersten Erfahrungen gewitzigt, ging ich mit klassischer Musik sehr vorsichtig vor, doch hatte ich die Freude, daß die Schüler diese zuletzt vorzogen. Alle diese Arrangements sind ja Notbehelf, doch sind sie meist so vorzüglich gesetzt, daß sie ein recht gutes Bild der gespielten Stücke geben. —

Digitized by Google

Ich glaube, ich war so ziemlich die erste, die ein Schulorchester in Südafrika, wenigstens im Osten der Kolonie, einrichtete. Das ist überhaupt der Reiz der Arbeit dort draußen, daß alles Neuland ist. Was man einrichtet, hat niemand vor einem getan, und man erzielt andere Erfolge wie hierzulande. Man kann seine Fähigkeiten ganz anders ausnutzen, und das habe ich stets als besondere Anregung empfunden. Die einzelne Leistung und die Persönlichkeit gilt doch in dem von Weißen so schwach bevölkerten Lande so sehr viel mehr! —

Wir hatten oft Schul- und andere Konzerte, und bei jeder Gelegenheit hatte „das Orchester" mitzuwirken. Es war ja auch eine Übung für die Jungen und Mädchen, wie sie sie gar nicht besser hätten haben können. Nach jedem Konzert fanden sich auch ein paar neue Schüler. Wir haben mehrmals kleinere Operetten aufgeführt; ich hatte die Begleitung für meine Streicher arrangiert und mit ihnen einstudiert; als Zwischenaktsmusik wurden andere Sachen, die sie gerade konnten, gespielt. Das ganze war ein großer Erfolg, denn so etwas hatten sie noch nicht dort draußen gehabt. Für mich war es, nebenbei gesagt, eine Heidenarbeit, ich hatte nicht nur die Partitur zu schreiben, sondern auch jede einzelne Stimme. Doch was tut man nicht alles, wenn man mit Lust und Liebe bei der Sache ist, die Arbeit, die man leistet, Anerkennung findet, und wenn man sieht, daß die Schüler bei allen Übungen mit Begeisterung dabei sind.

In Südafrika sind musikalische Examen an der Tagesordnung. Die Universität hat sie eingerichtet und sich zu diesem Zwecke mit der Royal Academy und dem Royal College of Music in London in Verbindung gesetzt, die ihre Lehrer und Examinatoren ja in alle englischen Kolonien schickt. Zuerst, wie Mitte der 90er Jahre dieses Unternehmen begonnen wurde, kam einer der Herren, jetzt sind es etwa sechs, die während der Monate August und September das Land bereisen.

Jede Schule, aber auch jeder Privatlehrer und Lehrerin kann ihre Schüler zu diesem Examen anmelden, doch müssen 20 mindestens zusammen sein, sonst müssen die Schüler nach einem größeren Ort fahren. Das Examen für die Musiklehrer findet nur in bestimmten Städten statt, da dazu mehrere Examinatoren gehören. Die andern, die in vier verschiedenen Schwierigkeitsgraden stattfinden, werden von einem geleitet. Alle Schüler müssen ein schriftliches theoretisches Examen bestanden haben, ehe sie zu dem praktischen zugelassen werden. Diese Examina sind für den ganzen Musikunterricht, nicht nur für die Schüler, sondern auch für die Lehrer ein großartiges Erziehungsmittel gewesen. Die Schüler waren gezwungen, einen Teil des Jahres gute Musik zu spielen, nicht nur wertloses Zeug, sie mußten wirklich arbeiten, denn jeder will doch sein »certificate« haben. Dabei lernen sie einsehen, daß Fleiß dazu gehört, um etwas zu erreichen. Für die Lehrer ergibt sich dadurch, daß in jedem Jahre andere Studien und andere Stücke vorgeschrieben werden, Gelegenheit, sehr viel Neues zu lernen.

Wenigstens habe ich dadurch sehr wertvolles Studienmaterial kennen gelernt, wozu ich sonst am andern Ende der Welt keine Gelegenheit gehabt hätte. Auch ich selbst hatte dort draußen ein Examen abzulegen als Musiklehrerin. Diese Prüfungen sind den in England gültigen nachgeahmt, d. h. nur denen des Royal College und der Royal Academy of Music. In England sind sie aber nicht gültig, da heißt es verächtlich »colonial«, trotzdem dieselben Männer hier wie dort die Prüfungen leiten.

England ist ja überhaupt das Land der Examen. Sie sind, wie sie selbst zugeben, »examination-mad«. Früher habe ich geglaubt, nur in Deutschland würden so viel Examen gemacht, aber wir sind in dieser Beziehung im Vergleich zu England die reinen Waisenknaben.

Für alles und in allem kann ein Examen gemacht werden, zum Teil auch schon in den Kolonien. Durch viele der Examen bekommt man einen Titel, den man in einigen Buchstaben hinter seinen Namen setzt. Hat man dann so ziemlich das ganze Alphabet versammelt, so ist das ein Zeichen, daß man etwas Besonderes

Digitized by Google

ist, ob man daneben wirklich etwas leistet, ist Nebensache. Momentan ist es Modesache, möglichst viele Examina zu machen. Ich kenne junge Mädchen, die sich beinahe ihr Zimmer mit ihren »certificates« tapezieren können. Es gehört nämlich dazu, daß die Zeugnisse, fein säuberlich eingerahmt, womöglich im drawing-room für jeden sichtbar aufgehängt werden.

Die Universität in Kapstadt sendet jedes Jahr einen Musikschüler oder eine Schülerin nach London abwechselnd an das Royal College und die Royal Academy mit einem jährlichen Stipendium von 3000 ℳ für drei Jahre. Außerdem verleiht sie jährlich vier Stipendien zu 600 ℳ und etwa 16 zu 200 ℳ je auf ein Jahr. Es wird sehr viel getan von allen Seiten, um den Musikunterricht auf eine hohe Stufe zu bringen. —

Leider beging ich den Fehler, von Uitenhage fortzugehen, als mir an einer großen Schule in der Nähe von Kapstadt die Stelle als Leiterin der Musikabteilung angeboten wurde. Es waren dort etwa 10 Musiklehrerinnen tätig, und ich schätze, wir hatten etwa 300 Musikschülerinnen. Es gehörte zu dieser Anstalt das erste College für Frauen in Südafrika, und dort war das umgekehrte Verhältnis wie anderswo; die jungen Leute, die dort studieren wollten, hatten Erlaubnis, die Kurse und Vorlesungen im College mitzubesuchen, und die Frauen waren nicht bloß geduldet. Die Lehrkräfte waren beinahe alle weiblich, Doktoren der Philosophie, Botanik usw. Nur für ein Lehrfach — ich weiß nicht, war es Geschichte — war es ihnen nicht geglückt, eine Dame zu finden, und sie hatten sich mit einem Manne begnügen müssen. Das Unglückswurm wohnte im College. Ich möchte wohl wissen, wie er sich vorkam unter all der Weiblichkeit. —

Die Verhältnisse lagen dort nicht sehr günstig für Musik, alle drei Vorsteherinnen waren unmusikalisch. Musik galt ihnen als ein notwendiges Übel, sie hatten kein großes Interesse daran, den Unterricht sachgemäß zu fördern. So blieb ich dort nicht lange, sondern benutzte die Gelegenheit, die sich mir bot, um die Vertretung einer Freundin in Natal zu übernehmen. Ich fuhr von Kapstadt aus mit dem Schiff um die Südspitze bis nach Durban, eine Fahrt, die beinahe eine Woche dauerte. Trotz meiner vielen Seefahrten — ich war inzwischen auf Urlaub in der Heimat gewesen und wieder herausgekommen — revoltierte mein Inneres bei diesem Teil der Reise jedesmal.

Von Durban aus fuhr ich mit der Bahn weiter bis Newcastle, an der Grenze von Transvaal und Natal gelegen, und dann noch fünf Stunden mit der Postkarre bis Utrecht, dem Ort, wo meine Freunde wohnten. Eine Idee von den Entfernungen dort erhält man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ich, um als Zeugin in einem Prozeß in Grahamstown vernommen zu werden, von Newcastle aus mit der Bahn drei Tage und zwei Nächte ununterbrochen fahren mußte. Utrecht liegt in dem Teil von Natal, der vor dem Burenkriege zum Transvaal gehört hatte. Ein großer Teil des Krieges hat sich dort abgespielt und seinerzeit — es gehört zum Zululande — die Zulukriege. Der Prinz Louis Napoleon war ganz in der Nähe gefallen, und die Kaiserin Eugenie war später lange in Utrecht gewesen, als sie die Stätte seines Todes aufgesucht hatte.

Ich kam also auf historischen Boden. Man hörte viel von Krieg und Kriegserinnerungen sprechen. Beinahe jeder Mann, besonders unter den jüngeren, hatte gekämpft und war Kriegsgefangener gewesen. Die Frauen und Kinder waren alle in den camps gewesen. Das Land hatte ganz ungeheuer gelitten, und ehe die Erbitterung dort, trotz des Friedensschlusses aussterben wird, mag noch manches Jahrzehnt dahingehen.

Es war mir sehr interessant, einmal so ins Innere und mit Leuten in Berührung zu kommen, die bedauerten, daß die Post alle Tage Briefe brachte, und die noch von der Zeit schwärmten, wo ihnen die Briefe einmal im Monat durch einen „native runner" gebracht wurden. Man findet auch im Innern des Landes noch den Typ des Farmers, der es als eine Schickung Gottes ansieht, wenn ihm die Heuschrecken die ganze Ernte wegfressen, und der es als Sünde betrachtet, daß

Digitized by Google

man Mittel anwendet, um die Heuschrecken zu vernichten. Denn in den Willen Gottes muß man sich ergeben! Es wird nicht mehr lange dauern, und auch dieser Schlag Menschen ist von der Erde verschwunden, denn auch in Afrika schreitet die Aufklärung immer schneller weiter.

In Utrecht war für mich musikalisch wenig zu tun, ich hatte die Schülerinnen meiner Freundin, die in Stuttgart studiert hatte und die ihr Anvertrauten mit Lebert und Starck großzog, nur eben weiterzubringen. Doch wurde während meiner Anwesenheit ein gemischter Chor gegründet, den ich zu dirigieren hatte. Ich ging mit Zittern und Zagen daran, denn bisher hatte ich meine Dirigentenkünste mehr bei Kindern und ganz jungen Menschen ausgeübt; doch war niemand da, der es tun konnte, es hatte zu gehen, und es ging.

Auch in der holländischen Kirche spielte ich eine Zeitlang zum Gottesdienst. So etwas von langsamem Singen war mir noch nie vorgekommen. Das erstemal hatte ich einen sehr bekannten Choral zu begleiten, und spielte meiner Ansicht nach auch sehr langsam. Wie ich mit der ersten Reihe fertig war, fing die Gemeinde ungefähr den zweiten Takt an. Nachher übte ich immer mit unseren Pensionärinnen die Gesänge vorher und dressierte sie zu etwas schnellerem Singen. Erst behaupteten sie allerdings, das ginge nicht, daß sie schneller sängen wie die alten Leute, aber ich überzeugte sie vom Gegenteil, und es ging doch.

Nach der Rückkehr meiner Freundin mußte ich von Utrecht fortgehen. Mir war die Stellung als Organistin an der holländischen Kirche in Middelburg, Kapkolonie, angeboten, und gleichzeitig ein Schülerkreis garantiert worden. Durch ein fehlgegangenes Telegramm, das nicht rechtzeitig in meine Hände kam, zerschlug sich die Sache im letzten Augenblick, und ich ließ mich dazu überreden, wieder nach Uitenhage zu kommen und mich dort als Privatlehrerin niederzulassen. Fast alle meine früheren Schüler kamen zu mir, da die Schule eine ganz ungeeignete Kraft engagiert hatte.

In vieler Beziehung konnte ich mich freier betätigen, ich konnte selbst Konzerte geben und bei vielem mitwirken, wozu ich sonst keine Zeit und Gelegenheit hatte. Nur war es sehr schwer für mich, Unterkunft zu finden. Die Zimmer vermieteten, wollten keine Damen nehmen, und entschlossen sie sich dazu, wollten sie keine Pension geben. Zuerst wohnte ich denn bei zwei Damen, doch wie dort die Wanzen auch am hellen, lichten Tage auf meinem Bett spazieren gingen, zog ich aus. Dann fand ich Unterkunft bei einer Witwe, die ein sehr hübsches Haus hatte, aber wie ich bald herausfand, etwas zu sehr dem stillen Trunk ergeben war. Sie verschwand manchmal tagelang in ihrem Schlafzimmer, und ich in meiner Unschuld ahnte nicht, was das zu bedeuten hatte, ich hielt sie für schwer leidend. Aber ich kam bald hinter des Rätsels Lösung, und als sie eines Tages mit ihren Fäusten auf mich los wollte, zog ich kurz entschlossen aus.

Ich nahm die Hälfte eines kleinen Hauses, bestehend aus zwei Stuben und Küche und richtete mich dort ein. So war nur die Magenfrage noch ungelöst, aber ich sah ein, daß ich selbst für mich zu sorgen hatte, und versuchte selbst zu kochen. Das war mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, den ganzen Tag hatte ich zu unterrichten und zwischendurch nach meinem Essen zu sehen. So manches Mal ist es mir verbrannt oder sonst ein Unglück damit passiert. War ich dann glücklich so weit, daß ich essen wollte, kam sicher Besuch und hinderte mich daran. Schließlich fand ich wenigstens einen Mittagstisch. Ich glaube, die guten Hausfrauen würden sich entsetzen, wenn ich ihnen verriete, was ich damals zum Leben brauchte, daher will ich es lieber verschweigen. Monatelang konnte ich auch keine Aufwartung finden, so machte ich abends, wenn ich um 9 oder $^1/_2$10 Uhr mit meinen Stunden fertig war, mein Musikzimmer rein, denn am nächsten Morgen um 7 Uhr schon kam eine meiner Schülerinnen, die zu Haus kein Klavier hatte, um bei mir zu üben. Sehr komisch war es aber, als es mir schließlich glückte, Dienstboten zu finden, wie sich die jeweilige Schwarze immer sehr darüber wunderte, daß ich keinen »baas« hatte, d. h. unverheiratet war und allein lebte.

Digitized by Google

Sehr bald fing ich an, mehrmals in der Woche nach Port-Elisabeth zu fahren, um dort zu unterrichten. Wie sich dort meine Schülerzahl sehr vermehrte, zog ich ganz dahin und fuhr statt dessen lieber nach Uitenhage. Dadurch war es mir möglich, meine Schüler zu kombinieren, und ich konnte mich an mancherlei wagen, was ich sonst nicht hätte spielen lassen können. Den Schülern machte es ja großen Spaß, herauszukommen, und ich hatte nie die geringste Schwierigkeit, sie zur Mitwirkung zu bekommen, trotz der Kosten der Eisenbahnfahrt.

Es wurden damals auch philharmonische Konzerte in Port-Elisabeth eingerichtet, d. h. der Gesangverein hatte schon lange bestanden, war aber in den letzten Jahren nie patronisiert worden. Da taten sich die größeren Städte zusammen, setzten sich mit England in Verbindung und ließen sich englische Solisten herauskommen. Es wurden je nach der Größe der Stadt ein bis vier Konzerte gegeben, und wir führten im ersten Jahre den Elias und außerdem Hiawatha von Coleridge Taylor auf. Die Uitenhager nahmen auch daran teil, und alles, was etwas streichen und blasen konnte, war im Orchester, denn Berufsmusiker gibt es zu wenige. Einige meiner Schülerinnen spielten auch mit, und wir waren sogar engagiert, mit den Solisten gleichzeitig nach Grahamstown zu fahren und dort mitzuwirken. Diese Konzerte finden jetzt alljährlich statt, und es wird einem doch dadurch Gelegenheit gegeben, etwas zu hören. In den ersten Jahren, die ich draußen war, habe ich kaum je Gelegenheit dazu gehabt, in ein Konzert zu gehen. Es hieß damals, wenn Künstler nach Südafrika kamen, „ach, die können gewiß nichts mehr leisten", oder „die haben gewiß schon ihre Stimme verloren, sonst würden sie auf keinen Fall hierheraus kommen". In Kapstadt war es anders, denn viele der Künstler, die nach Australien fuhren, gaben dort Konzerte, vielleicht auch noch in Johannesburg und in Durban. Jetzt sind auch die übrigen Städte für Konzertzwecke entdeckt, und große Künstler kommen heraus, so war z. B. Teresa Carenno vor drei Jahren draußen, Antonia Dolores, Marie Hall, Maud Powel, Mark Hambourg waren da, Paderewski wurde erwartet und noch viele andere. Südafrika liegt doch heute mehr in der Welt, und nicht mehr so abseits von allem Getriebe. Die Menschen müssen sich weiterentwickeln, und wenn auch z. B. der Farmer häufig noch so wirtschaftet, wie es seine Voreltern getan haben, die vor zwei Jahrhunderten ins Land kamen, so geht es doch so nicht weiter. Solche Menschen werden seltener und werden von denen, die mit modernen Hilfsmitteln arbeiten, überflügelt und verdrängt. Trotzdem ich noch immer den Burenkrieg als einen ungerechten Krieg ansehe, kann ich doch verstehen, daß er viel Gutes im Gefolge gehabt hat. Unzählige junge Leute aus der Kapkolonie, deren Sympathien auf der Seite der Buren waren, sind während des Krieges nach Europa gegangen und haben dort die Zeit benutzt, um neue Wirtschaftsmethoden kennen zu lernen. Andere gingen nach Australien, um dort, wo die klimatischen Verhältnisse ganz ähnliche sind, Landwirtschaft zu studieren. Es ist alles noch im Werden. Fabriken gibt es noch heute kaum. Ich weiß nur von einer Streichholzfabrik bei Kapstadt und einer Dynamitfabrik in Natal. Dann sind noch einige Brauereien im Lande. Jede Fensterscheibe, jede Tür, jede Türklinke, jedes Schloß wird von Europa eingeführt. Das Land produziert nicht einmal genug Getreide, um seine Bevölkerung zu ernähren. Jetzt wird allerdings Mais exportiert. Konserven jeder Art, Butter, Milch, alles wird eingeführt. Während des Krieges und lange nachher wurde gefrorenes Fleisch von Australien eingeführt, Fleischkonserven aus Amerika, Butter aus Australien und Südamerika. Wenn man weiter aufzählt, ist wohl kaum ein Land der Erde, das nicht dazu beiträgt, Südafrika zu ernähren. Vor wenigen Jahren noch waren am Kap z. B. die Apfelsinen, wo sie doch wachsen, bedeutend teurer wie in Deutschland. Jetzt werden Obstbaukurse abgehalten, ein Sachverständiger bereist das Land und zeigt den Obstfarmern, wie sie ihre Bäume und Reben zu behandeln haben, und ihnen wird Anleitung gegeben, wie das Obst für den Transport zu packen ist. Es sind größere Verkehrserleichterungen geschaffen, Bahnen werden gebaut, die es den

Digitized by Google

Farmern ermöglichen, ihr Obst nach den Hafenstädten zu schicken. Das afrikanische Obst wird auch zu einer Zeit reif, wo hier strenger Winter ist. Die Kappfirsiche sind mit Recht berühmt. Die Weintrauben sind ganz wunderbar schön, und Erdbeeren kann man zur Weihnachtszeit in Hülle und Fülle essen. Ananas, die im Osten viel wachsen, sind manchmal in solchen Massen da, daß man ein Dutzend für 50 ₰ und weniger auf den Märkten zu kaufen bekommt. Doch werden jetzt auch die Früchte eingemacht und als Jam oder Marmelade nach Europa geschickt.

Ein Hauptmangel sind indes die ungünstigen Wasserverhältnisse, doch werden überall Staudämme angelegt und Brunnen gebohrt. Es kommt aber häufig vor, daß anscheinend sehr schönes Wasser gefunden wird, und nach einigen Monaten wird das Wasser brackig, d. h. salzig, so daß es für viele Zwecke nicht mehr zu brauchen ist. Freunde von mir hatten auf ihrer Farm mit großen Kosten einen schönen Garten angelegt, mit vielen Rosensträuchern und anderen Blumen. Sie hatten das Wasser, das anfänglich süß war, zum Bewässern gebraucht und nachher war ihnen alles Gepflanzte wieder eingegangen, das Unkraut allein gedieh.

Es regnet selten, doch, wenn es regnet, in solchen Mengen, daß es genügende Feuchtigkeit für das ganze Jahr wäre. Ich habe es in Port-Elisabeth erlebt, daß Menschen in der Straße ertrunken sind. Die Stadt liegt größtenteils auf einem Hügel, das Wasser kommt mit solcher Gewalt herunter, daß es die Menschen umreißt und mit sich führt. Unten in der Stadt sind kurze übermauerte Kanäle gebaut, in denen das Wasser in die See abfließt, und wer, durch die Gewalt des Wassers mitgerissen, dort hineingerät, ist verloren.

Die Flüsse in Afrika sind dafür bekannt, daß sie gewöhnlich kein Wasser haben. Bekannte von mir saßen eines Tages auf ihrer Farm an ihrem gewöhnlichen Sommerplatz, nämlich im Flußbett, denn dort war es kühl. Da hörten sie ein wunderbares Geräusch, und gingen hinauf an den Rand, um zu sehen, was es sei. Da sahen sie das Wasser ankommen wie eine große, schwarze Wand, die sie unrettbar weggespült und mitgeführt hätte, wären sie ruhig an ihrem Platze sitzen geblieben. Oben im Lande war ein Gewitter gewesen, und da kommt es denn mit solcher Gewalt herunter. Ich habe im letzten Jahre bei einer Reise gesehen, während wir über eine Brücke fuhren, daß auf der einen Seite der Brücke das Flußbett voll war und das Wasser mächtig strömte, während es auf der andern Seite noch ganz leer und der trockene Sand zu sehen war.

Oft bin ich gefragt worden, ob das Land landschaftlich schön sei; ich finde die Frage sehr schwer zu beantworten, da das Land so ungeheuer groß ist. Was mir immer sehr imponierte, waren die ungeheuren Entfernungen. Wenn wir von Port-Elisabeth nach Kapstadt mit der Bahn fuhren, eine Reise, die 48 Stunden dauert, fährt man manchmal stundenlang, ohne ein lebendes Wesen zu sehen. Dabei ist die Luft, besonders im Winter, von einer solchen Reinheit und Leichtigkeit, daß es ein Vergnügen ist zu atmen. Die Reise ermüdete daher, trotz der Länge der Fahrt, nicht so, wie hier in Europa schon eine von wenigen Stunden; die Luft ist so anregend.

Im Sommer ist es weniger angenehm, denn die Sonne meint es doch noch ganz anders gut dort draußen wie hier. Wir zogen Jalousien und Vorhänge vor, und trotzdem war es während des Tages unerträglich heiß.

Typisch für ganz Südafrika ist die Form der Berge, die fast alle so geformt sind wie der Tafelberg, oben abgeplattet. Sie sind nicht bewaldet wie unsere Berge, sondern meist kahl, aber oft von wunderbarer Farbenwirkung. Die Sonnenuntergänge in der Karroo sind von einem Glanz und einer Farbenpracht, die kaum zu beschreiben ist. Es ist schwer, das Gefühl zu schildern, was einen ergreift, wenn man von einer Höhe herab das Land sieht. Dies Land, das zum Teil den Eindruck macht, als wäre es noch ganz so unberührt, wie es aus der Hand seines Schöpfers hervorgegangen. Dabei ist die Luft im Sommer geschwängert mit dem Duft der Mimosen und der vielen kleinen blühenden Karroobüsche, und im Winter wieder so wunderbar klar.

Digitized by Google

Afrika ist ein Land, das den, der einmal dort war, mit tausend Fäden festbindet, und für das immer ein Sehnen zurückbleibt. Zu Anfang schimpft man über alles, die Hitze, die Kälte, die Trockenheit, aber besonders über den Regen, wenn er einmal kommt. Der richtige Afrikaner geht bei Regenwetter nicht aus, und das gewöhnt man sich schließlich auch an.

In Natal habe ich einmal eine Regenzeit mit durchgemacht. Es regnete während des Februar ununterbrochen 24 Tage, d. h. es hörte ja mal für ein Stündchen auf, gerade als wollte es Kräfte sammeln, um von neuem wieder loszugießen. Man fühlte sich zuletzt ganz als Amphibie, trocken wurde man überhaupt nicht mehr, von den Sachen gar nicht zu reden.

In Rhodesia, wo sie, wenn überhaupt, meist Häuser aus ungebrannten Ziegeln bauen, kommt es während der großen Regenzeit vor, daß Schornsteine und andere Teile des Hauses sich in Wohlgefallen auflösen. Die Wege werden unergründlich; reißende, unpassierbare Ströme entstehen, wo man kaum ein Flußbett geahnt hat. Bei den großen Trecks der Buren passiert vielleicht ein Teil der Familie den Fluß, der andere bleibt aber noch auf dem anderen Ufer sitzen, und so können sie tagelang sich ansehen, doch nicht zueinander gelangen, „die Wasser sind viel zu tief". Da heißt es denn warten, bis sich das Wasser so weit verlaufen hat, um das Durchfahren und Durchwaten zu erlauben.

Dieses Trecken geschieht in großen Wagen, deren einer Teil mit einer Art Zelt versehen ist, ähnlich wie bei unseren Planwagen. Innen sind Betten und Sitze, auf denen die Familie schläft. Vorgespannt sind 8 bis 10 Gespann Ochsen, und so geht es langsam durchs Land. Es wird möglichst viel nachts gefahren und in der Hitze des Tages gerastet. Dann wird ein Feuer gemacht und vor allen Dingen Kaffee gekocht und die übrigen Mahlzeiten zubereitet.

Kaffee ist das Hauptgetränk der Buren. Kommt man zu ihnen zu Besuch, wird man unrettbar mit Kaffee bewirtet, ganz gleich, zu welcher Tages- oder Nachtzeit man kommt. Der wird einem fertig serviert, sehr viel Zichorien, wenig Bohnen, meist kondensierte Milch, und Zucker so viel, daß der Löffel beinahe drin steht. Für den, der nicht an süßen Kaffee gewöhnt ist, ein schreckliches Getränk, aber man kränkt die Leute tief, wenn man sich weigert, dies Gebräu zu genießen. Daher schluckt man alles mit Todesverachtung hinunter, denn es wird einem nicht immer so gut wie meiner Bekannten geboten, die den Kaffee unbemerkt ausgießen konnte. Allerdings hatte sie ja gesehen, wie das Tuch, womit die Kaffeetassen ausgewischt wurden, vorher zur Reinigung des Näschens des jüngsten Sprößlings der Familie verwendet worden war!

Gastfrei sind die Buren sehr, doch ist es oft geraten, ihre Gastfreundschaft lieber nicht anzunehmen. In Punkto Reinlichkeit sind sie eben noch recht rückständig. Es ist ja vielfach zu entschuldigen; sie stehen noch ziemlich auf derselben Kulturstufe wie ihre Vorfahren vor 200 Jahren, und damals war auch in Europa das Waschen noch nicht überall an der Tagesordnung. Außerdem der Wassermangel und die Dürre! Mir hat einmal selbst eine Farmersfrau, die peinlich sauber an sich und in ihrem Hause war, gesagt: „Wenn man in den Zeiten der Trockenheit sieht, wie die Lämmer zu Hunderten aus Mangel an Wasser zugrunde gehen, gibt man das Waschen auch auf oder beschränkt es aufs allernotdürftigste."

Doch, wie gesagt, die neue Zeit räumt auch mit diesen Zuständen auf. Elektrizität und alle neuen Erfindungen haben auch dort ihren Siegeslauf begonnen. Vorläufig sieht man auf den Straßen der größeren Städte im friedlichen Verein den Ochsenwagen, das Automobil und die elektrische Straßenbahn. In den meisten Häusern brennt Gas oder elektrisches Licht, und dicht daneben steht vielleicht ein Haus, wo die Familie abends noch beim selbstgegossenen Talglicht sitzt. Noch wie ich nach Somerset-East kam, sollten wir abends bei einem einzigen Licht arbeiten, ich schaffte mir wenigstens eine Petroleumlampe an, und mein Beispiel fand Nachfolger. — Lange wird's nicht mehr dauern und auch diese Überbleibsel der sogenannten guten alten Zeit werden verschwinden.

Digitized by Google

Ein Fluch des Landes ist das viele Gold, das dort gefunden wird. Es kommen daher so viele Menschen ins Land, deren einziges Bestreben ist, reich zu werden, und zwar so schnell wie möglich. Dann gehen sie zurück in die Heimat, um dort ihr Geld zu verzehren, und Südafrika hat nichts davon.

Mit der Zeit wird auch dies anders werden, und Südafrika, wenn es einmal mehr aufgeschlossen ist, und seine natürlichen Reichtümer und Hilfsquellen mehr bekannt sind, wird mit seinem guten Klima, seinem blauen Himmel und Sonnenschein ein Land werden, in dem auch der weiße Bewohner gern beständig bleibt. Während uns dann hier die Vergangenheit gehört, wird vielleicht dem Geschlecht, das da draußen frei heranwächst, die Zukunft gehören.

Diskussion.

Die Frauen und die Ledigensteuer.

In verschiedenen Bundesstaaten rückt die Frage einer Ledigensteuer in den Umkreis aktueller Erörterungen. Dem Oldenburgischen Landtag ist bereits eine Novelle zum Einkommensteuergesetz zugegangen, die einen Ledigenzuschlag einführt. In dieser Vorlage sind die Frauen einbezogen, und zwar mit folgender Begründung:

„Zu einer Unterscheidung nach dem Geschlecht dürfte keine Veranlassung vorliegen. Insbesondere ist nicht ersichtlich, aus welchem Grunde weibliche Einzelsteuernde eine günstigere Behandlung beanspruchen könnten als männliche. Wollte man einen Unterschied machen, so würde dies eher zuungunsten der Frauen geschehen müssen, da diese im allgemeinen bedürfnisloser als die Männer sind und deshalb bei gleichem Einkommen steuerlich leistungsfähiger."

Das letzte Argument ist selbstverständlich ohne weiteres abzulehnen. Den Männern steuerliche Vorteile zubilligen, weil sie sich allerlei fragwürdige „Bedürfnisse" angewöhnt haben, das wäre in der Tat ein merkwürdiges Finanzprinzip. Und auf der Einkommenstufe über 2000 ℳ dürfte in der Tat der größere Verbrauch des Mannes im wesentlichen auf solchen Bedürfnissen beruhen, weil die im ganzen etwas stärkeren Ernährungsbedürfnisse des Mannes durch den größeren Aufwand aufgewogen werden, den die alleinstehende Frau u. a. für die Wohnung machen muß.

Das Prinzip der Regierung aber ist richtig — trotz der Einwände, die aus sich selbst mißverstehender Frauenrechtelei dagegen erhoben werden.

Sie sind in einem Aufsatz der „Nachrichten für Stadt und Land Oldenburg" auseinandergesetzt, und es lohnt, sich mit ihnen zu beschäftigen, da sie die Gefahr nahelegen, daß in einer sehr wichtigen und folgenreichen Sache ein falscher Kurs eingeschlagen wird.

Die Argumentation läuft folgendermaßen:

„Das Einkommen von männlichen und weiblichen Berufskollegen ist gar nicht das gleiche. Nimmt man z. B. den Stand der Lehrerinnen oder der Beamtinnen überhaupt, die einen großen Teil der einzelnen weiblichen Steuerzahlenden ausmachen, so ist da durchweg mit Ausnahme des allerersten Anfangs die Besoldung der weiblichen Arbeitskräfte eine beträchtlich geringere. Diese stets wachsende Differenz mit der Besoldung des Beamten, auch des unverheirateten, wird damit begründet, daß die Beamtin nicht für eine Familie zu sorgen habe. Es besteht also für sie schon ein bedeutender Ledigenabzug, der nun durch eine erneute Ledigensteuer noch erhöht werden soll. Es ist aber doch Grundvoraussetzung einer berechtigten Junggesellensteuer, daß der zu besteuernde Unverheiratete das gleiche

Digitized by Google

Einkommen mit seinem verheirateten Arbeitskollegen hat. Da aber diese Voraussetzung für die Beamtinnen nicht zutrifft, kann für sie gerechterweise die geplante Ledigensteuer nicht in Betracht kommen. Während man anderswo überall dahin strebt und es vielfach schon durchgesetzt hat, daß weibliche Kräfte nach dem gleichen Prinzip besoldet werden wie die männlichen, würde durch die Einführung dieser Ledigensteuer für Beamtinnen der bestehende Nachteil in der Entlohnung noch verschärft werden, und Oldenburg damit auf dem Gebiete der Frauenarbeit einen sozialen Rückschritt machen.

Nun kommt aber noch etwas hinzu, was dieses Vorhaben völlig absurd macht. Eine weitere Voraussetzung für eine Junggesellensteuer ist doch die bestehende, aber nicht benutzte Freiheit zur Eheschließung. Den Beamtinnen als solchen ist jedoch in Deutschland noch die Eheschließung untersagt. Mit Eintritt in die Ehe verlieren sie ihre Stellung sowie jeden Anspruch auf Pension. Läßt man einmal die moralische Berechtigung eines solchen Verbotes — die im Grunde natürlich einen ebenso kulturunwürdigen Eingriff in die persönlichsten Menschenrechte bedeutet, wie das katholische Priesterzölibat — ganz beiseite und beleuchtet nur von der einfachen Tatsache dieses Verbotes aus die geplante Ledigensteuer für Beamtinnen. Da alle Beamtinnen ledig bleiben müssen, bedeutet eine solche Steuer in Wahrheit nichts anderes, als eine allgemeine Verringerung ihrer Gehälter. Es steht ihnen nicht frei, wie den Männern, die Steuer je nach der Verfügung, die sie über ihr Leben treffen, zu zahlen oder nicht, sie sind vielmehr für die ganze Zeit ihrer Berufsausübung gezwungen, diesen Nachteil auf sich zu nehmen. Wie würde sich wohl ein Junggeselle gebärden, wenn er schon bedeutend schlechter als sein verheirateter Kollege gestellt wäre, wenn die Eheschließung ihm bei Strafe des Verbots von Stellung und Pension verboten wäre, und wenn man ihm dann noch eine weitere Ledigensteuer aufbürden wollte? Es liegt also klar zutage, daß eine Ledigensteuer für Frauen, wenigstens für Beamtinnen, nur diskutiert werden könnte, 1. wenn ihre Besoldung nach dem gleichen Prinzip erfolgte wie bei den männlichen Beamten, 2. wenn das Beamtenzölibat aufgehoben würde.

Das klingt zunächst sehr einleuchtend. Doch sind dabei drei Tatsachen übersehen:

1. Daß nicht alle weiblichen Ledigen Beamte sind (die ganzen Einwände gegen die Steuerpflicht der weiblichen Ledigen beziehen sich auf die Beamtinnen);

2. daß im Verhältnis zur geringeren Besoldung der Frauen ja auch ihr Steuersatz geringer ist;

3. und vor allem: daß man nicht das falsche Prinzip der ungleichen Besoldung von unverheirateten Männern und Frauen noch dadurch befestigen soll, daß man neue Bestimmungen auf dieses Prinzip begründet, statt auf das der gleichen Behandlung.

Zunächst: daß es eine durch nichts zu rechtfertigende Bevorzugung wäre, wenn bei Einkommen aus Vermögen oder Grundbesitz oder Handel und Gewerbe, insbesondere bei allen in die Selbständigenschicht gehörenden Personen die unverheiratete Frau anders behandelt würde als der unverheiratete Mann, ist doch wohl selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich, daß diese Bevorzugung für die Frauen ein Danaergeschenk schlimmster Art wäre, da man allen Rechtsforderungen der Frauen gegenüber sich darauf beziehen könnte, daß man dafür ja auch in der Steuergesetzgebung die Frauen von männlichen Pflichten befreit hätte.

Was aber die Beamtinnen angeht, so kommt tatsächlich nur ein Teil der Lehrerinnen in Betracht. Die Post- und Eisenbahnbeamtinnen dürften durchweg unter der Einkommensgrenze von 2000 ℳ stehen, von der an die Steuer bezahlt werden soll. Auch ein großer Teil der Lehrerinnen steht unterhalb der Grenze, denn das Gehalt der definitiv angestellten Oldenburger Lehrerin beginnt mit 1200 ℳ und kann erst nach zirka 14 Dienstjahren 2000 ℳ übersteigen. Sämtliche Lehrerinnen aber bleiben auf der ersten Einkommensstufe, die das Gesetz annimmt — nämlich zwischen 2000 und 3000 ℳ. Auf dieser Stufe beträgt der Ledigenzuschlag 20 % der Einkommensteuer. Das ist keine ungeheuerliche Belastung. In den oberen Einkommensstufen steigt der Zuschlag progressiv bis auf 40 %. Männliche Beamte, die ihren weiblichen Kollegen voraus diese oberen Einkommensstufen erreichen, haben auch entsprechend mehr zu zahlen. Trotzdem ist es natürlich richtig, daß die Beamtinnen durch ihre grundsätzlich geringere Besoldung schon einen Ledigenabzug an

Digitized by Google

ihrem Einkommen tragen, den die grundsätzlich wie die verheirateten Kollegen besoldeten Beamten nicht tragen. Aber dieser Abzug ist im Verhältnis zu der geringen Belastung durch die Ledigensteuer so beträchtlich, daß die Frauen sich hüten sollten, beides gegeneinander auszuspielen. Das heißt: sie sollten sich hüten, die Befreiung von der Ledigensteuer als eine Abschlagszahlung für die ungleiche Besoldung zu verlangen und für das Linsengericht dieser Befreiung das Argument aus der Hand zu geben, daß sie grundsätzlich die gleichen Lasten tragen und die gleichen Pflichten erfüllen.

Mir scheint aber auch die Heranziehung des sogenannten Zölibats der Beamtin in diesem Zusammenhang nicht sehr zwingend zu sein. Es liegt dieser Argumentation die Auffassung zugrunde, daß die Ledigensteuer eine Strafe für Ehelosigkeit sei. Das ist aber doch nicht ihr Sinn.

Ihr Sinn ist vielmehr eine Regulierung der Steuerpflicht, nicht nur nach dem nominellen Einkommen, sondern nach der tatsächlichen Steuerkraft. Solange die Beamtin unverheiratet ist, ist fraglos bei gleichem Einkommen ihre Steuerkraft größer als die des Familienvaters. Es ist gerecht, daß sie mehr zahlt, ob sie nun gezwungen oder freiwillig unverheiratet ist. Man darf doch auch die Sache nicht so hinstellen, als ob die Junggesellensteuer das Heiraten zu einem guten Geschäft macht. Niemand wird heiraten, um von der Ledigensteuer frei zu kommen. Die wirtschaftliche Belastung durch die Familiengründung wird immer die Entlastung von der Ledigensteuer weit übertreffen. Es ist daher nur formal, aber nicht tatsächlich richtig, wenn von den Frauen gesagt wird, daß sie „für die ganze Zeit ihrer Berufsausübung gezwungen sind, diesen Nachteil auf sich zu nehmen". Verglichen mit dem wirtschaftlichen Aufwand der Familienerhaltung, ist die Junggesellensteuer niemals ein „Nachteil" — diese Tatsache darf doch nicht verschoben werden. Was zu verlangen wäre, ist eine Befreiung der Frauen, die, obwohl unverheiratet, Angehörige zu unterhalten haben. Denn es ist zweifellos ein Zustand von großer Allgemeingiltigkeit, daß z. B. die Fürsorge für die Eltern den unverheirateten Frauen anheimfällt, deren Brüder daran durch eigene Familiengründung verhindert sind.

Ich würde also den Schlußsatz des Artikels gegen die Ledigensteuer der Frauen umdrehen. Ich würde sagen: weil wir in bezug auf Gehalt und alle anderen Berufsbedingungen die Gleichstellung der Beamtinnen mit den Beamten verlangen, müssen wir uns hüten, eine Befreiung von der Ledigensteuer anzunehmen (oder gar zu beanspruchen!) und damit selbst ein großes Prinzip um eines verschwindend kleinen Vorteils willen zu durchlöchern.

Gertrud Bäumer.

Von Frauen und über Frauen.

Wir wohnen bei Fragen über Frauenangelegenheiten stets dem merkwürdigen Schauspiel bei, von Frauen logische Gründe zu vernehmen, während die Männer auf einem Meer von Gefühlen, Instinkten und pietätvoller Gläubigkeit sänftiglich dahintreiben.

Hedwig Dohm. (Der Frauen Natur und Recht.)

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Zur Studienberechtigung der Oberlyzeen** erscheinen jetzt die Proteste aus den Kreisen der seminarisch gebildeten Lehrer. Die „Berliner Volkszeitung" bringt unter dem Titel „Das bevorzugte Weib" folgendes:

„Gesteht die Unterrichtsverwaltung schon dem Volksschullehrer nicht dasselbe Recht zu wie der Lehrerin, die ein sogenanntes höheres Seminar besucht hat, so sollte man meinen, daß wenigstens der Lehrer, der weitergehende Studien getrieben und die Mittelschullehrerprüfung abgelegt hat, mit der Lehrerin gleich behandelt würde. Denn zur Mittelschullehrerprüfung werden Nichtlehrer nach der Prüfungsordnung nur zugelassen, wenn sie nach abgelegtem Abiturium mindestens sechs Semester an einer Universität studiert haben.

Es wäre also eine bescheidene Forderung, wenn diejenigen Lehrer, die diese Prüfung bereits bestanden haben, nun zu ihrer weiteren Fortbildung ein Recht auf akademische Studien hätten. Aber nach der heutigen Ansicht unserer Unterrichtsverwaltung sind sie immer noch nicht den Lehrerinnen an Reife gleich. Ja, selbst wenn sie noch weitergehend die Prüfung für Rektoren ablegen, haben sie keinerlei Recht zu irgendwelchem ordnungsmäßigen Studium. Wollen sie dazu gelangen, so müssen sie, wie der Einsender dieser Zeilen, hingehen und in sämtlichen Fächern als Extraneer das Abiturium ablegen. Dann endlich haben sie dasselbe Recht wie die junge Lehrerin von 20 Jahren, die an einer Volksschule wirkt, deren Rektor zwar ihr Vorgesetzter ist, aber dennoch zu akademischen Studien für weniger reif befunden wird als die ihm unterstellte Lehrerin. Aus diesem Wirrsal von Recht und Unrecht einen Ausweg zu finden, muß der höheren Vernunft der Unterrichtsverwaltung überlassen bleiben. Gewöhnliche Sterbliche können sich nur an den Kopf fassen."

Der Einsender hat durchaus recht. Nur hätte er seine Überschrift anders wählen müssen. Sie müßte lauten: „Der bevorzugte Oberlyzealdirektor."

Berufliches.

* **Ein weiblicher Professor an der Charité.** Die Berliner Ärztin und Assistentin an der zweiten medizinischen Universitätsklinik der Charité, Fräulein Dr. med. Rahel Hirsch, hat als erste unter den deutschen Ärztinnen den Professortitel erhalten. Es gibt außerdem bekanntlich zwei weibliche Professoren der Philosophie in Deutschland, die Gräfin Linden in Bonn und Frau Lydia Rabinowitsch-Kempner in Berlin. Alle drei dürfen nur den Titel führen; die Dozentur ist ihnen versagt.

* **Die Handelshochschule zu Berlin** hat die Genehmigung erteilt, die Absolventinnen der Höheren Handelsschule des Lette-Vereins nach dreijähriger kaufmännischer Praxis zu immatrikulieren und sie dann zum Diplomexamen der Handelshochschule und zur Handelslehrerinnenprüfung zuzulassen.

* Der Verein **„Frauenseminar für soziale Berufsarbeit** in Frankfurt a. M." unter dem Vorsitz des Herrn Bürgermeisters Dr. Luppe eröffnet gegenwärtig eine Fachschule für soziale Berufsarbeit. Das Ziel der Schule, die von der Stadt Frankfurt mit einem jährlichen Zuschuß von 8000 ℳ unterstützt wird, soll sein, durch theoretische und praktische Unterweisung erwachsener Frauen tüchtig geschulte und gereifte Arbeitskräfte für den sozialen Dienst sowohl des Staates wie der Gemeinde und privater Organisationen heranzubilden. Besonderes Gewicht wird auf pflegerische Ausbildung gelegt, der das erste Jahr gewidmet ist. Der theoretische Unterricht konzentriert sich zumeist auf das zweite Jahr und umfaßt als Hauptfächer: Volkswirtschaftslehre, Sozialpolitik, Bürgerliches Recht, Straf- und Prozeßrecht, Armenwesen, Jugendfürsorge, Hygiene, Psychologie mit Pädagogik, Probleme der sozialen Ethik, Staats- und Gemeindeverfassung, Organisation und Technik der öffentlichen und privaten Fürsorge, Frauenbewegung, Versicherungskunde, Stenographie, Maschinenschreiben und Vereinsbuchführung. An diese beiden Jahre schließt sich

Digitized by Google

ein Fortbildungskurs an, welcher in die offenen Veranstaltungen der sozialen Fürsorge einführt und Spezialfragen auf dem Gebiete der Sozialpolitik herausgreift, die für das spätere Berufsleben der Schülerinnen von besonderer Bedeutung sind. Die Gesamtausbildung der Schülerinnen umfaßt also $2^1/_2$ Jahre, verkürzt sich aber für jene, welche bereits eine praktische pflegerische Ausbildung erlangt haben. Die Einweisung in die praktische Ausbildung hat bereits begonnen. Der theoretische Unterricht wird mit Neujahr 1914 eröffnet. Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an die Direktion des „Frauenseminar für soziale Berufsarbeit", Frankfurt a. M., Thüringerstr. 55 III.

* **Lehrvertragsformulare für weibliche Lehrlinge** im Handelsgewerbe haben die Verbündeten Kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte, Sitz Kassel, herausgegeben, deren Benutzung Geschäftsinhabern und Lehrlingen dringend zu empfehlen ist. In diesen Formularen sind die für das Lehrverhältnis in Betracht kommenden Bestimmungen aus dem Handelsgesetzbuch, aus der Gewerbeordnung und der Reichsversicherungsordnung im Wortlaut angegeben, so daß sich beide Beteiligte sehr leicht über ihre Pflichten und Rechte orientieren können. Die Lehrvertragsformulare sind zu beziehen gegen Einsendung von 0,25 ℳ von den Verbündeten Kaufmännischen Vereinen für weibliche Angestellte, Sitz Kassel, Viktoriastr. 4. Bei größeren Bestellungen verbilligt sich der Bezug wesentlich.

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Weibliche Gemeindebeamte in den deutschen Bundesstaaten.** In welchem deutschen Bundesstaat ist die Beteiligung von Frauen an der ehrenamtlichen Kommunalverwaltung am weitesten fortgeschritten? In Elsaß-Lothringen. Wenn man nämlich nach der neuen Statistik der kommunalen Frauenarbeit, die von der Zentrale für Gemeindeämter der Frau veranstaltet wurde, die größeren Bundesstaaten miteinander vergleicht, so hat auf 1 Million Einwohner Elsaß-Lothringen 520 weibliche Kommunalehrenbeamte, Württemberg steht an 2. Stelle mit 286, Preußen hat 266, Bayern 255, Baden 252, Hessen 243, Sachsen nur 151 auf die Million Einwohner. Das letzte ist um so auffälliger, als Sachsen als ein Land mit viel städtischer und Industriebevölkerung der sozialen Arbeit der Frau in der Kommune zahlreiche Aufgaben stellen müßte.

* **Die Gemeinde-Wahlrechtsvorlage in Oldenburg.** Dem oldenburgischen Landtag ist nunmehr eine Regierungsvorlage zugegangen, die dem Beschluß vom vorigen Jahre, den Frauen ein passives Gemeindewahlrecht zu geben, wenigstens in beschränkter Form nachkommt. Artikel 37 Absatz 1 enthält die Bestimmung:

„Die Kommissionen sind berechtigt, sich mit Zustimmung der Gemeindevertretung durch dazu bereitwillige Gemeindeangehörige männlichen oder weiblichen Geschlechts, die das 24. Lebensjahr vollendet haben, zu verstärken. Sie sind dem Vorstande untergeordnet und werden durch ihn nach außen vertreten." In der Begründung dieser Bestimmung heißt es: „Durch das Gesetz soll ermöglicht werden, der Gemeinde angehörigen Frauen, die das 24. Lebensjahr vollendet haben, Sitz und Stimme in der Armenkommission und den sonstigen Kommissionen der Gemeinde zu geben. Schon jetzt haben sich Frauen in mehreren Gemeinden als brauchbare Gehilfinnen der Armenkommission und als Leiterinnen sozialer Einrichtungen bewährt, und es scheint daher billig und unbedenklich, sie zur vollen Mitgliedschaft in den Kommissionen zuzulassen."

* **Das Frauenwahlrecht für die wirtschaftlichen Interessenvertretungen** fordert ein Antrag der liberalen Fraktion des bayerischen Landtags, der am 20. November mit den Stimmen des Zentrums angenommen wurde. Allerdings liegen von den geforderten Rechten nur das Wahlrecht für Handels- und Gewerbekammern innerhalb der Kompetenz des Landtages. Von dem Wahlrecht zu den Kaufmanns- und Gewerbegerichten, das einer Reichsgesetzgebung untersteht, sagte der Regierungsvertreter, daß der Bundesrat stets solchen Neuerungen gegenüber sich ablehnend verhalten habe; er könne weiter nichts versprechen, als daß sich die Regierung im Sinne des Antrages und seiner Durchprüfung weiter informieren wolle.

* **Frauenwahlrecht in Frankreich.** Der bei modernen Wahlreformen übliche Vorgang hat sich am 11. November im französischen Parlament abgespielt. Es pflegt nämlich so zu gehen: Petitionen um das Frauenstimmrecht werden mit dem Hinweis darauf abgelehnt, daß eine so einschneidende Maßnahme nur in Verbindung mit einer allgemeinen Wahlrechtsreform verhandelt werden könne. Und kommt dann diese Reform, so heißt es, man dürfe sie nicht durch das Frauenwahlrecht komplizieren. Gerade die linksstehenden Parteien pflegen dann am eifrigsten davor zu warnen. So geschah es in Paris. Der Deputierte Andrieux brachte — man weiß nicht recht, ob im Ernst oder zum Spaß, jedenfalls

Digitized by Google

aber mit ernster Miene und gewichtigen Gründen den Antrag ein, das Frauenstimmrecht allen Französinnen über 21 Jahre zu geben. Er appellierte folgerichtig an die Sozialdemokratie, die ja doch die Gleichberechtigung der Geschlechter so eifrig fordere. Darauf erklärte dann der Sozialist Bracke, seiner Partei sei das Frauenstimmrecht nach wie vor hoch und heilig — aber man wolle es doch lieber aus dieser Reform noch weglassen. Dieser Meinung schlossen sich 811 Stimmen an — gegen 123, die für die Verbindung des Frauenstimmrechts mit dieser Wahlrechtsvorlage eintraten. Ob als Freunde des Frauenstimmrechts oder als Gegner der Wahlrechtserweiterung, sei dahingestellt.

* **Gemeindewahlrecht in Rußland.** Das aktive Wahlrecht der Grund- und Hausbesitzerinnen ist durch eine neue Städteordnung in Russisch-Polen eingeführt. — Es ist charakteristisch, daß Preußen sich von Rußland überholen läßt. Der Preußische Landtag hält ja sogar die persönliche Ausübung des Landgemeindewahlrechts durch die dazu befugten Frauen noch nicht für zeitgemäß.

Personalnotizen.

* **Eine Frau als Preisträgerin der Leipziger Universität.** Bei der feierlichen Rektoratsübergabe, die kürzlich in Leipzig stattfand, wurden die Resultate der von den verschiedenen Fakultäten gestellten Preisaufgaben verkündet. Unter den 5 Preisträgern befindet sich in diesem Jahre — zum ersten Male an der Alma Mater Lipsiensis — eine studierende Frau. Von den Bearbeitungen des von der Philosophischen Fakultät ausgeschriebenen Themas: „Das Ornament in der Kunst der Naturvölker", war eine mit dem Motto „Einheit in der Mannigfaltigkeit" gekennzeichnet. Als Verfasserin derselben ergab sich bei der Eröffnung des versiegelten Begleitkuverts die Studentin der Kunstgeschichte Fräulein Elisabeth Wilson aus Erfurt. Diese Auszeichnung ist um so bemerkenswerter, als einerseits schon seit 16 Semestern in Leipzig Frauen immatrikuliert werden können, während andererseits der greise Wilhelm Wundt, der das Thema vorschlug und selbst zensieren mußte, bekanntlich noch immer keine Studentinnen in sein Seminar aufnimmt. Hervorgehoben sei noch, daß die akademischen Preisarbeiten ohne weiteres als promoviert gelten und, als über jedes, auch das höchste Lob (Summa cum laude) erhaben, beim Doktorexamen kein Prädikat mehr erhalten. Die Aufgabe war dem Gebiete der „Völkerpsychologie" entnommen, deren „Elemente" der Nestor der deutschen Philosophen selbst auf Grund der vor 30 Jahren vorhandenen Literatur verfaßt hat. Das Thema behandelt die Anfänge der Zierkunst, insbesondere die Entstehung des Ornaments und soll den Ursprung des Schmucktriebes bei den niedrigsten lebenden Völkerstämmen der Erde untersuchen; es bildet somit einen Beitrag zur Urgeschichte der bildenden Kunst überhaupt.

Versammlungen und Vereine

Der fünfte ostdeutsche Frauentag

verhandelte vom 11.—13. Oktober in Zoppot. Es sprachen Fräulein Oberlehrerin Berger über die Reform, die für die Mädchenvolksschule, besonders für das letzte Jahr, dringend notwendig sei, um die Mädchen wirklich für das Leben vorzubereiten; Schwester Martha Lux über die Lage der Krankenpflegerinnen, für die sie u. a. gesetzliche Regelung der Arbeitszeit und Einbeziehung in die gesamte soziale Versicherung forderte; Dr. Frieda Duensing über „die zu viel und die zu wenig arbeitenden Töchter unseres Volkes" und Dr. Käthe Schirmacher über „das Jahr 1813 und die Ostmark". An den Verhandlungen nahmen über 50 Vereinsdelegierte teil; auch das Publikum von Danzig und Umgegend war sehr zahlreich vertreten.

Der vierte Württembergische Frauentag

wurde am 25. und 26. Oktober in Göppingen abgehalten. Die Hauptlehrerin Martha Schieber beleuchtete die Rolle, die die Frauenbewegung bei dem durch die wirtschaftliche Entwicklung veranlaßten Eindringen der Frauen in die Berufsarbeit gespielt hat; wie sie für die Berufsarbeiterin mancherlei Nachteile gemildert, ihre Ausbildung gefördert, ihr soziales Ansehen erhöht und die Gesetzgebung in günstigem Sinne beeinflußt hat. Schwester Martha Oesterlen sprach von der Gegnerschaft, die die Bewegung unter den Frauen selbst noch findet. Frau Dorothea Staudinger sprach über „Soziale Frauenpflichten", Frau Elli Heuß-Knapp über „Die Frauenfrage und die Hausfrauen". Die Vorsitzende des Verbandes, Fräulein Mathilde Planck, gab einen Bericht über die Frauenbewegung in Württemberg, die, wenn sie auch noch keine glänzende Entwicklung aufzuweisen habe, doch die Erkenntnis der neuen Aufgaben überall bei den Frauen zu wecken und zu vertiefen beginne. Die rege Beteiligung, die besonders die öffentlichen Versammlungen fanden, zeugte von dem Interesse, das die Verhandlungen erregten.

Digitized by Google

Bücherschau

Umschau auf dem Weihnachtsmarkt.

Romane und Novellen.

Die Leuchter der Königin. Phantasien. Von Irene Forbes-Mosse. S. Fischer Verlag, Berlin 1913. (Preis geh. 4 *M*, geb. 5 *M*.) Lose und leicht wie der Name, der die einzelnen Dichtungen dieser Sammlung miteinander verbindet, ist ihre Poesie. Durch ein Märchendrama — über dem erkennbar der Name Maeterlincks steht — von der armen weichherzigen Königin, die dem grausamen und kaltherzigen welschen Gemahl den Sohn seines Wesens gebären muß und davon zerstört wird, ziehen sich süße und farbige Volkslieder wie eine feine Perlenkette. Eine Phantasie mit einer besonderen Richtung auf das Anmutige, fraulich Heitere und fraulich Wehmütige spinnt die leichten Gebilde dieses Reigens. Ob nur eine Szene, ein Bild (wie das der kleinen Prinzessin, die hinter den vermodernden Damastvorhängen in der Hochzeitsnacht den Prinzgemahl mit dem Günstling über den hellen Kies in die Mondnacht reiten sieht), ob ein Gespräch, oder gar nur die Impression von einem Buch (Wildes Salome) — immer sind diese Phantasien bis in ihr Verklingen hinein gefüllt mit der schmerzvoll-glückseligen Spannung, der freudeschweren Bangigkeit einer Seele, die in ihren Bildern tiefste innere Sehnsucht, heimlichsten Nachklang schweren Glückes und lebendiger Schmerzen auferstehen läßt.

„Ein Schelmenroman." Von Per Hallström. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. Inselverlag zu Leipzig 1913. (Preis 2,50 *M*, geb. 3,50 *M*.) Die jungen Schweden sind den jungen Wienern in mancher Beziehung verwandt. Nur daß ihnen — oder wenigstens dem Verfasser dieses Buches — die erotische Note fehlt, die bei den Wienern durchschlägt. Per Hallström gibt in seinem Schelmenroman, der eigentlich zu Unrecht den Titel Roman trägt, einen Lebensausschnitt aus dem Stockholm etwa der 70er Jahre, der Zeit jenes unerfreulichen aufsteigenden Bourgeois-Reichtums, dem zur Kultur die Sicherheit, die innere Verfeinerung und die Tradition fehlt. Freilich benutzt er das Milieu, das er in einem fein charakterisierenden Anfangskapitel ausmalt, hernach für die Begebenheiten, die er darstellt, nicht. Diese Ereignisse spielen sich vielmehr in einer Schicht unterhalb ab, einer Schicht, die nur insofern durch die Zeitkultur bestimmt ist, als die wirtschaftlichen Umstände Existenzen wie diesen plänemachenden, unerschütterlich selbstbewußten und doch nie erfolgreichen Ingenieur Blomdahl begünstigen, ja hervorrufen. Es sind die Typen, an deren fester Gestaltung man sich bei dieser Erzählung halten muß. Die Begebenheit ist ein wenig gesucht und nicht so vollkommen zum seelischen Ausdruck des Milieus und der Zeitstimmung geworden, wie es wohl in der Absicht des Dichters gelegen hat.

Zugänglicher zeigt sich Per Hallström in dem Novellenbande **„Die vier Elemente."** (Preis 4 *M*, Inselverlag.) Auch hier gelingt die Zusammenfassung seelischen Stoffs zu einem formal durchsichtigen Gebilde nicht durchaus. Die schönste der Novellen „Christine" zerfällt in zwei nur unvollkommen verschmolzene Stücke: das mit der ganzen Zartheit Per Hallströms gezeichnete Bild des jungen Mädchens auf der Schwelle der Kindheit und die Geschichte der Mutter, die freilich für Christine den Schritt in das Land der Erwachsenen bedeutet, aber doch zu selbständig dasteht, als daß sie nur als Moment und Anlaß in einem anderen Leben wirken könnte. Zumal mit dem leise theoretischen Einschlag, den sie hat. Und trotzdem ist jedes für sich so fein und tief, so reif, heiter und wehmütig zugleich, daß man der zarten Lyrik und der melancholischen Weisheit des Dichters und Menschen mit Entzücken folgt.

„August Daniel von Binzer oder Das Ende der Romantik." Ein Roman von Siegfried Krebs. S. Fischer Verlag. Diese sehr merkwürdige Geschichte beginnt mit einem Besuch Jean Pauls am Musenhof der Herzogin von Kurland in Löbichau im Altenburgischen und endet mit dem Tode Hegels im Jahre 1831. In diesen Zeitraum und seine geistige Geschichte verspinnt der Dichter das Lebensschicksal des August Daniel von Binzer, einer jener zersplissenen, aus ihrem eigenen Willenszentrum verirrten Halbnaturen, die der romantische Subjektivismus vollends zerstört. Das Buch ist sehr geistreich und sehr wunderlich. Seine innere Konsequenz arbeitet sich durch die abstrusesten Vorgänge hindurch, und es ist alles in allem mehr Philosophie als Kunst darin.

Digitized by Google

„Der Tod und die Liebe." Novellen von Siegfried Trebitsch. S. Fischer, Verlag, Berlin. (Preis 3 *M*, geb. 4 *M*.) Die Österreicher, in erster Linie Wassermann, haben einen Novellenstil neu herausgearbeitet, der in seiner Haltung und seinem Rhythmus an die Italiener, vor allem an den Decamerone erinnert. Die Wiederbelebung gelingt ihrer festeren und konstruktiveren Stilistik besser, als sie im ganzen seinerzeit der Romantik gelungen ist. In dieser Art erzählt Siegfried Trebitsch seltsame Geschichten von dem Tod und der Liebe — Begebenheiten, die in ihrer Symbolik zuweilen fast zu Parabeln werden, von denen sie nur ein selbständigeres, inneres Leben unterscheidet. Die Motive, die um den unheimlichen und erschütternden Gegensatz von Leidenschaft und Sterben, Lebensrausch und Vergänglichkeit spielen, werden von dem Gewand dieser eigentümlichen äußeren Schicksale ausdrucksvoll umkleidet. Die Novellen sind ein Stück von jener sensitiven, nicht mehr ganz lebensvollen und gesunden, gespenstig-schattenhaften Kunst, wie sie uns die modernen Wiener in so erlesener Form zu bieten gewußt haben.

Wir machen bei dieser Gelegenheit nochmals auf den in S. Fischers Verlag, Berlin erschienenen Roman, **„Der Tunnel"** von Bernhard Kellermann aufmerksam, von dem soeben das hundertste Tausend zur Ausgabe gelangt. Der Roman wurde inzwischen in englischer Sprache in neun amerikanischen Zeitungen abgedruckt und in die dänische, norwegische, schwedische, russische, polnische, lettische, spanische, französische, böhmische, holländische und ungarische Sprache übersetzt, ein Erfolg, der mit dem internationalen Charakter des dort behandelten Problems und mit der überaus spannenden Darstellung zusammenhängen dürfte.

„Michael Unger." Roman von Ricarda Huch. Des Buches Vita Somnium Breve fünfte Auflage. Im Inselverlag zu Leipzig 1913. Weshalb Ricarda Huch ihrem von Gefühl und Weisheit schwersten Buch einen neuen farbloseren Titel gegeben hat? Jedenfalls ist zu wünschen, daß das stille Buch mit seiner verhaltenen Schönheit in seinem vornehmen Kampf mit der lauteren und aufgebauschteren Tagesliteratur noch größere Siege erringt, als das Erscheinen einer fünften Auflage sie ankündigt — nicht sowohl ihm und der Verfasserin, sondern der deutschen Kultur und dem deutschen Geschmack zu wünschen.

„Eva." Roman von Maarten Maartens. Verlag von Albert Ahn, Bonn. (Preis geb. 5 *M*.) Maarten Maartens hat Effi Briest von Fontane gelesen und sich dabei vorgenommen, wie er im Vorwort ausdrücklich selbst sagt, dasselbe Problem, aber mit anderem Ausgange zu behandeln. Da seine Erzählung in Holland spielt, kann es schon nicht ganz dasselbe Problem sein. Denn die Frage der gekränkten Ehre des Ehemanns spielt dort eine andere Rolle als in den Kreisen des preußischen Adels. Im übrigen aber hat Maarten Maartens den psychologischen Verlauf des Romans merkwürdig treu nachgebildet. Merkwürdig insofern, als doch bei gleichem Schema etwas vollkommen anderes entstanden ist. Effi-Eva kommt aus einem Hause, das jenseits von Gut und Böse eine fröhliche helle, vollkommen moralfreie Lebensanschauung vertritt. Das können sich die Eltern leisten, weil sie die Menschen danach sind. Bei den Kindern zeigt es sich, daß die in diesem Hause ignorierte Erdschwere nun einmal doch den menschlichen Dingen anhaftet und daß bewußte Sittlichkeit das einzige Mittel ist, diese Erdschwere zu überwinden. Es ist eigentümlich, daß Maarten Maartens in dem Vater der Eva einen anderen Fontaneschen Typus, der in Effi Briest selbst eigentlich keine Rolle spielt, nachgebildet hat. Dieser Vater ist eher dem Berliner Ehemann aus der Adultera ähnlich als dem alten Briest, bei dem das sittliche laisser aller nur leise angedeutet wird. Der Verführer hat ein wenig mehr wirkliche Leidenschaft mitbekommen, und so wird das Erlebnis der Eva etwas anderes als die spielerische Liebelei der Effi Briest. Es geht bei Eva auf Tod und Leben. Nicht in dem Sinne, daß nachträglich ein ihr selbst fremder Ehrbegriff sie vernichtet — bei Eva kommt die Zerstörung aus der Tiefe ihrer verbotenen Liebe selbst. Sie trennt sich von ihrem Gatten und endet im Kloster der Nonnen, bei denen sie schon vorher oft Zuflucht und Ruhe gesucht hat. Die Erzählung ist ein wenig romantischer geworden als Fontanes diskretere, einfachere und in ihrer Verschwiegenheit doch tiefere Geschichte. Aber sie hat dafür etwas Wärmeres und Schwungvolleres. Besser aber noch als die Geschichte der Liebe selbst gelingt Maarten Maartens die Darstellung jenes gefährlich schattenlosen Hauses von Sanssouci, in dem Eva heranwächst, und das im letzten Sinne ihr Schicksal ist.

„Ein Dorfwinkel." Von Camille Lemonnier. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Jean Paul d'Ardeschah. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1913. Der Dorfroman Lemonniers erschien 1879. Man erstaunt heute über seine Straffheit, die den ganzen Schliff kommender Jahrzehnte vorwegnimmt. Das Motiv ist alt und einfach: das viel verwertete Lustspielmotiv von dem alten Mann, der das junge Mädchen haben will, von dem jungen Liebespaar, das sich hinter seinem Rücken einig ist, und von einer glücklichen Schicksalsfügung, durch die jedem das Seine wird: dem alten Bauer die reife Frau und den Jungen das junge Blut. Das ist alles auch fast lustspielmäßig erzählt: in knappem Dialog ohne breite Seelenanalysen, nur eben die Vorgänge, und Worte, von denen jedes zugleich eine Handlung, ein Schritt weiter ist. Das Beste an dem Dorfroman ist die Bauernpsychologie mit ihrem unwillkürlichen selbstgewachsenen Humor. Breit und greifbar treten diese Brabanter Typen heraus: der gewalttätige Kobe Snipzel und der dünne schlaue Jan Slim, und neben ihnen die Frauen: unterdrückt und bigott oder stolz und kühn in Liebe und Tatkraft. Eine urgesunde Welt, mit kräftig zugreifender, strenger Kunst gestaltet.

„Burschen heraus!" Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung. Von August Sperl. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung

Digitized by Google

Oskar Beck München. (In künstlerischem Pappband nach Entwurf von Paul Renner 6 *M.*) Der neue Sperlsche Roman führt uns in die Zeit von 1796 bis 1813. Der Ruf „Burschen heraus", ein Ruf, der nach der akademischen Ordnung jener Zeit jeden Studenten zur Hilfeleistung verpflichtete, durchklingt das ganze Buch als ein Symbol dafür, daß die deutsche Studentenschaft an der Schmach und der Befreiung deutscher Erde ihr Teil trug. Es sind lebendige und farbige Bilder, die der Erzähler gibt, verknüpft mit den wechselnden Geschicken seines Helden, des wilden Frankensenjors Gerhard Frey. Das alles getragen von einer ernsten und sittlich gefestigten Weltanschauung, die in der Überzeugung wurzelt: „Es ist bei Gott nicht gleichgültig, wie du dein Leben führst. Es geht um die Gemeinschaft. Am Staate sündigst du, wenn du dein Leben vergeudest. Kampf ist und bleibt der köstliche Inhalt des Lebens. Ins Ungemessene dehnt sich das Feld des Kampfes. Eng gesteckt sind die Grenzen des Genusses."

„Das Buch des Lebens." Erzählungen und Humoresken von M. E. delle Grazie. Verlag von Breitkopf & Härtel. Leipzig 1914. (Preis 3 *M.*, geb. 4,50 *M.*) „Das Buch des Lebens", so nennt die Verfasserin ihre Sammlung von Erzählungen, die das Leben von allen Seiten zu fassen suchen, in seinen Schmerzen und Freuden, seinen Erschütterungen und seinem geräuschlosen Dahinfließen. In bunter Reihe, wie in der Laterna magica ihrer letzten Erzählung. Die Laterna magica, aus der dem Kinde ein Bild in lebendiger Erinnerung bleibt: die Sphinx. Der Erwachsene weiß: diese Sphinx ist das Leben selbst. Und sie fragt: „Wann war ich klüger? Als ich mir die Seele von Bildern erfüllen ließ, die ich zum ersten Male sah? oder als ich mich mit allen Fibern des Leibes und allen Schauern der Seele zum Spielzeug von Ereignissen hergab, die nach Jahren nicht mehr sind als bunte Bilder in der Laterna magica der Erinnerung?" Eine Exempelsammlung zu dieser Frage ist das Buch.

„Virago." Roman aus dem Saargebiet von Liesbet Dill. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1913. (Preis 4,50 *M.*, geb. 5,50 *M.*) Zum erstenmal hat Liesbet Dill einen großen sozialen Stoff gewählt, so einen, wie ihn sonst etwa Klara Viebig aufgreift. Die Industriegegend des Saargebiets mit ihrer Arbeit und ihren Kämpfen, ihrem Aufstieg und ihren wirtschaftlichen Krisen und Schwierigkeiten läßt sie vor uns aufleben. Und hier hat sie sowohl aus einer reichen und nahen Beobachtung als auch aus gewissenhaften Studien der wirtschaftlichen und sozialen Bewegung geschöpft. Freilich liegt ihr die Gestaltung zarterer und innerlicherer Stoffe, man denke an die „Unverbrannten Briefe", besser. Nicht immer wird die Darstellung von Streiks und wirtschaftlichen Vorgängen zur wirklichen Kunst. Oft bleibt es bei dem rein kulturgeschichtlichen, sachlichen Bericht. In diesen Lebenskreis hinein stellt Liesbet Dill ihre Heldin, eine Virago — eine Frau von männlicher Geistesart, Tatkraft und männlichen Neigungen. Sie läßt diese Frau (allerdings nicht immer ganz überzeugend) in ein Gewebe von vernichtenden Konflikten hineingeraten, deren geheimste und letzte Ursache doch immer die angebliche Unnatur ihrer Anlagen sein soll. Ihr Schicksal wirkt ein wenig gewaltsam und konstruiert. Dazu kommt, daß die Zeitfärbung, die einerseits durch ganz bestimmte Daten vollkommen realistisch verfährt, doch infolge einer mangelhaften Durcharbeitung Umstände und Symptome aus mehreren Jahrzehnten zusammenwirft und für den, der genau zusieht, infolgedessen etwas Unsicheres und Flimmerndes hat. Wenn der erste Beginn einer sozialdemokratischen Propaganda unter den Bergarbeitern in die 80er Jahre spätestens hineinweist, gehören andererseits die frauenrechtlerischen Stichworte, die in der Geschichte der Heldin verwertet werden (z. B.: „Der Schrei nach dem Kinde"), einer viel späteren Zeit an. Das ist nur ein Beispiel für manche andere. Am besten ist die Wiedergabe des Volkstümlichen in den Typen und in der Sprache. Hier zeigt sich besonders die treue Beobachterin und die gewandte Nachbildnerin.

„Der Krieg und die Frauen." Novellen von Thea von Harbou. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Stuttgart und Berlin. (Preis 2,60 *M.*) Ein seltsames Gegenstück zu Bertha von Suttners „Die Waffen nieder". Auch hier alle Gräuel des Krieges, von denen uns nichts erspart wird, aber dahinter die flammende Begeisterung, die auch die Frauen packt und ihnen zu dem höchsten Heldentum verhilft, das der Krieg von ihnen fordert: dem Heldentum, das im Hergeben der Väter, Gatten, Brüder, Söhne liegt. Die fortreißende Stimmung der Novellen — vor allem der Erzählungen: „Drei Tage Frist" und „U 114" zeugt von der Wahrhaftigkeit auch dieser Empfindung, zeugt davon, daß auch sie eine Form der Pflicht ist, die so lange ihre Berechtigung, ja ihre Heiligkeit hat, als der Krieg sich noch als Notwendigkeit, als ultima ratio im Völkerverkehr erweist. Was natürlich nicht im Gegensatz zu der noch heiligeren Aufgabe steht, eine andere ultima ratio herbeiführen zu helfen.

Elizabeth Robins: **»The magnetic North.«** 2 volumes. **»Where are you going to?«** In one volume. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. (Preis pro Band 1,60 *M.*) Die Verfasserin der „Way Stations" hat eine Reihe von Romanen geschrieben, die zum Teil durch die Tauchnitz Edition auch deutschen Lesern bequem zugänglich gemacht sind. „The magnetic North" ist eine Goldgräbergeschichte, hinter der man kaum den weiblichen Autor suchen würde. Dagegen wird die Erzählung „Where are you going to?" die sich kapitellang liest wie eine recht harmlose kleine Liebesgeschichte, mit plötzlicher Wendung zu einer ergreifenden Anklage der doppelten Moral, einer tief erschütternden Darstellung aus der furchtbaren Geschichte der weißen Sklavinnen, wie sie einzig die Frau empfinden und niederschreiben kann. Das Buch sollte viel gelesen werden.

Literatur, Geschichte usw.

„Otto Brahm." Kritische Schriften über Drama und Theater. Herausgegeben von Paul Schlenther. S. Fischer Verlag 1913. (Preis

Digitized by Google

geh. 5 *M*, geb. 6,50 *M*.) Otto Brahms kritische Schriften haben nichts von dem persönlichen liebenswürdigen Reiz der Fontaneschen „Causerien über Theatereindrücke". Sie zeigen uns einen ernsthaften, sehr konsequenten, theoretisch sicheren Theaterreformator. Sie spiegeln aber eben deshalb ein Stück Bühnengeschichte vollständiger, einheitlicher und lückenloser als Fontanes Plaudereien. Den alten Fontane interessierte unter Umständen die Geistesgegenwart, mit der Rosa Poppe in Brand geratene Papierblumen im Spiel ausdrückte, mehr als der theatralische Stil des Schauspielhauses. Er empfand stark und lebhaft das Recht der neuen Kunst bei Ibsen und Hauptmann. Aber doch als Außenseiter, der nicht gestimmt ist, sich in das Herz der Sache hineinzufühlen. In den Aufsätzen von Otto Brahm werden wir in eine lebendige Mitte gestellt. Wir können mit einem kritischen Geist die Zeit von 1880 an miterleben: noch einmal hören, wie mühsam dem Publikum Ibsen verständlich gemacht werden mußte — und gar erst der junge Naturalismus! Zu einer Zeit, da aus „ordnungspolizeilichen Gründen" die Aufführung der „Weber" verboten wurde und Hauptmanns erstes Drama auf der Freien Bühne nur unter Kämpfen zu Ende gespielt werden konnte. Das alles erlebt man hier intensiver noch als in einer Literaturgeschichte.

„Goethes Liebesleben." Von Dr. W. Bode. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 32 Tafeln. 1914. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71. (In Pappband 5 *M*). Bode gibt in seinem Vorwort selbst den Standpunkt an, den er bei dieser neuen Veröffentlichung eingenommen hat und aus dem sie erfaßt werden muß: „Ich halte mich für einen strengen Historiker; wenigstens will ich nichts anderes sein. Ich will nicht anklagen oder verteidigen oder als Richter den Spruch sprechen; ich will niemand verherrlichen und niemand verdunkeln; ich vermeide auch die eigenen Auffassungen und Auslegungen, worauf sich manche Berufsverwandte erst etwas zugute tun. Ich habe kein sittliches Urteil und keinen sittlichen Zweck. Kommt es dem Leser gerade auf das Urteil an, wohlan, so bilde er es sich selber! Streng geschichtlich und sachlich erzähle ich aber auch insofern, als ich für alle Vorgänge nur die Zeugnisse der gleichen Zeit zugrunde lege, allen späteren Erinnerungen wenig traue und nach den Zurechtmachungen anderer Schriftsteller, besonders auch der geistreichen, gar nicht blicke, damit die ursprünglichsten Berichte ihre volle Kraft behalten. Ich würde eigene Gedanken überhaupt nicht einflechten, wenn nicht Brücken zwischen den Tatsachen und erläuternde Hinweise manchmal nötig wären; jedenfalls lege ich auf dies Mörtelwerk keinen Wert."

Bode betont diese Grundsätze, weil vieles in seiner rein auf historischen Dokumenten ruhenden Darstellung anders erscheint als in den gefälligen, aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzten Erzählungen, die ja zum Teil auf Goethes eigenen Darstellungen fußen. Wenn der alternde Dichter die Vorgänge formte nach dem, was ihm als Wesenskern, als eigentliches inneres Erlebnis erschien, so hat es einen eigenen Reiz, zu vergleichen, welche exakten Tatsachenreihen ursprünglich diesem seelischen Erleben zugrunde lagen. Eine Reihe von Bildern, teils wenig bekannten, sind dem hübsch ausgestatteten Buch beigegeben.

„Dantes Göttliche Komödie." In deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand, Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede und zehn Skizzen. Dritte Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner Verlag. (Preis in Leinen geb. 8 *M*.) Daß die Pochhammersche Bearbeitung der Göttlichen Komödie ihre dritte Auflage erlebt (eigentlich die vierte, denn zwischen der zweiten und dritten liegt eine Kleinausgabe), ist jedenfalls ein Beweis für die Weite des Kreises „Ungelehrter", die dankbar den Weg zu Dante nehmen, der ihnen hier geboten wird: eine Einführung in den Gedankengehalt und die ästhetische Auffassung des Kunstwerks bei freier Wiedergabe seines Inhalts und unter Zuhilfenahme eines Formenwechsels — dem Umsetzen altitalienischer Terzinen in Stanzen, „die das deutsche Ohr suchen." Damit ist die theoretisch oft angezweifelte Berechtigung auch dieses Versuchs, Dante nahezukommen, praktisch durchaus erwiesen; wie die Franzosen ihren Dante in Alexandrinern, die Griechen ihn in Hexametern genießen, so wird die Lesbarkeit der von Auflage zu Auflage flüssiger und durchsichtiger werdenden, von vielen textlichen Schwierigkeiten befreiten Stanzendichtung viele zu einer ersten Bekanntschaft locken, die später die steileren Wege wissenschaftlicher Interpretation suchen und das quellentreue Original in gereimten oder reimlosen Terzinen lesen mögen. Der für Pochhammers Zwecke nötige Apparat ist in ausführlichen Darstellungen, u. a. Dantes Leben — Einführung in Dantes „Göttliche Komödie" — Übersichten und Rückblicke und zehn Skizzen auch dieser Auflage beigegeben.

„Memoiren der Marquise von Nadaillac" (Herzogin von Escars). Herausgegeben von ihrem Urenkel Oberst von Nadaillac. Deutsche Bearbeitung von E. von Kraatz. Mit acht Porträten. Buchschmuck von Alfred Busch. Verlag von George Westermann, Braunschweig und Berlin. (In elegantem Leinenband 5 *M*, in Halbfranz 7 *M*.) Diese Memoiren werden ein ungewöhnliches Interesse erregen durch ihren Gegenstand und die große Lebendigkeit ihrer Darstellung. Die Marquise von Nadaillac gehörte zu den ersten französischen Emigranten, fand an Friedrich Wilhelm II. einen sehr warmen, ja zu warmen Beschützer, dann aber, da sie ihn auf die weisen Ratschläge des gleichfalls emigrierten Barons von Escars in genügendem Respekt zu halten weiß, einen wirklich großmütigen Helfer. Nach dem Tode des Königs, dem sie allein in den letzten Augenblicken nahe ist, heiratet sie den Baron von Escars und kehrt mit ihm nach Frankreich zurück. Hier aber erregt sie als glühende Royalistin Napoleons Zorn und wird nach der Insel der „Eisernen Maske", St. Marguerite, verbannt. Man muß diese Episode lesen, um ganz zu ermessen, was es bedeutete, der

Digitized by Google

Willkür Napoleons und Fouchés preisgegeben zu sein. Später hat sie mit ihrem Gatten am Hofe Ludwig XVIII. eine ehrenvolle Stellung innegehabt, doch reichen ihre Memoiren nur bis zum Jahre 1811.

„Einführung in das historische Denken." Von Karl Lamprecht. Mit 36 Abbildungen. R. Voigtländer Verlag, Leipzig. (Preis 2 ℳ, geb. 2,60 ℳ.) Dem Bedürfnis nach quellenmäßiger Einführung entsprechend gibt Lamprecht zunächst eine Übersicht dessen, was historischer Sinn gewesen ist und zu unserer Zeit ist. Er tut das, indem er die Entwicklung der germanischen „Volksseele" in großen Zügen bis zur Gegenwart hin darstellt. Darauf baut er dann seine Darlegung der psychologischen Gesetzmäßigkeiten auf, die das historische Denken beherrschen, die nun auf festgegründetem Boden stehen. Die Beispiele, an denen er seine Darstellung entwickelt, sind meistens der Kunst entnommen und durch zahlreiche, zum Teil noch nicht veröffentlichte Abbildungen belegt. So bietet das Buch neben der Belehrung erlesenen Genuß.

„Auf der Savanne." Tagebuch einer Kamerunreise. Von Marie Pauline Thorbecke. Mit 16 Bildertafeln und vielen Abbildungen im Text nach eigenen Zeichnungen und Photographien sowie einer Übersichtsskizze des Reisegebiets. 1914. E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin SW. 68. (Preis 4 ℳ, geb. 5 ℳ.) Die Verfasserin schildert in diesen Tagebuchaufzeichnungen ihre abwechslungsreichen Reiseerlebnisse. Sie begleitete ihren Gatten auf einer Expedition in das Innere des Landes, die der geographischen und wirtschaftlichen Erforschung der Landschaften Tikar und Wute dienen sollte. Die Schilderungen, die sie von Land und Leuten und ihren eigenen Erlebnissen gibt, sind außerordentlich wirksam, die von der Verfasserin selbst gefertigten Zeichnungen und Photographien verhelfen ihnen zu lebendigstem Leben. Sehr lehrreich sind die Berichte über die ethischen Anschauungen der „Wilden". „Jeden Nachmittag, wenn die Sonne sich neigt, geht der Gott unsichtbar in den Dörfern umher; er tritt in irgendein Haus, setzt sich auf den Lehmsitz neben der Tür und hört zu, was die Leute reden. Darum muß um diese Zeit jedes Haus sauber und in vollständiger Ordnung sein ... Hat jemand dem Gott eine Bitte vorzutragen ... so setzt er sich im Augenblick des Sonnenuntergangs ans Feuer und sagt sein Anliegen laut — damit er nichts Böses bittet. Um diese Zeit hört der Gott ... Ich habe gefragt: ‚Und wenn der Gott euch nun alles gibt, was ihr braucht, dankt ihr ihm denn auch?' ‚Wie ich ihm danke? Ich tue nichts Böses, so sieht er, daß ich ihn liebe!' Man darf die Folgerungen der Verfasserin wohl unterschreiben: „Was wollen wir diesen Leuten eigentlich Besseres lehren? Sie haben doch eine so hochstehende Ethik, daß man nur Bewunderung davor empfinden kann! Und wenn sie nicht immer danach handeln — ja, wenn man die Vollkommenheit der christlichen Religion nach den Handlungen der christlichen Völker einschätzen wollte, zu welchem Urteil käme man da?"

„Friedrich Nietzsches Werke." Taschenausgabe in Lieferungen. Alfred Kröner Verlag in Leipzig. (Erscheint vollständig in 44 Lieferungen zu 1 ℳ.) In den soeben erschienenen Lieferungen 18 bis 20 wird die „Morgenröte" zu Ende geführt. Lieferung 21 bringt „Die ewige Wiederkunft" und den Beginn von „Die fröhliche Wissenschaft", die unmittelbar dem Hauptwerk Nietzsches, der Zarathustradichtung vorhergeht. Wenn Nietzsche schon die „Morgenröte" als ein jasagendes Buch bezeichnet, so gilt das nach seinem eigenen Urteil, „noch einmal und im höchsten Grade von der ‚gaya scienza': fast in jedem Satz derselben halten sich Tiefsinn und Mutwillen zärtlich an der Hand." Das Buch entstand „in dem wunderbarsten Monat Januar", den Nietzsche mit den Worten preist:

„Der du mit dem Flammenspeere
meiner Seele Eis zerteilt,
daß sie brausend nun zum Meere
ihrer höchsten Hoffnung eilt:
heller stets und stets gesunder,
frei im liebevollsten Muß:
also preist sie deine Wunder
schönster Januarius" —

ein Vers, der zur Genüge verrät, „aus welcher Tiefe heraus hier die ‚Wissenschaft' fröhlich geworden ist".

Kultur und soziales Leben.

Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Herausgegeben von Dr. P. Sarason. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1913. (Preis 15 ℳ.) Das große Werk stellt die Verwirklichung einer fruchtbaren Idee dar. Es soll eine Jahresbilanz der Kulturentwicklung ziehen. Also nicht nur eine Chronik der Ereignisse und Tatsachen, wie sie die Geschichtskalender bringen, sondern diese Dinge in der Betrachtung solcher Geister, die auf den verschiedenen Gebieten am intensivsten mitleben (sei es als Führer oder Forscher), und die deshalb die Linie der Entwicklung sehen und um die innere Bedeutung der äußeren Ereignisse wissen. Unter diesem Gesichtspunkt werden nun in dem zirka 550 Seiten starken Lexikonband die folgenden Kulturgebiete von hervorragenden Vertretern behandelt: Politik (vom Standpunkt der fünf großen Parteien), Heer, Flotte, Recht und Verwaltung, Sozialpolitik, Frauenbewegung, Erziehung und Bildungswesen, Volkswirtschaft, Technik, Astronomie, Medizin und Naturwissenschaften, Geographie, Psychologie, Soziologie, Kulturgeschichte, Literatur, Bildende Kunst, Philosophie und Religion, — die meisten der Gebiete noch mit ihren Unterabteilungen. So ist das Buch ein Führer, an dessen Hand man im weitesten und umfassendsten Sinn mit der Zeit gehen kann. Aus bloßen Zeitgenossen macht es uns, um ein glückliches Schillersches Wort zu gebrauchen, zu Zeitbürgern, zu Mitlebenden, Teilnehmenden und in dem Maße auch zu Mitschaffenden, als eben doch lebendiger Anteil die Kulturkräfte hebt und ihre Wirkungen verbreitert. Man wünscht das Buch in die Hand jedes Gebildeten.

Daß einem ersten Versuch gewisse Mängel anhaften, ist unvermeidlich. Der wesentliche Mißstand hier ist die nicht durchweg klare Scheidung zwischen den Fortschritten eines Gebietes und den Fortschritten der Wissenschaft

Digitized by Google

des Gebietes. Z. B. müßte unter Soziologie nicht nur ein Bericht der wissenschaftlichen Tendenzen, sondern der wirklichen, tatsächlichen gebracht werden: der Vergesellschaftungsprozeß, die Veränderung der Wohnweise, die Umgestaltung der Familie usw. usw.

Manche Gebiete vermißt man ungern, z. B. Bevölkerungsbewegung — ein Vorgang von so enormer unmittelbarer Tragweite dürfte nicht fehlen. Dann sollte die Presse ein besonderes Kapitel bekommen, — wenn es auch schwierig sein wird.

Sicher aber wird, wenn die Anteilnahme des Publikums dem wertvollen Unternehmen den Fortgang sichert, noch manches an ihm ausgestaltet und verbessert werden können.

„Glückliche Menschheit." Von Frederik van Eeden. S. Fischer, Verlag, Berlin. (Geh. 4 *M*, geb. 5 *M*.) Das Werk verdient in doppelter Beziehung Beachtung. Einmal als ein Stück Autobiographie. Wir erleben mit, wie aus dem, was der Verfasser als Kind, dann als Arzt, dann als Schriftsteller und sozialer Experimentator erlebt, das erwächst, was als das zweite und wesentlichere Moment in diesem Buch bezeichnet werden muß: sein System zur Herbeiführung einer „Glücklichen Menschheit". Seine praktischen Erfahrungen haben ihn davon kuriert, von der marxistischen Sozialdemokratie das Heil zu erwarten. „Sie haben auch ihre Heilige Schrift, welche das am hinreichendsten ausgearbeitete Gewebe verworrenen Unsinns ist, das jemals geschrieben wurde. Sie glauben an den Klassenkampf, an den historischen Materialismus und an die wissenschaftliche Abschätzung menschlicher Tätigkeit nach dem Maß der Zeit." — Wenn er eine genossenschaftliche Gesellschaft oder vielmehr koproduktive Produktionsgenossenschaft will und den Versuch dazu in Nord-Carolina macht, so ist sie nicht nach dem Programm des fanatischen Kommunisten organisiert: Arbeit nach Neigung, Zahlung nach Bedürfnis, sondern: Arbeit nach Fähigkeit, Entlohnung gemäß der geleisteten Arbeit. Und eine Durchführung seiner Pläne ist nur möglich, wenn Führer sich an die Spitze stellen, die geistig produktiv sind und denen die Masse sich zu fügen hat. Im übrigen hängt viel zu sehr ein Glied seines Systems am andern, um mehr als diese Stichworte zu geben, die auf die Lektüre des Ganzen hinweisen sollen. Und noch eins soll der Verfasser uns sagen, damit kein Mißverständnis über die „glückliche Menschheit" entsteht: „Wenn ich in bezug auf die Menschheit das Wort ‚Glück' gebraucht habe, dann meinte ich damit jene Gemütsverfassung, die dem Bewußtsein entspringt, daß wir auf dem rechten Pfade sind — keinen endgültigen Zustand." Und: „Es war nicht materielles Behagen, welches ich im Sinne hatte, sondern etwas viel Höheres, etwas weit darüber Hinausgehendes — etwas, für dessen Ausdruck wir bis jetzt noch keine Worte und auch keine Sprache haben. Doch es muß erreicht werden durch materielles Gedeihen."

„Vom köstlichsten Gewinn." Von Ralph Waldo Trine. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Stuttgart 1913. Verlag von F. Engelhorns Nachf. (Preis geb. 2 *M*.) Es sind feine Gedanken über die Art, das Leben zu nehmen, die hier der Verfasser von „In Harmonie mit dem Unendlichen" ausspricht. „Das Beste am Leben ist das Leben," und „wenn wir beständig in dem unteren Stockwerk unseres Wesens weilen, so kommen wir notwendig um die wertvollen Güter, die im obern Stockwerk aufbewahrt sind" — so formuliert er den Gedanken, daß wir das rechte Verhältnis zwischen den Mitteln zum Leben und dem Leben selbst verloren haben und wiedergewinnen müssen. Und der „gewöhnliche Mensch" ist ihm nur der, dessen Gedanken voll sind von gewöhnlichen Dingen.

Für die Jathogemeinde hat der Verlag von Eugen Diederichs in Jena ein paar willkommene Gaben herausgebracht:

„Die religiösen Kräfte des Protestantismus." Eine Festpredigt gehalten zur Feier der Reformation in der Stadthalle zu Barmen, am 31. Oktober 1910. Von Carl Jatho. Gedruckt nach dem wieder aufgefundenen Stenogramm. Für Massenabsatz berechnet, kostet die Broschüre, der ein Bildnis Jathos beigegeben ist, nur 0,20 *M*.

„Zur Freiheit seid ihr berufen." Von Carl Jatho. (Preis 3,50 *M*, geb. 4,50 *M*.) In diesem Bande, dem gleichfalls ein Porträt Jathos als Titelblatt voransteht, sind außer der letzten Kanzelpredigt die 16 Saalpredigten geboten, die der Abgesetzte seiner Gemeinde hielt, als das sogenannte Spruchkollegium ihn wegen „Irrlehre" aus dem Amt entfernt hatte. Auch vielen, die ihn bisher nicht gekannt haben, werden so diese „Irrlehren" zur Erbauung werden können.

„Zwanzig Jahre sozialer Frauenarbeit in Chicago." Von Jane Addams. Berechtigte Übersetzung von Else Münsterberg. Nebst dem Bildnis der Verfasserin und einem Geleitwort von Alice Salomon. C. H. Beckesche Verlagshandlung, Oskar Beck, München. (Preis in Leinen geb. 4 *M*.) In Heft 4 und 5 unseres 19. Jahrganges hat Alice Salomon unter dem Titel „Das Lebensbild einer Bürgerin" den wesentlichen Inhalt von „Twenty years at Hull House with autobiographical notes" von Jane Addams skizziert. Das Buch liegt nun in einer — etwas gekürzten — Übersetzung vor. Hull House ist der Mittelpunkt der großartigen Tätigkeit von Jane Addams, des „ersten Bürgers" von Chicago, und als solcher in Amerika bekannt; mit Recht ist der Titel in der Übersetzung auch für deutsche Leser allgemein verständlich gemacht. Wir empfehlen das Buch angelegentlichst; auch da, wo Methoden und Einrichtungen nicht genau nachgeahmt werden können, wird es sich doch anregend und fruchtbar erweisen.

„Unser Heim." Sein Einfluß und seine Wirkung. Von Charlotte Perkins Gilman. Einzig berechtigte Übersetzung von Marie Stritt. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. (Preis 3,60 *M*, geb. 4,80 *M*.) Wer „Women and Economics" von der gleichen Verfasserin kennt, weiß schon, in welcher Richtung ihre Ausführungen gehen. Unzweifelhaft sind auch in diesem Buch gesunde Wahrheiten ent-

Digitized by Google

halten, — wer sie hören will, darf sich durch die Übertreibungen nicht zurückschrecken lassen, die zu Mrs. Gilmans „berechtigten Eigentümlichkeiten" zu gehören scheinen. Gerade deswegen ist eine Herausstellung der einzelnen Forderungen ohne Mißverständnisse zu erregen nicht möglich, sondern nur eine Lektüre des Ganzen, die durch die gute Verdeutschung leicht gemacht wird.

„Innendekoration." Die gesamte Wohnungskunst in Bild und Wort. Herausgeber Hofrat Alexander Koch. XXIII. Jahrgang. Verlagsanstalt Alexander Koch. Es ist eine besondere Freude, in einem Jahresband der „Innendekoration" die Jahresproduktion der angewandten Kunst in den schönen und eleganten Abbildungen zu durchblättern. Die Verbindung des reinen Wohlgefallens an der immer freieren und geklärteren Entwicklung einer schönen Werkkunst mit dem praktischen Interesse, das diese Bilder als Vermittler von Anregungen und Vorbildern für eigene konkrete Wünsche haben können, macht dies Betrachten besonders reizvoll. Die außerordentliche Reichhaltigkeit, in der alle Gebiete: von Stickerei und Keramik bis zur großen Architektur vertreten sind und die Gediegenheit der Textbeiträge macht den Band zu einem Führer moderner Geschmacksbildung, dem sich recht viele, besonders viele Frauen anvertrauen sollten.

Im Anschluß an diesen Rat sei den Frauen auch die im gleichen Verlag erscheinende **Stickereizeitung** und Spitzenrevue (halbjährlich 6 Hefte zu 5 ℳ) empfohlen. In vorzüglicher Ausstattung bringt sie alles Wertvolle an neuen Entwürfen, Techniken, Modellen auf dem Gebiete der Kunsthandarbeit. Wer sie zu benutzen versteht, wird für eine moderne ästhetische Gestaltung seines Hauses die reichsten Anregungen daraus schöpfen. Der einheitliche Charakter der Zeitschrift, die alles Flache und Wertlose, Nur-Gefällige und Unsolide streng ausschließt, macht sie zu einer guten Erzieherin künstlerischen Empfindens.

Neuausgaben.

„Palmblätter." Auserlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend. Nach der von A. J. Liebeskind und J. G. Herder veranstalteten Ausgabe neu herausgegeben von Hermann Hesse. Insel-Verlag, Leipzig. (In Leinen 4 ℳ, in Leder 5 ℳ.) Die „Palmblätter" haben einst in Schullesebüchern und häuslicher Lektüre eine große Rolle gespielt. Wer erinnert sich nicht z. B. des Chans, der in alle seine Geräte schreiben läßt: „Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen" und dem dieser Spruch das Leben rettet. Es wird manchem Freude machen, die alten „moralischen Erzählungen" in dem hübschen Gewande wieder zu begrüßen, das der Insel-Verlag ihnen gegeben hat.

Eine Reihe wertvoller, gediegen ausgestatteter Neuausgaben hat der Verlag von Georg Müller in München veranstaltet. Dazu gehören:

„Kinder- und Hausmärchen", gesammelt durch die Brüder Grimm. In drei Bänden. Mit einem Nachwort und durch Stücke aus den Anmerkungen ergänzt und herausgegeben durch Paul Ernst. (Preis geb. 10 ℳ.) Die durch die alten Vorreden der Brüder Grimm eingeleiteten Märchen erscheinen in Ausstattung und Druck der Entstehungszeit. In seinem Nachwort sucht der Herausgeber einige allgemeine Entwicklungszüge für die Entstehung der Märchen und Sagen festzustellen, die manches willkürlich Scheinende als gesetzmäßig erkennen lassen. Er hat dabei keinen historischen Zweck, sondern einen ästhetischen im Auge: zu zeigen, „wieviel vom dichterischen Schaffensprozeß ein Konstruieren und Denken ist, wie erst in zweiter Linie die Summe der Elemente kommt, die man als Naturnachahmung bezeichnen kann, und erst in dritter Linie kommt das Gefühl." Also eine Art von ästhetischer Theorie zu der unvergänglichen Wirklichkeit dieser Märchen.

„Deutsche Sagen", gesammelt durch die Brüder Grimm. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Hanns Floerke. Zwei Bände (Preis 8 ℳ). Auch diese, in der gleichen Weise ausgestattet wie die Märchen, leitet die alte Grimmsche Vorrede ein, und empfiehlt die Sammlung den Liebhabern deutscher Poesie, Geschichte und Sprache, „im festen Glauben, daß nichts mehr aufbaue und größere Freude bei sich habe als das Vaterländische". Eine Empfehlung, die heute wieder doppeltes Gewicht haben dürfte.

„Die deutschen Volksmärchen" von Johann August Musäus. Zwei Bände. Mit einer Einleitung, einem Wörterverzeichnis und Anmerkungen. Herausgegeben von E. J. Poritzky. (Preis geb. 8 ℳ.) Als Wieland nach Musäus Tode auf Verlangen des Verlegers seiner Märchen eine Neuausgabe mit „Verbesserungen" herstellen sollte, erklärte er rund heraus, „was die für nötig erachtete Revision betreffe, so würde mir leid sein, wenn sich jemand anmaßen wollte, an einem so genialischen Werke vieles ändern und meistern zu wollen. Die ganz eigentümliche und unnachahmliche, naivwitzige und gutmütig-schalkhafte Laune des Verfassers mache gerade den vorzüglichsten Reiz dieser Erzählungen aus, und wer viel daran knitteln und schnitteln, feilen und polieren wolle, würde Gefahr laufen, mehr daran zu verderben, als gutzumachen." So erfolgten die späteren Auflagen getreu dem Original und werden auch hier wieder so geboten.

„J. G. von Herder Volkslieder." Zwei Bände. (Preis geb. 5 ℳ.) Die Volkslieder sind hier in der ersten, echten Form wieder abgedruckt, die durch die unechte, die „Stimmen der Völker in Liedern" fast überall verdrängt worden ist. Das Nachwort zu dieser Ausgabe berichtet eingehend darüber, welche Schicksale über der ersten, hier wiedergegebenen Ausgabe gewaltet haben.

„Hauffs Märchen". Vollständige Ausgabe mit Illustrationen von Alfred Kubin. (Preis 8 ℳ.) Nicht Kindern, aber der heranwachsenden Jugend werden diese Märchen des jugendlichen Dichters in ihrer jungen Schönheit, ihrer oft so schauerlichen Phantastik und mit ihrem morgenländisch-farbigen Hintergrunde immer wieder

Digitized by Google

etwas zu sagen haben. Die Ausgabe empfiehlt sich besonders durch ihren klaren, großen Druck und die dem fremdartigen Inhalt gut angepaßten Illustrationen.

„J. P. Eckermann: Gespräche mit Goethe" in den letzten Jahren seines Lebens. Mit Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums illustriert herausgegeben von Dr. H. Th. Kröber. Verlag Kiepenheuer, Weimar 1913. (In Halbpergament 6 *M*. — In Ganzleder 10 *M*. — 100 numerierte Luxusexemplare auf Bütten gedruckt und nach einem alten Band der Goethebibliothek in Leder geb. 30 *M*.) Zu den vorhandenen Eckermann-Ausgaben gesellt sich hier eine besonders kostbare, die ohne die Unterstützung des Goethe-Nationalmuseums so nicht hätte hergestellt werden können. Über 50 Bilder sind dem Text beigegeben worden, in besonders schöner Reproduktion, darunter ein farbiges nach Kraus (Goethes Gartenhaus) und ein Kupferdruck des Daweschen Goetheporträts. Die Abbildungen geben zum großen Teil die Bilder oder sonstigen Kunstgegenstände wieder, um die das Gespräch sich dreht; dazu kommen Menschen aus Goethes engstem Kreise und Wiedergaben seiner häuslichen Umgebung. Man möchte das Buch gleich an der Hand dieser wichtigen Ergänzungen noch einmal wieder von vorn genießen.

Bilderbücher, Kinder- und Jugendschriften

(s. auch Neuausgaben).

Eine Reihe sehr empfehlenswerter Bilderbücher ist wieder im Verlag von Josef Scholz in Mainz erschienen. Wir nennen:

1. Künstlerbilderbücher, unter diesen zuerst die künstlerischen Volksbilderbücher, deren billiger Preis (0,50 *M*) die Anschaffung überall ermöglicht.

„Froschkönig und Brüderchen und Schwesterchen." Ein Märchenbuch mit 8 großen farbigen Bildern und Zeichnungen im Text von Franz Stassen. Es wird mit seinen großen, eindrucksvollen Bildern besondere Freude machen.

„Münchhausen." Lustige Abenteuer des bekannten Barons mit phantasievollen Bildern von Franz Wacik.

„Liebe alte Kinderreime." Mit Schattenbildern von Johanna Beckmann, 16 Bildseiten mit Text.

Für die Kleinsten liegt vor:

„Aus der Spielstube." An 50 farbige Bildchen wohlbekannter Dinge aus der nächsten Umgebung des Kindes, gemalt von Emil Heinsdorff.

Sehr hübsch leitet den Ernst des Lebens ein:

„Wieviel sind's?" Zählen und Rechnen im Spiele für die Kleinen mit Bildern von Arpad Schmidhammer und Reimen von Adolf Holst. 18 farbige Bildseiten, unzerreißbar gebunden in Buch- oder Leporelloform. 2 *M*.

„Meine Lieblingstiere" von Eugen Oßwald. 16 große farbige Bilder einheimischer Tiere mit drolligen Versen. (Unzerreißbar gebunden 1,20 *M*.) Dies Tierbilderbuch bringt vornehmlich liebe alte Bekannte, Hund, Katze, Hahn, Ziege, Pferd, Kuh in charakteristischer Darstellung.

Für ältere Kinder bietet der Verlag:

„Zirkus." Allerlei wunderbare Zirkuskünste im Bilde von Eugen Oßwald, 8 farbige Vollbilder und zahlreiche Textzeichnungen, Verse von Adolf Holst. Vornehmlich für Knaben bis zum 10. Jahre. (Preis geb. 1 *M*.)

„Die Fahrt zu den Ameisleuten." Eines kleinen Durchgängers fabelhafte Erlebnisse in einem Ameisenstaate, erzählt von Wilhelm Kotzde. Mit vielen farbigen Bildern von Arpad Schmidhammer. Für Knaben und Mädchen bis zum 11. Jahre. (Preis geb. 3 *M*.)

„Der gestiefelte Kater." Bilder von Eugen Oßwald (8 farbige Vollbilder und zahlreiche Zeichnungen im Texte). Für alle Altersstufen, Knaben und Mädchen, für die Kleinen zum Vorlesen. (Preis geb. 1 *M*.)

2. Scholz' Vaterländisches Bilderwerk. Zwei Jahrtausende deutscher Geschichte, mit Bildern erster Künstler, herausgegeben von Wilhelm Kotzde. In dieser Sammlung erschienen neu:

Band 8: **„Bismarck"** von Karl Bauer;
Band 9: **„Kaiser Rotbart"** von Franz Stassen.

Jeder Band, ein in sich abgeschlossenes, vollständiges Bilderwerk, enthält 8 große farbige Vollbilder in Steinkunstdruck und zahlreiche Textzeichnungen. (Preis 1 *M*.) Gerade diese beiden Bände dürften den Kindern etwas zu bieten haben.

Endlich erwähnen wir noch den diesjährigen Band:

„Deutsches Jugendbuch." Unter Mitarbeit namhafter Schriftsteller herausgegeben von Wilhelm Kotzde. Band V. Mit Bildern von Emil Heinsdorff. (Preis in Leinen geb. 3 *M*.) In bunter Reihe, wie Kinder es lieben, gut gewählte Geschichten, Märchen, Gedichte, Rätsel, Spiele und Aufgaben.

„Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen." Ein Kinderbuch. Von Selma Lagerlöf. Volksausgabe in zwei Bänden. 1. bis 5. Tausend. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Pauline Klaiber. Verlag von Albert Langen, München. „Es war einmal ein Junge. Er war ungefähr 14 Jahre alt, groß und gut gewachsen und flachshaarig. Viel nutz war er nicht, am liebsten schlief oder aß er, und sein größtes Vergnügen war, irgendetwas anzustellen." Alle deutschen Jungen, auf die diese Schilderung des kleinen Nils Holgersson paßt — und man möchte fast fragen, auf welchen paßte sie nicht? — werden die Abenteuer des kleinen Schweden zu würdigen wissen und von der sparsam verwendeten pädagogischen Weisheit Nutzen ziehen. Aber auch brave kleine Mädchen werden an der reichen dichterischen Gabe auch an diesem Weihnachten wieder echte Freude haben. Eine ausführliche Würdigung des Werkes brachten wir bereits in der Februarnummer 1909 in dem Artikel von Felix Poppenberg: „Selma Lagerlöf oder das poetische Schweden."

Digitized by Google

Die von uns bereits früher empfohlenen „Ullstein-Jugendbücher" (Ullstein & Co., Berlin. Preis pro Band geb. 1 *M*) entsprechen auch in der weiteren Folge dem guten Ruf, den sie sich erworben haben. Dem **„Parsival"**, den Gerhart Hauptmann für seinen zwölfjährigen Sohn Benvenuto gestaltete, ist die **„Gudrun"** in der Umdichtung gefolgt, durch die Helene Böhlau sie dem Verständnis der Jugend angepaßt hat. — Von den „Bücher für jung und alt" des gleichen Verlags (Preis pro Band geb. 3 *M*) nennen wir:

„Aus den alten Zauberbrunnen." Neue deutsche Märchen von Frida Schanz. Mit Bildern von Steiner-Prag. Echte Märchenstimmung liegt über dem Buch, dem die Verfasserin auch drei Märchen ihrer Mutter, Pauline Schanz, eingefügt hat, um „die liebsten Märchen ihrer eigenen Kinderzeit" vor dem Vergessenwerden zu retten.

„Welko, der Balkankadett." Eine Erzählung aus dem Balkankriege 1912/13. Von Kurt Aram. Mit Bildern und Buchschmuck von Koch-Gotha. Das Buch begleitet einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Bulgarenjüngling durch alle begeisternden Momente und alle Schrecken des Balkankrieges bis zum Fall von Adrianopel und der Wiedereroberung durch die Türken.

„Der Taugenichts." Eine Erzählung für jung und alt von Paul Oskar Höcker. Mit 8 Bunttafeln von Edmund Fürst. Die Geschichte eines sogenannten Taugenichts, eines störrischen, trotzigen Knaben, dem im Grunde nur Liebe gefehlt hat, wird hier erzählt. Der Verfasser macht es sich mit seiner Gestaltung der Schicksale seines Helden nicht leichter wie das Leben selbst. Er muß hart arbeiten und ringen, bis es ihm gelingt, sein eigenes Herz und damit sein eigenes Geschick zu meistern und dann sich und den Seinen ein neues Glück zu zimmern.

Eine Reihe guter Jugendschriften hat auch der auf diesem Gebiet wohlbewährte Verlag von K. Thienemann, Stuttgart, herausgegeben. Gute alte Bekannte begrüßen wir zunächst in:

„Schatzkästlein für die Jugend." Von Johann Peter Hebel. Aus des Verfassers sämtlichen Erzählungen ausgewählt von Peter Diehl. Mit 12 Tondruckbildern nach Federzeichnungen von Erdmann Wagner. 8. Auflage. (Gebunden in modernes Leinen mit sechsfarbiger Prägung nach einem Aquarell von Willy Planck. 3 *M*.)

„Die letzten Tage von Pompeji." Von Edward Bulwer Lytton. Eine Erzählung für die Jugend im Alter von 12 bis 15 Jahren. Frei bearbeitet von Paul Moritz. Mit 8 Tondruckbildern nach Federzeichnungen von Professor Anton Hoffmann. 5. Auflage. (Gebunden in modernes Leinen mit sechsfarbiger Prägung nach einem Aquarell von Willy Planck. 3 *M*.

„Des Freiherrn von Münchhausen Reisen und Abenteuer." Von G. A. Bürger. I. Ausgabe. Für die Jugend im Alter von 11 bis 15 Jahren bearbeitet von Franz Hoffmann. Mit 8 Tondruckbildern und 32 Textillustrationen nach Federzeichnungen von Rolf Winkler. 10. Auflage. (Gebunden in modernes Leinen mit fünffarbiger Prägung nach einem Aquarell von Rolf Winkler und mit originellem zweifarbigen Vorsatzpapier. 3 *M*.)

Hebels Schatzkästlein ist in wohlgetroffener Auswahl der Jugend ganz angepaßt, der die knappen Geschichten mit ihrer gesunden Moral und ihrem erfrischenden Humor sowieso vortrefflich liegen. Die Wagnerschen Tondruckbilder sind ein besonderer Schmuck des Bandes. — Wenn dem Bulwerschen Roman „Die letzten Tage von Pompeji" die andächtige Gemeinde unter den Erwachsenen heute nicht werden will, unter der Jugend wird das hohe und reine Pathos dieser Geschichte noch zünden. Die Nacherzählung von Paul Moritz weiß ihr die Geschicke der Helden, des Glaukus und der Ione, auf dem furchtbaren Hintergrunde jener schicksalsschweren Tage lebendig nahe zu bringen. — An eine ganz andere Stimmung wenden sich die Geschichten des alten Aufschneiders Münchhausen; auch sie werden ihren Leserkreis finden.

Für die Kleinen bringt der Thienemannsche Verlag ein besonders anmutiges Buch:

„Die Gründorfer." Geschichten von Bauersleuten, Tieren und Blumen für 5- bis 8jährige Naturfreunde erzählt von Julius Lerche. Mit 8 farbigen und 42 schwarzen Originalholzschnitten von Fritz Lang. (Gebunden in modernes Leinen mit zweifarbiger Prägung nach einer Zeichnung von Fritz Lang. 4,50 *M*.)

Den Kindern dieses Alters ist es weiter nichts Wunderbares, daß die Tiere sich unterhalten, daß Frau Maulwurf einen Heiratsantrag annimmt und die Tiere des Zoologischen Gartens vom Affen zu einem nächtlichen Tanz herausgelassen werden. Die Bilder sind wundervoll klar und lebhaft, wie sie gerade die Kleinen lieben.

Besonders für Mädchen sind berechnet:

„Regen muß sein." Von Wera Niethammer. Mit 4 Farbendruckbildern nach Aquarellen von Karl Mühlmeister und einem Vorwort von Tony Schumacher.

„Ulli." Geschichte eines unerzogenen Mädchens. Von Emma Biller. Mit 6 Tondruckbildern von Willy Planck. 5. Auflage: (Gebunden in modernes Leinen mit sechsfarbiger Prägung nach einem Aquarell von Willy Planck. 4,50 *M*.) K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.

Das erste Buch führt uns in ein gesundes, heiteres und, wo es sein muß, ernstes Familienleben ein, mit den Kinder interessierenden, wechselnden Mittelpunkten: Schule, Weihnachten, Ferienreise. — Das zweite, für ältere Mädchen berechnet, gibt den Lebenslauf einer kleinen Baronesse, die was Nützliches in der Welt werden und tun will und nach allerhand Irrungen den Weg dazu findet.

„Bei großen Männern." Dokumente aus drei Jahrhunderten, zusammengestellt von Dr. Th. Klaiber. Neuer (9.) Band „Aus klaren Quellen": Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart. (Preis 3 *M*.) Ein ansprechender Band ist damit der „Töchterbibliothek" des Verlags hinzugefügt worden. Die gut gewählten Bruchstücke biographischer oder autobiographischer Aufzeichnungen, die von Martin Luther bis zu

Digitized by Google

Werner Siemens und Wissmann reichen, werden Lust machen, später in die Werke, denen sie entnommen sind, selbst einzudringen. Wir weisen bei dieser Gelegenheit nochmals auf das Gegenstück zu diesem Bändchen hin:

„Frauenbriefe aus drei Jahrhunderten." Ausgewählt von Dr. Th. Klaiber, das ebenso in die Welt hervorragender Frauen einführt, von Liselotte bis zu Annette von Droste-Hülshoff.

„Vom Hausmäuschen und Feldmäuschen." Von Adalbert Harnisch. Mit 12 Bildern von Otto Speckter. Buchhandlung P. Brandt, Berlin-Steglitz. (Preis geb. 1,25 M.) Die alte Mär ist in lustige Reime gebracht, die mit ihrer Mäusephilosophie: „Wir alle werden gefressen hier auf Erden" den jugendlichen Lesern vergnügte Stunden machen werden.

Von Schaffsteins rühmlich bekannten Blauen und Grünen Bändchen (verlegt bei Hermann und Friedrich Schaffstein in Cöln a. Rhein) ist wieder eine Reihe neuer erschienen. Wir nennen davon:

Blaue Bändchen (Preis kart. 0,30 M, geb. 0,60 M): **„Geschichten aus der Franzosenzeit."** Mit Federzeichnungen von Anton Hoffmann. 5. und 6. Auflage. **„500 Rätsel und Scherzfragen"** aus dem Deutschen Rätselbuch von Karl Simrock. Mit Federzeichnungen von Ernst Kreidolf. **„Tiermärchen neuerer Dichter."** Mit Federzeichnungen von Otto Ubbelohde. **„Unter flatternden Fahnen."** Kriegsgeschichten 1870/71. Mit Federzeichnungen von Hans Koberstein. **„Ringel Ringel Reihe."** Hundert Kinderspiele mit Singweisen, gesammelt von K. Henniger. Mit einem Titelbilde von Ludwig Richter. **„Bauerngeschichten."** Sechs Erzählungen. Mit Federzeichnungen von Eugen V. Huß.

Grüne Bändchen (Preis kart. 0,30 M, geb. 0,60 M): **„Kohlenbergwerk."** Von Otto Saure. Mit Federzeichnungen von Alex Eckener und technischen Skizzen vom Verfasser. **„Unter Blücher nach Frankreich hinein."** 1814. Erinnerungen eines Mitkämpfers, des nachmaligen Schullehrers in der Stadt Brandenburg Johann Karl Hechel. Mit Federzeichnungen von Hans Koberstein. **„Auf einsamen Wegen in Nordost-Sibirien."** Von Oscar Iden-Zeller. Mit Zeichnungen von Max Bürger. **„Major von Schill und seine Tapferen."** Erlebnisse aus dem Jahre 1809. Mit Federzeichnungen von Alex Eckener. **„Der Panamakanal."** Von Max Wiederhold. Mit zahlreichen Abbildungen.

Kurze Anzeigen.

Wir weisen schon jetzt auf einen Verlagsartikel des F. Bruckmann'schen Verlags in München hin, der noch rechtzeitig für den Weihnachtstisch erscheinen wird. Es sind die **„Parsifalmärchen"** von Houston Stewart Chamberlain, die in zweiter neubearbeiteter Auflage herauskommen, und zwar in zwei Ausgaben: eleg. kart. (6 M) und in einer Liebhaberausgabe in rotem Leder weich gebunden (10 M).

„Moritz von Schwind." 14 Kunstblätter nach den schönsten Werken des Meisters mit einem Geleitwort von Franz Exin. Verlag von Jos. Scholz in Mainz. (In künstlerisch ausgestattetem Karton geheftet 1,00 M.) Das Heft bringt folgende Bilder: Die Rückkehr des Grafen von Gleichen. Die drei Einsiedler. Abschied im Morgengrauen. Kaiser Max an der Martinswand. Die Hochzeitsreise. Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe. Hagen und die Donaunixe. Wieland der Schmied. Des Falkensteiners Ritt. Auf der Donaubrücke. Ritter Kurts Brautfahrt. Morgenstunde. Der Sängerkrieg auf der Wartburg. Ein Einsiedler tränkt die Rosse eines Ritters.

„Edmund Steppes." Eine Kunstgabe. 17 Bilder nach den schönsten Gemälden des Künstlers mit einem Geleitwort. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Verlag von Jos. Scholz in Mainz. (1,00 M.) Wie die übrigen Hefte des wohlbekannten Kunstgabenunternehmens, bringt auch dieses 14 Gemäldewiedergaben in verschiedenen wohlabgewogenen Tönen mit ausführlicher Einleitung und einigen Textbildern.

„Deutsches Weihnachtsbuch." Eine Sammlung der wertvollsten poetischen Weihnachtsdichtungen. Ausgewählt von Max Necke. Mit Zeichnungen von R. Grünen-Sachsenberg. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins. Franz Schneider Verlag. Berlin-Schöneberg 1914. Das kleine Buch wird Vereinen, die es an Unbemittelte verschenken wollen, bei Bezug von mindestens 50 Exemplaren zu 0,25 M. pro Stück geboten. Es bringt eine gute Auswahl von Weihnachtsgedichten.

„Die Frau." Ernstes und Lustiges, Weises und Törichtes, Süßes und Bitteres, aus den geistigen Schatzkammern aller Zeiten und Völker entwendet von Rudolf Krauß. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart. (Preis geheftet 6 M, in Leinwand 7,50 M, in Halbleder 9 M, Luxusausgabe 20 M.)

In vier Teilen: Die Frau im Spiegel und Zerrspiegel — Mann und Frau — Aufgabe, Beruf und Stellung der Frau — Galerie der Völker — bringt Krauß eine Sammlung von Aussprüchen über die Frau, die aus dem reichen Schatz der Volksweisheit und der Literatur zusammenstellen soll, was sich an prägnanten Formulierungen über der Frauen Wesen und Wirken findet. Daß dabei vieles fehlt, was wir für wesentlich halten, besonders in den Kapiteln über die moderne Frau, ist ziemlich selbstverständlich; im übrigen wird das gesammelte Material manchem willkommen sein.

„Das Kunststudium der Frauen." Von Henni Lehmann. Veröffentlichung des Vereins Frauenbildung Frauenstudium. Darmstadt, Verlagsanstalt Alexander Koch. Der — seinerzeit in Frankfurt a. M. gehaltene — Vortrag erörtert die jetzt bestehenden Ausbildungsgelegenheiten für Frauen und die Frage ihrer Zulassung zu den Kunstakademien.

„Handbüchlein für Küchenarbeiten." Herausgeberin Anna von Wehlau, erschien als 5. und 6. Bändchen der Hauswirtschaftlichen Bibliothek

Digitized by Google

im Verlag von Otto Nemnich in Leipzig. (Preis geb. 1 *M.*) Im gleichen Verlag erschien ferner:

„Wegweiser für die Tätigkeit der Frauen in der Armen- und Wohlfahrtspflege." Von Schularzt Dr. med. u. phil. Baur, Hennef. (Preis geb. 1 *M.*)

Neue Kalender und Verlagsalmanache.

„Trowitzsch's Damenkalender für 1914. (Trowitzsch & Sohn, Berlin SW. 48, Preis hübsch geb. 1,50 *M.*) Ein Notizbuch für tägliche Eintragungen, mit literarischen Beiträgen von Frida Schanz, M. Kritzinger, Sophie von Adelung, Dr. Hans Fröhlich u. a. sowie einem Lichtdruck.

„Trowitzsch's (Volks-) Kalender 1914." 87. Jahrgang, Trowitzsch & Sohn, Berlin SW. 48. (Geb. 1 *M.*) Aus dem reichen Inhalt erwähnen wir einen vaterländischen Rückblick von A. O. Klaußmann auf die Befreiungstaten von 1814 und 1815 sowie ein Lebensbild von Friedr. Perthes und seiner Frau. Im unterhaltenden Teil finden wir Beiträge von K. van Beeker, Luise Koppen, Frida Schanz, Paul v. Szczepanski, S. v. Adelung, M. Kritzinger. Ein praktischer Teil bringt Instruktionen aus Astronomie, Meeres- und Erdkunde, Handel und Wandel, Haus- und Landwirtschaft usw.

„Verlagskatalog der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung." Oskar Beck in München. 1763 bis 1913. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Herausgegeben zur Feier des 150jährigen Bestehens der Firma. Die geschichtliche Einleitung des auch sonst sehr interessanten, schön ausgestatteten Festkalalogs bietet mancherlei Kurioſa aus „guter alter" Zeit.

„Verlagsalmanache." Der Verlagsalmanach von S. Fischer, Berlin, trägt die Aufschrift: „Das 27. Jahr" und bringt wie alljährlich Stücke aus den Büchern des Jahres — ein buntes fesselndes Kaleidoskop seltener (manchmal auch seltsamer) Geister, unter denen wieder eine Anzahl neuer Namen erscheinen. Vier selbständige Aufsätze über Hermann Bahr, Richard Dehmel, Otto Brahm und Friedrich Huch und eine Fülle von Dichterporträts sind spezifisches Gut dieses Allmanachs. Er gibt ein Bild von einer großen, wichtigen und vielgestaltigen Gruppe in unserer Zeitliteratur und ist dadurch eine moderne Anthologie von zugleich kulturgeschichtlichem Interesse.

In kleinerem Maßstab, aber mit sehr gewähltem Geschmack in Beiträgen und Bildschmuck bedeutet der „Inselalmanach" etwas Ähnliches: ein erlesen und pretiös gewählter und gebundener Strauß von einzelnen Blumen aus großen bunten Beeten.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Laut Verfügung vom 15. Oktober ist der Handelsschulleiterin Frau Elise Brewitz zu Berlin die Berechtigung erteilt, die in ihrem Lehrinstitut bisher unter dem Namen „Höherer Handelskursus" geführte Abteilung „Höhere Handelsschule" zu nennen. Der Name der Schule lautet demnach jetzt: Sprach- und Handels-Lehr-Institut für Damen von Frau Elise Brewitz, Berlin W., Potsdamerstraße 90. Abt. A. Höhere Handelsschule. Abt. B. Handelsschule.

Geschenk

und Kindererziehung erörtert die bekannte Frauenärztin **Dr. Em. Meyer** in ihrem Erziehungs- und Ehebuch: **„Vom Mädchen zur Frau". Über 50000 Exemplare verbreitet.** Viele glänzende Urteile. „Diese seltene Frau bringt für die Behandlung der zartesten und intimsten Fragen besondere Eigenschaften in ihrer Persönlichkeit mit. **Das Buch sollte in keinem Hause fehlen.**" („Hamb. Korrespond.") **Schönstes Geschenk f. Braut- und Eheleute!** Gegen Einsendung von M 2.20 Pappband, M 3.30 geb., M 3.90 Geschenkband mit Goldschnitt durch alle Buchh. oder direkt vom **Verlag Strecker & Schröder** in **Stuttgart M 166.**

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht adlige Familie in der Neumark geprüfte, evangelische Lehrerin. Etwas Erfahrung erwünscht. Es sind drei Mädchen im Alter von 11, 8½ und 6 Jahren in allen Fächern, sowie Musik zu unterrichten. An Gehalt werden bei freier Station 1200 ℳ gezahlt.

2. Sofort sucht Offiziersfamilie eine junge, geprüfte, evangelische Lehrerin für drei Knaben im Alter von 10, 8 und 7 Jahren. Erwünscht ist Musik, ebenso Latein. Gehalt jährlich 900 ℳ bei freier Station.

3. Zum 15. November sucht Rittergutsbesitzersfamilie in Posen eine evangelische, geprüfte Lehrerin für ein 13jähriges Mädchen. Die Schularbeiten einer 15jährigen sind zu beaufsichtigen. Erwünscht ist Klavierspiel. Gehalt bei freier Station 900 ℳ.

4. Zum 15. November spätestens 1. Dezember sucht adlige Familie, Mitteldeutschland, erfahrene, evangelische Lehrerin für drei Mädchen im Alter von 12,

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit
Frankfurt a. M.

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit.

I. Teil: Pflegerische Ausbildung: Kranken- oder Säuglingspflege oder pädagogisch-pflegerische Betätigung.

II. Teil: Theoretische Fachklasse. Volkswirtschaftslehre und Sozialpolitik, Bürgerliches Recht, Straf- und Prozessrecht, Armenwesen, Jugendfürsorge, Hygiene, Psychologie mit Pädagogik, Probleme der sozialen Ethik, Staats- und Gemeindeverfassung, Organisation und Technik der öffentlichen privaten Fürsorge, Frauenbewegung, Versicherungskunde.

III. Teil: Fortbildungskurs. Praktische Betätigung an offenen privaten und öffentlichen Fürsorge-Veranstaltungen, Kurse und Vortragszyklen über sozialpolitische Fragen, Stenographie und Maschinenschreiben.

Dauer der Ausbildung 2½ Jahre. Beginn der praktischen Arbeit sofort, der theorethischen Fachklasse 2. Januar 1914.

Auskunft: Die Direktion des Frauenseminars für soziale Berufsarbeit,
Frankfurt a. M., Thüringerstr. 55 III.

Gymnasialkurse für Frauen.

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Vorbereitung a. d. Reifeprüfung in 4 ansteigend. Jahresklassen.
Aufnahmebed.: 9 J. höh. Mädchensch. Beginn **Michaelis.**

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.
Beginn **Ostern.**

Für Auswärtige wird gute Pension nachgewiesen.
Prospekte. — Sprechzeit Dienstags und Freitags 5—6.
Berlin W., Keithstrasse 11 **M. Strinz,** Direktorin.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Evang. Fröbelseminar, Cassel.

I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar z. Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**
Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Seminar für Schulgesang in Hannover.
Vorbereitung für Gesanglehrerinnen auf die **staatliche Prüfung.**
Gegründet 1909. — Dauer 2 Jahre. — Beginn Januar.
Prospekte durch das Sekretariat des Tonika-Do-Bundes:
HANNOVER, Alte Döhrener Strasse 91.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule
für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.
LEIPZIG, Keilstr. 12. Leiter: **Dr. J. Buslik.**
Bisher hat die Schule 112 Damen ausgebildet. Ausf. Prosp. u. Jahresber. frei.

Digitized by Google

11 und 8 Jahren. Im Ausland gewesene Bewerberinnen werden bevorzugt. Musik erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

5. Zum 1. Januar, evtl. 1. April sucht Familie im Rheinland junge, geprüfte Lehrerin für einen Knaben von 9 Jahren. Ein 5jähriges Mädchen soll von Eltern an auch unterrichtet werden. Erwünscht ist Musik, sowie perfektes Englisch. Gehalt bei freier Station 840 ℳ.

6. Zum 1. Januar sucht Rittergutsbesitzersfamilie in Schlesien für ein 14jähriges Mädchen eine Lehrerin. Englisch, Französisch, Musik erwünscht. Gehalt bei freier Station 1200 ℳ.

7. Für den 1. Januar wird von Amtsgerichtsratsfamilie in der Mark eine erfahrene, evangelische Lehrerin gesucht. Zu unterrichten sind vier Mädchen von 13, 10½ und zwei Zwillinge von 7½ Jahren, in zwei Unterrichtsstufen. Erwünscht ist auch Handarbeit und Singen. Gehalt bei freier Station 900—1000 ℳ.

8. Zum 1. Januar sucht adlige Familie, Mecklenburg, geprüfte, evangelische Lehrerin für einen Knaben von 9 und ein Mädchen von 7 Jahren. Bedingung ist Erfahrung im Lateinunterricht. Der Musikunterricht ist auch zu erteilen. Gehalt nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2416. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Mensendieck Gymnastik

Margarete Schultz, Nachfolgerin von Frau Dr. **Mensendieck.**
Berlin W 62, Keithstr. 14.
Sprechstunden Montag und Freitag ½4—½5 Uhr.

Gesucht

ältere Hefte der „FRAU".
1893/4 Dezember und April,
1901/2 April und August,
1903/4 Juni,
1905/6 April,
1906/7 September,
1909/10 Juni.
Angebote unter **D. F. Nr. 21** an die Geschäftsstelle d. Bl., Berlin S. 14.

[redacted]

Dieser Nummer liegen Prospekte bei

von R. v. Günersdorff Nachf., Metallwarenfabrik, Stuttgart betr. Haus- und Küchengeräte

von Eugen Diederichs Verlagsbuchhandlung in Jena betr. Weihnachtsprospekte.

Wir bitten, die Beilagen besonders zu beachten.

Frauenbildungs-Verein Frankfurt a. Main.

Mitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes, Unterweg 4.

Im Kindergärtnerinnen-Seminar werden Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen (Leiterinnen für Kindergärten, Horte, Kinderheime usw.) mit staatlicher Abschlußprüfung ausgebildet. Diese Ausbildung ist ihrer Vielseitigkeit wegen die günstigste Vorbildung für die verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete. Beginn: April und Oktober. Dauer der Kurse 1½ resp. 2¼ Jahre. Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung bietet die Haushaltungsschule des F.-B.-V., ebenfalls Unterweg 4. Pension im Hause.

E. Schwarz, Leiterin des Seminars. **E. Hoppe,** Leiterin der Haushaltungsschule.

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,

die zum Studium des Französischen nach Paris gehen.

8 Rue Villejust 8.

Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.

Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.

Examen: Ostern. Anfang: Juli.

Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.

Antonie Pfülcker, Officier d'Académie.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge, geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.**

Pension von Klerski

BERLIN W 62
Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Höhere Handelsschule für Mädchen

Cöln a. Rh.

2jähr. Kursus, 32 Wochenstunden. Vorbereitg. für bessere Stellungen u. zu wirtschaftl. Selbständigkeit. Diplom berechtigt zur Handelshochschule. Prospekte durch

Dir. Oberbach, Klapperhof 26.

Echte Teltower Rübchen

aromatisch zarter, feiner Geschmack, volle Gewähr für Sortenreinheit.
9½ Pfund M. 2,95, frei Nachnahme.

Paul Grube, Teltow, Steinweg 14.

Frau Generalarzt Dr. R.: Die Rüben sind köstlich im Geschmack. — Herr Majoratsherr und Landrat von A., Schloss N.: . . . von Ihren vortrefflichen Teltower Rüben. — Frau Oberin H.: . . . waren sehr gut.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 20/21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

1. Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen): für Familien und Anstalten.
2. Jugendleiterinnen für Horte, Kinderheime etc.
   Beide Kurse schliessen mit staatl. Prüfungen ab.
3. Handfertigkeits-Lehrerinnen (staatl. anerkannt u. unter staatl. Aufsicht).
4. Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eigenen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.
5. Kinderpflegerinnen.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Vorklassen für schwachbefähigte Kinder,
1 Elementarklasse (20 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderlesestube,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterinnen Fräulein **Johanna Sicker** und Fräulein **Lili Droescher.** — **Sprechstunden:** Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge** u. a. m. Leiterin: **Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Dienstag und Freitag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 4

Januar 1914

Königliche Landesbibliothek Berlin

Besteht ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Frauenbewegung und dem Geburtenrückgang?

Von

Dr. Marie Bernays.

Nachdruck verboten.

Die langsam sich vollziehenden Veränderungen im Leben der Völker, von denen die trockenen Zahlen der amtlichen Statistik uns berichten, sind oft gewichtiger und einflußreicher für die Entwicklung einer Nation und ihrer Kultur als die plötzlich hereinbrechenden Revolutionen oder Kriege, die im Laufe weniger Monate innere Staatsform und äußere Staatsgrenzen umgestalten. So ist der Umschwung in den natürlichen Bevölkerungsvorgängen, der sich mit geräuschloser Konsequenz bei den Völkern europäischer Kultur durchsetzt, als das weltgeschichtlich bedeutsamste Ereignis der letzten Jahrzehnte anzusehen. Freilich ist die gesamte europäische Bevölkerungsgeschichte des 19. Jahrhunderts eine große Überraschung gewesen: unter exzeptionellen wirtschaftlichen Bedingungen eine Zunahme der Kopfzahl, die, beispiellos in anderen Jahrhunderten, nur als einmaliger Vorgang faßlich scheint. Wie der menschliche Körper in gewissen Lebensjahren plötzlich in die Breite geht, so daß kein Anzug mehr paßt, so hat die europäische Menschheit ein Stadium der Verbreiterung ihrer Masse erreicht, um auf der verbreiterten Grundlage neuen organisatorischen und kulturellen Aufgaben zu begegnen. Im Gebiet des heutigen Deutschen Reiches lebten 1855 rund 36 Millionen Menschen, 50 Jahre später, im Jahre 1905 dagegen 60 Millionen Menschen. Während aber anfangs die moderne Bevölkerungszunahme Hand in Hand ging mit zunehmender Geburtenfruchtbarkeit, so ist sie neuerdings fast ausschließlich bedingt durch rückgehende Sterbeziffern, Verlängerung der Lebensdauer, während gleichzeitig ein beschleunigter Rückgang der Geburtenzahl den künftigen Stillstand und Rückgang der Bevölkerung mit allen

Digitized by Google

politischen und kulturellen Konsequenzen in Aussicht stellt. Deutschland erreichte seine höchste Geburtenziffer, 39,2 Geburten auf 1000 Einwohner, im Jahrfünft 1876/80; Preußen und Sachsen in demselben Zeitraum. England und Österreich haben schon ein Jahrfünft früher, 1871/75, ihre höchsten Geburtenziffern aufzuweisen, 35,5 resp. 39,2 Geburten auf 1000 Einwohner. In Frankreich hat die Geburtenziffer schon seit der Periode 1816/20, wo sie 32 ‰ erreichte, mit leisen Schwankungen in der Mitte des Jahrhunderts, abgenommen. Die Abnahme der Sterbeziffer geht der Abnahme der Geburtenziffer in den einzelnen europäischen Ländern um 5—10 Jahre voraus. Sie erreichte ihren höchsten Stand, d. h. die größte Zahl der Todesfälle pro 1000 Einwohner in den Jahren 1860/75, wobei wir den Kriegen dieser Periode keinen ausschlaggebenden Einfluß zugestehen dürfen.

Die Geschichte des Lebens und des Todes in der europäischen Menschheit, speziell im Deutschen Reich, verläuft also während des 19. Jahrhunderts folgendermaßen: Seit etwa der Beendigung der napoleonischen Kriege bis zirka 1860 haben wir steigende Geburten- und steigende Sterbeziffern; dann 10—15 Jahre lang eine kurze Periode steigender Geburten- und sinkender Sterbeziffern. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts setzt die Abnahme auch der Geburtenziffern ein und dauert, und zwar mit zunehmender Schnelligkeit, bis heute fort. Während die Geburtenziffer Deutschlands im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts nur von 39,2 im Jahrfünft 1876/80 auf 36,8 ‰ im Jahre 1900 sank, haben wir in den ersten 10 Jahren des 20. Jahrhunderts folgende Geburtenziffern pro 1000 Einwohner:

1901	1902	1903	1904	1905	1906	1907	1908	1909	1910	1911	1912
36,9	36,2	34,9	35,2	34,0	34,1	33,2	33,0	31,9	31,6	31,4	31,1

Die allgemeine Fruchtbarkeitsziffer, d. h. die Zahl der Geburten auf 1000 Frauen im Alter von 15—45 Jahren, betrug im Preußischen Staat von 1876/80 160,6; 1895/00 136,9; 1906/10 118,7. — Trotz der abnehmenden Geburtenziffern ist, was übereifrige Politiker manchmal zu vergessen scheinen, heute in Deutschland noch ein recht beträchtlicher Geburtenüberschuß vorhanden; die Berufszählung von 1907 kann noch von einer Beschleunigung der Volkszunahme sprechen; denn auf 1000 der Bevölkerung kamen mehr Geborene als Gestorbene: im Jahre 1882 11,5; im Jahre 1907 14,2; im Vierteljahrhundert 1882—1907 ist eine Volksvermehrung um 16,5 Millionen oder 36,5 % eingetreten; im Jahre 1910 betrug der Geburtenüberschuß in runden Zahlen 885 000 Menschen. Da aber dieser Geburtenüberschuß auf sinkenden Sterbeziffern beruht, die Grenzen des menschlichen Lebens jedoch nicht beliebig zu erweitern sind, muß bei stetig abnehmender Geburtenziffer der Zeitpunkt eintreten, wo der Geburtenüberschuß verschwindet, der Stillstand und endlich der Rückgang der Bevölkerung eintritt.

Nur zögernd sind die Nationalökonomen dazu übergegangen, neben dem mit Stolz hervorgehobenen Fall der Sterbeziffern auch die Abnahme der Geburtenziffer als dauernde Tendenz anzuerkennen. „Man vermied solange als möglich dieses unangenehme Thema", heißt es noch in einem Leitartikel der „Times" vom Jahre 1906. Der Einfluß des Gedankensystems des Robert Malthus, die Furcht vor proletarischer Übervölkerung war auch in Deutschland so fest gegründet, daß Schmoller noch 1882 die gute Aufzucht weniger Kinder als „das vor Gott und vor den Menschen wohlgefälligere, das schwierigere, das höherstehende Werk" pries.

Digitized by Google

20 Jahre später sprach Adolf Wagner in seinem „Agrar- und Industriestaat" die Überzeugung aus, daß einer langsameren Volkszunahme im Gegensatz zur raschen Volksvermehrung der letzten Jahrzehnte der Vorzug zu geben sei, während Friedrich Naumann zur selben Zeit in der Lebens- und Zeugungskraft des deutschen Volkes die Grundlagen und die bestimmenden Mächte der „Neudeutschen Wirtschaftspolitik" erblickte. Erst in den letzten 6 bis 7 Jahren ist eine wissenschaftliche Umwertung der Geburtenziffern erfolgt. 1905 veröffentlichte Dietzel in den Festgaben für Adolf Wagner seine Abhandlung über den „Streit um Malthus' Lehre"; 1907 erschienen Paul Momberts „Studien zur Bevölkerungsbewegung in Deutschland", der im Jahre 1909 die Schrift Lujo Brentanos „Die Malthussche Lehre und die Bevölkerungsbewegung der letzten Dezennien" folgte. Brentanos Veröffentlichung veranlaßte Karl Oldenberg zu seinen eingehenden Untersuchungen über den Rückgang der Geburten- und Sterbeziffern, im Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 1911 erschienen. Das letzte Jahr endlich brachte ein zusammenfassendes Werk über den Geburtenrückgang von Julius Wolf. Mit den in diesen grundlegenden Werken ausgesprochenen Überzeugungen habe ich mich hier vor allem auseinanderzusetzen. Freilich, der Kampf der Weltanschauungen und Parteien, der übrigens auch den Werken der Gelehrten nicht völlig fremd blieb — erlebte doch der Gegensatz Freihandel — Schutzzoll, der Wagners und Naumanns verschiedene Stellung zur Bevölkerungsfrage mitbedingte, in der Polemik Oldenbergs gegen Brentano und Mombert eine neue Auflage —, hat sich der Bevölkerungsfrage bemächtigt und eine immer steigende Flut von Flugschriften, Broschüren, Abhandlungen hervorgerufen. Diese werden ergänzt durch Spezialuntersuchungen statistischer Ämter, Gutachten der Sanitätsbehörden, so daß sich vor jedem, der die neuzeitliche Bevölkerungsbewegung studieren will, eine schwer zu bewältigende Fülle des Materials aufhäuft.

Als Hauptergebnisse all dieser Untersuchungen lassen sich drei Tatsachenreihen zusammenfassen, die auch die Grundlage für die Behandlung des uns heute beschäftigenden Spezialproblems abgeben: Der neuzeitliche Geburtenrückgang ist erstens eine Entwicklungserscheinung der gesamten Kulturwelt, die nur in ihren internationalen Zusammenhängen begriffen werden kann. Hinsichtlich dieses Vorgangs im Völkerleben nimmt Deutschland inmitten der anderen Staaten durchaus eine Mittelstellung ein, die man mit seiner geographischen Lage als Bindeglied zwischen Ost- und Westeuropa vergleichen möchte. Der Geburtenrückgang begann in Deutschland zeitlich später als in Frankreich, England, Belgien, Dänemark und Skandinavien; früher als in Rußland, Österreich und denjenigen Staaten des christlichen Balkans, bei denen überhaupt schon eine Geburtenabnahme zu konstatieren ist. Julius Wolf unterscheidet fünf Gebiete verschiedener Nativität in Europa: Obenan als erstes den europäischen Osten, Rußland, Rumänien und der christliche Balkan mit mehr als 40 Geburten auf 1000 Einwohner; Ungarn stellt mit einer Nativität, die zwischen 35 und 37 Geburten ‰ liegt, die Verbindung zur europäischen Mitte her. Diese wird gebildet von Deutschland und Österreich mit Geburtenziffern, die nicht hoch über 30 ‰ liegen. Beginnend mit der Schweiz, dem südlichen Nachbar des Reiches, legt sich um das ganze nordwestliche Deutschland, über Belgien und Holland hin nach Dänemark und die skandinavische Halbinsel ein drittes Territorium, die nordwestlichen Mittelstaaten Europas, von wieder geringerer

Digitized by Google

Nativität, die sich wohl noch über 25 Geburten pro 1000 Einwohner bewegt, die 30 ‰ aber nicht mehr erreicht.

Großbritannien mit rund 25 Geburten auf 1000 Einwohner sucht Anschluß an dieses Gebiet; dann kommt Frankreich mit einer Geburtenziffer von unter 20 auf 1000. Der mittel- und westeuropäische Süden: Italien, Spanien und Portugal begegnet sich in seiner Geburtenziffer mit Österreich. Deutschland mit seinen 31 Geburten auf 1000 Menschen steht fast genau auf halbem Wege zwischen den 19 Frankreichs und den zirka 45 Rußlands. Wir bilden also nicht nur geographisch, sondern auch demographisch die „Brücke" zwischen den Zweibundmächten.

Schwieriger als die Feststellung der internationalen Verbreitung des Geburtenrückganges war der Vergleich der relativen Intensität dieser Erscheinung in Stadt und Land. Nicht allein rein statistische Schwierigkeiten, wie vor allem der verschiedene Altersaufbau der städtischen und ländlichen Bevölkerung hinderten eine rasche Beantwortung der Frage: Ist der Geburtenrückgang ausschließlich auf die Städte beschränkt geblieben? Gegner und Freunde der industriestaatlichen Entwicklung, der neuzeitlichen großstädtischen Zentralisierungstendenzen fanden in den Zahlen für die Bevölkerungsbewegung von Stadt und Land reichliches Material zur Erneuerung ihres Kampfes.

Tatsächlich verhält sich die relative Fruchtbarkeit von Stadt und Land etwa so wie die Englands zu der Deutschlands. Auch in den ländlichen Gebieten sinkt die Geburtenziffer; dieses Sinken hat zeitlich etwas später eingesetzt und vollzieht sich etwas langsamer als in den Städten, aber es ist in allen Kulturländern vorhanden. Für Frankreich gibt selbst Oldenberg zu, daß der Geburtenrückgang außer der Großstadt einen zweiten Wohnsitz hat: das Bauernland. Französische Bauern beschränkten schon im 18. Jahrhundert teils die Zahl ihrer Ehen, teils die Kinderzahl, vermutlich mit Rücksicht auf die Erbteilung. Für England berichtet Sidney Webb, daß die wachsende „Verstadtlichung" die Abnahme der Geburtenziffer nicht erklären könne, denn diese Abnahme sei in Liverpool und Manchester, Salford und Glasgow geringer als in der Badestadt Brighton; und in den ländlichen Bezirken von Westmoreland, Rutland, Devonshire und Cornwall geringer als in allen diesen Städten. Von deutschen Bauern, besonders aus Thüringen, wird berichtet, daß teils durch Enthaltsamkeit, teils durch sterilisierende und abortive Mittel die Kinderzahl reguliert wird. Nicht allzu selten soll der Einfluß der älteren Generation dabei eine große Rolle spielen. Die Größe des Grundbesitzes sowie das Erbrecht wirken bestimmend auf die erwünschte Kinderzahl ein. Freilich sind in Deutschland die Fruchtbarkeitsunterschiede zwischen Stadt und Land erheblich. Auf 1000 in gebärfähigem Alter stehende Ehefrauen kamen in Preußen: auf dem Lande 183 Geburten, in Klein- und Mittelstädten (2000 bis 100 000 Einwohner) 148 Geburten, in Großstädten 117 Geburten. Die Groß- und besonders die Riesenstädte sind also durchaus nicht der einzige Sitz des Geburtenrückganges, aber in ihnen hat dieser einen beängstigenden Umfang angenommen. Die Pariser Geburtenziffer steht weit unter der französischen, die Hamburger unter der Deutschlands, die Berliner unter der Preußens. Als eines der „Evangelien" hat Zola seinem Volke die Fruchtbarkeit gepriesen und ein packendes Bild der Riesenstadt gemalt, die allnächtlich »la peur de l'enfant« durchzittert. Berlin hat Paris fast eingeholt; auf 1000 Berliner Ehefrauen kamen im Jahre 1912 nur mehr 80 Geburten, gegen 104 im Jahre 1908,

Digitized by Google

127 im Jahre 1900, 206 im Jahre 1880. Rund 1/4 der Berliner Ehen sind Einkinderehen, die Hälfte haben das reine Zweikindersystem durchgeführt. Zählt man auch die illegitimen Kinder mit, so haben nach neuesten Berechnungen von 1000 weiblichen Personen in Berlin (verheirateten und unverheirateten) nur 150 mehr als zwei Kinder. Von den übrigen 850 sind 200 kinderlos unverheiratet, 135 unfruchtbar in der Ehe, 100 haben ein uneheliches, 225 ein eheliches Kind, nur 190 zwei Kinder. „Es ergibt sich," so heißt es in der Statistik, „die denkwürdige Tatsache, daß die Zentrale Deutschlands in einem Teil ihrer Bevölkerung ausstirbt." (Felix Theilhaber, Das sterile Berlin. 1913.)

Der in den einzelnen Ländern Europas ebenso wie in Stadt und Land verschieden starke, aber überall sich durchsetzende Geburtenrückgang wird einstimmig als eine Erscheinung bezeichnet, die weit weniger auf physiologische Motive: sinkende Gebärfähigkeit, als auf psychologische Motive: mangelnde Gebärwilligkeit, zurückzuführen ist. Die Äußerung Levasseurs vom Jahre 1892: Die französischen Familien haben nicht viele Kinder, weil sie nicht viele Kinder haben wollen — hat heute internationale Geltung. Die Verhandlungen der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen kamen 1911 zu dem Ergebnis, daß eine Abnahme der Fortpflanzungsfähigkeit auf keinem Wege erweislich sei. Die drei großen Feinde der Fortpflanzungskraft, die Geschlechtskrankheiten, die Geisteskrankheiten und der Alkoholismus, bewirken sicher eine Herabminderung der Fruchtbarkeit; doch ob ihr verheerender Einfluß größer ist als in früheren Jahrzehnten, ist mehr als zweifelhaft. Das statistisch brauchbare Material bezüglich der Zahl der Totgeburten in Deutschland zeigt eine wesentliche Abnahme derselben, so daß mindestens eine gleichzeitige Zunahme der Geschlechtskrankheiten in Deutschland in hohem Grade unwahrscheinlich ist.

Eine organische Schwächung der Zeugungsfähigkeit leiten einige auch noch aus anderen Ursachen her. Die Theorie Doubledays, wonach Übernährung für die Zeugung weniger tauglich mache, findet freilich in den Erfahrungen der Tier- und Pflanzenzüchter eine ernsthafte Stütze. Doch stellt in unserer Gesellschaft die Schicht der übernährten Menschen unter allen Umständen eine so geringe Minderheit dar, daß die Abnahme ihrer Geburtenzahl überhaupt nicht als Massenerscheinung statistisch faßbar sein würde. Derselbe Einwand läßt sich gegen die Theorien Herbert Spencers und Candolles erheben, wonach geistige Arbeit den Mann minder tauglich für die Zeugungstätigkeit mache. Die Zahl der Hirnarbeiter ist selbst inmitten unserer Kulturwelt verschwindend gering, und notorisch ist nicht nur bei den Hirnarbeitern, sondern nicht weniger bei den Handarbeitern eine Abnahme der Geburtenzahl zu konstatieren. Eine restlose Erklärung des Geburtenrückganges aus physiologischen Gründen hält also einer näheren Prüfung nicht stand. Die Abnahme der Geburtenziffer in allen Kulturländern ist auf eine bewußte Regulierung der Kinderzahl, eine „Rationalisierung des Sexuallebens in unserer Zeit", wie Wolf sich ausdrückt, zurückzuführen.

Der rasche Fortschritt der Rationalisierungstendenzen auf sexuellem Gebiet wird teils rein individualistischen Motiven — so bei Mombert und Brentano —, teils massenpsychologischen Einflüssen, so bei Oldenberg und Wolf, zugeschrieben. Mag man sich nun mehr der Theorie Momberts und Brentanos zuneigen, wonach bei Beginn eines relativen Wohlstandes in den einzelnen Familien der Wunsch nach Vermehrung

Digitized by Google

desselben einer großen Kinderzahl feindlich ist, oder mit Oldenberg in dem soziologischen Motiv, dem sozialen Anerkennungs- oder Rivalitätstrieb die Hauptursache des Geburtenrückganges erkennen, oder mit Wolf das „Vernunftargument der großen Zahl" gelten lassen, jeder dieser Wege führt zu dem Schlußresultat, daß die Beschränkung der Kinderzahl hauptsächlich in der Mittelschicht zu Hause ist. Während die unterste Volksschicht nicht mehr sinken, die oberste schwerlich steigen kann, bleibt den Familien der breiten Mittelklassen in unserem heutigen Wirtschaftsleben die Hoffnung auf ein Aufwärtsklimmen auf der sozialen Leiter. Vor allem aber droht ihnen, und namentlich in Zeiten der Teuerung, das Herabsinken in die unterste Volksklasse, und diese Furcht scheint für die breite Masse ein wirksameres Motiv zu sein als der Wunsch, zu steigen. Schon John Stuart Mill hat den Sitz malthusianischer Motive in den Mittelklassen gesucht — zu denen freilich nicht nur der im sozialen Sinn sogenannte „selbständige Mittelstand", sondern ebensowohl breite Kreise der Beamten und geistigen Berufsarbeiter, wie andererseits auch die oberste Schicht gut gelohnter Industriearbeiter zusammen mit Bauern und Kleinbürgern gehört. So soll in Frankreich „la haute bourgeoisie" teilweise eine größere Kinderzahl besitzen, als „le petit bourgeois". Ein englischer Satiriker sieht den Tag kommen, wo die ehrgeizigen, die wirtschaftlichen und die poetischen Naturen der Lebenskraft den Entschluß der Sterilität entgegensetzen und nur noch die „sündhaft sorglosen Armen und die dummfrommen Reichen" das Aussterben der Rasse verhindern werden, eine Prophezeiung, in der die vornehmlich von Julius Wolf aufgestellte Behauptung des Einflusses der Religion, d. h. der dogmengläubigen Kirchlichkeit auf die Geburtenzahl anklingt. Der Geburtenrückgang hat seine Wurzeln in den treibenden Kräften des kapitalistischen Wirtschaftslebens: Der Geist der Rechenhaftigkeit ergreift auch die intimsten Beziehungen von Mensch zu Mensch: den Möglichkeiten sozialen Aufstiegs oder Sturzes scheinen keine Schranken gesetzt: „Früher war man 300 Jahre lang Schloßherr oder Leineweber; heute kann jeder Leineweber eines Tages Schloßherr sein." Diese den Unterschied des Wirtschaftslebens von einst und jetzt scharf bezeichnenden Worte führt Mombert zur Erklärung der gewollten Beschränkung der Kinderzahl an.

Dieser abnehmenden Zeugungslust kommt die moderne Technik der Präventivmittel mit ihrer ausgedehnten Reklame entgegen. Bernhard Shaw hat die Sterilisation der Ehe die revolutionärste Erfindung des 19. Jahrhunderts genannt, und es wirft ein eigenartiges Licht auf die Wirtschaftsverhältnisse des modernen Kapitalismus, daß heute die Verhinderung des Lebens ebenso zum profitabwerfenden Geschäft wird, wie jeder andere Warenvertrieb. —

In Zolas Roman „Fécondité" wird der aus Paris heimkehrende junge Ehegatte, der, mitgerissen von der Lebensangst der großen Stadt, in einer Vermehrung seiner Kinderzahl seinen wirtschaftlichen Ruin sieht, durch die Trauer und die Bitten seiner jungen Frau davon abgehalten, die Ehesitten seiner Pariser Verwandten nachzuahmen. Hier ist es die Frau, die der Beschränkung der Kinderzahl den größten Widerstand entgegensetzt. Die deutschen Gelehrten denken anders als der französische Schriftsteller. In den meisten Werken wird aus der Erörterung des Anteils der Frau an der abnehmenden Fortpflanzungswilligkeit der Nation ein mehr oder weniger deutlicher Angriff auf die Veränderungen im modernen Frauenleben, die man dann gerne unter dem Namen „Frauenbewegung" oder „Frauenemanzipation"

Digitized by Google

zusammenfaßt, und als vornehmlich Mitschuldige an dem Übel des Geburtenrückgangs anklagt.

„Solange die Stellung der Frau in der Familie und im Gemeinwesen nach Gesetz und Sitte eine mehr gebundene war, und der Mann ihr, ebenfalls nach den Anschauungen der Zeit, rücksichtslos die Bürde der Mutterschaft auferlegte, fand sie sich ohne Murren darin. Hierin", so sagt der schwedische Soziologe Fahlbeck, „ist eine große Veränderung eingetreten, die noch bei weitem nicht abgeschlossen ist. Die Frauen in den höheren Klassen wollen immer mehr selbst darüber bestimmen, wie oft und wann sie Mütter werden wollen. Diese Bewegung..... wird der größte Hemmschuh für die Fruchtbarkeit der Zukunft." Schachner spricht von einem Geschlecht, das „zu feig oder zu bequem" zum Kindergebären wäre. Für Oldenberg ist das Emanzipationsstreben der Frauen eine Teilerscheinung des Rationalisierungsprozesses, der „Opfer scheut, weichlich macht, und an einer großen Kinderzahl selten interessiert ist: besonders die Frau zieht der Mutterschaft den direkten Lebensgenuß vor, ein klares Rechenexempel". Wolf meint, daß nichts aus den Interessen und der Gefühlswelt der (modernen) Frau heraus für eine größere Zahl Kinder zu sprechen scheine. Schulze-Gävernitz glaubt, daß die Lösung der Frau von pflichtmäßiger Gebundenheit in sexuellen Dingen leicht eine Gynäkokratie zur Folge haben könne. Diese mehr sachlich gehaltenen Angaben verdichten sich dann in den Angriffen der eigentlichen Gegner der Frauenbewegung zu brutalen Vorwürfen. Man ergreift mit Freude die Gelegenheit, die Bekämpfung der Frauenbewegung als ein dem Wohlstand und der Wehrkraft der Nation förderliches Werk hinzustellen. Kann man doch allen Ernstes in einer Veröffentlichung der preußischen Medizinalverwaltung über den Geburtenrückgang in Deutschland lesen: Absatz XI: Sonstige Maßnahmen zur Hebung der Geburtenzahl. Ziffer 1: Eindämmung der Frauenemanzipation.

Sehr leicht ist es, darzutun, daß der Einfluß der Frauenbewegung auf die Abnahme der Geburtenziffer in jedem Fall als äußerst geringfügig angesehen werden muß. Dazu genügen folgende einfache Überlegungen: der Geburtenrückgang setzt überall in den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts ein, also zu einer Zeit, in der der Frauenbewegung schwerlich ein weittragender Einfluß auf das Denken und Fühlen größerer Menschenmengen zugeschrieben werden kann. Ferner ist es durchaus unmöglich, einen Zusammenhang zwischen der Höhe der Geburtenziffern und der Emanzipation der Frau bei den verschiedenen Nationen nachzuweisen. Von den beiden europäischen Ländern mit den niedrigsten Geburtenziffern, Frankreich und Irland, hat das letztere überhaupt keine, das erstere nur eine sehr unbedeutende Frauenbewegung in unserem Sinn. Und wenn England und die Schweiz heute dieselben Bevölkerungsziffern haben, wird man schwerlich eine auch nur teilweise Erklärung dafür in einer ähnlichen Stellung ihrer weiblichen Bevölkerung suchen dürfen. Schließlich, wir mögen den Fortschritt und die Erfolge der Frauenbewegung in den letzten 20 Jahren noch so hoch anschlagen, aber wir dürfen uns nicht schmeicheln, in den bäuerlichen Gegenden schon so festen Fuß gefaßt zu haben, als es nötig wäre, um alte Sitten durch neue Anschauungen umstoßen zu können. Doch ist der Geburtenrückgang auf dem Lande ebenso deutlich bemerkbar wie in den Städten. Nur die größere Intensität des städtischen Geburtenrückgangs könnte also, ebenso wie die raschere Abnahme der Geburtenziffer in den letzten 10 Jahren im

Digitized by Google

Vergleich zu den beiden vorhergegangenen Jahrzehnten, selbst von dem oberflächlichsten Dilettanten auf dem Gebiete des Bevölkerungswesens der Frauenbewegung zur Last gelegt werden.

Die Frauenbewegung darf sich aber mit dieser einfachen Rechtfertigung nicht begnügen, wenn sie auf die eigentlichen Argumente der Gegner eingehen und Mißverständnisse vermeiden will. Diese Mißverständnisse entstehen daraus, daß die Bevölkerungspolitiker unter dem Namen „Frauenbewegung" alle neuzeitlichen Tendenzen begreifen, sofern sie sich nur auf die Stellung der Frau beziehen, und die Folgen dann der „offiziellen" oder „organisierten" Frauenbewegung in die Schuhe schieben, unbekümmert darum, ob die Grundgedanken der letzteren nicht etwa in schroffem Widerspruch, in offener Ablehnung zu den bekämpften Bestrebungen sich befinden. Ganz abgesehen davon, daß die Erwerbstätigkeit der Frauen der unteren Volksschichten, namentlich die Frauenfabrikarbeit in gewöhnlicher Gedankenlosigkeit als Folge der Frauenbewegung, der „wirtschaftlichen Emanzipation" der Frau angesehen wird, finden sich in den Werken über den Geburtenrückgang Sätze wie die folgenden: „Je höher in einem Lande oder in einer Gesellschaftsschicht der Frauenkultus gestiegen ist, desto kleiner ist die Geburtenziffer". (Schallmeyer). „In gleichem Maße wie der Feminismus ist der Kultus der Frauenschönheit zweifellos geeignet, die Geburtenfrequenz herabzudrücken." (Wolf). Der verderbliche Einfluß der Frauenemanzipation kommt darin zum Ausdruck, daß in England „in Kreisen des high life die Frau bei Eheabschluß dem Manne die Bedingung der Kinderlosigkeit auferlegt (Schulze-Gävernitz), daß in Frankreich die junge Frau ihrem Intimen erklärt, daß sie nicht von Anbeginn ihrer Ehe auf die Bälle, das Theater, den Sport verzichten wolle; daß die elegante Münchnerin ebenso ungeniert von der Verhinderung der Schwangerschaft spricht wie die vornehme Amerikanerin von der Unterbrechung derselben" (angeführt bei Oldenberg). Die größten Unklarheiten finden sich bei Julius Wolf; er schreibt: „Sicher ist es, daß von den Büchern John St. Mills und Bebels (die „Hörigkeit der Frau" und „die Frau und der Sozialismus") die Frauenbewegung nach den verschiedensten Richtungen entscheidende Anregungen empfangen hat. Nicht unberührt davon zeigt sich auch das offizielle Programm der deutschen Frauenbewegung. ‚Die neue Generation', das Organ des Bundes für Mutterschutz, tritt sogar für das Recht der Mutter auf künstliche Beendigung der Schwangerschaft ein." Ideale des Sozialismus und der sogenannten „Neuen Ethik"-Bewegung werden hier ebenso naiv als Inhalt der Gedankenwelt der deutschen Frauenbewegung angesehen, wie in den oben als Beispiel angeführten Sätzen der „Kultus der Frauenschönheit". Da die von Schulze-Gävernitz ausgesprochene Überzeugung, daß „die sexuelle Weiberherrschaft", die zum Geburtenrückgang führt, von der Befreiung des Weibes, die der deutsche Idealismus fordert, himmelweit verschieden ist, heute durchaus noch nicht zum Gemeingut selbst der gebildeten Deutschen geworden ist, werden wir vor allem das Wesen und den Einfluß des Frauenkultes und der sexuellen Frauenemanzipation sowie ihre Beziehungen zur Frauenbewegung zu untersuchen haben.

„Man hat die Frau gelehrt, ihre Jugend, Schönheit und Verfeinerung über alle Dinge zu schätzen. Das unvermeidliche Ergebnis ist, daß der menschliche Wille zum menschlichen Verstand sagt: erfinde Mittel, welche mir erlauben, Schönheit, Romantik, Leidenschaft zu lieben ohne ihre Strafen, Ausgaben, Schmerzen, Krank-

Digitized by Google

heiten und Todesgefahren, ohne die Plackereien mit Dienstboten, Ärzten und Schulmeistern." Die Grundlage des Frauenkultes, der in Amerika, Frankreich, neuerdings auch in England seinen besten Nährboden findet, ist die Hingabe an ein egozentrisches Lebensideal, ein schrankenloser Subjektivismus, der den Genuß, den gröberen sowohl wie den vergeistigten, als Lebensinhalt ansieht. Nur auf der goldenen Basis eines großen Geldbesitzes zu voller Entfaltung kommend, ist der Frauenkultus eine der Reaktionserscheinungen gegen die Hast und Brutalität des modernen Erwerbslebens. In ihrem Heim soll die Frau Hüterin der Schönheiten und Kulturgüter des Lebens sein, aber mit grausamer Ironie verflüchtigt sich dies Ideal in zahllosen Fällen zu einem Ideal der Bequemlichkeit und des pflichtenlosen Genusses. Da der Frauenkultus vor allem in solchen Gesellschaftsschichten herrscht, deren Wohlstand auch einer größeren Kinderzahl ein gutes Vorwärtskommen sichern würde, wird er nicht mit Unrecht für den Rückgang der Geburtenziffer in den besitzenden Kreisen verantwortlich gemacht. Jedenfalls aber ist gerade in diesen dem Manne eine elegante, schöne, heitere nicht von Kindersorgen geplagte Frau zur Erhöhung seines Lebensbehagens ebenso unentbehrlich, als der Frau der Besitz dieser Eigenschaften, die ihr ihre gesellschaftliche Vorherrschaft sichern. Als ausgesprochen großstädtische Erscheinung, die die Lebensbedingungen der großen Masse der Frauen wohl ebenso unberührt läßt, wie der höfische Ritterdienst des Mittelalters die patriarchale Hausgewalt des Ehemannes, kann dem Frauenkultus keine allzu große Bedeutung für die Bevölkerungsbewegung Deutschlands eingeräumt werden. Er bleibt auf bestimmte Schichten der großstädtischen Bevölkerung beschränkt und wirkt höchstens durch sein Beispiel in der Richtung einer Durchdringung des Volksbewußtseins mit egozentrischen Lebensidealen. Der jedenfalls vorhandene, aber schwer meßbare Einfluß des Frauenkultus auf den Rückgang der Geburtenziffer darf aber in keiner Weise der deutschen Frauenbewegung zur Last gelegt werden. Ihre Ideale haben mit denen des Frauenkultes nicht das mindeste gemeinsam. Das auch ihr vorschwebende Frauenideal subjektiver Kultur verschmilzt nicht mit einem geistigen, künstlerischen oder wissenschaftlichen Schmarotzertum, das nimmt ohne zu geben, sondern ist nur erreichbar auf dem Wege der selbstvergessenden Hingabe an überpersönliche, objektive Werte. „Auch die Frauen werden nicht als schöngeistige Rentnerinnen den Gipfel der Persönlichkeitskultur erreichen", hat Gertrud Bäumer in einer Diskussion über die ‚Frau als Kulturträgerin' gesagt. „Die Vervollkommnung des eigenen Ich kann nicht ohne die realen Widerstände eines tätigen, von Pflichten erfüllten Lebens vor sich gehen." Stellt die deutsche Frauenbewegung dem Kult der tatenlosen und eben darum „schönen" Weiblichkeit die Forderung gegenüber: Dein Leben sei die Tat! so begegnet sie der auf rein sexuelle Eigenschaften begründeten Gynäkokratie durch die Betonung des Allgemein-Menschlichen, an dem auch die Frau ihren Anteil hat, durch den Glauben an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm.

Die Ablehnung der durch die moderne Literatur so geförderten Anschauung, daß die Erotik unterschiedlos für jeden Menschen die stärkste Lebensmacht sei, scheidet prinzipiell die Frauenbewegung von der sogenannten „Neuen Ethik", deren Reformvorschläge ebenfalls für die Schwächung des Fortpflanzungswillens der Bevölkerung verantwortlich gemacht werden. Wie weit diese Vorwürfe berechtigt sind und wie weit der tatsächliche Einfluß dieser sexuellen Emanzipationsbestrebung geht, ist hier

Digitized by Google

noch weit schwerer festzustellen als bei der Frage des Frauenkultes. Wohl proklamiert die Neue Ethik das Recht der Frau „auf Arbeit und ein Kind", aber andererseits kann nicht bestritten werden, daß der Subjektivismus auf sexuellem Gebiet geeignet ist, das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber der kommenden Generation abzuschwächen. Die „Neue Ethik" ist ja in ihrem Grundgedanken ebensowenig „neu" wie der Frauenkult. Galten schon für das alte Rom die Worte Juvenals „Doch im vergoldeten Bett kommt keine so leicht in die Wochen", so gehören auch die Kämpfe um den sittlichen Inhalt der Sexualbeziehungen der Geschlechter allen Kulturperioden an. Es bedeutet einen kleinen Nachteil für die Frauenbewegung, daß zugleich mit ihren aus ganz anderen ethischen Idealen entstammenden Forderungen einer Ehereform der Ruf nach freier Liebe, nach „neuer Moral" wie vor 100 Jahren erklingt, der das erotische Gefühl aus der Gebundenheit an soziale Verpflichtungen lösen will, um seine ganze ungehemmte Schwungkraft dem einzelnen zukommen zu lassen. Für die große Masse, deren Wünschen und Schwächen die Neue Ethik entgegenzukommen scheint, ist diese sexuelle Emanzipationsbewegung oft das einzige, was sie von den Veränderungen im modernen Frauenleben wissen; aber auch den ernster Denkenden wird es schwer, die Forderungen der Frauenbewegung nach Gleichberechtigung der Geschlechter in der Ehe, nach sittlicher Autonomie auch der Ehefrau, zu unterscheiden von dem Bestreben, neben die Institution der monogamen Dauerehe andere Formen der Geschlechtsverbindung als prinzipiell gleichwertig zu stellen. Mit dem vollen Bewußtsein, daß nicht der Stempel des Standesamtes den Wert der Geschlechtsgemeinschaften bestimmt, hat doch die deutsche Frauenbewegung jede Bekämpfung der Ehe als ausschließlicher dauernder Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau stets zurückgewiesen.

„Ein ethisch höheres Ideal, als die mit der Absicht auf Dauer und Ausschließlichkeit geschlossene monogame Ehe, ist bis heute nicht bekannt", schreibt Marianne Weber, „und für uns zurzeit, nach dem Stande unseres sittlichen Erkennens, unausdenkbar. Man zeige uns ein höheres Ideal, dann erst werden wir das alte zu den Toten legen."

Wenn Herr Professor von Gruber vor einigen Monaten unter lebhaftem Beifall auf der Hauptversammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege ausführte, daß für die Aufzucht eines guten Nachwuchses die monogamische Dauerehe unerläßliche Bedingung sei, die mit allen Mitteln bestärkt werden müsse, hätte er die deutsche Frauenbewegung lieber als Mithelferin bei diesen Bemühungen anrufen sollen, statt auszuführen, daß „auf dem Wege der sogenannten Frauenbewegung, der freien Liebe und der staatlichen Erziehung der Kinder sich dieses Ziel nicht erreichen lasse."

* * *

Die dritte Erscheinung im modernen Frauenleben, für deren mutmaßlichen Einfluß auf den Rückgang der Geburtenziffer die Frauenbewegung verantwortlich gemacht wird, ist die Frauenerwerbsarbeit, speziell die Fabrikarbeit verheirateter Frauen. Hier treffen wir zum erstenmal auf ein Massenproblem, das für stetig sich erweiternde Kreise des Volkes seine Bedeutung hat. Im letzten Vierteljahrhundert stieg die Zahl der hauptberuflich erwerbstätigen weiblichen Personen von 4 259 000 auf 8 343 000 oder von 18 auf 26 % der weiblichen Gesamtbevölkerung; die Zahl der hauptberuflich erwerbstätigen Ehefrauen stieg zur selben Zeit von

Digitized by Google

697 000 auf 2 800 000. Nach den Angaben der letzten Berufszählung wären 447 000 Ehefrauen in der Abteilung Industrie tätig; der Anteil der verheirateten Frauen an der weiblichen Fabrikarbeiterschaft stieg in den letzten 25 Jahren von 13 % auf 21 %. In dieselbe Periode fällt der Rückgang der Geburtenziffer und ebenso, durch Frauenbewegung und Frauenstudium gefördert, steigendes Verständnis und Anteilnahme für den harten Lebenskampf der proletarischen Frau und Mutter. Die Zahlen der Statistik schienen sich gegenseitig zu erklären. Die verheiratete Arbeiterin, für die jeder neue Gast in der Wiege eine Vergrößerung der überaus schweren Lebenslast, eine Einbuße an Kraft, Zeit und Verdienst bedeutete, mußte die Einschränkung der Kinderzahl besonders sehnlich wünschen. Und so gelangte man, mehr auf gefühlsmäßigem als auf empirischem Wege zu der Überzeugung, daß die Erwerbstätigkeit der Frau „als Anregung zur Einschränkung der Geburtenziffer überaus schwer ins Gewicht falle".

Aus der Ideologie des Proletariats heraus spricht nichts für die Einschränkung der Geburtenziffer. Die Bourgeois-Existenz ist für den gesinnungstüchtigen Proletarier kein Strebeziel, und es ist bezeichnend, daß Bebel in seinem in Arbeiterkreisen ungemein verbreiteten und beliebten Buche „Die Frau und der Sozialismus" mit deutlicher Ablehnung von „gesundheitsschädlicher Enthaltsamkeit" und „widerlichen Präventivmaßregeln" in der Ehe spricht. Daß heute der Gebärstreik international sein müßte, um für die Hebung der gesamten Arbeiterklasse erfolgreich zu sein, wird von allen Arbeiterführern zugegeben. Erst die im letzten Jahrzehnt bemerkbar gewordene Differenzierung des Proletariats zu sozialen Schichten mit exklusiven Lebensgewohnheiten kann den Boden abgeben für eine der Beschränkung der Kinderzahl förderliche „Strebergesinnung". Es ist bezeichnend, daß wir aus England, wo diese Klassenbildung innerhalb des Proletariats am frühesten einsetzte, auch die ersten statistisch fundierten Nachrichten von einer Regulierung der Geburtenzahl unter den höchststehenden Arbeitern haben. Daß der Name „Proletariat" im eigentlichsten Wortsinn heute für die obersten Schichten der industriellen deutschen Arbeiterschaft nicht mehr gilt, lehren zahlreiche Berichte. Eine vor einigen Jahren angestellte Enquete des Vereins für Sozialpolitik umfaßte Lebens- und Berufsschicksal von Arbeitern verschiedenster Berufsgruppen. Es ergab sich, daß Lederwarenarbeiter 1 bis 2 Kinder pro Familie (lebende und gestorbene), qualifizierte Metallarbeiter 2 bis 3 Kinder, Feinmechaniker 3 bis 4 Kinder, Textilarbeiter dagegen 5 bis 6 Kinder pro Familie hatten. Metallarbeiter und Mechaniker waren Großstädter. Ähnliche Resultate bringt eine viel umfassendere französische Statistik; danach kamen auf 100 Familien von Spinnern 344 Kinder, von Webern 318 Kinder, von Goldschmieden 214 Kinder, von Graveuren 199 Kinder, von Elektrotechnikern 170 Kinder. In denjenigen gewerblichen Berufen, deren Voraussetzung ein größeres intellektuelles Können ist, findet sich die geringere Kinderzahl. Die Angehörigen dieser Berufe verfügen über jene elementare Schulung, die eine geordnete Haushaltsführung nach sich zieht und die in ihnen den Wunsch weckt, die geringen Mittel nicht an eine Vielheit von Kindern zu verschwenden. Daß, um mit Bebels Worten zu reden, die „intelligenten und energischen Proletarierinnen, die keine Neigung haben, einer größeren Anzahl Kinder als einer Schickung Gottes das Leben zu geben", gerade in diesen Arbeiterschichten besonders zahlreich vertreten sind, bedarf wohl keines Beweises, ebensowenig wie die andere Behauptung, daß die Frau des

Digitized by Google

qualifizierten Arbeiters nur in seltenen Fällen zur eigentlichen außerhäuslichen Erwerbsarbeit sich entschließt. Diese ist fraglos unter den Frauen der Textilarbeiter sehr viel verbreiteter als unter den Frauen der Elektrotechniker oder Lederwarenarbeiter. Für die in den drei hauptsächlichsten Industrieländern Europas nachweisbare Einschränkung der Geburtenzahl in der qualifizierten Arbeiterschaft kann die Frauenfabrikarbeit schlechterdings nicht verantwortlich gemacht werden. Wie die Organisationsfähigkeit bei denjenigen Arbeiterschichten am geringsten ist, die der Hilfe der Organisation am meisten bedürften, scheint auch die Regulierung der Geburtenzahl sich nicht dort durchzusetzen, wo sie, vom Gesichtspunkt der Hebung der Lebenshaltung aus gesehen, am nötigsten wäre. Nicht die größte materielle Not, sondern die Hoffnung auf den Beginn eines gewissen „Wohlstandes" im Vergleich zu anderen Angehörigen derselben Klasse ist der stärkste Antrieb zur Verhütung einer großen Kinderzahl — eine psychologische Tatsache, die die Grundlage für Momberts und Brentanos „Wohlstandstheorie", ihrer Erklärung des Geburtenrückganges aus zunehmendem „Wohlstand", abgegeben hat.

Unser Zweifel an dem weittragenden Einfluß der Frauenfabrikarbeit auf die Abnahme der Geburten gilt selbstverständlich nur hinsichtlich der gewollten Beschränkung derselben aus psychologischen Gründen, der mangelnden Gebärwilligkeit. Die verderbliche Wirkung vieler Formen der Industriearbeit auf die Gebärfähigkeit der Frau ist unbestreitbar. Das anhaltende Stehen bei großem Kraftaufwand in den Wäschereien und Plättereien, das Hin- und Herlaufen auf dem beständig zitternden Boden der Textilfabriken, das in den Appreturen übliche Anstemmen der Formen gegen den Unterleib, das Stanzen, Drücken, Drehen und Polieren von Metallgegenständen und viele ähnliche Arbeiten bergen schwere Gefahren für den weiblichen Organismus. Eine stetig wachsende Anzahl von Frauen ist diesen Gefahren ausgesetzt, doch wächst auch unser soziales Empfinden, die staatliche Fürsorge für die Arbeiterin, die Verbesserung der hygienischen Zustände in Wohnung und Fabrik und bewirken eine Herabminderung der aus der Frauenfabrikarbeit resultierenden Schäden. Diese dürften zu den physiologischen Hindernissen einer hohen Geburtenzahl stets ihren Anteil beitragen, aber wir besitzen keinen Beweis dafür, daß sie für die rapide Abnahme der Geburtenzahl in den letzten 10 Jahren verantwortlich zu machen seien. Aus den Zahlen der Statistik läßt sich ein Zusammenhang zwischen zunehmender Frauenfabrikarbeit und abnehmender Geburtenzahl ebensowenig beweisen wie das Gegenteil. Das uns zugängliche Material reicht zu einwandfreien Feststellungen einfach nicht aus. Beschränken wir uns auf das Königreich Preußen, das einen „Agrarstaat" und einen „Industriestaat" in seinen Grenzen vereinigt, und vergleichen die Geburtenziffern in den 4 Provinzen mit der stärksten Frauenfabrikarbeit: Rheinland, Brandenburg, Schlesien und Westfalen, mit der Geburtenziffer der 4 agrarischen Provinzen: Ostpreußen, Westpreußen, Pommern, Posen, so stellen sie sich in folgender Reihe dar: die agrarische Provinz Posen mit einer Geburtenziffer von 39,4 ‰; die Industrieprovinz Westfalen mit 39,2 ‰; Westpreußen mit 38,4 ‰; Schlesien 36,1 ‰; das Rheinland mit 34,2 ‰; Ostpreußen mit 32,8 ‰; Pommern mit 31,3 ‰ und endlich Brandenburg mit 27,5 ‰. Schlesien und das Rheinland mit ihrem Heer weiblicher Fabrikarbeiter haben also höhere Geburtenziffern als Ostpreußen und Pommern. Selbstverständlich darf der Einschlag fremd-

Digitized by Google

nationaler Elemente in Posen und Westfalen ebensowenig außer acht gelassen werden, wie die Konfessions- und Altersgliederung der Bevölkerung; aber ein starker Einfluß der Frauenfabrikarbeit auf die Geburtenziffer läßt sich auf keinen Fall aus diesen Zahlen herauslesen. Ein wenig anders steht es bei der Untersuchung von kleineren politischen Einheiten. Unter den 12 preußischen Regierungsbezirken mit starker Frauenfabrikarbeit hatten 3 eine hohe, 5 eine mittlere und 4 eine niedere Geburtenziffer; unter den 12 Regierungsbezirken mit geringer Frauenfabrikarbeit waren 6 mit hoher, 4 mit mittlerer und 2 mit niederer Geburtenziffer. Vergleichen wir Zunahme der Frauenfabrikarbeit und Abnahme der Geburtenziffer in den letzten 25 Jahren, so ergeben sich folgende Zahlen: Von den 12 Regierungsbezirken, in denen die Frauenfabrikarbeit am stärksten zunahm, hatten 6 eine große, nur 1 eine geringe Abnahme der Geburtenziffer; umgekehrt hatten von den 12 Regierungsbezirken mit geringer Zunahme der Frauenfabrikarbeit 6 eine geringe Abnahme der Geburtenziffer und nur 1 eine große Abnahme.

Freilich würde es mehr als gewagt sein, von solchen rohen und nur als Beispiel angeführten Zahlen zu einer Behauptung eines ursächlichen Zusammenhanges zwischen Frauenarbeit und Geburtenrückgang fortzuschreiten. Nirgends finden sich Beweise, daß die Beschränkung der Kinderzahl gerade in den Familien außerhäuslich erwerbstätiger Frauen heimisch sei. Im Gegenteil haben Detailuntersuchungen der letzten Jahre gezeigt, daß die Arbeiterfrau je nach den Anforderungen, die die Kinder an sie stellen, erwerbstätig oder nicht erwerbstätig wird oder bleibt. In allen Fabriken ist die Zahl der Frauen mit geringer Kinderzahl groß, aber diese geringe Kinderzahl kann sowohl Ursache wie Wirkung der Fabrikarbeit sein. Ferner sind die Gegenden mit stärkster Frauenfabrikarbeit stets Industriezentren mit zahlreicher hochqualifizierter Arbeiterschaft, deren Abneigung gegen eine große Kinderzahl wir schon konstatierten. Dies gilt vor allem für das Königreich Sachsen mit seiner ungewöhnlich raschen Abnahme der Geburtenziffer. Schließlich ist für die Frage der physischen Degeneration der Frau durch die Fabrikarbeit natürlich auch schon die außerhäusliche Erwerbsarbeit der jungen Mädchen zu berücksichtigen. Für das Problem der mangelnden Gebärwilligkeit ist letztere belanglos, dagegen Zeitpunkt und Dauer der Erwerbsarbeit der Ehefrau sowie ihr Alter während derselben von entscheidender Wichtigkeit. Ehe nicht über alle diese Punkte sorgfältige Nachweise vorliegen, können wir nur einen Einfluß der Fabrikarbeit auf die Gebärfähigkeit zugeben. Ob dieser Einfluß heute auf die Kraft des ganzen Volkes schädlicher einwirkt als vor 20 Jahren, läßt sich ebensowenig statistisch beweisen, wie ein gewollter Rückgang der Geburtenziffer in den Familien mit erwerbstätigen Müttern. Unserer Überzeugung, daß gerade der verheirateten Fabrikarbeiterin eine Einschränkung der Kinderzahl besonders willkommen sein müßte, steht die Tatsache gegenüber, daß meist erst beim Erreichen eines gewissen Wohlstandes, beim Eintritt der Familie in die Mittelschicht, Geburtenabnahme eintritt, die Frauenfabrikarbeit aber heute in der Überzahl der Fälle nicht auf relativen Wohlstand der Familie hinweist.

Für die kulturelle Wertung der Frauenfabrikarbeit sind diese Zweifel an ihrem Einfluß auf die Geburtenziffer natürlich bedeutungslos. Bei fast keiner wirtschaftlichen Erscheinung ist die Abschätzung von kulturellem Gewinn und Verlust, den sie bringt, so schwierig wie bei der Erwerbsarbeit der Ehefrau. Dies muß immer

Digitized by Google

wieder denen gegenüber betont werden, die der Frauenbewegung Mangel an sozialem Gefühl vorwerfen, weil sie nicht in den Ruf: „Heraus mit den Frauen aus der Fabrik!" einstimmt. Die Frauenbewegung wuchs zusammen mit den großen sozialen Problemen, die die Herrschaft des Kapitalismus der europäischen Welt aufdrängte. Sie hat die Frauenfabrikarbeit vorgefunden, nicht geschaffen oder gefördert, sondern im Gegenteil alle Reformen, welche die Frau und Mutter ihrem eigentlichen Berufe zurückzugeben trachten, auf das entschiedenste unterstützt. Aber sie hat auch erkannt, daß die Frauenfabrikarbeit eine unvermeidliche Begleiterscheinung des heutigen Industrialismus ist, daß die Hoffnung auf ihre Beseitigung ins Reich der Utopie gehört, da Industrie und Familie die Mitarbeit der Frau gebieterisch fordern, daß das Verbot der Fabrikarbeit verheirateter Frauen die Möglichkeit des Aufsteigens der unteren Volksschichten zu besserer Lebenshaltung schwer beeinträchtigen würde. Die Frauenbewegung hat stets auf ein bequem-radikales Ja oder Nein der neuaufsteigenden Wirtschaftswelt gegenüber verzichtet und sich die schwerere Aufgabe gestellt, wertvolles Altes mit wertvollem Neuen soweit als möglich zu vereinigen. Die wirtschaftliche Entwicklung hat Hunderttausenden von Frauen die ökonomische und sittliche Notwendigkeit der Berufsarbeit gebracht: die Frauenbewegung will ihnen helfen, mit diesem Schicksal innerlich und äußerlich fertig zu werden.

An die Betonung und Förderung des Berufsgedankens durch die Frauenbewegung knüpfen eine Reihe der Einwände an, welche von Bevölkerungspolitikern gegen sie erhoben werden und kurz zusammengefaßt etwa so lauten: Die Frauenbewegung hat den Frauen die Möglichkeit gegeben, sozial hochgewertete und inhaltlich beglückende Berufe neben dem Hausmutterberuf zu haben; sie setzt dadurch Wert und Anziehungskraft dieses früher einzigen Frauenberufes herunter; sie verringert die Neigung zur Ehe bei denjenigen Frauen, die sich selbst ihr Schicksal schaffen können, und diese verhindern wieder durch ihre Konkurrenz die Männer an der Begründung einer Familie. Bei den verheirateten Frauen der Unter- und Mittelschicht entsteht der Kampf zwischen Erwerbsarbeit und Mutterpflicht, in der Oberschicht der Konflikt zwischen den Gattungsaufgaben der Frau und ihrer Nötigung, mitzubauen an der überpersönlichen Kulturwelt. Die Pflichten und Freuden, die Ehe, Haus und Kinder den Frauen brachten, werden von relativ geringer Wichtigkeit, seitdem neue Pflichtenkreise ihnen erschlossen, neue Freuden und Genüsse ihnen zugänglich gemacht wurden. Diesen scheinbar so einleuchtenden Argumenten begegnen wir mit folgenden Gegengründen: 1. das durchschnittliche Heiratsalter der Männer in einzelnen Berufen hat gar keinen Zusammenhang mit etwaiger weiblicher Konkurrenz in diesen Berufen, sondern ist eine Folge der modernen Berufsgliederung; 2. ist überhaupt die Bedeutung der Heiratsziffer zur Erklärung des Geburtenrückganges ein Streitpunkt der Statistiker — geht doch Geburtenabnahme teilweise mit Zunahme der Eheschließungen parallel — und die Beziehung zwischen beiden Daten — Geburtenziffer und Heiratsziffer — niemals so einfach, wie bei diesen Argumenten angenommen wird; 3. ist aber in aller Entschiedenheit darauf hinzuweisen, daß die bedeutendsten Nationalökonomen bei aller sonstigen Meinungsverschiedenheit darüber einig sind, daß der Geburtenrückgang vornehmlich in den Mittelschichten zu Hause ist. Gerade in diesen aber ist die außerhäusliche Erwerbsarbeit der Ehefrau am wenigsten gebräuchlich — für breite Kreise derselben, wie wir wissen, so gut wie verboten. Statt einen Zusammenhang zwischen Erwerbsarbeit der Ehefrau

Digitized by Google

und Geburtenrückgang feststellen zu können, finden wir, daß letzterer gerade in den Berufskreisen heimisch ist, wo die Erwerbsarbeit der Ehefrau seit Jahrhunderten gebräuchlich und mit ihren Mutterpflichten vereinbar war — Großbauern und Kleinbürgertum, Kaufmannsstand — und vor allem dort um sich greift, wo die Mitarbeit der Ehefrau durch Sitte oder gar durch Gesetz unmöglich ist — in allen Schichten des Beamtenstandes. Jedes der von mir genannten Bücher liefert Beweise für diese Behauptung, an der uns die wachsende Zahl lediger Frauen gerade dieser Schichten, die sich den technischen und kaufmännischen Berufen zuwenden und ein so beliebtes Agitationsmaterial abgeben, nicht irre machen darf. Diese Frauen werden von dem Problem „Beruf und Ehe" am wenigsten berührt: sie setzen entweder ihre Tätigkeit in althergebrachter Weise im Betrieb des Mannes fort oder sie widmen sich ganz ihren Hausfrauenpflichten. Weit entfernt davon, den außerhäuslichen Erwerbsberuf in allen Fällen hoch einzuschätzen, hat noch vor kurzem eine der Führerinnen der Frauenbewegung gerade im Hinblick auf diese bürgerlichen und kleinbürgerlichen Schichten ausgesprochen, daß „der Hausmutterberuf der einzige Massenberuf der Frau sei, der heute noch eine ganz individuelle Gestaltung ermögliche, der infolge seiner Vielfältigkeit und Persönlichkeitsnote allen rein mechanischen und bureaukratischen Massenberufen übergeordnet ist". —

Zu allen Zeiten hat es Frauen gegeben, die den Dienst an überpersönlichen Werten dem in sich ebenso wertvollen Dienen von Mensch zu Mensch, wie es Ehe und Familie mit sich bringen, vorzogen. Ihnen hat die Frauenbewegung heute neue Bahnen erschlossen, die Möglichkeit gegeben, ein Berufsleben zu führen, das nicht Surrogat für die Ehe, sondern Lebenserfüllung ist; sie wies ihnen Ziele, die sie über die Wünsche des eigenen Lebens hinwegheben, und gab ihnen einen inneren Halt, der die Anlehnung an die Familie ersetzen konnte. Diesen Frauen bringt heute, ebenso wie zu allen Zeiten, die Wahl zwischen Beruf und Ehe schwere Konflikte. Es hieße aber die Wirkung der Berufsidee gewaltig überschätzen, wollte man glauben, daß sie jemals in einer größeren Zahl von Frauen die Sehnsucht nach Mutterschaft und Kindesliebe ersticken könnte: „Oh, meine Weisheit gäb ich hin wie Stroh und meinen Rang und Stolz und Glückesgaben, wär' ich ein Bettelweib, ein Kind im Schoß," ruft Veronika in „Vita somnium breve" in einem Augenblick der Erregung aus.

Statistisch belangloser noch als die Zahl der Mädchen, denen das Bewußtsein ihres eigenen Wesens die ausschließliche Hingabe an künstlerische, wissenschaftliche oder soziale Ideale gebietet, ist die Zahl der Ehefrauen, bei denen Neigung und Fähigkeit, mitzuarbeiten an der objektiven Kultur ihres Volkes wirklich mit ihren Gattungsaufgaben in Widerspruch tritt. Wir haben hier kein Massenproblem, sondern isolierte, ganz individuell gefärbte Einzelfälle vor uns. Einen Einfluß auf den Geburtenrückgang, einen für die Nation wichtigen Zusammenhang zwischen Mutterschaft und geistiger Arbeit dürfen wir aus diesen Einzelfällen noch viel weniger herleiten, als mit Spencer und Candolle die zunehmende Hirnarbeit des Mannes für die abnehmende Zeugungskraft verantwortlich machen. Für die Beurteilung der zwischen Beruf und Ehe in den Seelen der Frauen und Mädchen entstehenden Konflikte und ihrer Lösung müssen wir allerdings daran festhalten, daß für die Frau ebensowenig wie für den Mann die Erfüllung ihrer Gattungszwecke letztes und einziges Ziel sein kann. Auch ihr

Digitized by Google

Menschentum, das sie von der Tierwelt scheidet, in der das einzelne nichts weiter ist als Durchgang und Mittel einer endlosen Kette von Wesen, besteht gerade darin, daß jede von ihnen die Geistigkeit ihrer Persönlichkeit derart entwickelt, daß sie als Individuum einen Eigenwert, einen Selbstzweck darstellen kann.

* * *

Ich glaube in meinen Ausführungen gezeigt zu haben, daß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und Geburtenrückgang sich nicht nachweisen läßt, weder deduktiv aus den gedanklichen Grundlagen der Frauenbewegung noch induktiv durch beweiskräftiges Material. Die Frauenbewegung ist niemals eine Berufsbewegung der „dauernd ledigen Frauen", wie es heute heißt, gewesen; sie umfaßt die ganze Frauenwelt mit ihren vielgestaltigen Problemen, unter denen die der Ehefrau und Mutter naturgemäß den breitesten Raum einnehmen. Eine Bewegung, die ihre Aufmerksamkeit von Anfang an der kommenden Generation zuwandte, die neue Wege ersann, um die Mütter aller Volksschichten für ihre verantwortungsvolle Aufgabe besser zu schulen, darf nicht für den Rückgang der Geburtenziffer eines Landes verantwortlich gemacht werden. Nicht einmal der gleiche gedankliche Ursprung verbindet die beiden neuzeitlichen Tendenzen: Frauenbewegung und Geburtenrückgang. Ist uns der Geburtenrückgang als Rationalisierungserscheinung verständlich, so läßt sich der Inhalt der Frauenbewegung doch nur sehr unvollkommen aus Rationalisierungstendenzen herleiten. Mit dem Abschütteln des Dumpfen, Instinktmäßigen, Triebhaften, mit der Erziehung der Frau zu bewußter und überlegter Beherrschung und Formung des Lebens — ihrem rationalen Moment — verbindet die Frauenbewegung idealistische Kräfte, ein Abwenden von egozentrischen Lebensidealen, die ihr, weil sie damit zu den Seelen und nicht bloß zu den Köpfen der Menschen spricht, ihre Überzeugungsmacht geben und sie an kultureller Bedeutung hoch über rein wirtschaftliche Bewegungen emporheben. Dieselben Ideale, die heute von allen Politikern als Streiter im Kampfe gegen den Geburtenrückgang angerufen werden: das Messen des eigenen Lebens an überpersönlichen Werten, das Eintreten des einzelnen für das Ganze, die Überzeugung, daß nicht Genuß, sondern Pflichterfüllung das Zeichen unserer Menschenwürde ist, haben stets der Frauenbewegung führend vorangeleuchtet. Es dürfte ihr leicht werden, diese Ideale auch hinsichtlich der Bevölkerungsfrage unter den Frauen wirksam werden zu lassen.

Es ist in den Debatten üblich geworden, den Worten: Frauenbewegung, Frauenrecht, Frauenemanzipation den Nebenklang zügelloſen Freiheitsstrebens zu geben, das die Frau von allen Pflichten, also auch von den Mutterpflichten loslösen möchte. Auf die Frauenbewegung aber passen die Worte, mit denen Goethe Freiheit und Willkür schied: „Willst du viele befrei'n, so wag' es, vielen zu dienen." Die Frauenbewegung bringt nicht eine von Pflichten entleerte Willkür, die sich selbst vernichtet, sondern eine innere Freiheit, die erst durch das Sittengesetz uns gegeben wird.

Digitized by Google

Isolde Kurz.

Zu ihrem 60. Geburtstage am 21. Dezember 1913.

Von

Dr. phil. Else Hes, Breslau.

Nachdruck verboten.

Unter den modernen Schriftstellerinnen Deutschlands nimmt Isolde Kurz, die Tochter des schwäbischen Dichters Hermann Kurz, eine besondere Stellung ein. Die heiße Erotik einer Marie Madeleine, die krassen sozialen Schilderungen Klara Viebigs, die heftigen Anklagen, die Gabriele Reuter der Gesellschaft ins Gesicht schleudert, sind der zarten, auf lyrischen Stimmungen basierenden Novellendichtung Isoldes weltfern. Vielleicht sind ihre Erzählungen darum dem großen Publikum nicht so bekannt, sicher aber sind sie von einer wahren Dichterin geschrieben, die aus der Schatzkammer der Poesie das Wunderlämplein mitbringt, das Menschenglück und Menschenleid, Menschenwesen und Menschenschaffen mit dem magischen Schein verklärenden Verstehens erhellt.

Im Gegensatz zu dem lauten Ton des literarischen Treibens der Neuzeit herrscht über den Novellen Isoldes eine tiefe friedliche Tempelstille. Hier verstummt das Tosen der Welt, ihr jähes Drängen und Stürmen nach Erfolg und Glück. Hier gebietet ein Menschengeist, der im Lebenskampfe Sieger geblieben ist und nun mit dem Lächeln des Überwundenhabens auf den Lippen denen, die noch im Kampfe stehen, die sanfte Erkenntnis verkündet, daß kein Mensch auf ein volles Glück zählen dürfe. Und doch hat diese milde Resignation, die die Grundstimmung ihrer Dichtung bildet, nichts gemein mit verbittertem Pessimismus. Im Gegenteil, mit leisem, fast mitleidigem Humor schildert Isolde die ewig sich wiederholende, ungestüme Menschensehnsucht nach Glück. Auch sie hat an dieser Sehnsucht gekrankt, von ihrer Kinderzeit an, wie sie in der Novelle „Es und ich" erzählt. Eine tiefe Poesie, ein Singen und Klingen wie aus dem Märchenland durchzieht diese leis ironische Erzählung von der Jagd nach dem Glück. Das unbestimmte rätselhafte „Es" ist die Gottheit, die von allen gesucht wird und die immer unerkannt über die Erde geht, das Niedagewesene, ewig Künftige und ewig Wandelbare, das immer aufs neu Wunderbare: das Glück. Jedem Menschen ist die Sehnsucht danach eingeboren, in Dichterseelen aber wird der glühende Funke zur verzehrenden Flamme. Auch für Isolde war „Es" das Ziel aller Wünsche. Aber welche Ebenen und Waldschluchten sie auch auf raschem Roß durchstreifte, „Es" war immer auf der Flucht vor ihr. Und lief es ihr auch einmal über den Weg, dann steckte es gewiß in Kleidern, die es unkenntlich machten. Am unglücklichsten war Isolde an den Sonntagen; denn da glaubte sie bestimmt, daß „Es" kommen mußte. Suchten es doch alle Menschen an diesem Tage! Da saß sie am Fenster, blickte

Digitized by Google

auf die Straßen hinaus und wartete auf „Es". Abends kamen dann die andern heim und machten sich breit und taten alle, als hätten sie „Es" gefunden. Fragte man sie aber in zitternder Sehnsucht nach ihren Erlebnissen, dann kam die Antwort, sie hätten Käse gegessen und Bier getrunken und wären sehr vergnügt gewesen. Und wie haßte die leidenschaftliche Isolde das banale Wort „Vergnügt". „Wo ‚Es' nicht ist, wie kann die Seele da Genüge finden", ruft sie aus. „Und wo ‚Es' wirklich wäre, welches Wort wäre hoch und tief genug, um ihr Entzücken auszusprechen". Die schlimmste Enttäuschung und den herbsten Kummer aber brachte „Es", wenn es sich hinter ein menschliches Angesicht versteckte. Mit keiner Gewalt war es daraus zu vertreiben, bis es eines Tages von selber wieder auszog, und dann sah der Mensch plötzlich wieder aus wie jedermann. Aber das war eine Erkenntnis voller Schmerz für den, der „Es" hier schon gefunden zu haben glaubte.

Wohl suchte Isolde „Es" fern von der schwäbischen Heimat in weißen Marmorpalästen und tiefgrünenden Hainen unter der Sonne von Florenz, auf der unendlichen Weite des Meeres — aber nirgends war „Es". Denn die Dichterin gehört nicht zu den vielen Menschen, für die „Es" von Amts wegen in eine feste Form gebracht ist, die es Sonntag Morgen aus dem Schrank holen und damit zur Kirche wandern und abends beim Bier begeistert „die Wacht am Rhein" singen. Mag auch der Liebende „Es" im Bildnis seiner Geliebten, der Bureaukrat in einem Orden, der Dichter hinter dem Theatervorhang, der Backfisch unter dem zweifarbigen Tuche suchen — sie weiß zu genau: niemand findet „Es".

Denn „Es" ist nicht in den Dingen, „Es" ist immer außerhalb. „Es" bleibt stets das gleiche, und doch sind die Wandlungen Wischnus nichts gegen die seinigen. „Für den Säugling kriecht es in eine blecherne Rassel, einem Napoleon geht es in blendendem Glanz auf den russischen Eisfeldern auf, und doch wird es nie weder größer noch kleiner." Niemand kann es mit Augen sehen, mit Händen greifen. „Es" ist wie der Unsichtbare, von dem Hiob sagt: „Er geht vor mir über, ehe ich ihn gewahr werde und verwandelt sich, ehe ich ihn erkenne." Niemand aber glaube, sein Nachbar sei glücklicher als er und habe „Es" gefunden. Es treibt mit jedem das gleiche Spiel, keiner kommt ihm um Haaresbreite näher als der andere.

Und trotz alledem bleibt die Dichterin frohgemut, trotz alledem verteidigt sie beharrlich ihren Glauben an „Es"; denn wer aufgehört hat, an das Glück zu glauben, hat aufgehört zu leben. Wenn es ihr auch im Leben nie begegnen wird, so wird es doch gewiß einst auf ihrer Aschenurne sitzen, „und das wird ein schöner Augenblick sein; nur schade, daß alsdann niemand mehr da ist, ihn zu genießen", endet Isolde scherzend ihre Betrachtungen über „Es und ich".

Und doch betritt jeder Mensch einmal in seinem Leben das Wunderland des Glücks, nur weiß er es nicht. Die Stätte seiner Kinderjahre ist dieser Paradiesesgarten; aber seine Pforte läßt sich nie wiederfinden, schlug sie einmal schallend hinter dem Scheidenden zu. Niemand hat das Lied vom Glück der Jugendzeit ergreifender gesungen als Isolde Kurz. Es ist dies ein tief menschlicher Zug ihrer Dichtung. Wie in der Bibel, dem Urbuch der Menschheit, die paradiesisch-glückliche Zeit in die Jugend des ersten Menschenpaares fällt und endet, als es vom Baum der Erkenntnis gegessen, so ist auch bei den Gestalten ihrer Phantasie die Kinderzeit die einzig wahrhaft glückliche, weil sie sich noch an Illusionen berauschen kann. Denn die Einbildung ist des Glückes bessere Hälfte. Niemals aber ist die Ein-

Digitized by Google

bildungskraft, die Phantasie, die wie durch einen rosenfarbnen Schleier die Dinge schaut und sie auch zu sehen vermag, wo sie nicht sind, so groß und gewaltig wie in der Jugendzeit. Unerschöpflich ist dies Thema für Isolde, und ein ganzes Novellenbuch berichtet „Von dazumal". War doch Isoldes Jugend selbst, trotz der dürftigen Verhältnisse, in denen die Familie des Dichters Hermann Kurz lebte, ein Zauberland voller Jugendübermut, ergötzten sich doch ihre kindlichen Augen an den Schönheiten der schwäbischen Dörfchen, in denen sie aufwuchs. Und was vermögen Kinderaugen nicht alles zu sehen! „Alle Dinge glänzten damals von innen heraus, wie ich nie wieder ein Ding auf Erden werde glänzen sehen", erzählt sie im „Aktiengarten". „Oh, die unaussprechliche, die entzückend blanke Neuheit aller Dinge! Die Erinnerung daran begleitet uns als ein stummes Trauern und Bedauern, daß diese Herrlichkeit vergehen mußte, ohne daß man dazu kam, sie recht zu begreifen; denn während die Seele noch denkt, das Wunderbare müsse erst kommen, da ist es auch schon vorüber, und der bessere Teil des Lebens liegt hinter uns."

Offen liegt die Kindesseele vor Isoldes Auge, immer wieder erzählt sie von ihr, am liebsten aber von ihrer wunderbaren Fähigkeit der Phantasie, mit der sie den größten Dichter übertrifft. Köstlich schildert die Dichterin in „Nachbars Werner" die Traumwelt, in der die Nachbarskinder leben, und in „Es und ich" berichtet sie von ihrer eigenen Kinderzeit. Da besaß ein einfacher Kochlöffel die Macht, ihren Wünschen Gestalt zu geben. Wollte sie sich ein unterirdisches Häuschen für sich und ihren Bruder bauen, so brauchte sie den Löffel, ihr Arbeitswerkzeug, nur in die Erde zu stecken. Da stand das kleine Heim in ihrer Phantasie fix und fertig da, mit einem Dach aus Erde und einem Schornstein, aus dem Rauch aufstieg. Denn innen war ein kleiner Herd, und an dem stand sie selbst und bereitete das Mahl.

Keine Schönheit der Welt kann sich mit dem Zauber kindlicher Erlebnisse messen. Während der Vollmond wie eine Riesenmelone über den Kuppeln und Türmen von Venedig heraufschwebt, und schwarze Gondeln, flüssiges Silber von den Rudern spritzend, schattenhaft über die leise rauschende Flut huschen, während der Canal grande in Festbeleuchtung aufflammt und vom Markusplatz vereinzelte Klänge sanfter Musik herüberwehen, verbleicht dem Erzähler im „Aktiengarten" alle gegenwärtige Schönheit vor dem unbeschreiblichen Glanze einer „venetianischen Nacht", die er als Junge in seinem kleinen deutschen Heimatstädtchen erlebte. Denn damals schauten fünfjährige Augen und eine fünfjährige Einbildungskraft in den Glanz. Damals hatte jedes Wort eine körperliche Existenz und besaß die Fähigkeit, die wunderbarsten Phantasmagorien heraufzubeschwören. Und so brachte das dem Kindersinn unverständliche Fremdwort „Aktiengarten" die Ahnung einer wahren Zauberwelt mit sich. Die venetianische Nacht in diesem Wundergarten war für das Kind ein Abend im Feenreich. Die hohen Platanen des Gartens, die es für die „Aktien" hielt, erschienen ihm wie etwas ganz besonders Zauberhaftes, zu dem es nur scheu den Blick erhob. Die farbigen Papierlaternen in den Zweigen waren für das kindliche Auge ein buntes Feuermeer, und die blauen und roten Glaskugeln, die, von innen beleuchtet, an bekränzten und bewimpelten Pfählen glühten, waren glänzende Edelsteine. Ein mit Muscheln eingefaßtes Wasserbecken, aus dem ein Springquell aufstieg, war ein großer, magisch beleuchteter See, und versunken in die Erinnerung an jene Pracht ruft der Held der Erzählung

Digitized by Google

schließlich aus: „Laßt alles andere tot und vergessen sein und gebt mir jenen Abend im Aktiengarten wieder; denn nie habe ich das Angesicht des Glückes so nah' gesehen, wie in jener Stunde!"

Aber nicht nur die Dinge, auch die Menschen, die man in der Jugend sah, leben im Gedächtnis mit einer ganz anderen Art Wirklichkeit weiter als die Genossen späterer Zeiten. Isolde wenigstens sieht in den Gefährten ihrer Jugend die ewigen Urtypen der Menschheit, und so unauslöschlich ist der Eindruck, den sie auf ihre Phantasie machten, daß sie ihr sehr häufig Modell zu den Gestalten ihrer Dichtung sitzen. Am lebhaftesten sind Isoldes Erinnerungen an ihr Kindheitsparadies Obereßlingen, ein schwäbisches Dörfchen, wo die Familie Kurz 1859—62 lebte. Der schöne Nimrod Rommel, der Schwarm der Dorfmädchen, von dem die Dichterin in der Lebensbeschreibung ihres Vaters erzählt, kehrt als martialischer Schürzenjäger Entreß in „Werthers Grab" wieder, und in derselben Novelle lebt auch das alte Fräulein von Bär wieder auf, das sich immer weiß mit nickendem Schäferhut nach einer längst verschollenen Mode trug, zum Erstaunen von ganz Obereßlingen unter ihren Tannen gestikulierend umherging und dort in zunehmendem Mystizismus auf italienisch mit der Geisterwelt verhandelte. Wie kräftiger Erdgeruch weht es aus dieser und ähnlichen Novellen entgegen, die das abgeschlossene Leben schwäbischer Nester wiedergeben, das so seltsame Originale zeitigt. Die Schilderung solcher Urtypen wie der alten verbitterten Jungfer im „Vermächtnis der Tante Susanne", die in ihrer Jugend wegen ihrer Schönheit von den klatschsüchtigen Kleinstädtern in Acht und Bann getan, im Alter jedoch wegen ihres vermeintlichen Reichtums von den habgierigen Verwandten bis hinauf zum Stadtschultheißen umschmeichelt wird, wäre sicher nicht so plastisch ausgefallen, wenn die Dichterin die Alte wie ihren Anhang nicht auch unter den Gestalten der Heimatwelt kennen gelernt hätte.

Ein gut Stück Empörung gegen Kleinlichkeit und Engherzigkeit, womit die Menschen sich und andern das Leben verbittern, steckt in dieser Geschichte. Aber sie kommt nicht nur hier zum Ausdruck. Sie richtet sich auch gegen die mildere Form der Kleinlichkeit, gegen alles Zagen und Zaudern, Bedenken und Abwägen. Isolde ist eine viel zu daseinsfreudige, kerngesunde Natur, als daß ihre Teilnahme auf seiten der Ängstlichen und Abwartenden sein könnte. In zwei große Urtypen scheidet sie die Menschen, in „Schuster und Schneider", wie sie in der gleichnamigen Novelle launig darlegt.

Die „Schuster" sind die breitspurigen, weitherzigen, sinnenfrohen Temperamentsmenschen, die mit der breiten Schusterahle in keckem Zug ihr Leben zusammenschustern, die „Schneider" sind die feinspurigen, spitzigen, superklugen, weit ausspähenden, rechnenden, auch sich verrechnenden aber ebenso oft gewinnenden Verstandesmenschen, die ihr Leben Stich für Stich fein säuberlich mit der spitzigen Nähnadel zusammenflicken. Im Altertum wurden diese Urgewalten in Markus Antonius und Cäsar Oktavianus Fleisch und Blut und stritten um die Herrschaft des Lebens; aber das Schustertum größten Stiles unterlag schmählich bei Aktium. Beim Gedanken an dies tragische Ereignis läßt Isolde den Verteidiger des lebensfrohen Schustertums in ihrer Erzählung ausrufen: „Ich weiß nicht, wie andere denken, ich für meinen Teil gäbe das ganze, aus tausend Lappen zusammengenähte Weltreich des Schneiderkaisers Augustus um eine Nacht in den Armen der Egypterin."

Digitized by Google

Zwei Vertretern der Schneiderspezies hält der frohgemute Schustermensch bei einem Festmahl diese flammende Rede: Dem deutschen Maler Paul Andersen, der sich in Florenz durch mühsames Kopieren berühmter Gemälde sein Brot verdient und der Gouvernante Lydia, die sich mit dem Unterricht ungezogener Kinder abquält. Seit zehn Jahren ist das Paar verlobt, und so lange sparen beide schon fleißig an dem Notpfennig von 10000 Franken, ohne den sie die Ehe nicht zu schließen wagen. Schon ist die Summe beinah voll, da wird die Bank, der sie ihr Geld anvertraut haben, zahlungsunfähig, und das Ziel ihrer Sehnsucht, das sie fast greifen zu können glaubten, weicht ins Ungewisse zurück. Da verspottet ihr Freund bei dem Festmahle, das die Liebenden über den Verlust des Geldes trösten soll, ihren engen Schneidergeist, der ihnen keinen Griff ins Volle, kein ganzes Menschentum, keine Freude am Sein gestattet. Von dem Feuer des Freundes fällt ein Funken in ihre Seele. Auch sie wollen „Schuster" werden, wollen das ermüdende Bedenken und Bangen aufgeben, die Heirat wagen und sich ohne Furcht vor dem Kommenden ein bescheidenes Plätzchen an der Sonne erringen. Als Paul in der wunderbaren südlichen Sommernacht, wo die tausend Stimmen der Natur in einem einzigen langgezogenen Ton zusammenfließen, die Liebste nach Hause begleitet, kommt ihm der verwegene Gedanke, sie gleich an sich zu reißen, ohne Papiere und Standesbeamten. Aber die Stimme, die in ihm „Halte sie fest!" flüstert, ruft vergebens. Die Rücksichten und Bedenklichkeiten, die bisher sein Leben bestimmten, werden Herr über den kühnen Entschluß. Als die Geliebte in ihr Haus eilt, ist es ihm, als habe er sie für ewig verloren. Und am nächsten Morgen erhält er ihren Abschiedsbrief. Lydia weiß, daß ihr Verlobter den rasch gefaßten Plan doch nicht ausführen kann. In der steten Furcht vor dem kommenden Tage würde er unglücklich sein, und sie mit ihm. Neben einem leichtlebigen Manne würde sie vielleicht den Sprung ins Unbekannte wagen, aber ihre Kraft reicht nicht aus, um sie beide aufrecht zu erhalten. In der erschütternden Klage: „Wir haben keine Schuld, wir beide, es liegt im Blut, wer als Schneider geboren ist, wird nimmermehr ein Schuster", endet der Brief. Um Paul die Sorge für ihre Zukunft zu nehmen, reicht Lydia einem andern ihre Hand; Paul aber trägt mit dieser Liebe seine Jugend zu Grabe.

Die Welt ist im Grunde so, wie sie dein Blick ansieht, ist die philosophische Erkenntnis, die dem armen Paul schließlich aufgeht. Siehst du sie mit den fröhlichen, weitblickenden Schusteraugen, so wird dieselbe Welt zum fetten immergrünen Weideland, die für den ängstlichen, kurzsichtigen Blick des Schneidermenschen ewig eine dürre Heide bleibt.

Isolde aber steht mit ihrer Sympathie auf Seite des Schustertums. In der Novelle „Erreichtes Ziel" zeichnet sie noch einmal ein ganz ähnliches Schicksal wie in „Schuster und Schneider". Auch hier löst sich die sinnenfrohe Melanie langsam von dem bedächtigen, zagenden Jugendgeliebten los und reicht ihre Hand schließlich dem frohgemuten, tatenfreudigen Künstler, um ein volles Lebensglück zu genießen. Die Lauge eines feinen Spottes ergießt Isolde hier über den reichen verschmähten Sonderling, der über künstlerischen Spielereien das Recht des blühenden Lebens an seiner Seite vergißt.

Mit aufmerksamem Blick verfolgt Isolde auch den Kampf der Schuster und Schneider, der Temperaments- und Verstandesmenschen, auf geistigem Boden. „Der

Digitized by Google

Schneider ist der historische Mensch, der Mensch der Wissenschaft, des planmäßigen Aneinandernähens, der Stückler und Wiederauftrenner des Geistes," sagt sie einmal, „aber mit dem Schuster fängt die Welt immer von vorne an, er ist wie die Kunst um seiner selbst willen da. Es gibt ganze Schusterjahrhunderte, in denen sich die Menschheit mit einem Male verjüngt. So war die Renaissance ein großer Triumph des Schustertums, wie die Welt keinen größern gesehen hat." Und weil Isolde in den Renaissancemenschen dieses daseinsfreudige Lebensbejahen, diesen inbrünstigen, geistreichen Jugendmut, wie sie ihn an den Menschen liebte, verkörpert fand, widmete sie ihnen ein inniges Studium und Verstehen. Als sie im Herbst 1877 für immer nach Florenz übersiedelte, war sie am rechten Ort, um sich in das Leben und Tun der großen Renaissancegestalten zu versenken. Ihr Buch „Die Stadt des Lebens" enthält ihre poetisch und kulturgeschichtlich gleich wertvollen Schilderungen aus der florentinischen Renaissance. Der berühmteste Mediceer, Lorenzo Il Magnifico, ebenso groß als Förderer der Künste wie als Politiker, eröffnet den Reigen. Sein schönheitsfreudiges Leben zerreißt ein greller Mißton, die Verschwörung der neidischen Pazzi, der zwar nicht Lorenzo, wohl aber sein milder schöner Bruder Giuliano 1478 zum Opfer fällt. Und bald schleudert der weltfreudenfeindliche fanatische Mönch „mit der glühenden Seele und dem kleinen Hirn" Fra Girolamo Savonarola dem sonnigen Florenz seinen Fluch ins Gesicht. Aber vorerst genießt die „Stadt des Lebens", der Isolde diesen Namen gibt, weil in ihr jeder kühne neue Gedanke, alles geistige Wachstum der Neuzeit in Künsten und Wissenschaften seinen Ursprung hat, noch ihre Blütezeit unter der Herrschaft Lorenzos. Um ihn versammelt sich ein ganzer Musenhof. Lorenzo ist Apoll selbst, zu dem die andern bewundernd aufblicken. So Angelo Poliziano, den Isolde für das größte Formgenie hält und von dem sie mehrere Gedichte übersetzt, um von dem Wohllaut, der üppigen Bildkraft seiner Sprache eine Anschauung zu geben. Das war damals ein sonnenfrohes Leben in Florenz. Wenn sich zum Maienfeste die florentinische Jugend auf der Piazza Santa Trinita zum Tanz versammelte, dann schwebte die entzückende **ballata** (Tanzlied) Polizians

Ben venga Maggio
E'l gonfalon selvaggio

„wie eine Schar geflügelter Liebesgötter" durch die Luft. Und beim Karnevalsfeste erklang das feurige Karnevalslied Lorenzos, das Isolde meisterhaft übersetzt und dessen Refrain

„Lebt und liebt in Jugendwonne!
Bald vermodern wir im Grunde.
Freue sich wer kann der Stunde!
Keiner kennt die nächste Sonne."

so vollkommen ihrer eigenen lebensfreudigen Natur entspricht. Die Sonne des mediceischen Musenhofes aber war die schöne blondlockige Simonetta, eine Blüte, die früh dahinwelkte, der aber Lionardo da Vincis kunstreicher Pinsel, Lorenzos wundervolle Sonette und Polizians noch herrlichere Stanzen in der „Giostra", aus denen Boticelli die Anregung zu seiner Primavera und Geburt der Venus schöpfte, die Unsterblichkeit eroberte. Von dieser poesieumflossenen Gestalt wendet sich Isolde dem wütenden Hasser Lorenzino de' Medici zu. In glänzender Charakterisierungskunst nennt sie ihn den „Brutus der Mediceer". Denn wie einst

Digitized by Google

Brutus der Liebling Cäsars, so ist Lorenzino der einzige Freund des brutalen Herrschers von Florenz, Alessandro de' Medici. Wie Brutus träumt er sich in eine Volksbefreierrolle hinein, nur daß bei Brutus die sittliche Auffassung von der Republik, bei ihm die persönliche Eitelkeit überwiegt. Wie Brutus stößt er dem Ahnungslosen den Verräterdolch in die Brust, aber der Verrat rächt sich an ihm wie an dem römischen Helden. Ein schlimmeres Regiment als das des getöteten Alessandro bricht über Florenz herein wie einst über Rom, und ewige Verbannung und ein ruhmloser Tod trifft auch schließlich den Brutus der Mediceer. Und so verfolgt Isolde den Verfall des mediceischen Geschlechts weiter bis zu seiner Entwürdigung, in der im 16. Jahrhundert Francesco de' Medici die schöne kluge Abenteuerin Bianka Capello aus dem niedern Stande einer Bäckersfrau zu seiner allmächtigen Mätresse und zur Großherzogin erhob. Eine Fülle tatenfreudigen Menschentums läßt Isolde in diesen Geschichtsbildern vorüberziehen, die auf den gründlichsten historischen, literarischen und kunstgeschichtlichen Forschungen beruhen, aber doch voll und ganz zu Schöpfungen edelster Poesie im Stil Konrad Ferdinand Meyers geworden sind.

Wie sich Isolde in Florenzas Vergangenheit vertieft, so liebt sie auch seine Gegenwart. Florenz wurde ihr zur zweiten Heimat, es ist für sie das Maß aller Dinge. „Als der Schöpfer schon ganz fertig war mit seiner Erde und der erste Rausch der Phantasie vertobt," meint sie einmal in den ‚Florentinischen Erinnerungen', „da mischte er noch einmal die Farben, und mit seiner reifsten und reinsten Kunst schuf er sein letztes und liebstes Werk: Florenz." Ähnlich wie Paul Heyse, der treueste Freund ihres Vaters, hat Isolde tief in die Seele des italienischen Volkes geschaut. Die „italienischen Erzählungen" Isoldes malen es greifbar deutlich, das leicht erregbare, leidenschaftliche, aber auch gutherzige Volk, mit seiner Freude an Schönheit und Lustbarkeit. Da sucht die heißblütige kleine „Pensa" im Tod Vergessen für eine Liebe, der sie alles geopfert hat, ihr bißchen Geld und ihr bißchen Verstand, die sie beide bei der Wahrsagerin ließ, welche ihr durch Zaubermittel die Liebe des Angebeteten verschaffen sollte. Da müht sich eine ganze Familie ab, die glückbringenden Nummern im Lottospiel aus Totenweissagungen und philosophischen Spielsystemen herauszufinden, um die ewige Sehnsucht des italienischen Volkes zu verwirklichen und ein Terno in der Lotterie zu machen. Da wandeln die begeisterten Verehrer Garibaldis in blutroten Hemdblusen über die Straße, da feiert das Volk in kindlicher Freude seine alten Feste, so am Epiphaniatag die Hexe Befana, die in einem Strumpf Geschenke in den Kamin hängt, und deren Ankunft die Gassenjugend schon Tage vorher durch das ohrzerreißende Tuten langer Glastrompeten ankündigt. Da heften an Mittfasten die Kinder den Vorübergehenden papierne Leiterchen auf den Rücken, und am Tage von Mariä Himmelfahrt verehrt der Liebhaber seiner Schönen eine schwarze Singgrille im Käfig.

Aber so innig und liebevoll sich auch Isolde in die Seele des Gastvolkes versenkte, im Herzen blieb sie doch Deutsche. Steht doch die Kolonie der Deutschen in Florenz untereinander in engem geistigen Zusammenhang. Und wenn die Dichterin den florentinischen Friedhof „Agli Allori" durchwandelt, dann wachen die Erinnerungen an die teuren Toten wieder auf, die „bei den Lorbeeren" ihre letzte Schlafstätte fanden. Mit überströmender Liebe entwirft sie die Lebensbilder ihrer beiden Brüder Edgar und Alfred Kurz, die als Ärzte in Florenz lebten und in

Digitized by Google

aufreibender Arbeit einen frühen Tod fanden; launig berichtet sie von der unverwüstlichen Frische Arnold Böcklins, mit dem sie in Florenz befreundet war, und düster malt sie Karl Stauffer-Bern's tragisches Geschick. Auch den deutschen Frauen Ludmilla Assing und Gisela Grimm weiht sie ein Erinnerungsblatt. Und unter den italienischen Lorbeeren gedenkt sie auch der deutschen Tannen, deren Zweige die Schlummerstatt ihres Vaters in Tübingen beschatten. Eine trauernde Muse, schmerzlich nachsinnend über die leidvolle Verkennung, die Hermann Kurz' literarische Laufbahn zum Dornenweg des Genius machte, erhebt sich über dem Grabe; aber ein viel köstlicheres und stolzeres Denkmal setzte Isolde ihrem Vater in ihrem von inniger Liebe durchfluteten Buche „Hermann Kurz". Die bange Klage und Frage an das Schicksal, die Isoldes Vater einst, verzweifelt über den Unstern, der über seinem Geschlecht schwebte, hingrollte:

„Stets unvollendete Geschicke,
Der Anfang groß, das Ende klein!
Wird das so bleiben mit dem Glücke?
Das Halbe nie ein Ganzes sein?"

müßte heute verstummen; denn Isolde hat den Wunsch zur Erfüllung gebracht, den Hermann Kurz einst einem neugeborenen Glied der Familie auf den Lebensweg gab:

„Sei Du es denn, in dessen Leben
Vollendet ist der Väter Haus,
Dein, Dein sei unser ernstes Streben,
Und führ es Du ans Ziel hinaus."

Möge Isolde Kurz immer weiter fortschreiten zu diesem Ziel, von Werk zu Werk, sich immer erneuernd und wachsend, wie ein breiter Strom, der weithin Segen spendet. Unserer Liebe ist sie gewiß!

Von Frauen und über Frauen.

Der Mann hat durch Zuchtwahl jahrhundertelang die Eigenschaften, die seinem Herrscher- und Besitzerinstinkt bequem waren, an der Frau großgezogen; er hat sie so lange an ihr gepriesen und besungen, bis die Frau in sein Ideal hineinwuchs. Er hat moralische Hypertrophien gezüchtet und sich dabei verrechnet, denn Prüderie zum Beispiel und Tugend sind grundverschiedene Dinge. — — Man hatte sie so gewöhnt, sich dem vom Manne geprägten Typus anzupassen, daß sie gar nicht mehr wagte, ihrem Instinkte zu folgen, oder ihr Instinkt lag selber im Bann der Suggestion. Da ist es denn so weit gekommen, daß die meisten Frauen heutzutage nicht nur nicht wissen, wie sie über eine Sache zu *denken* haben, sondern nicht einmal, wie sie *fühlen* sollen, bevor ihre Männer ihnen die Richtung geben. Man zeige ihnen die Erwartung, daß sie sich choklert fühlen, und sofort fließen sie vor Entrüstung über, wo sie eben noch bereit waren, Beifall zu klatschen.

Isolde Kurz. „Im Zeichen des Steinbocks."

Digitized by Google

Freiquartier.

Skizze von

Astrid Ehrenvon-Kidde.

Autorisierte Übersetzung von Richard Guttmann.

Nachdruck verboten.

Als Madame Bang das Haus betrat, sprühte plötzlich das Licht, die Treppen des Aufgangs erhellend, auf. Sie blieb einen Augenblick stehen und sah sich verwirrt um. Das war ja die reine Hexerei!

Welch unerwartetes Glück auch, daß es Licht wurde, sobald sie die Haustür aufdrückte. Wie hätte sie sonst auch die Türschilder lesen sollen? Daran hatte sie ja gar nicht gedacht. Der Zufall hatte gewollt, daß die Haustür offengestanden hatte. Doch damit hatte Madame Bang gerechnet ... „Ach Heinrich," so hatte sie zu Lebzeiten ihres Mannes zu sagen gepflegt, „ich hoffe, daß es schon gehen wird, Gott wird mir helfen." Und auf dem Wege hatte sie beständig vor sich hingemurmelt: „Es wird schon gehen, wird schon gehen, Heinrich!"

Und ganz richtig! Einer der feinen Herren, die hier im Hause wohnten, hatte, als er heimgekommen oder ausgegangen war, wer mochte das wissen, hinter sich die Haustür zu schließen vergessen.

... Jetzt mußte es ein Viertel nach zwölf sein. Vor kurzem war vom Rathausturm das Wächterlied erklungen. Wie feierlich es gewesen war, gerade so als säße sie in der Kirche, die sie seit dem Verpfänden des französischen Schals, einem Geschenk ihres verstorbenen Mannes, nicht mehr betreten hatte, da sie ohne ihn nicht ins Gotteshaus gehen wollte. Der neue Tag mußte angebrochen, Mitternacht vorüber sein. Es war der erste Februar. Heute hatte sie ein Recht auf ihre Forderung. Ganz gewiß war es Nachtzeit. Aber feine Leute gingen nicht so früh zu Bett, brauchten nicht ans Sparen des Petroleums zu denken. Was für sie selbst von besonderer Wichtigkeit war ... sie mußte die erste an Ort und Stelle sein.

Als Madame Bang zwei Treppen des Hausaufgangs zurückgelegt hatte, wurde es plötzlich um sie dunkel. Du großer Gott! Was war jetzt wohl zu tun? Vor ihr lagen weitere zwei Stockwerke. Wie sollten ihre geschwächten Augen die Namen der Türschilder lesen, zumal das durchs Fenster fallende Mondlicht nur schwach leuchtete? In jedem Stockwerk wohnten ja je zwei Familien, und sie wollte doch nur ungern stören!

Madame Bang tastete sich, die schwielige Hand ängstlich aufs Mahagonigeländer legend, die Treppen wieder hinab. Vorsichtig hob sie die in den gelappten Pantoffeln steckenden Füße und setzte sie dann — den einen nach dem anderen — auf dieselbe Steinstufe. Endlich! Jetzt mußte sie unten angelangt sein. Sie streckte fühlend den Fuß aus und trat auf die dicke Matte. Dort vor ihr befand sich auch die Scheibe der Haustür, durch die der Schein der Laterne fiel ... Sie zog am runden Haustürknopf, die Tür sprang auf, und wieder lag der Aufgang in strahlendem Licht! Daß es ihr wirklich geglückt war es zu entfachen! Sie kam sich beinahe schon wie der Vizewirt vor, so genau wußte sie hier Bescheid.

Aufs neue trat sie den Aufstieg an. Wie Hundepfoten schleppten sich die Pantoffeln über die Stufen. Unsicher buchstabierte sie noch einmal die Schildernamen. Einzelne waren nur schwer zu entziffern. Keiner von ihnen jedoch lautete: Kemp.

Digitized by Google

Als sie ungefähr die Hälfte des dritten Stockwerks hinter sich hatte, erlosch plötzlich das Licht. Sie blieb stehen und trat im Dunkeln von einem Fuß auf den anderen. Was mochte hier wohl im Spiele sein? Plötzlich war sie sich des Grundes klar.

Die Treppenbeleuchtung war wohl kaum für alte Mütterchen, sondern eher für gesunde Springinsfelde berechnet, die die Stockwerke raschen Laufs nahmen. — Wie dem auch war... Gichtknoten und Krampfadern hinderten sie schnell zu gehen, und sie war bereit, den Weg im Finstern fortzusetzen. Übrigens war es in diesem sonst so feinen Hause doch höllisch kalt. Sie kletterte die dritte Stiege empor. Ob sie es nun auch wagen sollte, zu schellen?

Sicher! Solch ein feiner Anwalt gehörte nicht zu den Mansardenbewohnern. Die Hand suchte an der Wand nach der elektrischen Klingel. Doch mußte sie auf einen falschen Knopf gedrückt haben. Denn Licht überströmte sie. Darin entdeckte sie, daß sie am Ziele war. Denn der Name der Messingplatte lautete: J. P. Kemp, Rechtsanwalt.

Madame Bang beugte sich und spiegelte sich ein wenig im Messing des Türschildes, spuckte in die Finger und schob die über die Stirn fallenden Haarsträhne wieder unter den Kapotthut. Wie gut er sich übrigens gehalten hatte! Ob es nun auch wirklich anging, daß sie läutete? . . . Ach, hier stand für sie ja so viel auf dem Brett. Der Rechtsanwalt war sicher noch auf! — Madame Bang lüftete ein wenig das Kleid, zog aus der darunter sitzenden Tasche eine Börse hervor, öffnete sie und entnahm ihr einen Zeitungsausschnitt. Unter der zwischen den zwei Vorplatztüren hängenden Glühbirne las sie ihn: Zum April dieses Jahres ist eine Teilsumme des von Gürtlermeister Schulz und Gattin errichteten Legats an unbemittelte Witwen und geachtete Handwerker zu vergeben. Mit dem jährlichen Betrage von 200 Kronen kommt ein Freiquartier im Gürtlerstift, freie Heizung inbegriffen, in Betracht. Gesuche sind vom 1. bis 28. Februar an Rechtsanwalt Kemp, Königsweg 9, zu richten.

Dies alles stimmte, und sie hatte auch eine Empfehlung der Dampfwäscherei bei sich, wo sie seit acht Jahren „reinemachte". Darin hieß es „eine propre, nüchterne Frau . . ." Seltsam, daß man armen Leuten das Lob der Nüchternheit ausstellte! Warum hätte sie denn trinken sollen? Aber diese Worte gehörten wohl mit in ein Zeugnis.

Sie war sicherlich der erste Bewerber. Das war gut. Denn sie hatte wahrscheinlich eine große Anzahl von Konkurrierenden. Wußte sie doch, daß dazu auch Frau Petersen gehörte, die Tochter der bekannten Modistin, die also ihr Schäfchen im Trocknen hatte! Was wußte die davon, wie sauer einem das Wohnen in einer eisigen Dachkammer fiel, wie ihr zumute war, wenn sie früh mit steifen Gliedern erwachte und die Wunden an den Händen von der Arbeit des vergangenen Tages oder Frostbeulen sie schmerzten. — Sie trippelte unruhig hin und her und setzte schließlich den Finger an den Druckknopf der elektrischen Klingel, worauf ein langes Lärmsignal erfolgte: Ach, wenn sie nur nie geklingelt hätte! Sie zog den Schal fester um sich und schob den leeren Korb, ohne den sie nie auszugehen pflegte, höher hinauf auf den Arm.

Die Entreetür wurde leise geöffnet, so daß eine kleine Spalte entstand. Das Dienstmädchen mit wirrem Stirnhaar und einem über die Schulter fallenden Zopf bewegte den Kopf in der Türritze. Nackte Arme hielten das ausgeschnittene Hemd über der Brust zusammen. „Ich möchte gern" — Madame Bang streichelte den Türpfosten — „Ich wollte gern den Herrn Rechtsanwalt . . ." Das Mädchen hatte vor Erstaunen weit den Mund geöffnet: „Du Grundgütiger, daß man nicht einmal zur Nachtzeit vor Bettelweibern Ruhe hat," klang es ihr entgegen. „Es ist doch kaum glaublich". Das Mädchen hatte glühende Wangen bekommen und wollte die Tür zuwerfen, doch Madame Bang legte eine Hand auf ihren Arm. „Ach entschuldigen Sie nur — einen Augenblick. Sie können ja die Sicherheitskette vorlegen, ich komme nicht um zu betteln, sondern hätte nur gern den Herrn Rechtsanwalt gesprochen, und es kommt darauf an, daß ich die erste bin." Die letzten Worte waren geflüstert, und sie hatte den Kopf vertraulich der Türritze genähert. „Ich stehe

Digitized by Google

hier nämlich wegen der Freiwohnung im Gürtlerstift, und es ist ja großer Zudrang, wie Sie sich denken können. Ich habe ein bißchen vor der Haustür gewartet und stieg dann, als es zwölf schlug, hinauf. Aber es war furchtbar kalt, doch das tut ja nichts" sagte sie und versetzte sich zur Bekräftigung ihrer Worte einen Schlag aufs Bein. „Ich bitte Sie viele Male um Verzeihung". Das Mädchen zog das Hemd fester zusammen. „Der Herr Rechtsanwalt ist nicht zuhause," sagte das Dienstmädchen.

„Schlafen Sie wohl, Nachteule . . ." Das Mädchen hatte die letzten Worte im dunklen Korridor gesprochen, jedoch auf den Knopf gedrückt, ehe es die Tür schloß, so daß Madame Bang den Rückweg im Hellen zurücklegen konnte.

. . . Sie mußte also warten, bis der Anwalt nach Hause kam, was hier im Hausaufgang nicht schwer fallen konnte. Als sie unten im Vestibül angelangt war, setzte sie sich auf eine Treppenstufe, der Haustür gegenüber, um zu beobachten, wer käme. Sie mußte auf alle Fälle die erste sein. Auf den Steinfliesen draußen schallten Fußtritte und Madame Bang zog sich ängstlich an die Wand zurück. Ein junger Mann mit einer Studentenmütze trat, eine Zigarre rauchend, ein, maß sie von oben bis unten, als glaube er, daß sie gestohlen haben könne, und öffnete langsam wieder die Tür — auf den Ausgang weisend —. Draußen im Freien war es bitterkalt, obwohl es weder stürmte noch schneite. Der Himmel war reich ausgesternt, und auf die Kellerfenster hatte der Frost Palmenblätter gezeichnet, denen des französischen Schals ähnlich, den sie ja versetzt hatte. Das Mondlicht lag auf dem Barbierbecken auf der anderen Straßenseite, sternförmige Eiskristalle funkelten auf dem Pflaster.

Ihre Handgelenke glühten, als habe sie ein heißes Eisen berührt. Aber — es galt auszuharren, ohne Ach und Weh, handelte es sich hier doch um ein Freiquartier mit unentgeltlicher Heizung. Sie ließ sich auf der obersten Steinstufe nieder und lehnte den Rücken an die Hausmauer. Kälteschauer durchrannen sie; doch eine Stütze mußte sie haben, denn vielleicht war die Wartezeit sehr lang. Und als sie ein wenig hin- und hergerückt war, fühlte sie sich wärmer, zumal sie jetzt auch die Zehen bewegte, so daß sie das Blut durch den Fuß pulsieren merkte.

In ein paar Monaten saß sie also in einer warmen Stube und bekam noch dazu monatlich 18 Kronen! Um die Hände zu erwärmen, barg sie die Gelenke unter den Kleiderärmeln. — Seltsam! Wie schläfrig sie die Kälte machte. Ihr Kopf war jetzt so heiß, als säße sie vor einem Kohlenfeuer.

Doch was war das? Sie öffnete halb die Augen und hörte auch die Schläge der Rathausuhr, ohne doch zu erkennen, welche Stunde sie schlug. Da bewegte sie den Kopf hin und her und summte die Melodie des Wächterliedes mit. Die Glockenschläge hallten jetzt stärker durch die Luft, jetzt waren sie ihr ganz nahe und tönten gellend, so daß die Ohren sie schmerzten. Sie sah auf. Wo war sie denn jetzt? Ach; sie saß vor dem Gitter eines großen Gartens, dessen Zaun so stark vergoldet war, daß die Augen geblendet wurden. Der Garten aber war grün und blau, blau von Blumen und grün vom Gras, und am Himmel segelten Schwänen gleich die Wolken, indes die Sonne auf den Zaunlatten spielte! Nicht fern von ihr jedoch stand ein großer Mann, dessen Kinn und Brust von Schnüren weißen Bartes bedeckt wurden, mit dem Schlüsselbund in der Hand. „Schönen guten Tag, Christine," begann er freundlich, und Madame Bang lächelte. Ihr war es, als streichele ihr jemand die Wange, denn seit dem Tode ihres Mannes hatte sie niemand beim Vornamen gerufen. Sie machte einen Knix. „Sind sie vielleicht der Herr Rechtsanwalt?" Doch ihr Gegenüber schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin Petrus." Sie sann nach. „Ja, dann hat es ja keinen Zweck, ich hätte mich gern um die Freiwohnung beworben; haben Sie sie zu vergeben? „Gewiß, in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen!" Und er wies mit der Schlüssel haltenden Hand auf den Garten.

Sie grübelte. Ihr war es, als habe sie diese Worte schon früher einmal, vor langer Zeit, gehört. „Aber," sagte sie, das gesunde Ohr seinem Gesicht nähernd, „ist sie auch völlig umsonst, denn es gibt ja solche, die etwas kosten?" Der Mann schüttelte

Digitized by Google

wieder den Kopf. „Die Wohnung," sagte er, „ist ein für allemal bezahlt." Als sie einen Blick durch das Gartentor warf, sah sie Frauen und Männer, einander an den Händen haltend, drinnen auf und ab spazieren. Die Männer steckten in blendend weißen Hemdsärmeln und gestickten Pantoffeln, die Frauen trugen französische Schals. Es sah aus, als rüste man zu einem Fest. „So ist es hier immer," hörte sie die im Garten Weilenden sagen. Blumenduft und der Geruch von Kaffee strömten ihr entgegen. Sie blickte zu dem hohen Mann an ihrer Seite auf. „Darf ich denn eintreten?" Er nickte. „Ich sagte Dir ja, daß hier viele Wohnungen seien." „Aber findet sich auch eine für mich? Denn die da drinnen sind mir ja zuvorgekommen." „Das hängt von einer Kleinigkeit ab," antwortete er. Sie nickte verstehend und griff in die Tasche nach ihrer Empfehlung. „Ich kenne Ihre Anforderungen ja nicht und hier ist es so fürchterlich fein." Doch die Greisengestalt erwiderte, sich zu ihr hinabbeugend: „Man fordert nur, daß du selbst anklopfest."

Sie starrte ihn eine Weile unsicher an und sagte schließlich: „Aber das kann ja ein jeder". Er lächelte fein und entgegnete ihr: „Dennoch tun es die wenigsten". Sie schlug in die Hände: „Ich will es so gern", entfuhr es ihr, und ihre Worte wurden von Schluchzen unterbrochen: „Wenn ich nur Freiquartier bekomme".

Die Hände tasteten unter den Wollfransen des Schals dem Tor entgegen. Es sprang auf, und im selben Augenblick wurde sie von funkelndem Sonnenlicht überflutet. Sie blinzelte hinein. Aber was war denn das? Es stach sie ja wie mit spitzen Messern. Ein Schauer durchrann sie. Jemand schüttelte ihren Arm . . . „Hallo, Madame, Sie sitzen nicht auf 'ner Promenadenbank, sperren Sie doch die Augen auf."

Aber Madame Bang antwortete nicht, sondern starrte vor sich hin. Über der Straße lag eine dünne Schicht gefrorenen Schnees, und große Flocken fielen. Ein Mann mit einer Laterne in der Hand beugte sich über sie. Sie wollte aufstehen, vermochte es aber nicht. Sie war anscheinend an den Stein festgefroren. Auf der Brust lastete eine feuchte, wohlige Bürde, die sie tief zu atmen verhinderte. Die Haut war wie mit spitzen Nadeln besetzt. Der Mann neben ihr war also Petrus. Bei der Anrede fühlte sie starke Stiche. „Ach, Petrus"... „Petersen heiße ich", erwiderte jener grinsend und hob und senkte die Lampe, um ihr ins Gesicht zu leuchten. „Aber du lieber Gott", rief er aus, „die Frau sieht ja wie eine schmelzende Schneefigur aus! Helfen Sie nur selbst ein bißchen mit, daß wir Sie wieder flottbringen . . . So! Nein doch, Sie dürfen sich nicht steif wie 'ne Tote machen". Sie lächelte vor sich hin. „Aber ich will ja gar nicht weiter; ich will nur ins Tor, ich habe ja Freiquartier gekriegt!" Und ihr Kopf sank an die Mauer zurück. Wie sie da saß, begann alles um sie zu schwinden wie eine Zeichnung, die langsam ausgelöscht wird. „Hier muß Hilfe herbei", dachte der Nachtwächter Petersen und setzte die Laterne auf den Boden, um in die Tasche nach der Pfeife zu greifen. „Aber was schwätzt denn da die Alte?" Er hörte Worte wie: „Ach, wie fein ihr alle seid, aber ich war doch nicht, wie ich glaubte, die erste! . . ."

Früh um sechs Uhr waren alle Spuren der Erfrorenen durch eine dicke Schneedecke verlöscht. Doch das Dienstmädchen des Rechtsanwalts Kemp äußerte beim Lesen der Zeitungsneuigkeit am nächsten Tage: „Der Rechtsanwalt war zwar zuhause, aber ich weiß doch, daß er sich nur ungern im Kartenspiel stören läßt! Und man hat doch Pflichten nach beiden Seiten . . ."

Digitized by Google

Elsässische Frauen.

Von

Tine Luis.

Nachdruck verboten.

Als junges Mädchen machte ich mir oft den Spaß, mich so anzuziehen und zu benehmen, daß ich in Straßburg in den Läden französisch angeredet wurde. Dann antwortete ich deutsch und freute mich an den verdutzten Gesichtern der Verkäuferinnen, die sich geirrt hatten. Auch jetzt kommt es mir noch vor, daß ich in einem bestimmten Hut »mademoiselle« angeredet werde, sonst meistens deutsch. Doch haben sich im allgemeinen die äußeren Unterschiede zwischen der Elsässerin und Altdeutschen etwas verwischt. Das hängt u. a. mit der Pariser Mode zusammen, die immer mehr die natürlichen Körperformen berücksichtigt; auch verstehen die deutschen Frauen es jetzt besser, sich schick anzuziehen. Früher war das anders, man kannte schon von weitem die adrett angezogene Elsässerin im Gegensatz zu der brav und praktisch gekleideten Deutschen. Jetzt ist es schon schwerer für die Verkäuferinnen, gleich herauszufinden, ob sie eine deutsche Professorentochter vor sich haben oder ein elsässisches junges Mädchen. Aber eigentlich wird in den alten Straßburger Geschäften dieses feine Unterscheidungsvermögen vom Personal verlangt. Wer etwas geübt ist, findet die Unterschiede bald, die äußere Erscheinung ist nur ein Anhaltspunkt.

Daß sich die alteingesessene Gesellschaft mit den Zugewanderten noch so wenig berührt, daß fast kein Verkehr zwischen altelsässischen und, sagen wir, neuelsässischen Familien besteht, daran sind wohl hauptsächlich die Frauen schuld. Nach Jahren der Zurückhaltung war es für die Altelsässer, besonders für die Männer, schließlich eine Lebensfrage, daß sie sich der Arbeit an ihrem Land wieder zuwandten, die inzwischen sehr energisch, nicht immer geschickt, aber mit viel gutem Willen von den Deutschen in Angriff genommen worden war. Im öffentlichen Leben, bei gemeinsamer Arbeit für das Land, für dessen wirtschaftliche und soziale Entwicklung, fanden sich Alt- und Neuelsässer, viele kamen gut miteinander aus und lernten sich schätzen. Aber außerhalb des Sitzungssaals, des Kontors, hörten die Beziehungen auf. Die Frauen wurden zunächst von diesen Dingen gar nicht berührt. Sie hielten an den alten Lebensformen fest, sie bezogen ihre Kleider und ihre Anregung aus Paris, verpflanzten französische Anschauungen in ihren elsässischen Kreis, wohin sie nicht immer paßten, die Töchter verheirateten sich nach Frankreich. Man verfolgte die französische Literatur und Kunst, fand und erfand daneben mit großer Begeisterung die elsässische Eigenart, bewunderte sie in ihren wertvollen Erzeugnissen und auch bis zu den simpelsten Gleichgültigkeiten — kurz, man verschanzte sich in ernsthafter und lächerlicher Weise gegen alles „Barbarische", was die „Schwowe" ins Land

Digitized by Google

brachten. Oder — und so erging es der breiteren Masse des Bürgerstandes — da man von dem geliebten Frankreich nicht mehr so bequem wie früher seine geistige Nahrung beziehen konnte und von den anderen nichts nehmen wollte, so behalf man sich mit dem Überbleibsel der alten Bildung, war zufrieden, wenn man gut zu essen und zu trinken hatte, die Kinder brav geraten waren und ließ im übrigen die große Welt ihren Gang gehen. So blieben die elsässischen Frauen hinter den französischen und deutschen zurück.

Da aber die Elsässerinnen verständige und auch praktische Frauen sind, so erging es ihnen wie den Männern, schließlich mußten sie sich wohl oder übel doch darum kümmern, was die deutschen Frauen unterdes in ihrem „Ländel" geschafft hatten. Man kann verstehen, wie schwer es vor allem den Frauen der älteren Generation sein muß, sich der neuen Zeit zuzuwenden. Die Erinnerung an die Grauen des Krieges und der Belagerung, dann die namenlosen Aufregungen in den Familien, die auseinandergerissen wurden, weil die einen das französische Vaterland nicht aufgeben wollten, die anderen in der elsässischen Heimat blieben und bis in die Gegenwart noch die nahen Beziehungen zu Frankreich — all dieser schmerzvolle Zwiespalt in den elsässischen Familien, woran namentlich die Frauen tragen, wird oft unterschätzt. Drum soll man diejenigen, die trotz geheimer Herzensnot die neue Arbeit aufnehmen, besonders achten.

Mancherlei war unterdes geschehen. Die wenigsten elsässischen Frauen hatten und haben eine Ahnung, wie sich die Frauenbewegung in Deutschland entwickelt hat. Als noch die elsässischen jungen Mädchen sehr wohlerzogen in ihr Pensionat gingen, vom Dienstmädchen mit der weißen Haube bis vors Tor begleitet und wieder abgeholt, da bereiteten sich die gleichaltrigen deutschen Mädchen schon zu selbständigem Beruf vor. Die graziösen, gepflegten, weltfremden jungen Elsässerinnen haben einen besonderen Reiz — aber die Welt läßt sich nicht zurückschrauben. Auch sie treten jetzt in die Kämpfe und Konflikte mit alter Tradition, Familienrücksicht, Kastengeist usw., die in Deutschland etwa ein Jahrzehnt und länger zurückliegen. So ist die Welle der Freiheit für die Frau auch bis hierher geflutet. Und noch anderes kam mit ihr, die modernen sozialen Anschauungen. Wohl kaum eine Elsässerin weiß, wo die deutsche Jugend gelernt hat, die z. B. in Straßburg soziale Gedanken verwirklichte, noch ehe einem großen Teil der Bevölkerung die sozialen Probleme überhaupt aufgegangen waren.

In den sozialen Dingen haben die Altelsässerinnen von den Neuelsässerinnen gelernt. Sie hatten sich bisher in ihren zum Teil sehr alten Wohltätigkeitsvereinen betätigt, sie hielten sich in einem gewissen Zusammenhang mit ähnlichen, ethisch sozialen Bestrebungen in Frankreich, manche Neuerung wurde von dort hier eingeführt — aber vieles war doch auf die Dauer unpraktisch und veraltet. Als die neue Armengesetzgebung kam, mußten diese Vereine zum Teil etwas geändert werden. Die Vorstandsdamen kamen mit gleich strebenden eingewanderten Frauen zusammen, um zu beraten und sich gegenseitig zu helfen. Und hier, auf einem Arbeitsgebiet, wo ehrliche Menschenliebe über allerlei Vorurteile siegen kann, fanden sich die sonst so Fremden. Man sah, daß es nicht schlechthin unmöglich war, miteinander auszukommen, ja zu verkehren, man lernte voneinander und hat dann zusammen manches Gute gewirkt. Ich kenne keinen altdeutschen Verein, wo man es nicht mit der größten Freude begrüßte, wenn eine Elsässerin sich für ihn interessiert. Leider

Digitized by Google

werden oft die Renommierelsässerinnen zu sehr als Merkwürdigkeit behandelt, und vor solchen Taktlosigkeiten schreckt manche Elsässerin zurück. In den sehr abgeschlossenen elsässischen Vereinen kommt es nach und nach auch dazu, daß Frauen und Mädchen aus altdeutschen Familien sich betätigen können. Sie werden wohl zuerst mißtrauisch beobachtet, man fürchtet, daß sie germanisieren wollen, meist zeigt sich aber die politische Harmlosigkeit deutlich genug, daß man die gefürchteten Neuen ruhig gewähren lassen kann.

Die allerletzte Zeit hat die Beziehungen der verschiedenen Frauen zueinander vermehrt. Ein Beweis dafür ist der elsaß-lothringische Frauenverband, der am 19. und 20. Oktober zum dritten Mal getagt hat, diesmal in Straßburg. Dem Verband sind angeschlossen: eine Anzahl Berufsvereine, außerdem drei aus altelsässischen Kreisen hervorgehende Frauenvereine des Oberelsaß, ein paar Straßburger Vereine mit mehr altdeutscher Färbung und einige andere, im ganzen 15 Vereine. Man hat sich gefunden in der gemeinsamen Hingabe für das Wohl der Frau, in dem Bestreben über die Frauensache hinaus der Allgemeinheit zu dienen. Ein Haupthindernis im Verkehr untereinander, die Schwierigkeit mit der Sprache soll dadurch überwunden werden, daß in den Diskussionen Deutsch und Französisch gesprochen werden kann.

Man muß sich hüten, aus dem erfreulichen Bestehen dieses elsaß-lothringischen Frauenverbandes allzu weitgehende Schlüsse zu ziehen und an eine große Verschwesterung aller bisher fremden Elemente zu denken. Das ist nicht der Fall. Gewisse Kreise sind von der neuen Bewegung doch nicht erreicht worden, sowohl in der elsässischen Bourgeoisie als unter den Altdeutschen. Und selbst die Frauen, die sich bei der Beratung, beim Anhören eines Vortrags treffen, finden sich noch nicht ohne weiteres auch im privaten Leben zusammen. Dazu fehlen zu sehr auch noch andere Berührungspunkte in häuslichen Gewohnheiten, in Wissen und Bildung, in der Kindererziehung usw.

Man kann diese Verschiedenheiten nichtige, kleine Hemmungen nennen — aber es scheint doch, daß sie recht wichtig sind, denn nicht allzu viel wirklich freie Menschen gibt es, die sich darüber hinwegzusetzen vermögen. Man kann sich stundenlang über diese Verschiedenheiten unterhalten voll Verwunderung und Entsetzen. Die Norddeutschen essen Salat mit Zucker — schrecklich — die Elsässer tun an fast alle Speisen Zwiebeln und verwenden viel Knoblauch — furchtbar — von den elsässischen Dienstmädchen behauptet man, sie seien unsauber, und von den deutschen Frauen sagt man, sie seien steif und hätten scharfe Stimmen; man findet es unbegreiflich, daß viele elsässische Herren „geklebte" Schlipse tragen, und auf der anderen Seite findet man das „Mahlzeit"sagen lächerlich. Man kann auch einzelne Menschen herausgreifen und sie einander gegenüberstellen, z. B. die sparsame Subalternbeamtenfrau mit dem langen Titel, die sehr billig einzukaufen weiß und ihre Haushaltung sehr nüchtern und sehr sauber führt — und die behagliche Bürgersfrau, Madame Muller, die tripes à la mode de Caen mit allem Raffinement zu kochen versteht und elsässischen Hasenpfeffer und sonst noch viel schmackhafte Dinge, die aber in den Winkeln ihrer Wohnung nicht gar zu genau nachsieht. Oder eine sportfrohe Offiziersdame — und eine empfindsame Elsässerin des ästhetischen Milieus. Doch diese Typen bilden auch anderswo Gegensätze, nicht nur im Elsaß. Zum Glück gibt es auf beiden Seiten Frauenarten, die sich wohl nach und nach auch im persönlichen Leben berühren werden.

Digitized by Google

Das Elsaß hat seit Jahrhunderten so viel Neues und Fremdes in sich aufgesogen und verarbeitet — es wird nach diesen unfruchtbaren Jahren des Zwiespaltes auch wieder freie echte Elsässerinnen hervorbringen, die des Volkes tüchtige Eigenarten besitzen, das selbstbewußt und stolz sich fühlt von der großen Revolution her. Die Neuelsässerinnen werden das Erbe der französischen Kultur vereinen mit jungem, deutschem Aufschwung.

Hohe Lieder eines indischen Sängers.[1])

Von

Katharina Scheven.

Nachdruck verboten.

Vor kurzem ist unter dem Titel „Hohe Lieder" ein Band lyrisch-religiöser Dichtungen des mit dem Nobelpreis gekrönten bengalischen Dichters, Rabindranath Tagore, in feinsinniger deutscher Übersetzung von Marie Gothein erschienen. Um der künstlerischen Produktion dieses Mannes gerecht zu werden, muß man eigentlich den Mutterboden kennen, dem er entstammt, und mit dem er in seinem Fühlen und Denken innig verwachsen ist, den Mutterboden der vedischen Philosophie. Wie eine Palme, die mit ihren Wurzeln aus den Quellen in der dunklen Tiefe ihre Nahrung saugt, während sie ihr gefiedertes Haupt der sengenden Tropensonne entgegenstreckt, so wurzelt Rabindranath Tagore in der uralten Weisheit seiner Väter, die ihm geheime Kräfte zuführt, während er selbst im modernen Leben steht, und die Forderungen des Tages ihn umtoben.

Rabindranath Tagore ist keine plötzlich auftauchende Erscheinung. In seinem Vaterland Bengalen ist der Strom der Tradition nie ganz unterbrochen gewesen. Im 19. Jahrhundert war es die Heimat Rama Krishnas, Svami Vivekanandas, Keshub Chunder Sens, heiliger Männer in des Wortes wahrster Bedeutung, die die alte indische Weisheit von dem überwuchernden Aberglauben zu reinigen suchten und ihr darbendes Volk zu den lebendigen Quellen seiner alten wunderbaren Religion zurückführen wollten, die sich vor 3000 Jahren aus den metaphysischen Tiefen seines eignen Gemütes entfaltet hatte.

Rabindranath Tagore gehört in diese Entwicklungsreihe. In ihm ist ein Dichter entstanden, der diese Aufgabe mit künstlerischen Mitteln zu lösen sucht. In wundervollen Poesien läßt er die Sehnsucht seiner Seele nach der Vereinigung mit dem Höchsten, der für ihn ein Namenloser ist, ausströmen. Das Sehnen des indischen Volkes nach religiöser Befriedigung beherrschte als eine quälende Sorge um das Seelenheil das ganze indische Mittelalter, das von 600 v. Chr. bis etwa 1000 n. Ch. zu setzen ist. Es brachte die Vedantaphilosophie, den Buddhismus, und noch viele andre Sekten und Philosophien hervor, die alle in der Abkehr des

[1]) Rabindranath Tagore: Hohe Lieder, deutsche Nachdichtungen von Marie Luise Gotheln, Leipzig 1914 bei Kurt Wolff. 8°. 3,50 *M*.

Digitized by Google

Willens vom Leben, in der Abtötung der Begierden und der Entsagung den Weg zur Erlösung erkannten. Das Dogma von der Seelenwanderung und die Karmanlehre hatten diese Verdüsterung des indischen Gemüts verursacht. Diese Verdüsterung und Weltabgewandtheit erklärt das nationale Geschick des einst so kriegerischen indischen Volkes. Es verlor seine Expansionskraft und wurde die Beute der einbrechenden rationalistischen Eroberer, turkotatarischer Dynastien und später der Engländer.

In der Tiefe seines Gemüts aber bewahrte das indische Volk auch unter fremder Herrschaft sein ungestilltes metaphysisches Bedürfnis. Es ließ sich vom Neu-Brahmanismus, der nach der Ausrottung des Buddhismus im 11. Jahrhundert wieder zu allgemeiner Geltung gelangte, zum Schiwa- und Wischnudienst zurückführen. Nachdem es schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung metaphysische Tiefen der Erkenntnis erreicht, in die für uns erst durch Kant und Schopenhauer Lichtstrahlen gefallen sind, nachdem es in den Upanishaden die Existenz der Götter geleugnet und den formalistischen Opferdienst als zwecklos erkannt hatte, sehen wir es heute zur Priesterknechtschaft, zur Sektiererei, zum wildesten Aberglauben zurückgeführt.

Dem gebildeten modernen Inder, der seinen Geist zugleich auf englischen Schulen und an der Philosophie seiner Väter gebildet hat, muß das Herz vor Weh und Beschämung schwellen, wenn er sein armes, in Unwissenheit dahinlebendes Volk in regem Götzendienst befangen sieht, noch ebenso angstvoll bemüht, durch äußere Verrichtungen den Weg zur Erlösung zu finden wie vor 3000 Jahren, bereit, sein letztes Reiskorn dem Brahmanen hinzugeben, der für das Volk den Zugang zu den Göttern verschlossen hält und durch Opfer und Ritus das Gebet des unkundigen Mannes vor den Thron der Götter zu bringen hat.

Ihnen ruft der Dichter zu:

„Laß dies Stimmen und Singen und Sagen des Rosenkranzes! Wen betest Du an in diesem einsamen dunklen Winkel des Tempels, in dem verschlossenen Tor?

Öffne die Augen, und sieh, Dein Gott ist nicht vor Dir.

Er ist dort, wo der Pflüger den harten Grund pflügt, wo der Steinklopfer Steine bricht. Er ist mit ihnen in Sonne und Regen und wo sein Kleid bedeckt ist mit Staub. Leg ab Deinen heiligen Mantel und komme herab mit ihm auf den staubigen Boden.

Befreiung? Wo ist die Befreiung zu finden? Unser Meister hat freudig die Bande der Schöpfung auf sich genommen; er ist mit uns für immer gebunden.

Komm heraus aus Deiner Betrachtung, laß Blumen und Weihrauch beiseite! Was schadet es, wenn Deine Kleider zerreißen und fleckig werden? Gehe ihm entgegen, stehe bei ihm in der Arbeit, im Schweiß Deiner Stirne."

Also nicht zurück zur Askese, zur tatenlosen Kontemplation, zur Weltverneinung will der Dichter sein Volk führen, sondern zur Arbeit, zur Bejahung des Lebens, wie er sie bei dem Herrenvolk der Engländer kennen gelernt hat. Ach, das arme indische Volk hat immer gearbeitet, aber dieser Arbeit fehlte der Adel, die befreiende Macht. Sie war es, die ein neues Karman um den Menschen wob und ihn einflocht in endlose Kausalketten, die ihn versklavte zu ewiger Wanderung in irdischen Leibern. Von ihr befreien konnte sich nur, wer zugleich alles Begehren aufgab und als Bettler umherzog. O, das war schwer! Nur wenige konnten um diesen Preis die Er-

Digitized by Google

lösung erlangen. Hier aber erklingt ein neuer Ton. Gott ist mit dem Arbeiter. Die Arbeit entfernt uns nicht von ihm, sie führt uns ihm zu. Nicht durch Gebet und Bußübung in dunklen Tempelhallen kommt ihr zu ihm, ihr Armen, die ihr Hunger leidet, um das Lingamidol mit Butter salben zu können, draußen auf dem Feld unter eurer glorreichen Sonne, wenn euch der Schweiß von der Stirne tropft, ist Gott bei euch. Fasset ihn nur!

Für den Indienreisenden ist es eins der größten Erlebnisse, in den riesigen Tempelanlagen Südindiens, besonders in Madura, die fanatisierte Menge bei ihrem phantastischen Kult zu beobachten. Des Abends, wenn der Tempel von Zehntausenden von Öllämpchen beleuchtet ist, und eine ungeheure Menge von Pilgern und Brahmanen sich in ihm drängt, wenn die fratzenhaften Götterbilder von den Wänden auf uns heruntergrinsen und weiße frei umherziehende heilige Rinder aus den dunklen Gängen auftauchen, während fliegende Hunde mit lautlosem Wehen über unsern Köpfen hinhuschen und der Geruch der massenhaft sterbenden Blumen und der ranzig gewordenen geschmolzenen Butter die Luft verpestet, dann wird man inne, daß es not tut, dem indischen Volk die Fesseln der Priesterherrschaft abzunehmen und ihm seinen Gott draußen zu zeigen, in der herrlichen, gewaltigen Tropennatur, die mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit die Arbeit fleißiger Hände lohnt.

Der Fluch des Kastenwesens hat in Indien keine Gesellschaftsentwicklung in unserm Sinne zugelassen. Er schmiedet die Individualität in unzerreißbare Fesseln und läßt keine sozialen Gefühle aufkommen. In keinem Lande der Welt sind die untersten Schichten so verachtet wie in Indien, das sie zu Kastenlosen, zu Unreinen stempelt. Auch sie sind dem Dichter verehrungswürdig, denn auch in ihnen erblickt er Verkörperungen der Gottheit.

„Wenn ich versuche, mich zu Dir zu neigen, kann mein Haupt nicht die Tiefe erreichen, wo Deine Füße ruhn, unter den Ärmsten und Niedersten, den Verlorenen.

Stolz kann niemals sich nähern, wo Du umhergehst in den Gewändern der Demütigen, unter den Ärmsten und Niedersten, den Verlornen...."

Noch sozialrevolutionärer ist der Hymnus, mit dem er das schwächste und abhängigste Glied der indischen Gesellschaft, das Weib, das kindliche indische Weib, zur Selbstbefreiung aus unwürdigen Banden, zum Kampf um seine Menschenwürde aufruft. Die Situation ist echt indisch, ähnlich wie in „Der Gott und die Bajadere". Der Gott kommt zum Weibe als ein Liebender und läßt ihr als Morgengabe sein mächtiges Schwert.

„Das junge Licht des Morgens kommt durch das Fenster und breitet sich über das Bett aus. Die Morgenvögel zwitschern und fragen: ‚Weib, was hast Du gefunden'?

Nein, es ist nicht Blüte, nicht Weihrauch, und nicht ein Gefäß mit duftendem Wasser — es ist Dein schreckliches Schwert.

Ich sitze und sinne dem Wunder nach, was heißt diese Gabe von Dir? Ich finde keinen Platz, wohin ich es berge. Ich schäme mich, es zu tragen, schwach wie ich bin, es verletzt mich, wenn ich an den Busen es drücke. Doch werde ich im Herzen tragen die Ehre der Schmerzenslast dieser Gabe von Dir.

Von nun an soll keine Furcht der Welt in mir sein, und siegen sollst Du in allen meinen Kämpfen. Du ließest den Tod als meinen Gefährten und ich will ihn krönen mit meinem Leben. Dein Schwert ist mit mir, um meine Bande entzwei zu schneiden, und keine Furcht der Welt soll in mir sein.

Digitized by Google

Von jetzt an entlasse ich allen eitlen Schmuck, Herr meines Herzens, nie mehr will ich warten und weinen in Winkeln, kein scheues sanftes Benehmen mehr. Du hast mir Dein Schwert zum Schmuck gegeben — kein Puppenschmuck ist mehr für mich!"

Wie schade, daß in Indien von 120 Millionen Frauen nur 200000 lesen können.

Aber der indische Dichter ist ein sozialer Reformator hauptsächlich weil er ein Gottsucher ist und sein ganzes Volk zu wahrer Religiosität führen möchte. Nicht im Sinne der altindischen Philosophie, die durch Askese zur Erkenntnis führen wollte, sondern vielmehr im Sinne Jesu Christi, der uns das liebende Erfassen, die rückhaltlose Hingabe lehrt. Er ist, was Max Müller von Rama Krishna gesagt hat, »more a lover than a knower«. Und er ist es nicht aus Schwäche der philosophischen Erkenntnis, sondern weil er in der Liebe den mächtigen Hebel zu allem Guten, das eine, was not tut, erkennt.

Er läßt uns teilnehmen an den inneren Kämpfen, in die das Weltleben seine Gottessehnsucht verstrickt.

„Daß ich Dich brauche, nur Dich, soll mein Herz wiederholen endlos. Alle Wünsche, die mich zerreißen Tag und Nacht, sind nichtig bis auf den Grund.

Wie die Nacht in ihrem Dunkel den Drang nach Licht birgt, so erklingt aus der Tiefe des Unbewußten der Schrei: Ich brauche Dich, nur Dich!

Wie der Sturm sein Ziel im Frieden sucht, wenn er den Frieden bekämpft mit all seiner Macht, so schlägt mein Aufruhr gegen Deine Liebe, und doch ist mein Schrei: Ich brauche Dich, nur Dich!"

Er fleht um den Regen der Gnade für sein hartes, verdorrtes Herz. Wunderbare Bilder entnimmt er der wilden gewaltigen Natur seines Landes, der phantastisch bunten Welt der indischen Kultur, dem geheimnisvoll abgeschlossenen Familienleben des indischen Volkes.

„Laß die Wolke der Gnade schwer niederhängen wie der tränende Blick der Mutter am Tage des Zornes des Vaters."

Wir sind Zeugen seiner inneren Entwicklung. In unbefriedigter Sehnsucht fühlt er sich wie ein Bettlermädchen, das am Straßenrand sitzt, erzitternd in Scham und Stolz, da es in seinen Träumen auf den König wartet, der vorüberkommen und es in seinen glänzenden Wagen heben soll. Schamerfüllt gesteht er ein, daß sein Herz schmerzt, wenn er die Fesseln der irdischen Lust brechen will. Er fühlt sich als ein Gefangener im eignen Schatzhaus, der an seinen eignen Ketten schmiedet. Da kommt der Tag der Erleuchtung. Unerwartet und ungebeten trat der König in sein Herz ein und drückte sein Siegel der Ewigkeit auf den flüchtigen Augenblick seines Lebens. Jubelnde Freude zieht in sein Herz ein.

„Laß alle Spannung der Freude austönen in mein letztes Lied — Freude, die die Erde überfließen macht in schwellenden Massen des Grases, Freude, die Leben und Tod als Zwillingsbrüder setzt, Freude, die über die weite Erde tanzt und sich in den Sturm mischt, alles Leben durchrüttelnd und schüttelnd mit Lachen, Freude, die still in Tränen auf rosigem Lotos der Pein ruht, Freude, die alles, was sie besitzt, in den Staub wirft und kein Wort kennt."

Es tut wohl, aus dem Lande der ewigen Melancholie, dem Todessehnsucht jahrhundertelang als Leitmotiv dichterischen Schaffens gedient hat, einen Klang freudigen pantheistischen Lebens- und Kraftgefühls zu vernehmen.

Sein Gott verlangt keinen Verzicht auf die Güter des Lebens, nur daß all unser Begehren zu Früchten der Liebe reift. Daß aber Rabindranath trotz dieser

Digitized by Google

Lebensbejahung ein echter Inder ist, zeigt uns seine Auffassung des Todes, der für ihn nicht Verklärung, auch nicht Vernichtung, sondern Verwandlung bedeutet.

„O, Du letzte Erfüllung des Lebens, Tod, mein Tod, komm, flüstre mir zu!

Tag um Tag hab ich gewartet auf Dich, für Dich trug ich die Freuden und Schmerzen des Lebens. Alles, was ich bin und habe und hoffe und all meine Liebe flossen immer zu Dir in tiefem Geheimnis. Ein letzter Blick Deiner Augen, und mein Leben wird immer Dein eigen sein.

Die Blumen sind alle gepflückt, und der Kranz ist bereit für den Bräutigam. Nach der Hochzeit verläßt die Braut ihr Heim, ihren Herrn zu treffen allein in der Einsamkeit der Nacht."

Leben und Tod sind ihm nicht wesensverschieden. Als uns eine geheimnisvolle Macht ins Leben rief, und das Unerforschbare, das ohne Namen ist, uns in Gestalt unsrer Mutter in seinen Arm nahm, da fühlten wir uns heimisch auf der Welt. So wird auch der Tod uns nicht erscheinen als ein Fremder, sondern als immer gekannt. Der in der indischen Philosophie wurzelnde Schopenhauer drückt diesen Gedanken aus mit den Worten: Nach dem Tode wirst Du sein, was Du vorher warst, und der Sänger der Mundaka Upanishad findet folgendes Bild dafür:

Wie Ströme rinnen und im Ozean,
Aufgebend Name und Gestalt, verschwinden,
So geht, erlöst von Name und Gestalt,
Der Weise ein zum göttlich höchsten Geiste.

In dem vorletzten Hymnus, den man „das Unbewußte" überschreiben möchte, weht der uralte mystische Geist der Veden in voller Reinheit, denn an diesem Problem können die Jahrtausende nichts ändern, da es jenseit der Grenzen unsrer Erfahrung liegt.

„Ich rühmte mich unter den Menschen, daß ich Dich kannte. Sie sehen Dein Bild in allen meinen Werken. Sie kommen und fragen: Wo ist er? Ich weiß keine Antwort für sie. Ich spreche: Ich kann es nicht sagen. Da tadeln sie mich und gehen voll Hohn. Und du sitzest lächelnd.

Ich legte mein Wissen von Dir in dauernde Lieder. Und das Geheimnis von Dir entströmte meinem Herzen. Sie kommen und fragen: Was ist ihr Sinn? Ich weiß keine Antwort für sie. Ich sage: Wer weiß, was ihr Sinn ist? Sie lachen und gehen in äußerstem Hohn. Und Du sitzest lächelnd."

Es ist dieselbe Stimmung, die in den Veden waltet, die den Frommen der vedischen Zeit vom Brahman sagen ließ, „daß die Worte vor ihm umkehren und das Denken, nicht findend ihn." Noch heute können wir trotz aller unserer naturwissenschaftlichen und philosophischen Fortschritte nicht mehr von ihm sagen. Auch wir müssen einstimmen in das große neti — neti des indischen Weisen, das er zur Antwort gab, wenn die Schüler ihn danach fragten. Es heißt: nein — nein! Stets und in alle Ewigkeit wird dieses Höchste, Unaussprechliche nur gefühlsmäßig, durch inneres Erleben erfaßt werden können.

„Nicht durch Reden, nicht durch Denken,
Nicht durch Seh'n erfaßt man ihn,
Er ist — durch dieses Wort wird er
Und nicht auf andre Art erfaßt,

singt der Verfasser der Kathaka Upanishad, und Jesus Christus fordert, daß wir werden sollen wie die Kindlein, sonst können wir nicht in das Reich Gottes kommen.

Digitized by Google

In unserer materialistischen Zeit, wo die Naturwissenschaft ihr Herrschaftsgebiet über den ganzen Menschen ausdehnen möchte, müssen wir es freudig begrüßen, wenn uns in moderner künstlerischer Gestalt der Geist altarischer Religiosität, der in Indien noch einzelne hervorragende Individuen in vollem Flusse durchströmt, zugänglich gemacht wird. Wir fühlen hier Geist von unserem Geist — und Blut von unserem Blut, metaphysische Verwandtschaft, die durch die jahrtausendelange Trennung nicht erloschen ist.

Die tiefe Religiosität, die fast christliche Mystik des indischen Sängers müssen selbst dogmatisch gläubige Christen von der Wahrheit überzeugen, daß es zwar viele Arten des Glaubens, aber nur eine Religion gibt: die Sehnsucht unseres innersten Wesens nach der Vereinigung mit Gott. Ob wir ihn Brahman nennen oder Jehovah, bleibt sich gleich — Name ist Schall und Rauch — Gefühl ist alles!

Stumme Märtyrerinnen.

Eine Entgegnung von W. Bromme, Lübeck.

Nachdruck verboten.

Vorbemerkung der Redaktion.

Wir veröffentlichen diese Äußerungen des Arbeiters Bromme, mit denen wir selbstverständlich weder in den politischen Anschauungen noch in der Auffassung wichtiger sozialer Probleme — z. B. des Geburtenrückgangs — übereinstimmen, unverkürzt und ohne unsererseits, sei es berichtigend, sei es kritisch, irgendwie dazu Stellung zu nehmen. Sie gelten uns lediglich als Dokument gewisser typischer Anschauungen in Arbeiterkreisen und insofern als eine auch weitere Schichten interessierende Ergänzung seines biographischen Buches. D. R.

„Im Februar 1909 erschien in der „Frau" unter obiger Stichmarke ein Artikel von Alice Salomon, der sich u. a. auch mit meinen Familienverhältnissen beschäftigte, soweit ich diese in meinem bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen Buche „Lebensgeschichte eines modernen Fabrikarbeiters" geschildert hatte. In der Hast der Redaktionsarbeit — ich war damals an der „Dortmunder Arbeiterzeitung" tätig — las ich den mir von einer Frankfurter Dame zugesandten Artikel nur flüchtig. In manchen Teilen stimmte ich den Ausführungen Alice Salomons ohne weiteres zu, in anderen — namentlich wo sie mein persönliches Verhältnis zu Frau und Kindern berührte — empfand ich lebhaften Widerspruch. Ich hatte schon damals die Absicht, mich in einer Polemik zu dem Artikel zu äußern. Leider wurde durch Arbeitsüberlastung und durch meine Übersiedelung nach Lübeck nichts daraus. Vor kurzem kam mir nun beim Suchen nach einer Broschüre jenes Februarheft der „Frau" wieder in die Hände. Ich las den Artikel „Stumme Märtyrerinnen" nochmals und korrespondierte mit der mir befreundeten Frankfurter Dame, die sich bereit erklärte, meine Entgegnung noch jetzt der Redaktion der „Frau" zu übermitteln. Da die Frage, um die es sich handelt, nicht veraltete, so unternehme ich es jetzt nach $3^1/_2$ Jahren noch darauf zurückzukommen. Zunächst fiel mir auf Seite 266 der „Frau" Jahrgang 1909 folgender Satz auf:

Digitized by Google

„Es ist ganz merkwürdig, wirft aber auch ein helles Schlaglicht auf die Beziehung der Geschlechter in den besitzlosen Klassen, daß alle, die am besten über das Lebensschicksal dieser schweigsamen Schar Aufschluß geben könnten, daß die Arbeiter selbst diese Fragen (über das innere Leben der Frauen. Anm. d. V.) fast nie gestellt und beantwortet haben. Obgleich die in den letzten Jahren veröffentlichten Arbeiterbiographien in das Schicksal der Proletarierfamilie hineingeleuchtet haben, ist darin das Leben der Frauen nirgends unter solchen Gesichtspunkten behandelt. Für diese Männer, die uns so tief in ihre eigene Psyche haben blicken lassen, erschöpfen sich die Betrachtungen über ihre Frauen im allgemeinen darin, festzustellen, was die Frau für ihr Leben bedeutet hat — und meist war das nicht eben viel."

Darin hat Alice Salomon recht. Ich bin in meinem Buche nicht näher darauf eingegangen, weil der Anfang meines Manuskriptes — das ursprünglich mit der Autobiographie eines süddeutschen Parteigenossen von mir in einem Bande erscheinen sollte — ohnehin schon bedenklich anschwoll. Herr Göhre hat bekanntlich meine Arbeit um ein Drittel gekürzt. Und dann kommt hinzu, daß der ungelernte Arbeiter, der jahrein jahraus schwer arbeiten muß, psychologisch selten so geschult ist, daß er das Leben seiner Frau in seiner ganzen Tragik erfaßt. Namentlich in Kleinstädten und auf dem Lande, wo die Höflichkeit der Großstädter und der gebildeten Kreise — in bezug auf die Galanterie gegen Damen — so gut wie unbekannt ist, kommt es dem Arbeiter tatsächlich oft gar nicht in den Sinn, daß die Gefährtin, die an seiner Seite leben muß, noch besondere Ansprüche auf Hochachtung hat. Aber dafür ist nicht der Arbeiter verantwortlich zu machen. Diese Nichtbeachtung der Frau wurzelt tiefer. Es heißt ja schon in der Bibel, daß die Frau dem Manne untertan sein soll. Und dann hörte der Volksschüler im Geschichtsunterricht wieder, daß die „immer noch eins trinkenden alten Deutschen" in der Hauptsache die Frauen für sich arbeiten ließen. Diese Knechtschaft der Frau hat sich in den unteren Schichten fortgeerbt bis auf den heutigen Tag. Sogar von der höchsten Stelle aus ist gewünscht worden, daß die Frau aufgehen soll in der stillen Arbeit für Haus und Familie. Wenn so die höchsten Kreise am Althergebrachten festhalten wollen und dem Fortschritt keine Konzessionen machen, so wirkt das natürlich erst recht auf die dumpf dahinvegetierende Masse der Fabrik- und Landarbeiter. Man muß es gesehen haben, wie roh und brutal das weibliche Dienstpersonal auf dem Lande von den Bauern behandelt wird, wie langschläferige Dienstmädchen oft mit kaltem Wasser oder Schlägen aus den Betten geholt worden sind, wie in den Quartieren der Wanderarbeiter Männer, Frauen, Burschen und junge Mädchen in einem Raume zusammengepfercht werden. Und auch in den Städten, auch in der Industrie können die Arbeiterinnen ein Lied davon singen. Ich habe ja auf Seite 217 meines Buches auch an einem Falle gezeigt, was die Unternehmer mitunter von ihren weiblichen Arbeitskräften alles verlangen. Ist es dann ein Wunder, wenn der über den konventionellen Umgang mit Menschen nicht unterrichtete Arbeiter das von seiner Frau als selbstverständlich hinnimmt, wofür er ihr eigentlich danken müßte, und wenn er, der aus Mangel an Geldmitteln seiner Frau nichts bieten kann, abstumpft und gleichgültig gegen sie wird. Und wenn er dann in Ausnahmefällen denkt, wie der aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrte Grenadier in dem Gedicht von Heinrich Heine: „Was schert mich Weib, was schert mich Kind!" Gewiß, es ist ein stummes Martyrium, das diese Frauen der unteren Volksschichten vielfach erdulden. Das sehe ich, da ich inzwischen psychologisch feinfühliger geworden bin, ohne weiteres ein.

Meiner Mutter ist das gleiche Schicksal zuteil geworden, wie der Mutter Karl Fischers, auf die Alice Salomon in ihrem Artikel ebenfalls zu sprechen kam. Auch meine Mutter war eine feinere Natur — der ich meine geistige Beweglichkeit in der Hauptsache zu danken habe — die in der Ehe zu einem entbehrungsvollen, freudlosen Dasein verurteilt war und die sich buchstäblich die Schwindsucht „an den Hals geärgert" hat. Auch ich wende auf sie das Dichterwort an:

„Weit hinter ihr, im wesenlosen Scheine,
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine."

Digitized by Google

Nun zu dem Teil des Artikels Alice Salomons, der über meine Frau handelt. Die lange Zeit, die seit dem Erscheinen vergangen ist, rechtfertigt es, daß ich die markantesten Stellen den verehrten Leserinnen ins Gedächtnis zurückrufe. Alice Salomon schrieb auf Seite 269 der „Frau", Jahrgang 1909:

„Um so vielsagender ist dieses Lebensbild der Frau eines intelligenten, modernen, aufgeklärten Arbeiters, die, während er sein Leben mit tausend Interessen neben der Arbeit erfüllt, stumpf und dumpf neben ihm dahinlebt, mit dem Schicksal zerfallen und verzweifelt — ohne Glauben an eine bessere Zukunft und ohne Hoffnung. Ein Leben ohne irgendwelchen geistig-seelischen Inhalt — an der Seite eines Mannes, der Darwin liest, über Zola, Tolstoi und Hauptmann mit einem Freunde korrespondiert, der im Gefängnis Wallenstein liest, und die Rekonvaleszenz nach einem leichten Unfall als genußreiche Zeit bezeichnet, weil er sich an der Natur freuen und in Bebels Schriften vertiefen kann.

Hier entsteht die Spannung im geistigen Leben der Geschlechter, die wir in unseren Kreisen zu lösen versuchen, von neuem; hier verstärkt sie sich, wird sie gefährlicher, unheilvoller. Denn wo die äußeren Verhältnisse den Mann die Ehe so leicht als drückende Last empfinden lassen, da sind geistig-seelische Beziehungen doppelt nötig, um ihn an die Frau zu ketten. Und wo die Gemeinschaft mit dem Mann der Frau kein Glück und keine Seligkeit bringt — denn das Seligwerden durch Kinderzeugen kann doch für diese Frauen keine Geltung haben — da ist es doppelt verhängnisvoll für sie, wenn sie ausgeschlossen bleibt von allem, was den Mann über den Alltag hinausträgt und ihm den Glauben an eine bessere Zukunft erweckt."

Soweit Alice Salomon. Ihre Schlußfolgerungen sind zweifellos richtig. Aber will sie mich verantwortlich machen für den erbärmlichen Volksschulunterricht, der meiner Frau in der altenburgischen Dorfschule zuteil geworden ist, und dafür, daß meine Frau nicht die geistige Kraft und die Zeit gefunden hat, das nachzuholen, was die Volksschule an ihr versäumt hat? Sie, die vom 12. Lebensjahre ab ihr Brot selbst verdienen mußte, die neun Kinder zur Welt brachte und heute noch sechs im Hause hat. Nur die Frau, die ein solches Leben selbst mit durchkämpfte, weiß, was das zu bedeuten hat. Ein Martyrium. Es tut mir sicher weh, daß meine Frau nicht an meinen geistigen Gütern teilnahm. Bei der Lektüre von Darwin, Bebel, Tolstoi und Zola bin ich nicht stehengeblieben. Ich habe seitdem viele Hunderte von Büchern und Broschüren gelesen. Mein gegenwärtiger Beruf erfordert das. Ich müßte zahllose Namen der Weltliteratur aufschreiben, wollte ich alle nennen, in die ich mich seit dem Erscheinen meines Buches vertieft habe. Meine Frau hat Gelegenheit, Bücher zu lesen. Aber die Zeit fehlt ihr, das zu tun und mir, sie zu lehren. Ich muß jede freie Minute ausnutzen, um mir durch Vorträge oder schriftstellerische Arbeiten einen Nebenverdienst zu schaffen, um meine starke Familie ausreichend unterhalten zu können. Von meinem Gehalt kann ich keinen Pfennig an mich selbst verwenden. Die Bedürfnisse des Menschen wachsen. Über die Zeit des Kinderzeugens bin ich hinaus. Was dem Fabrikarbeiter der Kleinstadt nicht zur Verfügung stand — ein wirksames Mittel gegen die Konzeption — in der Großstadt habe ich es gefunden. Und es sind der Lichtblicke und glücklichen Stunden im Kreise meiner Famile mehrere geworden als zu jener Zeit, da ich mein Buch schrieb.

Was mich aber mitunter noch in stillen Stunden bedrückt, das ist tatsächlich die etwas mangelhafte geistig-seelische Gemeinschaft zwischen mir und meiner Frau. Und ich finde Aussprüche empörend wie den, den ich vor noch nicht langer Zeit von einem Bekannten hörte, der da sagte: „Ich betrachte jede Frau, auch meine eigene, nur als Geschlechtsobjekt."

Alice Salomon wunderte sich dann, daß das Triebhafte und die sexuellen Bedürfnisse in meinen Veröffentlichungen keine erhebliche Rolle spielten und hob hervor, daß meine Ehe weder durch Neigung und Liebe, noch durch Leidenschaft und Trieb, sondern auf dem Wege über das Kind zustande kam. Vielleicht war die Ursache zu meiner Ehe, weil es mir wehtut, wenn ein Kind Mangel leiden muß, — daß ich selbst kein Kind als unehelich in ein freudeloses Leben setzen wollte. Aber Trieb war doch auch mit dabei. Mag dem sein, wie ihm will, das lange Zusammenleben zweier Menschen führt dazu, daß sie sich gegenseitig verstehen und lieben lernen. Wenn weder Liebe noch Leidenschaft, sondern das Kind und der Trieb vor 18 Jahren zu meiner Ehe führten, so ist die Liebe doch ganz von selbst dazu

Digitized by Google

gekommen. Und wenn ich in meinem Buche die geschlechtlichen Beziehungen „nüchtern, farblos ohne Innigkeit und Gefühlstiefe“ schilderte, — wie Alice Salomon klagte — so liegt das daran, daß diese Beziehungen Dinge sind, an die man wohl oft denkt, von denen man aber nicht allzu viel Worte macht. Für mich ist die sexuelle Frage immer noch ein heikles Thema geblieben, trotzdem ich mich sehr viel mit ihr beschäftigt habe. Ob ich aber heute noch einmal so handeln würde, wie auf Seite 218 meines Buches mitgeteilt, wage ich zu bezweifeln, trotzdem ich auch in dieser Beziehung nicht zum „alten Sünder“ geworden bin. Ich habe nachträglich manchmal bedauert, das Mädchen von mir gestoßen zu haben. Es will mir gar nicht in den Kopf, damals so gehandelt zu haben. Und doch ist es die reine Wahrheit.

Wenn Alice Salomon aber meint, daß deshalb so viele Kinder in die Welt gesetzt worden sind, weil — wenn diese am Tage zur Welt kamen — der abwesende Mann nicht weiß, was die Frau zu leiden hat, so irrt sie sich. Mir hat sie jedenfalls mit dieser Schlußfolgerung Unrecht getan. Mein Leben von damals war ein Hangen und Bangen in schwebender Pein, das mich niederdrückte. Man ließ sich gehen, weil man gleichgültig wurde und abstumpfte. Der große Kindersegen ist übrigens in der Gegenwart meist nur noch eine kleinstädtische oder ländliche Erscheinung. In größeren Städten flaut er merkbar ab. Ich kenne in Lübeck fast nur Familien die ein, höchstens zwei, oder aber gar keine Kinder haben. Die letzteren erregen auch heute noch den Neid meiner Frau. Es ist eine Tatsache, daß die Zahl der kinderlosen Familien ständig zunimmt, daß die Zeit, in der Deutschland keinen Geburtenüberschuß mehr aufzuweisen hat, nicht in jahrhundertefeiter Ferne liegt, sondern daß wir langsam aber sicher auf das Bevölkerungsniveau Frankreichs herabsinken. Der Gebärstreik braucht wahrlich nicht propagiert zu werden. Die hohen Lebensmittelpreise, die Verteuerung aller Gebrauchsgegenstände und die Not kinderreicher Familien, eine Wohnung zu finden, besorgen das ganz allein. Im Eilzugstempo wächst der Geburtenrückgang. Die vorbeugenden Mittel sind den breiten Volksmassen unentbehrlich geworden. Ich weiß das aus Erfahrung. Die Arbeiterfrauen der Zukunft werden also selten ein so licht- und freudloses, so trauriges und niederdrückendes Dasein zu führen haben wie die stummen Märtyrerinnen von heute.

„Nie wird ein Fest, ein Geburtstag gefeiert. Die Eheleute haben sich niemals etwas geschenkt. In 10 Jahren hat sich die Frau auch nicht ein neues Kleid kaufen können“, schrieb Alice Salomon weiter in ihrem Artikel.

Aber von was sollten wir uns denn etwas schenken. Ich war froh, wenn ich Weihnachten den Kindern eine Kleinigkeit kaufen konnte, die sie nötig brauchten, wie warme Schuhe oder Kleider. Meine Frau kann mir heute noch nichts schenken, wo ich ihr das doppelte Wochengeld gebe gegen damals. Und wenn man bedenkt, daß ich von dem Rest meines Gehaltes Miete, Heizung, Gas, Schulgeld, Steuern, Versicherungsbeiträge, Kleidung, Schuhwerk, Literatur und alle anderen Bedürfnisse schaffen muß, dann wird jeder zu der Überzeugung kommen, daß ich noch heute nicht auf Rosen gebettet bin.

„Kleine Kinder, kleine Sorgen,
Große Kinder, große Sorgen!“

sagt der Volksmund. Es ist in dieser teueren Zeit wahrlich ein Kunststück, eine achtköpfige Familie zu erhalten, zumal wenn drei Kinder in die Lehre gehen. Die älteste Tochter — die jetzt in Hamburg als Kinderpflegerin tätig ist — zählt schon nicht mehr mit in der Familie. Meine Frau muß auch heute noch lange mit einem Kleid auskommen, obwohl sie heftig dagegen opponiert. So isoliert wie früher braucht sie heute zwar nicht mehr zu leben. Sie kommt im Winterhalbjahr monatlich einmal ins Theater zur Vorstellung des Arbeiterbildungsvereins, und außer Maifeier und Gewerkschaftsfest, zum Silvestervergnügen der Partei. Das ist in der Hauptsache alles, was sie sich leistet. Es ist gewiß nicht viel. Sie hat noch nie eine Reise machen können. Aber es ist mehr als früher.

„Wir brauchen Schutz und Hilfe für die verheiratete Mutter, nicht nur für die ledige“, rief Alice Salomon aus. Wenn sie sich aber an die Debatten über

Digitized by Google

die neue Reichsversicherungsordnung im Reichstage erinnert und an die Ablehnung der vom Abgeordneten Dr. David begründeten sozialdemokratischen Forderungen, der die Mutterschaftsversicherung und die obligatorische Hebammenfürsorge verlangte, weil noch 1907 in Preußen nicht weniger als 127 000 Arbeiterfrauen — meist in Ostelbien — ohne die Hilfe einer sachverständigen Person ihre Kinder zur Welt bringen mußten und weit über 1000 am Kindbettfieber starben; wenn man weiter daran denkt, daß die Wöchnerinnenunterstützung in ganz unzureichender Weise auf die Landkrankenkassen ausgedehnt wurde, daß die Herren Erzberger et tutti quanti damals in ganz verächtlicher Weise über die ländlichen Dienstmädchen urteilten, daß die Witwen- und Waisenversicherung durchaus ungenügend ist, so wird auch Alice Salomon überzeugt sein, daß es mit diesem Schutz und dieser Hilfe für die verheirateten Arbeiterfrauen noch recht windig aussieht. Das, was an Schutz und Hilfe vorhanden ist, muß in der Hauptsache auf das Konto der Sozialdemokratie gebucht werden. Selbst Bismarck hat zugegeben, daß ohne die Sozialdemokratie das bißchen Sozialreform nicht vorhanden wäre.

Es gibt noch zahllose stumme Märtyrerinnen. Aber es sind auf der anderen Seite, in weniger kinderreichen und bei aufgeklärten, gebildeten Arbeitern schon zahlreiche Fälle von Seelengemeinschaft in der Ehe zu konstatieren. Und auch viele Fälle sind zu verzeichnen, wo die Hoffnung Alice Salomons erfüllt ist, wo die Frauen der Arbeiter selbst zu Sprecherinnen geworden sind. Die Tatsache, daß $9^1/_2$ Millionen Frauen im Erwerbsleben tätig sind, bürgt dafür, daß die Zahl der Sprecherinnen sich noch bedeutend vermehren wird. Und auch die Zahl derer, die über die materiellen Gegenwartsinteressen hinausstreben, nimmt zu. Dazu hat — wie auch Alice Salomon schon damals richtig erkannte — die Bildungsarbeit der Arbeiterorganisationen sehr viel beigetragen; wie wir denn überhaupt einig sind in der Aufspürung des Ausweges aus all dieser dunklen Not und Enge, dem Streben nach der politischen Gleichberechtigung der Frauen. Es wird allerdings noch harter, energischer Kämpfe bedürfen, denn die Männer der herrschenden Kreise sind noch weit von dieser Erkenntnis entfernt. In Lübeck bezeichnete das nationalliberale Bürgerschaftsmitglied Dr. Ziehl — als zur Leitung der höheren Töchterschule eine Direktorin angestellt werden sollte — die moderne Frauenbewegung als eine psychische Seuche. Und der auchliberale Ingenieur Wachenfeld rief in einer Versammlung des Vereins für Frauenstimmrecht den Frauen zu: „Lachen Sie, tanzen Sie, unterhalten Sie sich, aber lassen Sie die Hände von der Politik."

Diese zwei Beispiele aus einem einzelnen Orte zeigen, welche Kämpfe die Frauenbewegung noch zu führen hat, ehe sie die politische Gleichberechtigung durchsetzt. Man sieht es ja an den Kämpfen der Suffragettes in England. In Deutschland erkennt bis jetzt nur die sozialdemokratische Partei einzig und allein die politische Gleichberechtigung der Frau als notwendig an.

Aber die Tatsache, daß der heutige Staat die Frau ins Lehramt, ins Kontor, in das Post- und Telegraphenwesen und an die Maschine gestellt hat, daß er sie in der Landwirtschaft arbeiten läßt, daß er sie zur Waisen- und Armenpflege heranzieht, und vor allen Dingen, daß die Frau, sobald sie ein steuerpflichtiges Einkommen hat — Steuern zahlen muß, ferner daß in Dänemark, Norwegen, Finnland und Australien die Frauen das Wahlrecht bereits besitzen und vor allem, daß die Frau bei der Fortpflanzung des Menschengeschlechts das schwerste Opfer zu bringen hat, bietet die Garantie, daß der Tag kommen wird, an dem die Frau völlig gleichberechtigt ist, und die stummen Märtyrerinnen zu den Helden der Vergangenheit zählen. Ein stattlicher Vortrupp begeisterter Wahlrechtskämpferinnen von über 130 000 Frauen marschiert bereits in den Reihen der sozialdemokratischen Partei. Und so will ich schließen mit einigen von Lassalle entlehnten Worten: Die Befreiung des weiblichen Geschlechts von wirtschaftlicher und politischer Unterdrückung kann nur das Werk der Frauen selbst und das der Sozialdemokratie sein."

Digitized by Google

Frauenstimmrecht in der Praxis.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Ein Buch der Tatsachen hat der Weltbund für Frauenstimmrecht in musterhaft knapper, nüchterner und sachlicher Form zusammengestellt — voll Zahlen, Daten, Paragraphen, amtlichen Materials.[1]) Ein Arsenal voll solcher Waffen, wie sie heute allein frommen, da die alten theoretischen Beweisführungen für und wider sich totgelaufen haben, niemanden mehr viel Neues einfällt und der Zuhörer der endlosen Argumente hin und her müde ist. Ein Glück, daß es Wirklichkeiten gibt, von denen gesprochen werden kann, denn nicht das erstemal erlahmte eine Bewegung daran, daß sie zu lange auf die bloß agitatorische und theoretische Vertretung angewiesen war und auf die belebende Wirkung der Tat vergeblich warten mußte.

„Frauenstimmrecht in der Praxis."

Selbstverständlich ist das Buch nicht objektiv im streng wissenschaftlichen Sinn. Das heißt: seine Absicht ist, Material über gute Wirkungen des Frauenstimmrechts beizubringen. Es sammelt zum Beispiel Gutachten von Freunden, deren Urteil etwas wiegt; aber nicht Meinungen der Gegner. Es sammelt alle positiven Wirkungen, aber es sagt nichts von den Gebieten, wo sie versagten. Objektiv ist das Buch aber, sofern es sich dabei, wenigstens meist, von Übertreibungen oder gar Fälschungen und Schiebungen fernhält. Einiges läuft allerdings auch hier mit unter. Wenn sich z. B. unter der Spitzmarke „Ergebnisse des Frauenstimmrechts" eine Betrachtung darüber findet, daß Australien eines der gesundesten Länder der Welt sei; wenn seine Kindersterblichkeit der des Deutschen Reiches (ohne Frauenstimmrecht!) gegenüber gestellt wird, so ist das ungefähr ebenso komisch als wenn die schwedische Regierung, ehe sie sich zu einer Wahlrechtsvorlage entschloß, große Erhebungen über das Verhältnis zwischen Frauenstimmrecht und Geburtenzahl veranstaltete. Aber solcher Entgleisungen enthält das Buch verhältnismäßig wenige (es scheint mir, um auch das zu erwähnen, nicht besonders geschmackvoll, daß die englische Redakteurin des Buches in der Einleitung von Deutschland als dem „politisch weiter zurückgebliebenen Land" spricht). Das Material, das es bietet, ist fast durchweg wertvoll und einwandfrei, und die Zusammenstellung gut und sehr übersichtlich.

Ich will nun nicht Tatsachen aufzählen, sondern ein paar Fragen nennen, auf die das Weltmaterial zum Frauenstimmrecht wichtige Antworten weiß.

---

[1]) Frauenstimmrecht in der Praxis. Herausgegeben vom Weltbund für Frauenstimmrecht, Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden, Preis 1,50 ℳ.

Digitized by Google

Die wichtigste scheint mir die zu sein: machen die Frauen von dem ersehnten, er- und umkämpften Recht Gebrauch? Bestätigt die Ausübung des Wahlrechts das Bedürfnis und die Notwendigkeit?

Dafür haben wir die Ziffern der Wahlbeteiligung. Sie sind allerdings unzulänglich. Nicht überall wird eine amtliche Wahlstatistik geführt, bei der man die Frauen besonders registriert.

Das gemeinsame Charakteristikum der Wahlbewegung in allen Staaten ist ein Steigen der abgegebenen Stimmen überhaupt. Die Demokratie wächst in ihre Form hinein, die Entwicklung des staatsbürgerlichen Bewußtseins dokumentiert sich in einer immer vollständigeren Ausübung des Stimmrechts.

Diese Entwicklung vollzieht sich bei den Frauen genau in der gleichen Progression wie bei den Männern, wenn auch meist in einem gewissen Abstand von ihnen.

Allerdings sind die Angaben für die Vereinigten Staaten unbrauchbar, es scheinen bloße Schätzungen zu sein; nur für Colorado sind ein paar genaue Ziffern da. Aber keine vergleichbaren Angaben von mehreren Jahrgängen.

So bleibt von den außereuropäischen Ländern Australien, von dem ausgezeichnete Ziffern vorgelegt sind.

Für das Parlament der Vereinigten Staaten von Australien haben bis jetzt drei Wahlen stattgefunden: 1903, 1906, 1910. Dabei stieg die Wahlbeteiligung der Frauen von 40 auf 56 % für den Senat und von 43 auf 57 % für das Unterhaus, die der Männer von 53 auf 68 bzw. von 56 auf 68 %. Bei den Wahlen für die Parlamente der einzelnen australischen Staaten und Neuseelands stellten sich die Prozentziffern wie folgt:

Von je 100 wahlberechtigten Männern und Frauen wählten:

	1900/02		1910	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
Südaustralien, Unterhaus	62	49	78	64
„ Oberhaus	55	40	68	58
	1901		1908	
Westaustralien, Unterhaus	44	56	67	66
	1904		1910	
Neusüdwales, Unterhaus	74	67	72	69
	1906		1909	
Tasmania, Unterhaus	62	51	61	44
	1909		1912	
Queensland, Unterhaus	75	69	76	75
	1893		1911	
Neuseeland, Parlament	67	85	84	82

Diese Zahlen zeigen als fast ausnahmslos durchgehende Merkmale:

1. Die Frauenziffern sind etwas niedriger als die Männerziffern,
2. die Frauenziffern steigen mit den Jahren.

Dieses Gesetz erleidet kleine Ausnahmen durch die Tatsache, daß die Wahlbeteiligung der Frauen bei der ersten Wahl, bei der sie stimmen dürfen, relativ groß ist, ja zuweilen die der Männer übersteigt (siehe Westaustralien und Neu-

Digitized by Google

seeland), bei der zweiten Wahl pflegt sie zu sinken, weil dann die besonderen Anfeuerungen des sensationellen ersten Ganges zur Urne wegfallen. Dann steigt sie allmählich wieder mit wachsender Gewöhnung und Erziehung. Wenn also die Statistik bei einer zweiten Wahl stehen bleibt, ergibt sie ein ungünstiges Bild (siehe Tasmania).

Von europäischen Beispielen lassen sich hier nur die skandinavischen Länder heranziehen.

Auf die längste Zeit der Ausübung des Frauenwahlrechtes sieht Finnland zurück. Allerdings sind seine politischen Verhältnisse so wenig normal, daß man aus den Ziffern der Wahlstatistik nicht unbedingt Schlüsse über die Wirkung des Frauenwahlrechts machen kann. Seit nämlich im Jahre 1907 die Frauen in Finnland das Wahlrecht erhielten, ist der Landtag nicht weniger als viermal aufgelöst, und statt der dreijährigen Legislaturperioden sind stets nur solche von einem Jahr einander gefolgt. Der Bericht bringt die Ziffern von vier aufeinander folgenden Wahlen, von 1908 bis 1911. Sie zeigen die folgende abnehmende Progression bei Männern und Frauen:

	Männer	Frauen
1908	68,9 %	60,3 %
1909	70,5 „	60,5 „
1910	64,9 „	55,8 „
1911	65,3 „	54,8 „

Es zeigt sich also, daß Steigen und Fallen der Wahlbeteiligung der Frauen parallel geht mit der gleichen Erscheinung bei den männlichen Wählern, also im ganzen allgemeine politische Gründe haben muß (jedenfalls deutet das Sinken der Wahlbeteiligung seit 1909 auf eine gewisse Entmutigung durch die immer wiederholten Auflösungen des Landtags und das Scheitern aller gesetzgeberischen Akte an dem Druck der russischen Regierung). Der einzige Unterschied in der Bewegung der männlichen und der weiblichen Ziffern liegt im Jahr 1911, wo einer kleinen Steigerung der männlichen Ziffer um 0,4 % eine weitergehende Verminderung der weiblichen um 1 % gegenübersteht. Das hängt sicher mit der Tatsache zusammen, daß man bei den verwickelten politischen Verhältnissen weniger weibliche Kandidaten aufgestellt hat, als zuvor. Man hat bei den herrschenden Schwierigkeiten die parlamentarische Führung des Landes erfahrenern Politikern überlassen wollen. Übrigens ist jetzt bei den letzten Wahlen wieder eine größere Zahl weiblicher Abgeordneter gewählt, so daß annähernd die seit Bestehen des Frauenwahlrechts schon erreichte Höhe wieder gewonnen ist. Damit wird auch die Wahlbeteiligung der Frauen wieder gestiegen sein. Bestimmte Ziffern darüber liegen noch nicht vor.

Für Norwegen gibt das Buch eine vergleichbare Wahlstatistik leider nur für die Kommunalwahlen, und auch hier wenig übersichtlich. Seine Angaben sind zu ergänzen durch eine Wahlstatistik, die soeben W. Keilhau in den Dokumenten des Fortschritts veröffentlicht. Danach stieg die Wahlbeteiligung der Frauen auf dem Lande von 9,5 auf 26,2 (41 bzw. 55 bei den Männern), in den Städten von 48 auf 61,6 (71 auf 73). Prozentual ist also die Beteiligung der Frauen stärker gestiegen als die der Männer. Die relativ geringe Wahlbeteiligung der Landfrauen hat wohl ihren Grund in den geographischen Verhältnissen des Landes mit seinen vielen einsamen unzugänglichen Bauernhöfen, die nur schwer eine gleichzeitige Ab-

Digitized by Google

wesenheit von Mann und Frau zum Wahlakt ertragen. Bei den Storthingswahlen 1907 und 1910 wählten auf dem Land 46,70 und 49,89 % der Frauen (65,71 und 67,67 % d. M.), in den Städten 73,16 und 73,81 % der Frauen (72,69 und 72,01 % d. M.), also **mehr Frauen**!

In Schweden besitzen die Frauen das kommunale Wahlrecht seit 1862. Aber ausgenutzt haben sie es in den ersten 25 Jahren so gut wie überhaupt nicht. Eine Wahlstatistik vom Jahre 1887 zeigt eine Wahlbeteiligung der Frauen von 6,5 %. Im übrigen besteht eine offizielle Statistik nicht. Die Frauenstimmrechtsvereine haben zweimal eine solche veranstaltet, und zwar für 25 Städte im Jahre 1908, und für 50 Städte im Jahre 1910. Diese Statistik ergab folgende Ziffern:

	Männer	Frauen
1908	25,4 %	15,2 %
1910	43,3 „	36,9 „

eine Aufstellung, die wiederum die politische Entwicklung der Frauen in der stärkeren Progression ihrer Wahlbeteiligung erkennen läßt.

In Dänemark besitzen die Frauen das kommunale Wahlrecht seit 1908. Sie wählten 1909 und 1912. 1909 wählten — eine für den Anfang relativ große Zahl — 50 % der wahlberechtigten Frauen gegen 76,5 % der Männer. Für 1912 sind wiederum nur die Zahlen der Hauptstadt vorhanden: 68,7 % der Frauen gegen 80,8 % der Männer.

Sehr interessant wären nun die Ziffern der verschiedenen großbritannischen Kommunalwahlen. Leider versagt hier die Statistik. Das Buch gibt nur Stichproben aus einzelnen Städten — ja, im Grunde nur aus einzelnen Bezirken großer Städte, die sich infolgedessen für eine wirkliche Beurteilung der kommunalpolitischen Interessen der Frauen nicht verwerten lassen. In Liverpool z. B. war im Jahre 1910 die Wahlbeteiligung der Frauen bei den Gemeinderatswahlen in 9 Bezirken stärker als die der Männer; in 32 Bezirken war es umgekehrt. Für die ganze Stadt betrug die Wahlbeteiligung der Frauen 45 % gegen 51 % der Männer. Aber das ist, wie gesagt, nur ein Einzelbeispiel, das mit den wenigen Ziffern über einige Londoner Bezirke zusammen kein allgemeines Urteil ermöglicht.

Im ganzen läßt sich aber selbst bei vorsichtigster Einschätzung des vorhandenen Materials unzweifelhaft erkennen: einerseits, daß der Prozentsatz der wählenden Frauen auf alle Fälle groß genug ist, um die Gewährung des Wahlrechtes an sie zu rechtfertigen, und zweitens, daß die Frauen in allmählichem gleichmäßigen Anstieg in die Ausnützung ihres Rechtes hineinwachsen.

Eine andere Frage ist die, ob das Wahlrecht sich als ein Mittel bewährt, den Frauenwillen in Staat und Gemeinde zur Geltung zu bringen. Diese Frage richtet sich auf zwei Tatsachen, nämlich erstens, wie viele Frauen werden gewählt, und zweitens, was erreichen weibliche Kommunal- oder Parlamentsvertreter, gestützt auf weibliche Wählermassen, an praktischen Reformen?

Was das erste anlangt, so sind die Erfahrungen der Vereinigten Staaten nicht gerade glänzend, mindestens nicht für die Parlamente. In Colorado sind in 15 Jahren seit Bestehen des Frauenwahlrechts im ganzen 9 Frauen in das Unterhaus gewählt. 1912 kamen 4 Frauen in das Unterhaus und eine in den Senat — die bis dahin höchste Zahl. Ebenso hoch ist die Zahl der Frauen in dem Mormonen-

Digitized by Google

staat Utah. Washington und Wyoming haben 2 weibliche Mitglieder in seinem Unterhaus, über Idaho werden nur unbestimmte Zahlen angegeben. In den anderen Stimmrechtsstaaten von Amerika war seit Einführung des Frauenstimmrechts noch keine Gelegenheit, weibliche Kandidaten durchzubringen.

Wäre hier also die Verwirklichung des Frauenwillens von den weiblichen Abgeordneten abhängig, so würde es ziemlich schlecht damit stehen. Wenn trotzdem Gesetze im Interesse von Frauen und Kindern beantragt und angenommen werden, so wird hier stärker als die Zahl der weiblichen Mandate der Druck der weiblichen Wählermassen wirken. Es ist ja überhaupt nicht möglich, mit einiger Bestimmtheit und Zuverlässigkeit festzustellen, ob diese oder jene mit der Frauensphäre zusammenhängenden Gesetze tatsächlich durch das Frauenstimmrecht zustande gekommen sind, d. h. ohne den weiblichen Wähler nicht verwirklicht worden wären.

In Europa hat jetzt nur Finnland weibliche Abgeordnete, und zwar betrug ihre Zahl seit Inkrafttreten des Wahlrechtes 19, 25, 21, 17, 14, und neuerdings wieder 21. Über die Gründe des Rückganges ist schon gesprochen. In Norwegen ist nur einmal eine Frau als Stellvertreterin Mitglied des Storthing gewesen (dort werden wie bei unseren Krankenkassen und Versicherungsbehörden zugleich Ersatzmänner für die Abgeordneten gewählt). Dagegen ist die Zahl der gewählten Frauen in der Kommunalverwaltung sehr charakteristisch, nämlich 1901 90 Frauen, 1907 224, 1910 379. (Keilhaus Zahlen weichen hiervon etwas ab!) In Schweden besitzen die Frauen das passive Wahlrecht erst seit 1909. Daraufhin wurden 1910 im ganzen 35 und 1912 noch 18 Frauen dazugewählt. Heute sind im ganzen 62 weibliche Stadträte in Schweden im Amt. Dänemark betätigt seinen fortschrittlich-demokratischen politischen Charakter dadurch, daß gleich bei den ersten Kommunalwahlen, die nach Verleihung des Wahlrechtes an die Frauen stattfanden, 127 Frauen gewählt wurden. (Es verdient bemerkt zu werden, daß darunter nicht weniger als 84 Ehefrauen sind.) Die Erfolge der Frauen bei den Kommunalwahlen beweisen also stärker als die mit dem schwieriger zu handhabenden staatspolitischen Apparat, daß das Frauenstimmrecht und die Mitwirkung der Frau in der Verwaltung die Probe auf ihre Entwicklungsfähigkeit besteht.

Die ängstlichste Frage des Parlamentariers an das Frauenstimmrecht — zumal des deutschen Parlamentariers — ist die nach seiner Wirkung auf die parteipolitische Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaften. Es geht auch aus diesem Material wieder hervor, daß das Frauenstimmrecht die parteipolitischen Konstellationen nicht verändert. Als in Finnland von bürgerlicher Seite behauptet wurde, das Frauenstimmrecht habe die Sozialdemokratie verstärkt, hat man durch eine genaue Statistik nachgewiesen, daß in Bezirken mit starker weiblicher Wahlbeteiligung eher ein leiser Rückgang der Sozialdemokratie zu bemerken war. In Norwegen andrerseits ist bei den ersten Storthingswahlen auf Grund des Frauenstimmrechts die Linke geschwächt hervorgegangen. Man hat daher behauptet, das Gewicht der Frauenstimmen vermehre den konservativen Einfluß. Bei der zweiten Wahl jedoch hat unter ganz denselben Bedingungen die Linke gesiegt, und damit ihren eigenen Vorwurf ad absurdum geführt. In Dänemark hat sich bei den letzten Kommunalwahlen gezeigt, daß keineswegs, wie in bürgerlichen Kreisen als selbstverständlich angenommen zu werden pflegt, die Wahlbeteiligung der Frauen am stärksten in der untersten Schicht der Wahlberechtigten ist. Vielmehr war

Digitized by Google

interessanterweise das weibliche Kleinbürgertum am regsten, während sowohl nach oben wie nach unten eine Abnahme eintrat. Wenn auch selbstverständlich die Erfahrungen dieser kleinen Länder nicht ohne weiteres Rückschlüsse auf die großen zulassen, so muß doch immerhin die Tatsache festgestellt werden, daß auch hier Befürchtungen hinsichtlich einer starken Verschiebung der politischen Macht nach der extremen Linken oder extremen Rechten bestanden und durch die Tatsachen als grundlos erwiesen wurden. Das deutet jedenfalls darauf hin, mit der Aufstellung solcher Vermutungen vorsichtig zu sein.

Noch manche interessante Lehren lassen sich aus dem Material des Buches ziehen, auf die hier im einzelnen nicht eingegangen werden kann. Vor allem aber tritt einem die eine Wahrheit — eine tröstliche Wahrheit für alle, die noch im Kampf stehen — fast auf jeder Seite des Buches in irgend einer Form entgegen: die lebendigste, regste und zielbewußteste Ausübung des Bürgerrechtes finden wir dort, wo am bewußtesten und zähesten darum gekämpft wurde, wo ein von großen Frauenmassen empfundenes Bedürfnis sich in selbständigem Ringen mit den gesetzgebenden Gewalten durchgesetzt hat. Das ist selbstverständlich nur der Fall in Staaten von allgemeiner demokratischer Entwicklung und von einer allgemeinen Konzentration und Dichtigkeit des politischen Lebens. Es bleibt also all denen, die das Stimmrecht noch in ziemlicher Ferne sehen, trotzdem ein großes Feld fruchtbarer Arbeit in der Belebung der politischen Einsicht der Frauen und in der Stärkung der politischen Entwicklung überhaupt. Alle Gegner aber oder alle Hasenfüße des Frauenstimmrechts möge dieses Material aus der Praxis an den Anblick einer Erscheinung gewöhnen, die dem Philister immer noch wie ein schlangenumzüngeltes Meduſenhaupt vorkommt.

Diskussion.

Noch einmal die Frauen und die Ledigensteuer.

Sehr geehrtes Fräulein Dr. Bäumer!

Mit Bedauern hat der Vorstand des Vereins Oldenburger Lehrerinnen Ihre Ausführungen über die Ledigensteuer im Dezemberheft der „Frau" gelesen. Wenn wir auch dem Zeitungsartikel, der Ihnen den Anlaß dazu gibt, ganz fernstehen, so haben wir doch das, wovor Sie warnen, schon getan und fühlen uns veranlaßt, Ihnen darzulegen, warum wir gemeinsam mit dem Verein katholischer Lehrerinnen an die Regierung und den Landtag die nachstehende Eingabe gerichtet haben.

Im November 1913.

Bitte des Vereins Oldenburger Lehrerinnen und der Ortsgruppe Oldenburg des katholischen Lehrerinnenvereins, den Ledigenzuschlag betreffend.

An das Großherzogliche Staatsministerium, hier,

erlauben sich die unterzeichneten Vereinsvorstände die ergebene Bitte zu richten:

Es möge der Ledigenzuschlag den Lehrerinnen nicht auferlegt werden.

Wir bitten, dabei berücksichtigen zu wollen:

1. Das Gehalt der endgültig angestellten Lehrerinnen ist bedeutend geringer als das der Lehrer, und dieser Unterschied wurde bisher damit begründet, daß die Lehrerinnen

Digitized by Google

unverheiratet seien und nur für sich selbst zu sorgen hätten. Wie groß der Unterschied ist, zeigt folgendes:

Es erhält als Höchstgehalt

	der Lehrer mit Hauptlehrerbesoldung: (auch der unverheiratete)	die Lehrerin:
Grundgehalt	1650 ℳ	1450 ℳ
Alterszulagen	2100 „	1425 „
Wohnungsgeld (in der Stadt Oldenburg)	650 „	325 „
	4400 ℳ	3200 ℳ

Nach 11jähriger Dienstzeit beträgt z. B. in der Stadt Oldenburg das Einkommen einer Lehrerin 2150 ℳ gegenüber 2720 ℳ, die der Lehrer bezieht.

Wenn den Lehrerinnen nun derselbe Ledigenzuschlag auferlegt werden soll wie den Lehrern, so wäre doch die nächste Folgerung die Gleichstellung der Gehälter.

2. Die Lehrerinnen, auch die im Ruhestande lebenden, dürfen sich nicht verheiraten. Es scheint uns ein Widerspruch darin zu liegen, daß man den Zwang zur Ehelosigkeit durch einen Ledigenzuschlag besteuern will.

3. Ein Vergleich mit anderen unverheirateten Frauen dürfte ergeben, daß z. B. ein Einkommen von 2000 ℳ für die Lehrerin nicht dasselbe bedeutet wie für die berufslose Frau, die für ihre Bedürfnisse selber sorgen, sich ihre Nahrung und Kleidung selbst bereiten, ihre Wohnung allein instand halten kann. Für die Lehrerin, die alle ihre Kräfte dem Amte zu widmen hat, wird der Lebensunterhalt sich viel teurer gestalten. Sie braucht Pflege und häusliche Hilfe, um sich gesund und arbeitskräftig zu erhalten.

Erwägungen dieser Art dürften es auch gewesen sein, die im vorigen Jahre, als den Beamten der Ledigenabzug auferlegt wurde, den Landtag bewogen haben, die endgültig angestellten Lehrerinnen davon frei zu halten.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß aus denselben Gründen, die damals maßgebend gewesen sind, unsere Bitte erfüllt werden möge.

(Unterschriften.)

Im vergangenen Jahre hatte der Landtag über eine neue Besoldungsordnung zu beschließen, die eine allgemeine Aufbesserung der Beamtengehälter bringen sollte. Um nicht durch eine Flut von Petitionen aus den verschiedenen Beamtenklassen der Regierung und den Volksvertretern die Arbeit zu erschweren und das Werk vielleicht zu hindern, reichten alle Beamtenvereine des Landes, darunter auch unser Lehrerinnenverein, eine gemeinsame Eingabe ein, in der alle Wünsche zum Ausdruck gebracht wurden, die allgemeine Bedeutung hatten. In dieser Eingabe wurden auch die Bedenken gegen die sogenannte Ledigensteuer hervorgehoben, die den Beamten auferlegt werden sollte. Obgleich viele Lehrerinnen fürchteten, daß diese Bedenken gerade mit Rücksicht auf ihre Lage nicht scharf genug zum Ausdruck gebracht seien, hielt es unser Vorstand doch für richtig, keine weiteren Schritte zu tun und alle Sonderinteressen beiseite zu stellen. Das sehr erfreuliche Resultat der gemeinsamen Arbeit von Regierung und Landtag war auch für die Lehrerinnen eine bedeutende Aufbesserung der Gehälter, so daß sie nicht mehr den von Ihnen erwähnten Angaben entsprechen. Für den Vorstand unseres Vereins, dem, wie gesagt, von verschiedenen Seiten der Vorwurf gemacht worden war, durch das Zusammengehen mit den Männervereinen die besonderen Interessen der Lehrerinnen nicht genügend gewahrt zu haben, war es besonders erfreulich, daß die Regierung selbst schon vor der öffentlichen Verhandlung ihren Antrag in bezug auf die Ledigensteuer für die festangestellten Lehrerinnen zurückzog und diese nur bestehen ließ für die widerruflich angestellten Lehrerinnen, die sonst ein höheres Gehalt beziehen würden als die jungen Lehrer. So wurde der Ledigenabzug von 100 ℳ für die ersten 5 Dienstjahre den Lehrerinnen auferlegt, die nur für sich selbst zu sorgen haben. Alle, die Unterhaltspflichten für Verwandte, auch fernerstehende, zu erfüllen haben, sind davon befreit, wie das auch bei anderen Beamten der Fall ist. Den festangestellten Lehrerinnen wird überhaupt (wie schon gesagt) kein Ledigenabzug gemacht. Im übrigen wurde der Ledigenabzug, der nach der Höhe des Gehaltes 100 bis 300 ℳ betragen kann, für die Beamten angenommen.

Weil es ein Mißgriff war, auch bei niedrigen Gehältern, die gar nicht für eine Familie berechnet sind, diesen Abzug zu machen, weil eine Ungerechtigkeit darin lag, daß

Digitized by Google

nur Beamten dieser Ledigenabzug auferlegt wurde und nicht auch allen anderen leistungsfähigen unverheirateten Steuerzahlern, weil überhaupt noch viele Einsprüche sich erhoben, haben manche Gemeinden, darunter auch die Stadt Oldenburg, für ihre Beamten diese neue Steuer nicht eingeführt. Alle Erörterungen darüber, vor allem natürlich das Bedürfnis nach neuen Einnahmequellen, haben die Regierung veranlaßt, dem diesjährigen Landtage eine allgemeine Ledigensteuer vorzuschlagen, die bei einer Einnahme von 2000 ℳ an allen unverheirateten Personen auferlegt und nach der Höhe des Einkommens abgestuft werden soll. Auf alle Einzelheiten dieser Vorlage einzugehen, würde hier zu weit führen.

Wir sind mit Ihnen, sehr geehrtes Fräulein Dr. Bäumer, vollkommen der Ansicht, daß das Prinzip der Regierung richtig ist. Deshalb haben wir auch nicht aus „sich selbst mißverstehender Frauenrechtlerei" Einspruch für alle Frauen dagegen erhoben, sondern nur für die Lehrerinnen aus den Gründen, die in unserer Eingabe angeführt sind. Der Zeitungsartikel, der für Sie „die Gefahr nahelegt, daß in einer wichtigen und folgenreichen Sache ein falscher Kurs eingeschlagen wird", spricht auch nur von Beamtinnen, und deshalb können wir Ihre Ausführungen dagegen nicht recht verstehen. Es würde uns nie einfallen, für unverheiratete Frauen nur deshalb, weil sie Frauen sind, eine Befreiung von der Ledigensteuer zu erstreben. Aber für die Beamtinnen rechnen wir mit den gegebenen Verhältnissen und ziehen die Schlußfolgerung: solange die Lehrerin, weil sie unverheiratet ist, geringer bezahlt wird als der Lehrer, ist der Ledigenabzug für sie nicht berechtigt. Wir haben hier eine gute Gelegenheit und benutzen sie gern, um einmal wieder auf die Ungerechtigkeit der ungleichen Gehälter hinzuweisen. Ungleich sind die Gehälter des Lehrers und der Lehrerin hier nicht für die ersten fünf Dienstjahre, sondern erst dann, wenn der Lehrer in die Lage kommen soll, für eine Familie zu sorgen. Das große Prinzip der Gleichstellung im Gehalt „durchlöchern" wir nach unserer Meinung nicht „um eines verschwindend kleines Vorteils wegen".

Wir geben zu, daß der zweite Grund in unserer Eingabe angefochten werden kann. Dadurch, daß eine Frau Beamtin eines Staates wird, unterwirft sie sich den Anstellungsbedingungen, die dieser Staat an sie stellt, und dazu gehört das Zölibat. Die Ledigensteuer aber fragt nicht, ob die Gründe für das Zölibat einer Person freiwillige oder unfreiwillige sind.

So viel über unsere Eingabe. Gestatten Sie uns nun noch einige Berichtigungen und Bemerkungen zu Ihren Ausführungen:

1. Tatsächlich kommt nicht, wie Sie meinen, nur ein kleiner Teil der Lehrerinnen in Betracht, sondern an den mittleren und höheren Schulen der Stadt Oldenburg z. B. würde eine Ledigensteuer alle Lehrerinnen treffen, die eine fünfjährige Dienstzeit hinter sich haben; auch in den kleinsten Orten des Landes beziehen die Lehrerinen nach neunjähriger Dienstzeit ein Einkommen von etwa 2000 ℳ.

Die Postbeamtinnen sind natürlich für die Einzelstaaten nur Steuerobjekte wie alle anderen Personen; es hätte keinen Zweck, für sie um Befreiung von der Ledigensteuer zu bitten, da es Sache des Reiches ist, das die Gehälter seiner Beamtinnen nach den Bedürfnissen einer unverheirateten Frau bemißt, wie diese Befreiung von den Einzelstaaten zu erwirken ist. Dagegen wäre die Postbeamtin in derselben Lage wie bei uns die Lehrerin, wenn es sich um eine Reichsledigensteuer handeln würde.

2. Die Ledigensteuer ist doch nicht so gering, wie Sie annehmen. In den Gehaltsstufen von 2000—3500 ℳ, die für die Lehrerinnen in Betracht kommen, wird die Einkommensteuer, die an sich bei uns schon höher ist als in Preußen, stufenweise um 11, 14 oder 20 ℳ erhöht. Nach dieser erhöhten Einkommensteuer werden auch die Gemeinde- und Kirchensteuern berechnet, die bei uns viel höher sind als z. B. in Berlin, und in der Stadt Oldenburg 145%, bzw. 19%, in anderen Gemeinden bis zu 200% der Einkommensteuer betragen. Nach den Sätzen der Stadt Oldenburg würde also die Ledigensteuer für Lehrerinnen auf 29 ℳ, 37 ℳ, 53 ℳ, für Oberlehrerinnen auf 75 ℳ und 112 ℳ steigen.

Digitized by Google

3. Während die geplante Ledigensteuer für die unverheirateten Lehrer eine Zulage bedeutet, da sie niedriger ist als der Abzug vom Gehalt, der ihnen jetzt gemacht wird, würde sie für die Lehrerinnen einen Rückschritt mit sich bringen, der ihre Lage den Lehrern gegenüber verschlechtert.

4. Die Vorlage der Regierung enthält viele anfechtbare Einzelheiten, wie z. B. die Bestimmung, daß kinderlose, verwitwete und geschiedene Personen von der Ledigensteuer frei bleiben, daß ledige Personen, die sich eine ständige Bedienung halten, nur die Hälfte bezahlen sollen.

Sicherlich würden Sie, sehr geehrtes Fräulein Dr. Bäumer, den Zeitungsartikel anders beurteilt und den Lehrerinnen nicht geraten haben, die Ledigensteuer ruhig hinzunehmen, wenn Sie diese Einzelheiten der Vorlage gekannt hätten.

Unsere Ansicht über die Ledigensteuer fassen wir noch einmal kurz zusammen:

1. Es liegt kein Grund vor, im allgemeinen die ledigen Frauen in bezug auf diese Steuer anders zu behandeln als die ledigen Männer.

2. Derselbe Staat, der seine weiblichen Beamten schlechter bezahlt als deren männliche Kollegen, hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie nicht für eine Familie zu sorgen haben, ist nicht berechtigt, von dem Diensteinkommen dieser Beamtinnen eine Ledigensteuer zu erheben. Der Protest dagegen ist zugleich ein Protest gegen die Ungleichheit in der Bezahlung gleicher Pflichten.

3. Sobald es sich um Privateinkommen der Beamtinnen handelt, das die für die Ledigensteuer erforderliche Höhe erreicht, so ist gegen die Steuer von diesem Einkommen nichts einzuwenden.

4. Unsere Eingabe um Befreiung der Lehrerinnen von der Ledigensteuer ist die notwendige Folge der Beschlüsse, die Regierung und Landtag bei der Besoldungsordnung des letzten Jahres gefaßt haben.

In vorzüglicher Hochachtung
Der Vorstand des Vereins Oldenburger Lehrerinnen.
J. A.: Henny Böger.

Zu den vorstehenden Ausführungen habe ich folgendes zu sagen:

Zunächst im allgemeinen: ich habe mich nicht mit der Eingabe des Oldenburger Lehrerinnenvereins auseinandergesetzt, sondern mit einem Zeitungsaufsatz, der an sich keineswegs ausschließlich von Beamtinnen handelt, sondern sie nur besonders hervorhebt. (Siehe den Satz: Es liegt klar zutage, daß eine Ledigensteuer für Frauen, wenigstens für Beamtinnen, nur diskutiert werden könnte, wenn . . . usw.)

Zur Sache der Lehrerin: Selbstverständlich liegt die Frage etwas anders, sobald der Ledigenabzug als ein Teil der Beamtenbesoldungsordnung auftritt. In diesem Fall läßt sich die Bitte um Befreiung von dem Abzug als um eine Form des Ausgleichs zwischen Lehrer- und Lehrerinnengehalt vollkommen rechtfertigen. Handelt es sich aber nur um eine Steuer, die allen unverheirateten Frauen auferlegt wird und die damit aus dem Rahmen der Beamtenbesoldung heraustritt, so liegt die Sache anders. Als Steuerzahlerin steht die Lehrerin dem Staat nicht anders gegenüber als die vom Reich besoldete Postbeamtin, und es scheint mir eine Unbilligkeit, wenn der Staat Steuerprivilegien ausschließlich für seine Beamtinnen schafft. Richtiger wäre, ihnen die Erleichterung in der Form der erhöhten Besoldung zu gewähren. Wenn es auch im Augenblick taktisch leichter erscheint, die Steuerbefreiung als die Gehaltserhöhung zu erreichen, so halte ich doch nach wie vor grundsätzlich nur den zweiten Weg für den richtigen und vermag die Bedenken gegen die Verbindung grundsätzlich verschiedener Gehaltsnormierung mit grundsätzlich verschiedener Besteuerung nicht zu unterdrücken. Das Richtige — und darin stimmt ja der Oldenburger Lehrerinnenverein mit mir überein — wäre: gleiches Gehalt und gleiche Besteuerung. Vielleicht hilft ja aber auch der Schritt des Oldenburgischen Lehrerinnenvereins dieses Ziel zu erreichen.

Gertrud Bäumer.

Digitized by Google

Offener Brief einer Suffragette an den Bischof von London.

Übersetzt von **Paula Messer-Platz**, Gießen.

Vorbemerkung der Redaktion:

Wir haben in der „Frau" verschiedentlich gegen die Taktik der Suffragettes Stellung genommen. Eben deshalb möchten wir aber folgenden Brief von Mrs. Lawrence wiedergeben, der auf eins der tiefsten Motive der Frauenstimmrechtsbewegung hindeutet und eine ebenso scharfe wie berechtigte Kritik der Halbheit enthält, die sich berufene Vertreter der Gerechtigkeit auf gewissen Gebieten stets zuschulden kommen lassen. Die Wiedergabe dieses Briefes scheint uns umso berechtigter, als die deutschen Zeitungen, die über die letzten Demonstrationen der Suffragettes wieder auf das gewissenhafteste berichten, mit gleicher Gewissenhaftigkeit alle ernsthaften Handlungen totschweigen.

„Mein Lord Bischof! In Ihrer letzten Rede, die Sie in Leeds hielten, fand ich eine Bemerkung, die meine Aufmerksamkeit erregte. Sie sollen dort geäußert haben: ‚Wenn das Gesetz gegen den Mädchenhandel nicht gekommen wäre, so wäre ich ein glühender Frauenrechtler geworden. Dies Übel ist es, das die Frauen heutzutage zur Verzweiflung treibt. Urteilen wir milde über ihre wilden Taten, denn sie sind zum erstenmal erwacht zum Bewußtsein, wie manche Männer manche Frauen behandeln.'

Eigentlich hätte das Erscheinen des Gesetzes gegen den Mädchenhandel im vorigen Jahr der letzte Anstoß sein sollen, um Sie zur Frauensache zu bekehren. Denn, wie Sie wissen, ist dieses Gesetz unzählige Male vergebens im Unterhaus eingebracht worden. Endlich wurde es angenommen; aber nicht weil der Erzbischof oder die Vertreter der christlichen Kirche in diesem Land ihre Stimme erfolgreich für die Frauensache erhoben hätten, noch weil sie eindringlich an das Gewissen der Nation appelliert hätten, sondern das Gesetz kam deshalb zustande, weil die Frauen in ihrem langen und schweren Kampf um das Stimmrecht unter anderen furchtbaren Übeln, die auf ihrem Geschlecht lasteten, auch den entsetzlichen Frevel des Mädchenhandels aufdeckten. Das Gesetz kam darum zustande, weil aufklärende und erzieherische Arbeit, die Entbehrung, Opfer, ja manchen Frauen das Leben kostete, endlich den Geist der Männer aufgerüttelt hat, und weil selbst Frauen der liberalen Partei der Unehrlichkeit der Regierung überdrüssig wurden. Aber gegenüber den verhüllteren Formen des Mädchenhandels bleibt auch dieses neue Gesetz nur ein toter Buchstabe, und es wird es so lange bleiben, bis Frauen das Stimmrecht haben und eine Macht bedeuten sowohl für die Gesetzgebung als für die Verwaltung des Landes.

Würde doch die Landeskirche ihren Einfluß einsetzen für die Gleichheit von Mann und Weib nach göttlichem und menschlichem Recht! Würde sie doch das öffentliche Gewissen belehren und einen moralischen Druck auf die Regierung üben, damit Mann und Frau den gleichen Einfluß auf die Schaffung der Gesetze hätten, denen Mann und Frau gleichmäßig unterworfen sind! Es wäre dann in einer Generation mehr erreicht worden in Dingen der allgemeinen Moral und öffentlichen Gesundheit als bisher in 1900 Jahren.

Nun, da wir Frauen endlich, wie Sie sagen, „erwacht" sind, fragen wir, warum die Kirche, der die Frauen Treue und opferwillige Hingabe seit Jahrhunderten bewiesen haben, bisher sich ganz still verhielt, während die Frauen verkauft und zu unsauberen Zwecken exportiert wurden wie Tiere. Wir fragen, warum sie sich untätig und schweigend verhielt angesichts der entsetzlichen Tatsache, daß Leib und Seele von Tausenden unschuldiger Mütter und Kinder täglich den Leidenschaften des Mannes geopfert wurden? Wir fragen, warum die Kirche keine Mißbilligung hat für die Rücksichtslosigkeit der Gerichte, wo bei Fällen von unsittlichen Angriffen auf Kinder und junge Mädchen selbst die eigenen Mütter der Opfer nicht zugelassen werden, und der Fall allein von Männern behandelt wird, in der

Digitized by Google

alleinigen Gegenwart von Männern. Wird dadurch das Gemüt und die Selbstachtung der unglücklichen Mädchen nicht noch tiefer gekränkt? Weiter fragen wir, warum Erzbischöfe und Bischöfe als Personen der Öffentlichkeit nichts zu tadeln finden daran, daß Angriffe auf Männer und auf Eigentum hart geahndet werden, während solche, die den Körper der Frau angreifen und erniedrigen, nur ganz geringe Strafen erhalten.

Wir wissen, daß Vertreter der Kirche die Mildtätigkeit des Publikums zur Gründung von „Heimen für gefallene Kinder" (sic) angerufen haben, d. h. für Mädchen, die von Männern mißbraucht worden sind. Wir sehen aber gleichzeitig, daß die Urheber dieses Aufrufs der Tatsache gleichgültig gegenüber stehen, daß die Mütter gesetzlich kein Elternrecht über ihre eigenen Kinder haben. Kürzlich besuchte ich ein Gefängnishospital in Glasgow, und ich wurde von einer Ärztin in die Nebengebäude geführt, wo jene kleinen Kinder untergebracht sind, die die Opfer männlicher Leidenschaften geworden waren. Viele dieser Kleinen sind Nacht für Nacht von den eigenen Vätern mißbraucht worden, während die Frau und Mutter, ohne Kenntnis der Gesetze, überzeugt, bei jeder Behörde den kürzeren zu ziehen, zu niedergetreten und verängstigt war, um kräftig dagegen einzuschreiten. Zwei kleine Schwestern von 6 und 8 Jahren wurden mir von der Ärztin gezeigt, die jahre lang dies Entsetzliche durchgemacht hatten. Trotzdem war die schriftliche Zustimmung eines solchen Vaters, der gesetzlich allein Elternrechte hat und der nach seiner Verurteilung im Gefängnis saß, nötig, damit man den Kindern eine längere Behandlung im Hospital angedeihen lassen konnte.

Eines der Zimmer war überfüllt mit Kindern von wenigen Wochen. Sie waren krank durch Ansteckung. Ein 6 Wochen altes Kind hatte das eine Auge ganz verloren, Eiter lief aus dem andern und wahrscheinlich wird es ganz blind. Dies Kind ist ein Erstgeborenes. Die Mutter ist verzweifelt. Sie weiß jetzt, daß der Mann, den sie heiratete, die furchtbare Gefahr, der er sie aussetzte, nicht beachtete und die Ursache ihrer eigenen Monate langen Leiden und der Erblindung ihres Kindes ist. Sie ist entschlossen, ihren Mann zu verlassen und sich selbst sowie das Kind durchzubringen, wenn es am Leben bleibt. Lieber alles andere als noch einmal zu riskieren, solch ein unglückliches Wesen zur Welt zu bringen! Der Himmel allein weiß, wie sie es durchführen kann. Arbeit in den „Schwitzindustrien" bis zur äußersten Erschöpfung ist der einzige Ausweg aus der noch furchtbareren jetzigen Lage. Gesetzlich natürlich kann der Mann das Kind beanspruchen sofort oder wann es ihm einmal einfällt.

Variationen dieser Tragödie erhoben sich von jedem Bettchen. Können Sie verstehen, mein Lord Bischof, daß Frauen angesichts dieser lebendigen Anklagen gegen eine vom Mann und seinen Gesetzen regierte Welt entschlossen sind, ihre gesetzlichen Rechte als die mütterliche Hälfte der Menschheit zu erringen, um ihre Kinder zu retten? Haben Sie vielleicht den Artikel in der „Times" vom 7. Oktober gelesen? Der Verfasser sagt von den Frauen: „Ihnen gehören die Kinder, Bein von ihrem Bein, Fleisch von ihrem Fleisch, ehe sie die Nation beanspruchen kann. Keine der weittragenden Wirkungen der Frauenbewegung ist offensichtlicher gerecht und heilsam als diese — daß die Frauen immer mehr Nachdruck legen auf die Rechte und Bedürfnisse der Kinder, denen sie das Leben geben."

Sind Sie damit einverstanden, findet diese Wahrheit ein Echo in Ihnen? Kein Mann kann ja ganz die Seele einer Mutter verstehen. Aber vielleicht ist ein Hirte eher dazu befähigt. Ihnen, mein Lord, gibt Ihr Amt den schönen Namen „Seelenhirt". Jene Ihre Worte, die meine Aufmerksamkeit erregten, atmeten ein gewisses Verstehen, eine gewisse Sympathie trotz der Bitte um Verzeihung für unsere Taten, während doch gerade die Kirche, die Sie repräsentieren, Verzeihung bedarf für ungeschehene Taten und ungesprochene Worte.

Aber wir, die wir einen großen moralischen Kreuzzug unternommen haben, wir erwarten von Ihnen mehr als Verzeihung und mehr als Sympathie. Wir erhoffen von

Digitized by Google

Ihnen, daß Sie die wahre Bedeutung der Frauenbewegung erkennen, daß Sie Ihre Amtsbrüder aufrütteln, daß Sie die streitende Kirche aufwecken. Damit sie aufstehe im Namen der Gerechtigkeit, des Mitleids und der Wahrheit. Sie möge endlich teilnehmen im großen Kampf um die politische und rechtliche Befreiung der Frau als der ersten Stufe in einer nationalen Erhebung zu moralischer und physischer Gesundung des ganzen Volkes."

Versammlungen und Vereine

Nordmark-Tagung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Die Gruppentagung, die der Allgemeine Deutsche Frauenverein, vertreten durch seinen Mitgliedsverein Frauenwohl, nach Hadersleben einberufen hatte, war von etwa 30 Delegierten und Gästen aus der Provinz Schleswig-Holstein besucht. Außer dem Bericht über die Generalversammlung in Gießen, der von Fräulein Bonfort-Hamburg und Frau Michelsen-Hadersleben gegeben wurde, kamen folgende Themen zur Verhandlung: „Jugendpflege" und „alkoholgegnerische Jugenderziehung", „Konsumtionsprobleme" und „Fortbildungsschulen für kaufmännische weibliche Angestellte", schließlich noch „Landwirtschaftliche Hausfrauenvereine". Diese Auswahl war von lokalen Gesichtspunkten aus getroffen. Die kürzlich hier gegründeten Vereine für kaufmännische weibliche Angestellte und der Landwirtschaftliche Hausfrauenverein ließen eine Aussprache über die Arbeit wünschenswert erscheinen; für die neu aufzunehmende Arbeit in der weiblichen Jugendpflege wurde durch Berichte über die praktische Arbeit anderer Vereine Förderung gesucht und gewonnen. Wahrscheinlich war dieser Anpassung an die hier augenblicklich im Vordergrund stehenden Interessen die starke Anteilnahme aus weiten Kreisen zu danken, und auch ein wertvollerer Gewinn wurde allem Anschein nach erreicht: die Ideen der Frauenbewegung sind vorgedrungen und haben hier und da siegreichen Einzug gehalten, wo ihnen bisher Zutritt und Verständnis verwehrt wurde. Trotzdem nicht über kommunale Frauenarbeit im engeren Sinn verhandelt wurde, stand doch über allen Versammlungen das Wahrzeichen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und sein Geist war es, der die Zuhörerschaft ergriff, so daß mit Recht das Abschiedswort beim Auseinandergehen in ein Hoch auf die Führerin des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins ausklang. H. J.

Gründung eines Reichsverbandes der Putzmacherinnen Deutschlands.

Im Anschluß an die Modellhut-Ausstellungen, die am 16. Februar 1914 in Berlin beginnen, findet eine vom Fachverein der selbständigen Putzmacherinnen von Groß-Berlin einberufene Versammlung der deutschen Putzmacherinnen statt, die zur Gründung eines Reichsverbandes der Putzmacherinnen Deutschlands führen soll. Die jetzt fast in allen Handwerkskammerbezirken Deutschlands erfolgte Einbeziehung des Putzmachergewerbes unter die Vorschriften der Handwerkskammern macht es notwendig, daß sich die Putzmacherinnen zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamem Streben zusammenfinden; nur durch eine große, ganz Deutschland umfassende Organisation wird es möglich sein, die besonderen Berufsinteressen der Putzmacherinnen erfolgreich zu vertreten. Alle selbständigen Putzmacherinnen und Putzdirektricen Deutschlands werden dringend um ihre Teilnahme gebeten. Die Vorsitzende des Fachvereins der selbständigen Putzmacherinnen von Groß-Berlin, Frau Cilly Rosenzweig, Berlin O., Wallner-Theater-Str. 27, ist gern bereit, Näheres über die geplante Organisation mitzuteilen.

Vom Verbande fortschrittlicher Frauenvereine

wird uns mitgeteilt, daß die durch die Presse gegangene, auch von uns wiedergegebene Nachricht, der Verband sei in eine Zentrale für die Bearbeitung der Frage „Beruf und Ehe" übergeleitet worden, der Begründung entbehrt, da die Auflösung des Verbandes von der Generalversammlung abgelehnt worden sei.

Eine Vereinigung akademisch gebildeter Frauen

ist Ende Oktober in München geschaffen worden (Bureau, Brienner Str. 37). Die durchaus selbständige Vereinigung ruft alle akademisch gebildeten (ledigen und verheirateten) Frauen zum Zusammenschluß. Besonders den erwerbenden Frauen ist diese Vereinigung von Wichtigkeit. (Erweiterung und Erleichterung des Arbeitsgebietes.) Staatliche und akademische Examina sind Vorbedingung zum Anschluß. Anmeldung bei obigem Bureau.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Zum gemeinsamen Unterricht in Bayern.** Drei bayerische Städte, nämlich Wunsiedel, Dinkelsbühl und Forchheim haben an das bayerische Kultusministerium ein Gesuch um Zulassung der Mädchen zu ihren höheren Knabenschulen gerichtet. Das Gesuch ist vom bayerischen Kultusminister ohne Angabe von Gründen abgelehnt. Auf die Dauer wird sich aber auch die bayerische Unterrichtsverwaltung sowenig wie die preußische der Einsicht entziehen können, daß durch die Sperrung der höheren Knabenschulen für die Mädchen der Klein- und Mittelstädte eine ungerechte Benachteiligung gegenüber denen der Großstädte entsteht, und daß die Rekrutierung für die höheren Frauenberufe verhängnisvoll dadurch beeinflußt wird, daß sie auf Großstädte beschränkt bleiben muß.

Berufliches.

* In Stuttgart hat man Fräulein Dr. Elisabeth Lucas als **Schulärztin** angestellt. Auch Berlin hat eine erste Schulärztin, nämlich Fräulein Dr. med. Ulrich, angestellt.

* **Eine Schulärztin** — die erste in Italien — hat die Stadt Genua angestellt.

* **Die obligatorische Fortbildungsschule** für gewerbliche Arbeiterinnen ist in Königsberg eingeführt worden. Die Einführung ist zum Teil Ergebnis einer Petition des dortigen Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen.

* Die **Leiterin der Photographischen Lehranstalt** des Lette-Vereins, Fräulein M. Kundt, erhielt vom Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg die Ernennung zur Beisitzerin der Prüfungskommission für die Meisterprüfung des Photographenhandwerks. Zum erstenmal ist hiermit eine Frau in die Prüfungskommission gewählt worden.

* Von der Leitung der **Viktoria-Fortbildungs- und Fachschule** wird uns geschrieben, daß der „Höhere Handelskursus" der Anstalt gleiche Rechte hat wie die „Höhere Handelsschule" des Lette-Vereins.

* Eine Herabsetzung der Gehälter droht den **Handelsschullehrerinnen** mit Hochschulbildung, die an staatlichen Schulen in Preußen angestellt sind. Während sie bisher ein Jahresgehalt von 2000 ℳ bezogen, das auf 3600 ℳ außer dem Wohnungsgeldzuschuß von 480 ℳ stieg, soll nunmehr das Anfangsgehalt 1600 ℳ, das Höchstgehalt 2700 ℳ betragen. Die Gehälter der Lehrer sollen gleichfalls eine Herabsetzung erfahren, die jedoch nur 300 bis 600 ℳ beträgt. Bedenkt man, daß sich die Lehrkräfte die zur Anstellung nötige Reife durch jahrelange praktische Arbeit, an deren Stelle die Ablegung des Lehrerinnenexamens treten kann, und durch sechssemestriges Studium an einer Handelshochschule erwerben müssen, bedenkt man ferner, daß die neuen Gehälter unter denen der Gewerbeschullehrerinnen und anderer Lehrerinnen stehen, so ist es begreiflich, daß sich in den Kreisen der Beteiligten starke Opposition gegen die Absichten der Regierung bemerkbar macht.

Soziale Arbeit.

* **Die Frauen und die Wohnungsaufsicht.** Auf dem Kongreß für Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege, den die Zentralstelle für Volkswohlfahrt am Anfang des Dezember veranstaltete, wurde auch über die Mitwirkung der Frauen in Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege eingehend verhandelt. Das Referat darüber war der städtischen Inspektorin in Halle, Dr. Auguste Lange, übertragen worden. Leider hatte man das Thema der Abteilung „Organisation der Wohnungsaufsicht" unterstellt. Es hätte sich sicherlich mehr Gelegenheit ergeben, über die Art der Arbeit der Wohnungspflege-

Digitized by Google

rinnen zu sprechen, wenn das Thema einem andern Punkt der Tagesordnung eingeordnet gewesen wäre, der das Arbeitsgebiet der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege betraf. Hier hätten die in der Wohnungspflege arbeitenden Frauen Gelegenheit gehabt, von ihren besonderen praktischen Aufgaben zu berichten und damit eine Illustration zu der unbedingt notwendigen weiblichen Mitarbeit in der Wohnungspflege zu geben. So wie ihr Thema gefaßt war, mußte sich Fräulein Dr. Lange darauf beschränken, über Ausbildung und Stellung der Wohnungspflegerin innerhalb der Organisation der Wohnungsaufsicht zu sprechen. Dabei mußten Forderungen gestellt werden, die sich für manche der anwesenden Herren als eine zu strenge Stichprobe für das Wohlwollen bewiesen, das man bisher auf Wohnungskongressen der weiblichen Beamtin entgegengebracht hat. Akademische Vorbildung, selbständige Stellung und angemessene Besoldung für diejenigen Frauen, die an leitender Stelle innerhalb der Wohnungsinspektion stehen sollen, sind ganz unerläßliche Bedingungen, wenn sich die Wohnungspflege richtig entwickeln und wenn insbesondere die Mitarbeit der Frau ihren ganzen Wert entfalten soll. Daß die Betonung dieser Notwendigkeiten von einigen Diskussionsrednern als Egoismus, Ehrgeiz und pure Frauenrechtelei bezeichnet wurde, konnte an sich nicht weiter wundernehmen, war aber doch bedauerlich in einem Kreise, in dem die Mehrzahl ohne Zweifel von der Notwendigkeit dieser Forderungen überzeugt sein mußte — wie denn auch einzelne Diskussionsredner hernach in erfreulicher Unparteilichkeit betonten. Es ist eine merkwürdige Inkonsequenz, mit der man den Berufsbedingungen bei neuen Frauenberufen männlicherseits gegenübersteht. Fordern die Frauen eine angemessene Besoldung, so wird das für ungeheuer anmaßend gehalten, und geben sie sich (was die größere Gefahr ist) mit einer geringen zufrieden, so wird später über Gehaltsdrückerei gesprochen.

Daß übrigens für leitende Posten akademische Vorbildung gefordert werden muß, konnte durch nichts besser bewiesen werden, als durch die Auffassung, die in den Äußerungen einer nur praktisch vorgebildeten Wohnungspflegerin aus einem sächsischen Kreis von dem Beruf hervortrat. So erfreulich sich der Eifer und die Fühlung mit dem Volksleben hier aussprach, so deutlich wurde andererseits, daß solche Kräfte zwar als Helferinnen wertvoll, aber doch für die Gestaltung des Amtes nicht genügend qualifiziert sind. Beschlüsse wurden auf dem Kongreß nicht gefaßt, so daß seine Stellung zu der Frage latent blieb und man nur hoffen darf, daß die Erörterung auch Gegner von der Richtigkeit des grundsätzlichen Standpunktes der Referentin überzeugt hat.

* **Aus der kommunalen Frauenarbeit.** In die Armendirektion von Magdeburg ist eine Frau als stimmberechtigtes Mitglied gewählt. In Berlin hat leider die Aufstellung einer Kandidatin für einen freiwerdenden Posten in der Armendirektion nicht zu dem gleichen Ergebnis geführt. Man hat aus parteipolitischen Gründen sich seitens der Liberalen für den männlichen Gegenkandidaten entschieden. Daraufhin haben die sozialdemokratischen Stadtverordneten einen Antrag eingebracht: es möge die Armendirektion um drei durch Bürgerdeputierte zu besetzende Stellen erweitert werden, und man möge diese drei Stellen durch Frauen besetzen. Hoffentlich macht auch die liberale Fraktion der Stadtverordnetenversammlung diesem Antrag gegenüber mit dem Programmsatz von der erweiterten Heranziehung der Frauen zur Kommunalverwaltung Ernst; Zeit wäre es endlich!

* **Eine Fachkommission für die weibliche Jugendpflege** ist innerhalb der deutschen Zentralstelle für Volkswohlfahrt gegründet worden. Nachdem der Bund Deutscher Frauenvereine auf seiner Gothaer Generalversammlung den Beschluß gefaßt hatte, zur Schaffung einer Zentralstelle für die weibliche Jugendpflege mit der deutschen Zentrale für Volkswohlfahrt in Verbindung zu treten, wurde innerhalb der Zentrale zunächst ein eigenes Dezernat für die weibliche Jugendpflege geschaffen und unter die Leitung von Fräulein Dr. Hertha Siemering gestellt. Diesem Dezernat, dessen Aufgabe die Sammlung von Material und die Unterstützung der Vereine in der Organisation jugendpflegerischer Bestrebungen sein soll, ist nunmehr eine Fachkommission beigeordnet, die aus Vertreterinnen der großen Frauenverbände oder der auf diesem Gebiete sozial arbeitenden Organisationen besteht. Die deutsche Zentrale für Volkswohlfahrt erteilt für alle mit der weiblichen Jugendpflege zusammenhängenden Gebiete gern Ratschläge, sendet Rednerinnen und leistet organisatorische Hilfe. Ihre Adresse ist: Berlin W. 50, Augsburgerstr. 61.

* **Die Tätigkeit der Schulschwestern.** Die amtlichen Nachrichten der Charlottenburger Armenverwaltung (Novemberheft) enthalten interessante Mitteilungen über die Tätigkeit der städtisch angestellten Schulschwestern. Wir entnehmen ihnen folgendes:

Digitized by Google

Die Einrichtung der Schulschwestern besteht in Charlottenburg seit 7 Semestern. Sie wurde aber nicht auf allen Schulen gleichzeitig durchgeführt, sondern allmählich nach dem Stande der Erfahrungen erweitert. Gegenwärtig sind zwei Schulschwestern tätig, welche die Aufgabe haben, die Anordnungen der Schulärzte im Auftrage des Schulrektors auszuführen. Ihre Tätigkeit besteht in Besuchen im Hause der Schulkinder zur Feststellung der gesundheitlichen Verhältnisse, in der Begleitung der Kinder zu Ärzten, insbesondere zu Spezialärzten, in der Überwachung oder Ausführung der von diesen angeordneten Behandlung. Die Schulschwestern machen durchschnittlich täglich etwa zehn Besuche im Elternhause oder zu Ärzten. Die Beteiligung der einzelnen Schulen ist eine ungleichmäßige; als Grund haben sich die verschiedenen wirtschaftlichen Verhältnisse der Bevölkerung in den einzelnen Stadtgegenden ergeben. Das Zusammenarbeiten der Schulschwestern mit den anderen Organen der städtischen Wohlfahrtspflege, der Armendirektion, des Lungenfürsorgeamts, des Wohnungsamts, der Schulzahnklinik, des Jugendheims und der von diesen angestellten Schulpflegerinnen ist durch besondere Verfügungen geregelt. Der Grund für die Einführung der Einrichtung war bekanntlich die, wie allenthalben, so auch in Charlottenburg von Lehrern und Schulärzten erhobene Klage, daß die von den Schulärzten festgestellten und von der Schule beklagten Gesundheitsstörungen, die zugleich den Schulbetrieb beeinträchtigen, wegen Mittellosigkeit, Gleichgültigkeit, beruflicher Verhinderung der Eltern in durchaus ungenügendem Umfange der Behandlung unterzogen werden. Da es weder die Aufgabe der Schule, noch das Recht das Schularztes war, Krankheiten zu behandeln, mußte ein Weg gefunden werden, um die beteiligten Kinder der Behandlung zuzuführen. Die Schaffung einer diese Behandlung vermittelnden Stelle hat sich so bewährt, daß seither viele Städte das Beispiel Charlottenburgs, Schulschwestern mit den genannten Aufgaben zu betrauen, nachgeahmt haben. Der Charlottenburger Schularzt Dr. Poelchau, welcher für Deutschland die erste Anregung zu dieser Organisation gegeben hat, hat auch das in den Aufzeichnungen der beiden Schulschwestern niedergelegte Material bearbeitet, und zwar mit folgendem Ergebnis. Seit dem Bestehen der Einrichtung wurden 2073 Kinder den Schulschwestern überwiesen, davon wurden der Behandlung zugeführt 1697 Fälle. Bei diesen versagte die Einreichung in 286 Fällen, der Erfolg war zweifelhaft in 90 Fällen. Es wurden 359 Operationen ausgeführt, 259 Brillen beschafft, 25 Bruchbänder besorgt. Danach waren die Bemühungen der Schulschwestern von Erfolg in 81,8 %, ohne Erfolg in 13,8 %, zweifelhaft in 4,4 %.

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Das kommunale Wahlrecht** für die erwerbenden Frauen fordert ein kommunalpolitisches Programm, das der liberale Verein in Halle aufgestellt hat.

* **Bürgerinnen.** Die Gemeinderatswahlen in Sachsen-Weimar, die in Weimar, Jena und Ilmenau mit einem Sieg der bürgerlichen Parteien über die Sozialdemokratie geendet haben, haben vielen Frauen Veranlassung gegeben, das ihnen dort zustehende Wahlrecht auszuüben. Nicht weniger als 335 Frauen haben sich in Jena, wie uns geschrieben wird, nach Eintragung in die Bürgerlisten und Erwerbung des Bürgerrechts an der Wahl beteiligt. Freilich konnten sie nach dem geltenden Recht ihre Stimme nicht selbst abgeben. Trat der Ehemann als Wähler an die Stelle der Frau, so bedurfte es keiner formellen Übertragung der Stimme, der fernerstehende Mann mußte jedoch eine Vollmacht von der wahlberechtigten Frau erhalten. Das rege Interesse der bürgerlichen Frauen an der politisch bedeutungsvollen Wahl ist ein Gegenbeweis gegen die oft gehörte Behauptung in Jena, daß die Sozialdemokratie den größten Vorteil von dem Stimmrecht der Frau haben würde. Die Wahl ist übrigens von der Sozialdemokratie angefochten worden.

Politik.

* **Die unsozialen Hausfrauen und die Krankenversicherung.** Die bevorstehende Einführung der Krankenversicherung für die Dienstboten hat in der Reichshauptstadt beschämende Kundgebungen von einem Hausfrauenstandpunkt aus hervorgerufen, den vielleicht mancher Optimist durch die innerhalb der Frauenbewegung vollzogene Erziehung zu sozialem Denken überwunden glaubte. Der Berliner Hausfrauenverein, ein Verein, der von einer sozial arbeitenden Frau, Lina Morgenstern, gegründet worden und der organisierten Frauenbewegung seit vielen Jahren angeschlossen ist, hat in letzter Stunde vor Inkrafttreten des Gesetzes sich den traurigen Ruhm erworben, einen rein bourgeoisen Interessentenstandpunkt der Versicherung gegenüber öffentlich zu vertreten. Von konservativer Seite hat man diese Kundgebung mit Freuden begrüßt. Charakteristisch ist auch, daß die Ortsgruppe Potsdam des Bundes der Gegner eine Petition gegen die Krankenversicherung der Dienstboten ausgelegt hat. Man will dabei ersichtlich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: nämlich rückständige Hausfrauen anlocken und zugleich gegen eine Maßnahme wirken, von der man einen Rückgang des Dienstbotenberufs fürchtet. Das Interesse der deutsch-nationalen Handelsgehilfin an möglichster Verbreiterung des Dienstbotenberufs schimmert hier deutlich durch.

Wenn die Stellung der organisierten Frauen-

Digitized by Google

bewegung zur Krankenversicherung der Dienstboten an sich selbstverständlich ist, so mußte sie doch angesichts dieser Verleugnungen ausdrücklich betont werden. Das ist von verschiedenen Vereinen, z. B. von den Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit wie von der Ortsgruppe Berlin des preußischen Vereins für Frauenstimmrecht geschehen.

* **Politische Frauenarbeit.** Bei den Cölner Stadtverordnetenwahlen haben die Liberalen zum erstenmal seit langen Jahren einen politischen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Sie schieben das hauptsächlich auf die Mithilfe der Frauen, von denen über 100 in den Wahlbureaus arbeiteten. Der Vorstand des nationalliberalen Vereins Cölns richtete an die Frauengruppe folgendes Dankschreiben:

Nach Beendigung des Wahlkampfes drängt es uns, Ihnen namens der Vorstände der Vereinigten liberalen Parteien den herzlichsten Dank für die äußerst wertvolle Mitarbeit der Damen Ihrer Vereinigung auszusprechen. Sie haben alle in diesen drei schweren Kampftagen eine geradezu bewundernswerte, mustergültige Tätigkeit entfaltet. Wenn wir stolz auf einen bescheidenen Erfolg blicken können, so verdanken wir ihn sicher nicht in letzter Linie der aufopfernden und so überaus sorgfältigen und gewissenhaften Arbeit der Frauen, die sich so zahlreich in den Dienst der gemeinsamen Sache gestellt hatten. Wir bitten Sie, allen Damen unsern herzlichsten und verbindlichsten Dank zu übermitteln und ihnen zu sagen, daß wir stolz darauf sind, solch treue und zuverlässige Mitarbeiter gefunden zu haben.

Mit der Versicherung vollkommenster Hochachtung ergebenst

Der Vorsitzende: gez. Moldenhauer.
Der Geschäftsführer: Peters.

* **Die konservative Partei und die konservativen Politikerinnen.** Der engere Vorstand der konservativen Partei hat nochmals darüber beraten, wie er sich zu der neuen Vereinigung konservativer Frauen stellen solle. Bekanntlich bestehen über diese Vereinigung, die von den Frauen selbst ausgegangen ist, innerhalb der konservativen Partei starke Meinungsverschiedenheiten. Konservative Mitglieder des Antibundes sehen in dieser Gründung den Anfang zu Entwicklungen, die sie fürchten und bekämpfen möchten. Insbesondere hat Herr Pfarrer Werner seinen bekannten Eifer aufgeboten, um die Vereinigung in konservativen Kreisen zu diskreditieren. Der Vorstand der konservativen Partei hat nun seine Stellungnahme in einer Resolution niedergelegt, die folgendermaßen lautet:

„Es liegt kein Grund vor, der Vereinigung konservativer Frauen Zustimmung und Unterstützung zu versagen, solange ihr die Entscheidungen der Parteileitung maßgebend sind und sie sich im Rahmen der konservativen Grundsätze hält. Dazu gehört, daß die Vereinigung bei entschiedener Ablehnung des politischen Frauenstimmrechtes, sowie aller Bestrebungen, die letzten Endes zu diesem führen müssen, und unter Ausschaltung eigentlicher politischer Betätigung ihr Ziel darin sucht, konservative Grundsätze in Haus, Gesellschaft und Volk zu verbreiten und sich dadurch als Helferin unserer konservativen Sache zu bewähren. Als selbstverständlich ist vorauszusetzen, daß die Vereinigung alle frauenrechtlerischen Bestrebungen, soweit sie mit der Verbreitung konservativer Ideen nicht vereinbar und der vertrauensvollen Zusammenarbeit schädlich sind, vermeidet. Dagegen wird der Parteivorstand in gemeinsamer Arbeit mit der Vereinigung konservativer Frauen prüfen und feststellen, welche Wünsche der Frauenwelt sich mit konservativen Parteigrundsätzen in Einklang bringen lassen und inwieweit sie zurückzuweisen sind. Sofern die Vereinigung konservativer Frauen ihre Tätigkeit in dem vorbezeichneten Rahmen ausübt, begrüßt der engere Vorstand ihre Mitarbeit als wertvollen Bestandteil unserer Partei."

Man kann nicht gerade sagen, daß das eine sehr liebenswürdige Begrüßung der Frauen ist, die sich zusammengeschlossen haben, um für die politischen Ideale ihrer Partei zu arbeiten. Man fragt sich, was eigentlich bei den hier aufgestellten Kautelen den Frauen zu tun praktisch noch übrig bleiben soll. Schließlich gründet man doch nicht eine politische Vereinigung, um auf „eigentliche politische Betätigung" zu verzichten. Und worin besteht die uneigentliche politische Betätigung, die der Parteivorstand den Frauen gütigst gestatten will? Es ist aber wohl zu vermuten, daß die praktische Arbeit sowohl für die Frauen wie für die Partei die Grenzen etwas weiter ziehen wird, als das Angstprodukt dieser Resolution.

Verschiedenes.

* **Die sozialdemokratische Forderung des Gebärstreiks,** deren Bedeutung von bürgerlicher Seite höher veranschlagt ist als von den vernünftigen Elementen der Partei selbst, erfährt in den Sozialistischen Monatsheften eine sachliche Beleuchtung durch Ludwig Quessel. Da heißt es:

„Wenn auch eine Aussicht, durch den Gebärstreik die soziale Lage der deutschen Arbeiter zu heben, nicht vorhanden ist, so wird man doch nicht verkennen können, daß der Kampf gegen die Idee der Geburtenverweigerung allein von sozialen Gesichtspunkten aus nicht geführt werden kann. Wem es völlig gleichgültig ist, ob das Deutsche Reich von deutschen oder von slawischen Arbeitern bewohnt wird, wird gegen die systematische Geburtenverweigerung nicht sehr viel ein-

Digitized by Google

wenden können. Vom Standpunkt einer mißverstandenen Internationalität aus könnte man sogar sagen, daß es im Grunde doch gleichgültig sei, ob deutsche oder slawische Arbeiter dem deutschen Kapital den proletarischen Nachwuchs liefern. Gleichwohl denke ich, daß, obwohl die Idee des Gebärstreiks von Männern ausgegangen ist, die als Marxisten gelten wollen, wohl kaum ein Sozialdemokrat geneigt sein wird, die nationale Seite der Frage zu leugnen. Die nationale Gefahr des Gebärstreiks kann auch nicht dadurch abgewandt werden, daß man die deutschen Grenzen für die Einfuhr slawischer Menschenware sperrt. Ein starker Rückgang der Geburten bedeutet in jedem Fall eine so gefährliche Minderung der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes, daß wohl niemand sie als eine Friedensbürgschaft ansehen wird. Der Kampf gegen den Gebärstreik ist in erster Linie ein Kampf um die nationale Existenz. Dieser Erkenntnis darf sich auch die Sozialdemokratie nicht verschließen."

Bücherschau

„Die Gezeichneten." Roman von Aage Madelung. S. Fischer Verlag, Berlin. Der junge Skandinavier hat sich bisher mit seiner Kunst hauptsächlich in Rußland angesiedelt. Wenn er in seiner Novellensammlung „Der Sterlett" die wilde und primitive Poesie der Steppen und großen Flüsse zu erfassen versteht, so gibt er hier einen großen Ausschnitt aus der bewegten, leidenschaftlichen und verzweifelten Gegenwartsgeschichte Rußlands. „Die Gezeichneten" ist ein Pogrom-Roman. Er schildert die unerhörte Knechtung des Judentums vor allem durch das brutale russische Kleinbürgertum der Provinzstädte. Der Summe von Grausamkeit, Aberglauben und Rassenhaß stellt er auf der andern Seite die schwermütige und zähe Kraft eines Jahrhunderte hindurch duldenden und verfolgten Volkes gegenüber. Die Schilderung der russischen Jugend in ihrer revolutionären Unruhe ist lebendig und aufschlußreich. Im übrigen ist Aage Madelung als Novellist straffer und präziser. Hier spielt im Gegensatz zu den Novellen nicht selten die Reflexion in die künstlerische Fassung lebendigen Lebens hinein. Trotzdem ist der Roman eine bedeutende und kraftvolle Darstellung eines großen Komplexes moderner Kulturkämpfe.

„Du fremde Seele." Roman von Marie Diers. Dresden 1913. Verlag von Max Seyfert, Dresden. Marie Diers stellt zwei Frauen in diesem Roman einander gegenüber. Die hochgeborene, ein wenig dekadente, seelenlos lebensgierige und eleganzbedürftige Gräfin, die den derben Oberförster heiratet, und ihre Tochter, deren Natur den Vater wiederholt, in einer bei der Vererbung männlicher Eigenschaften auf die weibliche Seele gewöhnlichen Unbeholfenheit und und Schwerfälligkeit. Zweimal muß es die Tochter erleben, daß der weibliche Reiz der früh verwitweten Mutter den Mann von der jungen zur älteren Frau zieht. Wie sich nun in dieser Weltdame Mütterlichkeit und eroberungssüchtiges Evatum mischen und wie sich andererseits das junge Mädchen durch die Erschütterungen und Enttäuschungen durch die doch in tiefster Seele geliebte Mutter hindurchkämpft, das wird mit viel guter und sicherer Psychologie und einer einfachen, klaren und phrasenlosen Darstellungsgabe geschildert. Die Bücher von Marie Diers gehören nicht zur großen Kunst und auch nicht zu der besonders verfeinerten, aber sie verstehen das Leben in seinen einfacheren Gestalten einfach und kräftig ohne Verstiegenheiten und Übertreibungen zu gestalten und sind deshalb, wenn nicht mehr, so doch auf alle Fälle eine gesunde literarische Kost.

„Das Menschlein Matthias." Erzählung von Paul Ilg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Preis geh. 3 *M*, geb. 4 *M*.) Das Menschlein Matthias Böhl ist nichts als ein armes nacktes Menschlein, das „keinen Vater" hat. Sein Geschick in der Doppelwelt der armen Bauernheimat, die ihn stiefmütterlich aufgenommen, und der Fabrikstadt, in der seine Mutter, das „Muster-Fräulein" einer großen Fabrik, sich mühsam durchschlägt, mit dem Gefühl „ein herrenlos Tier" zu sein, „das jeder hetzen und fangen darf," bildet den Inhalt der Erzählung, die feine und tiefe Einblicke in die Kindesseele zeigt.

„Zur Sammlung der Geister." Von Geheimrat Professor Dr. Rudolf Eucken. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1913. (In Originalleinenband 3,60 *M*.) Wenn Eucken die Geistesstimmung beklagt, die in Lust zur Kritik und Verneinung, im Mangel an Ehrfurcht, in moralischer Verflachung in unserem Volk um sich greift, so wird man sich freilich sagen müssen, daß die Ursachen dazu, zu der von ihm beklagten Zerklüftung und Zersplitterung des deutschen Geisteslebens nicht nur auf rein geistigem Boden liegen, und nicht durch bloßes Sichbesinnen auf unsere eigene Art gehoben werden können. Es warten eine zu große Menge von Wirklichkeitsproblemen auf ihre Lösung; sie fesseln eine Menge von Geistern, die ein Jahrhundert früher in den Reihen der reinen Gedankenkämpfer gestanden hätten. Auch diesen aber hat die Schrift etwas zu sagen: sie mahnt an die vor den Wirklichkeitsproblemen so oft vergessene Notwendigkeit, sich irgendwie mit dem Weltproblem auseinanderzusetzen und dieser Selbstbesinnung bei der Stellungnahme zu den realen Aufgaben als Faktor ihren entscheidenden Platz zu sichern.

„Blämische Malerei." 200 Nachbildungen mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Ernst Heidrich. Jena 1913. Verlag Eugen

Digitized by Google

Diederichs. Von der Sammlung „Die Kunst in Bildern", die der Verlag Eugen Diederichs in so großzügiger Weise begonnen hat, ist jetzt ein 5. Band herausgekommen. Seine Vorzüge bestehen außer in der Vollkommenheit der Reproduktionen in einer ziemlich eingehenden, d. h. 80 Seiten umfassenden ausgezeichneten Einleitung, die gemeinsam mit den 200 Abbildungen die beste Kunstgeschichte der vlämischen Kunst gibt, die man sich nur denken kann. Im Mittelpunkt stehen Rubens und Van Dyck. Aber auch ihre Vorgänger und die kleineren Künstler, die ihre Art zur Schule verbreiterten, sind in guter Auswahl der Bilder und in ebenso sachkundiger Einfügung in den historischen Rahmen zu ihrem Rechte gekommen. Der Band ist in besonderer Weise geeignet, den Gesamtzweck des ganzen Unternehmens in seinem Wert und Nutzen zu bekräftigen. Der Preis von 6 *M* für den in festem Pappband broschierten und 7 *M* für den Leinenband ist so ungemein niedrig, daß die Serie für die Hausbibliothek wohl erschwinglich erscheint.

„Die deutsche Malerei im 19. Jahrhundert." Von Dr. Richard Hamann. Mit 257 Abbildungen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. (Preis geb. 6 *M*.) Den vorhandenen Darstellungen von der Entwicklung der Malerei im 19. Jahrhundert ist dieses Buch durch drei Vorzüge überlegen: erstens durch eine im Verhältnis zu seiner Knappheit ungewöhnlich reichhaltige Ausstattung mit Illustrationen, zweitens durch einen sicheren Aufbau, der zwischen blasser Abstraktion und Planlosigkeit in der Fülle der einzelnen Gesichte die sichere Mitte hält, und drittens, was damit zusammenhängt, durch die Fähigkeit des Verfassers, sowohl entscheidende Entwicklungslinien zu sehen und zu zeigen, wie auch das einzelne lebendig zu empfinden und dem Leser anschaulich zu machen. Der Verfasser sieht die Entwicklung der Malerei im 19. Jahrhundert in einer Wellenbewegung sich vollziehen, die dreimal ansteigt und sinkt. Es folgen nämlich auf je drei Perioden intimer Malerei Aufstiege zu einem monumentalen und mehr klassischen Stil. Die erste Welle ist bezeichnet durch Romantik und Klassizismus, die zweite durch die Biedermeiermalerei, der dann die heroische Richtung folgt, wie sie durch Böcklin und Feuerbach vertreten ist, die dritte durch den Impressionismus der 90er Jahre und die neue deutsche monumentale Malerei, deren Wesen durch den Namen Hodlers bezeichnet ist. Folgt man der Einzelausführung dieser großen Entwicklungsreihe, so gewinnt man die Überzeugung, daß die entscheidenden Züge nach diesem Grundschema sehr klar und verständlich hervortreten und damit die Richtigkeit des historischen Grundrisses beweisen. Als Einführung für den, der noch mit dem Material selbst nicht vertraut ist, ist das Buch vielleicht weniger geeignet, wie als geschichtliche Orientierung für den Fortgeschritteneren, der die Einzelerscheinungen sich nun in einem größeren geistigen Zusammenhange ordnen möchte.

„Johanna Schopenhauer." Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit. Von Laura Frost. Zweite Auflage. Verlag von Klinkhardt und Biermann, Leipzig. (Preis 4 *M*.) Die Zeit, in der Artur Schopenhauer der Sohn der berühmten Mutter war, ist verhältnismäßig schnell der Zeit gewichen, in der Johanna Schopenhauer nur die von den Biographen wenig günstig beurteilte Mutter des berühmten Sohnes war. Es erschien wohl der Mühe wert, ein eigenes kleines Lebensbild von ihr zu bringen und durch objektiv zusammengestelltes Material einem gerechteren Urteil den Boden zu schaffen. Mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit hat die Verfasserin diese Aufgabe gelöst. Durch den gerade für diesen Fall sehr richtigen Grundsatz, die Beteiligten möglichst viel selbst reden zu lassen, wirkt die Darstellung ungemein lebendig, und wieder einmal sieht man die lieben Weimarer Schatten, diesmal um den Teetisch der gesprächigen Hofrätin, sich sammeln. Eine Anzahl — zum Teil erstmalig veröffentlichter — Bilder tragen zur Veranschaulichung bei.

In der „Liebhaberbibliothek", Verlag von Gustav Küpenhener, Weimar, (Preis pro Band geb. 1,50 *M*, Ausgabe in Wildleder 3,50 *M*), erschienen neu:

„Die Reiseschatten." Von Justinus Kerner. Mit einem Nachwort von Hermann Hesse.

„Aus Stifters Studien." Mit vier Bildern nach Stichen der Erstausgabe.

„Der goldene Topf." Von E. T. A. Hoffmann. Mit 11 Federzeichnungen von Edmund Schaefer.

„Alte deutsche Marien- und Weihnachtslieder." Herausgegeben und mit Anmerkungen und einer Einführung versehen von Otto Zoff.

Wer die hübschen Ausgaben noch nicht kennt, hat an diesen Bändchen eine gute Gelegenheit zu sehen, was sie sollen: in zierlich-feiner Form ausgewählte Einzelwerke bieten, die man in guter Stunde gern zur Hand nimmt. Kerners romantisches Erstlingswerk und Hoffmanns barocke Novelle, die innigen, feingezeichneten Studien Stifters, die einst in aller Hände waren, verdienen ihre Stelle in dieser Reihe. Der sorgfältigen Auswahl der Marienlieder sind Bilder nach Altdorfer, Bruckmair, Lukas Cranach und Olendorfer beigegeben.

„Was die Frau von Berlin wissen muß." Ein praktisches Frauenbuch für Einheimische und Fremde. Unter Mitwirkung der berufensten Vertreterinnen auf den verschiedenen Gebieten der Frauenarbeit herausgegeben von Eliza Ichenhaeuser; Verlag von Herbert S. Loesdau, Berlin W. 57. (Kartoniert 2 *M*, elegant geb. 3,50 *M*.) Um einen Begriff von dem Inhalt des Buches zu geben, erwähnen wir die folgenden Aufsätze: Dr. Frida Schottmüller, wissenschaftliche Hilfsarbeiterin bei den Königl. Museen, gibt einen Überblick über die bildende Kunst in Berlin, Jarno Jessen über das Kunstgewerbe, Dr. Rhoda Erdmann über die wissenschaftlichen Anstalten Berlins, Oberlehrerin Margarete Treuge orientiert über die Berliner Staats- und Stadtparlamente, Doris Wittner über das Berliner Theaterwesen, Eliza Ichenhaeuser über die Berliner Presse, Lise Müller über das Berliner Musikleben, Dr. jur. Annie Lehr-de Waal über die Wohlfahrts-

Digitized by Google

pflege in Berlin, Dr. Rahel Hirsch, Assistentin an der Königl. Charité, über „Was Berlin für seine Kranken tut" und Anna Plothow über die Frauenbewegung und Frauenvereine der Reichshauptstadt. Ferner berichten Frau Hedwig Heyl, Dr. phil. Alice Salomon und Josephine Levy-Rathenau über verschiedene wichtige Frauenberufe. Der praktischen Orientierung der Fremden dienen Beiträge über die Berliner Wohnungsverhältnisse und Wohnungskunst, über die Mode in Berlin, die Schaufensterdekoration, Gymnastik, Sport, Berliner Verkehrswesen und Berliner Spaziergänge und Ausflüge von Margarete Pochhammer, Fia Wille, Emma Stropp, Frieda Grünert, Elisabeth von Hahn-Stephani und Mary Kissel. Eine Fülle von Anzeigen und ein Bezugsquellenregister werden als Zugabe nicht unwillkommen sein.

„Streiflichter." Von Karl Ewald. Ein Skizzenbuch. Autorisierte Übertragung aus dem Dänischen von Hermann Kiy. Verlag von Philipp Reclam, Leipzig. (In Leinen 0,60 *M.*) Eine Auswahl fesselnder kleiner Skizzen von innerlichem Gehalt und spannender Darstellung.

„Die Reichs-Krankenversicherung und die häuslichen Angestellten." Populärer Kommentar für Haushaltungsvorstände und ihre Angestellten von Alma Dzialoszynski und Thea Graziella. Herausgegeben vom Berliner Verein für Frauenstimmrecht. Druck und Verlag von H. S. Hermann, Berlin (Preis 0,20 *M.*) Das gut orientierende Heftchen bringt die wesentlichen Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung die häuslichen Angestellten betreffend, in verständlichem, d. h. nicht juristischem Deutsch, unter Heranziehung der Krankenkassensatzungen der Groß-Berliner Gemeinden. Gute Übersichtstabellen helfen zur Klarlegung, so daß insbesondre den Hausfrauen von Groß-Berlin der Kommentar sehr empfohlen werden kann.

Kalender für 1914.

„Damen-Kalender 1914." Schreibkalender, Geschäftskalender, Anthologie. 53. Jahrgang. Herausgegeben von Frida Schanz. Berlin, R. v. Deckers Verlag G. Schenck, Königl. Hofbuchhändler. (Eleg. mit Goldschnitt geb. 3 *M.*) Dem neuen Jahrgang, der u. a. zwei Märchen von Frida Schanz bringt, ist das Bild des Braunschweiger Herzogspaares beigegeben.

„Deutsche Frauen." Ein Jahrbuch für Frauen auf das Jahr 1914. Mit 2 farbigen Einlagebildern von M. v. Schwind und farbigem Umschlag. Herausgegeben vom Volkskunstbund. Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart. (Preis 0,40 *M.*) Der Kalender sollte weite Verbreitung finden. Berufene Frauen orientieren über die Mitarbeit der Frauen auf sozialem Gebiet; gute literarische und Kunstbeigaben lassen das Versprechen des Verlags, nunmehr auch die Frauen alljährlich zu bedenken, willkommen erscheinen. Es sei nebenbei darauf hingewiesen, daß das Titelbild: Feuerbachs Iphigenie, in einer Bildgröße von 63 : 96 cm zum Preise von 6 *M* vom Verlag zu beziehen ist.

WOHLFAHRT UND WIRTSCHAFT

Monatsschrift, herausgegeben von **Benno Jaroslaw**

Je mehr im öffentlichen Leben rein politische Fragen durch wirtschaftliche abgelöst werden, um so dringender empfindet auch unsere Frauenwelt das Bedürfnis nach Orientierung auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, für welche ja, wie immer mehr erkannt wird, dieselben Grundgesetze gelten wie für den ursprünglichen Wirkungskreis der Frau, für die Hauswirtschaft. An rein gelehrten Zeitschriften einerseits, an Interessentenorganen andererseits ist kein Mangel. Es fehlt aber an einem Sprechsaal, in dem sich sachkundige, dabei unabhängige Männer und Frauen vom Standpunkte der Volksgesundheit, Volkswohlfahrt und Volkskultur über das tätige tägliche Geschäftsleben kritisch und schöpferisch anregend aussprechen, ohne der Erwerbswirtschaft als solcher das Lebensrecht zu versagen. Der Hygieniker, der für die Gegenstände der Produktion, der Volkswirt, der für die Methoden der Produktion massgebend ist, der Produzent und Händler selbst, vor allem aber auch der Konsument werden in der neuen Zeitschrift zu Worte kommen, soweit sie gewillt sind an der Regelung, Läuterung und Sicherung des Volksbedarfs praktisch mitzuarbeiten.

Preis vierteljährlich 3 M — Probenummern kostenlos

EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

Digitized by Google

Preisausschreiben

betreffend Milderung der Klassengegensätze.

Auf Antrag des Württembergischen Goethebundes und mit Mitteln, die von diesem zur Verfügung gestellt worden sind, hat der 13. Delegiertentag der deutschen Goethebünde 1913 die folgende Preisausschreibung beschlossen.

Was hat zur Milderung der Klassengegensätze zu geschehen, welche heute die aufeinander angewiesenen Kreise unseres Volkes weit mehr trennen, als in den natürlichen Verhältnissen begründet ist.

Die Aufgabe der Milderung der Klassengegensätze liegt auf wirtschaftlichem, politischem und rein menschlichem Gebiete. Was bisher zur Lösung angestrebt wurde — sei es durch die Gesetzgebung oder auf dem Wege der Freiwilligkeit —, erfolgte vorzugsweise in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht. Hierin dürfte wohl auch ein Hauptgrund dafür zu suchen sein, daß trotz vieler Bemühungen auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete die Unzufriedenheit in breiten Schichten unseres Volkes heute weit größer ist als vor Jahrzehnten.

Wir haben uns in Deutschland viel zu sehr daran gewöhnt, die Milderung der Klassengegensätze fast ausschließlich von der Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Arbeiter und von der Gesetzgebung zu erwarten. Die Zahl derjenigen, welche sich bewußt sind, daß in unserem Volke, das unter der Einwirkung der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht groß geworden ist, die Milderung der Klassengegensätze — mit demselben Eifer, wie in wirtschaftlicher und politischer Arbeit, sowie im Zusammenhang mit dieser — auch auf dem rein menschlichen Gebiete mit aller Kraft angestrebt werden muß, und daß es sich hierbei um eine **allgemeine Kulturaufgabe** handelt, erscheint noch gering. Die Erkenntnis der überragenden Wichtigkeit dieser Kulturaufgabe für unsere Nation in weite Kreise zu tragen, ist Zweck des Preisausschreibens.

Die Stellung der Frage: wie ist es gekommen, daß die zur Führung berufenen, gebildeten Oberschichten unseres Volkes in so weitgehendem Maße die Fühlung mit den anderen Schichten verloren haben, wie es tatsächlich der Fall ist, muß bei gründlicher Bearbeitung auch die Wege erkennen lassen, die einzuschlagen sind.

Es werden drei Preise ausgesetzt:

fünftausend, zweitausend und eintausend Mark.

Die Arbeiten sind in deutscher Sprache abzufassen; im übrigen ist die Preisbewerbung unbeschränkt.

Der Umfang der Schrift soll im Interesse der Verbreitung in weite Kreise ein mäßiger sein.

Die Arbeiten sind bis spätestens 31. Dezember 1914 an den Vorsitzenden des Württembergischen Goethebundes in Stuttgart einzusenden.

Jede Einsendung ist mit einem Kennwort zu versehen und ihr ein versiegelter Briefumschlag beizufügen, welcher außen dasselbe Kennwort trägt und innen Namen und Adresse des Einsenders enthält. Ferner ist bei der Einsendung diejenige Adresse anzugeben, an welche die Arbeit für den Fall, daß der Preis nicht erteilt wird, zurückzusenden ist.

Durch die Preiserteilung erwirbt der mit der Geschäftsführung betraute Württembergische Goethebund das unbeschränkte und ausschließliche, sowie übertragbare Verlags- und Vervielfältigungsrecht, ohne daß noch ein besonderes Honorar bezahlt wird.

Falls weitere Auflagen notwendig werden sollten, und für solche Neubearbeitung geboten erscheint, so sind die Preisträger verpflichtet, diese vorzunehmen gegen Zahlung eines mit ihnen zu vereinbarenden Honorars.

Das Preisgericht hat im Falle des Ausscheidens eines Mitgliedes das Recht, sich durch freie Wahl zu ergänzen. Sein Urteil ist bindend für die Geschäftsführung.

Als Preisrichter sind gewählt und haben das Amt angenommen:

Herr Staatsminister Freiherr **von Berlepsch** in Seebach bei Mühlhausen i. Thür. — Herr Fabrikant Dr. ing. **Robert Bosch** in Stuttgart. — Herr Professor Dr. **Ernst Francke** in Berlin. — Fräulein **Helene Lange** in Berlin-Grunewald. — Herr Staatssekretär a. D. Staatsminister Dr. Graf **von Posadowsky-Wehner** in Naumburg a. S. — Herr Baron **zu Putlitz**, Generalintendant der Königl. Hoftheater in Stuttgart. — Herr Baudirektor Professor Dr. ing. **C. von Bach** in Stuttgart (als Urheber der Preisausschreibung).

Stuttgart, Dezember 1913.

Der Vorsitzende des Württembergischen Goethebundes.

Baron zu Putlitz.

Digitized by Google

Soeben erschienen:

Die Natur des Weibes

Von Dr. J. L. Tayler. Pappband M 3.—, Leinenband M 4.— (Porto 30 Pf, Ausland 55 Pf). Kaum einer Frage bringt man mehr Interesse entgegen als der von der natürlichen Bestimmung des Weibes. In offener, sachlicher Weise tritt der Verfasser an die Klärung dieses gewaltigen Problems und lüftet die Geheimnisse, die das Rätsel Weib umschliessen

Wichtig für jeden Mann und jede Frau.

Zu bez. durch alle Buchh. oder direkt vom **Verlag von Strecker & Schröder In Stuttgart T 15.**

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Aus Natur- und Geisteswelt: Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. Preis jedes Bändchens geh. 1 *M*, geb. 1,25 *M*.

Sachse, A.: Die preußische Volks- und Mittelschule.

Weber, E.: Der Weg zur Zeichenkunst.

Richter, O.: Das alte Rom.

Trömner, E.: Hypnotismus und Suggestion.

Kahle, B. Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen.

Gjerlöv Kjersgaard, J. Physiognomik. Der Charakter des Menschen beurteilt nach den Kopfformen und den Gesichtszügen. Mit 49 Abbildungen. Fritz Eckardt Verlag, Leipzig. Broschiert 1,50 *M*.

Gnade, Elisabeth. Winter. Gedichte. Druck und Verlag R. Zacharias, Magdeburg-N. geh. 1,80 *M*.

Heinen, Anton. Lebensspiegel. Ein Familienbuch für Eheleute und solche die es werden. Volksverlag M.-Gladbach. Pr. 1,60 *M*.

Heuler, Raimund. Kling Klang Gloria! Deutsches Singbuch für unsere Kleinen und Kleinsten. Erste Schritte auf dem Wege zum selbständigen Singen nach Noten. Für Familie und Schule. Bamberg. C. C. Buchners Verlag. 1913. Geh.

Kultur und Fortschritt. Heft 482/83. May, Amtsrichter. Mietrecht (50 Pf.)

Heft 490. Schmidt-Reichhoff, Elisabeth: Das Haustochtertum. Ein Beitrag zur Frauenfrage. (Vortrag.) (25 Pf.)

Heft 491. Arlt, Ilse v., Leiterin der Vereinigten Fachkurse für Volkspflege in Wien. Spezialisierte Horte. (25 Pf.)

Verlag von Felix Dietrich, Gautsch bei Leipzig.

Naturwissenschaftliche Vorträge und Schriften. Herausgegeben von der Berliner Urania. Heft 6:

Cohn, Emil. Physikalisches über Raum und Zeit. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. 1913, geh. 0,80 *M*.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit
Frankfurt a. M.

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit.

I. Teil: Pflegerische Ausbildung: Kranken- oder Säuglingspflege oder pädagogisch-pflegerische Betätigung.

II. Teil: Theoretische Fachklasse. Volkswirtschaftslehre und Sozialpolitik, Bürgerliches Recht, Straf- und Prozessrecht, Armenwesen, Jugendfürsorge, Hygiene, Psychologie mit Pädagogik, Probleme der sozialen Ethik, Staats- und Gemeindeverfassung, Organisation und Technik der öffentlichen privaten Fürsorge, Frauenbewegung, Versicherungskunde.

III. Teil: Fortbildungskurs. Praktische Betätigung an offenen privaten und öffentlichen Fürsorge-Veranstaltungen, Kurse und Vortragszyklen über sozialpolitische Fragen, Stenographie und Maschinenschreiben.

Dauer der Ausbildung 2½ Jahre. Beginn der praktischen Arbeit sofort, der theorethischen Fachklasse 2. Januar 1914.

Auskunft: Die Direktion des Frauenseminars für soziale Berufsarbeit, **Frankfurt a. M., Thüringerstr. 55 III.**

Gymnasialkurse für Frauen.

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Vorbereitung a. d. Reifeprüfung in 4 ansteigend. Jahresklassen.
Aufnahmebed.: 9 J. höh. Mädchensch. Beginn **Michaelis.**

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.
Beginn **Ostern.**

Für Auswärtige wird gute Pension nachgewiesen.
Prospekte — Sprechzeit Dienstags und Freitags 5—6.
Berlin W., Keithstrasse 11 **M. Strinz,** Direktorin.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Evang. Fröbelseminar, Cassel.

I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar f. Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**
Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Frauenbildungs-Verein Frankfurt a. Main.
Mitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes, Unterweg 4.

Im Kindergärtnerinnen-Seminar werden Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen (Leiterinnen für Kindergärten, Horte, Kinderheime usw.) mit staatlicher Abschlußprüfung ausgebildet. Diese Ausbildung ist ihrer Vielseitigkeit wegen die günstigste Vorbildung für die verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete. Beginn: April und Oktober. Dauer der Kurse 1½ resp. 2¼ Jahre. Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung bietet die Haushaltungsschule des F.-B.-V., ebenfalls Unterweg 4. Pension im Hause.

E. Schwarz, Leiterin des Seminars. **F. Hoppe,** Leiterin der Haushaltungsschule.

Digitized by Google

Wendel, Heinz Emil, Assessor. Kindesrecht und Kinderschutz (Sammlung Göschen Nr. 693). G. J. Göschen'sche Verlagsbandlung G. m. b. H. in Berlin und Leipzig. Preis in Leinwand geb. 0,90 M.

Wilmer, Charlotte. Bei Tee und Reis. Erste Auflage. Globus Verlag G. m. b. H., Berlin W. 66.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Für sofort sucht Rittergutsbesitzersfamilie in der Neumark evangelische Lehrerin, etwas Erfahrung ist erwünscht, für drei Mädchen von 11, 8½ und 6 Jahren. Sprachen im Ausland und Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt bei freier Station 1200 M.

2. Sofort sucht Familie im Ausland geprüfte Lehrerin, etwas Erfahrung ist erwünscht. Ein Mädchen von 15 Jahren ist zu unterrichten, ein Knabe von 12 Jahren zu überwachen. Perfekte Sprachkenntnisse oder gute Musikkenntnisse sind Bedingung. Gehalt bei freier Station monatlich 150 Kronen. Rückreise nach zwei Jahren.

3. Zum 1. Januar sucht Familie in Berlin eine erfahrene Lehrerin aus guter Familie. Zwei Mädchen von 12 und 16 Jahren und ein Knabe von 14 Jahren (geht zur Schule) sind zu unterrichten. Gute Musikkenntnisse sind Bedingung. Gehalt 1200 M. und freie Station.

4. Zum 1. Januar sucht Familie im Rheinland geprüfte Lehrerin für einen Knaben 9, und ein Mädchen 8 Jahre alt. Perfektes Englisch ist Bedingung. Erwünscht: Musik und Latein. Gehalt bei freier Station 840 M.

5. Für den 1. Januar wird in gräfliches Haus in Ostpreußen eine erfahrene evangelische Lehrerin gesucht. Ein Knabe von 6 Jahren ist zu unterrichten. Gehalt bei freier Station 960 M.

6. Für den 1. April sucht adlige Familie in Sachsen-Meiningen evangelische geprüfte Lehrerin, etwas Erfahrung. Zwei Mädchen von 10 und 11 Jahren. Musik ist Bedingung. An Gehalt werden bei freier Station 1000 M. gezahlt.

7. Zum 1. Februar sucht Generalkonsulsfamilie, Südrußland, erfahrene, geprüfte Lehrerin für drei Mädchen von 14, 11 und 9 Jahren. Bedingung Musikkenntnisse, Klavier oder Geige. Gehalt bei freier Station 1800 M.

8. Zum 1. April 1914 sucht adlige Familie in der Altmark, erfahrene, geprüfte Lehrerin. Drei Mädchen im Alter von 14, 11 und 7 Jahren sind zu unterrichten (auch in Rathenmark). Perfekte Sprachkenntnisse sind erwünscht. Gehalt bei freier Station 1000 M.

9. Zum 1. April 1914 sucht Rittergutsbesitzersfamilie, in Schlesien, evangelische, geprüfte Lehrerin für zwei Mädchen im Alter von 11½ und 15 Jahren. Bedingung sind Musikkenntnisse, erwünscht Handarbeit, Turnen, Zeichnen. Gehalt bei freier Station 750 M.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule
für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.
LEIPZIG, Keilstr. 12. Leiter: **Dr. J. Buslik.**
Bisher hat die Schule 112 Damen ausgebildet. Ausf. Prosp. u. Jahresber. frei.

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,
die zum Studium des Französischen nach Paris gehen.
8 Rue Villejust 8.
Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.
Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.
Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.
Examen: Ostern. Anfang: Juli.
Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.
Antonie Pfücker, Officier d'Académie.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge, geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place. Bryanston Square, London W.**

Pension von Klerski

BERLIN W 62
Lutherstr. 33
empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Gesucht
ältere Hefte der „FRAU".
1893/4 Dezember und April,
1901/2 April und August,
1903 4 Juni,
1905 6 April,
1906 7 September,
1909 10 Juni.
Angebote unter **D. F. Nr. 21** an die Geschäftsstelle d. Bl., Berlin S. 14.

W. Moeser Buchdruckerei — Sep.-Konto „Die Frau"
BERLIN S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35

Von nachstehenden Artikeln unserer Zeitschrift „Die Frau" haben wir Separatdrucke herstellen lassen:

Helene Lange:
Die Verbreiterung des vierten Weges 20 Pfg.
Der Weg zum Frauenstimmrecht 20 Pfg.

Dieselben sind durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung obiger Preise zuzüglich 5 Pfg. Porto direkt vom Verleger zu beziehen.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 20/21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

1. Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen): für Familien und Anstalten.
2. Jugendleiterinnen für Horte, Kinderheime etc.
   Beide Kurse schliessen mit staatl. Prüfungen ab.
3. Handfertigkeits-Lehrerinnen (staatl. anerkannt u. unter staatl. Aufsicht).
4. Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eigenen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.
5. Kinderpflegerinnen.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Vorklassen für schwachbefähigte Kinder,
1 Elementarklasse (20 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderlesestube,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterinnen Fräulein **Johanna Sicker** und Fräulein **Lili Droescher.** — **Sprechstunden:** Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge** u. a. m. Leiterin: **Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Dienstag und Freitag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 5 Februar 1914

Der Geist der sozialen Arbeit.[1]

Von

Dr. Marie Baum.

Nachdruck verboten.

Jedes Volk besteht volkswirtschaftlich betrachtet aus zwei Teilen: aus der Masse der lebens- und arbeitstüchtigen erwachsenen Menschen, die sich regen und bewegen und weit über ihren Eigenbedarf hinaus erarbeiten müssen, um den anderen Teil mitzutragen, — und diesem anderen Teil, der, von den französischen Statistikern anschaulich »le poids mort«, „das tote Gewicht" genannt, sich zusammensetzt aus Kindern, die noch nicht, Greisen, die nicht mehr arbeitsfähig sind, aus Kranken, Invaliden, Hilfsbedürftigen der verschiedensten Art, die vorübergehend oder dauernd aus dem Kreise der Arbeitstüchtigen ausscheiden. Dieser Teil steht dem andern an Zahl kaum nach, da schon die schulpflichtigen und vorschulpflichtigen Kinder allein etwa 30 % unseres Volksbestandes ausmachen.

Das Problem jeder den Menschen als Volksgut berücksichtigenden Volkswirtschaft ist offenbar folgendes: Wie stärken wir die lebensvolle Hälfte? Wie verteilen wir die Lasten, die sich für sie aus dem Mittragen der anderen ergeben? Können wir diese Lasten von einer Seite her verringern, während wir doch durch Verlängerung der Ausbildungszeit der Jugendlichen, durch immer länger andauernde, immer gründlichere Versorgung der Kranken und Schwachen sie scheinbar immer gewichtiger gestalten? Und wie hat sich der Einzelne verstandes- und gefühlsmäßig mit diesen Fragen auseinanderzusetzen?

In seinem Buche Fürst und Fürstin Bismarck erzählt Herr von Keudell, daß er in seiner Eigenschaft als Privatsekretär des Fürsten von diesem angehalten war,

[1] Nach einem Vortrag, gehalten auf Veranlassung des Instituts für soziale Arbeit in München am 30. Oktober 1913.

Digitized by Google

jeden Bittsteller, der an Bismarck herantrat, persönlich aufzusuchen und zu befriedigen. Keudell konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier oft in unzweckmäßigster Weise große Summen dem Gefühl des Helfenwollens geopfert wurden. Unter Bismarcks Regime ist aber auch der Grund zu unserer Sozialversicherung gelegt.

Man sieht hier am Beispiel eines Menschen den Konflikt, den jeder Einzelne, das Problem, das die Gesamtheit durchzuarbeiten hat: Stark und primitiv lebt in jedem Menschen, sofern er nicht entartet ist, das Gefühl, keine Bitte abzuschlagen, dem einzelnen Hilfsbedürftigen sofort zu helfen; es war der Standpunkt des Mittelalters, daß das Almosen an sich gut und nützlich sei. Man möchte nicht, daß die Wurzel dieses Gefühls je kränkelte oder ausgerissen würde; aber das Gefühl ist erziehungsbedürftig und erziehungsfähig. Neben ihm erwacht unsere Einsicht und führt uns, gerade wenn wir dem Gefühl des Allen-Helfenwollens folgen, zu weiteren Forderungen. Es sollten, so denken wir bald nach einiger Erfahrung, Einrichtungen bestehen, die nicht Almosen sind — das ja den Nehmenden beschämt, wenn nicht gar entwürdigt —, Einrichtungen, die von Grund aus helfen; etwa, um bei dem Beispiel der unter Bismarck gegründeten Sozialversicherung zu bleiben, solche, die dem vorübergehend Arbeitsunfähigen einen aus eigener Kraft erlangten, wohlerworbenen Rechtsanspruch auf die seinem Zustand entsprechende Hilfe geben und damit seine volle Persönlichkeitswürde wahren.

Ich will kurz darstellen, was aus der Verschwisterung jenes Gefühles und jener Einsicht entsprungen ist.

Da haben wir zunächst, von Urzeiten überkommen, die Caritas, die Hilfe von Mensch zu Mensch, die freie Liebestätigkeit des Einzelnen, die aber auch in der Kirche, in Vereinen zweckmäßig zusammengefaßt und organisiert sein kann.

Wir haben ferner, im historischen Verlauf als Ergänzung, ja in gewissem Gegensatz zu der nur ihrem Gefühl folgenden, nicht prüfenden, oft gedankenlosen Caritas entstanden, die gemeindliche Armenpflege, die bei uns etwa 3- bis 400 Jahre alt, aber erst seit dem 19. Jahrhundert allgemein gesetzlich vorgeschrieben ist.

Und wir treffen schließlich als modernstes Glied der Reihe die sozialen Hilfseinrichtungen im engeren Sinne, deren charakteristische Eigenschaften das vorbeugende und erzieherische Moment darstellen. Sie allein geben uns auf die Frage Antwort, wie man die Masse der Arbeitstüchtigen im Verhältnis zur Masse der Arbeitsschwachen vermehrt, und ihre Kräfte im wirtschaftlichen und im Lebenskampfe stärkt.

Diese Dreiteilung läßt sich wohl in der Praxis nicht immer, begrifflich jedoch stets streng auseinanderhalten. Zum Verständnis mögen noch einige weitere Ausführungen dienen.

Caritas hat es immer gegeben und wird es immer geben. Seien alle Einrichtungen noch so glänzend geordnet, der Schwache wird immer Hilfe, der Lebensunerfahrene Rat gebrauchen und auch der Nichtschwache im Unglück oft genug nach ihr greifen, wenn er aus irgendeinem Grunde andersorganisierte Hilfe nicht schnell bereit, für seinen Fall ungeeignet findet, oder sie sonst verschmäht.

Vor allem aber liegt es der Caritas ob, mit ihrem feineren, empfindlicheren Gefühl neu entstehenden oder bisher nicht beachteten Notständen nachzuspüren, Versuche zu ihrer Abhilfe anzustellen und in steter Fühlung mit den ständig sich wandelnden, ständig neue und unerwartete Not schaffenden Lebensbedingungen zu bleiben. Der große Einzelne muß die Wege weisen, die nach ihm die Kollektiv-

Digitized by Google

einheit zu betreten hat. Hier liegt das Gebiet der Erfinder sozialer Neuschöpfungen. Im Mittelalter ist es die Kirche, die uns zahllose große Menschen dieser Art gezeigt hat. In neuerer Zeit traten an ihre Seite etwa ein Barnardo, der Vater der Niemands-Kinder, ein Taube, der den Schutz der Unehelichen in neue Formen goß, eine Berta Lungstraß, die das alte düstere Magdalenenhaus in ein Mütter- und Kinderheim verwandelte.

Wie könnten diese Aufgaben jemals beendet, die Caritas jemals überflüssig sein! Stehen wir doch im wirbelnden, wechselnden Strom des Lebens, das täglich neue Kultur und damit neue Nöte und neue Bedürfnisse schafft. Ein Ziel gibt es nicht hier, wie nirgends sonst.

Neben der Caritas die Armenpflege! Pflege des Armen, ein schönes Wort, ein vielbekämpfter Begriff! In dem neuen, außerordentlich feinen und instruktiven Buche von Sidney und Beatrice Webb „Problem der Armut" laufen die wohldurchdachten Forderungen darauf hinaus, daß man die Armenpflege aus dem Buche des sozialen Lebens überhaupt streiche. Ratzinger, der Kirchenmann, verlangt, daß man sie aus der Hand des Staates in die Hand der Kirche zurücklege. Und daneben sehen wir den „Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit" seine Vorschläge für ein neues Reichsarmengesetz ausarbeiten.

Wie lassen sich solche Widersprüche deuten? So viel geht ohne weiteres aus ihnen hervor, daß das Gebiet der Armenpflege schwer abgrenzbar, daß sie selbst nicht frei von Härten, und daß vieles in ihr verbesserungsbedürftig ist.

Wollen wir hier versuchen, aus den vielverschlungenen Problemen die wichtigsten Richtlinien herauszuheben, so können es nur diese sein: die Armenpflege ist und muß sein subsidiären Charakters, d. h. sie soll nur eintreten, wenn Hilfsbedürftigkeit zweifellos vorliegt und alle anderen Hilfsmittel versagen. Läßt man das gelten, so muß auf der anderen Seite der Begriff der armenrechtlichen Hilfsbedürftigkeit gegenüber der heutigen Anschauung erweitert werden, damit sie ihre oft furchtbaren Härten verliert. Sie wird, um auf bekannte Beispiele hinzuweisen, vor allem die Erziehung von Kindern in ihren Kreis einbeziehen müssen. Auch die politische Entrechtung, die heute noch mit der Armenpflege verbunden ist, müßte in Fortfall kommen. Vor allem aber sollte das Gebiet der Armenpflege von allen Seiten dadurch eingeengt werden, daß man der Armut selbst ihre Quellen abgräbt! Welcher Art diese Quellen sind, daß unter ihnen Krankheit, Arbeitslosigkeit, Mangel an Erziehung und Ausbildung eine große Rolle spielen, haben die Webbs glänzend ausgeführt. Und wie man praktisch ihnen entgegenarbeitet, das zeigt unsere Sozialversicherung, die für Krankheit, Alter, Invalidität und die Zeit der Entbindung vorsorgt, die — grundsätzlich wenigstens — eine Hinterbliebenenversorgung für Witwen und Kinder anstrebt; das zeigen die Versuche der Durchführung zur Arbeitslosenversicherung und anderes mehr.

Je mehr wir dazu gelangen, jeden nicht plötzlich, nicht unerwartet eintretenden und daher greifbaren Fall von Hilfsbedürftigkeit zu erfassen und vorbeugend zu behandeln, um so mehr engen wir das Gebiet der eigentlichen Armenpflege ein und beschränken sie auf die armenpflegerische Behandlung unvorhergesehener Notstände. Und je enger dieses Gebiet umgrenzt wird, um so großzügiger werden die Armenverwaltungen es bearbeiten können.

Digitized by Google

Neben Caritas und Armenpflege tritt nun die soziale Arbeit, deren Begriff sich nach dem Vorhergehenden leicht und selbstverständlich entwickeln wird. Soziale Arbeit umfaßt die Fülle der Aufgaben auf dem Gebiet des gesellschaftlichen Daseins, die den einzelnen und die Masse für das wirtschaftliche Leben stärken und sie über voraussehbare Hindernisse und Notstände hinübertragen sollen. Schulen, das ganze öffentliche Erziehungswesen sind typische Beispiele für die erste, unsere Sozialversicherung für die zweite Aufgabe.

Ich betonte, daß die soziale Arbeit für das wirtschaftliche Leben erziehen und kräftigen soll, weil tatsächlich hier der Ausgangspunkt der Entwicklung gelegen hat. Nun ist der Mensch allerdings eingeordnet als Teil in unser riesiges Wirtschaftsgefüge, aber er ist doch kein totes Stück desselben, wie etwa die Maschine. Selbst wenn wir versuchen, den Menschen rein wirtschaftlich anzusehen, so ist doch auch seine wirtschaftliche Brauchbarkeit und Tüchtigkeit unauflöslich verkettet mit seinem Menschentum. Und vor allem, dieses Menschentum steht als etwas Heiliges neben und über dem Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Verwertbarkeit.

Unserer modernen sozialen Arbeit ist daher neben allem früher Gesagten noch eines eigen: sie trägt ein gegen die materialisierende Auffassung des Menschenlebens schützendes Element in sich. Und da der beste Schutz hiergegen stets die bewußte Menschenwürde des einzelnen ist, so muß sie darauf bedacht sein, erzieherisch, bildend, kulturfördernd zu wirken. Ob von einer Hilfshandlung diese Wirkung ausgeht oder nicht, das ist geradezu das Kriterium für ihren sozialen Charakter.

Das reine Almosen, sei es vom einzelnen oder von der Armenverwaltung verabfolgt, kann nicht erzieherisch oder kulturfördernd wirken; erst wenn die geldliche Hilfeleistung wohl durchdacht, dem besonderen Zustand des Empfangenden angepaßt und auf seine Stärkung für den Lebens- und Arbeitskampf berechnet ist, wird sie sozialen Charakter tragen. Der Bau eines Hauses ist an sich eine rein gewerbliche Tätigkeit; sie wird zu einem wichtigen Stück sozialer Arbeit, wenn der Erbauer bewußt darauf ausgeht, das Wohnbedürfnis der Massen durch Schaffung guter und preiswürdiger Wohnungen systematisch zu befriedigen. Die reine Versicherung, z. B. die Versicherung gegen Feuer, Hagel und dergleichen, entbehrt jeden sozialen Einschlages in unserem Sinne; unsere staatliche Versicherung aber, die den einzelnen bei Krankheit, Invalidität, Wochenbett usw. über Zeiten der Hilfsbedürftigkeit hinüberträgt, wird wesentlich dadurch zur Sozialversicherung, daß sie den Menschen vom reinen Almosen löst und sein Persönlichkeitsgefühl stärkt; und ferner, weil ihr ein starkes erzieherisches Moment innewohnt. Die von ihr ausgehende Erziehung zur Hygiene, Erziehung zu vernünftigem Essen und Trinken, zum Turnen, Baden, zur Reinlichkeit und Kultivierung des Luftbedürfnisses haben vielleicht mehr noch, als die direkten materiellen Leistungen an der Seuchenbekämpfung, an der Vorbeugung gegen alle Arten von Krankheiten und an der Schaffung gesunden, frohen Lebens mitgearbeitet. Auch in der Säuglingsfürsorge — einem typischen Beispiel moderner sozialer Arbeit — ist Erziehung und Beratung der Mütter das wesentliche, ebenso wie in der Jugendpflege die Erziehung der Jugendlichen zur richtigen Benutzung ihrer freien Zeit, die sie der Kräftigung des Körpers beim Turnen, Spielen, Sport, oder der Bildung des Geistes widmen sollen.

Digitized by Google

Immer heißt soziale Arbeit — im Gegensatz zur Caritas, im Gegensatz zur Armenpflege —, daß durch Einzelne oder durch Einrichtungen Kulturbedürfnisse und die Mittel zu ihrer Befriedigung an die Massen herangetragen werden; sei es materiell, sei es dadurch, daß kulturell Höherstehende den kulturell Tieferstehenden eine bessere Einsicht übermitteln.

Wer soll nun Träger und Ausüber solcher sozialen Arbeit sein? Wir sahen schon an den oben gegebenen Beispielen, daß sie in den verschiedensten Händen ruhen kann. Staat und Reich sind Träger der sozialen Gesetzgebung; wir kennen soziale Einrichtungen der Kommunen, der Vereine, der Großbetriebe und einzelner Personen; jeder Schularzt, jede Fürsorgeschwester, jede Wohnungspflegerin übt beruflich, jeder Vormund oder Jugendgerichtshelfer ehrenamtlich soziale Arbeit aus. Nicht, wer der Träger ist, sondern die Gesinnung, von der die Arbeit getragen wird, bildet das Wesensmerkmal des Sozialen.

Mehr und mehr aber unterscheiden wir innerhalb der sozialen Arbeit zwei Erscheinungsformen, die ich als die starre Form und die bewegliche Form bezeichnen möchte. Schon bei der Charakterisierung der freien Wohlfahrtsarbeit, der Caritas, wies ich darauf hin, daß sie immer neue, lebendige Not aufspüren und immer neue Wege, sie zu beseitigen, suchen muß. Ist aber solche neue Not einmal formuliert, so lassen sich die Hilfsmittel bis zu gewissem Grade in starre Formen gießen. Jedes Gesetz und seine behördliche Durchführung kann hier als Beispiel dienen. Gewisse mechanische, bureaumäßig zu bearbeitende Dinge, wie Registratur, Buch- und Rechnungsführung, die Bearbeitung von Prozessen, technische und verwaltungsmäßige Hilfsarbeiten werden als ein solcher starrer Teil abgestoßen und indem dies geschieht, wird eine ungeheure Vereinfachung erzielt. Nehmen wir als Beispiel etwa die Aufsuchung und Versorgung von Kranken, bevor wir ein geordnetes Krankenhauswesen und die unschätzbare Erleichterung des Apparates der Krankenversicherung besaßen! Wieviel lebendige Kraft mußte in jeden Einzelfall hineingesteckt werden, der heute sozusagen automatisch erfaßt und in geeigneter Weise der Behandlung zugeführt wird. Wer etwa mit Krankenfürsorge auf dem Lande zu tun hat, kann heute noch diesen für die Stadt überwundenen Zustand schmerzlich miterleben und weiß, wie der Mangel an Methode hier die zweckmäßige Versorgung Erkrankter beeinträchtigt und lähmt. Indem wir durch solche methodischen Organisationsformen Ordnung schaffen, setzen wir das, woran man in der sozialen Arbeit nie genug haben kann, in Freiheit: die lebendige, liebevolle Menschenkraft.

Die Organisation oder, um mich obiger Benennung zu bedienen, der erstarrte Teil der sozialen Arbeit, kann und soll immer nur vermitteln, vereinfachen. Neben ihm brauchen wir in ständig wachsendem Maße das, was ich die bewegliche Form nannte, die Berührung von Mensch zu Mensch, den persönlichen, erziehlichen Einfluß kulturell höherwertiger Elemente auf die noch unentwickelten Massen. Und hierzu bedarf es nicht der Einrichtungen, sondern der Menschen, reifer und einsichtsvoller, gütiger und warmer Menschen, die in immer sich erneuerndem, eigenem inneren Miterleben von anderer Not und Sorge, Kämpfen und Ringen, Fallen und Sichwiederaufrichten die Brücke schlagen von unserer gesicherten Existenz zu jener harten und schwankenden; die es verhindern, daß eines Menschen Not zur bloßen Nummer, zum bloßen Fall erstarrt; die den Pulsschlag des Lebens selbst

Digitized by Google

mitfühlen und ihn mitklingen lassen überall, auch dort, wo man vielleicht lieber das Ohr gegen ihn verschlösse.

Wenn wir oben ausführten, daß die freie Wohlfahrtspflege stets lebendiges Leben zuführen solle, wenn die Webbs in ihrem mehrfach erwähnten Buch ihr geradezu die Aufgabe zuweisen, eine wachsame Kontrolle über die behördliche Wohlfahrtspflege zu üben, daß diese nicht verhärte und verknöchere, so möchten wir dieses Verhältnis ganz allgemein für die starre und bewegliche Form der Wohlfahrtsarbeit festsetzen, ganz gleichgültig, ob sie behördlicher oder freier Art ist. Innerhalb der kommunalen Waisenpflege z. B. — einer rein behördlichen Einrichtung — sollen die in der Bevölkerung selbst an den Mündeln arbeitenden Waisenpfleger und -pflegerinnen dafür sorgen, daß das lebendige rote Leben mehr als Aktenstaub und Tinte gilt. In der organisierten Vereinsberufsvormundschaft liegt an sich die Gefahr der Verknöcherung nicht weniger, als in der beruflichen Bevormundung durch Beamte; daß sie nicht eintritt, dafür zu sorgen ist hier wie dort Aufgabe der in ihr tätigen beweglichen Kräfte. Fürsorgeärzte und -ärztinnen, Lehrer und Erzieher an den öffentlichen Schulen, Fürsorgerinnen, Polizeiassistentinnen, Schulschwestern, Vereinsmitglieder, amtliche und ehrenamtliche Hilfskräfte aller Art müssen als lebensvolle Glieder eines an sich unbeweglichen Apparates die Forderungen des lebendigen Lebens aufrechterhalten.

Und das führt sie, ob sie wollen oder nicht, einen Schritt weiter. Sie sehen, wenn sie nicht blind und taub durch die Welt gehen, daß die ungesunden, unentwickelten Körper, die eingeengten, bedrückten, mit den Spuren der Hörigkeit behafteten Seelen derer, denen ihre Arbeit gilt, so geworden sind, weil es ihnen an Bewegungsfreiheit fehlte und an der Selbständigkeit, die aus der freien Bewegung fließt. Das vierzehnjährige, ungeschult und unbehütet ins Erwerbsleben gestoßene Kind, dessen Heim kein Heim, dem Familie ein leerer Begriff geworden ist, kann kein aufrechter Mensch werden, wie wir ihn brauchen. Und der sozial geschulte, tiefer blickende Mensch nimmt das nicht hin als ein Fatum, als gottgegeben und unabänderlich, sondern er fühlt sich verantwortlich für Zustände, die geworden und daher der Veränderung unterworfen sind. Er fühlt sich verantwortlich mit Leib und Seele und reift an dieser eindringlichen Kenntnis und Verantwortlichkeit zum Staatsbürger heran. Er sieht, daß es nicht genügt, wenn einige Wenige so denken, sondern daß die demokratische und dabei nationale Forderung unserer Tage lautet: Erziehung des gesamten Volkes zur staatsbürgerlichen Auffassung seiner Rechte und Pflichten.

Zum Schluß noch ein Wort zur Stellungnahme unserer Gegner. Sie pflegen zu sagen, die Sozialisierung verweichliche das Volk und schaffe durch Ausschaltung gesunder Widerstände in öder Gleichmacherei uniforme Menschen, uniforme Seelen.

Nur mit wenig Worten kann ich hier den Weg andeuten, auf dem sie zu widerlegen sind. Die unsäglich uniformierenden Einflüsse des Massenelendes, der Massenquartiere, der modernen Formen der Hörigkeit sind es ja gerade, gegen welche die soziale Arbeit sich richtet! Wir wollen die Energien freimachen, die heute durch solche Zustände gebrochen werden, und mit diesen Energien, mit der Bewegungsfreiheit wieder das Leben in seiner bunten Mannigfaltigkeit zurückgewinnen. Was wir wollen, ist nicht flaches Streben nach Behagen und Glück, sondern daß das Maß von Leiden, das unter allen Umständen in jedem Leben durchlitten werden muß, sich nicht, wie heute,

Digitized by Google

in Tiefen abspielt, in denen jede Freiheit und Entwicklung erstickt. Daß Kultur, materielle sowohl wie seelische, die Tatkraft, ja selbst die Verwegenheit und Tollkühnheit nicht zu unterbinden braucht, läßt sich an jeder geschichtlichen Epoche nachweisen: Derselbe Wagemut, der früher zum Kampf mit dem Höhlenbären, zur Erbauung des Wikingerschiffes, zur Entdeckung neuer Weltteile führte, geht heute an die Durchschiffung der Luft oder an die Eroberung des Nordpols. Für die Gesamtheit des Volkes aber erstreben wir, was jeder gute Sozialpolitiker wollen sollte:

Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch tätig-frei zu wohnen....
Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n!

Dieses Ideal des tätig-freien Volkes kann uns nicht mehr verlorengehen, seitdem das soziale Gewissen geschärft und hellsichtig geworden ist.

Was wir hier ausgeführt, gilt für Männer, und es gilt gleicherweise für Frauen. Sicher ist es nicht Zufall, daß in unserer Zeit, die zum ersten Male ganze Frauengenerationen für selbständige Mitarbeit bereitstellt, die soziale Arbeit sich in so ungeahnter Weise ausdehnt und nach Kräften verlangt. Zu Tausenden strömen die Frauen ihr zu, um ehrenamtlich und beruflich sich in ihren Dienst zu stellen. Nach einer von Frau Jenny Apolant gemachten Erhebung werden zurzeit 19 000 Frauen allein in der kommunalen Wohlfahrtspflege als Armen-, Waisenpflegerinnen u. dergl. gezählt. Und das ist gut so. Nicht nur in der Erziehung und im Krankenpflegedienst, nein auch sonst überall, wo das Objekt der Tätigkeit der Mensch darstellt, also bei der Durchführung von Arbeiterschutzgesetzen nicht weniger als in der Armen- und Waisenpflege, bei der Fürsorge für Säuglinge, Kinder aller Altersstufen, der schulentlassenen Jugend usw. usw., kann das Volk der Frauenarbeit nicht entbehren. Sind sie auch heute hier vorwiegend nur als untergeordnete Hilfskräfte tätig, so wollen wir doch hoffen, daß in absehbarer Zeit ihnen auch leitende Stellungen anvertraut werden, wie dies noch kürzlich in einer elsässischen Frauenversammlung der Bürgermeister einer der größten Städte Deutschlands, Oberbürgermeister Schwander von Straßburg, ausdrücklich gefordert hat. Von dem Wege über die Universitäten her sollen uns diese Führerinnen, vom Wege über die sozialen Frauenschulen oder sonstigen Ausbildungsstellen her die anderen Helferinnen kommen und mit daran arbeiten, daß in unserem Volke der Wert des Menschenlebens richtig eingeschätzt wird — höher als der Wert objektiver, technischer Güter, dem wir das Menschentum heute oft genug zum Opfer bringen.

Digitized by Google

Rassenhygienisches aus Amerika.

Von

Dr. med. Agnes Bluhm.

Nachdruck verboten.

Bei der Einfahrt in den Hafen von Neuyork begrüßt den Einwanderer schon von ferne das hochragende Standbild der Freiheit und leiht mit seinem metallischen Abglanz dem „im Traume geschauten glücklichen Land“ in Wahrheit einen goldenen Schein. Aber nur zu bald zeigt es sich, daß hier wie allenthalben im Leben der Weg zur Freiheit durch enge Gassen führt. Denn kaum hat der Zwischendeckler, nachdem er schon an Bord eine ärztliche Musterung durchgemacht, in Ellis-Island den Fuß auf festen Grund gesetzt, so sieht er seinen Schritt durch eine Reihe eiserner Schranken gehemmt, die einzeln genommen sein wollen unter Vorweisung einer stattlichen Anzahl von Papieren und allerhand Kreuzverhören. Sind auch diese glücklich bestanden, so hat er noch einmal vor zwei Ärzten Revue zu passieren, die nach eigener Behauptung und der Aussage Dritter über einen, uns medizinischen Mitteleuropäern etwas befremdlich vorkommenden diagnostischen Spürsinn zu verfügen scheinen. Gelangt er ungekennzeichnet vorbei, so winkt ihm ein gutes Frühstück an sauber gescheuertem Tische; erhält er dagegen ein Kreidekreuz auf den Rücken, so bedeutet dies, daß er nicht willkommen ist, und daß es von dem Ausfall einer weiteren eingehenden körperlichen Untersuchung abhängt, ob man ihn überhaupt einläßt oder ob er schiffswendend nach dem Heimatlande zurückzukehren hat.

Die Eindrücke, die ich bei einem fünfstündigen Aufenthalt auf der Neuyorker Einwandererstation im Jahre 1909 (anläßlich des Internationalen Frauenkongresses in Toronto) gewann, gehören zu den nachhaltigsten, die ich in der Neuen Welt empfangen habe. Dank des Entgegenkommens der amtierenden Kollegen konnte ich den Ausleseprozeß aus nächster Nähe mitanschauen und dabei nicht nur falsche Vorstellungen korrigieren, sondern auch einen lehrreichen Einblick in amerikanische Wesenszüge und Verhältnisse tun. Befangen in der Meinung, daß die Vereinigten Staaten das Dorado des Individualismus sind, und angesichts ihrer niedrigen Bevölkerungsziffer, muß es dem Deutschen zunächst befremdlich erscheinen, daß der Einwanderung so starke Hemmnisse in den Weg gelegt werden. Die Erklärung liegt darin, daß dem Individualismus in dem ausgesprochenen Rationalismus des Amerikaners ein sehr heilsames Gegengewicht erwächst. Wohl erfreut sich das Individuum im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten einer schätzenswerten Freiheit von Bevormundung; es kann auf eigene Gefahr in weitem Umfang tun und lassen, was es will; aber es darf beileibe nicht unbeteiligte Dritte durch sein Tun gefährden. Anschläge, wie sie bei uns noch vor kurzem in den Eisenbahnabteilen zu lesen waren, in welchen u. a. „das Hinauslehnen aus dem Fenster wegen der damit verbundenen Lebensgefahr strengstens untersagt“ wurde, sind in den U. S. A. schlechter-

Digitized by Google

dings unmöglich. Während aber bei uns nur „dringend ersucht" wird, an öffentlichen Orten nicht auszuspucken, wird in Amerika, wenigstens in einer Reihe von Staaten, diese ebenso unästhetische wie gefährliche Gepflogenheit mit ganz enorm hohen Strafen bedroht. Es kann uns demnach nicht wundernehmen, daß dort, wo der Staat, bzw. die ganze Nation der bedrohte Dritte ist, die gesetzlichen Bestimmungen einen besonders rigorosen Charakter tragen. Das neue Bundeseinwanderergesetz von 1907 schließt von der Zulassung in die U. S. A. alle Ausländer, die den folgenden Klassen angehören, aus: alle Idioten, Imbezille, Schwachsinnige, Epileptiker, Geisteskranke und solche Personen, die innerhalb der letzten fünf Jahre geisteskrank waren; Personen, die mehrere Anfälle von Geisteskrankheit hatten; Unterstützungsbedürftige; Personen, die der Öffentlichkeit zur Last fallen könnten; Gewohnheitsbettler; Schwindsüchtige oder Personen mit ekelerregenden gefährlichen ansteckenden Krankheiten; Personen, die nicht zu den vorangehenden ausgeschlossenen Klassen gehören, die aber als geistig oder körperlich minderwertig befunden und vom untersuchenden Arzt dafür erklärt werden, und bei denen der geistige oder körperliche Mangel die Fähigkeit beeinträchtigt, sich den Lebensunterhalt zu verdienen; Personen, die wegen eines Verbrechens oder einer anderen strafbaren Handlung verurteilt waren oder es zugeben, eine solche Handlung begangen zu haben; Polygamisten oder Anhänger der Vielweiberei; Anarchisten oder Personen, die den gewaltsamen Umsturz der gesetzlichen Ordnung oder die Ermordung öffentlicher Beamter erstreben oder diese Ideen verkünden; Frauen, die zum Zwecke der Gewerbsunzucht oder anderen unsittlichen Zwecken in die U. S. A. kommen, sowie Personen, die Frauen zu solchen Zwecken hereinzubringen versuchen; endlich die sogenannten Kontraktarbeiter und Personen, die von einer anderen zum Einwandern unterstützt werden, sowie alle Kinder, die nicht von einem der Eltern begleitet sind, diese nach Gutdünken des Sekretärs für Arbeit und Handel. Dient ein Teil dieser Bestimmungen auch in erster Linie dem wirtschaftlichen Schutze, so kommt doch die Mehrzahl gleichzeitig oder ausschließlich der Rasse zugute, indem sie diese vor der Vermischung mit minderwertigen Elementen und damit vor Verschlechterung der Erbmasse zu bewahren trachtet.

Das amerikanische Einwanderungsgesetz verdient unser Interesse vor allem deshalb, weil es von starker Rückwirkung ist auf die Staaten, aus denen die Auswanderung erfolgt. Man vergegenwärtige sich nur, daß in den letzten 10 Jahren über 10 Millionen Menschen, zumeist aus Europa, in die U. S. A. eingewandert sind. Solange alles, was landete, Aufnahme fand, verlor Europa neben rassetüchtigen Elementen eine nicht unbeträchtliche Anzahl Untüchtiger, zumeist gescheiterter Existenzen, deren Ausmerzung Gewinn bedeutete und den durch die Abwanderung der ersteren bedingten Verlust einigermaßen ausglich. Seitdem die Einwanderer drüben sorgfältig gesiebt und die unbrauchbaren unter ihnen in die Heimat zurückspediert werden, muß der Prozentsatz der untüchtigen Elemente im Vaterlande steigen. Es ist deshalb für uns an der Zeit, auf rassehygienische Gegenmaßnahmen bedacht zu sein, da wir die Auswanderung Tüchtiger füglich nicht werden verbieten können.

Daß der eugenische Gedanke, d. h. der Gedanke, daß die gute Abstammung,[1]) die ererbte Qualität in erster Linie maßgebend ist für die Zukunft eines Volkes,

[1]) **eu** = gut; **genos** = Geschlecht, Abstammung.

Digitized by Google

und daß wir durch Begünstigung der Fortpflanzung der Tüchtigen diese Zukunft sichern können, in den Vereinigten Staaten so überaus schnell Eingang und Verbreitung gefunden, hat seinen Grund nicht etwa, wie man bei uns in Verkennung des amerikanischen Volkscharakters vielfach behauptet, in der Neuerungs- oder Sensationslüsternheit der Yankees, sondern in folgenden zwei Momenten: einmal in dem glühenden Patriotismus des Amerikaners und zweitens in der fehlenden Gebundenheit an Traditionen. Der erstere wird zielbewußt und systematisch gepflegt. Beginnt doch der Schulunterricht tagtäglich mit dem gemeinsamen Gesang an das **star-spangled banner**, das vor den Kindern entrollt wird. Der Amerikaner ist unendlich stolz auf sein Land und Volk; er träumt für sie glänzende Zukunftsträume, hält aber gleichzeitig die Augen offen, damit ihm nichts entgeht, was der Erhaltung und Höherentwicklung der Volkskraft dienlich sein könnte. Und hat er eine Lehre als richtig erkannt, so zögert er auch keinen Augenblick, die praktische Konsequenz daraus zu ziehen. Was wir Europäer bei einem Besuche in Amerika so wenig angenehm empfinden, den Mangel an Tradition, das wird dem Lande hier zum Heil. Bei uns hemmen die zehntausend „Wenns" und „Abers" nur zu häufig den gesunden Fortschritt. Dem Amerikaner läßt der zum Teil aus dem Volkscharakter, zum anderen aus der historischen Jugend des Volkes entspringende Optimismus kein Ding solange als unmöglich erscheinen, bis es nicht erfolglos versucht worden ist.

In richtiger Würdigung der hohen praktischen Bedeutung der Vererbungslehre fördert man diese in Amerika nicht nur durch Gründung von Forschungsinstituten, sondern man läßt den sicher erwiesenen Tatsachen auch die praktische Nutzanwendung folgen. Als solch ein festbegründetes Resultat jener Lehre darf die Ansicht gelten, daß ein großer Teil körperlicher und geistiger Defekte nicht Wirkung des Milieus ist, sondern auf krankhaften Veränderungen der Erbsubstanz, des sogenannten Keimplasmas beruht, die von den Eltern und Voreltern auf die Kinder übertragen werden; und die Nutzanwendung hieraus lautet: Schütze Dein Volk vor dem Eindringen solcher Minderwertigen, und wo Du sie unter den Volksgenossen entdeckst, da schütze sie zwar persönlich, aber hindere sie gleichzeitig an der Fortpflanzung. Letzteres ist um so nötiger, als die Erfahrung lehrt, daß gerade sie einen besonders zahlreichen Nachwuchs zu hinterlassen pflegen. Aus solchen Erwägungen heraus ist nicht nur der Ausbau des Einwanderungsgesetzes erfolgt, sondern es haben auch einige der Unionsstaaten Eheverbote für minderwertige Individuen erlassen. Die deutschen Zeitungen haben in den letzten Jahren nicht selten die Nachrichten gebracht, daß in diesem oder jenem Staate der Union rassehygienische Eheverbote ergangen wären. Zog man nähere Erkundigungen ein, so erfuhr man das eine Mal, daß es sich nur um einen Gesetzesentwurf gehandelt habe, das andere Mal, daß ein solches Gesetz zwar bestehe, aber nicht zur Anwendung gelange. Wir Rassehygieniker blieben also trotz aller Nachrichten im unklaren darüber, was tatsächlich in dieser Hinsicht in Amerika besteht. Es ist deshalb angesichts der hohen Bedeutung der eugenischen Probleme ein großes Verdienst des österreich-ungarischen Vizekonsuls in Chikago, Géza von Hoffmann, daß er in jahrelanger mühevoller Arbeit alles auf die inredestehende Frage bezügliche Material gesammelt, bei allen in Betracht kommenden Instanzen Erkundigungen eingezogen und uns in einem bei Lehmann in München erschienenen Buche „Die Rassenhygiene in den Vereinigten Staaten von Nordamerika"

Digitized by Google

eine außerordentliche übersichtliche Darstellung der diesbezüglichen Verhältnisse gegeben hat.

Rassenhygienische Eheverbote bestehen zurzeit in 13 der 47 Staaten. Es ist die Ehe untersagt:

1. den Epileptikern in Connecticut, Indiana, Kansas, Michigan, Minnesota, Neujersey, Ohio, Utah, Washington.
2. den Geschlechtskranken in Michigan, Utah, Washington.
3. Personen, die der Armenpflege zur Last fallen in Delaware, Indiana, Maine, Vermont.
4. Alkoholikern in Ohio und Washington.
5. gewohnheitsmäßigen Verbrechern in Washington.
6. Lungenschwindsüchtigen in vorgeschrittenem Stadium in Washington.
7. allen mit übertragbaren Krankheiten behafteten in Indiana.

Außerdem fordern Nord-Dakota und Oregon Gesundheitszeugnisse bei Eingehung der Ehe.

Dank der Anregung von Schallmayer, Ploetz u. a. führenden Geistern innerhalb der deutschen Rassenhygiene ist die Notwendigkeit und Möglichkeit von Gesundheitsattesten und Eheverboten auch bei uns wenigstens ab und zu erörtert worden. Doch verraten gelegentliche Bemerkungen selbst in der hochstehenden Presse, daß das Verständnis für eugenische Gedankengänge auch den Gebildeten noch sehr fernliegt. Ich möchte deshalb unabhängig von Hoffmann, der den Punkt vom Standpunkte der Amerikaner erörtert, mit einigen Worten auf die betreffende Frage eingehen. Einer der häufigsten Einwände gegen den Ausschluß Minderwertiger von der Heirat ist die Behauptung, daß dieser Ausschluß einen Eingriff in allerpersönlichste Angelegenheiten darstelle. Nichts ist verkehrter und verhängnisvoller als diese Anschauung. Denn die Ehe dient nicht nur der Regelung der gegenseitigen persönlichen Beziehungen der Geschlechter, sondern ihr natürlicher Sinn ist die Schaffung und Aufzucht von Nachkommenschaft, von deren Zahl und Beschaffenheit ja das Dasein eines jeden Gemeinwesens abhängt. Die Ehe ist demnach eine eminent öffentliche Angelegenheit. Ebenso verfehlt ist der Einwand, daß die Liebe ganz instinktiv die vom Standpunkt der Eugenik richtige Wahl träfe. Er wird durch die tägliche Erfahrung und die Geschichte berühmter Männer und Frauen widerlegt. Auch die Behauptung, daß wir heute noch gar nicht in der Lage seien, zu entscheiden, wessen Nachkommenschaft erwünscht oder unerwünscht ist, entbehrt der Berechtigung. Wenn man auch unbedingt zugibt, daß unsere Kenntnisse der Vererbungserscheinungen noch lange nicht abgeschlossen sind, so darf doch andererseits mit Fug und Recht behauptet werden, daß wir von bestimmten krankhaften Zuständen mit absoluter Sicherheit wissen, daß sie der Nachkommenschaft verhängnisvoll werden; z. B. Syphilis in noch ansteckungsfähigem, die Lungenschwindsucht in vorgeschrittenem Stadium, Epilepsie, Schwachsinn, schwere Trunksucht, die ja zumeist auf ererbter psychopathischer Anlage beruht.

Nun sagen manche: Gut, schließt die Betreffenden von der Heirat aus; euren Zweck erreicht ihr aber doch nicht; denn wenn ihr ihre eheliche Fortpflanzung hindert, so werden sie sich eben unehelich vermehren. Dieser Einwand ist außerordentlich leicht zu entkräften. Wir haben nämlich in Norddeutschland bis zum Jahre 1868 eine Reihe von Ehebeschränkungen wirtschaftlicher Natur gehabt. So war (nach Schallmayer, Vererbung und Auslese 2. Aufl.) in Norddeutschland auf dem Lande in jedem Fall die Einwilligung des Grundherrn zur Verheiratung seiner Untergebenen erforderlich, und wurde gewöhnlich nur dann erteilt, wenn der Ehekanditat in eine ordentliche, ihn ernährende Stelle einrückte. Auch in den Zünften durften

Digitized by Google

die Gesellen in der Regel nicht heiraten. Erst das Bestehen der Meisterprüfung und die Erwerbung einer selbständigen Stelle als Meister gab ihnen die Heiratsmöglichkeit. Tagelöhner, Dienstboten usw. durften sich gleichfalls nicht verehelichen, und jedem Zugezogenen konnte von der Gemeinde die Ehebewilligung versagt werden. Wenn nun damals die Zahl der unehelichen Geburten keine sehr viel höhere als jetzt war, so würden rassehygienische Heiratsbeschränkungen dieselbe sicherlich um so weniger in die Höhe treiben, als ja heute Mittel zur Konzeptionsverhütung zur Verfügung stehen, die man damals nicht besaß. Nun könnte es scheinen, daß Eheverbote heute, wo der Geburtenrückgang fast zum Tagesgespräch geworden ist, nicht am Platze seien, da es jetzt vor allem darauf ankäme, die Geburtenziffer zu heben. Es sollte indes ohne weiteres klar sein, daß dem Staat mit der Geburt von Kindern, welche infolge ererbter Minderwertigkeit nicht groß oder nicht erwerbsfähig werden, wenig gedient sein kann. Im Gegenteil, je weniger der Staat für minderwertigen Nachwuchs auszugeben hat, desto mehr ist er in der Lage, die Fortpflanzung der besonders Tüchtigen durch finanzielle Unterstützung zu fördern. Ein letzter Einwand pflegt derjenige der vermeintlichen Undurchführbarkeit solcher Eheverbote zu sein, und wenn man hört, wie es in den U. S. A. mit ihrer Durchführung steht, so könnte man allerdings recht pessimistisch gestimmt werden. Daß die Gesetze dort so häufig auf dem Papier stehen bleiben, hat allerdings, wie aus den Darlegungen von Hoffmanns hervorgeht, ganz besondere lokale Gründe. Vor allem trägt das daran schuld, was man in den Vereinigten Staaten von Europa, der Schweiz, als „Kantönliwirtschaft" zu bezeichnen pflegt. Jeder der 47 Staaten hat seine eigene Gesetzgebung; was in dem einen verboten ist, ist in dem anderen erlaubt, und man kann unbequemen Bestimmungen einfach durch vorübergehende Übersiedelung in einen anderen Staat aus dem Wege gehen. Außerdem kennt man in den U. S. A. zwar eine staatliche Ehebewilligung, aber keine bürgerliche Trauung unter den Formalitäten, wie sie bei uns vorgeschrieben sind. Seelsorger, Friedensrichter, meistens auch die Gerichtsbehörden und einzelne besonders namhaft gemachte Beamte sind zur Vornahme von Trauungen befugt. Sie sind bei der Überfülle von geschriebenen Gesetzen und infolge ihres nicht seltenen Ortswechsels zuweilen nur ungenügend über die Eheschließungsbedingungen in dem betreffenden Staate orientiert. Das Bedenklichste aber ist, daß die Ehekandidaten selbst, wenn auch unter Eid, die Frage zu beantworten haben, ob gesetzliche Ehehindernisse für sie vorliegen; nur in wenigen Staaten muß eine dritte Person die Richtigkeit der Angaben bestätigen. Die Eheerlaubnis muß von dem zur Trauung bestellten Beamten versagt werden, wenn er von der gesetzlichen Unzulässigkeit der beabsichtigten Ehe auf irgendeine Weise Kenntnis erlangt. Auch diese Bestimmung bietet natürlich keine genügende Gewähr, und die letztere wird auch dadurch nicht wesentlich verstärkt, daß eine Geldstrafe bis zu 1000 Dollars denjenigen bedroht, der eine diesbezügliche wissentliche Gesetzesverletzung begangen hat.

Gesundheitsatteste sind, wie schon gesagt, nur in 2 Staaten eingeführt. Leider sagt auch Hoffmann nichts darüber, wer diese Atteste auszustellen hat. Es ist Schallmayer beizustimmen, daß die Ehebewilligung auf Grund eines amtsärztlichen Attestes zu erfolgen hat. Der Arzt, der das Attest ausstellt, darf an dem Bewerber in keiner anderen Weise interessiert sein. Gesundheitsatteste ohne gleichzeitige Eheverbote, wie sie heute von vereinzelter Seite gefordert werden,

Digitized by Google

haben selbstredend nur einen sehr bedingten eugenischen Wert. Sie können nur als eine Art Vorbereitung zu einer rassenhygienischen Gesetzgebung betrachtet werden, insofern sie geeignet sind, Interesse für diese zu erwecken. Auch würde es unzweifelhaft einen Gewinn für Familie und Rasse bedeuten, wenn dadurch, daß die Eltern der Braut von dem Bräutigam eine Bescheinigung über sein Freisein von einer Geschlechtskrankheit forderten, wenigstens ein Teil der heute noch so häufigen, und so verhängnisvollen Infektionen der Neuvermählten vermieden würde.

Doch kehren wir zu der amerikanischen Gesetzgebung zurück. Dieselbe beschränkt sich nicht nur darauf, die Fortpflanzung der Minderwertigen auf dem Wege des Eheverbotes zu hindern, sondern sie hat noch einen Schritt weiter getan. Es war der bekannte Chikagoer Arzt Dr. Ochsner, welcher zuerst dafür eintrat, eine ungefährliche Operation, welche den Betroffenen keines Organs beraubt, zur Verhütung der Fortpflanzung Minderwertiger zu verwenden. In England wurde die Idee von Dr. Rentoul in Liverpool lebhaft aufgenommen und propagiert; aber erst Dr. Sharp, der ärztliche Direktor der Besserungsanstalt in Jeffersonville im Staate Indiana, setzte den Gedanken in größerem Maßstab in die Praxis um und legte den Grund zur gesetzlichen Regelung der Frage in den U. S. A. Diese Operation, beim Manne Vasektomie, bei der Frau Salpingektomie genannt, hat vor der Kastration den großen Vorzug, daß die Operierten ihre Keimdrüse behalten. Diese Drüse beherbergt nämlich nicht nur das Keimplasma, die Erbsubstanz, sondern sie liefert außerdem besondere Stoffe, welche von Bedeutung für einige andere Organe sind. Menschen, welche vorzeitig ihrer Keimdrüse beraubt werden, erfahren zweifellos eine gewisse, wenn auch keinesfalls bedrohliche Beeinträchtigung ihres Allgemeinbefindens.

Als im Jahre 1904 auf dem Kongreß zur Bekämpfung des Alkoholismus in Bremen Dr. Rüdin den Vorschlag machte, unheilbare Säufer auf dem angegebenen Wege unfruchtbar zu machen, und dabei bemerkte, daß man ihnen unter dieser Voraussetzung eventuell die Ehe, in der sie ohne Zweifel ein geordneteres und die Gesellschaft weniger belastendes Dasein führen, gestatten könnte, erhob sich allenthalben ein Sturm der Entrüstung, und noch im vergangenen Jahr erklärte der Geheime Medizinal- und Regierungsrat Borngräber solche Vorschläge für ein Zeichen grausamer und niedriger Gesinnung, ja, an einer Stelle seines Buches über den Geburtenrückgang sogar für ein Extrem an Willkür und Moralverderbnis. Nun stellt die Borngräbersche Kritik freilich die extremste und willkürlichste Beurteilung der inredestehenden Frage dar, und erfreulicherweise beginnen bei uns in Deutschland außer den Rassehygienikern auch die Juristen sich für dieselbe zu interessieren. Trotzdem scheint es mir nicht überflüssig zu sein, auf das „Für und Wider" hier etwas näher einzugehen. Man macht sich die Sache am besten an einem praktischen Beispiel klar. Die 1740 verstorbene amerikanische Landstreicherin Ada Juke, der Dugdale schon 1877 eine Studie gewidmet hat, hinterließ 874 Nachkommen. Über 700 derselben konnte Auskunft erhalten werden. Von diesen 700 waren: 106 unehelich geboren; 142 Bettler; 64 wurden von Gemeinden unterhalten; 181 waren Prostituierte; 76 Verbrecher; darunter 7 Mörder. Die Medical News berichten 1902 über die Nachkommenschaft einer Bordellwirtin und Trinkerin. Sie umfaßt 800 Personen. 700 derselben waren mindestens einmal polizeilich bestraft; 37 zum Tode verurteilt; 342 waren Trinker; 127 Prostituierte. Man lege sich nun die Frage vor: wieviel

Digitized by Google

Elend, wieviel Unheil, wieviel Geld hätte erspart werden können, wenn diese beiden Frauen unfruchtbar gemacht worden wären? Diese Frage beantworten, heißt diejenige nach der Zulässigkeit, ja nach der Notwendigkeit der Unfruchtbarmachung bejahen. Wir sehen, wie eine Reihe von tüchtigen Eltern, weil sie die Erziehungskosten nicht aufbringen können, ihre Kinderzahl beschränken und wir belasten diese Gesunden und Arbeitstüchtigen noch mit den Unkosten für den Nachwuchs der Verkommenen. Die Abkömmlinge der Ada Juke haben der Union nach einer Schätzung fünf Millionen Mark gekostet; die unter dem Namen Zero beschriebene schweizerische Alkoholiker- und Vagabundenfamilie hat allein an Unterstützung aus der Armenkasse ihrer kleinen Heimatgemeinde in dem Jahrzehnt 1885—1895 14 000 Fr. bezogen. Nach einer Berechnung von Jens kosten dem Hamburger Staat die Minderwertigen jährlich fast 10 Millionen Mark und die Hamburger Privatwohltätigkeit steuert außerdem noch beinahe fünf Millionen bei. Rechnet man die Auszahlungen der Reichsversicherung, die ja in erster Linie den Untüchtigen zugute kommen, hinzu, so beträgt die Gesamtsumme zwischen 31 und 32 Millionen Mark d. h. auf den Kopf der Hamburger Bevölkerung kommen jährlich 35 bis 36 *M* an Unkosten für mehr oder weniger Minderwertige. Es gibt nun unter diesen eine Reihe von Individuen, die der Gesellschaft lediglich dadurch gefährlich werden, daß sie ihre Untüchtigkeit auf ihre Nachkommen vererben und damit die durchschnittliche Tüchtigkeit der Nation herabmindern. Ihnen gegenüber ist die Frage am Platz: Was ist grausamer, jemand zeitlebens hinter Schloß und Riegel zu halten oder eine kleine Operation bei ihm vorzunehmen, die sein Wohlbefinden nicht im geringsten alteriert, ja im Gegenteil nach den Erfahrungen Dr. Sharps sogar einen günstigen Einfluß auf sein sittliches Verhalten auszuüben scheint? Géza v. Hoffmann meint sogar, daß die bisherigen Erfolge der Unfruchtbarmachung die Hoffnung zulassen, daß die Vasektomie auch zur Besserung der Sittlichkeitsverbrecher beitragen wird. Ich glaube nicht, daß man sich bei diesen auf eine solche Hoffnung verlassen darf. Sie müssen zeitlebens in der Anstalt verwahrt, oder, wenn man der Gesellschaft die nicht unerheblichen Kosten sparen will, der etwas größeren Operation, der Kastration, unterworfen werden, die gleichzeitig ihren entarteten Trieb beseitigt. Denn die Nachteile, welche die Kastration unzweifelhaft mit sich bringt, sind doch äußerst geringe im Vergleich zu den körperlichen und psychischen Beeinträchtigungen, welche die weiblichen Opfer der Sittlichkeitsverbrecher erleiden.

Wie sind nun die Sterilisierungsgesetze in den U. S. A. beschaffen? Nach Hoffmann lassen sich dieselben in drei Gruppen einteilen. „Die erste Gruppe umfaßt die beiden Gesetze von Washington und Nevada, wo das Gericht das Unfruchtbarmachen strafweise verhängt. Die zweite, bestehend aus den Gesetzen in Indiana, Kalifornien, Jowa und Nord-Dakota, sieht einen Ausschuß von Fachleuten vor, gebildet aus Anstaltsärzten, Vorständen und auch Beamten, der über die Frage der Unfruchtbarmachung zu entscheiden hat. Die dritte Gruppe, welche u. a. vielleicht die besten Gesetze der Staaten Neujersey und Neuyork umfaßt, überläßt die Entscheidung ebenfalls Ausschüssen, trifft jedoch für eine gerichtliche Überprüfung der Entscheidungen Vorsorge; dadurch ist einem Mißbrauch und unliebsamen Streitigkeiten ein Riegel vorgeschoben und die Verantwortung teilweise auf Behörden übertragen, die sich vor weittragenden Entscheidungen nicht zu scheuen haben. Dabei wird von den medizinisch nicht geschulten Richtern kein Urteil verlangt,

Digitized by Google

zu welchem sie nicht befähigt wären, und die Maßnahme erscheint trotz der gerichtlichen Überprüfung nicht im Lichte einer Strafe. Ähnlich sind die jüngsten Gesetze der Staaten Kansas, Michigan und Oregon." Die Wahl der Operationsart wird meist dem Ausschuß überlassen. · 4 Staaten schreiben die Vasektomie bzw. die Salpingektomie vor; Nevada verbietet ausdrücklich die Kastration; somit ist diese Operation in 5 unter 12 Staaten, die Sterilisierungsgesetze besitzen, unzulässig. In allen 12 Staaten sind gewisse Verbrecher den Gesetzen unterworfen; in 9 Staaten die Schwachsinnigen und Idioten; in Kalifornien, Connecticut, Kansas und Michigan die Geisteskranken überhaupt. In einzelnen Staaten werden Trinker und Epileptiker besonders aufgeführt, in Jowa merkwürdigerweise auch die Syphilitiker eingeschlossen. Die jüngsten Gesetze stellen fast alle minderwertigen Personen unter das Gesetz. Hervorzuheben ist, daß es sich stets und überall nur um Personen handelt, die in Anstaltsverwahrung stehen, bzw. gerichtlich verurteilt worden sind. Zwischen Frauen und Männern wird kein Unterschied gemacht. Connecticut, Jowa, Neuyork, Kansas und Michigan stellen einsichtsvollerweise die unbefugte Unfruchtbarmachung unter hohe Strafe.

Was nun die Durchführung der amerikanischen Sterilisierungsgesetze anbelangt, so steht es damit nicht viel besser wie mit den Eheverboten, wenn auch aus anderen Gründen. In größerem Umfang wurden Sterilisierungen bisher nur in Indiana und Kalifornien vorgenommen. Doch liegt auch hier, genau wie bei den Heiratsgesetzen, die mangelhafte Durchführung nicht in dem Gesetz als solchem, d. h. in dem ihm zugrunde liegenden Gedanken, sondern in spezifisch amerikanischen Verhältnissen. Bei uns würde sie sich gegebenenfalls ganz anders gestalten. Zurzeit würde unsere Gesetzgebung allerdings die Unfruchtbarmachung nur unter der Voraussetzung der Einwilligung des Betreffenden selbst oder seines gesetzlichen Vertreters gestatten.

Ich komme nun zum Schluß noch auf eine amerikanische Rassenschutzmaßregel zu sprechen, von der es zunächst scheinen könnte, als wenn sie für uns nur ein geringes Interesse hätte, die mir aber doch von recht aktueller Bedeutung zu sein scheint; ich meine die Negerfrage. Wir alle haben uns als Kinder für Onkel Toms Hütte begeistert, wir haben, sofern wir damals schon auf der Welt waren, in den achtziger Jahren mit wehmütiger Ergriffenheit den melancholischen Gesängen der schwarzen sogenannten Jubiläumssänger gelauscht, und ich kann nicht verhehlen, daß es mir noch im Jahre 1909 sozusagen einen Stich durchs Herz gegeben hat, als ich im Distrikt Columbia, der Umgegend von Washington, eine elektrische Bahn bestieg und gewahr wurde, daß die Farbigen sich dort nicht zwischen die Weißen setzen dürfen. Es war kein Sitzplatz frei und ein farbiger Arbeiter bot mir den seinigen mit dem Bemerken „falls er dies überhaupt wagen dürfe" an. Er strahlte über das ganze Gesicht, als ich sein Anerbieten mit einem „Warum nicht?" dankend annahm. Es genügt aber schon ein kurzer Aufenthalt in den U. S. A., um zu erkennen, wie berechtigt es ist, die Neger als minderwertig zu kennzeichnen, um der unheilvollen Rassenvermischung entgegenzuwirken. Denn die Durchführung der diesbezüglichen Gesetze ist natürlich um so leichter, je stärker die Weißen von ihrer rassischen Überlegenheit durchdrungen sind. Die Ehen von Weißen mit Schwarzen sind in den U. S. A. von jeher in größerem oder geringerem Umfang strafbar gewesen. 32 Staaten der Union stellen die eheliche und uneheliche Verbindung der

Digitized by Google

weißen mit der schwarzen Rasse unter Strafe; manche auch die der weißen mit der gelben Rasse, nicht aber die der nichtweißen Rassen untereinander, und die Zahl der Staaten mit Verboten ist noch im Zunehmen begriffen. Die angedrohten Strafen erreichen die Maximalhöhe von 10 Jahren Kerker, und sind sowohl gegen die Ehekandidaten als auch gegen diejenigen Organe gerichtet, welche die Ehebewilligung widerrechtlich erteilt haben oder die verbotene Trauung vornehmen. Selbst nach der Sklavenbefreiung durch den Bürgerkrieg, als man es als die Hauptaufgabe betrachtete, die sozialen Unterschiede zwischen Weißen und Farbigen zu beseitigen, hat man nicht daran gedacht, die bestehenden Eheverbote anzutasten. Daß trotzdem die Zahl der Mulatten in den U. S. A. relativ groß ist, hat darin seinen Grund, daß die aus der Sklavenzeit stammende Unsitte, Negerinnen als Konkubinen zu halten, in den Südstaaten erst allmählich verschwindet. (Hoffmann.)

Vor zirka Jahresfrist hat der Deutsche Reichstag der Regierung sein Mißfallen über das Verbot der Mischehen für Samoa ausgesprochen. Zentrum und Sozialdemokratie haben dabei eine geradezu beschämende Verständnislosigkeit offenbart für die sowohl rassenhygienisch als auch politisch eminent weittragende Bedeutung dieses Verbotes, auf dessen Durchführung unser Kolonialamt hoffentlich mit Strenge halten wird. Es ist dringend wünschenswert, daß unsere Volksvertreter die amerikanischen Verhältnisse gründlich studieren; sie sind äußerst lehrreich für uns. Wir sollen und wollen uns hinauf- und nicht hinabpflanzen. Verbindungen weißer Männer mit farbigen Frauen bedeuten aber ein Hinabpflanzen, das uns auch politisch zum Verhängnis werden kann. Es hat mich von Herzen gefreut, zu hören, daß die Frauengruppe des Deutschen Kolonialvereins unter Führung von Frau Hedwig Heyl beim Kolonialamt Schritte getan hat, um auch der illegitimen Verbindung von deutschen Kolonialbeamten und Einwanderern mit farbigen Frauen zu steuern. Die gesamte deutsche Frauenbewegung sollte sich dieser Eingabe anschließen.

Nachdem vor einigen Jahren Professor von Gruber im Übereifer des Neubekehrten — noch 1904 mußte Schallmayer ihm gegenüber die Existenzberechtigung der Rassenhygiene verteidigen — ins Horn gestoßen hat, tönt es von allen Bergen wieder, daß die Frauenbewegung rassefeindlich ist. Ja, man scheut gelegentlich sogar nicht davor zurück, sie als eine Art rassehygienischen Prügelknaben zu behandeln, indem man sie für Dinge schlägt, an denen man selbst mitschuldig ist. Angesichts des dabei zutage tretenden Mangels an wissenschaftlichem Sinn muß es fast als verlorne Liebesmüh erscheinen, die Gegner auf dem Wege der Polemik überzeugen zu wollen. Die beste Widerlegung ist die Tat. Die Frauenbewegung greife die eugenischen Probleme nicht zur Gewissensberuhigung, sondern zur Mitarbeit ernstlich auf und scheue nicht davor zurück, auch dort die Konsequenzen zu ziehen, wo diese für sie selbst Grenzpfähle bedeuten. Damit entwaffnet sie nicht nur ihre Gegner, sondern sie erfüllt damit ihren höchsten Zweck: mitzubauen an der Zukunft der Nation.

Digitized by Google

Strindberg und die Frauen.

Von

John Landquist.

Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Nachdruck verboten.

Der Gesichtspunkt, aus dem wir Strindberg hier betrachten wollen, ist nicht der größte, von dem aus man ihn ansehen kann. Aber die Frauenfrage im weitesten Sinn hat doch eine große Rolle in Strindbergs Produktion gespielt, und kein Teil seiner vielumstrittenen Schriften ist mehr angefochten worden als seine Schilderung der Frau und seine Angriffe auf das weibliche Geschlecht. Er ist als Frauenhasser europäisch berühmt geworden. Es kann darum nicht ohne Interesse sein, zu untersuchen, in welchem Maße der schlechte Ruf, den Strindberg als Frauenhasser genießt, berechtigt ist, und den Wahrheitsgehalt dieser Anklage zu prüfen.

Wenden wir uns zuerst, wie es sich geziemt, an den Angeklagten und fragen wir ihn, ob er die Wahrheit der Beschuldigung eingesteht, so hat er schon bei einer Gelegenheit geantwortet, und zwar über den Hauptpunkt selbst: mit nein.

Er hat scherzhaft darauf hingewiesen, daß er einige Male verheiratet war, daß er eine nicht geringe Anzahl Kinder hat, daß er immer Vergnügen an der Gesellschaft der Frauen fand und daß er sie immer geliebt hat. Hier steht Behauptung gegen Behauptung. Aber so viel können wir daraus entnehmen, ein Frauenhasser im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist Strindberg nicht. Denn ein Frauenhasser in der gebräuchlichen Bedeutung des Wortes ist jener, der Gattin und Kinder haßt. Der Frauenhaß des sterilen Mannes beruht auf der Gleichgültigkeit, aber gleichgültig kann man Strindberg ganz gewiß nicht nennen. Ein Mann, der sich so eindringend und leidenschaftlich mit der Psychologie der Frau und der Liebe und dem Problem der Ehe beschäftigt hat, der sich überdies in seinem eigenen Leben nie warnen ließ und drei Familien begründet hat — auf ihm ruht wohl eher der Verdacht, ein verkappter, nimmermüder Anbeter der Frau und des Lebens zu sein.

Aber allerdings hat zwischen Strindberg und den Frauen nie dauernder Friede geherrscht. Er hat sich sein ganzes Leben lang unter Grenzstreitigkeiten, Belagerungen, Disputationen und Versöhnungsfesten mit ihnen beschäftigt. Weltanschauungen konnte er ein für allemal abfertigen und hat ihnen höchstens in einer friedlichen oder ärgerlichen Diatribe hie und da einmal Audienz gegeben. Aber die Frauen haben ihn beständig beunruhigt, und nicht nur deshalb, weil sie ein konstanteres Element im Dasein selbst sind, als irgendwelche Weltanschauungen, sondern weil die Frauenfrage im allgemeinsten Sinn alle Gegensätze seines eigenen Wesens herausfordert. Sein Kampf gegen die Frauen und seine fruchtlosen Versuche, mit der andern Hälfte des Menschengeschlechtes in Harmonie zu sein, war wesentlich ein Kampf in ihm selbst. Und dieser Kampf in ihm selbst ist wieder

Digitized by Google

eine notwendige Folge der allseitig starken und reichen Ausrüstung seiner eigenen Natur. Harmonie wird nur durch die Unterdrückung, Schwächung, Ertötung gewisser Tendenzen und seelischer Fähigkeiten gewonnen. Aber bei Strindberg waren die verschiedensten Tendenzen ungefähr gleich stark und verlangten alle gleich trotzig ihre Freiheit und ihr absolutes Recht. Und darum konnte nie eine dauernde Harmonie erreicht werden. Strindberg hat einerseits ein unauslöschliches Bedürfnis, zu verehren, anzubeten, seinen eigenen Willen vor einem höheren aufzugeben, sich in die Obhut guter Mächte zu stellen. Und er hat von Jugend auf sein ganzes stürmisches Leben lang die Frau, die Gattin, die Mutter angebetet, anbeten wollen, er hat vom Frieden des Heims geträumt, er hat Heilung und Kräfteerneuerung in dem Schutze ihrer, der gebärenden Güte gesucht. Aber er ist andrerseits der scharfblickende Beobachter, der unbarmherzige und unerbittliche Forscher, er ist, wie er selbst von sich gesagt hat, von seiner Natur verurteilt, der Fehlfinder zu sein, die Schattenseiten der Dinge zu sehen. Und hat man diese Gabe, dann sieht man die Mängel der Dinge nur um so schärfer, je mehr man selbst von dem idealen Traum erfüllt war; je größer das Anbetungsbedürfnis gewesen ist, desto erbitterter wird die Kritik. Nur jene, die keine Träume hatten, finden sich leicht mit der Wirklichkeit ab. Aber hierzu gesellt sich noch etwas andres, das das Schicksal des Träumers noch verschlimmert. Von seiner Halluzination erfüllt, projiziert er nur sie auf die Wirklichkeit, deren Mängel dichtet er weg, er schließt davor die Augen oder deutet sie um, damit sie in seinen Traum passen. Wer in seiner Jugend am schönsten vom Weibe geträumt hat, fällt oft der ersten besten zum Opfer. Mit Feuerschrift, von der Weisheit entzündet, die zu spät kommt, aber darum um so klarer wirkt, ist dieses Schicksal des Träumers in „Die Beichte eines Toren" gezeichnet worden. Und immer häufiger wird im weiteren Verlauf der Kampf zwischen dem Traum, der um keinen Preis weichen will, und der qualvollen Wirklichkeit, die sich den Augen, der Vernunft und allen Sinnen aufdrängt. Wahrhaft ergreifend ist dieser verzweifelte Kampf der Liebe in jenem furchtbaren Buch von dem Fluche einer Ehe geschildert worden. Und wie bitter rührend ist nicht seine Schilderung des arbeitenden Mannes, der immer in seiner Halluzination lebt, der daraus Kraft schöpft, das Unerträgliche zu ertragen, der den rosigsten Morgenschimmer der Poesie über eine zerrissene und im tiefsten furchtbare Wirklichkeit breitet, der die Kraft seines Glaubens an dem Unrettbaren versucht und die Welt glauben läßt, daß seine Feindin aus dunkelstem Rassen- und Machtinstinkt seine Muse sei. Aus diesem Kampf gibt es nur eine Befreiung, aus diesem Scheiterhaufen der Liebe und des Grams, des Zornes und der Verzweiflung steigt der Vogel Phönix des Hasses empor. Und damit ist die Persönlichkeit gerettet, aber nicht ohne tiefgreifende Veränderungen. Von diesem Konflikt an kann Strindberg mit dem Versucher in Damaskus sagen, daß sein Fernglas an der Flamme des Hasses getrocknet wurde, und daß er darum alles exakt und scharf, präzis, wie das Ding ist, sieht. Denn ursprünglich war kein Haß in Strindberg: im „roten Zimmer", im „neuen Reich", bis zum ersten Teil der „Ehegeschichten", in allen seinen übelbeleumundeten früheren Schriften findet sich eine gesunde Skepsis, Hohn, Indignation und Wehmut — aber Haß, nein! Horcht man genauer, so wird man im Gegenteil vernehmen, daß der Rhythmus in der Stimmung dieser Schriften, ihr heimlicher Grundton der des hoffnungsvollen und kühnen Glaubens ist.

Aber es finden sich noch andere Gegensätze in Strindbergs Charakter, die sein Verhältnis zur Frau komplizieren. Im „Sohn der Dienstmagd" erzählt er, wie er als Kind ein beängstigendes Einsamkeitsgefühl empfand, und wie tief er unter einem unerwiderten Liebesbedürfnis litt. Es war, als sei er zu früh aus dem Mutterleib gekommen, als wäre er gar kein Individuum für sich selbst, immer sucht er sich, obgleich vergebens, an seine Mutter zu halten. Sie hatte sich zwischen vielen zu teilen, und er war nicht das Lieblingskind eines der Eltern. Aber je liebesärmer und einsamer seine erste Jugend war — und sie wurde es in noch höherem Grade,

Digitized by Google

nachdem die Stiefmutter ins Haus gekommen war —, desto tiefer fraß sich das Zärtlichkeitsbedürfnis ein. Mit der ersten Liebe lodert es wieder auf, in wilderen Flammen als zuvor, alles verlangend, das Unendliche erträumend, und die erkämpfte Beherrschung des Jünglings weicht der Unselbständigkeit, dem Bedürfnis, sich unterzuordnen, wie es das Kind seiner Mutter gegenüber fühlt. Und noch für den zerrissenen, ermatteten Mann wird die Frau in schwachen Stunden die Mutter, die Allmutter, die tröstet und einlullt und zur Ruhe wiegt, und bei der er einschlummert, um zu neuer Kraft zu erwachen. Wiederholt hat Strindberg diese Sehnsucht nach der Mutter bei dem disharmonischen und geschwächten Mann geschildert, und es liegt ganz gewiß ein furchtbarer psychologischer Scharfblick in dem Zug, daß er im „Vater" den Rittmeister in seinen letzten Augenblicken, wo sein Seelenleben sich auflöst, wieder von der Mutterbrust träumen läßt. Wenn der in langen Jahren mühsam aufgeführte Bau zusammenstürzt, dann kriecht ein Kind aus den Ruinen.

Aber diesem Zärtlichkeitsbedürfnis, das so wie alle tiefen Regungen die ganze Skala der Menschenseele vom Normalen bis zum Krankhaften durchmacht, steht bei Strindberg die Unabhängigkeitsforderung der starken Persönlichkeit gegenüber; und dem Leiden des einsamen Menschen unter der Einsamkeit die mächtige Lust des Schaffenden daran. Immer sucht er Bande mit dem Leben zu knüpfen und empfindet dann wieder jedes Band als eine Fessel. Und dieses Hin- und Herschwingen zwischen Attraktion und Repulsion, das alle Menschen kennen, wird bei ihm um so heftiger und stärker, als er einerseits eine schaffende Persönlichkeit mit uneingeschränkten Ansprüchen an die Freiheit des Ichs ist, während andrerseits auch sein Zärtlichkeitsbedürfnis tief wurzelt und sogar ein Teil seiner Genialität darin liegt. Die Gegensätze vertiefen einander, und die immer gegenwärtige Sensibilität steigert sie noch. Dennoch würde die individuelle Zärtlichkeitssehnsucht allein keine so durchgreifende Macht und Bedeutung erlangen können, wenn sie sich nicht mit einem dunklen Gefühl religiöser Art vereint hätte: der disharmonische und zusammengesetzte Mann träumt sich in der Liebe von der Schwere der Persönlichkeit befreit, er sieht das Rätsel seines Wesens gelöst, er glaubt, daß die geliebte und liebende Frau ihn erlösen kann, wie es der Unbekannte in Damaskus auseinandersetzt, als er sich selbst sein Leben erklären will. Und damit ist Strindberg, der so gut mit den tiefen Geheimnissen der Liebe vertraut ist, wieder einmal zur platonischen Liebeslehre gekommen, die, wie wenig wir ihr auch in ihrer metaphysischen Spekulation folgen können, doch etwas ewig Lebendiges in der Menschenseele empfunden und den Finger darauf gelegt hat.

Aber wir haben damit die Strindbergsche Liebe noch nicht erschöpft. Denn der Grundton all dieser Gefühle, ihre Operationsbasis, wenn man so sagen darf, ist das soziale Familiengefühl, die Liebe des Familienvaters zu Heim, Kindern und Stamm. Dieses Gefühl gibt im Strindbergschen Werk dem Liebeskampf zwischen Mann und Frau so wie dem, der in seiner eigenen Brust ausgekämpft wird, seine gewaltige Kraft und Tragweite, seine erschütternde Tragik. Bei Strindberg steht immer der Mann als der Hüter der Familieninstitution da. Wie viele verschiedene Fälle und Figuren aus dem erotischen oder Eheleben Strindberg auch geschildert hat, an dem klassischen Typus des Liebesdramas, des komischen wie des tragischen, nämlich am Don Juan, ist er vorbeigegangen. Er verachtet ihn zu sehr, er sieht ihn als einen geschwächten Snob an, eine Perversität, den schönen Mann mit den schlimmsten Eigenschaften der Weiblichkeit, er betrachtet ihn als den Verräter an den Interessen des Mannes. Der Liebende ist bei Strindberg nur eine Vermummung oder richtiger ein Durchgangsstadium für den Familienvater. Diese ganze Grundbetrachtung ist der gesunde germanische Kern in Strindbergs erotischer Tendenzdichtung, er ist die neue Anschauung, durch die er so radikal mit dem Frauenkult der romanischen Kokottenkultur bricht.

Wie oft haben wir nicht in der modernen Dichtung, namentlich der österreichischen, der französischen, der dänischen, und in ihrer ästhetischen Philosophie vom „Erlebnis"

Digitized by Google

oder vom „Abenteuer" sprechen hören, und damit war eine neue Liebe, neue Eroberungen gemeint. Für Strindberg hat das Abenteuer in dieser Form nie existiert. Er ist zu männlich, zu ernst, um in der Frau nur die Geliebte und in der Geliebten das Leben zu sehen. Seine schöpferischen Kräfte sogen ihre Nahrung nicht aus den Zufälligkeiten der erotischen Erlebnisse. Der wandernde Liebestroubador ist ihm zu unbedeutend. Das Abenteuer war für ihn nicht die Erotik, sondern — die Arbeit, die Entdeckungen und Leistungen des intellektuellen Lebens. Als er einmal eine Ehe opferte, geschah es um der Wissenschaft willen, wie wir im „Inferno" lesen. Dies ist ein Symptom. Auch bei Strindberg besteht ein Konflikt zwischen der Liebe und dem Werke, aber er ist nur tiefer, unversöhnlicher und auch menschlicher als der, welcher gewöhnlich in der Literatur dargestellt wird. Er liegt in dem Gegensatz zwischen dem Liebesleben in seinem ganzen Umfange und dem intellektuellen Leben, zwischen dem Sinnlichen und dem Geistigen, zwischen den Familientugenden und den Forderungen, die der Genius eines Menschen an ihn stellt. Man merkt zuweilen in Strindbergs Schriften ein Gefühl der Ungeduld, des Ekels vor dem ganzen sinnlichen, affektiven Leben in all seiner Wollust, seinem Schmerz, seiner Verwirrung. Es ist der Intellekt selbst, der gegen das Sinnliche revoltiert, der sich nach trockener, reiner Luft sehnt, der das Leben aus seinen von dem Gefühl ungetrübten Kategorien betrachtet und sein Werk in Freiheit von Trieben und Verpflichtungen anderer, niedriger Art vollbringen will. In Strindbergs Frauenhaß liegt auch die Rache des Intellekts für seine Niederlagen, und letzten Endes ist er nur ein Teil der Unbefriedigtheit des Geistes mit dem irdischen Leben selbst.

Diese Stimmung tritt jedoch, wie es natürlich ist, in Strindbergs Produktion ziemlich spät hervor. Erst aus der Mitte der 80er Jahre datieren seine Angriffe auf die Frau und die Frauenbewegung. Doch schon im „Meister Olof" hat er mit dem intuitiven klaren Blick seiner Jugend ein Vorspiel zu dem großen Text von der Disharmonie der Geschlechter gegeben, den er später im Leben in so vielen Varianten schreiben sollte. Wir erinnern uns, wie der in seine Arbeit vertiefte Reformator Christinas zärtliche Besorgnis nicht beachtet und sie, als sie Beweise seiner fortdauernden Liebe sehen will, enerviert zurückstößt; und vergeblich sucht sie in seine Gedanken und seine Arbeit einzudringen. Aber hier ist die Disharmonie nur ein Wölkchen, und die Liebe besiegt leicht und trägt leicht die notwendigen kleinen Desillusionen und Konflikte des Zusammenlebens. Und Christine selbst ist, mit den Augen der Liebe gesehen, allerdings nicht vollkommen und überirdisch, aber doch so wie ein junger Mann und Poet, der das Leben mit dem reinen puritanischen Blick der Jugend ansieht und schon etwas von dessen Kämpfen und Schwierigkeiten kennen gelernt hat, sich seine Begleiterin erträumen kann.

In Strindbergs Jugenddichtung ist auch keine Spur von Frauenhaß zu finden. Es kommt ihm nicht in den Sinn, die Frau anders zu betrachten denn als vollkommen gleichwertigen Menschen an der Seite des Mannes, und in seiner Auffassung ihrer Rechte ist er ausgesprochen liberal. Er zweifelt nicht einmal daran, daß ihre Arbeitsleistungen auch auf Gebieten, die im allgemeinen dem Manne angehören, mit seiner nicht gleichwertig sein sollten. In dem Kapitel „Die Frau" in „Das schwedische Volk" (1882) erzählt er mit sichtlicher Zustimmung, um nicht zu sagen Bewunderung, von Frauen, die sich in Industrie und Wissenschaft ausgezeichnet haben, wie Maria Sofia de la Gardie, die das Steinkohlenwerk Höganäs entwickelte, auf Tyresö Tuch-, Messing- und Gewehrfabriken anlegte, und sich, wie er schreibt, unter den größten der Zeit auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe einen Namen machte, oder von Eva Ekeblad, die für ihre Abhandlungen über die Seife und über die Verwendung der Kartoffel zur Branntweinbrennerei Mitglied der neugegründeten Akademie der Wissenschaften wurde, oder von Katharina Charlotta de la Gardie, die 1757 gegen die Hexenprozesse in Dalekarlien auftrat. Es ist typisch, daß er die falsche Frauenverehrung der Galanterie angreift, und er verurteilt auch Kellgren für sein Gedicht bei dem Tode der galanten

Digitized by Google

Mamsell Dubois, sagt aber, daß er sich und das andre Geschlecht durch „die neue Schöpfung" wieder rehabilitiert, eine Dichtung, die Anspruch auf die Ewigkeit erheben kann, weil sie einen Stoff behandelt, der die Ewigkeit in sich trägt. Wer würde wohl glauben, daß Strindberg einmal aus ganzem Herzen mit Thorilds Schrift „Über die natürliche Hoheit des weiblichen Geschlechtes" übereinstimmte! Auf zwei langen Seiten zitiert er, was er „das erste befreiende Wort an die schwedische Frau" nennt, und fügt hinzu, daß sie mit ihrem empfänglichen und dankbaren Sinn Thorilds vergessenes Andenken gewiß verehren würde, wenn sie wüßte, was sie ihm schuldet. Und er schließt dieses interessante Kapitel über die Frau des 18. Jahrhunderts mit den Zeilen:

„Die Verbrechen der Epoche sind gesühnt, die Prinzessin ist aus dem Zauberschlaf erweckt, und an den Tempelpforten begegnet uns das liebenswerte Bild der Frau der Neuzeit, oder richtiger ihr Vorbild, dessen Verwirklichung die Aufgabe unserer Zeit ist. Anna Maria Lenngren wird die Verteidigerin ihres Geschlechtes, sie hat seine Torheiten und Laster in ihren Büchern gegeißelt, aber im Leben hat sie am besten gezeigt, was wir von der Frau des 19. Jahrhunderts erwarten und hoffen, eine selbständige, persönliche Tätigkeit, ohne Hintansetzung der Pflichten der Hausmutter und Gattin."

Selbständige, persönliche Tätigkeit, ohne Hintansetzung der Pflichten der Hausmutter und Gattin — das war 1882 Strindbergs Programm in der Frauenfrage. Aber klingt das nicht wie aus einer feministischen Agitationsrede von heute? Zum Vergleich mag bemerkt werden, daß das oben Zitierte drei Jahre nach dem Erscheinen des „roten Zimmers" geschrieben wurde und gleichzeitig mit dem Erscheinen von „Das neue Reich". — Strindberg war also kein Knabe, er war schon damals übel beleumdet wegen seiner „alles niederreißenden" Tätigkeit, und seine Kritik und seine Satire konnten gelegentlich nichts weniger als schonungsvoll sein.

In „Ehegeschichten I." sind Strindbergs Gesichtspunkte in der Frauenfrage freisinnig oder richtiger radikal, in Übereinstimmung mit seiner ganzen sozialen Anschauung. Freilich analysiert er Nora mit grausamer, satirischer Schärfe und findet es kopflos, daß die Frau Mann und Kinder verlassen müsse, um ihre Persönlichkeit zu entwickeln. Aber er sieht die Berechtigung der Revolte der Emanzipationsbewegung gegen die heutige Kulturgesellschaft ein und legt in neun Programmpunkten dar, was die Frau mit unbedingter Berechtigung von der Zukunft fordern könne. Darunter kommt vor: das Recht auf eine gleiche Erziehung mit dem Manne, gemeinsame Schulen für Knaben und Mädchen, das Stimmrecht der Frau und ihre Wählbarkeit zu allen Funktionen der künftigen sozialistischen Gesellschaft.

Zwischen „Ehegeschichten I." und „Ehegeschichten II." vollzieht sich der große Umschwung in Strindbergs Auffassung der Frauenfrage. Verschiedene persönliche Erfahrungen hatten dazu beigetragen: Ungünstige Eindrücke von den modernen Frauen, wie er sie in der großen Pension in Grez mit ihren dreißig Damen empfangen hatte, die Irritation über den Religionsprozeß, in dem er ein Frauenzimmerkomplott sah, ferner der Ärger über die Gleichgültigkeit der führenden Frauen gegenüber den großen allgemeinen Problemen, wie eben die Religionsfrage, ihr egoistisches Hervorkehren ihrer Frauensache und die Zersplitterung, die sie dadurch in den Reihen der Radikalen selbst herbeigeführt hatten. Er fand, daß die Frauenbewegung in diesem Augenblicke „eine reaktionäre, selbstsüchtige, kleinsinnige Bewegung" war, und er sah in ihr nur eine weitere Stütze für eine Gesellschaft, die fallen mußte. Wenn die Frauen die Universität und den Staatsdienst anstrebten, verzögerten sie nur den Gang der Entwicklung. Zuerst mußten die großen sozialen Fragen dadurch gelöst werden, daß die ganze Gesellschaftsordnung aufgehoben und die Gesellschaft von Grund aus nach den sozialistischen Prinzipien umgestaltet wurde, die ja ohnehin die vollständige Gleichheit zwischen Mann und Frau einschlossen. Die Frauenbewegung kam jetzt zur Unzeit, und ihre

Digitized by Google

Fragen konnten nicht isoliert für sich gelöst werden, dies war Strindbergs Übergangsstandpunkt, von dem er dann zu einer unbedingten Feindseligkeit gegen die damalige Frauenbewegung überging. Diese tritt schon offen in „Ehegeschichten II." zutage, die alle Symptome einer für den Augenblick gereizten Gemütsstimmung zeigen, was er ja auch selbst in „Der Schriftsteller" zugesteht. Es hat wenig Sinn, jetzt auf eine Kritik dieser erbitterten Paradoxe einzugehen, deren einzige Aufgabe es war, herauszufordern. Aber der absichtlichen Übertreibung liegt eine wohlerwogene Opposition zugrunde, und hinter dem augenblicklichen Zorn regt sich ein größerer und mächtigerer. Man ersieht das am besten daraus, daß er die Angriffslinie, zu der ihn die vorübergehende Indignation gedrängt hat, auch beibehält, und daß die Anschauung, die er hier in Sätzen formuliert, die, wenn man nach Worten urteilt, in ihrer Verkürzung absurd sind, bei ihm konstant bleibt. Es ist die Antwort des erbitterten Mannes und Familienversorgers auf die Angriffe, welche die Frauen gegen die jahrhundertelange Ungerechtigkeit der Männer richten, und seine Entlarvung, wie der Druck, unter dem die Frauen zu leiden behaupten, in Wirklichkeit aussieht. Die eine Übertreibung ruft die andere hervor, und um gerecht zu sein, muß Strindbergs Opposition in historischem Zusammenhang mit der theoretischen Einseitigkeit der damaligen Frauenbewegung gesehen werden.

Aber die Strindbergsche Frauenkritik, wie wahr, wie zutreffend, wie tiefsinnig sie in Einzelpartien auch sein mag, leidet unter einem durchgehenden, logischen Fehler, der seine Angriffe gegen die Frauenbewegung so ziemlich ohnmächtig macht. Er greift die Frauen an, so wie sie unter den bisherigen Verhältnissen geworden sind, und glaubt damit die Frauenbewegung zu treffen; er geißelt die Schwächen und Laster der Frauen und nimmt dies als Motiv, um die Frauenbewegung zu bekämpfen, die doch eben diese Mängel beheben will! Er entrüstet sich über die träge Frau, so wie sie im Hause geworden ist, und entrüstet sich gleichzeitig noch mehr, wenn sie aus dem Hause fortstrebt, um sich selbst zu erhalten. Er greift sie gleichzeitig aus zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten an, aber ein Kreuzfeuer, wo die Invektiven so wie in den „gotischen Zimmern" einander gegenseitig durchbohren und zersplittern, endet mit einer resultatlosen, logischen Verwirrung. Es besteht kein Zweifel, daß die Emanzipationsbewegung verschiedene antipathische, lächerliche und unzuverlässige Repräsentantinnen gehabt hat und noch hat, und eine Darstellung solcher Gestalten kann wie jede andere Lebensschilderung praktisches Interesse und künstlerischen Wert haben. Aber Strindberg begeht, wie so oft jene, die eine gewisse Ideenrichtung satirisch behandeln, den Denkfehler, die Sache für die Person verantwortlich zu machen, die Idee für ihre Träger, und einen *logischen* Zusammenhang zu sehen, wo nur ein zufälliger, psychologischer vorliegt.

Strindbergs soziale Hauptanklage galt dem Parasitentum der Frauen. Aber er hat nicht gemerkt, daß gerade die Forderung nach Arbeit die Triebfeder der Frauenbewegung ist, oder richtiger, er glaubt nicht an den Ernst dieser Forderung. Er stellt sich, als hielte er den Feminismus für eine Erfindung der reichen, verwöhnten Frauen, obgleich gerade diese am allermeisten von den heiligen Pflichten der Frau im Hause als Gattin und Mutter deklamieren. Aber für Strindberg werden die müßigen Frauen, die Zeit haben, hysterisch zu sein und sich Torheiten auszudenken, zum Hauptargument gegen die Frauenbewegung. Seht, so sind sie, und diese, die nichts getan haben, nichts tun, kommen nun und wollen den Schöpfern und Arbeitern der Kultur gleichgestellt werden! In drastischer Form tritt diese Identifizierung Strindbergs der Frau mit einer Minderzahl von Frauen der oberen Klassen zutage, als er in dem Vorwort zu „Ehegeschichten II." der Frau sein erstes j'accuse entgegenschleudert.

„Die Frau lügt, wenn sie sagt, daß ihre Zeit durch die Kinder und den Haushalt in Anspruch genommen war, denn sie hat ihre Arbeit abgewälzt: 1. auf die Hebamme, die sie entbunden hat; 2. auf die Amme, die das Kind gesäugt hat; 3. auf die Schullehrerin, die den Unterricht erteilt hat; 4. auf die Köchin, die das Essen bereitet hat; 5. auf die Magd, die das Zimmer des

Digitized by Google

Mannes aufgeräumt; 6. auf das Stubenmädchen, die die Hosen des Mannes gebürstet und die berühmten Knöpfchen angenäht hat; 7. auf die Haushälterin, die den ganzen Haushalt geführt hat.

Und was hat die Frau getan?

Sie hat gefaulenzt."

Es braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß alle diese sieben Kategorien, auf die die „Frau" ihre Arbeit abgewälzt hat, ja selbst jener Hälfte des Menschengeschlechtes angehören, die nach Strindberg 6000 Jahre gefaulenzt hat. Die Regel hat also jedenfalls gewisse Ausnahmen. Aber ganz inkonsequent ist es, sich kraft der Gültigkeit, die sie nun haben mag, gegen die Bewegung zu wenden, die das Bedauerliche dieses sexuellen Parasitentums in der Gesellschaft erkennt und es eben aufheben will. Strindberg und die Frauenbewegung haben eigentlich denselben Ausgangspunkt, und seine Angriffe auf das weibliche Geschlecht geben gerade diesem außerordentliche Waffen in die Hand. Die Parasitin mit all der Depravation, die der Müßiggang, die Unwissenheit und die Galanterie der Männer zur Folge hatten, hat Strindberg aufs Korn genommen: ihre vulgäre Seele unter der glänzenden Oberfläche, ihren Mangel an Logik, ihre Halbbildung und ihre Ansprüche, ihre naive Unwissenheit über den Kampf und die Bedingungen des wirklichen Lebens, ihre Verantwortungslosigkeit und Hysterie, das stete Kreisen ihrer Gedanken um die Erotik, ihre Nachlässigkeit und ihre Unfähigkeit zu jeder andauernden Arbeit, ihre innere Liebloſigkeit und ihre ganze verkehrte Erziehung, die sie gelehrt hat, in der Ehe die einzige Erwerbsquelle zu sehen und sich dem Meistbietenden zu verkaufen. Er ist tatsächlich einer der ersten, die offenbart haben, wie der moderne, moralisch entwickelte Mensch unter diesem Typus leidet, er hat dieses Leiden tief gefühlt und mit seiner künstlerischen Kraft stärker und klarer ausgedrückt, als der Feminismus selbst es vermochte. Sein Mißverstehen seiner eigenen Stellung kommt daher, daß er mitten in einer Gärungszeit stand, wo sich noch nichts geklärt hatte und alle möglichen Phrasen in der Luft herumflogen, an die blind zu glauben man um so weniger Grund hatte, als die Taten ihnen oft nur wenig entsprachen. Er hat eben jene Frau geschildert, die die Phrasen der Neuzeit aufgeschnappt hat, aber in ihrem Herzen noch ganz und gar die alte ist, jene Frau, die die Verkündigung der Gleichwertigkeit der Frau usw. als eine neue Art der Galanterie auffaßt, die den Feminismus nur dazu benützt, ihre alten Ansprüche zu steigern und unter seiner Flagge nur um so freier auf ihre eigenen kleinen Piratenfahrten auszugehen. Aber bei alledem steht Strindberg, wenn er die Schwächen und Laster der Frau schildert, auf demselben Boden wie der Feminismus. Wie dieser sehnt er sich nach einer Befreiung von dieser Frauenart. Der Unterschied ist nur der, daß während er, immer mehr zum Pessimisten geworden, diese Fehler als ursprüngliche der Frauennatur betrachtet und glaubt, daß sie höchstens durch Isolierung bei häuslicher Arbeit gehemmt und geschwächt werden können, die Frauenbewegung optimistisch an die Anpassung und Auslese der besseren menschlichen Eigenschaften in einer vernünftiger geordneten Gesellschaft glaubt. Während Strindberg in der Frauenbewegung die letzte Entwicklungsphase der verwöhnten und entarteten Frau sieht, glaubt die Frauenbewegung, daß sich aus den Kämpfen der Zeit eine ganz neue Art von Menschen herausarbeitet.

Später hat Strindberg jedoch kaum mehr den Schein einer sachlichen, theoretischen Diskussion mit der Frauenbewegung gewahrt. Er hat als Dichter eine Reihe mehr oder weniger lächerlicher oder bösartiger Frauentypen geschildert, denen er die mehr oder weniger karikierte Sprache der Frauenbewegung in den Mund legte. Aber es ist leicht zu sehen, daß sie in keinem engeren Zusammenhang mit der Frauenbewegung stehen. Wenn man in „Ehegeschichten I." der sastigen, von einem übermütigen Humor getragenen Satire „Ein Puppenheim" seine ungeteilte Sympathie schenken muß, und Fräulein Ottilia in ihrer Mischung von Gottseligkeit und Norakult ein ausgezeichnetes Exemplar jener Art Amateurseelen ist, wie sie jede geistige Modebewegung großzieht, und für jene pedantische Schwärmerei, die in der

Digitized by Google

Phrase Nahrung für eine verkümmerte Seele sucht, so ist hingegen schon in „Ehegeschichten II.“ die sterile und herrschsüchtige Generalstochter in der Novelle „Gegen Bezahlung“, die sich in Ermangelung von etwas Besserem in Gelehrtenkreise introduziert und in Frauenbewegung zu „machen“ beginnt, ein Typus, der zumindest nicht der Frauenbewegung zur Last gelegt werden kann. Und ihre Art, bei ihrem Mann ihren Willen durchzusetzen, ist alt und erprobt. Und in den „Kameraden“ bemäntelt nur die weibliche künstlerische Halbwelt ihr befreites Leben mit geborgten Kleidern aus der idealen Garderobe — die leichte Garde, die nach den Schlachten kommt und dabei ihre Plünderungszüge macht, die Marodeure der Frauenbewegung.

Strindberg muß die Armee und die Soldaten der arbeitenden Frauenbewegung nie aus der Nähe gesehen haben. Er hat nicht die schlichte, ausdauernde, unbemerkte Arbeit gesehen, die die erwerbenden Frauen auf ihren Posten ebenso wie die Männer leisten. Er will nicht begreifen, daß diese Arbeit wie auch die politischen und sozialen Theorien, mit denen die Frauen ihr Recht auf soziale Mitbestimmung begründen, keinerlei Zusammenhang mit privater Erotik und privater Ranküne gegen die Männer hat. Und er kann nicht glauben, daß sich die avanciertesten feministischen Ansichten mit allen soliden Familientugenden vereinigen lassen. (Schluß folgt.)

An Vittoria Colonna.

Von

Hans Mühlestein.[1])

Vittoria Colonna auf Ischia.

Auf karg begrüntem Fels, der burggekrönt
Und schaumgeboren auf zum Himmel steilt —
Hier hast Du, edle Frau, bei Gott geweilt,
Hast Deine Schönheit, Deinen Geist verhöhnt,

Hast Dich kasteit, in Todesnot gestöhnt,
Auf daß Du Ihm, der das Geschick verteilt,
Den Tod nicht zürnst, mit dem Er den ereilt,
Den Du im Lied verewigt und verschönt . . .

Doch während Du in Thränen Dich gekleidet
Um ihn, den Helden, der im Glanze schied
(Wie einer, der am Glanz den Tod erleidet),
Um ihn, um den Italien Dich beneid —[2])
Errangst Du den mit Deinem hohen Lied,
Um dessen Liebe Dich die Welt beneidet![3])

[1]) Aus dem Gedichtbuch „Kosmische Liebe“, das demnächst im Verlag von Georg Müller in München erscheint.

[2]) Pescara, ihr Gemahl.

[3]) Michelangelo.

Digitized by Google

Sechs Sonette der Vittoria Colonna.

Aus dem Italienischen übertragen von

Hans Mühlestein.[1])

Auf die Geburt ihres Gemahls.

Hoch flammten alle Lichter auf, die klar
Mit hohem Wert die schönsten Geister schmückten —
Ruhmreiche Seelen, wie die gnad-entrückten,
Sie brachten ihre besten Gaben dar, —

Kargten die Grazien? zeigte der Himmel Geiz?
O nein! Die Seelen der Planeten schienen
Von ihren Sitzen froh herab, mit gütigen Mienen,
Wie sie nur höchste Tugend Selnen leiht als Reiz, —

Wie auch ergoß die Sonne lichtern Tag,
Vom Himmel sangen Engel sphärisch linde,
Aufmerkten alle Dinge, die am Werke, —
Der Lilien- und der Veilchenlast erlag
Die Erde fast, das Meer hielt still und still die Winde —:
Als Er die Welt betrat, mein Stern und meine Stärke!

Auf den Tod ihres Gemahls.

I.

Ich schreibe nur, um grausen Schmerz zu lüften,
An dem mein Herz sich weidend will genügen —
Nicht, um zu meiner Sonne Licht zu fügen,
Die so verehrte Hülle ließ den Grüften.

Gerechte Ursach' will mich klagen heißen:
Ach, seinen Ruhm vermöcht' ich nur zu schmälern!
Und seinen großen Namen muß einst stählern
Stärkere Feder seinem Tod entreißen! . . .

Mein Glaube, meine Glut und heftige Qualen
Die nicht Vernunft, nicht Zeit vermag zu zügeln,
Fleh'n um Verzeih'n darum zu hundert Malen . . .
Bittere Thränen nehmt statt süßen Scherzes,
Düstres Geseufz statt Ton auf weichen Flügeln . . .
Des hohen Stils rühm' ich mich nicht, doch höchsten Schmerzes.

[1]) Aus den „Ausgewählten Sonetten" der Vittoria Colonna, in Vorbereitung bei Georg Müller, München.

Digitized by Google

II.

Wie hofft' ich einst, daß Zeit, die Zauberin,
Mein Sehnen stillte oder daß mein Herz
Tod überwände! Doch nun schlepp' ich meinen Schmerz
Mit trotzigen Seufzern schon durch sieben Jahre hin.

Warum dringt vor die Pein? Und warum machten
Die tausend Kreise dieser Sonnenluft
Mein Herz nicht feiger, nicht geringer den Verlust? ...
Damit mein Leid lernt alle Zeit verachten!

So schmerzt nicht mehr der Thränen heißes Wichverzehren.
Denn so erring' ich mir vielleicht dereinst
Das Lob der Treue: höchste ewiger Ehren!
Wie tausch', mein Herz, (das er geliebt) dies Schloß![1])
Hier weihe Ihm, wo er mit Dir der süßen schon genoß,
Die bittern Stunden, die Du hier verweinst ...

III.

Mein Herz gebiert nachts Nebel wie von Sinnen —
Doch schau' ich in glutroter Morgenstunde
Von meinem teuren Felsen in die Runde,
Jagt klare Fülle sie des Tags von hinnen,

Und mit der Sonne strebt mein Geist zur Höhe ...
So kehr' ich ihm zurück, der jetzt in Fülle
Des Lichtes lebt und deß geliebter Wille
Mich stündlich sieht in seine süße Nähe.

Wie einst Elias — doch nicht gleich wie er
Im feurigen Himmelswagen, nein, vielmehr
Durch eigne Kunst, vom liebenden Geist ersonnen —
Tausch' ich mein Elend so mit ewigen Wonnen ...
So streb' ich auf. Da trifft mit einem Mal
Vom himmlischen Feuer mich sein Gnadenstrahl.

[1]) Anmerkung des Übersetzers: Darunter ist die grandiose Burg auf der Insel Ischia verstanden, wo Vittoria Colonna den größten Teil ihrer Trauerjahre verbrachte, die sie zu der herben großen Dichterin machten.

Digitized by Google

IV.

Sieh, wie der Holderbusch, vom zornigen Winde
Bestürmt, nicht seine Blätter spreizt, die Äste
Nicht öffnet, nein! mit um so grimmer Feste
Sie schließt, daß Alles sich zum stolzen Wipfel binde —

So meine Seele, vom Geschick umtobt:
Nichts, das die Garbe der errungnen Würde
Und heiliger Lust ihr mit Gewalt entschnürte —
Sieg über jeden Sturm hat sie gelobt!

Denn es ist hoher Machtgedanken Kraft,
Des seligen Siegers manchen Schlachtgetümmels,
Die von der Höhe seines Glorienhimmels
Sie gegen jeden Feind zusammenrafft.
So wächst aus schwerstem Leid mir — seinem Tod —
Des Glaubens Frucht, der Seele täglich Brot.

Gang zur Gruft.

Ein hohes Weib, vom heißen Wunsch verzehrt,
Ihr Herz aus grausen Ängsten zu erlösen,
Betritt des Nachts mit demutsvollem Wesen
Und nur mit starkem Hoffnungsbrand bewehrt,

Die Gruft der Toten, aller Hilfe ledig
Der guten Engel, die sie selbst verstieß ...
Nur eines: Ihm, dem Herrn, zu Füßen fallen! Dies
Erweist sich ihrer Liebesqualen gnädig.

Den Mönchen aber, die da wachen, scheint
Entblößt das Licht des Ewigen selbst im Kreise
Verworfner — und nun so ganz Auserwählter!
— Drum, wer das Herz der Frauen, ungezählter,
Gerecht aufs höchste wünscht zu preisen, preise:
Daß tiefster Glut es höchste Dauer eint!

Digitized by Google

Emanzipation und Emanzipation.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Der Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation hat mit einem fast vergessenen Namen auch einen beinahe überwundenen Ton in der Auseinandersetzung über die Frauenfrage neu belebt. „Die Emanzipierte" ist eine Erscheinung von vorgestern. Wir kennen sie eigentlich gar nicht mehr. Vielleicht, daß hier und da noch jemand herumläuft, der diesem Typus äußerlich oder seelisch ähnlich ist. Im ganzen war der Herrenrock immer viel mehr ein Phantasiekostüm als eine Wirklichkeit. Und auch die seelische Haltung, die er ausdrücken sollte, ist bei nicht allzu vielen Frauen wirklich vorhanden gewesen.

Was bedeutete dieser Begriff eigentlich — und was bedeutet er noch heute unsern Gegnern? Man muß sich das ganz mühsam zu verdeutlichen versuchen, schon um die instinktive Feindseligkeit überhaupt zu begreifen, die unsere Gegner in das Wort „Frauenemanzipation" legen.

Ein doppeltes — wenn nicht gewolltes, so doch instinktiv geschontes — Mißverständnis steht überall da vor uns, wo man diesen Begriff gebraucht. Es erscheint z. B. sehr deutlich in dem Titel eines jüngst erschienenen Buches von Dr. med. Adam Ander: „Mutterschaft oder Emanzipation?" Niemals hat die Frauenbewegung eine Emanzipation gewollt, die zur Mutterschaft im Verhältnis eines „Entweder — Oder" steht. Hier wird es aber so dargestellt, als ob der Begriff einer solchen „Emanzipation", d. h. einer Zurückdrängung ihrer Gattungsbestimmung, nicht eine Erfindung des Verfassers, sondern der Schlachtruf der Frauenbewegung sei. Damit hängt das andere Mißverständnis zusammen: als handle es sich dem Willen und der Gesinnung nach um einen Herrschafts- und Überlegenheitskampf gegen den Mann. Beides wäre so peinlich, widerwärtig und zerstörerisch, daß man sich schlechtweg nichts Verzerrteres und Böseres denken könnte.

Woher entsteht überhaupt die Vorstellung, als sei die Frauenbewegung „Emanzipation" in diesem Sinne? Sind wir selbst an diesem Mißverständnis schuld? Oder ist es nur eine böswillige Entstellung?

Vielleicht ist es in der Hauptsache Ausdruck der Zeitlage. Die Frauenbewegung ist durch ihr zeitliches Zusammentreffen mit bestimmten anderen „emanzipatorischen" Kulturrichtungen, die sie weder erzeugt hat noch stützen will, die ihr aber in einigen äußeren Konsequenzen und Erscheinungsformen ähnlich sehen, der Gefahr des Mißverstandenwerdens ausgesetzt.

Darauf deutet schon das beliebte, immer wieder herangezogene Beispiel von der Frauenemanzipation in der Verfallszeit des Römischen Kaiserreiches. Die ist ohne Zweifel eine Verfalls- und Zersetzungserscheinung, deren Ursprung in den höchsten,

Digitized by Google

durch geistigen und materiellen Luxus naturentfremdeten Gesellschaftsklassen eines sich auflösenden politischen Körpers lag und deren Sinn z. T. wenigstens Entfesselung der Genußsucht und Lebensgier war.

Solche Zersetzungserscheinungen gibt es heute auch — ohne Frage. Sie sind sozialen und rein geistigen Ursprungs. Die große Dame wird durch ihre schrankenlose wirtschaftliche und gesellschaftliche Macht viel entscheidender „emanzipiert" als die Berufsarbeiterin. Das Rauchen der Damen hat im Salon viel eher angefangen als im Arbeitszimmer der Studentin. Und das ist symptomatisch. Es gibt eine Entfesselung der Frau durch Luxus, Pflichtlosigkeit und eine launische Extravaganz ihres Evatums selbst. Und auf diese Emanzipation aus Pikanterie und Raffinement ist dann eine bestimmte Art „freier" Literatur eingestellt, in der Arbeit und sachliche Interessen überhaupt keine Rolle spielen, sondern der ganze Lebensinhalt durch die Erotik bestritten wird, die sich, um das stofflich leisten zu können, natürlich nicht auf Legitimes beschränken kann. Diese Art der Entfesselung von gegebenen gesellschaftlichen Ordnungen, Sitten und Gesetzen hat mit „Frauenbewegung" natürlich nicht das mindeste zu tun. Vertreterinnen solcher Lebensführung dürften wohl alles andere eher suchen als die nüchterne Gemeinschaft der arbeitenden Frauen oder die ernsthafte derer, die nicht nach neuen Freiheiten, sondern nach einer neuen allgemeinverbindlichen Ordnung gemeinsam suchen. Es gibt kaum Welten, die sich innerlich ferner stehen könnten als diese. Bei der rückständigsten Hausfrau, sofern sie nur Pflichtbewußtsein hat, könnte die Frauenbewegung mehr Anknüpfungspunkte finden als bei den „Emanzipierten" dieser Art.

Die Verwechslung von Emanzipation und Emanzipation erscheint auch noch auf einem anderen Felde — im theoretischen Unterbau der Frauenbewegung. Unsere Zeit hat uns das problematische Geschenk einer naturalistischen Ethik gebracht, die auch an sich mit der Frauenbewegung nicht das geringste zu tun hat. Sie verlangt Freiheit für das, was sie unter „Natur" versteht, und in diesem Zusammenhang eine größere Freiheit im Geschlechtsleben. Auch für sie ist „Freiheit" das letzte Wort, der Inbegriff ihrer Ziele.

Das Entscheidende für das Wesen der Frauenbewegung ist der Sinn, den sie dem Worte „Freiheit" gibt. Sie denkt gar nicht daran, für die Frau eine irgendwie geartete Freiheit von der Gattungsbestimmung und irgendwelchen damit notwendig verbundenen Opfern und Verantwortungen zu verlangen. Sie will nur diese „Bestimmung" entsprechend den äußeren und geistigen Bedingungen der Zeit neu umgrenzen. Denn für die Gattungsbestimmung der Frau ist doch das Natürliche nur Grundlage und Rahmen. Auch das Wort „Mutterschaft" bekommt seinen Inhalt aus der jeweiligen Kultur. Denn das Heim, die Erziehung sind geistige Schöpfungen. Außerdem hat das Frauenleben sich auch schon früher, auch bei einer voll in Anspruch genommenen Hausfrau, niemals ganz in diesen beiden Sphären erschöpft, vor allem weil die Frau in allen arbeitenden Ständen ein Stück Berufsarbeit des Mannes mitgetan hat. Außerdem aber ist die Frau wie jeder andere Mensch nicht nur Organ und Mittel, sondern auch Individualität und Selbstzweck und bestreitet ihre Gattungsaufgaben aus dem Fonds ihres persönlichen Lebens. Die Alternative „Mutterschaft oder Emanzipation" ist also auch insofern falsch, als sie Leben und Bestimmung der Frau in die physische

Digitized by Google

Mutterschaft zusammendrängt, in der sich nun einmal ihr Anteil an der Menschheitsleistung, selbst im primitivsten Sinne gefaßt, nicht erschöpft und niemals erschöpft hat.

Wenn in der Frauenbewegung überhaupt die Worte „Freiheit" und „Befreiung" eine Rolle gespielt haben, so hat das einen zwiefachen Grund. Der eine ist die Tatsache, daß die Entlastung der Hauswirtschaft den Frauen automatisch eine Wahlfreiheit bezüglich ihres Lebensinhaltes gab, die sie früher nicht hatten. Früher fand die Frau durchweg — als Haustochter, Gattin und Mutter — gegebene Aufgaben, deren Erfüllung ihre Zeit besetzte. Jetzt hat sie sich selbst zu bestimmen, zunächst als unverheiratete, dann aber doch auch als Mutter, sofern ihr bei geringerer Belastung mit materieller Arbeit ein größerer Spielraum für freiwilliges Streben, selbstgesetzte Ziele, selbstgewählte Beschäftigungen bleibt. Für die Verwertung dieser freiwerdenden Kraft wird der äußere Spielraum — in Beruf und Gesellschaft —, aber auch die innere Befähigung verlangt. Beides ist eine „Freiheit" — die Freiheit, wählen zu dürfen und die Freiheit, wählen zu können. Die Fähigkeit zur geistigen Selbstbestimmung, die Kraft, sich selbst einen Lebensinhalt zu schaffen, wollte die Frauenbewegung der Frau durch vertiefte Bildung geben. Tatsächlich wird dieser ihr Anspruch, trotzdem er im letzten Grunde der emanzipierendste ist, von keiner Seite mehr bestritten. Die objektive Freiheit, d. h. die Überlassung der Berufs- und Arbeitsgebiete an die Frau, auf denen sie ihre Kraft verwenden möchte, haben die härteren Kämpfe umtobt, weil sie hier sichtlicher und feststellbarer aus ihrer „Sphäre" heraustrat. Aber auch hier hat es sich für die Frauen nie um ein Verlassen und Preisgeben, sondern nur um eine Erweiterung ihrer Gattungsbestimmung gehandelt. Ihr Emanzipationskampf hat niemals darin bestanden, daß sie willkürlich sich eines Teils ihrer Gattungspflichten entledigen, daß sie um der „Freiheit" willen einer gesellschaftlich notwendigen Ordnung entrinnen wollten. Es gibt keine Forderung der Frauenbewegung, die nicht eine neue Pflicht, eine neue äußere oder innere Verantwortung bedeutete, deren Sinn nicht darin bestände, entlastete Kräfte aus dem unerschöpflichen Reservoir der Kulturaufgaben wieder zu belasten, Leistungen, die eine oft geschilderte technische Entwicklung an einer Stelle befreit, entbehrlich gemacht hat, an einer andren neu zu binden. Wenn die Frauenbewegung „Emanzipation" ist, so ist sie es nur in dem Sinne, daß sie der Frau die innere Möglichkeit der Selbstbestimmung geben wollte, die sie in der nie dagewesenen Lage brauchte, da ein neuer weiterer Wirkungskreis voll Wahlfreiheit und unbegangenen Wegen sich ihrer Kraft erschloß. Und in dem anderen Sinne, daß sie diesem Zuwachs an Kraft zu der Summe der außerhalb der physischen Mutterschafts- und Haushaltsleistung liegenden Kultur einen ihr gemäßen Platz zu sichern bemüht ist.

Einmal wird man es als einen der unverständlichsten Irrwege des Urteils ansehen, daß man ein Angebot von Arbeitswillen, wie es die Frauenbewegung verkörpert (das zu leugnen wird auch dem hartgesottenen Gegner schwer werden), so feindselig, mißtrauisch und verständnislos betrachtet und sich so erfolgreich gegen die einfache Tatsache verblendet hat, daß für die Frauen selbst doch wahrlich keine einzige ihrer „emanzipatorischen" Forderungen die Wirkung haben kann, ihnen das Leben müheloser, leichter und angenehmer zu machen.

Digitized by Google

Zur Lage der Filialleiterinnen.[1]

Von

Adele Berensson.

Nachdruck verboten.

Wie stark sich auch im heutigen Wirtschaftsleben die Tendenz bemerkbar macht, die Kleinbetriebe durch Großbetriebe zu ersetzen, kleine Geschäfte aufzusaugen und z. B. in einem Warenhaus zu vereinigen, die Kräfte und Kapitalien in wenigen Händen zu konzentrieren, so macht diese Art wirtschaftlichen Vorgehens doch wieder eine Dezentralisation notwendig, die sich im Detailhandel durch die Filialen Geltung verschafft.

Es gab nach einer Zählung vom Jahre 1907[2]) in Deutschland 14 453 Betriebe, die Filialen unterhielten, und zwar betrug die Gesamtzahl der ermittelten Filialläden 31 799; das sind rund 3 % aller „offenen Verkaufsstellen" mit zusammen 1 072 612 Betrieben. (Diese Zahlen beziehen sich auf alle Arten der Filialbetriebe, und sie dürfte sich in den letzten Jahren noch erheblich gesteigert haben.)

Von den 14 453 Hauptgeschäften, die Zweiggeschäfte unterhielten, waren solche mit

1	Zweiggeschäft	10 435
2	Zweiggeschäften	1 897
3—5	„	1 289
6—10	„	441
11—20	„	224
21—30	„	76
31—50	„	47
51—100	„	35
mehr als 100	„	9
		14 453

Die — hauptsächlich in Großstädten — in den letzten Jahrzehnten so vielfach auftretende Entwicklung der Zweiggeschäfte hat eine gewisse Praxis in der Handhabung der Filialen und ihrer Leiter resp. Leiterinnen herausgebildet, die näher zu beleuchten von volkswirtschaftlichem Interesse ist. Die Leiter von Filialen nehmen in der Berufssphäre der „Angestellten" eine Sonderstellung ein, die in der Art ihrer Tätigkeit begründet liegt. Während bei den kaufmännischen Angestellten i. a. für ihr Arbeitsverhältnis im wesentlichen das Gehalt, die Arbeits- und Urlaubszeit, die Zahlung des Gehalts in Krankheisfällen und eventuell die Konkurrenzklausel in Betracht kommt, sind bei den Filialleiterinnen noch eine Anzahl weiterer Fragen von Wichtigkeit, nämlich die Wohnungsverhältnisse — da eine Wohnung häufig mit dem Arbeitslokal verbunden ist und von der Angestellten genommen werden muß —, die Stellung einer Kaution, das Haften für die übergebene Ware und die Abrechnung der Tageslosung mit dem Inhaber. Je vielfältiger die Beziehungen zwischen Chef und Angestellten sind, je schwieriger gestaltet sich das Arbeitsverhältnis, und so hat die Lage der Filialleiterinnen die interessierten Kreise schon des öfteren beschäftigt.

---

[1]) Die Ausführungen beziehen sich im wesentlichen auf Berliner Verhältnisse, doch dürften die Zustände in anderen Großstädten ähnliche sein.

[2]) Vgl.: Die Filialbetriebe im Detailhandel von Dr. Julius Hirsch. A. Marcus & E. Webers Verlag. Bonn 1913.

Digitized by Google

Auf Anregung des „Kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte", dem verschiedentlich Klagen seiner Mitglieder, die als Leiterinnen in Annahmestellen der chemischen Waschanstalten und Färbereien tätig waren, zugingen, hat der „Deutsche Käuferbund" vor einiger Zeit Erhebungen über die Arbeitsverhältnisse in den obengenannten Betrieben und ferner in der Kaffee-, Konfituren-, Brot- und Seifenbranche angestellt. Das gewonnene Zahlenmaterial ist, wie bei allen ähnlichen Versuchen, lückenhaft und kann nicht ohne weiteres als beweiskräftige „Statistik" verwertet werden. Aber es läßt doch Stichproben zu, und noch weit gravierender als die Zahlen wirken die Verträge, soweit sie bei dieser Gelegenheit eingesehen werden konnten. Die Tatsache, daß von 321 zurückgekommenen Fragebogen 19 ausgeschieden werden mußten, da auf Grund eines Verbotes seitens der Chefs jede Auskunft verweigert wurde, spricht für sich.

Unter den genannten fünf Branchen nehmen die Annahmestellen der chemischen Waschanstalten und Färbereien eine Sonderstellung ein insofern, als sie — da keine Waren verkauft werden — nicht unter die „offenen Verkaufsstellen" im Sinne des § 139c GewO. fallen.[1]) Der Nachteil, der den Angestellten dieser Firmen daraus erwächst, ist der, daß sie auf die im § 139c GewO. vorgeschriebene „angemessene" Mittagspause einen Rechtsanspruch nicht haben. Die Angestellten können demnach zu einer 12- bis 13stündigen Arbeitszeit verpflichtet werden, die sie ohne Unterbrechung in dem gleichen Lokal verbringen müssen. Wenn dabei auch zu bedenken ist, daß es sich nicht um eine ständige, anstrengende Arbeitsleistung handelt, sondern um eine Arbeitsbereitschaft, so kann eine solche Anspannung der Kräfte, ohne Pause, ohne Luftwechsel und Bewegung, doch nicht gebilligt werden. Es kommt dazu, daß die Mittagpause für die meisten Angestellten die einzige Zeit und Möglichkeit bedeutet, selbst Besorgungen zu machen. Verlassen sie nach 8 resp. 9 Uhr abends ihr Geschäft, so finden sie die übrigen Läden auch geschlossen. — Diesem schweren Übelstand, der die größten Nachteile in gesundheitlicher Beziehung für diese Angestellten nach sich ziehen kann, wäre auf zwei Wegen abzuhelfen: dem gesetzlichen und dem privaten. Den ersteren einzuschlagen wäre Aufgabe der am meisten interessierten Kreise, der Berufsorganisationen, indem durch Petitionen an zuständiger Stelle die Einbeziehung der Annahmestellen von chemischen Waschanstalten und Färbereien in den Begriff der „offenen Verkaufsstellen" gefordert würde, damit durch Anwendung des § 139c GewO. die „angemessene" Mittagspause auch für diese Angestellten gewährleistet werde. Der beschwerliche und meist vergebliche Versuch, auf dem Wege der Petitionen etwas zu erreichen, ist bekannt. Es bliebe also die andere Möglichkeit, durch private Initiative die betreffenden Instanzen zur freiwilligen Festsetzung einer Mittagspause zu bewegen. Und hier scheinen wiederum zwei Wege gangbar; einmal sollte man das kaufende und besorgende Publikum dahin zu beeinflussen trachten, daß es die Bestellung nie und unter keiner Bedingung zwischen 2 bis 4 Uhr machte. Dann würde der Beweis erbracht, daß keinerlei Verluste entstehen würden, wenn die Geschäfte während dieser Stunden geschlossen blieben. Oder aber man könnte die Interessenvertretung und Besitzer von Färbereien und chemischen Waschanstalten zu bewegen versuchen, freiwillig aber einmütig einen dahingehenden Beschluß zu fassen, so daß die Frage der Konkurrenz beseitigt wäre.

Daß nun aber die gesetzliche Vorschrift an sich leider nicht immer genügt, die gewünschten Zustände herbeizuführen, beweisen die Verhältnisse in den anderen Filialbetrieben, auf die § 139c GewO. anwendbar ist. So ergeben die 222 brauchbaren Fragebogen,[2]) daß 64 Angestellte ohne Mittagspause arbeiten, 83 mit $^1/_2$ stündiger, 18 mit 1stündiger, 21 mit $1^1/_2$ stündiger, 23 mit 2stündiger, 13 geben an, daß es unbestimmt ist, ob sie eine Pause haben oder nicht. Aus diesen Zahlen geht also hervor, daß auch das bestehende Gesetz nicht überall zur

[1]) Vgl. Entscheidung des Oberlandesgerichtes zu Dresden vom März 1905.
[2]) Diese Zahlen beziehen sich auf alle fünf Branchen.

Digitized by Google

Durchführung gelangt; denn nur bei 44 von 222 Angestellten kann man — bei $1^1/_2$ und 2 Stunden — von einer „angemessenen" Mittagspause sprechen. Die übrigen verzichten — trotz Gesetz — auf ihren Rechtsanspruch meist aus Unkenntnis, teils aus Not.

Weit größer nämlich als zu anderen Stellungen ist der Andrang zu den Posten der „Filialleiterin". Und das Verhältnis von Angebot und Nachfrage ist auch hier, wie überall im Wirtschaftsleben, für das Arbeitsverhältnis maßgebend. Einige mag der Titel verlocken. In der Mehrzahl der Fälle steht aber die eiserne Notwendigkeit hinter all den Frauen, die sich gerade um diese Posten bewerben. Scheint sich doch hier eine Gelegenheit zu bieten, ohne eine besondere Vorbildung einen Unterhalt zu finden und z. B. den Witwen mit Kindern eine Möglichkeit, die Kinder bei sich zu behalten. Um dieser und ähnlicher Vorteile willen, die eine Filialleitung mit sich bringt, bieten die Frauen ihre Kräfte um jeden Preis an. Diese Tatsache wirkt natürlich stark lohndrückend und die Gehaltsverhältnisse sind auch dementsprechend niedrige. Von den 157 erteilten Auskünften — viele Verträge verpflichten die Angestellten zum Schweigen — bezogen unter

30 ℳ	30—49 ℳ	50—69 ℳ	70—84 ℳ	85—99 ℳ	100—120 ℳ	150 ℳ
2	18	31	49	34	12	5,

3, darunter ein männlicher Angestellter, erreichten ein Gehalt von 200 ℳ, während 3 ohne festes Gehalt arbeiteten. Außer dem Gehalt in festen Barbezügen setzt sich die Bezahlung zusammen aus Provision — einem bestimmten Prozentsatz des erzielten Umsatzes — Lieferung von Waren, Ermäßigung der Preise, freier Wohnung, freier Beköstigung. Von den 20 Angestellten mit einem Gehalt bis zu 49 ℳ erhalten 4 freie Beköstigung und Wohnung (bei 28 bis 30 ℳ Gehalt), eine erhält nur freie Beköstigung (bei 30 ℳ), 1 mit 25 ℳ Gehalt erhält nur freie Wohnung, die aus zwei Zimmern besteht. Im großen und ganzen schwankt das Anfangsgehalt zwischen 40 bis 60 ℳ und steigt langsam. Ein Gehalt von 100 bis 120 ℳ — selbst nach langer Dienstzeit — wird schon als hoch betrachtet. Mir selbst ist ein Fall bekannt, bei dem eine Angestellte nach 9jähriger Dienstzeit im selben Hause 80 ℳ Monatsgehalt bezog und rigoros entlassen wurde, weil sie sich in einer vom „Kaufmännischen Verband für weibliche Angestellte" einberufenen Versammlung, die sich mit der Mittagspause der Filialleiterinnen beschäftigte, geäußert hatte! — Während die Provision neben dem Gehalt eine unbedeutende Rolle spielt, auch die Gewährung von Waren zu ermäßigten Preisen nicht stark ins Gewicht fällt, ist die „freie Wohnung" häufig ein wichtiger Faktor. Wie schon erwähnt, ist sie Frauen mit Kindern von größtem Wert, sie wird aber auch unerwünscht häufig den Angestellten in Anrechnung gebracht, z. B. wenn der Laden mit Wohnung gemietet werden muß.

Wenn auch zugegeben werden soll, daß z. B. zur Übernahme einer Brotfiliale oder zur Leitung einer „Annahmestelle" einer Färberei keine erheblichen kaufmännischen Kenntnisse und keine kostspielige Vorbildung erforderlich sind, so scheint doch die Bezahlung in keinem rechten Verhältnis zu dem verlangten Arbeitsquantum und der Vertrauensstellung, die jede Übernahme einer Filiale in sich schließt, zu stehen. Die „Kaution", auf die noch näher eingegangen werden wird, soll und kann das zu fordernde Vertrauen nie ersetzen.

Besonders unerfreulich liegen die Urlaubsverhältnisse und die Vertretungsmöglichkeiten: 62 erhielten gar keinen Urlaub, 17 geben an, daß sie darüber „nichts wüßten", also haben sie keinen gehabt, denn sonst wüßten sie es eben, da sie zum Teil mehrere Jahre bei den betreffenden Firmen arbeiteten. 29 könnten Urlaub ohne Gehalt bekommen. Mit Gehalt haben Urlaub:

8 Tage	10 Tage	14 Tage	3 Wochen	14 Tage alle 2 Jahre
11	11	54	11	27

Eine erhielt nach 14 Jahren zum erstenmal einen Urlaub von 14 Tagen.

Digitized by Google

Für Vertretungen und Hilfe ist meistenteils nicht gesorgt; in einem Vertrage heißt es:

„Fräulein .... ist verpflichtet, sich durch ihre Verwandten oder sonst nahestehende Personen Hilfe zu verschaffen. Ebenso verhält es sich mit der vom Gesetz vorgeschriebenen Mittagspause, wofür die Firma keine Garantie übernimmt und keine Vergütung leistet."

Ein Kommentar zu diesem Vorgehen erübrigt sich. Aber es muß immer und immer wieder wundernehmen, daß die Angestellten jeden, aber auch jeden Vertrag blind unterschreiben. In obigem Falle würde ja bei einer Klage nicht die Angestellte, sondern der Arbeitgeber in Strafe genommen werden, da seine Forderung ungesetzlich ist. Trotzdem er das wissen muß, läßt er sich diesen Vertrag unterschreiben, um die Angestellte zur Heranziehung von Bekannten oder Verwandten zu zwingen, die dann unbezahlt für ihn arbeiten! Ebenso erstaunlich ist es, daß Angestellte folgenden Vertrag unterzeichnen:

„Die Verkäuferin haftet mit ihrem Gehalt und Vermögen für Differenzen, die sich bei der Aufnahme ergeben und die durch Unordentlichkeit, Nachlässigkeit, Diebstahl oder sonstige Ursachen entstanden sind, gleichviel, ob Schuld oder unabwendbarer Zufall vorliegt. Die von der Firma gemachte Aufnahme (der Waren) und das Ergebnis derselben erkennt die Verkäuferin einwandfrei als für sich verbindlich an."

Den Verlust, der durch „unabwendbaren Zufall" entsteht, also z. B. Verderben der Ware durch ein geplatztes Rohr, durch eine Überschwemmung oder ähnliches, der Angestellten zur Last zu legen und den betreffenden Teil von ihrem Gehalt oder Vermögen zu kürzen, spricht jedem rechtlichen Empfinden und aller guten Sitte Hohn. Das ganze Leben einer solcher Angestellten würde häufig nicht ausreichen, um einen solchen Verlust einzubringen.

Die Forderung der Hinterlegung einer Kaution seitens der Filialleiterinnen ist natürlich durchaus berechtigt. Sie übernimmt einen größeren oder kleineren Warenbestand in eigene Verwaltung und ohne ständig unter Aufsicht des Inhabers zu sein, und hierfür muß dieser eine Sicherheit haben. Die Frage ist nur: Wie stellt der Chef die Gelder seiner Angestellten sicher, und in welchen Fällen darf er von dieser Kaution Gebrauch machen? Wenn schon die Angestellten aus Mangel an kaufmännischer Umsicht, vielleicht auch aus Leichtsinn oder Schüchternheit eine Sicherstellung ihrer Sparpfennige nicht verlangen, so wäre es Sache der Geschäftsinhaber, diese Sicherstellung ohne weiteres zu gewähren. Von den 222 Befragten haben 10 die Auskunft verweigert, 161 angegeben, daß von ihnen eine Sicherheitsleistung nicht verlangt wird. 51 stellten Kaution. Sie beträgt

100—200 ℳ	300—400 ℳ	500 ℳ	600 ℳ
bei 28	16	6	1 Angestellten.

Von 26 Sparkassenbüchern waren nur 8 gesperrt, 3 Angestellte hatten sich von der Firma einen Schuldschein geben lassen. Die übrigen waren im Besitz von „Empfangsbestätigungen" und „Postscheinen"! Der Vertrag, der neuerdings vom Verein der Färbereien und chemischen Waschanstalten Berlins und Vororte den Angestellten vorgelegt wird, enthält folgenden Passus:

„Fräulein .... verpflichtet sich, sofort bei Antritt ihrer Stellung der umstehenden Firma die Summe von 300 ℳ in bar als Kaution einzuhändigen. Die Kaution haftet der Firma für alle Ansprüche, die ihr gegen Fräulein .... aus dem Dienstvertrage zustehen, und ist nach Beendigung des Vertrages, falls die Firma keine Ansprüche gegen Fräulein .... hat, zurückzugeben, jedoch nicht vor Ablauf von .. Wochen nach Beendigung des Vertrages."

Die hier vorgesehene Einbehaltung der Kaution — auch wenn der Firma keine Ansprüche gegen die Angestellte zustehen — bedeutet eine schwere wirtschaftliche Schädigung. Ohne ihr Geld findet sie in keinem anderen Zweiggeschäft Stellung —

Digitized by Google

sie wird arbeitslos; die Einbehaltung der Kaution kommt also der Wirkung einer Konkurrenzklausel gleich. Auch auf diese wird noch kurz zurückzukommen sein.

In welchen Fällen sollte sich nun die Firma aus der Kaution der Angestellten bezahlt machen dürfen? Unseres Erachtens nur dann, wenn infolge grober Unachtsamkeit der Verkäuferin Waren oder Geld entwendet wurden oder verloren gingen, oder wenn sie selbst sich eines Betruges schuldig gemacht hat.

Der „Kautionsschwindel" hat verschiedentlich zur Erörterung dieser Frage geführt. Interessante Mitteilungen über dieses Kapitel finden sich in dem bereits oben zitierten Buch von Dr. Hirsch unter der Überschrift „Filialwucher" S. 280 ff. Danach betrug z. B. der direkt nachgewiesene Verlust eingezahlter Kautionen seitens der beteiligten jungen Kaufleute einer Tabakmanufaktur 74 450 *M*! Es ist schon wiederholt gesetzlicher Schutz gegen die Gefährdung der eingezahlten Summe durch zweckwidrige Verwendung gefordert worden. Folgende Vorschläge sind z. B. vom Kreisverein Berlin des Verbandes deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig gemacht worden:

Im § 263 BGB. ist einzufügen:

Es ist einem Betruge gleichzuachten, wenn ein Arbeitgeber bei der Anstellung des Angestellten Kaution vereinbart, aber verschweigt, daß er sie im eigenen Geschäft verwenden will.

Im § 246 BGB.:

das gleiche gilt, wenn ein Arbeitgeber eine ihm für das Dienstverhältnis ausgehändigte Kaution oder Bürgschaft mit oder ohne Zustimmung des Arbeitnehmers zum eigenen Nutzen im Geschäft verwendet oder sich sonst rechtswidrig aneignet.

Im § 688 BGB.:

Kaution von Angestellten hat der Arbeitgeber in jedem Falle bei einer öffentlichen Hinterlegungsstelle zur Aufbewahrung einzureichen.

Wir möchten dem noch die Forderung hinzufügen, daß etwaige Schadensansprüche aus der Kaution nur nach Erwirkung eines rechtskräftigen Urteils zu decken sind.

Abgesehen von den Fällen, in denen die Kaution den Angestellten durch Betrug verloren geht, wird sie auch bei den anderen Gelegenheiten häufig gekürzt, so wenn die angeblich übergebenen Waren — oder das Geld dafür — nicht vorhanden ist, während z. B. viele Lebensmittel durch langes Lagern an Gewicht verlieren, und beim „Einwiegen" manches Gramm verloren geht. Dieses Manko ist nicht auf das Konto der Angestellten zu setzen. Es läge im Interesse des Chefs wie der Angestellten, eine sorgsame Warenaufnahme bei dem Antritt jedes Angestellten und in seiner Gegenwart vorzunehmen; dadurch könnten manche Zwistigkeiten, besonders beim Auflösen des Dienstverhältnisses vermieden werden.

Die Konkurrenzklausel spielt im Leben der Filialleiterinnen keine erhebliche Rolle; nur bei 21 Angestellten fand sie sich im Vertrag vor, und zwar heißt es in einem solchen:

„Die Verkäuferin verpflichtet sich, innerhalb eines Jahres nach Beendigung des Dienstverhältnisses in der Firma ..... aus welchem Grunde die Lösung immer erfolgen möge, nicht in eine Konkurrenzfirma einzutreten."

Und der gleiche Vertrag sieht eine fristlose Entlassung vor, nicht nur, wenn ein wichtiger Grund hierfür vorliegt (l. § 70 HGB.), sondern schon bei einem Verstoß gegen die Vertragsbestimmungen oder die Anordnungen des „seinem Inhalt nach bekannten Merkbuches". Bei dem meist so geringen Gehalt und der einfachen Geschäftsführung sollte diese das Fortkommen der Angestellten hindernde Klausel überall aus den Verträgen verschwinden.

Ferner wäre zu fordern, daß alle Filialleiterinnen Gelegenheit hätten, die Tageslosung an jedem Abend abzuliefern. Dadurch, daß das nicht geschieht, entstehen mancherlei Versuchungen — einmal für die Angestellten selbst, dann aber auch für die Einbrecher, die genau zu wissen pflegen, wo nur eine weibliche Angestellte „haust" und hoffen, mit dieser leichtes Spiel zu haben.

Digitized by Google

Es ist schon gesagt worden, daß häufig ein Wohnraum zusammen mit dem Posten der Leitung übernommen werden muß, zum Teil, ohne daß seitens der Angestellten ein Bedürfnis hierfür vorhanden ist. Diese Räume, das ergab die Umfrage unzweideutig, entsprechen häufig nicht den einfachsten Forderungen der Hygiene — nicht einmal immer den gesetzlichen Bestimmungen. 3 dieser Räume hatten nicht einmal Wasserleitung; ein Zimmer wurde von 6 Personen bewohnt u. a. m. Es ist daher zu verlangen, daß die mit Laden verbundenen Räume der Aufsicht der Gewerbeinspektion oder einer städtischen Wohnungsinspektion unterstehen. Für diejenigen Angestellten, die den ganzen Tag den Laden nicht schließen dürfen, hätte der Chef für eine Kochvorrichtung und die Kosten der Unterhaltung (Spiritus, Gas, Kohlen) aufzukommen, eine Forderung, die auf Grund des § 62 HGB. sicherlich gerechtfertigt ist.

Nach den obigen Ausführungen ist es nicht zweifelhaft, daß die Leiterinnen von Filialen gegenüber ihren sonstigen Kolleginnen im Handelsgewerbe noch benachteiligt sind — trotz des Namens! Sichern sich die Chefs solcher Filialen aber schon eine besonders lange Arbeitszeit bei ihren Angestellten, so sollten diese darüber hinaus in ihrem Privatleben nicht noch beschränkt werden. In dem Vertrag einer Kaffeegesellschaft heißt es:

> „§ 7. Die Verkäuferin hat sich abends nach Geschäftsschluß sofort in ihre Wohnung zu begeben. Besuche sind nach diesem nicht mehr zu machen, namentlich ist der Besuch von Restaurants, Cafés, Konditoreien oder gar Ballokalen ohne meine vorherige Erlaubnis (die Firma ist nicht in Berlin ansässig!) strengstens verboten ..."

Weit schroffer als aus den Zahlen der Umfrage spricht aus den Verträgen das Mißverhältnis, das in den meisten Fällen zwischen verlangten Leistungen und gewährter Entschädigung herrscht, zwischen den Sicherheiten, die sich der Chef von seinen Angestellten für die anvertraute Ware, für die diskrete Behandlung seiner „Geschäftsgeheimnisse" verbürgen läßt, und den Sicherheiten, die er seinen Angestellten für ihre eingezahlte Kaution gewährleistet. Liest man z. B. Verträge, in denen die Angestellte mit einem Monatsgehalt von 20 *M* engagiert wird — bei freier Wohnung, die sie aber „im Entlassungsfalle sofort ohne Einwand zu räumen hat", daß sie eine Kaution von 500 *M* zu stellen hat, daß schriftlich (im gedruckten Vertrag) ausbedungen wird, daß § 63 Abs. 1 des Handelsgesetzbuches:

> Wird der Handlungsgehilfe an der Leistung der Dienste verhindert, so behält er seinen Anspruch auf Unterhalt und Gehalt, jedoch nicht über die Dauer von 6 Wochen hinaus,

außer Kraft bleibt und vieles andere mehr, so wird der Wunsch rege, diese Verträge möchten zustande kommen auf Grund gemeinsamer Überlegung seitens der Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Organisationen — eine Forderung, die gar nicht so utopistisch ist, wie sie vielleicht im ersten Moment erscheint. Die Erfüllung dieser Forderung, die die Grundlage für gesündere Arbeitsbedingungen in sich schließt, versucht der „Deutsche Käuferbund"[1]) anzuregen.

Die Leitung von Filialen wird jedenfalls in den fünf von der Umfrage erfaßten Betrieben auch in Zukunft vorwiegend in den Händen von weiblichen Angestellten liegen (während z. B. die Filialen von Zigarren-, Schuhgeschäften u. a. m. beinahe ausschließlich von männlichen Angestellten geführt werden). Es haben daher auch die Frauen im allgemeinen ein Interesse an der wirtschaftlichen Hebung dieses Berufszweiges, der sie — wenn auch in kleinem Umfange — an leitende Posten ruft. Es ist hier für die Frauen die Gelegenheit gegeben, selbständig und selbstverantwortlich zu arbeiten, zu zeigen, daß ihre Arbeit Werte schaffen kann, daß sie nicht nur Handlangerdienste tun. Dazu muß aber mit der Ansicht gebrochen werden, daß „Verkaufen" so ganz leicht sei, daß jeder es könne. Zu den Qualitäten, die von einer guten Filialleiterin gefordert werden müssen, gehören absolute Zuverlässigkeit und Pflichttreue, Warenkenntnisse und allgemeine kauf-

[1]) Geschäftsstelle des „Deutschen Käuferbundes": Friedenau-Berlin, Rubenstr. 37.

Digitized by Google

männische Fähigkeiten, wie Korrektheit auch in den kleinsten Dingen, im Abwiegen, Registrieren, Buchen. Es gehört dazu Gewandtheit und Anpassungsvermögen, Entgegenkommen und Liebenswürdigkeit ohne Aufdringlichkeit, Pünktlichkeit und Ordnung. Will man aber die Lage der Filialleiterinnen heben, so darf man nicht einseitig die ungünstigen Momente hervorheben. Gerade weil diese Posten von vielen Frauen gesucht werden, sollten sie selbst bestrebt sein, auch das Beste daraus zu machen. Das meiste zur Besserung bleibt unseres Erachtens allerdings den Geschäftsinhabern zu tun. Denn wenn schon die — im Verhältnis zur Gesamtzahl der Betriebe — unbedeutenden Zahlen einer sehr lückenhaft gebliebenen Umfrage die Lage der Filialleiterinnen als sehr besserungsbedürftig und -fähig erscheinen lassen, in wie viel stärkerem Maße würde diese Überzeugung hervorgerufen worden sein, wenn alle Filialbetriebe hätten erfaßt werden können und wenn alle Leiterinnen die Fragebogen beantwortet hätten! Dazu kommt, daß der Detailhandel zweifellos nach dieser Richtung — d. h. der Konzentration der Betriebe in wenigen Händen und der Dezentralisation in Zweiggeschäften — tendiert, die Zahl der Filialen also anwachsen wird. Dieser künftigen Entwicklung ist daher aufmerksame Beachtung zuzuwenden und es sind sowohl die Einführung besserer „Sitten", wie auch sozialpolitische Reformen in der angedeuteten Richtung anzustreben.

Gerda.

Von

Susanne Engelmann.

Nachdruck verboten.

„Kasperletheater! Erste Galavorstellung!" Gellend klingt des Ausrufers krähende Stimme durch die heiße Nachmittagsluft, begleitet von heiserem Glockengebimmel. Mit eifrigen, erwartungsvollen Gesichtern drängen sich die Jungen und Mädel an ihn heran, traben in langem Schwanz hinter ihm her durch die staubige Dorfstraße, um die Wundermär immer wieder zu hören. Dann gibt's einen Sturm auf väterliche und mütterliche Börsen.

Gegen Abend zieht die ganze Gesellschaft aus unserm Haus nach dem Grasplatz, wo das fahrende Volk sein Zelt aufgeschlagen hat. Wir „Großen" hinterher in lächelnder Erwartung der Kinderfreude, die kleine Bande schwatzend, aufgeregt, lärmend voraus.

Gerda steckt mitten im Schwarm ihrer Freunde, hastet vorwärts, glühend vor Erwartung. Ein großes, rosenrotes Wolkenschiff mit blauschwarzen Rändern segelt langsam durch den Abendhimmel; der Wind läuft über das Gras, das sich silbern unter seinen Tritten duckt; blaue Schatten kriechen an den Häusern empor und kämpfen mit der Dämmerhelle; sie sieht es nicht.

Einmal nur wendet sie sich nach mir um, nestelt sich einen Augenblick in meinen Arm und sagt tiefaufatmend: „Ich freu' mich so!" Und fort ist sie.

Jetzt sitzt sie auf der niedrigen, mit bunten Fetzen benagelten Holzbank in der ersten Reihe und spielt, — nein, lebt — alle Schicksale und Späße Kasperles mit. Nach jedem „bün ich nich en fixen Kierl?", mit dem Kasperle seinen Beifallstribut einfordert, höre ich ihre jubelnde Stimme im Chor „jo" schreien; mit einer wahren Wollust atmet sie den Duft von Tranlampen, Ölfarbe und altem Leder ein, den das „Theater" ausstrahlt, und erst als es wirklich „ganz alle" ist, kann ich sie zum Heimkehren bewegen.

Draußen hat die Augustnacht auf uns gewartet mit Grillenzirpen, Sternenglanz

Digitized by Google

und Schweigen. Ganz benommen läßt Gerda sich von mir führen.

Da fällt eine Sternschnuppe. Das Kind packt mich am Arm und sagt atemlos: „Ein Stern, es ist ein Stern vom Himmel gefallen; komm schnell, hinter Schiffer Harms Haus muß er liegen!“

„Gerda,“ sage ich und halte sie fest, „das war kein Stern, nur eine Sternschnuppe; und du kannst sie nicht holen, sie ist sicher viele viele Meilen von hier heruntergefallen.“

„Eine Stern—schnuppe?!“ Das Wort kommt ihr komisch vor, und sie lacht kurz auf. Dann ganz empört: „Ich hab's doch deutlich gesehen, ein richtiger Stern, bei Harms im Garten —“

„Aber Sterne können nicht in Harms Garten fallen,“ wende ich ein, „sie sind viel zu groß dazu, größer als unsere Erde.“

Sie sieht mich ganz entsetzt an; die Sternschnuppe ist vergessen. Gleich darauf in überzeugtem Ton: „Das glaub' ich nicht! Ich seh' doch, wie klein sie sind!“

„Sieh mal, Gerda,“ sage ich, „wie groß ist Mutti jetzt?“ Die Gestalt der Mutter, die uns voraufgegangen ist, hebt sich auf der Düne scharf von der graublauen Luft ab. Ich halte meine Hand zum Vergleich hin.

„So groß — wie deine Hand,“ sagt das Kind staunend. „Heut ist eine Zaubernacht.“ Aber dann kommt ihr plötzlich all' ihre scharfe Beobachtungsgabe zu Hilfe und sie ruft lachend: „Aber nein, das ist doch immer so, wenn einer weit weg ist, sieht er eben klein aus!“

„Und die Sterne sind eben so weit fort, daß sie ganz klein aussehen,“ sage ich.

Wieder der entsetzte Blick. Dann zögernd: „Wie groß sind sie wirklich?“

„Die kleinsten sind so groß wie unsere Erde. Manche haben Sonne und Mond wie wir. Vielleicht sehen von dort auch Kinder zu uns herüber und rufen: „Seht dort den kleinen Stern!“ — Ich sage all' diese Schulweisheit ruhig, scherzend, weil ich sehe, wie erregt sie ist.

Aber es ist, als hörte sie mich gar nicht. Sie ist ganz stumm, geht mit zurückgebogenem Kopf, mit Augen, in denen ein Staunen ist, langsam an meiner Hand. Auf einmal höre ich sie sagen: „So viele Welten. Wo ist Gott?“

Ich will ihr helfen und antworte leise: „Überall, Gerda.“

Da geschieht etwas Seltsames. Sie läßt meine Hand los und sagt mit einer fremden, abwehrenden Gebärde: „Nicht, laß!“

Und nun geht sie hochaufgerichtet neben mir und ist weit fort, sternenweit. Ihre Nasenflügel beben, um den festgeschlossenen Mund liegt ein herber Zug. So kämpft sie ihren ersten großen Kampf, ganz allein. Sie will keine Hilfe, sie fordert nur ihr heiliges Recht, Einsamkeit.

„Nicht, laß!“ — War's nicht gestern, daß ich dich beim Kirschenmausen ertappte? Hast du dich nicht heut früh noch mit den Jungen gebalgt? Und morgen tauchst du wieder unter im Meer deiner Kinderfreuden, Spielratze du!

Aber ich weiß, du stehst auf der Schwelle, die vom Kinderland ins Leben führt, nein, hast sie überschritten; du gehörst schon zu uns: ein Mensch, ein stolzer Kämpfer, eine knospende Seele.

Wie schön wirst du sein, wenn deine Seele blüht, Gerda.

Digitized by Google

Franz Werfel: Wir sind.

Neue Gedichte.

Von

Eva Cassirer.

Nachdruck verboten.

Franz Werfel ließ seinem 1911 erschienenen ersten Gedichtbuch „der Weltfreund“[1]) 1913 das Buch „Wir sind“[2]) folgen. Jeder dieser Titel spricht einen wesentlichen Zug des Buches, dem er vorangesetzt ist, aus.

Im ersten Buch breitet sich um einen jungen Menschen die Welt aus. Er braucht nicht von außen an sie heranzutreten, er ist mitten in ihr, hat teil an allem, ist glücklich, daß er sie sieht und daß er sie sagen kann, wie er sie sieht. Er scheidet nicht aus, er zwingt sie nicht in irgendeine überlieferte Form der Anschauung — was in seiner Welt ist, geht in seine Kunst ein, was in seiner Kunst ist, ist immer Welt. So beginnt es mit „Kindheit und Rührung“, mit dem „Kindersonntagsausflug“ auf dem kleinen Dampfer, begleitet von der Atmosphäre der Seefahrergeschichten aus dem „guten Kameraden“, mit dem „armen Studenten, süße vornehme Frauen anbetend“ mit dem kindlich und einfältig gepflegten „Grab der Bürgerin“ und mit der traurig gezwungenen, rührend verlegnen Begrüßung zwischen „Erzherzogin und Bürgermeister“. Und dann kommt die „Erweiterung, der Weltfreund“. Die Liebe zum Draußen, zu Dingen und Menschen, die bei ihm ein Mitleben, Mitfühlen und Verstehen ist, und die auch durch alle ersten Gedichte fließt, wächst zur Freundesliebe des Menschen zum Menschen, welcher er auch sei, zum Erfassen und Tragen der Welt in bewegter Freundschaft.

Auf dem Grund dieses Gefühls ist das zweite Buch erwachsen. Nur daß das Mitspielende, das unbewußte Teil-sein und dann die Hingabe des Weltfreundes zum Nährboden einer Weltanschauung, zum Träger einer Idee geworden sind, daß, ergriffen von ihr, die Welt noch einmal, ebenso nah, aber größer, bis ans Ewige reichend, erlebt und dargestellt wird. Der rührende Ton der Morgenfreude, der über den ersten Gedichten lag, ist nicht mehr, denn nun ist auch Qual und Zerfall, der Welt und des Menschen, in das Werk gedrungen. Dinge und Menschen heben sich nun sichtbar von dem Hintergrund des religiösen Weltgefühls ab, aus dem sie unbewußt schon in das erste Buch eingegangen waren. „Wir sind“, das ungeheure und erschreckende und beglückende Bewußtsein des Seins und des Verbundenseins trägt dieses Werk.

Doch sowohl die liebende Hingabe des Weltfreundes wie des Buches „Wir sind“ starke und mystische Bewegtheit sind allein noch nicht als bedeutend an-

[1]) Axel Juncker, Verlag, Berlin-Charlottenburg.

[2]) Kurt Wolf, Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

zusprechen. Sie zeugen nur deshalb für Werfel als Künstler, weil sie nicht aus einem allgemeinen, jugendlich überfließenden oder ideell bestimmten Verhalten zur Welt entsprungen sind, sondern weil sie dem ganz nah erlebten, individuell bestimmten Wesen der Menschen und Dinge entstammen, und weil sie die Zeichen dieses durchaus neuen und eigenen Auffassens der Umwelt in eigener Sprache, geformt, in das Werk hineintragen. Werfels künstlerische Bedeutung spricht am eindringlichsten in den einzelnen Bildausschnitten des täglichen Lebens. Da ist die arme alte Frau:

„Niemand hilft, wie sie ins Zimmer tritt,
Ihr beim Auszieh'n ihrer Jacke mit.
Ach sie zittert bald an Händ' und Bein'.
Schickt sich an mit schwerem Flügelschlagen
Aufgehobne Kost von alten Tagen
Auf des Kochherds armes Rot zu tragen.
Bleibt mit ihrem Leib und sich allein."

Oder, aus verschiedenen Gedichten herausgegriffen, solche Verse:

„Wie Droschkengäule, treu-erhaben,
Die ihrer Umwelt längst entfloh'n!
— — — — — — — — — — —
— — wie Gäule, die ins Unendliche traben."

Oder:

„Sahst du das Traurigwerden
Von Mägden an, am Abend?
Wie sie die Küchen ordnen
Und fern, wie Heilige, sind.
Sahst du die schönen Hände
Durchfurchter Nacht-Gendarme,
Wenn sie den Hund liebkosen
Mit grobem Liebeswort?"
— — — — — — — —
„Und im Speisezimmer,
Weiß ich, steht das Frühstück unberührt.
Guter Lampenschimmer
Kniet auf Büchern, kindlich zugeschnürt."
— — — — — — — — — — —
„Wohin ist unser Traum?
Da du beladen vom Himmel vorüber gingst,
Sterngang im Kleidschwung fingst.
Wer wurde alt? Nun sprichst du gar
Ernsthaft mit breiter Frauenschar,
Kennst Zahlen und Namen genau.
Wohin ist unser Traum?
Mir ist, als wärst du grau."

Wie Werfel hier überall ganz nahe Wirklichkeit so an innerlich Geschautes bindet, daß ein Bild entsteht aus dem Leben, das wir alle kennen, in so neuer Beleuchtung, daß es zum ersten Mal ins Bewußtsein zu tauchen scheint und doch fast erschreckend deutlich und vertraut — das kann nur Leistung eines großen Künstlers sein. Wie scharf stehen im letzten angeführten Vers das begeisterte Mädchenleichte (Sterngang im Kleidschwung fingst) und das täglich beschwerte Frauenhafte (ernsthaft mit breiter Frauenschar, kennst Zahlen und Namen genau)

Digitized by Google

gegeneinander. Und die Atmosphäre des winterlichen Frühstücks vor der Schule ruht in den anscheinend nebensächlichen Worten: Guter Lampenschimmer kniet auf Büchern, kindlich zugeschnürt. Und so, wie er vom „schweren Flügelschlagen" der alten Frau spricht, wie er den Lampenschimmer knien läßt, mit der gleichen, freien Willkür des Gefühls fügt er das Höchste und das Einander-Ferne ins Tägliche:

„Sahst du den Bart von Kranken,
(Ihr Wolken über Pappeln)
Wie er an Gott erinnert,
Getaucht in einen Sturm?"

So reihen sich in Werfels Gedichten eigene unvergeßliche Bilder, Bilder, bei denen man in betroffenem Staunen über Sehen und Gelingen innerlich anhält, aneinander, aus ihnen scheinen die einzelnen Gedichte aufgebaut zu sein. Die Synthese aber, die sie zu einer Einheit zusammenschließt, das Agens, das sie aus dem Schaffenden in das Kunstwerk hebt, ist ein Gefühl.

Wie wesentlich dieses ist, wird klar, wenn man sich gegenwärtig hält, daß bei all den Jüngeren, die auf dem Wege weiter schaffen, den Rilke in den Neuen Gedichten eingeschlagen hat, Ursprung und Zusammenfassung eines Gedichtes immer ein Bild ist. Hier, wo das eine Bild, die Vision, der Sinn des Gedichtes ist, verlieren naturgemäß die sonst noch darin enthaltenen Bilder ihre selbständige Bedeutung. Wenn Georg Heym sagt:

„Die Kranken horchen auf der Lagerstatt
wie Kröten, von dem Lichte rot gefleckt" —,

dann dient der Vergleich der „Kröte" nur zur Verstärkung des ganzen unheimlichen Bildes und ist an sich gleichgültig. Auch diese Dichter geben in ihren guten Gedichten mehr als ein Bild oder Abbild, aber dieses Mehr, dieser Ruf aus unsrer andren, unsrer metaphysischen Welt, ist wie der Atem des ganzen Gedichtes, der uns berührt, ohne im einzelnen Bild sichtbar, in einen einzelnen Gedanken gefaßt zu sein; er ist hinter den Worten, nur von ihnen getragen, wie in der Musik die Melodie unser aller Menschliches und Ewiges trägt. Das Gefühl, in dem Werfel seine Welt zusammenschließt, ist dagegen ein durchaus Bestimmtes, Aussprechbares und Ausgesprochenes. Seine Kraft, unsere Wirklichkeit zu schauen und zu gestalten, ist stärker und eigener als bei irgendeinem der Nachfolger Georges, Hofmannsthals und Rilkes, aber die so nahen Bilder, in die er sie formt, erhalten ihren letzten Sinn erst durch das leidenschaftliche Bewußtsein, mit allem, was er sieht und erfährt, zu existieren, allem Irdischen Mitmensch zu sein. Von Liebe erfüllt, ist er der Ort, in den die Welt eingeht, um in ihrem wesentlichen Leben wiederzuerstehn, die alte Frau, die Spielerinnen der nächtlichen Damenkapelle, der Mörder und der Kanarienvogel und die alte Schultasche. In ihm ist alles verknüpft und ist in ihm in Gott verknüpft. Denn:

„Du aber, Herr, stiegst nieder auch zu mir.
Und hast die tausendfache Qual gefunden,
Du hast in jedem Weib entbunden
Und starbst im Kot, in jedem Stück Papier.
In jedem Zirkus-Seehund wurdest du geschunden
Und Hure warst du manchem Kavalier."

Manches erinnert in dem Gedicht, „Ich bin ja noch ein Kind", aus dem diese Verse sind und das vielleicht den gewaltigsten, am stärksten hinreißenden Schwung

Digitized by Google

hat, an Rilke. Das Eingehen Gottes in jede Gestalt, die Forderung, das tiefe Bewußtsein, daß es uns not ist, alles Gelebte nachzuleben —

„Nie hab ich im Asyl gedarbt,
Weiß nicht, wie sich Mütter die Augen ausstickten,
Weiß nicht die Qual, wenn Kaiserinnen nicken,
Ihr alle, die ihr starbt, ich weiß nicht, wie ihr starbt!
Kenn ich die Lampe denn, kenn ich den Hut,
Die Luft, den Mond, den Herbst und alles Rauschen
Der Winde, die sich überbauschen,
Ein Antlitz, böse oder gut?" — — —

und der Umkreis, aus dem die Gestalten seiner Gedichte stammen — außer den bisher schon erwähnten sei noch die Morphinistin, die Näherin, die Kinderfrau und überhaupt das immer neue Erleben der Kindheit, ihrer Spiele, ihrer Träume, ihrer Gerüche genannt — das alles findet sich auch bei Rilke. Und doch ist der metaphysische Grund, aus dem es bei beiden entstanden ist, ein so durchaus verschiedener. Werfel ist ein Mensch unter Menschen, allen brüderlich verwandt; mitlebend, mithandelnd, teilnehmend ist er unter ihnen; er kann sie aufnehmen, nicht weil er anders, nur weil er demütiger und weiter ist als sie — und die Demut und Tiefe, die in ihm ist, ist Gott.

„Wer sich noch nicht verbrach,
Sich öffnend jeder Schmach,
Ist Gottes noch nicht wach.
— — — — — — — — — —
Erst wenn ein Mensch zerging
In jedem Tier und Ding,
Zu lieben er anfing."

Rilkes Liebe ist die des ganz Einsamen. Er ist das Werkzeug Gottes und nur, weil dieser Stempel auf ihm ist, weil er selbst so ganz wo anders steht, nicht selber teilnimmt, sondern nur der Schauende und Bildende ist, kann er Menschen und Dinge, das tägliche junge Mädchen und den Sterbenden, den verwesenden König und die stehengebliebene Wand des abgebrochenen Hauses erkennen und — aus tiefster Erkenntnis — lieben.

Werfel erkennt nicht, er fließt über in das andere Leben, er erfüllt und spricht es aus, daß „nichts versteh'n reif sein heißt". In Rilkes besten Gedichten ist es, als ob er in dem Hintergrund geruht hätte, aus dem Dinge und Menschen, ihnen selbst unbewußt, hervorgegangen sind, als ob der Leser selber einen Augenblick das ewige Schaffen und Gebären schaute — bei Werfel wird er vom menschlichen Leben ergriffen. Und aus diesem prinzipiell verschiedenen Verhalten begreift sich auch das verschiedene Verhalten zu den Tieren und zum Land. Während Rilke versucht, soviel wie möglich die persönlich bestimmten, einzeln menschlichen Empfindungen auszuschalten, und sich ganz von dem Wesen des Tieres, des Baumes ergreifen läßt, zieht Werfel den Hund, den Kanarienvogel ganz in das menschliche Leben hinein. Nur daß er nicht, wie man es früher, z. B. in den Fabeln, getan, die Tiere zu verkleideten Menschen macht, sondern durch eine ganz entzückende Mischung von an den Tieren Beobachtetem und in Liebe übertragenen menschlichen Empfindungen (so wie wir alle in das Leben von Kindern unsere nur irgendwie vereinfachten Empfindungen hineintragen) die Gestalt eines Tieres schafft, die uns zwar keine fremde, unbekannte Welt erschließt, uns aber fesselt und rührt, weil sie

Digitized by Google

das uns längst Vertraute uns unmittelbar, neu und deutlich nahebringt. — Die Natur, das Land mit Licht und Luft, ohne die nicht eines von Rilkes Werken denkbar wären, ist bei Werfel als selbständiger Gegenstand eines Gedichtes nur einmal enthalten, im wunderschönen „Sonntags-Lied". Es beginnt:

„Schon öffnet sich meine Chaussee,
Breitwallend fließt sie zum Flusse —
Wo schwankende Landungsbrücken
Nach höflichen Dampfern späh'n.
— — — — — — — — — — —
Die lieben und wohlbestellten
Vorgärten schmiegen sich aufwärts.
Die Häuser, wie trauliche Eltern,
Sind innerlich aufgewacht."

Auch die Landschaft ist hier innig erfühlt und in das menschliche Bereich hineingezogen, ohne in irgendwelchen überlieferten Formen gegeben zu sein. Und das Ineinanderfließen von leichten Bildern draußen, fernen Menschen, kindlichen Abendgefühlen und leis bewegter Hingabe ist schön und vollendet. Worte, wie

„Es kräuselt Dein schwebendes Wesen
Den Abend auf meinem Gefühl...."

sind die eines Dichters.

Und so, wie sich in diesem Gedicht das Schlichte und Tägliche mit dem Letzten und Ewigen zu einem Gefühl und einem Gebilde verschlingt, so liegt die größte Bedeutung von Werfels künstlerischer Leistung, wenn man sie als ein Ganzes anschaut, ebenso wie bei den einzelnen Bildern, in der Selbstverständlichkeit, mit der aus dem nüchternen Geschehen das Äußerste emporwächst. Als sich, in den neunziger Jahren, der Realismus auch des lyrischen Gedichts bemächtigte, gaben manche Dichter dem Täglichen künstlerische Weihe, und am stärksten und besten verband Dehmel genaue Wirklichkeit mit romantischer Größe. Doch auch bei Dehmel fühlt man noch das Ineinanderfügen zweier Welten, ist es ein, wenn auch im Tiefsten notwendiges, Programm gewesen, während es bei Werfel durchaus Eines ist, sein Leben, unser neues Leben, absichtslos gefühlt und gestaltet.

Werfel ist, wie Dehmel, ein wesentlich deutscher Künstler — (während Rilke so sehr in das ewig Menschliche entrückt ist, daß im Seelischen das Charakteristische der Nationalität zu Nebensächlichem wird) —, und als eines der Merkmale dieses Deutschtums möchte ich es ansprechen, daß bei beiden Künstlern die Idee einen so starken Anteil an ihrem Werke hat. Das, worum sie sich bei Dehmel, noch hin und wieder störend, müht — die Einung der als Eins erkannten Welt, die Welt für den Menschen nur als das von ihm zu Messende und zu Erfüllende — wir Welt — und der Kampf gegen Tradition und Konvention — das ist für Werfel zum Teil nicht vorhanden, zum Teil schon Natur geworden. Aber während bei Dehmel die lyrischen, schönen und ganz reinen Gedichte das Gefühl diese künstlerische Hemmung immer wieder vergessen lassen, fällt es bei Werfel, bei dem fast jedes Gedicht von der Idee getragen ist, stärker auf, daß die Gedichte, in denen die Idee sich restlos in das Kunstwerk löst, die seltneren sind. Vollendet ist ihm in dem Gedicht „Einer Chansonette" geglückt, die sich ihrer selbst unbewußte Erscheinung leicht und kühn ans Ewige zu binden.

Digitized by Google

....„Von dir und uns, was wußtest du?
In dir beschlossen sahen wir dich gehn.

Heb auf zur Deck' die Augen oder zieh
Die Worte lang und bebe mit dem Knie!
Du wirst es nie, dein Dichter nie verstehn.

Doch soll's in Tränenstunden einst geschehn,
Daß sich dein Wesen, wie's im Ewigen liegt,
Als Falte mir um meine Lippe schmiegt."

Aber oft ermüdet es, wenn nach einem schönen Gedicht immer wieder im Schlußvers der ähnliche Gedanke ausgesprochen wird, manchmal entsteht überhaupt kein Gedicht (z. B. „Der Feind", „Rache") und oft ist die Sprache nicht fähig, der Idee einen reinen und künstlerischen Ausdruck zu geben.

Auch sonst ist sprachlich manches unbeholfen — um den Rhythmus aufrechtzuhalten, läßt er hin und wieder die Mehrzahlsendungen fallen oder setzt des Reimes wegen das Eigenschaftswort hinter das Hauptwort. Aber diese Ungeschicktheiten stören nicht — eher verstärken sie den Reiz der Unmittelbarkeit, den seine absichtlich nüchterne, hin und wieder kindliche und doch freie Sprache hat, die in ihrer Art und Stimmung manchmal an Walser erinnert. Sie ist vollendet, wo sie die Luft der Kindheit wiedergibt, wie in dem Gedicht „Der göttliche Portier", das zu den besten und einheitlichsten gehört.

Dieses Erfassen der Kinderzeit und das gemütvolle Begreifen der Kleinheiten zum großen Lebensbild, ist auch ein Element deutscher Dichtung, das nie ganz aus ihr verschwunden war. Ein anderes aber, das lange in Verruf geraten war, scheint Werfel bestimmt, wieder zu neuem Leben zu tragen, — das deutsche Pathos. Ganz groß und rein erscheint es allerdings nur in einem Gedicht: „Vater und Sohn". Schillersche Kraft und Größe hat es hier, verbunden mit unmittelbarer Anschauung. Zum ersten Mal kann man wieder Bilder der griechischen Mythologie, wie Uranos, hören, ohne peinlich berührt zu werden. Wie das tägliche Bild der „erbosten Mittagsmähler" ins Symbolisch-Grandiose gehoben wird, läßt erstaunen, und der Aufbau des Gedichtes, die Schönheit der zuständlichen Ruhe, die gewaltige Entzweiung und ewige Versöhnung ist vollkommen. — —

In dem Nachwort, das Werfel seinen Gedichten folgen läßt, spricht er davon, daß sie, trotz aller Unvollkommenheit, doch für die Menschen wichtig seien, weil sie „Sendung" haben. Und dann erläutert er den Inhalt dieser Sendung durch einige mit Blut geschriebene Worte. — Daß diese Gedichte Sendung haben — das ist sicherlich wahr, und stark wird der Leser von ihr betroffen. Daß diese Sendung dem Künstler aber so sehr und so deutlich bewußt ist, daß er außerhalb der Gedichte noch einmal von ihr sprechen muß, ist vielleicht ein bedenkliches Zeichen. Denn wenn auch in einem Werk wie die Brüder Karamassow, das Werfel in dem Nachwort erwähnt, die Idee, die Botschaft ihren selbständigen Raum haben kann, ohne daß das Ganze auseinanderfällt, weil in seiner ungeheuren, unendlichen Welt fast mehr Leben als Kunst zu sein scheint, und es kaum zu unterscheiden ist, wo das Ursprüngliche der Religion und das Gestaltete des Kunstwerks beginnt, so ist es im Gedicht, wo jedes leichte Wort das Gleichgewicht des Ganzen, die eine notwendige Form, die stets strenger ist als die des Romans, zerstören kann, nicht möglich.

Digitized by Google

Nur wenn Werfel stark genug sein wird, die Idee ganz in das Kunstwerk zu schmelzen, wird er der deutschen Gefahr entgehen, sie den Körper des Kunstwerks zu durchbrechen, sie über ihn hinauswachsen zu lassen. Nur dann wird Werfel, den man jetzt als einen Anfangenden fühlt, vielleicht einmal, sinnlicher als Schiller und geformter als Jean Paul, der deutsche Dichter unseres Lebens werden.

„Eine Lebensfrage für das weibliche Handwerk."

Eine Entgegnung

von

Anna Köttger.

Nachdruck verboten.

Wir Lehrerinnen in den Gewerbeschulen sind wohl durch das größere Publikum schon daran gewöhnt, daß höchst unklare Vorstellungen über das Wesen derselben existieren. Auch die „Sprechstunden" der Leiterinnen dieser Anstalten würden viel davon erzählen können. Aber mit dem größten Bedauern konnten wir auch immer wieder konstatieren, daß leider auch Lehrerinnen an allgemein bildenden Anstalten, sei es an höheren, mittleren oder an Volksschulen, wenig oder nichts von diesen „neuen Schulen", wie sie sich ausdrückten, wußten. Ja, ich kann ruhig behaupten, daß es noch oft vorkommt, daß Eltern, wenn sie ihre erwachsene Tochter nicht für intelligent genug halten, irgendein wissenschaftliches Lehrerinnenexamen zu machen, und wenn dann der Mangel an künstlerischer Befähigung auch das Zeichenlehrerinnenexamen ausschließt, Mangel an körperlicher Kraft die Turnerei verbietet, es dann mal mit der Gewerbeschullehrerinnenausbildung — versuchen.

Wenn auch ausnahmslos ein solcher Versuch zur schleunigen Umkehr nötigte und wenn auch durch die direkt in der Arbeit Stehenden immer mehr Aufklärungsdienst geleistet wird, so bleibt doch noch genug Unklarheit. Der Umstand aber, daß der unter der gleichen Überschrift im Dezemberheft der „Frau" erschienene Aufsatz falsche Vorstellungen erzeugen könnte, im Verein mit der mir gegenüber von den verschiedensten Seiten geäußerten dringenden Bitte um eine Rückäußerung, veranlaßt mich, hier etwas richtigzustellen.

Wenn wir die heutige, weitreichende und sich immer mehr entwickelnde Gewerbeschullehrerinnenausbildung verstehen wollen, dann dürfen wir sie nicht von dem einseitigen Standpunkt der nur technischen Ausbildung beurteilen, sondern müssen die vollkommen veränderten Anschauungen auf dem Gebiete des neuzeitlichen textilen Handwerks in Betracht ziehen.

Ehe ich aber darauf eingehe, möchte ich bezüglich der Gewerbeschülerinnen, also der Nichtseminaristinnen sagen, daß die Mehrzahl der schulentlassenen Mädchen nicht gern kommt, weil — in den Gewerbeschulen „zu gründlich gelehrt wird". Dieser Grund ist neben anderen doch sehr bezeichnend, um so mehr, als wir noch auf die „Berufsklassen" warten. Und bezüglich der ausgebildeten Gewerbeschullehrerinnen, einerlei welcher Fachrichtung, wären doch wohl deren Erfahrungen im „sogenannten" Praktikum sehr bemerkenswert.

Durch alle Berichte derselben geht wie ein roter Faden die Feststellung der Tatsache hindurch, daß ihnen nach den ersten durchaus selbstverständlichen Geh- und Tastversuchen bald größere Arbeiten und auch verantwortungsvollere Posten anvertraut sind. Aber noch andere Erfahrungen haben wir durch die ausgebildeten Lehrerinnen für Kunsthandarbeit gesammelt. Während nämlich die

Digitized by Google

Kandidatinnen der andern Fächer hier als vollkommen neues Gebiet die Industrie oder die Massenfabrikation kennen lernen, bleibt für diese in der künstlerischen Arbeit der Ateliers nach wie vor die Erzielung des Wertes im Einzelerzeugnis. Diese anfänglich aus begreiflichen Gründen mit großer Unfreundlichkeit empfangenen Kandidatinnen sind später oft aufgefordert worden, gegen Bezahlung doch in der Werkstatt zu bleiben. Und mit Bestimmtheit weiß ich, daß manche dieser Volontärinnen Arbeiterinnen glatt ersetzten. Einige dieser Gewerbeschullehrerinnen besitzen sogar eine eigene Werkstatt, weil ihnen die Freude an praktischer Tätigkeit mehr im Blute lag als der Lehrerinnenberuf. Das alles ist ohne Voraussetzung „technischen Könnens" nicht möglich.

Wie sich aber auf diesem früher so gottverlassenen Gebiet der Nadelarbeit die Anschauungen geändert haben, das geht am besten aus den „Ausführungsbestimmungen zu dem Erlasse vom 18. August 1908 über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens" hervor, nach denen sich also schon die der Gewerbeschullehrerinnenausbildung vorangehende erste notwendige Ausbildung zu richten hat.

Dort heißt es unter anderm in der Angabe des Lehrzieles: „Erwerbung der Fähigkeit, einfache Gegenstände des Hausgebrauchs herzustellen und zu erhalten." „Weckung der Freude an gestaltender Tätigkeit. Entwicklung des Formen- und Farbensinnes." Und unter den methodischen Bemerkungen, daß „neben mechanischer Fertigkeit auch die Fähigkeit, zu sehen und zu gestalten, geübt wird. Das Geschmacksurteil soll sich bilden, die Entwicklung des selbständigen Urteils gefördert werden." Und dann die Hauptsache: „Die Technik ist hierbei nur als Hilfsmittel zur Erreichung der dekorativen Wirkung in Abhängigkeit von Material und Formgebung, nicht als Selbstzweck zu betrachten. Diese Grundsätze sind auf der obersten Stufe zu voller Klarheit zu bringen."

Selbst wenn das alles nur „für Kinderhände berechnete Techniken" wären, so ist doch dieser Geist der ganzen handarbeitlichen Tätigkeit ein himmelweit verschiedener von dem früherer Tage.

Nicht nur einseitige Übung irgendeiner technischen Fertigkeit, sondern ein geistiges Erfassen wirklicher handwerklicher Frauenkunst, das hier, allerdings in seinen Grundlagen, geübt werden soll und — muß, wenn es auf dem Gebiete wirklich allgemein besser werden soll.

Welch ungeheure Anspannung aber gerade die konsequente Verfolgung dieses Zieles schon im ersten Seminar verlangt, das kann die Erfahrung jeder Lehrerin bestätigen. Wir würden noch lange nichts erreicht haben, wenn wir, „selbst bis zur Vollkommenheit" langatmig technische Übungen treiben würden.

Wie gerne möchten heute noch schon ergraute Lehrerinnen, gänzlich unfähig, selbst das leichteste Ding selbstschaffend herzustellen, nochmal lernen angesichts dieser „Unheimlichkeit" im Erfinden, wie sie es nennen.

Nun aber zur zweiten, der gewerblichen, zweijährigen Ausbildung für Kunsthandarbeit. Dazu bemerke ich ausdrücklich, daß es eine Gewerbeschullehrerinnenausbildung auf den Kunstgewerbeschulen nicht gibt, sie erfolgt lediglich in den Gewerbeschulen. Und Ziel und Wege werden dem sofort klar, der den grundlegenden Geist der ersten vorangegangenen und damit die Grundlagen des textilen, wirklich neuzeitlichen Kunstgewerbes erfaßt hat. (Grundlagen, die sehr gut zum Ausdruck gebracht worden sind in Johanna Walthers Buch: Kunsthandarbeit in Schule und Haus. Verlag: Dürr, Leipzig.)

Daß das nur durch volles Verständnis und sehr viel Übung für jede Technik, deren es viele gibt, angebahnt werden kann, ist ohne weiteres klar, wenn wir zumal noch bedenken, daß alle formbestimmenden Nebenbedingungen, wie z. B. die Eigentümlichkeit des Materials usw., mitberücksichtigt werden müssen. Und doch sind diese Nebendinge noch lange nicht schöpferische Faktoren. Und diese sind es gerade, die wir wecken wollen.

Nun sagt Peter Behrens: „Aber dieses Schaffen auch der einfachsten künstlerischen Form ist keine Tätigkeit, die ohne weiteres mit etwas gutem Willen

Digitized by Google

und Geschmack gelingt, sie ist auch auf dem Gebiet der Technik ein Teil der höchsten menschlichen Lebensäußerung, der Kunst."

Sollen aber die Kandidatinnen zum Verständnis dieser Arbeitsauffassung erzogen werden, dann gehört, selbstverständlich auf der Grundlage der technischen Ausbildung, viel mehr dazu. In allererster Linie zeichnerische Fähigkeiten, die Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung der textilen Kunst, auch die wilder Völker, die uns unbeschreiblich viel lehrt, das Verständnis für das Stilempfinden vergangener Zeiten, denn „nicht die Technik hat die besondere Formgebung veranlaßt, sondern — der Formwille der Zeit" (Behrens). Und neben die Erweiterung pädagogischer Kenntnisse und Einführung in die Buchführung tritt noch als wichtiger Faktor die Kenntnis des Charakters der Materialien.

Kurz gefaßt würde ich sagen, daß das Verständnis für zeitgemäße Formgestaltung auf textilem Gebiete geweckt werden soll und damit das Verständnis für den Stil unserer Zeit. Daß wir dabei stark eine wirtschaftliche Frage, die Hebung des Geschmacks streifen, sei nur bemerkt. Denn wir verbessern nur die handwerkliche textile Frauenarbeit, wenn wir Geschmackskultur treiben, die letzten Endes nur möglich ist auf der Grundlage „technischer Tüchtigkeit" und „künstlerischen Könnens".

Das ist immerhin — etwas wert. Die ergänzende Ausbildung durch das Praktikum habe ich schon oben erwähnt.

Noch auf eins möchte ich eingehen. In jedem Gewerbebetrieb bildet sich, oft notwendig, eine gewisse Einseitigkeit in der ausübenden Technikerin dadurch aus, daß vielleicht diese — wenn wir gerade mal das Beispiel aus dem Gebiete der Metallstickerei heranziehen wollen — nur Legetechnik, jene nur Sprengtechnik ausführt, eine andere nur Schnürchen aufnäht. Aber durch solche Übung kann auch selbstverständlich eine besondere technische Fertigkeit erlangt werden.

Traf es sich aber mal, daß an die Gewerbeschulen mit der Bitte herangetreten wurde um Ausführung großer textiler Arbeiten, auch um Metallstickereien für repräsentative oder für Kultzwecke, dann sind sie unter der Leitung der Lehrerinnen glatt erledigt worden.

Wir können gewiß heute unglaublich viel von den „technisch vollendeten Goldstickereien vergangener Jahrhunderte", aus der Trachtengeschichte der spanischen und burgundischen Mode lernen, würden aber dennoch einen andern Formcharakter verlangen, obgleich der Charakter des Materials der gleiche geblieben ist.

Würden wir die jungen Lehrerinnen aber hinausschicken mit dem Bewußtsein einer rein technischen Ausbildung, namentlich die „Metalltechnik und die Stichtechniken für heraldische Darstellungen" zu beherrschen, dann würden sie nach der andern Seite hin vollkommen ahnungslos vor all den so leicht aussehenden, aber in der unendlichen Verschiedenartigkeit so außerordentlich wichtigen allgemeinen Techniken stehen, sie „würden wirklich dann noch weniger wissen, als ihre Schülerinnen allenfalls wissen müssen", und nicht in der Lage sein, künstlerische Gesichtspunkte in diese — sogenannte — Kunsthandarbeit hineinzubringen. Sie könnten nicht in all den vielen andern Techniken für den täglichen Gebrauch unterrichten.

Und das ist es ja — dazu werden sie ausgebildet. Der Ausbildungsweg würde sonst gegenüber dem Ziel der Handarbeitslehrerinnenausbildung in einer rückwärts sich bewegenden Kurve verlaufen.

Aber wie die Ausbildung auch immer sein mag, ob für die Schule, das Haus oder die Werkstatt, sie muß für unsere Zeit eingestellt werden. Damit muß aber zugleich versucht werden, jeder textilen Arbeit, mag sie leicht oder schwieriger zusammengesetzt sein, mag sie aus Seide oder Metall bestehen, den Stempel künstlerischen Fühlens aufzudrücken.

Und in diesem Sinne arbeiten die „maßgebenden Stellen" in Gemeinschaft mit den Leiterinnen der betreffenden Schulen und den Lehrerinnen zusammen, das Ziel und die Bedeutung der Ausbildungswege für die Bedürfnisse des neuzeitlichen Gewerbes klar erkennend und verfolgend, mit Seminaristinnen und Schülerinnen, um bei ihnen aus „technischem Können" eine „Handwerkskunst" werden zu lassen.

Digitized by Google

Erwerbstätigkeit

Hauswirtschaftliche Berufsausbildung.

Im November 1913 fand unter dem Vorsitz von Frau Hedwig Heyl im Lyzeumklub zu Berlin eine Versammlung statt, die vom Verband zur Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung einberufen war.

Es nahmen daran teil Vertreterinnen der führenden hauswirtschaftlichen Bildungsanstalten Deutschlands, Vertreterinnen einiger Vereine, welche die Förderung hauswirtschaftlicher Frauenbildung in ihr Programm aufgenommen haben, und Vertreterinnen des Frauenberufsamts.

Diese Versammlung brachte eine wichtige Frage zur Anregung und Erörterung, nämlich die der hauswirtschaftlichen **Berufsausbildung.** In erster Linie wurde der Ausbildungsweg der gebildeten Hausangestellten, der Hausbeamtinnen, beraten, im Anschluß daran derjenige der Dienstmädchen.

Das Resultat der Besprechungen war folgendes:

Es sollen ausgebildet werden:

1. Hausbeamtinnen für Familien,
2. Hausbeamtinnen für Großbetriebe
   a) zur Leitung einzelner Abteilungen,
   b) Leiterinnen für Gesamtbetriebe.

Ausbildung I.

1. Aufnahmebedingungen: Alter 16 Jahre,
2. vollendeter Besuch der 1. Klasse einer höheren Töchterschule oder Mittelschule,
3. einjähriger Besuch einer geeigneten Haushaltungsschule, danach Abschlußprüfung und Erteilung des Reifezeugnisses zur Betätigung in Familien.

Ausbildung II.

1. Aufnahmebedingungen: Alter 16 Jahre, Abgangszeugnis eines Lyzeums,
2. einjähriger Besuch einer Haushaltungsschule,
3. zweijährige praktische Tätigkeit in einer Familie oder in einem kleinen Betriebe,
4. einjähriger Besuch eines Oberkursus in einer Haushaltungsschule,
5. einjährige praktische Tätigkeit in einem Großbetriebe.

Die Stellungen in den Familien sind im allgemeinen von gebildeten jungen Mädchen nicht sehr begehrt. Zum Teil liegt der Grund dafür im Mangel an einsichtsvollen Hausfrauen, die verstehen, ihren jungen Angestellten den richtigen Platz der Arbeit und den Menschen gegenüber anzuweisen.

Es wird der Einwurf erhoben werden, daß eine fünfjährige Ausbildungszeit unverhältnismäßig hohe Opfer an Zeit und Geld erfordern.

Diese Dauer der Ausbildungszeit ist aber unbedingt zu fordern, da in Stellungen in Großbetrieben keine zu jungen Menschen Verwendung finden können. Es muß ein bestimmtes Maß an Wissen und Können, an Organisationstalent und an Gewandtheit und Takt im Umgang mit Vorgesetzten und Untergebenen verlangt werden. Und gerade diese Opfer, die der Ausbildung für einen Beruf gebracht werden, tragen erheblich dazu bei, die soziale und pekuniäre Bewertung eines Standes und seiner Vertreterinnen zu heben. So werden die Gehälter derart ausgebildeter Hausbeamtinnen denen der Gewerbeschullehrerinnen in Privatstellungen — Anfangsgehalt 600 ℳ — gleichen. Altersversicherung und längerer jährlicher Erholungsurlaub müßten zugesichert werden.

Die Durchführung dieser Ausbildungspläne verlangt allerdings viele Vorarbeiten. Zunächst heißt es für die in Betracht kommenden vom Verband anerkannten Haushaltungsschulen einheitliche Lehrpläne auszuarbeiten. Eine zweite Schwierigkeit liegt in dem Mangel einer ausreichenden Zahl erprobt tüchtiger Hausfrauen, die sich bereit erklären, die jungen Mädchen zur Unterweisung in ihren Haushalt aufzunehmen, ohne sie als billige Arbeitskräfte auszunutzen. Ferner ergeben sich Schwierigkeiten bei der Beschaffung und Auswahl geeigneter Großbetriebe.

Es müssen daher Organisationen geschaffen werden:

1. eine Organisation moderner, wirtschaftlich tüchtiger, sozial interessierter Hausfrauen, sogenannter Lehrfrauen,
2. eine solche von Leitern und Leiterinnen jeglicher Art von Großbetrieben.

Im Anschluß an dieses erste Thema wurden auch Pläne für die Ausbildung der Dienstmädchen beraten. — Ganz sicher wird die Frage dieser Berufsausbildung weit schwerer zu lösen sein, als die der Hausbeamtinnen. Aber im Hinblick auf die ungleich größere Anzahl von Dienstmädchen wird es ersichtlich, daß auch diese Aufgabe dringend notwendig ist und baldigen energischen Angriff fordert.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Zur Statistik des Frauenstudiums** im Wintersemester 1913/14. Die Gesamtzahl der an deutschen Universitäten studierenden Frauen beträgt im Wintersemester 3686 gegen 3211 im Vorjahr. An den Technischen Hochschulen befinden sich zurzeit 74 weibliche Studenten gegen 68 im letzten Sommer.

In der Verteilung der Universitäts-Studentinnen auf die einzelnen Zweige des akademischen Studiums sind, wie Universitätssekretär Rienhard, Tübingen, in einer ausführlichen Statistik feststellt, gegenüber dem Vorjahr nur geringe Veränderungen eingetreten. Den stärksten Zufluß zeigen die Medizinerinnen, deren Zahl von 702 auf 859 stieg; die Zahnärztinnen zählen 32 gegen 17 und die Studentinnen der Philosophie, Philologie und Geschichte erhöhten ihre Ziffer von 1744 auf 1949. Mathematik und Naturwissenschaften studieren 653 gegen 593, Staatswissenschaften und Landwirtschaft 121 gegen 91, Rechtswissenschaft 50 gegen 47, evangelische Theologie 11 und Pharmazie 8, je wie im Vorjahr. Während vor 5 Jahren, als sich den Frauen sämtliche Universitäten des Reichs öffneten, 29% Medizin und 44,7% Philologie und Geschichte studierten, entfallen derzeit auf Medizin nur 23,2% und auf Philologie und Geschichte 52,8%. Die Gründe dieser fortschreitenden Vorherrschaft der philosophischen Fakultät liegen bekanntlich wesentlich in der Art der Vorbildung eines großen Teils der preußischen Studentinnen, die die Frauen in der Mehrzahl auf die Oberlehrerinnenlaufbahn verweist.

Von den an den Technischen Hochschulen eingeschriebenen Frauen haben sich zugewendet: der Architektur 19, dem Maschinen-, dem Bauingenieurwesen und der Elektrotechnik je 1, der Chemie und der Pharmazie 19 und sonstigen Fächern (Philologie, Kunst, Naturwissenschaften usw.) 33.

Die weiblichen Universitätsstudenten verteilen sich auf die Universitäten des Reichs folgendermaßen: An den 10 preußischen Universitäten sind 2303 eingeschrieben, 509 befinden sich an den 3 bayerischen, 459 an den 2 badischen und 415 an den übrigen 6 einzelstaatlichen, einschließlich Straßburg; etwa 3100 mögen Deutsche, der Rest (586) Ausländerinnen sein. Von den letzteren stellt bekanntlich Rußland das größte Kontingent, nämlich etwa die Hälfte, am nächsten steht Nordamerika mit etwa einem Drittel, dann folgt Österreich Ungarn mit etwa 40, der Rest verteilt sich auf die übrigen Kulturstaaten, selbst Asien und Australien sind vertreten. Der verhältnismäßige Anteil der Frau am deutschen Universitätsstudium beläuft sich derzeit auf 6,1% gegen 5,4 im Vorjahr und 2,4 vor fünf Jahren.

Der Besuch der einzelnen Universität zeigt, daß bei den Frauen der Zug nach den Großstädten wesentlich geringer ist, als bei den männlichen Kommilitonen. Von Berlin abgesehen, das seither immer zwischen einem Drittel und einem Viertel der Frauen angezogen hat, treten die Frauen an den Großstadtuniversitäten (Leipzig, München, Breslau) zurück und andererseits an einzelnen Provinzhochschulen stärker hervor, so insbesondere in Bonn, Göttingen, Münster, Heidelberg und Freiburg, ohne daß hierbei zwischen Winter- und Sommersemester ein nennenswerter Unterschied zutage träte. Auffallend groß ist die Steigerung der weiblichen Studentenschaft Münchens im Laufe des letzten Jahres.

Von den Studentinnen der Technischen Hochschulen sind nur 29 in Preußen immatrikuliert, nämlich in Berlin 13, in Danzig 10, in Aachen 4 und in Hannover 2. An den übrigen Hochschulen befinden sich 49; davon in Dresden 16, in München und Stuttgart je 8, in Braunschweig 7, in Darmstadt 6 und in Karlsruhe 4.

Digitized by Google

* **Eine Ehrenrettung der Studentinnen** hat der derzeitige Prorektor der Universität Göttingen, Geh. Medizinalrat Professor Dr. Kaufmann, in der Presse veröffentlicht. In einer Verhandlung der Städtischen Kollegien von Göttingen über die Errichtung eines Oberlyzeums hatten zwei Universitätsprofessoren absprechende Äußerungen über die Studentinnen gemacht, die durch die Presse in üblicher Einseitigkeit und Verschärfung weitergegeben wurden. Demgegenüber stellt der Prorektor fest:

„Was meine persönlichen Erfahrungen als Mediziner angeht, so könnte jenes abfällige Urteil für Medizinerinnen nur höchstens in seltensten Ausnahmefällen Geltung beanspruchen. Wenn ich mich aber auch auf Urteile von Herren Kollegen anderer Fakultäten stütze, welche über eine sehr große weibliche Zuhörerschaft verfügen, so muß ich unsere studierenden Frauen entschieden gegen den Vorwurf in Schutz nehmen, daß sie — wie es einige Blätter ausdrücken — ‚den Flirt vom Ballsaal in die Auditorien tragen'. Wir dürfen den Studentinnen der Georgia-Augusta vielmehr mit gutem Gewissen das Zeugnis ausstellen, daß sie, seltene Ausnahmen abgerechnet, ihre Studien mit ganzem Ernst auffassen und nicht selten durch großen redlichen Fleiß einem Teil ihrer Kommilitonen — den Herren der Schöpfung — sogar zum Vorbild dienen dürften."

* **Gegen die erweiterte Studienberechtigung der Oberlyzeen** haben sich auf eine Anfrage des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium 313 etatsmäßige preußische Universitätsprofessoren erklärt. Wir drucken diese Erklärung im Wortlaut mit den Namen sämtlicher Unterzeichner ab (S. 315 ff.). Jedenfalls wird man nun nicht mehr mit derselben Zuversicht von der Zulänglichkeit der Oberlyzealbildung für die Universität sprechen wie bisher. Gleichzeitig hat der Verein Petitionen in demselben Sinne an das preußische Kultusministerium, das Abgeordnetenhaus und das Herrenhaus gerichtet.

* **Die Vorbereitung der Mädchen auf das Universitätsstudium.** Unter diesem Titel hat der Vorstand der Sektion für höhere und mittlere Schulen des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins ein sehr gut orientierendes Flugblatt herausgegeben, das über die verschiedenen Wege zur Universität durch die Studienanstalt und das Oberlyzeum genaue Auskunft gibt. Auf Grund seiner ganz objektiven Darlegungen kommt es zu dem Schluß: Es ist „für ein ernstes Universitätsstudium der Frauen dringend zu wünschen, daß die Vorbildung in den Studienanstalten gewonnen wird, während für die seminaristische Vorbereitung auf das Lehramt an mittleren und höheren Schulen das Oberlyzeum vorzuziehen ist." Das Flugblatt ist von Fräulein Johanna Gottschalk, Bonn, Rießstraße 20, in Partien von 100 Stück gegen Einsendung von 1,50 *M* zu beziehen.

* **Mehr Lehrerinnen an höheren Lehranstalten für Mädchen** fordert eine Petition der badischen Abteilungen des Vereins Frauenbildung —Frauenstudium. Das Musterland Baden, das als erstes die Frauen immatrikulierte, das obligatorisch Frauen in seinen städtischen Kommissionen hat, das die erste Fabrikinspektorin anstellte, ist nämlich in einem Punkt keineswegs musterhaft: es gewährt den Frauen, die es zum Studium zuließ, nur eine ganz beschränkte Möglichkeit der Anstellung in seinen Mädchenschulen. Von 47 Frauen, die seit 1905 in Baden das philologische Staatsexamen bestanden, sind bis jetzt nur eine definitiv, zwei andere als Praktikanten angestellt. Die höheren Mädchenschulen in Baden sind fast ohne weibliche akademische Lehrkräfte!! Wirklich also einmal ein Fall, in dem die preußischen Verhältnisse vergleichsweise noch vorbildlich erscheinen. Die Petition der Vereine bittet, daß ein Drittel der akademischen Stellen an Mädchenschulen mit Frauen besetzt wird. Die Bescheidenheit dieser Forderung ist nur damit zu entschuldigen, daß sie von dem nahezu frauenlosen Zustand des gegenwärtigen akademischen Lehrkörpers der höheren Mädchenschulen ausgeht!

* **Frauenschulen.** Die Entwicklung der Frauenschulen ist in einer großen Zahl von Fällen nichts anderes als eine traurige Geschichte von vergeblich verschwendeten öffentlichen Mitteln. Während die Städte in der Frage „Studienanstalt oder Oberlyzeum?" die Mehrbelastung ihres Budgets durch eine oder zwei Klassen in einer Weise schwer nehmen, die in keinem Verhältnis zum Objekt steht, geben sie andererseits Unsummen für eine Anstalt aus, für die in dieser Form nachweisbar und offensichtlich kein Bedürfnis vorliegt. Und allenthalben hört man noch von Neugründungen. Charlottenburg, das in den ausgezeichneten Einrichtungen seines Jugendheims etwas besitzt, was viel mehr wert ist als die übliche Frauenschule unter männlichem Direktorat, gedenkt jetzt (vermutlich gezwungen durch die Regierung) trotzdem eine solche einzurichten. Ebenso hat die Vorortgemeinde Weißensee eine Frauenschule beschlossen.

Berufliches.

* **Erfolge auf dem Gebiet wissenschaftlicher Frauenarbeit.** Trotzdem den Frauen die wissen-

Digitized by Google

schaftliche Laufbahn nach obenhin sehr kurz abgeschnitten ist, vermehren sich doch erfreulicherweise allmählich die Fälle, in denen Frauen als Assistentinnen an Universitätsinstituten beschäftigt werden. In Berlin wirkt in dieser Eigenschaft Fräulein Dr. Meitner im Institut für theoretische Physik als einzige Assistentin. In Tübingen ist zum ersten Male ein etatsmäßiger Posten als Assistenzarzt an der Frauenklinik mit einer Frau, Fräulein Dr. med. Hölder, besetzt worden. — In Erlangen und in Jena promovierten — jedesmal als der erste derartige Fall — zwei Juristinnen. — Den Professortitel erhielt die Assistentin am Biologischen Institut der Universität München, Dr. Marianne Plehn. Sie ist die dritte Naturwissenschaftlerin, deren wissenschaftliche Bedeutung durch die Verleihung dieses Titels anerkannt wird.

* **Von den beiden Ärztinnen** der neuen Poliklinik Berlin, Kaiserstr. 34 (vgl. Juliheft 1913) wurden im Stadtparksanatorium Martin Lutherstraße 60 vom 1. Januar bis 31. Dezember 1913 118 Frauen operiert. Unter den Operationen waren — neben kleineren — 19 Laparotomien, 4 Blinddarmoperationen, 1 vaginale Totalexstirpation, 1 Brustamputation, 20 Alexander Adams- und 15 Prolapsoperationen. Außerdem wurde noch eine größere Anzahl Frauen konservativ behandelt. Unter den Patientinnen befanden sich natürlich vielfach solche, die unbemittelt sind und auch keiner Kasse angehören, so daß Zuwendungen für diese sehr willkommen sind. Von einer warmen Freundin der Frauensache wurden den beiden Ärztinnen kürzlich 1000 *M.* für ihre Zwecke zur Verfügung gestellt und von einem Arzt, dessen Tochter von ihnen operiert wurde, 500 *M.* Auch der Berliner Frauenverein wirkt, wie schon berichtet wurde, durch einen von Dr. Gertrud Bäumer abgehaltenen Vortragskursus für die Unterstützung unbemittelter kranker Frauen. In diesem Zusammenhang sei auch auf die Krankenpflegestation des Berliner Frauenvereins, Kyffhäuserstraße 23, wieder hingewiesen, die gleichfalls diesen Zwecken dient und deren Vorsitzende Frau Margarete Simson, Charlottenburg, Friedrich Karlplatz 17, auch gern Beiträge für unbemittelte weibliche Patienten entgegennimmt.

* **Die Diplomprüfung für Architektur** bestand an der Technischen Hochschule in Karlsruhe Fräulein Tekla Schild mit Auszeichnung. An der Landwirtschaftlichen Hochschule in Hohenheim bestand Fräulein Kindermann die Diplomprüfung für die Landwirtschaft. Sie wird sich dem landwirtschaftlichen Bildungswesen für Frauen als Lehrerin widmen.

* **Zur Fürstlich Lippeschen Hofzahnärztin** wurde Frau Gertrud Gebhardt-Kreuz (approbiert 1906 in Berlin) ernannt, nachdem sie während anderthalb Jahren den Fürsten und seit dem Sommer auch die Fürstin und ihre Kinder behandelt hatte.

* **Die Groß-Berliner Auskunftstelle für Frauenberufe** hat im ersten Jahr ihres Bestehens über 1600 Auskünfte erteilt — ein Beweis dafür, wie groß das Bedürfnis ist, und wie schnell sich das Publikum an die Benutzung der Auskunftstelle gewöhnt. Die Ziffern gewinnen an Gewicht, wenn man bedenkt, daß hier nur die Beratung für höhere und mittlere Berufe stattfindet, während die Beratung der volksschulentlassenen Mädchen durch den märkischen Lehrstellennachweis erfolgt.

* **Der Photographische Verein zu Berlin,** der im Jahre 1913 auf ein 50jähriges Bestehen zurückblicken konnte, hat in seiner Hauptversammlung zum ersten Male eine Frau zu einem Vorstandsamt berufen. Fräulein Martha Pflug, Abteilungsvorsteherin der Photographischen Lehranstalt des Lette-Vereins, die seit über 10 Jahren Mitglied des Photographischen Vereins ist, wurde mit der Verwaltung der Bibliothek betraut und als Bibliothekarin in den Vorstand des genannten Vereins gewählt. — Ferner wurde Fräulein Marie Böhm, Inhaberin der Firma Becker & Maß, Berlin, als Delegierte zum Zentralverband Deutscher Photographenvereine vorgeschlagen. Fräulein Böhm mußte leider aus Gesundheitsrücksichten eine eventuelle Wahl ablehnen.

* **Eine Ärztin als norwegischer Regierungsbeamter.** Fräulein Dr. Trude Johnson ist das Amt des Bezirksarztes in Alten übertragen worden. Es ist dies ein sehr ausgedehnter Bezirk im hohen Norden Norwegens. Dr. Johnson wird Fahrten im offenen Boot über das Meer und Wanderungen durch einsame, wilde Gebirgsgegenden zu machen haben. Seit Jahren sind in Norwegen weibliche Ärzte in Bezirken tätig, in denen lange Seereisen nötig sind, aber dies ist die erste Frau, welche zum Bezirksarzt ernannt worden ist.

Politik und rechtliche Stellung der Frau.

* **Das Frauenstimmrecht im Deutschen Reichstag.** Am 13. Januar hat die Entwicklung der Frauenstimmrechtsfrage in Deutschland einen

Digitized by Google

Schritt vorwärts getan. Eine Petition um die Gewährung des Reichstagswahlrechts an die Frauen ist von dem Papierkorb des Reichstags, in dem ihre Vorgängerinnen zu verschwinden pflegten, in den Papierkorb des Bundesrats avanciert. Das heißt parlamentarisch ausgedrückt, der Reichstag ist über diese Petition nicht zur Tagesordnung übergegangen wie bisher, sondern er hat sie der Regierung zur Kenntnisnahme überwiesen. Wenn das immerhin ein Fortschritt ist, so bedeuten die Verhandlungen in noch höherem Grade das Symptom für eine Veränderung der Anschauungen, durch welche die Frage des politischen Frauenwahlrechtes von einer durchaus indiskutablen Angelegenheit, die sie für die Mehrheitsparteien war, wenigstens zu einem ernste Erwägungen verdienenden Thema geworden ist. In der Haltung der Parteien hat sich eine deutliche Veränderung vollzogen. Vor allem in der Haltung der Fortschrittlichen Volkspartei. Wenn einst unverständige Stimmrechtlerinnen den Vertreterinnen der Fortschrittlichen Volkspartei auf dem Mannheimer Parteitag vorwarfen, daß ihr Verhalten und die Stellungnahme des Parteitags keinen Fortschritt in der Frauenstimmrechtssache bedeute, so werden sie jetzt ihre Meinung zu revidieren haben. Ohne die Mannheimer Resolution wäre es undenkbar gewesen, daß man den offiziellen Redner zu der Frage aus den Kreisen der Anhänger des Frauenstimmrechts in der Fortschrittlichen Volkspartei gewählt hätte. Durch die Mannheimer Resolution war es möglich gemacht, daß die Freunde des Frauenstimmrechts in der Fortschrittlichen Volkspartei ihrer Meinung in der Abstimmung ungehindert Ausdruck geben konnten.

Auch die Haltung der anderen Parteien bot manches Interessante und zeigte insbesondere, welchen Nachdruck vor allem die politisch organisierten Frauen auf die Berücksichtigung von Frauenstimmrechtsforderungen auszuüben vermögen. Der nationalliberale Vertreter mußte allerdings bekennen, daß die überwiegende Mehrzahl seiner Partei für Übergang zur Tagesordnung stimmen würde, fügte aber doch dieser betrüblichen Mitteilung ein ausführliches Anerkennungsvotum für die politisch tätigen Frauen der eigenen Partei hinzu. Auch der konservative Vertreter mußte sich mit seinen politischen Mitarbeiterinnen in der Partei beschäftigen. Er rühmte sich dessen, daß die Partei ihren politischen Frauen „mutig" erkläre, daß sie für das Stimmrecht nicht zu haben wären. Aber auch er gestand schließlich den Frauen das Recht auf wirtschaftspolitische und sozialpolitische Betätigung zu. Der Vertreter der Reichspartei, Herr Dr. Arendt, meinte, die Zeit sei „noch nicht gekommen" für eine Stellungnahme zu dieser wichtigen Frage, und bewies durch diesen Satz mindestens sein Verständnis für Entwicklungsmöglichkeiten, die in Zukunft das Frauenstimmrecht dringender und aktueller machen werden. Sehr interessant war die Begründung des dem Zentrum angehörenden Berichterstatters der Kommission für den Kommissionsbeschluß: Überweisung zur Kenntnisnahme. Herr Abgeordneter Schwarz meinte nämlich, man müsse den Wünschen der Frauen etwas entgegenkommen, sonst beschwöre man eine Verärgerung herauf, die zu englischen Zuständen führen könne. Danach scheint es also, als ob wir den Beschluß der Kommission im letzten Grunde — den Suffragettes zu verdanken hätten, und als ob die deutschen Frauen ihre Volksvertretung überschätzten, wenn sie bisher angenommen haben, daß sie sich auch den sachlichen Gründen für das Frauenstimmrecht auf die Dauer nicht werde entziehen können. Wenn aber die Kommission gemeint hat, die Überweisung zur Kenntnisnahme sei ein ausreichendes Beruhigungsmittel, um den weiteren energischen Kampf der deutschen Frauen für das Stimmrecht zum Stillstand zu bringen, so wird sie sich allerdings in einem freundlichen Wahn befinden.

* **Die Gewährung des Kommunalwahlrechts** an die wirtschaftlich selbständigen Frauen verlangt ein Antrag der Preußischen Landtagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei. Es wird interessant sein, zu sehen, wie sich die Nationalliberalen im Landtag zu dieser Forderung stellen werden, nachdem sie in verschiedenen Städten jüngst bei den Stadtverordnetenwahlen von der Mitarbeit der Frauen anerkanntermaßen einen beträchtlichen Gewinn zu verzeichnen hatten.

* **In den Landesausschuß der fortschrittlichen Volkspartei Württembergs** ist zum erstenmal ein weibliches Mitglied, Fräulein Planck, gewählt worden. Im Anschluß an die Ausschußsitzung der Partei fand eine Landeskonferenz der weiblichen Parteimitglieder statt, auf der eine Resolution angenommen wurde, welche die fortschrittlichen Fraktionen im württembergischen Landtag und im Reichstag ersucht, die Zuziehung der Frauen als Beisitzer zu den Gewerbe- und Kaufmannsgerichten durchzusetzen.

* **Gehören Frauen in die Armendirektion?** Dies Thema wurde in einer auf Veranlassung

Digitized by Google

der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit von 18 Berliner Vereinen einberufenen Versammlung, unter Leitung von Dr. Alice Salomon erörtert. Veranlassung dazu gab das bereits in der Januarnummer (S. 247) von uns berichtete Vorkommnis, daß aus parteipolitischen Gründen die liberalen Stadtverordneten in Berlin nicht eine in der Armenpflege längst als tüchtig bewährte sozialdemokratische Frau, sondern einen liberalen Mann wählten. Die Rednerinnen des Abends: Helene Lange, Baronin Steinäcker, Henriette May, Ida Klockow und Elise Lüders begründeten prinzipiell und durch eine Fülle von Material aus der Praxis die Auffassung, daß Frauen im Interesse der Armenpflege und der Kommunen selbst überall in die Armendirektion hineingehören. Es erklärten sodann der Landtagsabgeordnete, Stadtverordneter Rosenow, der Vorsitzende des Vereins Berliner Waisenräte, Dannenberg, der Stadtverordnete Georg Imberg (schriftlich, da er am persönlichen Erscheinen verhindert war), daß sie unbedingt für die Mitgliedschaft von Frauen in der Armendirektion sind. Der sozialdemokratische Stadtverordnete Rosenfeld betonte, daß lediglich durch seine Partei die Beteiligung der Frauen an der Armendirektion zu erreichen sei, worauf ihm Stadtverordneter Dr. Nathan, der sich gleichfalls unbedingt für die Zuziehung der Frauen aussprach, nachwies, daß in den Städten, die Frauen in der Armendirektion haben, die Sozialdemokratie nicht in der Mehrheit sei. Die Versammlung brachte entschieden ihren Willen zum Ausdruck, die Frage als eine soziale, nicht als eine politische zu behandeln, und nahm zum Schluß folgende Resolution einstimmig an:

„Die am Montag, den 19. Januar, abends, in der Philharmonie tagende Versammlung hält die Arbeit von Frauen in der Berliner Armendirektion aus sozialen Gesichtspunkten für dringend notwendig. Sie spricht die Erwartung aus, daß die Stadtverordnetenversammlung beschließen werde, die Zahl der Mitglieder der Armendirektion zu vermehren, um auf diese Weise die Möglichkeit für die Zulassung von Frauen zu schaffen."

* **Die Wählbarkeit der Frauen** in städtische Kommissionen, die, wie wir seinerzeit berichteten, eine Regierungsvorlage in Oldenburg fordert, ist vom Oldenburgischen Landtag angenommen. Wenn diese Vorlage auch nur ein Stück der Forderung erfüllt, die von der Linken des Oldenburgischen Landtags ausging: volles Gemeindewahlrecht der Frau, so stellt ihre Annahme doch einen Anfang dar, dessen Konsequenzen man sich auf die Dauer nicht wird entziehen können.

* **Frauen in städtischen Deputationen.** In Darmstadt hat die Stadtverordnetenversammlung beschlossen, in sieben ihrer Deputationen 15 Frauen als stimmberechtigte Mitglieder aufzunehmen. Es wurden je zwei Frauen in die Deputation für die öffentlichen Anlagen, für Knabenarbeitsanstalten, für das Krankenhaus, für die Lese- und Bücherhallen, in die Wirtschaftsdeputation und in die Bäderdeputation gewählt. In der Deputation für Armen- und Fürsorgewesen haben schon seit einigen Monaten zwei Frauen gearbeitet, zu denen jetzt noch eine dritte gewählt wurde. Nur mit beratender Stimme werden zwei Lehrerinnen im Schulausschuß, drei Frauen im sozialpolitischen Ausschuß und zwei im Kuratorium für höhere Mädchenschulen tätig sein. Auch in den Vorstand der hauswirtschaftlichen städtischen Fortbildungsschulen sind zwei Frauen gewählt. Die Stadt Darmstadt verfügt damit jetzt über die größte Zahl von Frauen in ihren städtischen Deputationen und Ausschüssen in ganz Deutschland. Ihr folgt Cöln, wo 13 stimmberechtigte Frauen in Deputationen und eine Lehrerin in der Schuldeputation mit beratender Stimme mitarbeiten. Alle Gewählten haben in Darmstadt schon lange Zeit in der sozialen Arbeit gestanden und sind so mit den Verhältnissen und Bedürfnissen eng vertraut. Es ist zu hoffen, daß ihre reichen Kenntnisse der Stadtverwaltung zugute kommen werden.

Soziale Fürsorge.

* **Mindestlöhne für Heimarbeiterinnen.** Die Stadt Frankfurt a. M. hat einen bemerkenswerten Versuch gemacht, die Löhne der Heimarbeiterinnen zu regulieren. Sie hat nämlich eingeführt, daß alle Lieferungen, die von der Stadt aus an Unternehmer vergeben werden, damit sie in Heimarbeit angefertigt werden, nur solchen Bewerbern zugesprochen werden dürfen, welche die von der städtischen Arbeitsvermittlungsstelle festgesetzten Mindestlöhne zahlen. Die Einhaltung der Mindestlöhne wird von der Stelle selbst kontrolliert.

* **Ein Heim für stellenlose Dienstboten.** Um stellenlosen Dienstboten vorübergehend ein Unterkommen zu gewähren, hat die Ortsgruppe Krefeld des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes mehrere Zimmer in einem Hause eingerichtet. Diese Herberge ist der Stellenvermittlung für

Digitized by Google

weibliche Hausangestellte organisch angegliedert, und ist dadurch ganz besonders besucht. Die Nachfrage nach Zimmern ist stets so groß, daß ihr nicht genügt werden kann. Die Ortsgruppe Krefeld hat für diesen und andere Zwecke ein ganzes Haus gemietet, in dem sich außer der Stellenvermittlung eine Zentralstelle für weibliche Bühnenangehörige und das Bureau des kaufmännischen Vereins für weibliche Angestellte befindet. So dient das ganze Haus nur den Zwecken von Frauenvereinen.

Persönliches.

* **Frau Pauline Bohn**, die Vorsitzende des Vereins Frauenwohl in Königsberg, feierte am 17. Januar ihren achtzigsten Geburtstag. Die Feier brachte in charakteristischer Weise zum Ausdruck, wie sehr das soziale Wirken einer Frau mit dem Leben einer Stadt verwachsen kann. Die Beteiligung von Oberbürgermeister und städtischen Vertretern, von Regierung und Polizeipräsident machten die Feier zu einer Kundgebung für das Bürgertum der Frau. Frau Pauline Bohn ist eine der ersten und ältesten Vorkämpferinnen für das Bürgertum der Frau. Eine Vorkämpferin in doppeltem Sinn: als Schöpferin sozialer und pädagogischer Anstalten — u. a. einer Handelslehranstalt, einer Hauswirtschaftlichen Frauenschule — und als mutige und unbeirrbare Vertreterin der Forderungen, die die Frauenbewegung für die Erweiterung des Fraueneinflusses zu stellen hat. In dieser Verbindung von praktischer Arbeit und stets bewährter Überzeugungstreue hat Frau Bohn zu dem Gesamtfortschritt unserer Bewegung einen Beitrag geleistet, der unverloren ist, weil er nicht in lauer Agitation, sondern in ehrlichem Schaffen bestand.

Totenschau.

Baronin Alexandra Gripenberg, eine der Führerinnen der Frauenbewegung in Finnland, ist am 24. Dezember in Helsingfors gestorben. Sie war von den älteren Vertreterinnen der Frauenbewegung in Finnland im Ausland am meisten bekannt. Lange hat sie dem Vorstand des Frauenweltbundes angehört, schon ehe sich in Finnland ein eigener Nationalbund gründete. Die damit betätigte Anteilnahme an der internationalen Frauenbewegung war jedoch nur ein kleiner Teil von dem ausgedehnten Lebenswerk, aus dem Baronin Gripenberg noch in voller Schaffenskraft geschieden ist. In der Organisation und Förderung eines in dem Agrarlande besonders notwendigen und segensvollen hausgewerblichen Bildungswesens lag ihre eigentliche Berufsleistung. Daneben war sie eine Vorkämpferin des Frauenstimmrechts in Finnland, und seit 1889 Vorsitzende eines Vereins, der dafür arbeitet. Die Stimmrechtsforderung vertrat sie auf der gesunden Grundlage tatkräftiger sozialer Arbeit, durch welche sie die neuen Frauenpflichten im öffentlichen Leben schuf, die zu den Rechten führen.

Versammlungen.

Dritte Deutsche Konferenz zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen

am 19., 20. und 21. Februar 1914 zu Berlin im Architektenhaus, Wilhelmstraße 92.

Tagesordnung:

Donnerstag, den 19. Februar, 1/2 10—3 Uhr:

Ergebnisse einer Untersuchung über die Lebensverhältnisse der ländlichen Arbeiterinnen.

A. Referent: Herr Professor Dr. Anhagen.

Einwirkung der wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse auf das Frauenleben.

B. Referentin: Fräulein Gertrud Dyhrenfurth.

Der Einfluß der Gebildeten auf dem Lande.

Referentin: Freiin Elly zu Putlitz.

Freitag, den 20. Februar, 1/2 10—3 Uhr:

Gesundheitliche Fragen auf dem Lande.

Referent: Unbestimmt.

Ausbildungsmöglichkeiten für Mädchen und Frauen auf dem Lande.

Referentin: Frau Dr. Rosa Kempf.

Die Bedeutung des Vereinslebens für die Kleinbäuerinnen und Landarbeiterinnen.

Referentin: Frau Elisabeth Boehm-Lamgarben.

Abends 8 1/2 Uhr:

Die Lage der weiblichen Angestellten in den Wasch- und Plättanstalten (Kleinbetriebe).

Referentin: Fräulein Elisabet Bernhard.

Sonnabend, den 21. Februar, 1/2 10—3 Uhr:

Die Entwicklung der Frauenarbeit in der Metallindustrie.

Referentin: Frau Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner.

Die Entwicklung der Frauenarbeit in der Konfektionsindustrie.

Referentin: Fräulein Dr. Marie Elisabeth Lüders-Grunewald.

Der Ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen.

Digitized by Google

Bücherschau

Dichtung.

Richard Dehmel, Gesammelte Werke in drei Bänden. Einbandzeichnung von Professor S. R. Weiß. Mit dem Bild des Dichters in Lichtdruck. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis in Leinen geb. 12,50 *M*, in Halbleder 16 *M*.) Die Feier von Dehmels 50. Geburtstag hat für die Öffentlichkeit unterstrichen, was dem genaueren Beobachter der literarischen Entwicklung in den letzten Jahren immer deutlicher aufgehen mußte: daß von den Dichtern, die heute auf der Höhe des Lebens stehen, Dehmel am stärksten Entwicklung macht und bedeutet. Was heute an jüngsten Richtungen da ist, erscheint ihm näher als irgendeinem anderen verwandt und von ihm herkommend. Der Grund davon ist nicht eine — etwa zur Nachahmung verlockende — ausgeprägte und abgesonderte Eigenart der Form. Dehmel hat nicht einen durchgeführten personalen lyrischen Stil, an dem seine Jünger sich erkennen könnten. Er hat vielmehr mannigfaltige, wechselnde, ja heterogene Ausdrucksmöglichkeiten. Das Schule machende an ihm ist nicht etwas Formales, sondern etwas Innerlicheres, vom Inhalt, dem Lebensgefühl, der Weltstimmung ausgehendes. Dehmel ist der stärkste, unbekümmertste Miterleber der Zeit, er gehört ihr an aus voller Seele, und sie schenkt sich ihm in ihren größten und bewegendsten Kräften. Darum ist eine Volksausgabe seiner Werke in besonderem Sinne eine Volksausgabe — man bedarf ihrer und sie paßt zur „Bestimmung" gerade dieses Künstlers, der Stimme und Deutung, Gestalt und Klärung für ein Ringen ist, das viele erfüllt und bewegt. Die Ausgabe enthält die gesamte Lyrik, die großen zyklischen Gedichte eingeschlossen, eine Auswahl der Prosaschriften und die beiden Dramen „Michel Michael" und „Der Mitmensch".

„Wegenbrecher". Roman-Zyklus aus der Geschichte Rumäniens. Von Bucura Dumbrava. Bd. I: Der Haiduck; Bd. II: Der Pandur. (Regensburg, Wunderlings Hofbuchhandlung, à 6 *M*). Fast ist es ein Wagnis diese Bücher besprechen zu wollen, ohne das schöne, bunte, kindlich-starke Land gesehen zu haben und das rumänische Volk zu kennen, das der wahre Held dieser Romane ist. Uns fehlt das Maß um zu messen: Ein wilder, süßduftender, dornenbewehrter, südlich üppiger Blütenbusch steht vor unsern überraschten Augen und wir suchen vergeblich ihn zu „bestimmen" nach schulmäßigem System.

Ist es nicht merkwürdig, daß die Frauen heute den historischen Roman neu belebt haben? Ricarda Huch, Lulu von Strauß und Torney, Enrica Handel-Mazetti und nun diese in Rumänien lebende deutsche Dichterin, die uns leider nur im Pseudonym bekannt ist „Bucura Dumbrava". Sie teilt mit den erwähnten Schriftstellerinnen die Gabe, Vergangenes aufleben zu lassen, ohne theatralische Maskenaufzüge daraus zu machen, aber auch ohne moderne Seelenkonflikte in anderem Zeitmilieu zu geben; sie teilt ihre sachlich historische Schulung. Dazu kommt ein Reichtum der quellenden Phantasie, der an Selma Lagerlöf erinnert. Nicht die strenge Epik von Ricarda Huch herrscht hier, sondern die Vielfältigkeit der Szenen, die den Gösta Berling so hinreißend macht, in all seinem Helldunkel, seiner Verworrenheit und blitzähnlichen Klarheit — sie verbindet die beiden Dichterinnen, obwohl alles zwischen ihnen liegt, was den Norden vom Süden trennt.

Der „Haiduck" schildert Rumänien im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Die Türken und die Griechen, am schlimmsten aber der eigene, entartete Adel, die Bojaren, saugen das Land erbarmungslos aus. Der ruhige, gesetzliebende, würdig stumme rumänische Bauer wird bis aufs Blut gepeinigt, betrogen, bestohlen — die besten Söhne des Landes werden Haiducken, freie Räuber, um Rache zu üben. Ihr Anführer ist Janku Jiánu, selbst ein Bojar. Sein abenteuerreiches Leben füllt diesen ersten Band. Blut, Brand, Kerker, — dazwischen der tiefe Frieden des Waldes, des einzig großen und treuen Freundes, Verbündeten des Rumänen — wieder Mord und Raub, Galgen, und endlich zähneknirschendes Entsagen im Waffenstillstand, den eine Frau erringt. Und all diese Greuel werden berichtet mit naiver Erzählerfreude, die an alte Heldensage mahnt.

Der zweite Band, der Pandur, schildert den Volksaufstand der Rumänen unter Tudoz und zu gleicher Zeit als Gegenstück die jämmerliche Tragikomödie der griechischen Freiheitskämpfe unter dem weibischen Opernhelden Alexander Ypsilanti. Noch härter wird hier die Fülle der Ereignisse in Holzschnittmanier gemeistert. Denn noch härter ist der Held, keiner menschlichen zarten Regung mehr zugänglich, — aus seiner übermenschlichen Tugend wird er zum grausamen Tyrannen und stürzt, ohne Kampf und Sieg

Digitized by Google

erreicht zu haben, an der Überspannung seines Wesens tragisch gerichtet. — Der stärkste Eindruck, den das Buch dem staunenden Leser hinterläßt, ist die Empfindung, wie klein eine Zeit ist, die den Krieg nicht kennt . . .

Literarisch gewertet sind wohl Unvollkommenheiten vorhanden, — wie etwa das Auftreten des Janku im zweiten Band, das wundervoll einsetzend im Verlauf des Buches verloren geht, ohne Spur verlöscht. — Aber alle kleinen Fehler verschwinden, schmelzen gleichsam unter der inneren Glut, die alles beherrscht. Nur eines bleibt störend: wir hätten eine andere Einleitung gewünscht, als die unendlich liebenswürdige, zarte, feinsinnige Huldigung, die Carmen Sylva dem Werke mitgibt. Dies Kind ist zu ungebärdig und zu groß, um an der Hand der zärtlichen Patin den Weg zu beginnen. Auch der sentimentale liebevoll gewählte Name Bucura Dumbrava (Waldfreud), gibt einen falschen Klang. Wenn eine Einleitung dem Leser wirklich helfen könnte, so wäre es eine kurze, nüchterne Skizze der rumänischen Geschichte und eine Erklärung der vielen fremden Namen, von Gebräuchen, Mißbräuchen, Verwaltungen, Völkerschaften, Ritualien, — die wirr und beklemmend den Eingang in diesen Wald erschweren.

Ein schönes Motto steht über dem Werk: Hic sunt leones. Elly Heuß Knapp.

„Parsifalmärchen." Von Houston Stewart Chamberlain. München 1913. Verlag von F. Bruckmann, A.-G. Die drei Erzählungen: „Parsifals Christbescherung, ein Weihnachtsmärchen; Parsifals Gebet, ein Ostermärchen; Parsifals Tod, ein Pfingstmärchen", waren ursprünglich für ein begabtes Kind geschrieben. Sie erschienen zuerst in den Bayreuther Blättern, dann in kleiner Auflage in Prachtausgabe, und werden nun, gründlich umgearbeitet, einem erweiterten Kreise in prunklos-gediegener Ausstattung neu dargereicht. Das Evangelium des erlösenden Mit-Leidens mit Mensch und Tier ist das psychologisch fein durchgearbeitete Problem des Weihnachts- und Ostermarchens; die Offenbarung des Todes, des wütenden Kampfes ums Dasein das des Pfingstmärchens. Es sind „Kunstandachten", die hier geboten werden, in erster Linie der Bayreuther Gemeinde.

„Der Apotheker von Klein-Weltwil." Ein Roman von Ernst Zahn. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin. (Preis 4 M.) In einem kleinen Nest der Ostschweiz weiß ein in der Welt viel herumgekommener Mann, der die dortige Apotheke erbt, die friedlichen und freundlichen Beziehungen der Bevölkerung durch scheinbar harmlose, einem im Grunde hämischen und neidischen Gemüt entsprungene Worte und Taten hoffnungslos zu zerstören — das ist der Kern der Handlung, die zu eingehenden, mit Sachkenntnis gezeichneten Milieuschilderungen führt.

„Thede", eine Erzählung von A. Engel. In Kommission bei F. Fontane & Co., Berlin-Grunewald. (Preis 4 M., geb. 5 M.) Das Buch ist die erste Veröffentlichung des Verbandes deutscher Autoren „Das Sprungbrett". Es ist die einfache Erzählung der Lebensschicksale eines Idealisten, dem es in der harten Wirklichkeit jämmerlich genug geht, dem aber doch das Leben in seinen Märchenreichen bis zum Scheiden ein Lächeln um die Lippen legt.

Literatur, Kunst, Kulturgeschichte.

„Schiller." Die Geschichte seines Lebens. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Mit 52 Abbildungen. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. (Preis geh. 8,50 M., in Leinen geb. 10 M.) Theoretisch möchte man vielleicht die Notwendigkeit und Lebensfähigkeit einer neuen Schiller-Biographie bestreiten. Die Probe auf diese Theorie kann nur durch die Lektüre gemacht werden. Es fragt sich, ob man nach alledem, was man über Schiller gelesen hat, noch einmal durch die Darstellung seines Lebens gefesselt werden kann. Diese Probe besteht das Buch, das uns der Urenkel Schillers hier gegeben hat, durchaus. Diese neue Biographie will nicht eine Darstellung vom Standpunkt des Schillerphilologen sein, sondern eine schlichte, wahre und übersichtliche Zusammenfassung dieses in vieler Beziehung einzigen Lebens, die sich tatsächlich in der deutschen Familie einbürgern kann. Und diesen Platz wird sie finden. Was neu darin ist, konnte uns nur aus der Hand dieses Schillerschen Nachkommen geboten werden. Es sind ungedruckte Briefe aus dem Familienarchiv und bisher unveröffentlichte Wiedergaben aus dem Schillermuseum zu Schloß Greifenstein. Die gut reproduzierten Bilder aus Schillers Familie und seinem Freundeskreis würde man ungern missen. An literarischen Beigaben ist nur wenig gegeben, aber dies wenige ist willkommen; es ist ein Quellenverzeichnis am Schluß des Bandes: 1. Schillers zu Lebzeiten herausgegebene Schriften, nach dem Erscheinen geordnet, 2. Schriften, Briefwechsel usw. nach 1805 erschienen, 3. Biographien usw.

„Goethepredigten." Kanzelreden über Goethes Faust und Iphigenie von Julius Burggraf, weil. Pastor prim. an St. Ansgari in Bremen. Bearbeitet und herausgegeben von Karl Rösener, Pastor zu St. Andreas in Erfurt. Mit der Selbstbiographie und dem Bilde Burggrafs. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker), Gießen. (Preis 4 M, geb. 5 M.) Den „Schillerpredigten" Burggrafs folgen hier seine Goethepredigten, deren Drucklegung der Verfasser nicht mehr erleben sollte. Ein Wort des Herausgebers kennzeichnet ihren Inhalt: „Diese Goethepredigten wollen nicht Vorträge über Goethes Religion sein. Seine Gedankenwelt bildet nur ihren Hintergrund. Ihr Inhalt ist das Leben, wie es vor dem dichterischen Gebilde Anregung und Weisung empfängt, das Menschenherz, wie es daran seine Läuterung und Vertiefung findet." Die kleine biographische Skizze: „Zur Rechtfertigung der Dichterpredigt" bezeichnet den Weg, den der Verfasser zu diesem Lebenswerk schritt, das im übrigen für sich selbst zeugen wird.

„Doktor Martin Luther." Ein Lebensbild für das deutsche Haus von Georg Buchwald. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage mit

Digitized by Google

zahlreichen Abbildungen im Text und auf 16 Tafeln nach Kunstwerken der Zeit. Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. (Geb. 8 *M.*) Das Buchwaldsche Buch erscheint hier in 2. Auflage. Sie bringt im Text nur dort Veränderungen, wo die Ergebnisse der neuesten Forschungen es verlangten, aber einen erweiterten Bilderschmuck. Was der Verfasser mit dem Buch gewollt hat: in die deutsche Familie eindringen und ihr eine volkstümliche Darstellung dieses großen Lebens zugänglich machen, das hat er in hohem Maße erreicht. Als einer der besten Lutherkenner hat er doch die Kunst der Beschränkung zu üben verstanden, so daß die Lesbarkeit des Buches für den theologischen Laien nirgends beeinträchtigt ist. Die zahlreichen in den Text eingefügten Holzschnitte und Faksimile tragen viel dazu bei, die Zeit in uns lebendig werden zu lassen, so daß wohl auch dieser Auflage eine glückliche Zukunft verheißen werden kann.

„Die Märchen der Weltliteratur." Herausgegeben von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert. 1. **Plattdeutsche Volksmärchen.** Ausgabe für Erwachsene. Gesammelt und bearbeitet von Wilhelm Wisser. 2. **Russische Volksmärchen.** Übersetzt und eingeleitet von August von Löwis of Menar. Verlag Eugen Diederichs in Jena. (Preis pro Band geb. 3 *M*, in Leder 5,50 *M.*) Der schönen Ausgabe der Märchen der Weltliteratur gesellen sich hier zwei neue Bände. Die plattdeutschen Märchen sind nicht etwa eine Fortsetzung zu den drei im gleichen Verlag erschienenen Bändchen „Wat Grotmoder vertell't". Diese waren für die Jugend bestimmt; der hier veröffentlichte Band ist nur für Erwachsene. In der Einleitung gibt der Verfasser einen interessanten Bericht über die Art, wie die Sammlung zustande gekommen ist. Auf Wanderungen durch Ost-Holstein, die ihn aufs engste mit dem Volk zusammenführten, hat er systematisch gesammelt und ein überraschendes Finderresultat zu verzeichnen gehabt. So kann er eine große Anzahl ganz neuer Schwänke und Märchen bieten.

Wenn diese Märchen auch den Nichtkenner der plattdeutschen Sprache doch heimisch anmuten, so führen uns die russischen Volksmärchen in eine ganz andere Welt. Zwar sind die Motive vielfach mit denen unserer eigenen Märchen eng verwandt; dahinter aber steht ein Volksempfinden, das uns doch mehr oder weniger fremd ist. So wird dieser Band dazu beitragen, uns die Stimmungswelt des russischen Volkes und die bunte Phantastik seiner alten Heldendichtung näherzubringen.

Ein neues Gebiet betritt der Diederichssche Verlag mit seiner Veröffentlichung:

„Griechische Märchen." Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klassischen Altertum. Ausgewählt und übertragen von Aug. Hausrath und Aug. Marx. Mit 23 Tafeln. 1. bis 3. Tausend. (Preis 6 *M*, geb. 7,50 *M.*) Das Buch ist für den Kreis der literarisch Interessierten, aber nicht fachlich Gebildeten bestimmt. Es will sie ohne gelehrten Apparat in die ihnen sonst kaum zugängliche Welt antiker volkstümlicher Erzählungen einführen. Homer, Aesop, Phädrus, Aelian, Herodot, Ovid, Lukian, Apuleius, Petronius, um nur die namhaftesten zu nennen, sind reich vertreten. Eine gut orientierende Einleitung und Anmerkungen erleichtern das Eindringen, das im übrigen durch den Stoff selbst, sobald man nur begonnen hat, fast erzwungen wird.

„Handbuch der Kunstwissenschaft." Herausgegeben von Dr. Fritz Burger, Privatdozent an der Universität, Lehrer an der Akademie der bildenden Künste in München. Berlin-Neubabelsberg, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. M. Koch. (Einzelpreis 2 *M*, Subskriptionspreis 1,50 *M.*) Von dem schönen, reich ausgestatteten Handbuch, dessen erste 6 Lieferungen wir bereits im Juliheft des vorigen Jahrganges anzeigten, sind inzwischen 6 weitere Hefte erschienen. Von diesen bringen Lieferung 7, 8, 9 und 12 die Fortsetzung der in der 3. und 4. Lieferung begonnenen Geschichte der Altchristlichen Kunst von ihren Anfängen bis zur Mitte des ersten Jahrtausends von Professor Dr. Oskar Wulff, Kustos am Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. Zunächst wird die Geschichte der Malerei beendet. Eingehende Untersuchungen über die römische Katakombenmalerei führen auch hier wieder auf die ältere alexandrinische Typenschicht als den Grundstoff ihres Bilderkreises zurück, was durch zahlreiche überaus sorgfältig gewählte und reproduzierte Abbildungen belegt wird. Es folgt sodann das Kapitel über die altchristliche Plastik, deren Anfänge wieder in der Ausschmückung des Grabes liegen. Die Entwicklung der Sarkophagplastik wird in ihren beiden Hauptlinien: der alexandrinischen und der kleinasiatisch-antiochenischen verfolgt. Der Blüte der syrisch-palästinensischen Reliefskulptur, der alexandrinischen und koptischen Reliefplastik seit Konstantin mit ihrer eigenartigen Umbildung der christlichen Kunstsprache, und der altchristlichen und profanen oströmischen Freiplastik werden dann besonders interessante Kapitel gewidmet. Den Schluß machen die Reliefplastik der oströmischen Staatsdenkmäler, die christliche Reliefplastik im byzantinischen Kunstkreise und die altchristliche Kleinplastik. — Lieferung 10 und 11 bringen die Fortsetzung der Geschichte der deutschen Malerei von Fritz Burger. Ein ganz besonders reiches Veranschaulichungsmaterial, zum Teil in farbiger Reproduktion aus entlegenen Kodizes entnommener Originale, illustriert die an sich schon sehr anschauliche Darstellung. Wir können nur wiederholt dazu auffordern, die Gelegenheit zum Erwerb dieses monumentalen Werks im Abonnement nicht zu versäumen.

„Salons". Bilder gesellschaftlicher Kultur aus fünf Jahrhunderten von Dr. Valerian Tornius. 2 Bände, Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig. (Preis geh. 7,50, geb. 10 *M.*) Wenn auf etwa 500 Seiten Salons aus fünf Jahrhunderten geschildert werden sollen, so ist von vornherein klar, daß das einzelne Bild nicht sehr ausgeführt sein kann. Man wünscht sich, wenn man diese Seiten durchblättert, eine Beschränkung des Stoffes und eingehendere Behandlung des einzelnen. Hier und da sind auch Ansätze zu einer solchen liebevolleren Ausführlich-

Digitized by Google

keit, bei denen zugleich der zuweilen etwas trocken berichtende Stil sich zu mehr künstlerischer Formung erhebt. Von den fünf Abschnitten: Renaissance, Barock, Rokoko, Empfindsamkeit, Romantik hat man am meisten von dem ersten, weil er die weniger bekannten Tatsachen behandelt. Daß die Geselligkeit bei Goethe unter die Rubrik „Romantik" gestellt wird, ist nicht ganz sachgemäß. Zu knapp sind ferner die „letzten Salons" behandelt. Was z. B. über Marie D'Agoult berichtet wird, sind ein paar unzulängliche und dürftige allgemeine Angaben, während man gerade bei ihr eine Form des Salons schildern könnte, die nachromantisch und ganz modern ist und die nicht selten war in der Mitte des 19. Jahrhunderts, den politischen Salon, in dem sich die Stimmungen der modernen politisch-sozialen Kämpfe zum Teil bildeten. Hierher hätten z. B. Malwida von Meisenbug oder die Kinkels in London gehört.

Immerhin wird das Buch von vielen gern gelesen werden. Seine Tatsachen vertiefend läßt sich daraus die Rolle erkennen, die die Frauen in ihrer wichtigen Mission als Vertreterinnen geistiger Kultur gespielt haben. Die Geschichte dieser wichtigen Rolle ist in der Tat noch nicht geschrieben. Und auch dies sind nur Anfänge dazu.

Frauenfrage.

„Die Gleichstellung der Geschlechter" und die Reform der Jugenderziehung. Die Mission unseres Jahrhunderts. Von Irma von Troll-Borostyani. 3. Auflage, herausgegeben vom Bayerischen Verein für Frauenstimmrecht. Verlag von Ernst Reinhardt in München. (Preis 1,25 *M*, geb. 2,25 *M*.) Das Buch über die Gleichstellung der Geschlechter ist im Jahre 1884 geschrieben. Man sollte meinen, daß die darin enthaltenen Forderungen längst erfüllt und die Anschauungen, auf die sie sich stützen, veraltet sein müßten. Aber es ist ein Beweis für die Langsamkeit der Entwicklung auf diesem Gebiet, daß, trotz aller kleinen Fortschritte, das meiste heute so gut wie damals noch Programm ist. „Es ist den Menschen mit der Gerechtigkeit nicht Ernst, es hat die moralische Regeneration noch nicht durchgegriffen, solange nicht die Hauptgrundlagen der gesellschaftlichen Erziehung, die Stellung der beiden Geschlechter zueinander und die jedes der beiden Geschlechter zum Staat unter Gesetze gleicher Gerechtigkeit gestellt sind und solange nicht beide Geschlechter an der Gesetzgebung gleichen Anteil nehmen" — das können wir heute noch ebensogut sagen wie damals. So kann das Buch zum Teil auch jetzt noch werbend für die Sache der Frauen wirken, wenn auch einzelne Forderungen, wie die Erziehung der Kinder in Staatsinstituten, von uns abgelehnt werden —; überdies wird es zur Vervollständigung der Bibliotheken zur Frauenbewegung sicher vielen willkommen sein.

Kurze Anzeigen.

„Geschichte der deutschen Dichtung." Von Hans Röhl. B. G. Teubner, Berlin und Leipzig. (Preis in Leinen geb. 2,50 *M*; in Halbfranz 3 *M*.) Obwohl in erster Linie für die Schule bestimmt, wird das Buch auch sonst die Aufgabe erfüllen können, die es sich verständigerweise für die Schüler gesetzt hat: ein Verständnis der Schätze unsrer Literatur anzubahnen, nicht ein Notizenwissen zu vermitteln. Es erscheint dazu in seiner vorwiegend geschichtlich betrachtenden Darstellungsweise besonders geeignet.

„Deutsche Burgen und feste Schlösser aus allen Ländern deutscher Zunge." Mit 130 Abbildungen 1. bis 60. Tausend. Karl Robert Langewiesche. Verlag Königstein im Taunus und Leipzig. (Preis 1,80 *M*.) Dem schönen Band über die deutschen Dome gesellt sich dies „blaue Buch" der Burgen. In den gut gewählten und vorzüglich wiedergegebenen 130 Repräsentanten stellt sich die Eigenart deutscher Burgbauten vom Niederrhein bis Siebenbürgen, von Schleswig bis Südtirol dem Beschauer dar, zu immer neuer Vertiefung lockend und führend.

„Die Lieder des Mirza-Schaffy." Mit einem Prolog von Friedrich Bodenstedt. 163. Aufl. Berlin 1914. R. v. Deckers Verlag G. Schenck, Königl. Hofbuchhändler. (Preis eleg. geb. 1,50 *M*.) Die Unverwüstlichkeit des Mirza-Schaffy dürfte durch diese „Volksausgabe", mit der das 256. bis 257. Tausend erscheint, am besten bewiesen werden.

„Lebendiges Papier." Erfindungen und Entdeckungen eines Knaben. Der eigenen Kindheitserinnerung nacherzählt von Dr. Ernst Weber. Mit 24 Tafeln. B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. (Preis in Mappe 2,50 *M*.) Die Kunst des Ausschneidens wird in unserer Zeit der fertigen Spielzeuge wenig mehr von der Jugend geübt. Hier liegt eine systematische Anweisung dazu von den einfachsten Anfängen bis zu hochstehenden Leistungen vor, die von der Hand des Kindes selten zu verwirklichen sein dürften, ihm aber das anzustrebende Ideal vorstellen mögen. Die hier gegebenen Anregungen verdienen von Eltern und Erziehern lebhaft aufgegriffen zu werden.

„Neue Zeichenspiele." Von Antonie Krieg. Mit Geleitswort von Rektor Dr. Frohnmeyer. Verlag der Evangelischen Gesellschaft, Stuttgart. (Preis in Vielfarbenumschlag brosch. 0,75 *M*, geb. 1 *M*.) Dreißig hübsche Zeichenversuche mit leicht behaltbaren Verschen.

„Kochvorschriften" mit Berücksichtigung der vegetarischen Küche. Einkauf, Aufbewahrung, Vorbereitung von Lebensmitteln und Restverwendung von Hedwig Heyl. Zweite Auflage, Berlin 1914. Verlag von Karl Habel. Die aus dem Abc der Küche von Frau Hedwig Heyl gesondert herausgegebenen Kochvorschriften haben sich als ein solches Bedürfnis für die Köchin und die Frau des Mittelstandes herausgestellt, daß eine neue Auflage notwendig wurde. Sie bedarf kaum noch der Empfehlung.

Digitized by Google

Erklärung

des Vereins Frauenbildung–Frauenstudium über die Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium.

Diese Erklärung hat der Verein den etatsmäßigen preußischen Universitätslehrern vorgelegt und sie um ihre Unterschrift gebeten.

Ein Ministerialerlaß vom 11. Oktober v. J. gestattet den Abiturientinnen des Oberlyzeums nicht nur ohne weiteres den Zutritt zum Studium in der philosophischen Fakultät und zur Ablegung der Prüfung für das höhere Lehramt, sondern mit einem Nachexamen in einigen Fächern auch die Zulassung zum Studium in den anderen Fakultäten. Wenn auch damit für das Studium in der philosophischen Fakultät nichts Wesentliches an den seitherigen Bestimmungen geändert wird, so ist doch anzunehmen, daß der Zudrang von Schülerinnen des Oberlyzeums zur Universität noch bedeutend zunimmt, und alle, auch bisher schon damit verknüpften Übelstände jetzt noch mehr zur Geltung kommen. Die Unterzeichneten können in der seminaristischen Vorbildung keinen gleichwertigen Ersatz für einen der drei seither geltenden Vorbildungswege erkennen. Daß sie kein Ersatz ist, spricht der Erlaß durch seine Bestimmungen über ein Nachexamen ja selbst aus. Ein Nachexamen kann nun wohl in einzelnen Fällen als Notbehelf gelten, aber einen allgemeinen Ersatz für den normalen Lehrgang der höheren Schulen kann es nicht bieten.

Die große Verschiedenheit in der Vorbildung der Studenten macht sich schon jetzt unangenehm fühlbar, zumal da, wo die Vorbildung dem gewählten Studium nicht entspricht. Die Schülerinnen des Oberlyzeums würden diesen verschiedenen Vorbildungsarten noch eine neue hinzufügen, die für keines der Studienfächer als ausreichend angesehen werden kann, da der Mangel an alten Sprachen nicht wie bei der Oberrealschule durch ein Mehr an Mathematik und Physik ausgeglichen wird. Wenn aber Frauen mit den Männern in Wettbewerb treten, so müssen an ihre Vorbildung und ihre Leistungen dieselben Anforderungen gestellt werden. Ein weiteres Bedenken aber scheint uns darin zu liegen, daß die seminaristischen Lehrer mit vollem Recht die gleiche, schon oft von ihnen erhobene Forderung stellen können, wenn man den Frauen einen leichteren Weg zum Studium erschließt, der nicht über eine der drei seitherigen höheren Schulen führt.

Durch die Schaffung der Studienanstalten ist begabten Mädchen die Möglichkeit gegeben, auf dem normalen Wege zum Studium zu gelangen. Es liegt keinerlei Bedürfnis vor, eine große Anzahl von weniger gut vorgebildeten Studentinnen heranzuziehen. Bei der großen Überfüllung aller Berufe mit akademischer Vorbildung wäre es eher berechtigt, die Zulassungsbedingungen zur Universität zu erschweren, als sie zu erleichtern.

Wir sind daher der Ansicht, daß der in dem Erlaß bezeichnete Weg zur Universität nur als eine Übergangsmaßnahme angesehen, und daß tunlichst bald die der Knabenbildung gleichwertige Vorbildung durch die Studienanstalt allgemein verlangt werden sollte.

Dezember 1913.

Berlin,

Dr. **Auschütz**, Geh. Justizrat und ordentl. Professor; Dr. **G. Berendt**, Univers.-Professor, Geh. Bergrat; Professor Dr. **M. Borchardt**; Professor Dr. **Conrad Bornhak**; **W. Branca**; **A. Brandl**; Professor Dr. **A. Brauer**; Professor **Fritz Cohn**, Direktor des Kgl. Astronomischen Rechen-Instituts; Professor **Hans Delbrück**; **Max Dessoir**; Professor Dr. **H. Diels**, Geh. Oberregierungsrat, best. Sekretär der Kgl. Akad. d. Wiss.; **A. Engler**; Professor Dr. **B. Erdmann**; Professor Dr. **Eulenburg**,

Digitized by Google

Geh. Medizinalrat; **Emil Fischer**; Professor **Wilhelm Foerster**, Geh. Regierungsrat; Geh. Regierungsrat Professor Dr. **Karl Frey**; Professor Dr. **Gustav Fritsch**, Geh. Medizinalrat; **Frobenius**, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **L. Geiger**, Geh. Regierungsrat; Dr. **Otto von Gierke**, Geh. Justizrat und Professor; Professor **Adolph Goldschmidt**; Professor D. Dr. **Hugo Greßmann**; Professor D. **Harnack**, Wirklicher Geheimer Rat; Professor Dr. **A. Heffter**, Geh. Medizinalrat; Professor **Hildebrand**, Geh. Medizinalrat; Professor **Hintze**; Professor **Otto Hirschfeld**, Geh. Regierungsrat; Professor **W. His**, Geh. Medizinalrat; Professor D. **K. Holl**; **Fritz Jäger**, a. o. Professor für koloniale Geographie; Professor D. Dr. **Kahl**; Dr. **L. Kny**, Professor, Geh. Regierungsrat; Univers.-Professor Dr. **Gustaf Kossinna**; Professor Dr. **Liebisch**; Professor Dr. **G. Loeschcke**, Geh. Regierungsrat; Dr. **H. Lüders**, ordentl. Professor an der Universität Berlin; Professor **v. Luschan**; Professor Dr. **Eduard Meyer**; Professor Dr. **Richard M. Meyer**; Dr. **Friedrich Neesen**, Geh. Regierungsrat und Professor; Professor Dr. **E. Norden**; Professor **J. Orth**, Geh. Medizinalrat; Professor Dr. **Albrecht Penck**; Professor Dr. **H. Piper**; Professor Dr. **M. Planck**; Professor Dr. **A. Rambeau**; Dr. **A. Riehl**, o. Professor der Philosophie, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Max Roediger**, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Ed. Sachau**; Professor Dr. **Dietrich Schäfer**; Professor Dr. **Schiemann**; Professor Dr. **G. v. Schmoller**, Wirkl. Geh. Rat; Professor **F. E. Schulze**; Professor Dr. **H. A. Schwarz**, Geh. Regierungsrat; Dr. **E. Seckel**, o. Professor der Rechte, Geh. Justizrat; Dr. **Eduard Seler**, a. o. Univers.-Professor, Abteilungsdirektor am Kgl. Museum für Völkerkunde; **M. Sering**, o. Professor der Staatswissenschaften, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **W. Sieglin**; Professor **Simmel**; D. **Hermann Frhr. von Soden**, Professor und Pfarrer; **Sonnenburg**, ord. Professor in der medizinischen Fakultät; Professor Dr. **R. Sternfeld**; **Hermann L. Strack**, Professor der Theologie, Dr. th. et ph.; Professor Dr. **Hermann Struve**; Dr. **Carl Stumpf**, Geh. Regierungsrat, Univers.-Professor; Dr. **M. Tangl**, ord. Professor; **Hans Virchow**; Professor Dr. **Adolph Wagner**, Wirkl. Geheimer Rat; **Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff**; Professor **Williger**; Dr. **L. Wittmack**, Geh. Regierungsrat, a. o. Professor.

Bonn,

Geheimrat Professor Dr. **Anschütz**; Professor Dr. **R. Brauns**, Geh. Bergrat; Professor Dr. **A. Brinkmann**; Dr. **Alfred H. Bucherer**, ord. Honorarprofessor; Dr. **K. D. Bülbring**, Univers.-Professor; Professor D. Dr. **Carl Clemen**; **Paul Clemen**; **Konrad Cosack**; Professor **H. Diesel**; Professor Dr. **Fitting**; **W. Foerster**; Professor **J. Franck**; Professor Dr. **Otto von Franqué**, Direktor der Univers.-Frauenklinik; Professor Dr. **Garrè**, Geh. Medizinalrat; Professor D. **Goeters**; Professor **Grafe**; Professor Dr. **Heimberger**; Professor Dr. **R. Hilling**; Professor **H. Kayser**; **M. Koernicke**; Dr. **Paul Krause**, Univers.-Professor, Direktor der medizinischen Poliklinik; Professor **Krüger**, Geh. Justizrat; Professor Dr. **Kuhnt**, Geh. Medizinalrat; Professor Dr. **Küster**; Professor Dr. **F. Küstner**, Geh. Regierungsrat, M. d. H.; Dr. **Ernst Landsberg**, Professor; Dr. **H. Leo**, o. Professor der Medizin; Dr. **Wilhelm Levison**, a. o. Professor; **B. Litzmann**; Dr. **F. London**, o. Univers.-Professor; Professor **Friedrich Marx**; Professor D. **J. Meinhold**; Professor Dr. **R. Meißner**; Professor Dr. **Pelman**; Professor Dr. jur. **H. H. Pflüger**; Professor **A. Pflüger**; Dr. **Alfred Philippson**, ord. Professor der Geographie; Professor **Hans Pohlig**; Professor Dr. **Ribbert**, Geh. Medizinalrat; **E. Rimbach**; Professor Dr. theol. **O. Ritschl**; Professor **Sachße**, Geh. Konsistorialrat; Univers.-Professor Dr. **H. Schneegans**; Dr. **Hans Schrener**, Professor der Rechte; Dr. **Schrörs**, Professor der kath. Theologie; Professor Dr. **Schultze**, Geh. Medizinalrat; Professor **Hermann Schumacher**; Professor D. **Sell**; **G. Steinmann**; Professor **E. Study**; Professor Dr. **Ulrich Stutz**, Geh. Justizrat; Professor **R. Thurneysen**; **Trautmann**; **Ungar**; **Max Verworn**, Professor; D. Dr. **Weber**, Professor der Theologie; Professor Dr. **U. Wilcken**; **Franz Winter**; Professor Dr. **Zitelmann**, Geh. Justizrat; Professor Dr. **Zorn**, Geh. Justizrat, M. d. H.

Breslau,

Professor Dr. **Carl Appel**, Geh. Regierungsrat; Dr. **Berkner**, Professor; Professor Dr. **Heinrich Bilz**; Dr. **Conrad Cichorius**, ord. Professor der alten Geschichte; Univers.-Professor D. Dr. **Drescher**; Professor Dr. **Alfred Gercke**; Professor Dr. med. **F. Henke**, Direktor des Pathologischen Instituts der Universität; Professor Dr. **Hillebrandt**, Geh. Regierungsrat, M. d. H.; Professor Dr. theol. et phil. **Gustav Hoennicke**; Dr. **Georg Kaufmann**, Professor, Geh. Regierungsrat; Professor **R. Kautzsch**; Professor Dr. med. **H. Klaatsch**; Dr. **A. Kneser**, Univers.-Professor, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Kroll**; Professor Dr. **W. Kükenthal**; Professor Dr. **Küstner**, Geh. Medizinalrat; Dr. **Bruno Meißner**, a. o. Professor; Dr. **Herbert Meyer**, o. Professor der Rechte; Professor Dr. **Preuß**; Professor Dr. **E. Pringsheim**; Professor Dr. **Richter**, Geh. Medizinalrat; Professor Dr. **Rosen**, Direktor des pflanzenphysiologischen Instituts; Dr. **G. Sarrazin**, o. ö. Professor an der Universität; Dr. **Joseph Sickenberger**, o. Professor der Theologie; **Alex. Supan**; Dr. **Konrat Ziegler**, a. o. Professor.

Göttingen,

Professor Dr. **F. C. Andreas**; Professor Dr. **Berthold**, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Konrad Beyerle**; Professor D. **Bousset**; Professor Dr. **Brandi**; **G. Cohn**; Professor **Hatschek**; Professor **W. Heubner**; Professor Dr. **A. v. Hippel**, Geh. Medizinalrat; Professor Dr. **K. Hürthle**; Professor Dr. **E. Husserl**; Professor Dr. **Paul Jensen**; Professor **P. Jung**; **G. Körte**, Dr. phil. o. ö. Professor, Geh. Regierungsrat; Professor der Rechte Dr. **K. Lehmann**; **F. Leo**; Geh. Regierungsrat Dr. **L. Morsbach**, ord. Univers.-Professor; Professor Dr. **G. E. Müller**; Professor Dr. **H. Oldenberg**; Dr. **Richard Pietschmann**, Geh. Regierungsrat, Univers.-Professor, Mitglied der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften; Professor **Pohlenz**; Professor **L. Prandtl**; Professor

Digitized by Google

H. Reichenbach; Professor Dr. **Riecke**; Professor Dr. **v. Seelhorst**; Professor Dr. **K. Sethe**; Professor Dr. **Hermann Th. Simon**; Professor **Stich**; Univers.-Professor Dr. **A. Stimming**, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Titze**; Professor Dr. **R. Weißenfels**; **Paul Wendland**, ord. Professor, Dr. theol. et phil.

Greifswald,

Professor **D. Dunkmann**; Dr. **M. Friederichsen**, o. ö. Professor der Geographie; Dr. **H. Glagau**, o. ö. Professor; D. **Frhr. v. d. Goltz**, o. Professor a. d. Universität; Professor Dr. **Felix Hausdorff**; Professor D. Dr. **Johannes Haußleiter**, Geh. Konsistorialrat; Professor Dr. **Ferdinand Heuckenkamp**; Dr. jur. **Hubrich**, o. ö. Professor der Rechte; Professor **E. Kallius**; Professor D. **J. Kögel**; Professor Dr. **Kroemer**, Direktor der Universitäts-Frauenklinik; Professor Dr. **Langen**; Professor **Lidzbarski**; Professor Dr. jur. **P. Merckel**; Professor Dr. **Milch**; Professor Dr. **Walter Otto**; **Pernice**; Geheimrat Professor Dr. **G. Pescatore**; Universitäts-Professor Dr. **Th. Posner**; Geheimrat Professor Dr. **J. Rehmke**; **A. Hugo Schulz**, Geh. Medizinalrat; Professor D. Dr. **Hermann Schwarz**; Universitäts-Professor Dr. **Semrau**; Dr. **H. Starke**, a. o. Professor; Professor Dr. **E. Stengel**; Geheimrat Dr. **H. Ulmann**, Professor a. D.; Geh. Justizrat Professor Dr. **Weismann.**

Halle a. S.,

Professor Dr. **Biermann**, Geh. Justizrat; Professor Dr. **Otto Bremer**; Professor Dr. **Dorn**, Direktor des physikalischen Instituts, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **P. Eisler**; **Hans Fehr**; Professor D. Dr. **Paul Feine**, Geh. Konsistorialrat; Geheimrat Professor Dr. **R. Fester**; **B. Haecker**, Professor der Zoologie; Professor Dr. **Erich Harnack**, Geh. Medizinalrat; Professor **v. Hippel**, Direktor der Universitäts-Augenklinik; Professor Dr. **G. Karsten**; **D. Kattenbusch**, Professor der Theologie, z. Zt. Rektor der Universität; Professor Dr. **Theodor Lindner**, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Mohr**; Professor Dr. **Leo Raape**; Dr. **P. Rehme**, Professor der Rechte; **O. Schlüter**, ord. Universitäts-Professor; Universitäts-Professor Dr. **Karl Schmidt**; Professor Dr. **Schmidt-Rimpler**, Geh. Medizinalrat; Professor Dr. **Stoeltzner**; Professor Dr. **Hermann Suchier**; Geh. Regierungsrat Professor Dr. **Uphues**; Professor Dr. **Hans Vaihinger**, Geh. Regierungsrat; **Karl Voretzsch**, Professor der roman. Philologie; Professor **Johannes Walther**; Dr. **Wangerin**, ord. Professor an der Universität, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **G. Wissowa.**

Kiel,

Professor D. **Baumgarten**; Professor Dr. **L. Berend**; Professor Dr. **Albrecht Bethe**; Dr. **Paul Deußen**, Professor, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Dieterici**, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Georg Ebeling**; Professor Dr. **H. Gering**, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Carl Harries**, Geh. Regierungsrat; Professor **Ed. Hermann**; Professor **F. Holthausen**; **F. Jakoby**, Dr. phil., o. Professor der klass. Philologie; Professor Dr. **Jung**; Professor Dr. med. **Klingmüller**; Professor Dr. jur. et phil. **M. Liepmann**; Dr. **Th. Niemeyer**, Professor der Rechte, Geh. Justizrat; Dr. **Felix Rachfahl**, Professor; Dr. **Reinke**, Professor, M. d. H.; Dr. **B. Sauer**, Professor; Professor **Stoeckel**, Direktor der Universitäts-Frauenklinik; Dr. **Richard Weyl**, Professor der Rechtswissenschaft; Dr. **Eugen Wolff**, Professor.

Königsberg i. Pr.,

Narziß Ach, o. Professor der Philosophie; **Georg Baesecke**, Professor Dr.; Professor Dr. **H. Battermann**; Professor Dr. **A. Bergeat**; Professor Dr. **Ludwig Deubner**; Professor Dr. **Dorner**; Professor Dr. med. et phil. **Alexander Ellinger**; Professor Dr. **E. Gaupp**; Professor **Goedeckemeyer**; Professor Dr. **Richard Hoffmann**; Professor Dr. **Alfred Jnucker**; Professor Dr. **C. Kaiserling**, Direktor des pathologischen Instituts der Universität; **Knoke**; Professor D. Dr. **Löhr**; Professor **F. Münzer**; Dr. **Alfred Pillet**, ord. Professor der romanischen Philologie; Dr. **Franz Rühl**, Professor; **A. Stutzer**, ord. Professor, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Winter**, Geh. Medizinalrat.

Marburg,

Dr. **Max Bauer**, Geh. Regierungsrat und Professor; Professor Dr. **Bielschowsky**; Geheimrat Professor Dr. **Birt**; **D. Bornhäuser**, Professor; Professor D. **K. Budde**, Geh. Konsistorialrat; Professor Dr. **W. Busch**; **Enneccerus**, Professor; Professor Dr. theol. **W. Heitmüller**; Professor Dr. **K. Hensel**; Professor Dr. **W. Herrmann**; Dr. **Paul Jacobsthal**, Professor der Archäologie; Professor Dr. **E. Kayser**; **Arthur Meyer**, Professor der Botanik; **Paul Natorp**, Univers.-Professor; Professor Dr. theol. **Rade**; Professor Dr. **Franz Richarz**, Direktor des Physik. Instituts; Professor **G. Frhr. von der Ropp**, Geh. Regierungsrat; Dr. med. **F. Schenck**, o. Univers.-Professor; Professor **D. Simons**; Professor Dr. **Tuczek**, Geh. Medizinalrat; Dr. **Eduard Wechßler**, ordentl. Professor der romanischen Philologie; Professor Dr. **Th. Zincke.**

Münster,

Professor Dr. **H. Erman**, Geh. Justizrat; Dr. **Friedrich Koepp**; Professor der Rechte **Paul Krückmann**; Professor Dr. **J. Plenge**; Univers.-Professor Dr. **Gerhard Schmidt**; **Otto Seeck**, Professor, Geh. Regierungsrat; Professor Dr. **Fr. Tobler.**

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

„Aus Natur- und Geisteswelt“: Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig. (Preis geb. 1,25 ℳ)

Bloch, L.: Soziale Kämpfe im alten Rom. 3. Aufl.

Endres, F. C.: Moltke.

Loening, E.: Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reichs. 4 Aufl.

Müffelmann, L.: Die moderne Mittelstandsbewegung.

Warstet, W.: Die künstlerische Photographie.

Weinstein, M. B.: Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. 2. Aufl.

Ziegler, Th.: Über Universitäten und Universitätsstudium.

„Lehrmeister-Bibliothek.“ Eine Sammlung praktischer Anleitungen für alle möglichen Bedürfnisse des täglichen Lebens. Leipzig. Verlag von Hachmeister & Thal. (Preis pro Bändchen 0,20 ℳ, Doppelbändchen 0,40 ℳ

Dember, J.: Verwertung des Honigs im Haushalt.

Mahlich, P.: Backbuch.

Schneider, Johs.: Marmelade und Musbereitung. Das Einmachen der Früchte. Kandierte Früchte und Konfitüren.

Nagel, Bally. Lyrische Novellen und Skizzen. Halle (Saale). Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Große) 1914, brosch. 2 ℳ, geb. 3 ℳ.

Schieber, Anna. Fröhlich, Fröhlich, Weihnacht überall! 3 kleine Weihnachtsspiele für Kinder, mit besonderer Rücksicht auf Kindergärten. Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart. (Preis 0,50 ℳ)

Tauer, Heinz. Die vom Dorfe. Heitere Bilder und liebe Erinnerungen aus vergangenen Tagen. Halle (Saale) 1913. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (Max Große).

Wegweiser zum häuslichen Glück. Leitfaden des Haushaltungsunterrichts für Mädchen. 301. bis 360. Tausend. Mit Abbildungen. M.-Gladbach 1913. Volksvereins-Verlag G. m. b. H. (Geb. 75 ₰, einzelne Exemplare postfrei 95 ₰ Partiepreise: zu zwanzig 70 ₰, im Hundert 65 ₰, im halben Tausend 60 ₰).

Dame, städt. Beamtin, sucht gebildete berufstätige Dame zum gemeinschaftlichen Wohnen in kl. moderner Wohnung bei vollständiger Unabhängigkeit zum 1. 4., möglichst im neuen Hansaviertel evtl. auch Westen, wenn Stadtbahnverbindung. Offerten erbeten postlagernd NW. 21. **Frida-Amalie.**

Pension von Kierski
BERLIN W 62
Lutherstr. 33
empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Einträgl. kl. Sommerpension
in der Nähe ein. Nervenarztes **abzugeb.** Geeign. f. Dame, welche mit Nervenkrank. umzugeh. verst. Gefl. Off. sub **J. K. 5705** bef. **Rudolf Mosse, Berlin SW 19.**

Höhere Handelsschule für Mädchen, Cöln a. Rh.
2 jähr. Kursus, 32 Wochenstunden. Vorbereitg. für bessere Stellungen u. zu wirtschaftl. Selbständigkeit. Diplom berechtigt zur Handelshochschule.
Prospekte durch Direktor **Oberbach,** Klapperhof 26.

Gymnasialkurse für Frauen.
(Gegründet von Helene Lange 1893.)
Vorbereitung a. d. Reifeprüfung in 4 ansteigend. Jahresklassen.
Aufnahmebed.: 9 J. höh. Mädchensch. Beginn Michaelis.
Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.
Beginn **Ostern.**
Für Auswärtige wird gute Pension nachgewiesen.
Prospekte. — Sprechzeit Dienstags und Freitags 5—6.
Berlin W., Keithstrasse 11 **M. Strinz,** Direktorin.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium“.

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Evang. Pröbelseminar, Cassel.
I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar f. Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**
Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Frauenbildungs-Verein Frankfurt a. Main.
Mitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes, Unterweg 4.
Im Kindergärtnerinnen-Seminar werden Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen (Leiterinnen für Kindergärten, Horte, Kinderheime usw.) mit staatlicher Abschlußprüfung ausgebildet. Diese Ausbildung ist ihrer Vielseitigkeit wegen die günstigste Vorbildung für die verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete. Beginn: April und Oktober. Dauer der Kurse 1½ resp. 2½ Jahre. Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung bietet die Haushaltungsschule des F.-B.-V., ebenfalls Unterweg 4. Pension im Hause.
E. Schwarz, Leiterin des Seminars. **H. Hoppe,** Leiterin der Haushaltungsschule.

Moderner Frauenberuf
Erste Leipziger Damen-Fachschule
für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.
LEIPZIG, Keilstr. 12. Leiter: **Dr. J. Buslik.**
Bisher hat die Schule 112 Damen ausgebildet. Ausf. Prosp. u. Jahresber. frei.

Digitized by Google

Gesucht

Ältere Hefte der „FRAU“.

1893/4 Dezember und April,
1901/2 April und August,
1903/4 Juni,
1905/6 April,
1906/7 September,
1909/10 Juni.

Angebote unter **D. F. Nr. 21** an die Geschäftstelle d. Bl., Berlin S. 14.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Familie in Österreich-Ungarn eine erfahrene, geprüfte Lehrerin für ein Mädchen von 15 Jahren. Ein 12jähriger Knabe ist zu überwachen. Gute Musikkenntnisse und auch Sprachen im Ausland sind Bedingnng. Gehalt bei freier Station 150 Kronen monatlich.

2. Sofort evtl. später sucht Familie im Rheinland evangelische, geprüfte Lehrerin für einen Knaben, 9 Jahre alt. Zu Ostern kommt ein 5jähriges Mädchen hinzu. Perfektes Englisch sowie Musik Bedingung. Gehalt bei freier Station 840 ℳ.

3. Zum 1. Februar sucht Pastorenfamilie in Thüringen für drei Mädchen von 7—10 Jahren geprüfte, evangelische Lehrerin. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Zum 1. April sucht adlige Familie in der Altmark geprüfte, evangelische Lehrerin für drei Mädchen im Alter von 14, 11 und 7 Jahren. Mathematik und gute Sprachkenntnisse Bedingung. Gehalt 1000 ℳ und freie Station.

5. Zum 1. April sucht Landratsfamilie in Westpreußen eine erfahrene, geprüfte Lehrerin für drei Mädchen, 13, 11 und 8 Jahre alt. (Französin ist im Hause). Gehalt bei freier Station bis 900 ℳ.

6. Zum 1. April sucht adlige Familie in Pommern erfahrene, geprüfte Lehrerin für drei Mädchen von 15, 13½ und 12 Jahren. Mathemathik und Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt bei freier Station 1200 ℳ.

7. Zu Ostern sucht Rittergutsbesitzersfamilie in der Mark geprüfte, junge Lehrerin für ein Mädchen von 9 und einen Knaben von 6 Jahren. Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt bei

vom Institut für Damen-Mode Berg-Bühl, Inhaber und Leiter: H. M. Berg, München, St. Annaplatz 2.

Wir bitten, die Beilage besonders zu beachten.

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,

die zum Studium des Französischen nach Paris gehen.

8 Rue Villejust 8.

Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.

Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.
Examen: Ostern. Anfang: Juli.

Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.

Antonie Pfülcker, Officier d'Académie.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge, geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place. Bryanston Square, London W.**

W. Moeser Buchdruckerei — Sep.-Konto „Die Frau“
BERLIN S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35

Von nachstehenden Artikeln unserer Zeitschrift „Die Frau“ haben wir Separatdrucke herstellen lassen:

Helene Lange:

Die Verbreiterung des vierten Weges 20 Pfg.
Der Weg zum Frauenstimmrecht 20 Pfg.

Dieselben sind durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung obiger Preise zuzüglich 5 Pfg. Porto direkt vom Verleger zu beziehen.

Ein neues Buch von Dr. Lhotzky!

Aus gottsuchender Zeit Ein Andachtsbuch für neuzeitlich denkende Menschen. In Gegenwartsstimmen der Führenden.

Aparter Pappband M 3.20, feiner Leinenband M 4.20, eleg. Halblederband M 5.80 (Porto 30 Pf, Ausland 60 Pf). Die Stärke und Eigenart dieses wundervollen Buches liegt darin, daß etwa dreißig der bedeutendsten Führer des religiösen Lebens der Gegenwart, Männer wie Baumgarten, Jatho, Lhotzky, Naumann, Sohm, Traub, Weinel und viele andere zu Worte kommen. Es sind ohne Ausnahme Männer, die im Geiste des Glaubens neue Formen suchen, und so spricht auch aus allen ihren Beiträgen tiefste Gläubigkeit und Herzensfrömmigkeit. **Es ist ein Lebens- und Erbauungsbuch, das in jeden einigermaßen selbständigen geistigen Haushalt gehört.**

Zu bez. durch alle Buchhandl. oder direkt vom **Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart I. 6.**

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 20/21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

1. Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen): für Familien und Anstalten.
2. Jugendleiterinnen für Horte, Kinderheime etc.
   Beide Kurse schliessen mit staatl. Prüfungen ab.
3. Handfertigkeits-Lehrerinnen (staatl. anerkannt u. unter staatl. Aufsicht).
4. Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eigenen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.
5. Kinderpflegerinnen.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Vorklassen für schwachbefähigte Kinder,
1 Elementarklasse (20 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderlesestube,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterinnen Fräulein **Johanna Sicker** und Fräulein **Lili Droescher.** — **Sprechstunden:** Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge** u. a. m. Leiterin: **Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Dienstag und Freitag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Städtische Lesehalle BERLIN

Die Frau

Herausgeberin: Helene Lange.

Verlag: W. Moeser, Berlin

21. Jahrg. Heft 6 März 1914

Strafe und Erziehung im Jugendgefängnis.

Von

J. F. Landsberg, Richter in Lennep.

Nachdruck verboten.

Ich habe stets den Gedanken vertreten: „Für Unreife nur Erziehung und keine Strafe im kriminellen Sinne.“ Den Zustand der Unreife sieht unser Strafrecht mit der Vollendung des 18. Lebensjahres für beendet an. Für das Strafgesetzbuch besteht kein Unterschied mehr zwischen einem Minderjährigen der Altersjahrgänge 18, 19, 20—21 und einem Volljährigen erfahrensten Alters. Die gleichen Strafen bedrohen den einen wie den andern. Der Strafvollzug aber beginnt, einen Unterschied zu machen zwischen den Minderjährigen und den Volljährigen. Das, was bei der Fürsorgeerziehung die Regel ist, nämlich die Fortdauer der Erziehungsversuche bis zur Volljährigkeit, das will der Strafvollzug zum gleichen Zwecke versuchen. Er will die Strafzeit, sofern sie mindestens ein Jahr dauert, zur Erziehung verwenden. Daß man durch die Strafe bessern will, ist kein neuer, vielmehr ein sehr alter Gedanke. Als man uns auf der Universität die verschiedenen Theorien vortrug, welche seit alters die Antwort auf die Frage: „warum wird gestraft?“ zu geben trachten, da war auch eine „Besserungstheorie“ darunter. Aber einmal war der Name „Besserungsversuch“ nur eine äußerliche Heiligung des nach unchristlicher Rache riechenden Vergeltungsstrafrechts, das seinen Inhalt nicht veränderte, dann aber war auch die alte Pädagogik überhaupt eine vielfach irregehende Kunst, so daß auch die beim Strafvollzug verwendete Erziehungsmethode fehlzuschlagen prädestiniert war. Ihr Irrtum bestand darin, daß sie glaubte, Sünde und Verbrechensneigung nisteten wie ein Unkraut im Menschen, und müßten ausgerottet werden, damit die guten Eigenschaften wachsen könnten. In der Tat liegen alle Neigungen und Eigenschaften, die ein normaler Mensch hat

Digitized by Google

und hatte, in jedem normalen Menschen im Keime oder in diesem oder jenem Stadium der Entwicklung vor. Unausrottbar alle. Überwindbar aber durch Vorherrschaft Einzelner. **Nil humani a me alienum puto.** Aber: was von Menschlichem in mir zur Vorherrschaft entwickelt wurde, das ist für meinen Charakter maßgebend. Erziehung ist also möglich nur in dem Sinne der Pflege und der Betonung bestimmter Eigenschaften, die dann wachsen und die anderen zurückdrängen, oft so weit, daß sie für immer gebändigt erscheinen. Zu den Eigenschaften, deren Zurückdrängung beim normalen Menschen durch gute Erziehung regelmäßig vollständig gelingt, gehört die Neigung, arbeitlos und mühelos auf Kosten anderer leben zu wollen. Diese Neigung, der Landstreicher, Diebe, Betrüger, Dirnen, Zuhälter erliegen, weicht nie der sie negierenden offenen Bekämpfung, sie ist der größte Ekel und das Unverständlichste denen, denen das rhythmische Lied der Arbeitsneigung, die Köstlichkeit des Werteschaffens zur wuchernden Blüte des Seelenlebens wurde.

Die Betonung der „schlechten" Eigenschaften kann auch durch Negation allzu stark erfolgen. Dauerndes Befaßtsein mit einer Tat, auch im büßenden, im leidenden Sinne, macht die zu ihr leitenden Eigenschaften stark und zähe. Daher die Strafe, das Festnageln auf einer nicht stark willensbetonten Tat, die diese einleitenden Eigenschaften zum Überwuchern bringen kann. Im Grunde ist von diesem Gesichtspunkte aus Strafe und Besserung, Strafe und Erziehung überhaupt unvereinbar. Bei Erwachsenen wird man aber doch die Strafe als Mittel zur *Ermöglichung* der Erziehung deshalb haben müssen, weil es bislang kein anderes gleichwirksames Mittel gibt, einen Menschen festzuhalten, als eben das *Gefängnis*. Die zahlreichen Entweichungen älterer Zöglinge aus den Fürsorge-Erziehungsanstalten lassen ja erkennen, daß eine Behandlung ohne *Zwang* zum Verweilen gerade bei den Bedürftigsten kaum zu erreichen ist. So nimmt man denn, der Not gehorchend, in Ermangelung eines besseren Festhaltungstitels den Titel der *Freiheitsstrafe* für die über 18jährigen an und benutzt die Tatsache, daß man sie fest in der Hand hat, zu einem letzten Erziehungsversuche.

Das äußerliche Mittel zu dieser Erziehung ist das Progressivsystem. Zur Förderung der Sitten und zur Zurückweisung von Ausschreitungen werden weniger Disziplinarmittel und Strafen verwendet als vielmehr der Appell an das Ehrgefühl. Die allgemeine Klasse, auf welcher die Nachteile der Gefangenschaft empfindlich lasten, ist die dritte. Der neu eingelieferte Sträfling sieht sich zunächst in dieser Klasse, sieht aber auch sofort, daß er sich durch ein ganz bestimmtes in positiven Leistungen bestehendes Verhalten in die *zweite* und vielleicht auch in die *erste* Klasse hinaufarbeiten kann. Zu den Gelegenheiten zu positivem Leisten gehört der Schulunterricht, der militärische Turnbetrieb und der Arbeitsbetrieb. Der Direktor sagt: Von besonderem Wert sei die geordnete *Nachfürsorge*, deren Aufgabe es sei, nicht nur den Entlassenen Arbeit zu verschaffen, sondern mit ihm noch nach der Entlassung in Verbindung zu bleiben.

Die Nachfürsorge wird zum Teil ausgeübt durch einen besonderen Beamten der Anstalt, zum Teil auch durch die Vereine des derzeit von mir provisorisch geleiteten Rheinisch-Westfälischen Jugendschutzbureaus. Natürlich ist der Betrieb teurer als beim gewöhnlichen Gefängnis; denn eine wirklich erziehliche Arbeit kann nur ein besonders vorgebildetes Personal leisten. Und ein Personal von echten

Digitized by Google

Pädagogen ist selbstverständlich nur zu halten, wenn Gehalt und Rechte den Verhältnissen der Pädagogen draußen mindestens entsprechen. So kommt es, daß man in Deutschland erst ein echtes Jugendgefängnis hat und zwar seit etwa 18 Monaten, auf dessen Erfolge als die eines weitausschauenden Versuches man mit gespannten Erwartungen hinblickt. Soviel ich sehe, ist man mit der Wahl sowohl des Ortes wie des Leiters dieser Versuchsanstalt sehr glücklich gewesen. Wittlich liegt fern von großen Städten und Industriezentren inmitten einer Bevölkerung, welche die Zwecke solchen Strafvollzugs innerlich gutheißt, indem sie fast rein ländlich und in bezug auf Arbeitsscheudelikte sehr wenig kriminell ist. Eine Nachfürsorge in der Umgebung mag dadurch erleichtert sein. Der Direktor, Herr Ellger, ist ein ganz eigenartig für diese Arbeit geeigneter und geneigter Mann. Als evangelischer Theologe gründlich gelehrt und befähigt, an der Erörterung schwierigster psychologischer Fragen mit völlig selbständiger Meinungsbildung teilzunehmen, ist er bei der Strafjustiz, Kriminalanthropologie und Kriminalpsychologie mit Erfolg zu Gast gewesen. Mit solchem Erfolge, daß er unter Strafrechtspraktikern als gediegener Jurist gelten würde. Ellger war in Lüttringhausen Gefängnisseelsorger, zugleich Gründer unseres Fürsorgevereins für entlassene Strafgefangene. Endlich war er dort — gleichfalls eine treffliche Vorübung für sein jetziges Amt — Geschäftsführer des Ausschusses für Jugendfürsorge, in diesem Amte unersetzbar. Denn eine suggestive, seelenbeherrschende Wirkung ging von seinen Worten und Blicken aus auf die jungen Leute, die er hier vor ihren Lehrern und Pflegern zu verwarnen hatte. Es waren hochdramatische Augenblicke, wenn der nur mittelgroße und doch durch seine Persönlichkeit so gewaltig wirkende Mann bei solcher Gelegenheit aus dem Fenster des schönen Rathaussaales hinüberwies auf die düster und drohend sich erhebenden Gefängnismauern und von dem Schicksal derer sprach, die nicht beizeiten gelernt, gut und treu zu arbeiten und sich selbst zu beherrschen, wenn Stimmen lockend zum Abgrund riefen. Es spricht für den Scharfblick des im Vorjahr verstorbenen Dezernenten für Gefängniswesen Geh. Rat Krohne, daß er gerade diesen Mann herausfand, um ihn zuerst nach England und Amerika zum Studium dortiger Jugendgefängnisse auszusenden und dann auf diesen Posten zu stellen. Ellger, der auch an meinen Spezialstudien in der Jugendfürsorge mit Interesse teilnahm, ist also nicht zufällig und von ungefähr an diese Stelle gesetzt, sondern als ein wohl vorbereiteter, vielleicht der einzige Mann, mit dem man diesen Versuch wagen konnte. Was die Erfolge angeht, so können wir für unser Gebiet wegen der Kürze der Zeit noch nicht urteilen. In England ist Erfolg festzustellen. In Amerika ist aber bekanntlich eine echte Statistik nicht möglich, würde auch wegen der gänzlich andersartigen Lebensverhältnisse nichts bedeuten. Denn die dortige Hochspannung der sozialen Lage läßt keine Spielerei zwischen Arbeit und Bummeln zu; sofort kommt unter die Räder, wer beim Zugriff zur Arbeit, auch nur flüchtig, zurückzuckt. Daß aber die gleichen Beweggründe dort wie hier mitgewirkt haben, muß uns doch ermutigen. Unter den Beweggründen spielt auch der Gedanke an die Eitelkeit mit, welche ja in gewöhnlichen Gefängnissen die Ehrbegriffe geradezu umzustülpen pflegt. Bei Verbrechern gilt derjenige als der „Hauptkerl", der draußen die verbrecherischsten Streiche ausübt, der die gefährlichste Gesinnung äußert und der die Disziplin am besten zu verhöhnen versteht. Nun steht dem im Jugendgefängnis gewollt der Ehrgeiz entgegen, zur oberen

Digitized by Google

Klasse aufzusteigen. Tugend wird zunächst gespielt, um den Aufseher zu täuschen. Der zweite will ihn noch besser täuschen und einwickeln. Wenn diese Bemühung lang genug dauert, wird allmählich eine Gewohnheit daraus, und von den eingeübten Sitten bleiben manche bestehen. Sollte es jemand fertig bringen, im Gefängnis zwei bis drei Jahre lang zu heucheln, alles am besten zu machen und den Aufsehern zu gefallen, so hat er eine solche Energie bewiesen, daß man am Ende auch draußen ihre Erfolge sehen wird.

Das Progressivsystem war in Amerika (Elmira) zunächst in der Form des Grad- und Markensystems aufgebaut. Da waren die Klassen schon durch Art und Farbe der Anzüge voneinander scharf unterschieden. Man kann sich denken, wie der als feiner Herr gekleidete und auftretende Angehörige der ersten Klasse die anderen ansieht, und wie er diesen imponiert. Dabei sind die anderen nicht lumpig. Aber die Kleidung der ersten Klasse ist doch am meisten der des „gentleman" genähert. Die Ausstattung der Zellen erster Klasse ist eine bessere. Die Insassen dürfen abends länger Licht brennen und lesen, als die anderen, dürfen sich frei unterhalten, die Bibliothek benutzen, korrespondieren und haben das Recht, erarbeitetes Taschengeld zu führen und gewisse Gegenstände, auch Nahrungsmittel von der Anstaltsverwaltung nach Wahl zu kaufen. Diese letztere Selbständigkeit in der ganzen Stellung muß besonders großen Einfluß haben. Man denke z. B. an einen Menschen, der draußen noch niemals etwas wie Achtung seiner Menschenwürde verspürt hat. Zwischen mißtrauischen Schlafgängergenossen verbrachte er seine Nächte. Zwischen scheltenden, einander neckenden und unangenehm nahetretenden Arbeitsgefährten verbrachte er seine Arbeitszeit und, von ihnen mitgenommen, seine alkoholbegossenen Feierstunden. Für Höheres hatte er nie einen Pfennig übrig. Nun wird er auf einmal von den Anstaltsbeamten als Persönlichkeit entdeckt und behandelt; da entdeckt er sich auch wohl selbst als achtenswerte Person.

Für die Kontrolle bedient man sich in Amerika der Marken. Nach Herr (das moderne amerikanische Besserungssystem, Stuttgart 1907, Kohlhammer) herrscht im Gefängnis Concord z. B. folgende Übung: „Der Gefangene muß in 7 aufeinanderfolgenden Monaten 1000 Marken verdienen, um in den ersten Grad zu kommen. Jeder Gefangene erhält für gutes Betragen, Arbeits- und Schulfleiß täglich 5 Marken, und bei tadellosem Verhalten während 4 aufeinanderfolgenden Monaten 150 Marken. Wenn ein Gefangener im ersten Grade in einem Monat nicht 125 Marken verdient, wird er in den zweiten Grad zurückversetzt; Angehörige des letzteren kommen in den dritten Grad, wenn sie 2 Monate hindurch nicht je 125 Marken verdienen. Angehörige des dritten Grades müssen monatlich 100 Marken verdienen, andernfalls ihre Bestrafung nach dem Ermessen des Direktors stattfindet." Entsprechend kann die Rückversetzung in den höheren Grad errungen werden. Nun kommt für die Wirksamkeit der amerikanischen Methode noch eines hinzu, was unser Recht noch nicht kennt: die unbestimmte Verurteilung. Unser Strafmaß wird völlig bestimmt ausgesprochen; sowie der Chemiker, um eine bestimmte chemische Reaktion hervorzurufen, einen haarscharf zugemessenen Zusatz verabreichen muß, weil sonst die Reaktion nicht eintritt, so muß im deutschen Strafvollzug die Strafe genau so dosiert werden, wie sie der Richter im Namen von König und Gesetz im Urteil festgestellt hat. Das Prinzip ist nicht ohne Loch, wie wir sehen werden. Gleicht der deutsche Strafvollzug dem Chemiker, der die bestimmte Dosis verab-

Digitized by Google

reichen muß, so gleicht der amerikanische Strafvollzug dem Arzt, der die große Medizinflasche zur Hand hat, aber dem Patienten fortgesetzt den Puls fühlt und danach die Mengen des Erforderlichen bemißt, der auch aufhören kann, wenn er die Heilwirkung für erreicht hält. Der amerikanische Sträfling weiß sowenig wie der Patient, welche Dauer sein Leiden haben wird. Die Vollzugsbeamten und eine besondere Kommission prüfen vielmehr von Zeit zu Zeit, ob er als geheilt entlassen werden kann. Auch der Jugendrichter könnte diesen Entscheid in der Hand haben.

Die Vorzüge dieser Art liegen auf der Hand. Aus der Tat allein kann niemand schließen, in welcher Frist etwa die Umwandlung, Besserung, Erziehung vollendet sein wird. Den Gebesserten einzubehalten ist bedenklich, da die Jahre und Monate an seinen Vorsätzen und seiner Energie zehren. Es ist außerdem Verschwendung. Denn die staatliche Leistung, welche länger dauert als ihr Zweck, ist eine unnütze Ausgabe. Zudem welcher Ansporn für den Sträfling, der weiß, daß er sich die Freiheit erringen kann! Dennoch haben wir gegen die unbestimmte Verurteilung eine große Opposition, vor allem von Juristen alten Stils, aber auch von fortschrittsfreudiger Seite. So sagte Professor Landsberg (Bonn) bei dem Kölner Kongreß für Kriminalanthropologie 1911 ein erwägenswertes Wort: „Unbestimmte Verurteilung schlechtweg" — er verwirft nicht den ganzen Gedanken — „ist eine Verwechselung von Irrenhaus und Zuchthaus, von Medizin und Strafmaßregel, und es muß daher, wer sich überhaupt noch an die sozialethische Wirkung anlehnen will, meines Erachtens auch zur ablehnenden Konsequenz kommen." Merkwürdig, daß auch er den Vergleich mit der Medizin hineinbringt, den ich eben, ohne an die Kongreßworte zu denken, auch verwendete. Ein Hauptbedenken ist, daß das Gericht, welches urteilte und dessen Motiv die Gerechtigkeit war, dadurch gewissermaßen desavouiert wird und überhaupt an der Sache nicht mitwirken kann; denn das „damals erkennende" Gericht ist natürlich schwer zu rekonstruieren. Leicht wird ein Richter versetzt; ein Geschworener stirbt oder wird unfähig zu diesem Amt; und überhaupt der identische Mensch ist nicht der gleiche gestern und morgen. Aber, könnte man sagen, was heute gerecht ist, ist es am Ende nicht immer. Und das gleiche Gericht, das heute straft auf Grund einer Tat und eines Eindruckes, würde morgen infolge veränderter Lage und veränderten Eindruckes anders urteilen. Es ist deshalb auch am Ende nicht das Ideal der Gerechtigkeit, einen einmal von einem Gericht aufgestellten Maßstab dauernd für den einzigen Maßstab zu betrachten, mit dem Mensch und Sache gemessen werden müssen. Somit werden wir uns gegen ein Stück unbestimmter Verurteilung auf die Dauer nicht wehren können. Um so weniger, als in unserem Strafvollzug das Loch ist, von dem ich schon sprach. Nämlich: wenn ein Gefangener sich über die Hälfte der ihm zuerkannten Strafe hindurch gut geführt hat, kann er ein sogenanntes „Dreiviertelgesuch" machen, welches von der Gefängnisverwaltung begutachtet und dann der Staatsanwaltschaft zur weiteren Veranlassung vorgelegt wird. Bei diesen Dreiviertelgesuchen ist die Befähigung und Objektivität der befürwortenden und entscheidenden Stellen keineswegs so gesichert, wie bei einer gut eingerichteten unbestimmten Verurteilung. Und es kommen doch recht viele Gefangene auf Dreiviertelgesuch frei. Die Qualität des zum Urteil berufenen Gefängnispersonals ist sehr verschieden. Die Stimmung der Staatsanwälte ist gleich-

Digitized by Google

falls keine gleichmäßige, wenn ihnen solche Gesuche vorgelegt werden. Da würde eine eigens für diese Arbeit berufene Kommission vermutlich erfolgreicher wirken. Für den auf Dreiviertelgesuch zu Entlassenden sucht vorher der Gefangenenfürsorgeverein eine Stelle. Ohne Zusicherung einer solchen Stelle, auf welche der Verein ein wachsames Auge hat, wird das Dreiviertelgesuch keine Wirkung haben. Das gleiche wird auch beim Jugendgefängnis gemacht, nur daß dort eine große Zahl von einem beamteten Fürsorger, einem Angestellten des Gefängnisses selbst, beaufsichtigt und angeleitet wird, nachdem sie die erste Stelle innehaben. Die erste Stelle nach der Gefängniszeit ist stets eine schwierige Sache. Der Arbeitgeber weiß von der Sache. Die Angst, daß Mitarbeiter von der Lage Kenntnis erhalten, ist groß. Wer diese Not noch nicht kennt, der lese einmal Sudermanns „Stein unter Steinen". Bei der unbestimmten Verurteilung würde das ja nicht besser sein. Zweifellos aber gibt das Gefühl die Freiheit erdient zu haben eine größere innere Kraft, als das Empfinden, die Freiheit nur der Gnade zu verdanken. Die Gnade wirkt, weil sie dem inneren Gerechtigkeitsempfinden des Betroffenen selbst nicht entspricht, niederdrückend. Es kommt hinzu, daß das was im gewöhnlichen Gefängnisse die Gnade gewinnen läßt, bis zum gewissen Grade Passivität und nicht positive Leistung ist. Nämlich die alte Art des „Wohlverhaltens" im Gefängnis besteht darin, daß der Gefangene friedlich ist, weder mit Kameraden streitet, noch sich den Aufsehern widersetzt, sondern in deren Querelen mit Widerspenstigen der „Obrigkeit" Partei ergreift, die bekannte Sorte „Gefangenenfrömmigkeit" nicht zu demonstrativ aber unausgesetzt erkennen läßt, bezüglich der Tat Zerknirschung behauptet und nicht immer queruliert, um Wiederaufnahmen zu erreichen. Ein großer Teil von Gefangenen nämlich verfällt im Gefängnis in eine Art Querulantenwahnsinn. Die Leute haben ungewöhnlich viel Zeit zur Beschäftigung mit sich selbst. Wer ertrüge sie ohne Schaden? Die Besten werden davon Grübler oder Hypochonder. Die alte Einzelhaftdoktrin, wie überhaupt eine von einem Teil der Gefängnisgeistlichkeit geglaubte Sache aber ist es, daß in der Ruhe der Zelle die Besinnung der Seele auf sich selbst erfolge. Gewiß manchmal führt die Einsamkeit zu Gott. Dazu gehört aber eine bereits für Einsamkeit befähigte Geistesrichtung und Seelenkraft. Der Durchschnitt aber hat geringe Seelenkraft und wenig, ganz wenig Gedanken. Die mir heute gestellte Aufgabe ist nicht die Darstellung der Psychologie. Deshalb sei mir gestattet nur Tatsachen festzustellen, die auf Experiment beruhen. Der Mensch — durchschnittlich betrachtet — bedarf der Arbeit an der beseelten Welt, an Menschen, um geistig gesund zu bleiben, um geistig und sittlich zu erstarken, nur die wenigen, die Sehnsucht nach Einsamkeit haben, können sie eine Weile ertragen, weil geistig geschaute Wesen um sie sind, die die Einsamkeit eben zerstören. Wer mit Shakespeare, Plato, Goethe, Kant usw. über die Gipfel der Jahrhunderte hinweg zu reden weiß, den kann niemand wirksam in Einzelhaft setzen. Aber die anderen, die durchirren in rasender Eile ihren kleinen Gedankenkreis. Und in dessen Mittelpunkt steht die Tat, die Gerichtsverhandlung, das Urteil. Kein Wunder, wenn sie sich mit diesen drei Dingen unausgesetzt befassen. Und dann ruft das Gedächtnis mit Hilfe der Phantasie einen Kranz von Skrupeln um Tat, Verhandlung und Urteil hervor. Da ist Zeuge X in einem Nebenpunkte ungenau gewesen. Ob es zum Nachteil oder Vorteil unseres Delinquenten war, kommt diesem nicht zum

Digitized by Google

Bewußtsein. „Meineid", „fremde Schuld", wie verkleinert sich da die eigene! Der Zeuge wird angezeigt. Natürlich mit Mißerfolg. Doch genug, um diese Person zu kränken und zu erschrecken, Gerichtsschreiber, Gefängnisverwaltung, Staatsanwalt und Gericht zu ärgern. Ich habe Dutzende von Gefängnisquerulanten vernommen und muß sagen, diese Arbeit war die widerlichste meiner Praxis, die psychische Diagnose fast stets die gleiche, abscheuerregende und doch erklärliche, gar zu erklärliche! Natürlich sind die Verfasser solcher Querelen nicht immer diejenigen, die auf Erfolg ihres Dreiviertelgesuches rechnen können. Dennoch liegt ihr Vorkommen in der durch Tat und Strafe geschaffenen Situation und nicht im Charakter. Der Einsamkeit entgegengesetzt, und doch auch der wechselseitigen ungünstigen Beeinflussung entgegengesetzt soll die Behandlung im Jugendgefängnis sein. Nicht die Tat soll Mittelpunkt des Interesses sein, sondern etwas Neues, Zukünftiges. So muß die Behandlung im Jugendgefängnis Zeit und Gedanken des Gefangenen fortgesetzt — solange er wach ist — beschlagnahmen. Nichts soll er von selbst erhalten, außer wenn er krank ist. Für alles muß er tätig werden. Damit die intensive Einspannung möglich ist, muß viel gelernt, viel geübt und viel und Schwieriges gearbeitet werden. Auch außerhalb von Gefängnis und Erziehungsanstalt verwenden wir das Lernen und den durch es erzielten Ehrgeiz als bestes Mittel zur Zurückdrängung böser Neigungen. Darin war die alte Methode unserer Schulen, welche den Ehrgeiz weckte und in Atem hielt, der heutigen überlegen. Jeder Schüler, der irgend brauchbar war, rang unausgesetzt um den besseren Platz. Heute sollen die Schwachen geschont werden. Der Ehrgeiz wird nach Kräften ausgelöscht. Ich warte auf gute Ergebnisse. Die anderen warten auch darauf. Und ich glaube, man wird noch lange warten. Das Reformgefängnis pickt aus dem alten Schulsystem die Korinthe des Ehrgeizes.

Viel mehr als beim Unterricht tritt dies bei der „Jugendpflege" in den Reformanstalten hervor. Draußen fürchtet man sich nicht mit Unrecht vor den Übertreibungen des Sports. Einmal wegen der körperlichen Folgen für die wahntollen Fexe, weil sie Herzerweiterungen und Dienstuntauglichkeit davon tragen, so daß statt der erhofften Ertüchtigung eine steigende Unwehrhaftigkeit solcher Verführten eintritt. Sodann auch wegen der Ablenkung von ernster Arbeit, über welche sich die Lehrherren der Sportjünglinge oft beklagt haben. Beide Momente spielen in Reformgefängnissen und Erziehungsanstalten nicht die geringste Rolle. Denn vor Übertreibung des Sports der Zeit nach schützt die feste Zeiteinteilung der Anstalt und die Teilnahme der Lehrer. Die Übertreibung der Gesinnung und Neigung nach schadet hier nichts, weil das Wachwerden auch einer solchen Leidenschaft vom Erzieher zur Verdrängung böser Neigungen benutzt werden kann. Und die etwaigen Schäden an der körperlichen Gesundheit treten hier eher zurück gegen die Aussicht auf den großen Gewinn an sittlicher Gesundheit, der aus der neuen Leidenschaft hervorgehen kann. Der Sport, welcher hier Gruppen gegeneinander führt, setzt andere Gemeinsamkeiten und andere Interessen als die Erinnerung an die Vergangenheit. Der Verbrecherehrgeiz, dieses Mißgewächs, erliegt dem Eifer und Ehrgeiz des Sports, zuerst für Zeit, bei Fortsetzung durch Jahre, auch für die Dauer. Auch tritt eine edle Achtung ein für die Leistung des Mitspielers, selbst des Gegners, ein Beginn und Keim für Menschenachtung überhaupt, für Selbstachtung und für richtige Einschätzung und Einordnung der eigenen

Digitized by Google

Person, des eigenen Könnens und Wollens. Auch Leistungen auf diesem Gebiete können daher mit Erfolg bei dem Aufrücken in höhere Klassen berücksichtigt werden. Von jugendlichen Menschen wird dies als durchaus gerecht empfunden. Da gibt es nun kleine, körperlich schwache, arme Menschen, die den Stärkeren auf diesem Gebiete erliegen und die still in sich gekehrt grollen, mit sich, mit den anderen, mit der scheinbaren Ordnung der Dinge. Diese muß der Direktor mit scharfem Blick erkennen und sie bei ihrer Schwäche greifen, um einen anderen Ehrgeiz in ihnen zu wecken, z. B. den der Kunstförderung und Ausbildung künstlerischer Anlagen und Neigungen — hier auch im Sinne des Dilettantenhaften verstanden —, kann eine Anstalt natürlich nur bei einzelnen unternehmen. Da brilliert ein Insasse gern bei Festen als Schauspieler, ein anderer als Musiker. Wieder anderen liegt Zeichnen und Schnitzen. Alles das übte man auch in den alten Erziehungsanstalten. Aber es war mehr eine allgemeine Unterhaltungsgelegenheit für alle Insassen. In der Reformanstalt handelt es sich um einzelne, denen ein Gebiet für einen nützlichen, erziehlichen Ehrgeiz reserviert wird.

Das Hauptmittel liegt freilich in der Arbeit. Es gilt nicht nur, Arbeit des Nutzens und des Zeitvertreibs halber zu tun, sondern die Freude an Arbeitsleistung und Arbeitserfolg zu fördern und zu pflegen. Es gilt auch nicht so sehr — wenn schon das auch nicht zu vergessen ist —, die Insassen zu bestimmten Berufen auszubilden und für draußen fähig zu machen. Dazu ist — um jeden Fall zu treffen — die Arbeitsmöglichkeit in Anstaltsbetrieben zu gering. Wir finden neben Gärtnerei und Landwirtschaft fast überall wieder die Haupthandwerke, an einigen Stellen Schlosserei und Spezialitätenschmiederei mit fabrikmäßiger Ausgestaltung. Das, worauf es ankommt, ist weniger der Gegenstand der Arbeit selbst, als die Ermöglichung der Ehrgeizentwicklung von einzelnen oder von Gruppen gegeneinander, wie sie ja auch draußen dem nie verwirklichten Ideal entspricht, dessen Erfüllung der Altliberalismus von der freien Konkurrenz erhofft hatte. Ich habe schon erwähnt, daß dieses Mittel den amerikanischen Anstalten fehlt. Es fehlen daher auch die Erfahrungen darin. Hier ist ein Punkt, wo erfolgreiche Fürsorgeanstalten und wohlerdachte Pläne und Ratschläge psychologischer und pädagogischer Theoretiker dem Gefängnispraktiker zu Hilfe kommen müssen. Dieser Theoretiker muß dann freilich den Umgang mit größeren mehr oder weniger verwahrlosten und entarteten Burschen kennen und Anstaltsbetriebe, in welchen von erwachsenden Zöglingen oder Sträflingen des minderjährigen Alters gearbeitet wird, mit Nutzen beobachtet haben. Nur dann kann sein Denken und Errechnen für die Praxis nutzbar werden. So machte mich der geistliche, musikliebende Leiter einer großen Fürsorgeerziehungsanstalt darauf aufmerksam, daß neben Ehrgeiz auch die Betonung des Rhythmischen in der Arbeit die Freude an derselben vermitteln und erhöhen kann. Er läßt mit Vorliebe in den Werkstätten und auf dem Felde von den arbeitenden Zöglingen Liedchen singen oder Sprüche murmeln, deren Takt und Weise — nicht immer der Text — auf die jeweilige Leistung paßt. Denn diese jungen Leute sind zu großem Teil zu behandeln wie „Naturvölker". Auch bei diesen handelt es sich darum, ihnen die Arbeit anmutend zu gestalten. Herbeizuführen ist, „was[1]) sie bei ihrer Indolenz und Energielosigkeit am meisten brauchen: eine gehobene Stimmung, ohne die sie

[1]) Bücher, „Arbeit und Rhythmus", Aufl. 4. Teubner, Leipzig 1909. S. 422 ff.

Digitized by Google

zu energischen Kraftleistungen nicht fähig sind. Es liegt also in der Möglichkeit, rhythmischer Gestaltung der primitiven Arbeitsprozesse ein mächtiges kulturförderndes Element ....“ Das „rhythmische Gefühl“ ist eine Art „gehobener Stimmung“, die auf einen Auftakt den Antworttakt durch Leistung bestimmt verlangt. Die Leistung wird dadurch Teil des Lustempfindens der gehobenen Stimmung selbst. Das rhythmische Gefühl in diesem weiteren Sinne anzuregen, auszubilden und zu verwenden, ist ein gutes Stück nicht nur der Arbeitserziehung, sondern der Erziehung überhaupt. Damit verwandt ist das Bestreben, den großen Rhythmus der Zusammenarbeit der Menschheit gefühlsmäßig verständlich zu machen, aufzuweisen, wie die Einzelleistung in den großen Organismus des Gesamtwerkes paßt.

Nun muß man sich allerdings fragen, warum man diese Einsichten erst im Jugendgefängnis an schwierigen, verzweifelten Elementen, Dieben und Zuhältern verwendet und nicht schon früher vorbeugend an alle in Schule und Jugendpflege. Darauf ist zu erwidern, daß die neuen Methoden noch nicht in die Überzeugung der breiten Masse derer gedrungen sind, welche sich mit Erziehung und Jugendpflege befassen. Unwillkürlich, wie ein Kind, greift jeder zunächst zur naiv negierenden Methode. Man weist die einzelne Äußerung einer Gesinnung zurück, ohne zu bedenken, daß ihr immer wieder neue gleichwertige Äußerungen entspringen müssen. So ist es nur möglich, die Reformarbeit mit kleinem auserlesenen Personal an einer kleinen Schar bestimmter Kategorie zu beginnen.

Hieraus erhellt weiter, daß diese Arbeit im Jugendgefängnis mehr bedeutet als einen neuen Versuch auf dem Gebiete der Kriminalpolitik. Von hier aus muß vielmehr die Umwandlung der gesamten Erziehungsarbeit kommen. Einzelne Fehlschläge dürfen uns daran nicht irremachen. Denn wie schrecklich entartet sind oft diese Menschen, an denen man dort unermüdlich arbeitet. Bedenken wir, wie so manchmal in brav lebenden, gebildeten Menschen trotz aller Erziehungssorgfalt ein Entarteter auftritt; man möchte ihn entmündigen, aber der Psychiater erklärt eine Geistesschwäche nicht für nachweisbar; „Verschwendungsanträge“ dringen schwer durch. Alle Künste der Überredung, das Anrufen des Mitleides werden vergeblich an dem Jüngling versucht. Er richtet sich und seine Umgebung zugrunde. Schmach und Elend ist sein Ende. Solche Menschen auch aus proletarischen Kreisen sind es, die zahlreich in Fürsorge-Erziehungsanstalten und namentlich ins Jugendgefängnis kommen. Außer der Entartung traf sie noch schlechte Erziehung und der Einfluß niedrigster Gemeinheit. Sowenig die gebildete Familie, von der ich sprach, ihr Schmerzenskind rettet, so wenig rettet die beste Methode die Gefängnisinsassen, wenn sie dem Schmerzenskind wesensverwandt sind.

Vielleicht wird es auf dem Wege der Rassenhygiene allmählich gelingen, die Erzeugung solcher Schmerzenskinder zu verhüten. Vorläufig sind sie da, und die Mißerfolge der Arbeit an ihnen dürfen uns, wie gesagt, nicht irremachen. Wenn das Jugendgefängnis nur 10 Prozent mehr zu ordentlichen Menschen macht, als die alte Methode, so ist das Werk lohnend.

Helfen wir jeder, es durch unser Denken und Streben zu fördern!

„Was, schwer erkämpft, der Menschen Leid verzehrt,
Danach zu ringen, macht uns Glückes wert!“

Digitized by Google

Parsifal und Richard Wagners Verhältnis zur Szene.

Von

H. D. Gallwitz-Bremen.

Nachdruck verboten.

Niemals hat ein Künstler in dem Maße wie Richard Wagner mit seiner Gesamterscheinung, seinem Werk, seinem Prinzip, seiner Persönlichkeit durch Jahrzehnte leidenschaftliche Bewegungen um sich herum erzeugt. In dem Zeitraum der hundert Jahre, die er bis heute der Welt gehört, waren fast zwei Drittel Kampfesjahre, in welchen unter Fachleuten und Laien in seinem Namen Parteien gebildet und erbitterte Streitigkeiten geführt wurden. Jetzt war es allmählich stiller geworden in den Lagern; das Musikdrama war unser meistgebrauchter Besitz, niemand mehr gab dem Gedanken Raum, als könne noch irgend etwas an dem Werk des Bayreuther Meisters sein, das man nicht ganz und gar übersähe . . . Da kam das Jubiläumsjahr, kam die Freigabe des bis dahin nur engbegrenzten Kreisen zugänglich gewesenen Parsifal, und mit Staunen nimmt man wahr, daß man mit der genauen Kenntnis dieses letzten Werkes erst den ganzen Wagner vor sich hat; seinem Bilde sind damit bedeutsame Lichter aufgesetzt, die wesentliche Punkte seiner Gesamterscheinung verändern, oder besser, uns verändert sehen lassen. Es war eine Weisheit der Alten: niemand ist vor seinem Tode, vor der Vollendung seiner letzten Taten und Tage glücklich zu preisen; so auch erst ist Glück und Unglück in eines Künstlers Lebenswerk abschließend einzuschätzen, wenn sich das letzte Werk auf gleicher Linie mit den vorhergegangenen darstellt. Das ist bei Richard Wagner der Parsifal; jetzt erst, nach seiner Freigabe, sehen wir ihn im innerlichen Zusammenhang mit den anderen Musikdramen des Meisters, über denen er sonst in esoterischer Abgeschlossenheit schwebte.

Es sind im Laufe der letzten Jahre heftige Kämpfe um die Parsifalfreigabe ausgefochten worden; eine Schar noch in besonderem Sinne Bayreuthgetreuer Wagnerianer wollte in pietätvoller Wahrung des letzten Wunsches und Willens ihres Meisters die mit diesem Jahre abgelaufene Schutzfrist für das Werk verlängert wissen, am liebsten es für alle Zeiten den Opernbühnen vorenthalten. Ihr warmherziges Werben und Eifern in allen Ehren! sie kämpften mit ihren Ansprüchen auf einem verlorenen Posten; das „gleiche Recht für alle" siegte und mußte siegen in den Kulturstaaten, und Parsifal mußte von dem Sitz seiner Unnahbarkeit auf dem Beyreuther Festspielhügel heruntersteigen in die Theater und unter das Publikum; ein Werk für jedermann, eine Alltagserscheinung. Heute ist er bereits an allen Ecken und Enden der Länder deutscher Zunge und darüber hinaus lebendig geworden, und groß sind die Wirkungen und Erfolge, die damit gezeitigt wurden. Der Augenschein stellt es fest: seit den Tagen der Renaissance in Italien, wo das ganze Volk teil daran nahm, wenn einer seiner Meister ein Bildwerk fertiggestellt hatte, hat

Digitized by Google

nicht ein derartig verallgemeinerter Rapport zwischen einer künstlerischen Erscheinung und dem Publikum sich entwickelt als jetzt im Fall Parsifal; wo Tausende und aber Tausende sich immer wieder zu den Möglichkeiten drängen, das Werk zu sehen, und wo in diesen ersten Monaten seiner Freiwerdung sich das Interesse und die Freude an seinem vollen Besitz vor alle andern künstlerischen Interessen zu stellen scheint. Und eine solche Erscheinung in einer Zeit und einer Stimmung, da wir es beklagen kein großes Kunstwerk, das gerade uns, den Gegenwärtigen, die seelische Erhebung geben kann, unser zu nennen! ... Sollten die Dinge vielleicht so liegen, daß dieses Werk schon mitten unter uns ist? daß wir es im Parsifal besitzen, aber den Wald vor Bäumen nicht sehen und suchend danach in der Irre und der Verkenntnis umherlaufen? ... Solange Parsifal nur in Bayreuth seine Stätte hatte, blickten weite Kreise zu ihm wie zu der Erfüllung dieser unserer Kunstsehnsucht auf; das auch war der innerliche Sinn der leidenschaftlichen Forderung, man müsse ihn ausgeliefert bekommen: man wolle sich diesen Schatz nicht vorenthalten lassen. Der große, gegenständlich im Reinmenschlichen wurzelnde und doch weit über alles Profane hinausragende Stoff, die Einschätzung, die Richard Wagner selbst diesem Werk als einer höchsten Bekrönung seines gesamten Schaffens gegeben, seine Träume und Hoffnungen für die Stellung, die es in unserm künstlerischen und geistigen Leben einnehmen sollte — ein Sakrament, von dem aus Kräfte und Segen sich auf deutsche Kultur ergießen würde, — das alles war geeignet, uns daran als an das deutsche Drama schlechthin glauben zu lassen. Die ungeheure, einer Suggestion ähnelnde Kraft, die von der Persönlichkeit Richard Wagners zeit seines Lebens auf alle, die ihm nahe kamen, ausgegangen ist, wirkt zu einem Teil noch bis auf diesen Tag in dem Festspielhaus von Bayreuth. Sie scheint der eigentliche Sinn des Spruches zu sein, den sein Meister bei der Grundsteinlegung dieser Heimatstätte für sein Lebenswerk in das Fundament versenken ließ:

Hier schließ' ich ein Geheimnis ein,
Da ruh' es viele hundert Jahr:
Solange es verwahrt der Stein,
Macht es der Welt sich offenbar.

Wer möchte sich der großen Eindrücke, die man dort empfangen hat, nachträglich entziehen, den Vollkommenheiten der Aufführungen und den Begeisterungen, die wie ein Fluidum die Atmosphäre erfüllten und die Wirkungen verstärken halfen? Das waren Symptome rein sachlicher Art, Folgeerscheinungen der Kunstdarbietungen, die nicht das ausmachen, was wir undefinierbar heute „Bayreuth" nennen. Je mehr unsere großen Bühnen mit ihren Wiedergaben der Musikdramen den Idealen Wagners nahekamen, je kräftiger sich also auch dort die künstlerische Wirkung kristallisierte, um so mehr wurde von den Kreisen Bayreuths aus betont, daß damit für den Genießenden das Wesentliche noch nicht getan sei. So wie das Volk Israel nur im Tempel zu Jerusalem anbeten konnte, so galt für den Wagnerianer nur das Festspielhaus als der Ort, da „Gott wohnt"; der Segen sammelte sich in dieser Atmosphäre von Nimbus und geistigem Weihrauch. Parsifal aber war das Werk, das in seinen Wesens- und Darbietungsbedingungen die Grenze zwischen Musikdrama und Messe, zwischen Theater und Hochaltar vollends verwischte; ihm gegenüber war das Publikum gläubige Gemeinde, die Kunsterhebung Kultus, ästhetische Erwägung Ketzerei .... Nun ist das Werk

Digitized by Google

entthront, vermenschlicht gleichsam, ist mitten unter uns und muß sich, allen augenblicklichen triumphalen Wirkungen zum Trotz, noch erst dem Licht des Tages gegenüber erweisen.

* * *

Richard Wagners künstlerische Entwicklungslinie beschrieb einen Kreis: sie ging in ihrer letzten Phase zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Niemals kann man den Schöpfer des Musikdramas verstehen und seinem Prinzip gerecht werden, wenn man sich nicht mit der Besonderheit seiner Begabung auseinandersetzt. Das Hauptmerkmal derselben war eine universelle Genialität, deren einzelne produktiv werdende Faktoren, Tonkunst und Dichtkunst, auf die Kunst der Szene gleichsam wie auf ihr Zentrum eingestellt waren. Wäre Richard Wagner nicht der große Musiker gewesen — eine Tatsache, die ihm, dem Revolutionär der Tonkunst, jahrzehntelang von Leuten vom Fach abgesprochen wurde, und die in der Gegenwart, wo seine Werke auch anfangen die Konzertsäle zu erobern, sich stärker denn je bewahrheitet — wäre er das nicht gewesen, so würde er ganz von den Fesseln der Theatralik gebunden worden sein, des Hanges, alle Sinnfälligkeiten zum höchsten Effekt zu steigern. Seine Auffassung von den Möglichkeiten szenischer Bilder und Wirkungen ging schrankenlos weit; das Interesse daran war seine erste entschiedene Wendung zu den Gebieten der Kunst hin.

In seiner Autobiographie erzählt er von den fast das Übersinnliche streifenden Eindrücken und Beeinflussungen, die ihm aus der Welt der Bühne kamen, zu der der Knabe durch eine Schwester, die Schauspielerin war, freien Zutritt hatte. Viel stärkere Illusionen und Phantasieanregungen, ja man kann sagen Bezauberungen, erfaßten ihn aus den illusionsstörenden unmittelbaren Berührungen als von den Vorstellungen selbst. Das Betasten einer Kulisse, eines Versatzstückes, die höchst unvollkommen dieses oder jenes darstellten, ja, das Betrachten irgendwelchen Flittergewandes, das dazu bestimmt war, dem Akteur das äußerliche Bild der Würde eines Königs oder eines Helden zu verleihen, versetzte den Zehnjährigen in zitternde Erregung; ließ vor ihm eine Welt des Unwirklichen und Erhabenen sich auferbauen.... Bei einer solchen Veranlagung konnte es später für den jungen Komponisten keinen andern Schaffensweg geben als den zur Opernbühne. Die absolute Musik konnte ihm nicht die letzten erschöpfenden Möglichkeiten bieten; „Musik in ihrer höchsten Veredelung muß Gestalt gewinnen", schreibt er einmal. Auch nicht das Wortdrama erschien ihm ausdrucksvoll genug. So schuf er sein Musikdrama als das Kunstwerk der Zukunft; denn — so schreibt er: „in dem von der Musik verklärten Drama wird einst das Volk sich und jede Kunst veredelt und verschönert wiederfinden". Aber nicht nur Dichtwerk und Musik waren die beiden Elemente, aus denen das neue, durch die Tonkunst wiedergeborene Drama sich gestalten sollte — Richard Wagner sah den höchsten Ausdruck des Künstlerischen im Allkunstwerk, d. h. in dem Zusammenwirken aller Künste insgemein; eine die andere steigernd und ergänzend zu einer großen vollen Einheit. Der Gedanke, das Prinzip war einleuchtend und war berauschend. Es schien, als sollte der deutschen Kunst in dem Schöpfer des Musikdramas der Messias erstanden sein, den ein erlauchter Geist ein halbes Jahrhundert früher sehnsuchtsvoll und vorausahnend gleichsam beschworen hatte. Gottfried Herder war es, der den Mann für unser Kunstleben wünschte, „der die ganze Bude des Opernklingklangs umwirft und ein Odeum aufrichtet, ein zusammen-

Digitized by Google

hängendes lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Aktion und Dekoration eins sind". Was Wunder, daß uns Bayreuth als die Erfüllung solchen Hoffens erschien?! Die Entwicklung in Richard Wagners Musikdrama zeigt uns nun, daß es bei dem Prinzip des Allkunstwerkes im Hinblick auf die ästhetische Seite der Sache vor allem darauf ankommt, in welchem Grade, in welcher Rangordnung die Einzelkünste herangezogen werden. Höchste Vereinfachung jeder derselben kann allein im Zusammenwirken zum Eindruck künstlerischer Geschlossenheit führen; sparsame Ausdrucksmittel, Verzicht auf jede Theatralik. Richard Wagner aber war ein Meister der Quantitäten; war einer, dem es in seinem ganzen Leben und Schaffen nach keiner Richtung hin genug werden konnte. Wie er die Ausdrucksgewalten des Orchesters zum Höchsten gesteigert hat und mit seinen Partien den menschlichen Stimmen ihre letzten Möglichkeiten herausquetschte, so hat er auch der Szene und der Dekoration das Äußerste an Illusionsansprüchen zugemutet und schließlich alle diese Faktoren in seinem Kunstwerk zusammengepreßt. In den Jahrzehnten des entschiedenen Verfalles im deutschen Kunstleben, den wir im verflossenen Jahrhundert hatten, den Zeiten unserer unmeßbaren nationalen Aufgeblasenheit nach den Erfolgen des siebziger Krieges, war uns dieses Quantitätskunstwerk gerade recht.

Als Richard Wagner der Bühne nahetrat, lag sie im Bann der Großen Oper; Meyerbeer war der Gott der Theaterwelt. Die szenische Ausstattung spielte eine große Rolle; ist sie doch überhaupt für die Oper als ein Erbteil ihrer vornehmen Ahnen aus der italienischen Renaissance jederzeit ein höchst wichtiger Zubehör gewesen, den nur die größten Genies der Tonkunst mit ihren dramatischen Werken in den Hintergrund der Rangordnung zu schieben vermochten. Aber diese Ausstattung stand zur Oper in äußerlichen Beziehungen; die Musik, ja auch die sinnfällige Handlung waren unabhängig von ihren Wirkungen; die Ausstattung war wie ein mehr oder weniger vorteilhaftes Gewand, welches das Werk anlegte ohne dadurch sein Wesen zu verändern. Bei Richard Wagner wurde das anders; er duldet das dekorative Bühnenbild und den gesamten szenischen Apparat nicht als totes Beiwerk oder als leeres Prunkgewand. Seine Theorie: „im Drama werden die Taten der Musik sichtbar" hatte bei ihm die Bedeutung, daß die Musik gleichsam auch noch das Wesen des Szenischen aus sich heraustrieb.

Sobald Richard Wagner sein musikdramatisches Prinzip klar vor sich sah, ist es sein Bestreben gewesen, die volle Einheit unter den Einzelkünsten bzw. unter ihren Wirkungen zu erreichen. Eine Erschwernis zum Erfolg war ihm dabei seine Bewunderung für alle stärksten Akzente und Leidenschaften in Gebärde und Bild. (Auch hier die Neigung zum Maßlosen.) Wer des Meisters autobiographisches Werk mit Aufmerksamkeit liest, findet die Merkmale dieser Züge schon in der Frühzeit seines Lebens; wie ihn am studentischen Wesen gerade die — man möchte sagen ausgefallensten, romantisch bramabarsierenden Erscheinungen anziehen; wie ihn die tollsten Straßenbilder des Dresdner Aufstandes hinreißen, nicht des Gedankens und Geschehnisses halber, davon sie der Ausdruck waren, sondern wegen ihres starken dekorativen Momentes.

So brachte denn auch Richard Wagners erstes Bühnenwerk, der Rienzi, eine Aufhäufung von Effekten der Szene, die noch hinausgingen über die Buntheit und den Pomp der Großen Oper, die dazumal die Theater beherrschte. Kein Akt ohne ein besonderes Spektakeln, mit denen die Bühnentechniker betraut wurden. Auch das

Digitized by Google

erste Bild im Holländer, die anfahrenden Schiffe unter Sturm, Donner und Blitz (die hier aber vom Orchester schon prachtvoll sekundiert werden, also nicht mehr rein szenische Mission haben), gibt noch heute einen der stärksten und unmittelbarsten Theatereffekte. Die Wunder einiger Szenen im Tannhäuser, der Venusberg und sein Versinken usw. waren sogar für die verwöhnten Pariser, denen das Werk zuerst sich bot, etwas Niedagewesenes. Fabelhaft ist die theatralische Kunst, mit der Richard Wagner einen Akt oder einen Teil eines Aktes szenisch und bildmäßig sich entwickeln läßt. So den zweiten Akt des „Tannhäuser": der zuerst ganz ruhige Eindruck der Wartburghalle mit den wenigen handelnden Personen; das Steigen der Bewegung und des Bildes durch den Einzug der Gäste bis zum Kampf gegen Tannhäuser und dem unbeschreiblich stark wirkenden Sichdazwischenwerfen Elisabeths; mit der Abwandlung des Fluches gegen Tannhäuser in seinen Verbannungsspruch schlägt die Musik wie auch die Stimmung des Bildes aus dem agitato in ein maestoso um; dann ein jähes Abbrechen — aus dunklen Wolken dringen die Sonnenstrahlen schräg und rötlich in die Halle, und über die Gruppen und aus der Ferne her dringt der fromme schlichte Gesang der fortziehenden Rompilger. Alles zusammen für Ohr und Augen ein andante religioso, in dem der Akt ausklingt. In derselben raffiniert wirkungsvollen Art ist im ersten Akt des „Lohengrin" die Ankunft des Schwanenritters musikalisch und szenisch geschlossen aufgebaut. Der Schwan mit dem Gralsritter naht; in die wachsende Aufgeregtheit der Bewegung der Menge, die die Erscheinung nicht zu deuten weiß, mischen sich immer leidenschaftlicher und drängender die instrumentalen Figuren der Musik. Dann ein schmetternder Beckenschlag im Orchester, und auf der Bühne, zusammenfallend mit diesem Schlag, das erste Sichtbarwerden Lohengrins; dazu hervorbrechend ein Sonnenstrahl, der blitzend die Silberrüstung trifft und den Auftritt des Ritters zu einem Gegenstück der grell gesteigerten Helligkeit im Orchester vollenden hilft.

Das sind so ein paar kleine Proben aus Richard Wagners Werkstatt des Allkunstwerkes; im „Ring" wurden dieselben Wirkungen, wenn auch feiner und diskreter in der Behandlung herausgearbeitet. Die Zurückhaltung in der Anlage szenischer Effekte ging mit der Verinnerlichung Hand in Hand, die Richard Wagner ganz bewußt seinem Werk vorzeichnete. Immer mehr sollte dabei das Äußerliche der Handlung zurücktreten hinter der Welt der Empfindung, deren letzter Ausläufer es ist, und die in der Musik Leben und Gestaltung gewinnt. Dieses sein Streben fand ihre höchste und wundervolle Erfüllung im „Tristan". Die musikalische Fülle mischt sich hier mit einer Einfachheit und Gradlinigkeit der Handlung, einer wie nur aus Hinblicken auf die spätere Vertonung konstruierten Sprache, daß hier das Musikdrama in Wahrheit vollkommenes Kunstwerk, d. h. Struktur und Geschlossenheit geworden ist. Im „Tristan" hat denn auch bezeichnenderweise Szene und Bild weit geringere Bedeutung als in allen vorhergegangenen Werken Wagners. Das dreifache Aktmilieu ist hier nicht mehr und nicht weniger als der dreifache unveränderliche Hintergrund, deren die Handlung der Bühne bedarf, um nicht in der Luft zu hängen. Nichts von Steigerungen, Verwandlungen und Abtönungen; nur von der Musik kommen die sich einmischenden Stimmungen der nicht handelnden Faktoren, von den in der Ferne auf- und absteigenden Klängen der Jagdhörner, von dem Lied Brangänes im Hintergrunde, von der melancholisch tönenden Hirtenflöte usw.

Digitized by Google

Nach dieser wundervollen großen Erhebung im „Tristan" geht es im „Parsifal" wieder auf tieferes Niveau. (Die dazwischenliegenden „Meistersinger" waren eine Unterbrechung der dramatischen Linie, ein Zurückgreifen zur naiven Opernform.) Die Parsifalmusik, die in der Instrumentierung durchweg differenzierter, feiner und vornehmer ist als irgend etwas Vorhergegangenes, hat bedeutend weniger Fülle des vitalen Lebens; man verfällt ihr nicht wie im „Tristan" in dem Maße, daß man aller Nebenwirkungen von der Bühne her entraten kann; sie hat auch nicht die Kraft der Charakterisierung, die die epischen Längen im „Ring", denen im „Parsifal" analoge entgegenstehen, plastisch interessant macht. Ganz naturgemäß treten durch diese ihre Eigenschaften, die an Wagners Jugendmaß gemessen Mängel sind, die nichtmusikalischen Faktoren des Musikdramas, die in viele Einzelzüge aufgelöste Handlung und ihre Formierung in die Vorgänge der Szene, stärker hervor. Und doch ist es nicht nur dieses Nachlassen der Kraft an der musikalischen Stelle des Allkunstwerkes, die den Parsifal in nächste Nähe der Bühneneffekte und des Theatralischen rücken. Richard Wagner scheint hier wie neu gepackt zu sein von seiner Jugendleidenschaft für den stärksten Ausdruck des Szenischen und dem barocken Trieb, Wirkung auf Wirkung zu häufen. Er wollte der Bühne die letzten Möglichkeiten auf- und abzwingen: das Visionäre; wollte Dinge, die nur aus der Phantasie des Individuums ihr Leben empfangen können, im Realismus des Bühnenbildes herausstellen. Was dabei resultierte? Symbole, sinnfällig gemacht durch den Bühnentechniker und aus der Requisitenkammer und dem Schminkkasten: die Wunde des Amfortas, Parsifals Gefeitsein gegen den Speerwurf, die Gralsverwandlung und die Taube als Offenbarung der Göttlichkeit u. a. m.

Nein, Parsifal ist nicht die Krone von Richard Wagners Schaffen, wie viele Tausende und Hunderttausende in diesen Monaten ihn auch empfindungsgemäß so sehen und sich ethische und ästhetische Erhebung von den Aufführungen holen. Aber ebensowenig vermag er auch durch sein Hinneigen zur Veräußerlichung und zum Theatralischen Schatten auf das gesamte Lebenswerk seines Schöpfers zu werfen. Richard Wagners Genius stand unter dem Zwang sich niemals im Ausdruck genug tun zu können; in dem des Wortes, dem der Musik und dem der Szene. Auch hierin gibt „Parsifal" etwas äußerlich besonders Charakteristisches; sein Meister nannte das Werk: Bühnenweihfestspiel, eine Wortzusammentragung die das Bestreben kennzeichnet, mehr zu sagen als mit einem Wort zu sagen ist... Trotz seines starken Interesses an der Szene hat Wagner zur Malerei doch immer nur oberflächliche Beziehungen gehabt, obwohl er vielen bedeutenden Persönlichkeiten auf den Gebieten dieser Kunst, mit denen ihn das Leben zusammenführte, nahe stand. In seiner Phantasie malten sich die herrlichsten Bilder als szenische Begleiter zu den Akten seiner Musikdramen, und farbenstrahlend wußte er sie mit Worten zu entwerfen. Den fertigen Ausführungen gegenüber, wenn sie auf der Bühne Gestalt gewannen, erfaßte ihn dann aber immer eine tiefe Enttäuschung und Entmutigung; sobald die Praxis ihm ihre Erfahrungen entgegentrug, empfand er die Dissonanz seines Vorhabens, die wir heute als eine Dissonanz seines Prinzips in seinen letzten Konsequenzen empfinden. Realismus und mythische Symbolik sind unvereinbare Dinge. Wir sehen in „Rheingold" Tor seinen Hammer schwingen, deshalb aber werden wir doch nicht davon überzeugt, daß er es ist, der das hereinbrechende Gewitter heranzog; wir glauben nicht an die Regen-

Digitized by Google

bogenbrücke, und wenn auch Wotan noch gerade im letzten Augenblick ehe der Vorhang fällt den Fuß hebt, um sie zu betreten. Das Göttertier Grane in der Gestalt eines traurigen Mietpferdes wünschen wir jedesmal zum Teufel. Jede Andeutung nach der unwirklichen Seite künstlerischer Stimmung hin würde uns mehr Illusion und Miterleben geben.... Es ist Richard Wagner manchmal bange geworden angesichts seiner eigenen Theorien; als er einmal davon hörte, daß eine berühmte Interpretin der Walküre, Frau Vogl in München, einen großen Erfolg durch ihren Feuerritt mit dem Grane (der der Künstlerin eigenes Pferd war) davongetragen hatte, sprach er sich dahin aus, daß es besser sein würde, diese realistischen Äußerlichkeiten zu streichen. Aber das „Müssen" des Genies ist stärker als sein Vorhaben, und so wurden im „Parsifal" die realistischen Sinnfälligkeiten fruchtbarer als je zuvor.

Richard Wagners ganzes Bühnenerbe ist nun unser. Aber für die szenische Herausstellung desselben können nicht mehr die gleichen Gesetze Gültigkeit haben, die seinerzeit von Bayreuths Meister bis in die kleinsten Einzelheiten hinein aufgestellt wurden; eine falsche Pietät wäre das und auch ein Verschütten der weiterzeugenden dramatischen Kraft dieses Werkes. Es wird die Aufgabe des zweiten Jahrhunderts im Leben der Musikdramen sein — eine der dankbarsten Aufgaben, die die Weiterentwicklung der Szene sich stellen kann —, Wagners szenischen Realismus in das von der musikalischen Stimmung inspirierte stilisierte Bühnenbild umzuwandeln.

Die Lage der Landarbeiterin.

Von

Dorothee von Velsen.

Nachdruck verboten.

Ähnlich wie das Leben des Lohnarbeiters in Gewerbe und in Industrie erheblich früher Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gewesen ist als das seiner Gefährtin desselben Arbeitskreises, ebenso hat sich dem Landarbeiter aller Kategorien viel eher das Interesse weiter Kreise zugewendet als der Bäuerin, der Magd, der Wanderarbeiterin. Die Erhebung des Vereins für Sozialpolitik im Jahre 1892 über „Die Verhältnisse der Landarbeiter" hat reiches Material über Arbeits- und Lebensverhältnisse der männlichen Landbevölkerung erbracht. Monographien und Aufsätze lassen tiefer in das Leben des einzelnen hineinsehen. Über die Daseinsbedingungen, äußere und innere, der Frau schweigt die Chronik so gut wie ganz. Dieses Übergehen erklärt sich aus zweierlei Gründen. Einmal sind alle bisherigen Untersuchungen fast ausschließlich von Männern gemacht worden. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese die Enqueten nur auf den einen, den männlichen Teil der Bevölkerung ausdehnten. Auch ist dies kaum zu bedauern, denn bei aller Vorzüglichkeit der wissenschaftlichen Verarbeitung: die tiefsten Probleme und einschneidendsten Fragen werden immer nur von dem eigenen Geschlecht

Digitized by Google

voll verstanden und gewertet. Zweitens aber haben sich bisher wenig Frauen gefunden, die geneigt und imstande wären, die Frage der Landarbeiterin objektiv und in ihrem Verhältnis zu den übrigen weiblichen Berufsarten zu erfassen. Auch dieses wird nicht verwundern. Es ist nicht leicht für die Frau und Tochter des Gutsbesitzers, sich in die Seele ihrer Arbeitnehmer zu versetzen, soziale Reformen auch da anzustreben, wo — wir dürfen uns über die Häufigkeit des Falles nicht täuschen — kein Bedürfnis danach empfunden, oder ein solches jedenfalls nicht geäußert wird. Das Gefühl der Überordnung, als Gegengewicht das der Verantwortung, ist, der geschichtlichen Entwicklung entsprechend, in ganz anderem Maße in der besitzenden Klasse auf dem Lande lebendig als in der Stadt; verpflichtet es die Familie des Besitzers moralisch zu weitgehender Fürsorge, so lähmt es andererseits deren Fähigkeit, das Bedürfnis nach Selbstbestimmung und nach eigener Direktive nachzuempfinden. Entsteht trotzdem bei der gebildeten Frau auf dem Lande der Wunsch nach vorurteilsloser Betrachtung der Dinge, so wird sie doch nur selten in der Lage sein, die gemachten Beobachtungen wissenschaftlich zu verwerten. Nationalökonominnen, die in erster Linie dazu berufen wären, finden sich außerhalb der Großstädte kaum. Das Ergreifen eines Berufes, namentlich eines geistigen Berufes, gilt in agrarischen Kreisen noch immer als sehr wenig wünschenswert für ein Mädchen, und akademisch gebildete Frauen werden sich nur höchst selten ländlichen Fragen zuwenden, da alle Anstellungsmöglichkeiten auf anderen Gebieten liegen. Schließlich erwartet die schaffensfreudige, die Ansprüche der Gegenwart verstehende Gutsfrau eine derartige Fülle praktischer sozialer Arbeit, daß nur eine ganz besondere wissenschaftliche Ader sie wünschen lassen wird, den Problemen auf den Grund zu gehen, deren Folgeerscheinungen ihre Tatkraft beanspruchen.

So haben verschiedene Umstände zusammengewirkt, um das Verständnis für das Leben der Landarbeiterin auf einen kleinen Kreis zu beschränken. Und zwar ist dies um so bedauerlicher, als laut Reichsstatistik nicht weniger als 4,6 Millionen Frauen in der Landwirtschaft beschäftigt sind; an zweiter Stelle erst steht die Industrie mit 2,1 Millionen Frauen. Aber darüber hinaus bedeutet die Tätigkeit der Frau auf dem Lande einen nicht zu unterschätzenden Faktor der Güterproduktion, eine Tätigkeit, die, wenn verständnisvoll gefördert, der deutschen Landwirtschaft noch erheblichere Werte zuführen könnte. Die rapide Zunahme der Frauenarbeit in der Industrie mit ihren daraus entstehenden scheinbar so viel wichtigeren Problemen hat das Interesse von der Bäuerin und der ländlichen Lohnarbeiterin abgelenkt, das nur hier und da durch das Wort „Landflucht" wieder wachgerufen wird. Daß die Landarbeit gesund und der weiblichen Konstitution angemessen sei, weiß man; um so stärker die Empörung, wenn die Frauen in unbegreiflicher Verblendung darauf dringen, diese Tätigkeit mit dem bequemeren städtischen Haushalt zu vertauschen. Die tieferen Gründe suchen die wenigsten. Diese jedoch haben erkannt, daß mit der Landflucht nicht nur ein Stück Volksgesundheit, sondern ein kostbares Erbteil verloren geht: die Gemeinsamkeit der Lebensinteressen innerhalb der Familie. Es ist sehr merkwürdig und nur durch das Übermaß neuer Aufgaben erklärlich, daß eine Zeit, die den stärksten Grund für das veränderte geistige Leben der Frau des dritten und vierten Standes darin erkannte, daß die Arbeitsgemeinschaft von Mann und Frau zerrissen worden ist, übersehen konnte, daß — mit wenigen Aus-

Digitized by Google

nahmen — sich diese ergänzende und übereinstimmende Tätigkeit, dies gleiche Interesse in vollem Umfange nur mehr bei der Landbevölkerung findet; dort teilen sich Mann, Frau und Kinder noch in ein und dieselbe Aufgabe, Arbeit und Erholung vereint sie, Hoffen und Wünschen gilt dem Gleichen. In ihrer Studie „Ein schlesisches Dorf und Rittergut" hat Gertrud Dyhrenfurth diesen engen, aber innigen Kreis der Empfindungen ergreifend gezeichnet. Dieses unschätzbare Gut der Landbevölkerung — die Gemeinsamkeit der Interessen —, unschätzbar namentlich für die Frau, ist, wie gesagt, bisher übersehen worden. Oder wie sollte sich anders der Mangel an Interesse für die Lage der Landfrau erklären? Das Fehlen so gut wie aller Bestrebungen, ihr das Leben auf der Scholle hauswirtschaftlich zu erleichtern, sie für ihren Beruf tüchtig zu machen, ihr aber auch zu dem Ansehen zu verhelfen, das ihr Anteil an der Produktion der ländlichen Erzeugnisse verdient?

Gewiß sind Ansätze gemacht worden, um dem Landmädchen die ihr notwendigsten Kenntnisse zu vermitteln. Wanderkoch- und Nähschulen fangen an, sich, mit Unterstützung der Regierung, einzubürgern; Vereine, in der Regel auf konfessioneller Grundlage, werden von einsichtigen Gebildeten ins Leben gerufen und unterstützt. Allein wie viel bleibt noch zu wünschen! Ich möchte an dieser Stelle auf die Arbeit von Dr. Rosa Kempf „Die Frau in der bäuerlichen Landwirtschaft in Bayern" hinweisen. Die Verfasserin schildert nicht nur höchst eindrucksvoll die schwere Belastung der erwerbstätigen Frau — denn das ist die Bäuerin — durch die altmodische Form der Hauswirtschaft, die sich auf dem Lande erhalten hat, sondern sie entwickelt auch den Plan zur Milderung dieses Notstandes durch Einführung moderner Technik und wirtschaftlicher Neugründungen auf genossenschaftlicher Grundlage. Daß Entwürfe dieser Art nicht auf Förderung durch die in Betracht kommenden Instanzen zu rechnen haben werden, daß diese vielmehr in ihnen ein Abbröckeln des Einzelhaushalts erblicken dürften (obwohl nicht einzusehen ist, wieso der Verzicht, z. B. auf eigenes Waschen, auflösender wirken sollte als der auf private Butterbereitung), braucht an dieser Stelle nicht näher ausgeführt zu werden. Es gilt eben, für alle diese und verwandte Fragen erst Verständnis und Interesse für die Lebensverhältnisse und Arbeitsbedingungen der auf eigenem oder fremdem Besitz erwerbstätigen Frau des Landes in weiten Kreisen zu wecken. Einführende Schriften besitzen wir außer den beiden obengenannten kaum; kürzlich ist eine Broschüre von Dr. K. Müller „Die Frauenarbeit in der Landwirtschaft" M.-Gladbach erschienen, die in knapper Form die wesentlichsten Züge dieser Klasse weiblicher Arbeiter zusammenfaßt. Auch die Dissertation von Martha Wohlgemuth: „Die Bäuerin in zwei badischen Gemeinden" wäre hier zu nennen. Was sonst an Einzelschriften und Aufsätzen erschienen ist, erhebt, unbeschadet seines sonstigen Wertes, nicht den Anspruch, eine wissenschaftlich umfassende Darstellung zu geben. Darin sind alle, die sich mit dem Problem beschäftigt haben, einig, daß schwere Mißstände auf dem Lande herrschen, die den Drang erwecken, nach der Stadt zu ziehen, daß die zurückbleibenden Frauen am stärksten unter dem Mangel an Arbeitskräften leiden, daß es höchste Zeit ist, einer noch stärkeren Abwanderung dadurch vorzubeugen, daß man die Einförmigkeit des Landlebens mildert und die Arbeit durch zeitgemäße Einrichtungen erleichtert. Andererseits hat die Erfahrung gelehrt (man denke an den Kampf der Heimarbeiterinnen), daß es sehr nachdrücklicher Beweise bedarf, um Allgemeinheit und

Digitized by Google

gesetzgeberische Körperschaften von den Bedürfnissen, namentlich des weiblichen Teils, bestimmter Arbeiterschichten zu überzeugen. Die Notwendigkeit der beruflichen Fortbildung auch auf dem Lande, der besseren Fürsorge in gesundheitlicher Beziehung (Wochenhilfe, Mutterschaftskasse), der geistigen Bildung verhallen wirkungslos, solange nicht auf umfassenden Untersuchungen fußendes Material die lebendige Illustration dieser Forderungen bietet.

Um weitere Schichten für die notwendigen sozialen Reformen auf dem Lande zu interessieren, den Problemen durch öffentliche Erörterung stärkeres Verständnis zu gewinnen, beschloß der Ständige Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen, durch eine Enquete, die das ganze Reich umfassen sollte, Material zu sammeln, das die Grundlage zu Einzeldarstellungen, nach Landesteilen geordnet, abgeben würde.

Zu dem Zwecke bildete sich ein „Außerordentliches Komitee für die Landarbeiterinnen-Enquete", dem Vertreter des Zentralvereins für Arbeiterinnen-Interessen, des Evangelisch-Sozialen Kongresses, der Kirchlich-Sozialen Frauengruppe, des Vereins für Wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande, des Katholischen Frauenbundes, des Vereins für Ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege angehören. Sachverständige auf dem Lande, sowie führende Persönlichkeiten der Wissenschaft, wie Geh. Rat Hugo Thiel, Prof. Max Sering, Prof. Sohnrey, Prof. Auhagen, traten dem Komitee bei.

Zunächst wurde ein Stichfragebogen versendet, an dem die Zweckmäßigkeit des Frageschemas erprobt werden sollte. Die endgültige Fassung der Bogen zeigte folgende Einteilung:

1. Allgemeiner Bericht, der die objektive Darstellung des erforschten Bezirks (Größe, Bodencharakter, Einwohnerschaft usw.) enthält.

2. Einzelfragebogen: A. Die kontraktlich gebundene Arbeiterin. B. Die einheimische freie Tagelöhnerin. C. Die Magd, die ledige Hofgängerin, Scharwerkerin. D. Die Wanderarbeiterin. E. Die Frau oder Tochter selbständiger Kleinbauern.

Die Fragen, die zwischen 30 und 75 für die einzelnen Bogen schwanken, betreffen Herkunft, Erziehung, Arbeit, Gesundheit und persönliches Leben des Befragten.

Um von vornherein die Arbeit möglichst zu dezentralisieren, wurden für die einzelnen Provinzen, resp. Landesteile, Vertrauenspersonen gewonnen, die, in dem betreffenden Gebiete lebend, es übernahmen, das Fragematerial zu verteilen und zu sammeln. Für sechs Provinzen (Posen, Hannover, Westfalen, Schleswig-Holstein, Hessen, Rheinland — mit Ausnahme des Regierungsbezirkes Düsseldorf —) und die Reichslande fand sich keine geeignete Persönlichkeit; die Versendung der Bogen mußte daher von der Berliner Zentralstelle erfolgen und konnte aus dem Grunde nicht so reiches Material erbringen, wie es einigen in ihrer Provinz gut bekannten Vertrauenspersonen gelang. Insgesamt kamen zirka 5000 Serien zum Versand, von denen etwa 25 % (natürlich auf die einzelnen Gebiete recht ungleich verteilt) beantwortet wurden. Die Fragen richteten sich an Gutsbesitzer, deren Frauen, Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen auf dem Lande, Gemeindeschwestern und ähnliche Persönlichkeiten. Direkt an die Landarbeiter selber wurde — von Großbauern in Nordwestdeutschland abgesehen — nicht herangegangen. Mehr wohl als Erhebungen in industriellen Kreisen hatte diese Untersuchung mit Mißtrauen und Gleichgültigkeit zu kämpfen. Es lag dies zweifelsohne zum Teil an der unvermeidlich großen Anzahl der Fragen, die dem Berichterstatter eine erhebliche Mühe zumutete. Der Haupt-

Digitized by Google

grund wird jedoch in der Abneigung der Besitzer zu suchen sein, über die Arbeitsverhältnisse ihrer Güter Aufschluß zu geben. Die Auffassung: „die Enquete trägt den Beunruhigungsbazillus auf das Land", darf wohl als Ursache von 90% aller Ablehnungen zu betrachten sein. In diesen Fällen wurde übersehen, daß, wie die Verhältnisse zeigen, Unzufriedenheit und Landflucht bereits herrschen, und daß es höchste Zeit ist, den tieferen Grund des Übels — tiefer als Putzsucht, Abwechslungsbedürfnis und Arbeitsscheu — herauszufinden.

Die Antworten selber waren natürlich vor der Benutzung auf ihren objektiven Wert hin zu betrachten. Sehr oft erschien der Wunsch als Vater des Gedankens. Nicht nur summarische Befunde, wie z. B.: „bei uns ist alles gut, Ursache zur Landflucht liegt nicht vor", sondern auch eingehendere Schilderungen waren genau nachzuprüfen. Die Relativwerte von Naturalbezügen z. B. wurden häufig nicht richtig eingeschätzt, auch das Verhältnis der einzelnen Kategorien zur Gesamtzahl der Arbeiterinnen undeutlich erfaßt. Ihre stärksten Blüten entfaltete jedoch, wie zu erwarten stand, die subjektive Auffassung bei den allgemeinen Werturteilen. Welch häufiger Mangel an Verständnis für das Bedürfnis der jungen Arbeiterin nach fröhlicher Abwechslung! Die Frau, die es selbstverständlich findet, daß ihre Tochter fast täglich zum Ball fährt, kann sich nicht genug über die Vergnügungssucht der Stallmagd entrüsten, die jeden Sonntag ausgehen möchte. Die Klage über die großen Hüte verstummt nicht; es wäre interessant, zu erfahren, ob die Tadlerin sich selber von den Auswüchsen der jeweiligen Mode fernhält. Und wie erschütternd berührt es, wenn der Administrator einer fürstlichen Besitzung berichtet, der einzige Zukunftswunsch der Gärtnersfrau gelte einer kleinen Kammer des — leerstehenden — Schlosses für ihre alten Sachen!

Die Antworten aus dem Kreise der Gebildeten, aber nicht Landbesitzenden, dürften häufiger ohne weiteres ein richtiges Bild ergeben haben. Freilich sind u. a. vielfach enge religiöse Anschauungen zu mildern, so z. B. wenn der Berichterstatter am Schlusse einer, im übrigen vorzüglichen und eingehenden Schilderung sich gegen „jede Art von Turnen und sogenannten Wandervogel" wendet, die „die weiblichen Körperformen prostituieren und die heilige Scham vernichten". Solche Auffassungen lassen dann Rückschlüsse auf die innere Konstellation zu, unter der die gesamten Antworten gegeben sind, und erleichtern dadurch allerdings das Finden eines den Zuständen besser angepaßten Urteils. Daß neben solchen und ähnlichen Berichten eine Fülle verständnisvoller, sozial empfundener und den wirtschaftlichen Tatsachen offenbar durchaus entsprechender einliefen, versteht sich von selbst. Häufig waren diese von Beschreibungen merkwürdiger Sitten, von Plänen alter Bauernhöfe und von praktischen Beispielen aus dem eigenen Gutsbetriebe begleitet.

Die Verarbeitung des Materials wurde in den meisten Fällen von den Vertrauenspersonen selbst übernommen. Statistische Tabellen arbeiteten Professor Auhagen und Gertrud Dyhrenfurth aus, die seinerzeit auch den Entwurf der Fragebogen geliefert hatten. Vor der Veröffentlichung der einzelnen, sowie der beiden zusammenfassenden Berichte — die wirtschaftliche und die persönliche Seite des Lebens der Landarbeiterin betreffend — bildete das Ergebnis der Untersuchung den Gegenstand der dritten Konferenz des Ständigen Ausschusses für Arbeiterinneninteressen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das ewig Männliche.

Von

Per Hallström.

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Nachdruck verboten.

Sie waren zwei Vettern von der gleichen alten, guten Familie und Vermögenslage, und sie hausten jeder auf einem Gute an einem Ufer eines langen, geschlängelten Sees. Man findet solche an mehreren Stellen unseres Landes, und sie scheinen von der Natur selbst zum Weg für die Geselligkeit im Winter geschaffen und zum Schutz für den Arbeitseifer oder auch für die ein wenig lyrische Träumerei während des übrigen Teils des Jahres.

Die Ähnlichkeit hatte übrigens damit nicht ihr Bewenden, sondern ließ sich in den verschiedensten Punkten fortsetzen.

Sie waren von demselben angenehmen Alter in der Nähe der Dreißig, wo junge Männer gesetzt werden und all die Dummheit ablegen, die sich ablegen läßt, ohne dabei ihre gute Laune einzubüßen. Sie erfreuten sich beide einer guten Gesundheit und einer gleichmäßigen Stimmung. Sie hatten kühne, wettergebräunte Gesichter, von denen die Stirnen sehr weiß abstachen. Sie hatten lange, wohlgebaute, nur ein wenig steife Gestalten in gutsitzenden Kleidern, und ihre Augen spiegelten dieselbe sorglose Ruhe. In der Schule hatten sie miteinander Schritt gehalten, wenn nicht mit Ehren, so doch mit großer Treue gegeneinander und dabei so viel Vergnügen herausgeschlagen, als eine gute Laune nur geben kann. Sie hatten ungefähr gleichgute, schlechte Zeugnisse im Frühling heimgebracht und sich im Sommer zusammen von Klasse zu Klasse hinaufstudiert. Auf derselben Jagdpartie hatten sie ihre ersten Füchse zur Strecke gebracht und waren bei demselben Abiturium durchgefallen und durchgekommen.

Schließlich hatten sie Seite an Seite in der Kadettenschule von Karlberg die Erniedrigung des ersten Jahres und den Triumph des zweiten gekostet.

Sie hatten dann die Uniform desselben Regiments angelegt.

Kurz gesagt, sie hatten aus demselben Becher die solide Freude und die flüchtigen Sorgen des Lebens getrunken. Jetzt verwalteten sie in ihrer freien Zeit ihre Güter mit mittlerer Tüchtigkeit und ohne aufregenden Wetteifer. Sie waren auch so gute Freunde, als sie bei diesen Voraussetzungen sein mußten.

Bis zum Zeitpunkt dieser Erzählung hatte sich zwischen ihnen nur eine Rivalität entwickelt, wo der eine nicht mit Gleichmut dem andern neben sich Raum ließ. Das war in bezug auf die Traber, die im Winter ihre einspännigen Schlitten demselben Ziel zuführten, den Schlag auf Schlag aufeinander folgenden geselligen Vergnügungen der Umgegend.

Auch hier lag nicht Mißgunst oder Egoismus zugrunde. Nicht für eigene Rechnung erwartete man den Preis, sondern für die Pferde.

Die Menschennatur ist nun einmal so beschaffen, daß, wo starke Gefühle für einen andern ins Spiel kommen, man wünscht, daß ihr Gegenstand sich auszeichne, auch wenn es jenen, denen man sonst alles Gute gönnt, ein wenig Demütigung bringen sollte. Die sanftesten Mütter können für ihre Kinder

Digitized by Google

ehrgeizig werden und scheuen dann nicht vor ein wenig Intrige zurück, um sie zur Geltung zu bringen, selbst auf Kosten derer ihrer besten Freundinnen. So war es auch mit den beiden Vettern und ihren flinken Pferden, die Möglichkeit eines Konfliktes war gegeben.

Aber es ist nun an der Zeit, im Interesse der Klarheit alle handelnden Personen reinlich voneinander zu scheiden.

Die Barone hießen Karl und Gustav, die Tiere Hektor und Van Houten. Es ist von Gewicht, die vier nicht zu verwechseln, und man muß sich darum genau merken, daß Hektor braun war und dem erstgenannten gehörte, während Gustavs Pferd eine eigentümliche Farbe, wie Schokolade mit etwas Milch darin hatte, — daher der Name! Es konnte in gewissen Beleuchtungen fast lila aussehen und war also gerade keine Augenweide. Aber ein durchaus respektables Tier von ebenso gutem Körperbau und innern Eigenschaften wie das andere.

Denn auch die beiden Pferde waren einander ebenbürtig und in den Konkurrenzen der Umgegend hatten sie abwechselnd erste Preise heimgebracht, je nach der augenblicklichen besseren Disposition, nicht aber infolge irgendeiner andauernden Überlegenheit. Die Besitzer hatten einander dann gutmütig beim Champagner des Mittagsessens beglückwünscht, doch mit einer herabsetzenden Bemerkung über den Wein und dem stillschweigenden Entschluß, die Scharte wieder auszuwetzen. Auch im übrigen hatte die Rivalität den Schatten einer Scheidemauer zwischen ihnen aufgerichtet. Van Houtens Herr, der das Schokoladefarbene in Ehren halten mußte, war dadurch dahingekommen, auch in anderen Dingen als Pferdefarben eine gewisse Vorurteilslosigkeit zu affichieren, wodurch er bei älteren Standesgenossen einige Bedenken erregte. Auch wenn er ein Herrenmittagsessen hatte, konnte es ihm einfallen, das herzenswarme Bankarrangement um den Smörgåstisch einzustellen und Anderson mit kleinen modernen Assietten auf einem Tablett herumgehen zu lassen. Später beim Likör konnte es passieren, daß er sich in fröhlichem Leichtsinn darauf einließ, politische Veränderungen zu diskutieren, die er ungehört hätte verdammen müssen. Die Gäste standen etwas steif vorgebeugt und spießten Sardellen und Oliven mit den viel zu kleinen Silbergabeln auf, versuchten sich den Rücken freizuhalten, schmatzten, aßen und schluckten und ließen dem, was geboten wurde, Gerechtigkeit widerfahren. Aber als die geistigen Neuigkeiten kamen, da schluckten sie nicht mehr, denn die blieben ihnen im Halse stecken, und die Gesichtsfarbe wurde dunkel wie alter Burgunder. Zu einem eigentlichen Skandal war es jedoch nicht gekommen, und Baron Gustav war noch immer beliebt, obgleich man nach und nach überall geneigt war, Van Houten auf die Länge doch für weniger solide zu halten als den Nebenbuhler.

Und nun kam noch ein anderes Gebiet hinzu, auf dem die Gefühle der beiden Freunde Gefahr liefen, zusammenzustoßen. Sie verliebten sich in dieselbe junge Dame, die Ebba hieß und in einem Schloß an der einen Ecke des Sees wohnte, ungefähr gleich weit von beiden entfernt.

Sie galt allgemein für schön und war selbst zu wohlerzogen, um eine andere Meinung zu haben als ihre Umgebung, ohne doch darum in Koketterie mit ihren Vorzügen zu verfallen. Sie war blond, rosig, hübsch gekleidet, saß gut zu Pferde und ebensogut auf dem Klavierstessel, wo sie auch leichtere Musik korrekt ausführte. Sie nahm sich anmutig aus, gleichviel ob sie in einem Fauteuil lehnte und sich den witzigen Ideenreichtum, der auf sie einstürmte, mit vorwurfsvollen kleinen Ausrufen vom Leibe hielt, oder ob sie tanzte oder ging, letzteres mit gleitenden Schritten ohne bestimmten Rhythmus. Ihre blauen Augen waren ehrlich und unberührt, und sie hatte nie einen ernsten oder entscheidenden Gedanken gedacht oder irgend etwas fest angepackt außer den Zügeln ihres eingerittenen Pferdes.

Und nun war sie beinahe verliebt und hatte sich klar zu machen, welcher von den beiden Anbetern der Gegenstand war. Es mußte eine Wahl getroffen werden, die darüber entschied, daß einer von ihnen, wie es sich gebührte, ihr vollkommen gleichgültig war, während im Zusammensein mit dem anderen alle Fülle des Lebens lag.

Digitized by Google

Dies war nicht so leicht getan, da ihr beide präzise gleich den Hof machten, da kein Mensch sie von rückwärts unterscheiden konnte, und da es überhaupt unmöglich war, bei einem von ihnen eine Eigenschaft zu finden, die der andere nicht im gleichen Maße besessen hätte.

Die Lage begann recht kritisch für ein korrektes, junges Mädchen zu werden, das allerdings nicht ausgesprochen modern war, aber doch genug über die Liebe als sakramentalen Gnadenakt gelesen hatte, bei dem es sich um ewige Glückseligkeit oder ewige Verdammnis handelte, je nachdem, ob man den rechten Glauben hatte oder nicht. Es war, als hätte man ihr zwei Kelche Altarwein gereicht, von denen sie wüßte, daß der eine vergiftet war, aber nicht welcher. Sie wurde in ihrem ganzen Wesen so unschlüssig, daß es ihr zuweilen unmöglich war, auch nur zwischen zwei Teebrötchen von derselben Sorte zu wählen. Sie begann abzumagern.

Auch die jungen Männer hatten unruhige Zeiten. Wenn sie nicht bei ihr waren, verbrachten sie die Tage in ihrem Turmzimmer und guckten durch große Fernrohre auf das Eis des Sees, das weiß wie ein unbeschriebenes Blatt Papier dalag. Sobald ein Schlitten mit einem der wohlbekannten Pferde über die Schneedecke dahinschoß, machte der andere das seine bereit und war am Ziele angelangt, ehe noch das tête-à-tête mit der Angebeteten feste Form hatte annehmen können. Oder sie saßen auch da und hielten einander gleichsam mit drohenden Kanonenmündungen davon ab, sich auf den Weg zu machen, bis die Dunkelheit einbrach und man va banque fuhr. Glücklich angelangt, konnten sie jedoch nicht umhin, sich à trois sehr gemütlich zu fühlen, denn sie hatten sich noch immer gerne, und die Spannung lockte nur ihre liebenswürdigsten Eigenschaften in geschultem und beherrschtem Gleichmaß hervor. Sie lachten ohne Hintergedanken gegenseitig über ihre Einfälle, und Fräulein Ebba lachte mit, aber nach welcher Seite sie auch den Blick wendete, konnte sie jene treuherzige Freundlichkeit nicht unterdrücken, die in einem männlichen Gemüt den Gedanken an ein mögliches und naheliegendes, unglaublich großes Glück hervorlockt. Und wenn sie fortgefahren waren, kam sie sich unwürdig und ungetreu vor, ohne zu wissen gegen wen, was die Unannehmlichkeit noch verschärft, weil man niemandem die Schuld geben kann.

So standen die Dinge an einem Abend im Februar, an dem in dem Hause der jungen Dame eine Mittagsgesellschaft stattfand. Sie war ganz einfach, das heißt, es gab keinen Champagner, und die Herren waren nur im Salonrock, aber die Gesellschaft war ebenso zahlreich und ganz ebenso zusammengesetzt wie an den großen Festtagen. Man hielt in der Gegend zusammen und unterließ es nie, irgend jemanden einzuladen, der zu dem durchaus nicht engen Herrschaftskreis gerechnet werden konnte. Alle kannten sich gut und hatten einander mehr als einmal alles gesagt, was sie überhaupt zu sagen wußten. Das hinderte sie jedoch nicht, es mit unverändertem Eifer noch einmal zu sagen und Dispute quer über den Tisch anzuknüpfen, bis man entdeckte, daß niemandes Ansichten zu erschüttern waren und dies auch ganz in der Ordnung fand.

In einem Punkt waren alle derselben Meinung: die für solche Gelegenheiten vorgeschriebenen drei Weinsorten schmeckten ebenso gut wie immer, und das hundertjährige Bier war noch immer hundertjährig.

Das wurde in einer besonderen Art hoher Gläser serviert, mit Teelöffeln und Streuzucker darin, denn es war vom Alter ganz sauer. Es war voll Bodensatz, der sich zwischen jedem Schluck niederschlagen mußte.

Eigentlich war es gar kein Säkulum alt; aber es war doch jedenfalls sehr lange her, seit das große Faß zum ersten Male gefüllt, im Laufe des Jahres halb leer getrunken — das war ein ungeschriebenes Gesetz — und nachgefüllt worden war. So war es seit Generationen gegangen.

Im Hause lebte ein pensionierter Kapitän, der vor vielen Jahren mit zwei Gewehren und einer größeren Handtasche als Gast zu einer Jagdpartie gekommen und seitdem da geblieben war. Er hatte einen mathematischen

Digitized by Google

Kopf und versuchte jedesmal, wenn dieser Trank auf den Tisch kam, vermittels einer mathematischen Serie zu berechnen, wieviel von der ursprünglichen Masse noch übrig sein konnte. Er zeichnete mit der Dessertgabel Formeln auf die Manschette und verwirrte seiner Tischdame und sich selbst den Kopf, denn mit jedem Jahr, das ging, wurde es immer schwerer. Die Hauptsache war, daß das Bier unberührt im selben Keller gestanden hatte und nie auf der Wanderschaft gewesen war, daß es eine vornehme, fideikommißartige Natur bekommen hatte, wenn auch die Familien gewechselt hatten und die Ehen nicht immer standesgemäß gewesen waren, und daß die Parkettböden darüber sich alljährlich in Tanz und Freude gewiegt hatten. Es hatte einen feinen, weinartigen Geschmack und rief eine besondere Stimmung beherrschter Fröhlichkeit hervor, in der man alle materiellen Sorgen vergaß. Ungesund war es auch nicht, wenn man es mit Maß trank, und das tat man immer, denn es war etwas Feierliches an der ganzen Sache.

Die Haustochter nippte zum Schein daran, um der Aufforderung des Kapitäns vom andern Tischende nachzukommen. Wenn sie ein anderes Glas genommen hätte, so würde er das als eine Unhöflichkeit aufgefaßt haben, so etwa als antwortete man auf eine andere Frage, als die an einen gerichtet wurde. Sie war, wie alle, besonders aufmerksam gegen ihn, im Hinblick auf seine abhängige Stellung, die er seinerseits durch eine stille, anspruchslose Ritterlichkeit würdig zu machen wußte.

Im übrigen war Fräulein Ebba schon wirr genug im Kopf, ohne überhaupt ein Glas anzurühren. Da Damenmangel herrschte, hatte sie ihre beiden Anbeter als Tischkavaliere, mit der ausgesprochenen Ungewißheit, welcher den Vorzug haben sollte. Da saß sie nun in ihrer gewöhnlichen Unschlüssigkeit und glich, ohne daß sie es wußte, Buridans Esel in den Gedankenexperimenten der Scholastiker über die Willensfreiheit. Wie dieser war sie zu philosophischer Hungersnot verdammt, wenn die Stellung zwischen den gleich starken Willensimpulsen, das Hin- und Hergezogenwerden zwischen den beiden Heubündeln länger fortdauerte. Vor ihr leuchteten im Schein der Tischkandelaber alle erdenklichen entzückenden Neuigkeiten und Luftschlösser, aber sie konnte nicht zu ihnen hinüberkommen, weil zwei Wege hinführten. Ihre ehrliche Seele stöhnte mitten in der Freude und Munterkeit, und je weiter die Mahlzeit vorschritt, desto zerstreuter wurde sie. Was sie litt, war alle Unruhe der ersten Liebe, ohne daß sie auch nur im Traum Ersatz suchen konnte, denn sie wußte ja nicht, in wen sie verliebt war.

Es wurde den beiden Vettern klarer denn je, daß sie einander im Wege standen, und dieses Bewußtsein drängte sich auch andern auf.

Der Hüttenherr, der bei jedem Mittagessen, an dem er teilnahm, von der herrschenden Behaglichkeit so herzenswarm und begeistert wurde, daß er alle Anwesenden sogleich für den nächsten Tag zu sich nach Norrbo einlud, damit man einander doch nicht vergesse, kam beim Kaffee auf die jungen Barone zu, umarmte sie mit der Schale in der rechten und der Untertasse in der linken Hand und brachte sein Anliegen vor. Er liebte junges Volk und alte Namen, und niemand hatte mit einer solchen Doppelgefahr im Rücken Herz und Mut, nein zu sagen.

„Lieber Karl", sagte er, „in aller Einfachheit, wie eben bei einem alten Onkel und Junggesellen. Ein warnendes Beispiel, hahaha! Keine Müdigkeit vorschützen. Ich weiß, wer ausbleibt, wenn du nicht kommst. Kannst du erraten wer, du Schelm?"

Karl hatte eben den Vetter auf die wortwörtlich gleiche Aufforderung eine ausweichende Antwort geben gehört, was als ungewöhnlicher Witz aufgefaßt worden war. Er hatte sich darüber ein wenig geärgert und klopfte darum dem Einladenden so herzlich auf die Schultern, daß er hörte, wie das Porzellan klapperte und spürte, wie der warme Trank an ihm hinunterlief.

„Vermutlich Gustav," sagte er mit dem kühlsten Seitenblick, der noch zwischen den beiden Männern vorgekommen war.

Der Hüttenherr schlug eine noch geräuschvollere Lache auf.

Digitized by Google

„Gustav! Hahaha! Hörst du, was er sagt, Gustav?“

Aber als er sie beide vor sich sah, umwölkte er sich beim Anblick ihrer Mienen und war höchst betrübt über den Gedanken, der sich ihm erst jetzt aufdrängte, daß zwei so prächtigen, gutgestellten und herzensguten Jungens, die er aufwachsen gesehen, etwas so Unbehagliches passieren konnte.

„Hm hm,“ sagte er, „also du kommst? Es wird so gemütlich und nett sein, alles, was ein alter Junggeselle bieten kann ....“

Hier wurde er wieder verlegen und noch mehr, als er entdeckte, was mit dem Kaffee geschehen war. Er zog sich in das Rauchzimmer zurück. Für diesen Abend war ihm die Laune verdorben.

Später kam der Kapitän und erbat sich mit bescheidenem und aufrichtigem Ernst eine Unterredung mit den beiden in einem der Herrenzimmer unter einer Jagdtrophäe, bestehend aus ein paar gewaltigen Elchhörnern und einer Luchshaut, auf der alle erdenklichen Waffen aufgehängt waren.

„Meine Herren,“ sagte er, „ich kenne Euch, seit Ihr so groß wart.“ — Und er gab das Maß an der Wand dicht neben ein paar Pistolen an, schwankte dann, seine Erinnerung durchforschend, aber kam zu seiner ersten Angabe zurück. — „So groß.“

„Gewiß, Onkel,“ antworteten sie, und sie erinnerten sich, wie er sie jagen gelehrt und sein munteres Halali unter ihren Fenstern früh in der Morgendämmerung geblasen hatte. Auf andre weniger feierliche Weise durfte nie geweckt werden. Die Poesie des Ganzen stand ihnen vor Augen, der blaue Morgennebel, das eilige Ankleiden, beflügelt von der Angst, nicht vor der Sonne hinauszukommen, die Spannung und die Freude, fertig zu sein. Unterdessen wartete der Kapitän geduldig und munter bei den Hunden im Hofe, die er mit Liebkosungen beruhigte. — „Gewiß Onkel.“ — Und der Tonfall war sehr herzlich.

„Ihr beiden seid unterdessen gewachsen und ein paar prächtige Jungen geworden. Ich“ — und er stieß bei dem Worte einen kleinen Seufzer aus — „stehe, wo ich stand.“

„Ja es wäre auch beunruhigend, wenn Sie weiter mit uns Schritt gehalten hätten, Onkel,“ sagten sie lächelnd und begegneten seinem wehmütigen Blick. „Die Natur hat uns alle drei gleich lang gewollt.“

Der Kapitän nahm die Frage nicht auf.

„Ich kenne Fräulein Ebba, seit sie so klein war,“ fuhr er fort und beugte sich hinab, um das Maß exakt wiederzufinden, ein Stück unter dem Luchsschwanz.

Die Vettern lächelten noch immer, obgleich sie merkten, daß ein verhängnisvoller Ernst nahte. „Sie ist nicht so stark gewachsen als wir,“ lächelten sie. Der Kapitän fuhr einfach fort:

„Sie hatte die süßesten Kleidchen, wenn sie nach dem Frühstück herunterkam. Ich küßte ihre Hände wie die der Gräfin und wurde ihr Ritter. Ich pflückte ihr Anemonen und derlei zu Sträußchen, und Nüsse, wenn es die Zeit war. Das war das einzige, was ich für sie tun konnte. Sie nahm sie so niedlich und würdevoll entgegen. Ich bin ihr sehr gut,“ fügte er mit einem bestimmten Kopfschütteln hinzu, „aber Euch habe ich auch gerne.“

Die jungen Männer waren gerührter, als sie sich selbst zugestehen wollten und zeigten ihre Dankbarkeit in der richtigsten Weise, indem sie ihm Worte ersparten, die ihnen schwer fielen.

„So ist es,“ sagten sie. „Sie haben es also gemerkt, Onkel. Was zum Henker soll man in unserer Lage tun? Wir hindern uns gegenseitig nur und keiner kommt dem andern um eine Pferdelänge vor. Sagen Sie es uns, wir werden gehorchen.“

„Da ist nichts anderes zu tun, soviel ich sehe,“ sagte der Kapitän treuherzig, „als daß einer von Euch das Feld räumt. Eine kleine Reise, beispielsweise ... Ja, es ist ja gleichgültig wohin, wo es eben am unterhaltendsten ist.“

Sie kauten ärgerlich an ihren Schnurrbärten.

„Eine sehr scharfsinnige Lösung, Kapitän, und eine sehr lockende Aussicht, diese Unterhaltung! Soviel haben wir schon jeder für uns herausgeklügelt. Aber wer soll diese nette, kleine Reise solo unternehmen und wer die andere?“

Digitized by Google

Der Kapitän bedauerte, sich nicht tiefer in das Problem hineingedacht zu haben.

„Letzteres," murmelte er, „ergibt sich aus dem ersteren, aber hier, ich gestehe es, liegt eine gewisse Schwierigkeit, und jetzt kann ich Euch nur bitten, mir zu verzeihen, daß ich so . . . Seht Ihr, ich dachte an sie."

Hier mußten sie wieder lächeln. „Das tun wir auch, Onkel, und darum ist es eben so schwer."

Der Kapitän sah sie an, ganz gedemütigt von der Erkenntnis, wie wenig er imstande war, Menschenherzen zu erforschen.

„Ja, ja," sagte er. „Ja freilich, Ihr seid verliebt, Ihr auch. Das ist eben die Schwierigkeit. Aber," fügte er mit männlicher Entschlossenheit im Ton hinzu, „ein Ende muß es ja doch haben." Damit ging er grübelnd, zu taktvoll, um sich in die Beratung zu mischen, die seiner Ansicht nach jetzt folgen mußte.

Zu einer solchen kam es jedoch nicht, denn keiner der beiden Herren hatte die Stirne, dem andern vorzuschlagen, sich zu opfern, oder die Neigung, es selber zu tun. Sie sahen flüchtig die Pistolen an, aber fertigten den Gedanken, den sie erregten, sogleich mit einem Kopfschütteln ab: nein, diese Zeiten waren vorüber!

Unmittelbar darauf standen sie beim Laute der Tanzmusik auf und gingen ihre Dame auffordern. Kommt Zeit, kommt Rat, dachten sie. Vielleicht geschieht heute abend etwas Entscheidendes. Aber es geschah nichts. Denn walzte der eine besser, so war der andere Meister in der Polka, und das hob sich auf. In ihrer Unruhe über die Unhaltbarkeit der Lage peitschten sie sich beide zu einer wilden Fröhlichkeit auf und waren nie so einnehmend gewesen. Fräulein Ebba lachte, daß ihr die Tränen in die Augen kamen und lachte weiter, bis sie wieder trocken waren, ohne Gelegenheit zu haben, jenen ergreifenden Herzenston zu hören, der sie sogleich bestimmt hätte.

„Ich bin ein oberflächliches, eitles, wertloses Geschöpf," dachte sie, „und verdiene keinen von ihnen." Und da dem nun so war, machte sie sich keine Skrupeln, den Augenblick zu genießen und so viele als möglich zu bezaubern.

Die übermütige Laune der Kavaliere hielt noch an, als sie auf der Treppe standen und ihre Schlitten aus der Reihe vorfahren sahen, mit klaräugigen Laternen unter klatschenden Peitschen. Ein fatalistisches Gefühl bemächtigte sich ihrer, ob es nicht ebenso gut wäre, in den ersten besten einzusteigen und die Rolle, die dazu gehörte, auch für den Rest seines Daseins weiter zu spielen.

Baron Karl warf entschlossen die Zigarre in den Schnee und flüsterte dicht in den Biberkragen des Vetters: „Wir fahren um die Wette über den See; ich setze alles darauf ein. Du auch?"

Baron Gustav drehte den Kopf und sah den Blick des Rivalen so brennend, daß es ihm vorkam, als könnte er seine Zigarre daran anzünden, wenn er wollte. Er ließ sie jedoch ebenfalls fallen, denn er hatte die ganze Bedeutung der Worte verstanden.

„Gut," erwiderte er, „wir machen einen kleinen Umweg, um die anderen loszuwerden und treffen uns dann in der Bucht unter der Meierei. Fünf Minuten?" — „Fünf Minuten."

Dann wandten sie sich wieder der Umgebung zu und tauschten Abschiedsgrüße und Scherze. Der Hüttenherr, der mit neuerdings aufflammender Gastfreundschaft auf sie zukam und Bescheid auf seine Einladung haben wollte, erhielt einen orakelhaft dunklen. „Danke, danke, einer von uns wird kommen, und es wird sehr angenehm sein."

„Hm," stammelte er, „welcher?"

„Der nicht verhindert ist. Regimentssachen, Onkel," fügten sie hinzu, um seine Grübeleien zu beschwichtigen. Und damit fuhren die Schlitten davon, unter den schwarzen Zweigen der Linden und allen rätselhaften Sternen der Nacht. Als sie ein wenig abseits gekommen waren, streckte der erste seinen Arm aus und fegte den Kutscher hinter sich in den Schnee, während er die Zügel ergriff.

„Geh nach Hause, Johann," sagte er, „geh nach Hause. Es ist zuträglicher, du machst dir ein bißchen Bewegung, Johann."

Johann konnte nur schwer diese plötzliche Besorgnis für seine Gesundheit begreifen, während er sich da im Schnee rollte. „Pardon, Herr Baron?" fragte er.

Digitized by Google

„Du bist schwerer, Johann, als der andere oder vielleicht leichter. Ihr könnt Euch gegenseitig Gesellschaft leisten. Sieh dich mal um!“

Er tat es und sah zu seinem Erstaunen, wie sich dasselbe Manöver auf dem andern Schlitten wiederholte.

„Zu Befehl, Herr Baron.“ Und er klopfte sich den Schnee ab und knöpfte den Rock auf, um es nicht zu warm zu haben. Der andre tat das gleiche und als sie damit fertig waren, gesellten sie sich zueinander und tauschten ihre Gedanken aus. Da waren ihre Herren schon den Abhang hinunter verschwunden. (Schluß folgt.)

Isabel C. Barrows.

Ein Lebensbild.

Von

Elsa von Liszt.

Nachdruck verboten.

Anfang November 1913 starb Mrs. Isabel C. Barrows im Hause ihrer Tochter in der Nähe von Neuyork. Ein bedeutsames, voll ausgefülltes Leben hat damit sein Ende gefunden. Reich war das Leben von Mrs. Barrows gewesen, nachahmenswert in seiner Tüchtigkeit, seiner Arbeitsfreudigkeit, in seiner Fähigkeit, alles von der guten Seite zu nehmen, sich Freude und Genuß zu verschaffen, wo es nur immer möglich war, in dem Bestreben, auch andere Menschen an all dem teilnehmen zu lassen.

Die Neujahrswünsche, die sie Jahr für Jahr an ihre Freunde in aller Welt hinaussandte, hatte sie auch diesmal noch mit vorbereitet; sie wußte wohl, daß bei der Ankunft der Grüße sie nicht mehr am Leben sein würde: „An meine vielen Freunde. Indem ich ein glückliches Leben verlasse, zu dessen Glück eure Freundschaft beigetragen hat, grüße ich euch alle noch einmal in Liebe und mit allen guten Wünschen. Friede sei mit euch!“

Mrs. Barrows, geboren 1845, heiratete mit 18 Jahren einen Missionar und ging mit ihm nach Indien; aber schon nach zwei Jahren starb der Mann. Die junge Witwe kehrte nach Amerika zurück, um sich hier medizinischen Studien zu widmen, nach deren Vollendung sie sich in Indien als Ärztin niederlassen wollte. Gewiß ein ungewöhnliches Beginnen, zumal in der damaligen Zeit. Während des Studiums aber lernte sie Mr. Barrows kennen, und diese Bekanntschaft führte nach kurzer Zeit, 1867, zur Heirat dieser beiden gleich ideal gesinnten Menschen. Damit beginnt ein Leben voll gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Interessen. Paul U. Kellogg, ein jüngerer Freund der beiden, sagt von ihnen: „Mr. und Mrs. Barrows waren in ihrem Leben so wahrhaft eins, daß ein, wenn auch noch so kurzer Bericht über die Tätigkeit des einen notwendig von beiden handeln muß.“ Samuel June Barrows stammte aus sehr bescheidenen Verhältnissen. Seine Mutter, die nach dem frühen Tode ihres Mannes mit zahlreichen Kindern zurückgeblieben war, ernährte sich durch das Zubereiten und Vertreiben eines Schuh-

Digitized by Google

putzmittels. Trotz der vielen Sorgen und Mühen scheint sie eine warmherzige, frohe Frau gewesen zu sein. Von ihr wird ihr Sohn June wohl sein „sonniges" Temperament geerbt haben, von dem Mrs. Barrows in der Biographie ihres Mannes »A sunny life« so viel erzählt. Mit acht Jahren hörte für den Knaben der Schulbesuch auf, er mußte eine Laufburschenstelle annehmen und sich selbst sein Brot verdienen. Ganz glücklich war er, als nach einiger Zeit ein Gönner es ihm ermöglichte, noch ein Jahr zur Schule zu gehen. In der Zwischenzeit aber, und später immer mehr, bildete er sich selbst weiter. Bei seinem Tode war er einer der vielseitigst unterrichteten Menschen, die man sich denken kann. Zur Zeit seiner Verheiratung hatte er eine Stellung als Berichterstatter bei einer größeren theologischen Zeitung; seine Frau half ihm dann bei seiner Tätigkeit in ausgedehntem Maße; daneben aber verfolgte sie ihre medizinischen Studien weiter. Barrows wurde bald Privatsekretär bei einem Senator in Washington, wodurch sich die Lage wesentlich verbesserte. In Washington verlebten sie eine glückliche Zeit, sehr stolz auf ihre Zweizimmerwohnung; in der ersten Zeit in Neuyork hatten sie sich mit einem Raum begnügen müssen. Sie machten jetzt sogar Ersparnisse. Als sie genug hatten, begab sich Mrs. Barrows mit vollstem Einverständnis ihres Mannes zusammen mit einer Freundin nach Wien, um hier an der Augenklinik weiterzustudieren. „Denn wir hatten mit der gegenseitigen Übereinkunft geheiratet, daß ich zuerst meine Studien vollenden solle, damit er dann frei würde, um seinen Plan, Geistlicher zu werden, durchführen zu können." Während nun der Mann weiterarbeitete und für beide verdiente, studierte Mrs. Barrows in Wien. Sie und ihre Freundin waren die ersten Frauen, die dort an der Universität zugelassen wurden. Nach einem Jahr kamen sie nach Amerika zurück, und Mrs. Barrows fand auch gleich Beschäftigung an einer Klinik. Daneben berichtete sie für Zeitungen und nahm Pensionäre ins Haus, für die sie kochte; sie übernahm auch Schreibarbeit und erwarb mit all dem so viel, daß nun Mr. Barrows daran denken konnte, den sehnlichsten Wunsch, den er seit seinen Kindertagen gehabt hatte, zu erfüllen und sich an der Harvard Divinity School theologischen Studien zu widmen. Für alles sorgte seine Frau bei seinem Weggehen, sogar die Kleider nähte sie ihm mit eigener Hand. „Keine Mutter, die ihren Jungen zur Universität wegschickt, ist je stolzer gewesen, als ich damals." Drei Jahre war sie nun die wesentliche Ernährerin von beiden. Die Ferien verbrachten sie glücklich zusammen; manchmal übernahm Mr. Barrows auch Berichterstattungen für Zeitungen bei Expeditionen im fernen Westen. 1872 wurde ihnen eine Tochter geboren. 1875 fuhren die Eltern mit dem Kind und einer Schwester von Mrs. Barrows nach Europa. Sie blieben ein Jahr in Leipzig, wo sie ihren Studien oblagen, viel Musik hörten und zu vielen Menschen in freundschaftliche Beziehungen traten. „Kein Millionär in seinem Überfluß hat je so schöne Zeiten verlebt, als wir mit der kleinen Summe, die wir uns verdient und erspart hatten, seit wir verheiratet waren." Das ist überhaupt das Schöne in dem Leben dieser beiden, daß sie daraus machten, was nur daraus zu machen war. Selten wohl haben Menschen in diesen Verhältnissen so viel von der Welt gesehen, haben Freundschaft mit den bedeutendsten Menschen aller Länder geschlossen, haben so viel Musik, Kunst und Natur genossen. Auch damals in Europa ließen sie sich aus Furcht vor der doch immerhin recht unsicheren Zukunft nicht die schöne Gegenwart verderben. „Wenn einem von uns etwas geschehen sollte, konnte immer noch der andere ‚keep the pot boiling'."

Digitized by Google

So beschlossen sie, ihr Geld aufzubrauchen und dann zu Hause wieder von vorn anzufangen. Und das Wagnis gelang. Bald nach der Rückkehr wurde Barrows zum Prediger einer kleinen Gemeinde in der Nähe von Boston gewählt. Nach vier Jahren einer vollauf befriedigenden Tätigkeit vertauschte er die Stellung mit der eines Herausgebers des „Christian Register", einer größeren theologischen Zeitschrift. Während der folgenden sechzehn Jahre behielt Mr. Barrows diese Tätigkeit bei, bei der ihm seine Frau, wenn auch nicht offiziell und mit Gehalt, so doch tatsächlich als Mitherausgeber zur Seite stand. 1892 unterbrach wieder eine längere Europareise die Arbeit; diesmal ging sie sogar bis nach Griechenland, das Barrows besonders liebte und mit dessen Sprache und Geschichte er sich Zeit seines Lebens intensiv beschäftigte. Wieder in Amerika, ging dann das gewöhnliche arbeitsreiche Leben weiter, bei dem es aber an Abwechslung und Anregung nie fehlte. So erzählt Mrs. Barrows sehr reizvoll von der Frühstückspause, die im Redaktionszimmer abgehalten wurde. Der Lunch wurde selbst zubereitet; sehr häufig waren dabei Gäste anwesend; jeder mußte mithelfen, Tisch decken, Teller abwischen usw., bis man sich gemeinsam zu Tische setzte. Leute mit den verschiedenartigsten Interessen fanden sich zu diesen bescheidenen Mahlzeiten ein; über religiöse, soziale, wissenschaftliche Fragen wurde während dieser kurzen halben Stunde gesprochen, bis alles wieder an die Arbeit ging. In den Sommermonaten führte die Familie ein besonders schönes, freies Leben in einem Zeltlager in Kanada. Zu diesem »camp life« wurde immer eine Anzahl von Freunden mitaufgefordert, so daß meist eine Gesellschaft von etwa 25 Personen zusammen war. Man machte Ausflüge zu Wasser und zu Lande, man hielt Vorträge und diskutierte darüber, man musizierte und las einander vor. Voll Stolz erzählte Mrs. Barrows, daß im Laufe der Jahre an 500 Menschen im camp ihre Gäste gewesen seien. In vielen Nachrufen kommt es zum Ausdruck, wie dankbar alle gerade für diese Zeiten bei ihrer geliebten »aunt Isabel« gewesen sind.

1896 änderte sich das Leben wieder; Barrows wurde in den Kongreß des Staates Neuyork gewählt. Auch hier widmete er sich ganz der neuen Tätigkeit; er trat besonders warm für die Friedensidee ein; er war Vertreter Amerikas auf dem Ersten Friedenskongreß im Haag.

Als nach Schluß der Session Barrows nicht wiedergewählt wurde, sah es eine Weile etwas trüb aus; das alte Amt war aufgegeben, ein neues noch nicht gefunden. „Mehreres wurde uns angeboten, aber es war nichts für uns. Denn es war für uns doch nicht möglich, eine Stelle anzunehmen, in der wir nicht gemeinsam arbeiten konnten; eine offizielle Anstellung für mich brauchte es dabei gar nicht zu sein; war ich doch sechzehn Jahre lang Mitherausgeber der Zeitschrift gewesen, ohne dafür irgend etwas zu erhalten. Mein Lohn lag darin, daß ich mit meinem Mann und für ihn tätig sein konnte. Der Überfluß oder der Mangel an Mitteln hat nie eine große Rolle bei unserem Glück gespielt."

Nun kam die beste Lösung, die kommen konnte: Barrows wurde gefragt, ob er den Posten eines Geschäftsführers der Neuyorker Gefängnisgesellschaft annehmen wolle. Er tat es. Und hier war er am rechten Ort, er blieb bis zu seinem Tode dabei und hat in dieser Stellung die vielseitigsten, weitreichendsten Anregungen gegeben, hat den wichtigsten Reformen auf dem Gebiet des Gefängniswesens zur Einführung verholfen oder sie wenigstens vorbereitet. Er versuchte vor

Digitized by Google

allem, den Verbrecher vor dem Gefängnis zu bewahren; das war nicht möglich ohne ein Gesetz, das das Probationssystem einführte. Barrows arbeitete einen vollständigen Entwurf aus. Bevor er ihn den politischen Instanzen übergab, legte er ihn erst einigen Frauen zur Begutachtung vor, mit der Begründung, daß sie ja nicht darüber abstimmen könnten, daß er aber auf ihre Meinung den größten Wert lege. Barrows trat für eine Verbesserung der Gefängnisse ein, für eine menschenwürdigere Behandlung der Gefangenen. Er tat viel für die Einführung der Jugendgerichte, so vor allem durch die von ihm herausgegebene Veröffentlichung »Childrens Court in the United States«, die auch in Deutschland Einfluß gehabt hat. Er wurde Mitglied der Probationskommission und als solcher beauftragt, die Gefängnisse in Europa zu besuchen.

Bei allen diesen Arbeiten und Reisen war seine Frau ihm ständige Mitarbeiterin und Begleiterin. Beim Internationalen Gefängniskongreß 1906 zu Budapest war er Vertreter Amerikas; für den nächsten Kongreß, der in Washington stattfinden sollte, wurde er zum Präsidenten gewählt und leitete die umfangreichen Vorarbeiten. Aber wenige Monate vor Eröffnung dieses Kongresses starb er. Es ist wohl das einzige Tragische in diesem so „sonnigen" Leben, daß Barrows diesen Kongreß nicht mehr erleben sollte, der seiner Tätigkeit die Krone aufgesetzt hätte.

Als ihr Mann starb, weilte Mrs. Barrows fern von ihm, in Rußland, wohin sie geeilt, um einer russischen Freundin, der „Großmutter der Revolution", bei der Befreiung aus dem Gefängnis zu helfen. Als sie von der Gefangennahme hörten, hatte Mr. Barrows gesagt: „Ich würde mein Leben für Babuschka geben; ich kann aber nicht hingehen; ich denke, du solltest es tun." Und so reiste Mrs. Barrows über die halbe Erde, um als Frau der Frau beizustehen. Als sie die Nachricht von der Erkrankung ihres Mannes erfuhr, eilte sie so schnell wie möglich zurück, doch fand sie ihn nicht mehr am Leben. — Da sie ihre Mission in Rußland aber noch nicht vollendet hatte, fuhr sie nach kurzer Zeit noch einmal nach Petersburg. Aber trotzdem es ihr jetzt gelang, eine Unterredung mit dem gefürchteten Minister Stolypin zu erreichen, vermochte sie die Befreiung der alten Dame doch nicht durchzusetzen. Und wie ich jetzt erfuhr, hat jene Russin vor kurzem in Sibirien einen Fluchtversuch unternommen, ist dabei aber wieder ergriffen worden: nun wird sie wohl nie mehr dieses Land verlassen.

Nach dem Tode ihres Gatten lebte Mrs. Barrows bei ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn in Staten Island im Hafen von Neuyork. Dort durfte ich im Winter 1909 während einiger Tage auch ihr Gast sein. Ich bewunderte die kleine zarte Frau mit den klugen, durchgeistigten Zügen. Für alles hatte sie Interesse, von allem war sie unterrichtet. Und wie zu Zeiten des Frühstücks im Redaktionszimmer, wurden auch hier wenig Umstände gemacht; nach dem Essen ging man in die Küche, um in gemeinsamer Arbeit alles wieder abzuwaschen und in Ordnung zu bringen. Nachdem die alte Dame mit dicken Handschuhen an den Händen noch einen Eimer mit Kohlen in den Ofen geschüttet hatte, ging die lebhafte Unterhaltung weiter. An einem Tage begleitete ich Mrs. Barrows nach Bedford, dem Reformatory für Frauen. Ich merkte es bald, einen wie großen Wert die bekannte Leiterin der Anstalt, Dr. Davis, auf alles legte, was Mrs. Barrows sagte, wie sie in allen Dingen um Rat fragte.

Digitized by Google

Mrs. Barrows war Mitarbeiterin von zahlreichen Zeitschriften: viele wertvolle Aufsätze sind im Survey, im Outlook, The Independent usw. veröffentlicht. Sie war ständige Schriftführerin mehrerer großer Gesellschaften, so der „National Conference of Charity and Correction"; die vielen Bände der Berichte zeigen alle ihren Namen als Herausgeberin. Bei internationalen Kongressen war Mrs. Barrows besonders deshalb auch geschätzt, weil sie imstande war, Vorträge in englischer, französischer oder deutscher Sprache wörtlich nachzuschreiben und dann in irgendeine dieser Sprachen zu übertragen.

Ein bleibendes Denkmal hat sich Mrs. Barrows in der Biographie ihres Mannes gesetzt, die schon mehrfach erwähnt wurde, »A sunny life«. Man sieht das reiche Doppelleben der beiden an sich vorüberziehen und fühlt, ohne daß es irgendwie ausgedrückt wird, doch aus allem heraus, wie sehr Mrs. Barrows mit der ganzen Tätigkeit ihres Mannes verwachsen war, wie sie ihm unentbehrlich war für seine Arbeit.

Ein deutscher Bekannter von Mrs. Barrows schrieb mir vor kurzem: „Sie hat auf mich den nachhaltigsten Eindruck einer selten bedeutenden Frau gemacht. Ich bin während des Gefängniskongresses 14 Tage mit ihr in Amerika gereist; jeden Tag machte ich ihr meine Morgenvisite im Pulman, und stets traf ich sie schaffend, mit ihrer kleinen Schreibmaschine auf dem Schoß. Sie war immer voller Gedanken, anregend, gleichbleibend liebenswürdig und von einer innigen Herzlichkeit, wie ich sie nie wiederfand. Bei den zahlreichen Gefängnisbesuchen, die wir machten, fand sie, unserem Geheimrat Krohne gleich, schnell die springenden Punkte heraus, auf die es ankam. Sie übersah keinen Winkel und keine Ecke. Das Grundwesen der Gefängnissache hatte sie voll erfaßt, sie war modern, aber nicht überschwänglich."

In dem Nachruf, den „Womans Journal and Suffrage News" Mrs. Barrows widmete, heißt es: „Mr. und Mrs. Barrows waren warme Anhänger des Frauenstimmrechts. Und ihr Leben hat gezeigt, daß das häusliche Leben nicht dadurch gestört wird, daß der Mann an die Lehre der Gleichberechtigung glaubt und sie auch ausübt. Kameraden und Mitarbeiter, ließen sie sich gegenseitig vor allem Freiheit.... Außer den nächsten Angehörigen hinterläßt Mrs. Barrows in allen Teilen der Welt Hunderte von Frauen und Männern, denen sie als ‚aunt Isabel' lieb war, und die stärker und besser geworden sind, weil sie sie gekannt haben. Sie überragte den Durchschnitt der Menschen an Geistesgaben, aber weit mehr noch an Kraft des Herzens."

Es schien mir doch richtig zu sein, daß diese Frau auch in Deutschland mehr bekannt wird.

Digitized by Google

Die Frau im Alten Testament.

Von

Hedwig Jahnow.

Nachdruck verboten.

In der hebräischen Literatur, die uns in den Büchern des Alten Testaments überliefert ist, tritt uns eine ganze Reihe scharf gezeichneter Frauengestalten entgegen. Wir fühlen uns von ihrem starken inneren Leben berührt, von ihren wechselvollen Schicksalen gefesselt; doch machen wir gleichzeitig die Erfahrung, daß uns diese Gestalten nicht ohne weiteres verständlich sind, daß wir es eben mit der fremdartigen Empfindungswelt antiker, orientalischer Frauen zu tun haben. Einen wirklichen Einblick in das Innenleben dieser Frauen können wir erst dann gewinnen, wenn wir wissen, auf welchen Voraussetzungen sich ihr Leben aufbaute, wenn wir also die rechtliche und soziale Lage der israelitischen Frau kennen. Von diesem Hintergrunde werden sich dann die einzelnen Frauengestalten abheben, und wir werden erst dann sehen können, worin eigentlich ihr persönliches Leben besteht.

Die Quellen für unsere Kenntnis des israelitischen Frauenlebens sind ihrer literarischen Gattung nach sehr verschieden; es sind gesetzliche Stücke, Geschichtserzählungen und poetische Erzeugnisse. Die Frage, ob im einzelnen Falle die Quelle, aus der wir schöpfen, ein historischer Bericht oder eine Sage oder eine Novelle ist, ist für unseren Zweck unwesentlich, und wir werden uns daher nicht damit beschäftigen. Denn die dichterischen Frauengestalten, die uns in der hebräischen Literatur begegnen, die Situationen, in denen wir sie treffen, die Aufgaben, die sie zu lösen haben, sind im tiefsten Sinne historisch, d. h. sie spiegeln Wirklichkeiten des äußeren und inneren Lebens wider. Diese Tatsache wird am besten veranschaulicht, wenn wir uns einmal vorstellen, wie etwa der Kulturhistoriker verfahren würde, der es sich einst zutrauen wird, die Geschichte der deutschen Frau des 20. Jahrhunderts zu schreiben; er wird natürlich neben Briefen und anderen geschichtlichen Dokumenten die einschlägige Romanliteratur und die Lyrik der Zeit heranziehen müssen.

Wir vergegenwärtigen uns nun die rechtliche und soziale Stellung der israelitischen Frau, indem wir ihre verschiedenen Beziehungen innerhalb der Familie verfolgen.

Das Mädchen blieb bis zur Heirat unter der Aufsicht der Mutter. Der Vater war Herr über Leben und Tod seiner Kinder; dies äußert sich im Verhältnis zur Tochter darin, daß er sie nach Belieben verheiraten, in die Sklaverei verkaufen, ja sogar töten darf, wenn sie sich vergangen hat. Die Einführung in den Kultus, die bei der Erziehung des Sohnes im Vordergrund steht, tritt bei der Tochter in dem Sinne zurück, daß das Weib die priesterliche Funktion des Opferns nicht ausüben darf. Dagegen ist es zur Teilnahme am Kult des Vaters oder Gatten,

Digitized by Google

zur Beteiligung an Wallfahrten und Opfermahlzeiten zugelassen. Die gesetzmäßige Strenge der väterlichen Gewalt äußert sich vorwiegend nur bei den großen Ereignissen des Lebens. Im täglichen Leben genoß das israelitische Mädchen verhältnismäßig viel Freiheit; ihre Lage war nicht zu vergleichen mit dem streng abgeschlossenen Haremsleben der heutigen Orientalin. Ihre Beschäftigungen auf dem Felde, bei der Herde, am Brunnen geben ihr die Möglichkeit unbefangenen Verkehrs mit den Männern. Die hübschen Brunnenszenen, die in den Patriarchengeschichten ein bedeutungsvolles erstes Zusammentreffen des jungen Mädchens mit dem späteren Gatten oder dem Brautwerber zeigen, geben sicherlich typische Zustände wieder. So konnte in der Tat bei der Heirat die Neigung der jungen Leute in Betracht kommen, obgleich die Väter das letzte Wort in der Sache zu sprechen hatten. Denn die Heirat war keinesfalls eine persönliche, sondern eine Familienangelegenheit. Es war auch zunächst Sitte, die Tochter an einen Geschlechtsangehörigen zu verheiraten, da in diesem Falle die Familie die Verhältnisse übersah und ihr im Notfall Schutz angedeihen lassen konnte; auch kam darin das Bestreben zum Ausdruck, den Grundbesitzstand des Geschlechts möglichst zu erhalten. So spiegeln die Verwandtenheiraten in den Patriarchengeschichten gleichfalls tatsächliche Verhältnisse wider.

Die israelitische Ehe ist ursprünglich Kaufehe, d. h. der Bräutigam zahlt dem Vater der Braut eine bestimmte Summe, den Mohar. Dieser Mohar kann aber auch in Leistungen bestehen; Jakob erwirbt sich z. B. seine Frauen durch Dienste bei seinem Schwiegervater. Zu unterscheiden sind von dieser Kaufsumme die Geschenke, die der Bräutigam der Braut überreicht; allmählich nimmt allerdings auch der Mohar den Charakter eines Geschenkes an die Verwandten der Braut an, z. B. in der Geschichte von Rebekkas Brautwerbung. Charakteristisch bei der Hochzeit ist das Fehlen religiöser und rechtlicher Zeremonien; die Heirat ist auch in diesem Punkt eine reine Familienangelegenheit. Ein anderer Unterschied von der modernen Hochzeit, die meist als Abschiedsfest der Braut im Hause ihrer Eltern gedacht ist, ist der, daß die hebräische Hochzeit als Einzugsfest im Hause des Gatten oder seiner Eltern gefeiert wird, in dessen Geschlecht die Braut mit diesem Tage übergeht. Anders ist es natürlich, wenn der Mann sich mit einer Erbtochter vermählt und damit in das Geschlecht der Frau einheiratet. Der Bräutigam holt die Braut am Abend des Hochzeitstages ab, von seinen Freunden und Verwandten begleitet, wie auch die Braut ihre Gespielinnen bei sich hat. Dabei geht es weniger feierlich als laut und lustig zu; noch heut ist für die Frauen in Palästina an solchen festlichen Tagen der Freudentriller bezeichnend.

Rechtlich betrachtet, ist die Frau das Besitztum des Mannes, wie sie vorher Eigentum ihres Vaters war; er ist ihr ba'al, ihr Herr. Sie beerbt ihn ebensowenig wie die Töchter den Vater, wenn Söhne vorhanden sind; sie ist ihm zu unbedingter Treue verpflichtet, während in bezug auf den Mann Ehebruch nur Verletzung der fremden, nicht der eigenen Ehe bedeutet. Die Kinder heißen nach dem Vater; Zugehörigkeit zum Stamm und Erbrecht werden durch die Verwandtschaft mit ihm bestimmt; die israelitische Familie ist also in historischer Zeit Patriarchat. Nur schwache Spuren weisen auf ein uraltes Matriarchat, auf einen Zustand zurück, in dem die Beziehungen der Kinder zur Mutter die ausschlaggebenden waren. Zu diesen Spuren gehört z. B. das Wort Gen. 2 V. 24: „Darum verläßt der Mann

Digitized by Google

Vater und Mutter und hängt seinem Weibe an." Ein zweites Merkmal der altisraelitischen Familie ist, daß sie polygam ist, d. h. daß grundsätzlich der Mann mehrere Frauen nebeneinander haben darf, die juristisch gleichberechtigt sind. Tatsächlich werden, wie noch heut im Orient, die Geldverhältnisse, die nur selten die Kostspieligkeit eines großen Harems erlauben, die Schranke für die Zahl der Frauen gewesen sein und praktisch oft zur Monogamie geführt haben. Der große Harem der Könige ist auf politische Gründe zurückzuführen, eine unter diesen Frauen wird offiziell als Königin betrachtet; bei Salomo ist es z. B. die Pharaonentochter. Die tatsächliche Stellung der Frau hing natürlich von vielen Faktoren, z. B. vom Einfluß ihrer Familie, vor allem aber von ihren persönlichen Eigenschaften ab, war also in jedem Sinne mehr eine Machtfrage als eine Rechtsfrage.

Wie noch heut bei den Bauern so wurde auch im alten Israel die Frau als Arbeitskraft eingeschätzt; darauf bezieht sich wohl auch ursprünglich die Kaufsumme, die der Vater vom Schwiegersohn für seine Tochter erhielt. Die Frau aus dem Volk hatte außer der Feldarbeit und dem Viehhüten auch harte Arbeit im Hause zu leisten: Wasserholen, Mehlmahlen, Brotbacken, Käsebereitung fiel ihr gewöhnlich zu, während dem Mann das Schlachten des Viehs, das Kochen oder Braten des Fleisches oblag. Diese Beschäftigungen des Mannes erklärten sich aus seinen priesterlichen Obliegenheiten: nur er durfte opfern, und in älterer Zeit fielen Opfern und Schlachten zusammen. Die Frau hatte natürlich auch die Anfertigung der einfachen Gewänder mit den Vorarbeiten des Spinnens und Webens zu besorgen. Diese Arbeiten tat sie im Zelt oder Haus, dessen durch Tücher verhängter innerer Teil wahrscheinlich den Frauen bestimmt war. Ein besonderes Frauenzelt oder Frauenhaus werden nur die Vornehmen besessen haben, zu denen die Patriarchen zu zählen sind.

Nichts trug so sehr dazu bei, die Stellung der Frau im Hause zu befestigen, wie ihre Eigenschaft als Mutter. Im Gesetz und in der Spruchweisheit sind die Pflichten gegen Vater und Mutter als völlig gleichwertig hingestellt, und die untergeordnete rechtliche Stellung der Ehefrau scheint in das Verhältnis der Mutter zu den Kindern wenig hineingespielt zu haben. Es ist z. B. bezeichnend für die Stellung der Mutter, daß in der älteren Zeit sie es war, die dem Kinde gleich nach der Geburt den Namen beilegte. Kinderreichtum galt als der größte Segen. „Werde zu unzähligen Tausenden!" oder „Möge Gott das Weib, das in dein Haus einziehen soll, machen wie Rahel und Lea!" so lauteten die gebräuchlichen Hochzeitsgratulationen an das junge Paar. Dieser Wunsch nach Kinderreichtum erklärt sich aus der günstigen Naturbeschaffenheit bei der damaligen geringen Besiedelung des Landes, die es auch den ärmeren Familien gestattete, eine große Kinderschar aufzuziehen. Je mehr kriegstüchtige junge Männer ein Geschlecht besaß, desto größer war seine Macht; und auch die Töchter konnten durch die Kaufsumme, die sie bei der Heirat einbrachten, den Reichtum und das Ansehen ihrer Familie mehren. Die Gegenseite der Schätzung der kinderreichen Mutter war die grausame Geringschätzung der kinderlosen Frau. Unfruchtbarkeit wurde als Strafe Gottes angesehen und trug Spott und Verachtung ein. Doch galt die Kinderlosigkeit nicht nur als eine Schande für die Frau, sondern auch als ein unermeßliches Unglück für den Mann.

Starb der Mann, ohne Nachkommen zu hinterlassen, dann erwuchs seinem nächsten Verwandten, gewöhnlich dem Bruder, die Pflicht, die Witwe zu heiraten,

Digitized by Google

wobei der erste Sohn dieser Ehe als Kind des Verstorbenen angesehen wurde, so daß sein Name und Erbe nicht erloschen. Der ursprüngliche Sinn dieser Levirats- oder Schwagerehe, der allerdings im historischen Israel dem Volksbewußtsein schon entschwunden war, wird vielleicht darin bestanden haben, daß dem Verstorbenen, der keine Söhne hinterließ, Leistungen entgingen, die ihm eben kein anderer als der Sohn erweisen konnte, und daß es deshalb eine Liebespflicht seiner Verwandten war, ihm noch nachträglich zu diesem Sohn zu verhelfen. Es scheint sich also um einen uralten Totenkult gehandelt zu haben, den nur der Sohn dem Vater leisten konnte.

Im übrigen war das Los der Witwe, ob sie nun Mutter oder kinderlos war, sehr traurig. Sie gehört mit der Waise und dem Volksfremden zu den Rechtlosen, deren sich die Propheten und die von prophetischem Geiste erfüllte deuteronomische Gesetzgebung annahmen. Dies Gesetzbuch verlangt, daß ihr die Nachlese auf Feldern, in Weinbergen und Ölgärten freigegeben werde. — In königlichen Häusern ergriff zuweilen der Thronprätendent vom Harem seines Vorgängers Besitz und heiratete seine Witwe, um sich so für den rechtmäßigen Nachfolger zu erklären. Lagen aber keine dynastischen oder Familieninteressen vor, dann wird die zweite Ehe einer Witwe nicht gewöhnlich gewesen sein. In solchem Falle kehrte sie meist wieder in ihr Vaterhaus zurück.

Aus der rechtlichen Stellung der Frau als Eigentum des Mannes ergab sich die Folgerung, daß nur ihm das Recht zur Scheidung zustand. Er schrieb ihr dann den Scheidebrief oder sprach auch nur die Scheidungsformel aus, die nach Hosea 2 V. 4 gelautet zu haben scheint: „Sie ist nicht mein Weib, und ich bin nicht ihr Mann.“ Als Scheidungsgrund genügte es, daß der Mann „etwas Widerwärtiges“ an seiner Frau entdeckte (Deut. 24 V. 1), ein Ausdruck, der auf die verschiedenste Weise ausgelegt werden konnte. Der spätjüdische Rabbi Hillel interpretiert: „Der Mann darf sein Weib verlassen, wenn sie sein Gekochtes angebrannt hat oder wenn er eine andere gefunden hat, die schöner ist als seine Frau.“ Die Propheten haben die Ehescheidung aufs schärfste verurteilt: Gott haßt es nach dem Wort des Maleachi (2 V. 3), wenn der Mann dem Weibe seiner Jugend, das seine Lebensgefährtin war, die Treue bricht. Doch haftete der entlassenen Frau kein sittlicher Makel an; wie die Witwe kehrte sie in ihre Familie zurück oder konnte sich wiederverheiraten. Die eingehende Regelung, die das Gesetz in bezug auf die Scheidung enthält, läßt darauf schließen, daß Scheidungen häufig vorkamen. Um so verwunderlicher ist es, daß uns in der hebräischen Literatur keine einzige geschiedene Frau begegnet; die Ehescheidung muß also wohl nicht als ein interessantes Problem empfunden worden sein.

Eine besondere Betrachtung erheischt noch die Lage der Sklavin bei den Hebräern. Sie war ihrer Herkunft nach entweder Ausländerin oder Israelitin. Die ausländische Sklavin war Kriegsgefangene oder durch Kauf erworben; die israelitische Sklavin war immer Schuldsklavin. Die Lage der Sklaven war im allgemeinen erträglich in Israel; das Gesetz trat kräftig für ihren Schutz ein. Sie galten als Glieder der Familie und nahmen als Kultgenossen auch an den religiösen Festen teil. Die Stellung der Sklavin erhielt dadurch eine eigentümliche Färbung, daß sie die Kebse ihres Herrn war; so war es wenigstens immer bei der israelitischen, aber auch meist bei der volksfremden Sklavin. Als solche hatte sie bestimmte

Digitized by Google

Ansprüche an Nahrung und Kleidung, welche an die der Gattin nahe herankamen. Die Sklavin, die der Herr berührt hatte, durfte er nicht weiterverkaufen, eine Sitte, die auch der heutige Araber beobachtet, die aber nicht etwa, wie es uns Modernen scheinen könnte, in der Hochachtung vor der Frau, sondern im Selbstgefühl des Mannes wurzelt. Komplizierter wurde die Stellung der Sklavin, wenn sie nicht Eigentum des Herrn, sondern der Frau war, also ein Stück ihrer Mitgift ausmachte. Dann durfte der Herr sie nur mit ausdrücklicher Erlaubnis der Frau berühren; doch ging sie auch in diesem Falle nicht in seinen Besitz über, sondern blieb rechtlich Eigentum der Hausfrau. Eine solche unklare Lage wurde natürlich nicht unter gewöhnlichen Verhältnissen, sondern nur im Notfall geschaffen, nämlich wenn die Ehefrau kinderlos war. Dann erlaubte sie ihrem Manne den Verkehr mit ihrer Sklavin, und die Kinder, die dieser Verbindung entsprossen, galten als ihre eigenen.

In bezug auf die Ehe mit einer Ausländerin, die nicht Sklavin war, hat man in den verschiedenen Perioden der israelitischen Geschichte sehr verschieden empfunden. In der älteren Zeit waren Ehen mit Ausländerinnen nicht selten, und zwar nicht nur an den Königshöfen. Noch in der Ruthgeschichte, die wohl schon aus der späteren Zeit des judäischen Königtums stammt, ist von der Ehe judäischer Männer mit moabitischen Frauen in voller Harmlosigkeit die Rede. Später hat man immer deutlicher die religiösen Gefahren erkannt, die aus so engen Verbindungen mit heidnischen Frauen erwachsen mußten, und der Schlußpunkt dieser Entwicklung ist Esras unerbittlich strenges Vorgehen gegen die Mischehen nach der Rückkehr der Juden aus der Gefangenschaft.

Eine solche historische Betrachtung, wie wir sie eben in bezug auf die Beurteilung von Ausländerinnen als Ehefrauen israelitischer Männer geübt haben, ist nicht gleichmäßig für die gesamte Frage der Schätzung der Frau bei den Israeliten durchzuführen. Im großen ganzen werden wir sagen können, daß im israelitischen Altertum eine Tendenz zu größerer Hochschätzung der Frau zu beobachten ist, ohne daß ihre rechtliche Stellung davon berührt worden wäre. Wie die meisten Kulturen zeigt also auch die israelitische eine allmähliche Überbietung des Rechtszustandes durch den tatsächlichen. Der Begriff des Eigentums tritt in dem ehelichen Verhältnis zurück; schon die Schöpfungserzählung Gen. 2 gibt der Frau den Ehrennamen der Gehilfin. Im späteren Judentum können wir einen solchen Fortschritt in der Wertschätzung der Frau nicht mehr beobachten. Während im israelitischen Altertum das natürlich und gesund empfindende Volk die tatsächliche Bedeutung der Frau für das Volksleben nicht verkennen konnte, treten in der Periode des Judentums bei dem gebrochenen Volk, das nichts mehr ist als eine Kultusgemeinde, die ursprünglichen Werte des Lebens zurück hinter der Gesetzesbeobachtung und dem Schriftstudium. An diesen neuen Maßstäben gemessen, kann die Frau nicht bestehen; der Rabbi hält es für unter seiner Würde, mit ihr über das Gesetz zu sprechen, und er weist den Mann an, Gott zu danken, daß er ihn nicht als Heiden, nicht als Toren und nicht als Weib geschaffen habe. Hand in Hand mit dieser hochmütigen Abschätzung der Frau scheint ihre strengere Abgeschlossenheit vom öffentlichen Leben zu gehen. In nachexilischer Zeit hören wir verschiedentlich, daß sie nur ausnahmsweise das Frauenhaus verläßt.

* * *

Digitized by Google

Ehe wir uns nun den persönlichen Eigenschaften der israelitischen Frau zuwenden, wollen wir einen Augenblick bei ihrer äußeren Erscheinung verweilen. Es sind nur wenige Angaben, aus denen wir uns das weibliche Schönheitsideal der Israeliten wiederherstellen können. Daß der israelitische Mann überhaupt ein Organ für Frauenschönheit besaß, ist deutlich; „ein anmutiges Weib reißet an sich Ehre, gleichwie Gewaltige an sich reißen Reichtum", so heißt es z. B. in den Sprüchen (11 V. 16). Doch erzählt der Hebräer am liebsten, daß sich die Schönheit der Frau auch mit anderen vortrefflichen Eigenschaften verbindet: mit Freundlichkeit und Gefälligkeit (bei Rebekka), mit Klugheit (bei Abigail) oder Tapferkeit (bei Esther und Judith). „Schönheit des Weibes beglückt den Mann, sie übertrifft alle Schönheit der Welt; ist sie dazu noch gütig, so ist ihr Mann kein Mensch mehr." (Jes. Sir. 36 V. 24 f.) Die Spruchweisheit drückt die Wertlosigkeit bloßer Schönheit in folgenden drastischen Worten aus: „Wie ein goldener Ring im Rüssel einer Sau, so ist ein Weib, das schön ist, aber nichts von Schicklichkeit weiß" (Sprüche 11 V. 22). Mit besonderer Vorliebe berichten die Erzähler des Alten Testaments von dem großen Eindruck, den die Schönheit der israelitischen Frauen auf Fremde macht: Die Philister und Ägypter sind betroffen von der Schönheit der Patriarchenfrauen; ja Pharao läßt sogar Sara in sein Haus holen. Als Judith in das Lager des Holofernes geht, bewundern die Assyrer ihre große Schönheit mit den Worten: „Wer mag dieses Volk verachten, das unter sich solche Weiber hat? Es ist nicht gut, daß man von ihnen einen Mann übrig lasse, da sie freigelassen, die Erde überlisten könnten" (Judith 10 V. 19). Der höchste Grad von jüdischem Nationalstolz in dieser Richtung zeigt sich in der märchenhaften Erhebung der schönen Jüdin Esther zur Perserkönigin.

Das weibliche Schönheitsideal wird mitbestimmt durch die Forderung der Arbeitstüchtigkeit, die man an die Frau stellt. Daher wünscht sich der Israelit seine Frau kraftvoll und gewandt. Ruth trägt, als sie von Boas kommt, fast 36 Liter Gerste nach Hause; die zarten, ätherischen Gestalten, die moderne Künstler schaffen, um die Ährenleserin Ruth darzustellen, sind also vom geschichtlichen Standpunkt aus unrichtig empfunden. Den gefüllten Krug tragen die Mädchen weite Strecken auf der Achsel und tränken, wenn es darauf ankommt, in aller Geschwindigkeit zehn Kamele! Zu der kräftigen Gestalt passen die glänzenden Augen, die der Hebräer an der Frau liebt; die traurige Rolle, die Lea neben ihrer schönen Schwester Rahel spielt, hat sie vor allem ihren matten Augen zu verdanken. Auch im Hohenliede wird die Schönheit der Augen mit den Worten gerühmt: „Deine Augen sind Taubenaugen zwischen deinem Schleier hervor" (4 V. 1); an einer anderen Stelle heißt es sogar: „Wende deine Augen von mir ab, denn sie erschrecken mich" (6 V. 5). Wenn wir im übrigen den Lobpreis weiblicher Schönheit im Hohenliede aus der Sprache der Liebe in die der ruhigen Schilderung übersetzen, dann ergeben sich noch folgende Züge, die das Bild vervollständigen: ein stolzer Hals, rote Lippen, weiße Zähne und reiches Haar, also eine kräftige, blühende Frauengestalt!

Die Kleidung der Frauen unterschied sich von der der Männer in den Hauptstücken nicht; beide trugen, wenigstens die Vornehmeren, ein feines leinenes Hemd, das der Prophet Jesaja für einen unerhörten Luxus erklärt (Jes. 3 V. 23). Oder sie hatten ein Unterkleid aus derbem Wollstoff oder Linnen an, das bei den Frauen

Digitized by Google

länger und mit Ärmeln versehen war und mit einem Gürtel oder Strick geschürzt werden konnte. Das Obergewand war ein sackartiger Überwurf, der eine Schulter und beide Arme frei ließ. Ein charakteristisches Stück der Frauenkleidung war der Schleier, der seinen Ursprung vielleicht in dem Mythus der Göttin Istar hat. Er wird als Gesichtsschleier von der Braut getragen, im übrigen im Gegensatz zur heutigen Orientalin wohl nur als Nackentuch, das über den Kopf geschlagen wird und lang herunterwallt. Auch der um den Kopf geschlungene Turban kommt in späterer Zeit als Kopfbedeckung der Vornehmen bei Frauen wie Männern vor.

Mit dem reger werdenden Handelsverkehr zogen in Israel auch die Erzeugnisse der babylonischen Buntweberei und Stickerei ein, die sich wahrscheinlich besonders bei der Frauenkleidung geltend gemacht haben. Wie luxuriös die hebräischen Damen schon im 8. Jahrhundert in ihren Bedürfnissen geworden waren, zeigt das Verzeichnis ihrer Toilettengegenstände, das Jesaja uns gibt (3 V. 18—23) und für dessen Vollständigkeit uns der Zorn des Propheten bürgt: da redet er von Fußspangen, Stirnbändern, Halbmonden, Ohrtropfen, Armketten, Schrittkettchen, Prachtgürteln, Riechfläschchen, Amuletten, Fingerringen, Nasenringen, Taschen, Spiegeln usw. Die Fußspangen legte man über dem Knöchel um den Fuß; an ihnen waren zuweilen Schrittkettchen befestigt, die ein gleichmäßiges und zierliches Schreiten bewerkstelligen sollten. Die Nasenringe werden noch heut von den Beduinenfrauen getragen; fremdartig berührt es uns, daß der Knecht Abrahams der Rebekka, die uns in ihrem ganzen Verhalten am Brunnen so verständlich und sympathisch ist, zum Dank dafür dies barbarische Schmuckstück an die Nase legt (Gen. 24 V. 47).

In der Körperkultur der Israelitin spielten die Salbungen eine Hauptrolle. Wenn sie gefallen will, salbt sie zunächst ihren Körper, wie Ruth, als sie zu Boas auf die Tenne geht. In alter Zeit salbte man sich mit bloßem Olivenöl, später mit duftenden Salben; daher heißt es im Hohenliede: „Der Duft deiner Kleider gleicht dem Dufte des Libanon“ (4 V. 11).

Die schönen Jungfrauen, die man nach der Erzählung des Estherbuches dem Perserkönig zur Auswahl vorführte, wurden vorher ein ganzes Jahr lang mit Myrrhenöl und Spezereien behandelt, für unsere Begriffe ein unglaublich roher Geschmack! Über die Haartracht der Israelitinnen wissen wir nichts Genaues, nur daß die Glatze als Schmach und das Auflösen des geordneten Haares als Demütigung galt. — Um der Schönheit der Augen nachzuhelfen, bedienten sich die Hebräerinnen einer Schminke, die, auf Augenbrauen und Wimpern gestrichen, die Augen größer und glänzender erscheinen läßt. Dieses Toilettenmittel scheint bei ihnen kein zartes Geheimnis, sondern ein stolz zur Schau getragenes Zeichen der Eleganz gewesen zu sein: Die jüngste der drei Töchter Hiobs, der doch gewiß nichts Böses nachgesagt, sondern die durch einen besonders reizenden Namen geehrt werden soll, heißt „Schminkbüchschen“.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Gartenbau als Frauenerwerb und seine Begründerin.

Von

Anna Blum.

Nachdruck verboten.

Dr. Elvira Castner, in weitesten Kreisen bekannt als Gründerin und Leiterin der ersten vollausgestalteten „Gartenbauschule für gebildete Frauen" in Deutschland, begeht am 12. März dieses Jahres ihren 70. Geburtstag. Er gibt Gelegenheit, ihrer Persönlichkeit wie ihres Wirkens auf ihrem Spezialgebiet ehrend zu gedenken. — Aus gebildeter Familie stammend — des Vaters tiefgründiges Wesen, der Mutter energisches Erfassen und Zufassen, wo schneller Entschluß nötig, vereinigen sich in ihr, früh ihre Eigenart formend — wendete sie sich, kaum den Kinderschuhen entwachsen, dem Lehrerinnenberuf zu. Der Vater wollte sie dem Medizinstudium zuführen, klopfte aber damals vergeblich an die Pforten der Universitäten. So blieb dem früh nach Selbständigkeit und Selbstbetätigung strebenden Mädchen nur die Ausbildung für den damals einzigen den Töchtern des gebildeten Mittelstandes zugänglichen Beruf, die sie auf dem staatlichen Lehrerinnenseminar in Posen erhielt. Ein Halsleiden nötigte sie, den Beruf nach wenigen Jahren aufzugeben. Was nun? Sie ging nach Berlin, und von Frau Henriette Tiburtius, auch einer Bahnbrecherin, angeregt, beschritt sie deren Ausbildungsweg. Nach zweijährigem Studium der Zahnheilkunde in Baltimore kehrte sie in die Heimat zurück und ließ sich in Berlin nieder. Sehr günstige Anerbietungen, in Amerika zu bleiben, hatte sie aus Liebe zu Vaterland und Familie abgelehnt. Sie strebte danach, der inzwischen verwitweten Mutter einen sorgenfreien Lebensabend und ihr in der Zusammenarbeit mit den drei Schwestern ein eigenes Heim zu schaffen. Beides glückte. Aber neben der erfolgreichen Tätigkeit als Zahnärztin fand Elvira Castner Zeit, in der sich kraftvoll entwickelnden Frauenbewegung mitzuarbeiten. Durch Lina Morgenstern in das Vereinsleben eingeführt, beteiligte sie sich an der Gründung des „Vereins zur Fürsorge für minorenne strafentlassene Mädchen", einer Schöpfung von Henriette Tiburtius und Frau Guillaume-Schack, der verdienten Vorkämpferin der Sittlichkeitsbewegung unter den deutschen Frauen. In der Anstalt „Henrietten-Haus" in Marienfelde wirkt dieser Verein fort. Dem Vorstande des von Frau Cauer begründeten Vereins „Frauenwohl" gehörte Elvira Castner mehrere Jahre als sehr tätiges Mitglied an, wie sie auch bei der Konstituierung des Bundes Deutscher Frauenvereine sich voll beteiligte. Diese fruchtbare Tätigkeit in der allgemeinen Frauenbewegung ist noch nicht erschöpft, wenn wir sie als Gründerin des „Vereins zur Förderung des Frauenerwerbs durch Ost- und Gartenbau" wie als Mitbegründerin des Berliner Frauenklubs von 1900 nennen. 1891 gelang es ihr, das ersehnte Eigenheim in Friedenau zu erwerben. Sie siedelte mit Mutter und Schwestern dahin über, ihre berufliche Tätigkeit in Berlin noch einige Jahre beibehaltend, bis sie, ihren eigentlichen Beruf entdeckend, sich diesem ganz widmete.

Auf dem Lande aufgewachsen, hatte sie stets dem Gartenbau ihre Liebe und ihr besonderes Interesse zugewendet; sie konnte beides nun betätigen. Die Villa Castner in Friedenau, eine Stätte liebenswürdigster Gastlichkeit, umgab bald ein gepflegter Obstgarten.

Diese Beschäftigung im Garten machte eine Frage in ihrer Seele wieder lebendig, die sich Elvira Castner vor 20 Jahren im Hafen von Baltimore beim Anblick der für Deutschland bestimmten Schiffsladungen von Obst gestellt hatte:

Digitized by Google

„Warum muß Deutschland fremdes Obst einführen, hat es doch in allen seinen Ländern nach Beschaffenheit und Klima für Obst- und Gemüsebau geeignete Strecken, und warum können deutsche Frauen sich nicht durch Gartenbau einen Erwerb schaffen?"

Sie versuchte nun, diese Frage im bejahenden Sinne zu lösen. Mit der ihr eigenen Energie — „sie verbindet", wie ein Beurteiler von ihr sagt, „das idealste weibliche Streben mit männlichem Geschäftsgeist" — ging sie an die Verwirklichung ihrer Idee: gebildete Frauen für den Gartenbau auszubilden, diesen dadurch zu fördern, und den Frauen im Gartenbau einen neuen lohnenden Beruf zu erschließen. Heute, wo die Frauenbewegung ihr Ziel fast erreicht hat, den Frauen alle Berufe, für die sie Begabung und Ausbildung befähigt, zugänglich zu machen, kann man diese soziale Tat Elvira Castners, einen neuen Beruf erschlossen zu haben, kaum so würdigen wie damals. In Wort und Schrift, eine Reihe gehaltvoller Vorträge und Broschüren zeugen davon, weckte Elvira Castner das Interesse weiter Kreise, auch unter den Männern, für ihre Idee. Aber es blieb platonisch. Der Versuch einer Genossenschaftsgründung zwecks Errichtung von Gartenbauschulen für Frauen mißlang. „Die deutschen Frauen hatten noch kein Verständnis für die Tragweite der Frage," klagt sie; aber sie ließ sich nicht abschrecken. Mit kühnem Wagemut, ihre mühsam errungene wirtschaftliche Existenz aufs Spiel setzend, gründete sie „ohne irgendeine weitere Hilfe" auf ihrem Besitztum in Friedenau die erste wirkliche Gartenbauschule in Deutschland. Die von Frau Hedwig Heyl einige Jahre vorher getroffene Veranstaltung in ihrem Garten in Charlottenburg (sie bestand damals nicht mehr), junge Mädchen für die Blumenpflege zu interessieren und sie in dieselbe praktisch einzuführen, hat mit der Castnerschen Gründung nur die Erkenntnis gemein von der ethisch erziehlichen Bedeutung der Gartenarbeit und des ästhetischen Bildungswertes der Blumenpflege. Dieser Unterschied muß betont werden, wenn Elvira Castner als bahnbrechend bezeichnet wird.

Mit sieben Schülerinnen, vier aus dem Auslande, wo mehr Verständnis für die Idee zu finden war, wurde die Schule am 1. Oktober 1894 eröffnet. Die Organisation derselben ist bekannt. Für die sich glücklich entwickelnde Anstalt wurde der Raum in Friedenau bald zu eng, und sie wurde im Herbst 1899 nach Marienfelde verlegt, wo sie auf bewährtem ursprünglichen Organisationsplan immer weiter ausgebaut wird. Die Zahl der Schülerinnen, überwiegend Deutsche, hat sich verzehnfacht. Hunderte von ausgebildeten Gärtnerinnen, eine fast ebenso große Zahl von Damen, meist dem Landadel angehörend, die sich nur in die Praxis des Gartenbaus einarbeiten wollen, von Hospitantinnen und endlich von solchen, denen der Aufenthalt in der Schule, die geregelte Arbeit im Freien zum Gesund- und Jungbrunnen wurde, die sich mehrende Zahl von Gartenbauschulen, endlich die Wertung, die die Gartenarbeit als Erziehungsfaktor in der Jugendpflege, in Jugendheimen, in Besserungs- und Fürsorgeanstalten gefunden hat, alle diese Momente sind direkt oder indirekt als Erfolg der Arbeit und der Bestrebungen anzusehen, die den Inhalt von Elvira Castners Leben der letzten zwei Jahrzehnte bildeten.

Daß sie auf ihrem Spezialgebiet, sie hat es als Neuland zum Teil erst entdeckt, so Großes schaffen konnte, verdankt sie der ihr eigenen Meisterschaft in der Beschränkung; sie verstand es, ihre Kräfte zu konzentrieren und sie dem vorgesteckten Ziel dienstbar zu machen.

Die noch in unser aller Erinnerung lebende Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" bot ja auch dem durch Frauen vertretenen Gartenbau Gelegenheit, seine Leistungen zu zeigen. Die Abteilung Gartenbau, die Marienfelder Schule im Mittelpunkt, bildete einen der Hauptanziehungspunkte der Ausstellung. Der junge blühende Nachwuchs, der die Mutter- und Musteranstalt umgab, zeugte von dem frischen Leben, das in dem „Gartenbau als Frauenberuf" pulsiert. Ein voller, aber verdienter Lohn für treue Arbeit.

Möchte Dr. Elvira Castner sich noch lange der gedeihlichen Entwicklung ihrer Anstalt wie der Verbreitung ihrer Ideen erfreuen können.

Digitized by Google

Strindberg und die Frauen.

Von

John Landquist.

Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Nachdruck verboten. (Schluß von Seite 280.)

Strindberg hat als Dichter immer den einzelnen Fall gesehen, und aus einem Einzelfall hat sich für ihn fast immer derselbe Typus herauskristallisiert. Es kann kein Zweifel sein, daß die Strindbergischen Frauen aus ganz verschiedenen Perioden des Lebens des Dichters einen bestimmten Verwandtschaftszug haben. Und dies kann nicht nur daher kommen, daß ein einziger, unvergeßlicher Lebenseindruck ihn noch immer inspiriert. Man muß vielmehr annehmen, daß der Charakter des Dichters ihn für einen bestimmten Typus prädisponierte. Am unbarmherzigsten und eingehendsten ist dieser Typus in „Die Beichte eines Toren" gezeichnet. In der Genauigkeit und Schärfe der psychologischen Schilderung, ihrem Reichtum und ihrer Wahrheit ist dieses Buch nur mit Madame Bovary zu vergleichen; aber sicherlich ist die Strindbergsche Frauengestalt in ihrer Weise bedeutender, komplizierter, furchtbarer und auch abnormer, mit einem Worte interessanter als die kleine französische Kleinbürgerin.

Der Typus, den Strindberg schildert, ist der der Verführerin und Männerverderberin, die glatte, glänzende Frauenschlange. Sie ist unendlich geschmeidig, und sie blendet jeden Mann gerade durch jene Eigenschaften, die er am meisten liebt. Sie spielt für den, der von der Unschuld träumt, die ingénue, sie ist sentimental mit den Sentimentalen, roh mit den Zynischen, intelligent mit den Intelligenten. Sie ist die Undine, sie hat keine Seele, aber sie ist grenzenlos rezeptiv. Das einzige so recht eigene, das sie hat, ist ihre unerschöpfliche erotische Sensationslust. Aber im Kerne ihrer Erotik liegt ihre Machtgier, die eine perverse, grausame Betonung hat. Den Mann, der ihre Beute geworden ist, isoliert sie, sie ist eifersüchtig auf seine Freunde, seinen Ruf, seine Arbeit, sie erträgt seine Überlegenheit nicht. Sie saugt seine Gedanken aus, sie erfüllt sich mit seiner Kraft und seinem Lebensmut — Thekla in den „Gläubigern" — und wenn sie ihn geschwächt und ausgepreßt hat, liebt und verachtet sie ihn. Aber sie haßt da, wo sie einem Willen begegnet, der sich ihrem eigenen entgegenstellt. In ihrer Familie ist, wie Alice im „Totentanz" sagt, die Frage die, sich zu ducken oder geduckt zu werden. Sie liebt Kinder nicht, aber sie liebt es, mit den Männern wie mit Kindern zu spielen. Sie hat die Mütterlichkeit der unersättlichen Geliebten. Mit ihrem reichen Register, ihrer Elastizität, ihrem Geschmack am Abenteuer, ihrer Verachtung der bürgerlichen Gesichtspunkte und des einfachen, glanzlosen Lebens ist sie für Künstlerseelen am allergefährlichsten. Aber das Unglück lastet auf dem Manne, der von ihr so betört ist, daß er sein Schicksal mit ihrem verbindet, mit ihr ein Heim gründen und die Arbeit des Lebens mit ihr teilen will. Unzählige Männer sind an diesem Versuche zugrunde gegangen.

Aber in Strindbergs Dichtung entbrannte zwischen der Undine und dem Manne ein Kampf, so gewaltsam, so titanisch, und zugleich so grotesk, daß die Welt, obgleich Mann und Weib seit Urbeginn der Zeiten miteinander gekämpft haben, seinesgleichen noch nicht gesehen hat. Die kleine Undine, deren Rätsel niemand lösen kann, weil es in einer Leere besteht, die niemand auszufüllen vermag, müßte eigentlich über

Digitized by Google

all das Aufsehen, das sie hervorgerufen hat, geschmeichelt sein. Sicherlich gibt es Männer, die gegen ihre Künste gefeit sind. Aber die in ihren Zauberkreis kommen, kann sie um den Finger wickeln, und selbst wenn sie sie von sich stößt, bleiben sie noch immer wie gelähmt. Aber daß in einem Manne eine so große Liebe sein kann und dabei doch eine noch größere Widerstandskraft, die selbst diese Liebe nicht zu schmelzen vermochte, das hat sie noch nie erlebt. Nie ist sie so gründlich ernst genommen und zugleich so gründlich durchschaut worden — durchschaut bis in alle ihre Geheimnisse, um die sie kaum selbst gewußt hat.

Der Mann in Strindbergs Dichtung hat das Unmögliche versucht: die Undine zum Menschen zu machen, die sterile Geliebte zur Mutter und Gattin . . . Und als schließlich die rettungslose Niederlage nicht mehr bezweifelt werden konnte, da loderte der Haß auf, der vergrämte, wilde, erinnerungsstarke Haß . . .

Aber natürlich bringt Strindberg nur in einen gewissen und dazu in seiner ausgeprägten Gestaltung recht seltenen Frauentypus ein. Ja, in gewissem Maße geht er eigentlich über die Geschlechtsdifferenz selbst hinaus. So wie der Haß und die Liebe zwischen Mann und Weib in ihren letzten Konsequenzen in eine Welt jenseits der des Geschlechtes hinausgetrieben wird. Denn das Gefühl abstrahiert nach dem Maße seiner Intensität, und im Hasse steht schließlich nur Wille gegen Wille, Mensch gegen Mensch. In dem Strindbergschen Kampf zwischen Mann und Weib steht der kultivierte, moralische Menschentypus dem barbarischen gegenüber. Der Mann, so wie er sich in Strindbergs Dichtung darstellt, hat unter der öffentlichen Verantwortung der Kulturgesellschaft gelebt, er hat da Rücksichten, Überblick und Beherrschung gelernt, während die Frau in dem geschützten Privatleben dieser Schulung entbehrt hat. Der Mann ist bei Strindberg kraft seines Denkens ruhig, die Frau impulsiv; der Mann kraft seines Willens in den meisten Fragen radikal, die Frau — ausgenommen in der Frage ihrer eigenen Macht — konservativ, auf Grund ihrer mangelnden Aufklärung; sie glaubt an Ammenschnickschnack, an das Geschwätz der Freundinnen und an das, was sie von Kindheit an gehört und aufgeschnappt hat. Wie primitive und niedrige Naturen im allgemeinen ist sie böse und dabei sentimental mitleidig, namentlich gegen Tiere, und wie alle weichen oder feigen Naturen versöhnlich gegen den, der sie geschlagen und ihr seine Übermacht gezeigt hat. Der Mann hingegen hat keine Zeit zur Bosheit, er vermeidet es solange als möglich, sich vom Haß vergiften zu lassen, aber wenn es sich als notwendig erweist, ist er ein ausdauernder Feind.

Der Frau fehlt weiter jedes feste Verhältnis zur Wahrheit. Sie bejaht und verneint alles, je nachdem ihre Interessen und ihre Leidenschaften es erfordern. Sie ist augenblicklich bereit, einen Meineid zu begehen, um ihre Kinder zu behalten. Wie Brita auf Storö lügt sie auch zu diesem Zwecke. Wie die Frau im „Vater" redet sie dem Manne ein, um ihn auf seinem empfindlichsten Punkte tödlich zu verwunden, daß er gar nicht der Vater ihres Kindes ist. Sie ist unlogisch und nicht imstande, namentlich, wenn es ihr nicht paßt, ein zusammenhängendes Raisonnement zu begreifen. Sie führt komplizierte und nuancierte Gedankengänge auf ihre krasseste Form zurück, die in ihrer groben Vereinfachung falsch ist. Als Adolf in den „Gläubigern" der Frau darlegt, daß seine psychische Kraft sie getragen hat, und daß ihre Quelle versiegte, als ihre Liebe starb und sie nicht mehr die Zuflüsse der seinen aufnehmen wollte, entspinnt sich der folgende Dialog:

Thekla: Du willst mit all dem sagen, daß du meine Bücher geschrieben hast?

Adolf: Nein, das willst du sagen, um mich Lügen zu strafen! Ich habe mich nicht so roh ausgedrückt wie du, und ich habe nun fünf Minuten gesprochen, um alle Nuancen, alle Halbtöne, alle Übergänge zu geben, aber in deinem Leierkasten ist nur ein Ton.

Thekla: Ja, ja, aber das Resümee des Ganzen ist doch, daß du meine Bücher geschrieben hast.

Adolf: Nein, es gibt kein Resümee, du kannst einen Akkord nicht in einen Ton auflösen, und kannst ein buntes Leben nicht mit einer einziffrigen Zahl übersetzen. Ich habe nichts so Törichtes gesagt, wie daß ich deine Bücher geschrieben hätte!

Thekla: Aber du hast es gemeint.

Adolf (wütend): Ich habe es nicht gemeint — — usw.

Digitized by Google

Schließlich ist die Frau nicht originell. Sie steht unter der Suggestion des Mannes, und wenn sie am selbständigsten erscheint, und einen andern durch ihre Gedanken unterjocht und inspiriert, dann zeigt es sich wie in den „Gläubigern", daß diese ihre Gedanken ihrem ersten Manne entlehnt sind. Der Mann ermutigt sie, so daß sie sich überlegen fühlen kann, und schließlich hat sie ihm seine Kraft genommen und ist wirklich die Starke.

Aber diese Suggestibilität ist ja nicht nur dem einen Geschlecht eigentümlich, auch ist der geistige Machtkampf nicht auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau beschränkt. Fast ebenso oft hat Strindberg die Suggestion der stärkeren und originelleren Persönlichkeit auf die schwächere geschildert und den intellektuellen Machtkampf zwischen Männern überhaupt. Es ist dies sogar eines der am häufigsten vorkommenden Motive in seiner Produktion, und seine tiefsinnige Schilderung der geheimnisvollen Wirkungsart und verhängnisvollen Kraft der Suggestion, der bewußten wie der unbewußten, gehört zu seinen neuen und merkwürdigsten Bereicherungen der europäischen Literatur.

Der Mangel an Wahrheitsgefühl sowie die maßlose Herrschsucht, die Strindberg der Frau zum Vorwurf macht, wurzeln darin, daß sie es nie gelernt hat, unerschütterliche Mächte außer und über sich anzuerkennen, daß sie die Objektivität nicht kennt. Aber dieser Mangel ist auch keine spezifisch weibliche Eigenschaft. Im Kapitän im „Totentanz" hat Strindberg einen ganz analogen männlichen Typus geschaffen, vielleicht den ausgeprägtesten von allen, und er läßt jemanden in dem Stück sagen, daß, wenn er früher glauben konnte, dieser Mann sei ein Monstrum, so glaube er jetzt, daß er vielleicht der gewöhnlichste der Menschen ist, die auf Erden wandeln. Diese Unfähigkeit, irgendeinen Wert und irgendeine Wahrheit über der eigenen Leidenschaft und dem eigenen Willen anzuerkennen, charakterisiert überall den unerzogenen und unbändigen Naturmenschen. Aber es ist erklärlich, daß widrige Erfahrungen Strindberg dazu gebracht haben, den barbarischen Subjektivismus überwiegend in die Frau zu verlegen. Das kommt daher, daß in keinem menschlichen Verhältnis zwei Menschen einander so nahe kommen und auf so schwere Proben gestellt werden, daß nirgends die Leidenschaft den Naturgrund der Seelen so tief aufwühlt wie in dem Zusammenleben zwischen Mann und Frau.

Die Strindbergsche Schilderung hat jedoch in all ihrer Einseitigkeit eine nicht unbedeutende suggestive Wirkung auf die Mitwelt ausgeübt. Seine Anklagen gegen das Frauengeschlecht sind sogar von einer pueril engen, aber dennoch in ihrer Weise großangelegten Orthodoxie zu einer Art philosophischem System zusammengefaßt worden. Analysiert man die Strindbergsche Frau in einigen ihrer charakteristischsten und antipathischsten Gestaltungen, merkt man nämlich sogleich, daß sie das lebende Original von Weiningers Frauenpsychologie ist, obgleich hier allerdings alle Nuancen, alle versöhnenden Zwischentöne fehlen und vor allem jenes dichterische und menschliche Mitgefühl, das bei Strindberg dahinter liegt, jenes Bewußtsein, daß auch die Frau eine am Leben Leidende, eine zum äußersten Getriebene ist, ein Mensch wie der Mann, gelenkt von Gesetzen und Schicksalen, die mächtiger sind als ihr Wille. Es ist ein Unterschied, wie zwischen dem Buchstaben und dem Geist, der Karikatur und der Wahrheit, der toten Form und dem tiefen Leben, zwischen der Systematik des jungen, seelisch kranken Pedanten und der lebendigen Anschauung des großen Dichters. Und schließlich hat der Schüler doch den Meister radikal mißverstanden. Denn wie Strindberg auch psychologisch und physiologisch beweist, daß die Frau nur ein halbfertiger Mann ist und also nicht dieselbe volle Menschlichkeit besitzt, so hat er doch natürlich diese Theorie praktisch in seiner Dichtung nie ernst genommen. Tatsächlich ist eine der wesentlichsten Ursachen der Konflikte zwischen Mann und Frau bei ihm gerade die, daß der Mann ihr gegenüber an denselben logischen und moralischen Forderungen festhält, wie gegenüber seinen männlichen Genossen, und seine Rechthaberei besteht darin, daß er die Frau nach dem männlichen Wertmaßstabe mißt. Die Dame in „Damaskus III." sagt zu dem Unbekannten: „Du hattest den männlichen Mut, gegen eine Dame unartig zu

Digitized by Google

sein! Du suchtest bei mir die Gesellschaft eines Menschen und nicht einer Frau! Das fand ich ehrenvoll für dich wie für mich."

Dieser Passus charakterisiert auf das i-Tüpfelchen Strindbergs wirkliche Haltung und die Voraussetzungen, von denen er im Grunde noch immer ausging, wenn er das andre Geschlecht beurteilte. Er ist geboren und erzogen in der ersten Periode des modernen Liberalismus, und er weiß so gut wie Stuart Mill, daß die allgemeinen Menschenrechte der Frau ebenso gebühren wie dem Manne. Er kann in seinen Worten diesen seinen Liberalismus abschwören, der sich bei ihm mit dem Traum eines ideal angelegten Jünglings vom Weibe verband, aber er kann ihn nicht in seinem Herzen verleugnen. Er verrät sich nicht zum geringsten in seiner mürrischen und unartigen Aufrichtigkeit. Und er bekundet sich ganz offen in seiner Abneigung gegen die Galanterie, die, wie er noch als 30jähriger verheirateter Mann naiv ausspricht, er als unwürdig und als herabsetzend für die Frau ansieht. In diesem Zug tritt der liberale bürgerliche Puritaner der siebziger und achtziger Jahre hervor. Später hat ihn allerdings eine vielseitige Welterfahrung und Weltgewohnheit verhüllt, aber niemand, der seine Schriften kennt, konnte umhin, die genauen, fast skrupulösen, soliden Ehrbegriffe zu bemerken, die seine männlichen Gestalten in der Dichtung wie in der Selbstbiographie sich verpflichtet glauben, der Frau gegenüber zu beobachten. Die Geste des wirklichen Frauenverächters ist die leichte und nachlässige Artigkeit, und der wirklich Konservative in der Frauenfrage hält die klassischen Tischreden auf die Frau. Aber Strindberg ist weder artig, noch hält er Tischreden. Er hat sich mit dem gesunden **bon sens** und Wirklichkeitsgefühl seiner Natur der neuen Orthodoxie entgegengestellt, die in der Frauenbewegung der Noraperiode zutage trat, und er hat seither die schmerzlichen Erfahrungen gemacht, die zuweilen den Naturen beschieden sind, die allzuviel geträumt und geliebt haben.

Dieses sein Wirklichkeitsgefühl stellte sich dem Individualismus entgegen, der die Liebe ausschließlich als Selbstzweck auffaßte, und für den die Entwicklung der Persönlichkeit über die Erfüllung der sozialen Familienpflichten ging. In der Selbständigkeitserklärung der Frau fürchtete er ihren Aufruhr gegen die Mutterschaft. Sein Hohn gegen Ibsens Individualismus richtet sich in erster Linie dagegen, daß bei Ibsen das Kind keine Rolle spielt. Er zog Nora ins Lächerliche, die von ihren Kindern fortging, um ihre Seele zu entwickeln, aber er würde vorkommenden Falles den Mann ebenso verbrecherisch gefunden haben, der in derselben lobenswerten Absicht sein Heim und seine unversorgten Kinder verlassen hätte. Und er fühlt und weiß aus Erfahrung, daß in den Ehen der meisten Menschen schließlich nicht die Liebe, sondern die Kinder die Hauptrolle spielen. Stärker als irgendein andrer in der modernen Literatur hat Strindberg die Bedeutung der Kinder für die Ehe betont. Das Kind frischt die Liebe auf, die dumpfig zu werden beginnt, das Kind heilt die Ehe, die auseinanderzugleiten droht, und das Kind ist auch das Band, das zwei Unselige aneinander kettet. Wie auch die Ehe sich gestalten mag, die Wohlfahrt der Kinder ist die kategorische Pflicht.

Die Lebensfreude existiert für Strindberg in zwei Formen: die Naturfreude und die Familienfreude. Der Sommer und das junge Heim ist für diesen typischen Germanen und Nordländer das Paradies. Wie karg und kriegerisch seine Dichtung sonst sein mag, bekommt sie trotz ihrer Neigung zum Tragischen und Grau-Unheimlichen, die von alters her dem Norden eigen ist, immer einen hellen, idyllisch-lyrischen Zug, wenn sie den Reiz des Sommers schildert oder die junge Mutter mit ihrem Kind. Heim und Kinder sind des Lebens höchstes Gut, versichert Lars in Oppunda und viele mit ihm in seinen Schriften. Kind und Frau können nicht teuer genug erkauft werden, sagt sich der bedrückte Familienvater im Richtfest und bringt sich damit wieder ins Gleichgewicht. Die einzige Station im Leben, die den Jäger auf der großen Landstraße locken könnte, ist die, welche er beim „letzten Tor" passiert: ein Haus in einem blühenden Garten am Meeresstrand, ein Korbwägelchen mit blauem Schleier, sein kleines Töchterchen, das ihm über den Kiesgang entgegenkommt.

Digitized by Google

Erinnerung vielleicht und mehr als das,
Die Hoffnung — Sommertag im Walde,
Am Meer — Namensfesttisch, Wiege!
Ein Sonnenstrahl aus Kinderaugen,
Die Gabe einer kleinen Hand —
Dann weiter wieder und hinaus — ins Dunkel.

In zwei Schilderungen aus dem Mittelalter, in die Zeit verlegt, als das Eheverbot für Geistliche Gesetz wurde, hat Strindberg der Verzweiflung, die der Mann empfindet, wenn man ihn von den Seinen trennt, mächtig ergreifenden Ausdruck geliehen. Man erinnert sich vielleicht der herrlich frischen, sommerhellen Schilderung des ungestörten Familienglückes des Landgeistlichen in der Erzählung „Höhere Zwecke" in „Schwedische Schicksale und Abenteuer". Der Wald duftet, die Sonne glitzert auf dem See, der junge Geistliche scherzt auf dem Waldausfluge mit seinen Kindern — und dann erwartet ihn bei der Heimkehr der furchtbare Pergamentbrief des Sendboten des Römischen Stuhles, daß sich die Männer der Kirche, ehe das Jahr zu Ende geht, von Frau und Kindern trennen müssen. Die Verzweiflung des jungen Pfarrers treibt ihn an die Grenze des Wahnsinns, und in einem Anfall der Raserei zerschlägt er in der Weihnachtsnacht die Betschemel in der Kirche und stürzt Jehovas Gipsbild vom Hochaltar. Ein ähnliches Motiv kommt in Strindbergs späterer Produktion, im Bjälbojarl, vor, wo der arme Eremit, vormals Probst Lars in Oppunda, in wilden Schmerz darüber ausbricht, von Frau und Kindern getrennt zu sein. Vergeblich sucht der fromme Mann seine Verzweiflung durch Gebete, Fasten und christliche Opferexzesse zu betäuben; und auf die Ermahnung des Bischofs, sich zu kasteien und sein Kreuz in Geduld zu tragen, ruft er außer sich aus: „Es ist nicht der Körper, es ist die Seele, es ist das Herz! Tötet mich, verbrennt mich, und es schmerzt doch weiter, es hört nie auf, denn es hat ewiges Leben." — — —

Und im „Vater" ist das tragische Motiv letzten Endes nicht die Unvereinbarkeit des Mannes und der Frau, sondern ihr Kampf um das Kind. Die auf den Fortbestand des Stammes gehenden tiefen Instinkte des Mannes, des Familienbegründers, seine Liebe zu den Kindern, seine Sorge für ihre Zukunft, das ist die tragende Leidenschaft in Strindbergs Ehedichtung.

Darum verehrt und verklärt er auch die Mutter, die sich für die Kinder plagt und opfert. Der Mann in der schönen Novelle „Vogel Phönix", der von der vierzehnjährigen Geliebten seiner Jugend träumte und sie zuerst in seiner eigenen Tochter wieder auferstanden zu sehen glaubte, und dann in seiner neuen jungen Frau, erkennt zu spät, daß der rechte Vogel Phönix doch die Gattin war, die an seiner Seite gealtert war und sich für Kinder und Heim abgearbeitet hatte.

„Zweimal hatte er geglaubt, den Vogel Phönix aus der Asche der Vierzehnjährigen emporsteigen zu sehen, zuerst in der Tochter, dann in der zweiten Frau, aber in seiner Erinnerung lebte jetzt nur die erste, die kleine im Pfarrhof zur Erdbeerzeit, unter der Linde, im Walde, sie, die er nie bekam. Aber jetzt, wo seine Sonne sich neigte und der Tag kurz wurde, jetzt sah er in seinen dunklen Stunden nie etwas anderes als das Bild der „alten Mama", die zu ihm und seinen Kindern gut war, die nie zankte, die häßlich war, die in der Küche stand, die die Lederhosen der Jungen flickte und die Röcke der Mädchen — und als sein Siegesrausch vorüber war und sein Auge klar sah, da fragte er sich, ob nicht doch die „alte Mama" der rechte Vogel Phönix gewesen war, der so schön und so ruhig aus der Asche des vierzehnjährigen Goldvogels emporgestiegen war, nachdem sie ihre Eier gelegt und sich für die Jungen die Federn aus der Brust gerissen und sie mit ihrem Blute genährt hatte, bis sie starb.

Lange grübelte er darüber nach, und als er endlich sein müdes Haupt auf die Kissen legte, um sich nie mehr zu erheben, da wußte er es ganz gewiß."

Aber als der außerordentliche Poet, der Strindberg ist, hat er natürlich auch von der Liebe jenseits aller ethischen und sozialen Tendenzen gedichtet. Ihre Sprache ertönt in seiner gewaltigen Dichtung mit vielen Zungen. Da kommen nicht nur die Enttäuschten und Bitteren und Traurigen zu Worte, sondern auch die unerprobte Jugend, die noch unter dem blauen Maihimmel der ersten Liebe träumt, und auch jene, die das volle, wolkenlose Glück des Lebens besitzen oder sich daran

Digitized by Google

erinnern. Man braucht nur an die sonnigen Strophen in der Chrysaetospartie der „Dreifaltigkeitsnacht“ zu denken, oder an das helle, duftige Lied, „Mein Zauberschloß steht am Waldessaum“. Und mit welcher zärtlichen und frischen Grazie hat er nicht die Verliebtheit der ersten Jugend geschildert. Wir denken zum Beispiel an Schwaneweiß und den Prinzen in dem Märchenspiel, oder an Judith und Allan im „Totentanz“, oder an Eleonora und den Gymnasiasten in „Ostern“. Durch alle schweren und brutalen Erfahrungen des Lebens hat er sich ein frisches und junges Gemüt für die heiße, weiche Hingebung des ersten Gefühls bewahrt, seine himmelstürmende Schwärmerei, seine rührende, kindliche Noblesse.

Wenn Strindbergs Helden von der Liebe ergriffen werden, sind ihre Herzen immer gleich jung, gleich ungeprüft und verwirrt. Sie hat bei ihnen so gar nicht das Gepräge der erotischen Virtuosität, wie wir es aus zeitgenössischen Romanen kennen. Sie hat keinerlei sensuelle Treibhausatmosphäre. Sie ist immer eine erste Liebe. Sie konzentriert sich nicht in dem brennenden Verlangen, zu besitzen, wie in der Erotik der romanischen Rassen. Sie bewirkt eine ethische Umwälzung der ganzen Persönlichkeit und ist gerade darin so tief germanisch. Sie äußert sich in einem Gefühl der eigenen Unwürdigkeit, in einer Zerknirschung des Herzens, in dem Willen, sich ganz für den Gegenstand der Anbetung zu opfern. Sie hat den Charakter eines physischen wie geistigen Reinigungs- und Erneuerungsprozesses. „Hast du gesehen,“ sagt Graf Max in den „gotischen Zimmern“ von dem Mann, der von Liebe zu einer Frau ergriffen wird, „wie sein Äußeres sich vergeistigt, wie er leuchtet, wie er phosphoresziert, wie der Einfältige scharfsinnig wird, der Dumme geistreich, der Häßliche schön. Das ist die Hochzeit der Seelen!“

In der „Dreifaltigkeitsnacht“ hat Strindberg in dem symbolischen Traum des Revisors ein genial verdichtetes Bild der ganzen Erfahrung seiner Dichtung von der Liebe gegeben. Der Revisor träumt, daß er ein Krüppel ist, in elende Lumpen gehüllt, und er wird plötzlich in einen festlich erleuchteten Saal versetzt, wo ihm eine in Jugendschönheit und Güte erstrahlende Frau die Hand reicht.

Doch war alle Schönheit ihrer Erscheinung durch eine einzige kleine Geschmacklosigkeit gestört: auf ihrer rechten Schulter ist eine rote Bandschleife, die sein Auge irritiert. Schließlich kann er sich nicht mehr beherrschen, er greift gedankenlos ohne böse Absicht nach dem roten Band. Aber da wird ihr Antlitz plötzlich grausam wie das der Medusa. Auf ihren empörten Ausruf antwortet er:

> Vollkommen will ich dich. Und seh ich einen Fleck,
> Ich muß ihn tilgen.

Nun beginnt ein Kampf, der dem Träumer Wochen und Jahre zu dauern scheint, und die Lichter brennen herab, und Sonne und Mond wechseln, aber noch immer dauert der Streit fort, und zwischen den Kämpfen weinen sie bitterlich über ihre Erniedrigung.... versöhnen sich, tauschen neue Liebesschwüre und wenden sich dann wieder gegeneinander....

In diesem Traum ist der Prozeß der Strindbergschen Liebe konzentriert: die Liebe als die große, erneuernde Macht des Lebens, die dem Krüppel seine Gesundheit gibt, den Häßlichen schön macht, den Schwachen stark, und die arme Seele mit einem nie geahnten Reichtum erfüllt. Dann die Enttäuschung der Idealität, daß die erträumte Vollkommenheit auch ihre Fehler hat, der Groll der empfindlichen Sensibilität über alles, was stört und abstößt, und dann die Kämpfe und Qualen durch die Erniedrigung, in die diese Kämpfe versenken, und schließlich das dumpfe Gefühl der Liebe, der Zusammengehörigkeit trotz alledem.

Es gibt in unserer Literatur schöne Liebesgedichte und hingerissene Apostrophen an die Liebe, aber wer rein psychologisch am tiefsten in ihr Wesen hineingeblickt hat, ist Strindberg. Niemand hat so wie er in seltsam treffenden und tiefen Worten die verhängnisvolle Gemeinschaft ausgedrückt, die zwei Menschen verbindet, welche lange miteinander gelebt haben. Ja, mitten in ihrem Kampfe, mitten in ihrer Gehässigkeit werden sich seine Liebespaare plötzlich selbst bewußt, wie unauflöslich

Digitized by Google

sie zueinander gehören. Es senkt sich Stille auf die Gesichter, die Worte werden weich, im Kerne des Hasses brennt noch immer die Liebe. Die Erinnerungen treiben sie wieder zueinander und verwunden sie mit dem Lichte, das auf ein verlorenes Glück fällt, nur noch grausamer. Sie sprechen einander von jeder Schuld frei, sie wälzen ihre Feindschaft ab und betrachten sie beide als ein qualvolles Rätsel, ein böses Schicksal, eine dunkle Strafe. Sie fühlen dieses Geheimnisvolle: daß das Zusammenleben ihnen eine gemeinsame Seele gegeben hat, sie können sich nicht voneinander losreißen, ohne zu verbluten, und der Mann fühlt, daß nicht nur ihre Seele in der seinen lebt, sondern auch ihr Körper in seinem Körper, mit all seinen Eigenheiten, dem Duft des Haares und der Haut, dem Glanze der Glieder, ja, mit seiner ganzen unaussprechlichen Wollust. Er sieht sie, er trägt sie durchsichtig in sich. Sich trennen heißt, den Körper des einen aus dem des andern reißen, zu verbluten, es heißt Bankerott machen und aus seinem eigenen Heim auf die Straße getrieben zu werden, seines eigenen Lebens beraubt zu werden. Es ist, als ginge einer fort und nähme die Seele des andern mit und ließe nur den sinnlosen Schmerz zurück.

Wie charakteristisch ist es doch in den „Gläubigern", daß, als Adolf eine weibliche Statuette ohne Modell formt, diese, ohne daß er daran denkt, die Frau wird, die er liebt, und er erklärt es mit den Worten: „Es ist merkwürdig, daß diese Frau in meinem Körper ist, wie ich in ihrem."

Sie hat ihn so durchdrungen, daß er nur ein widerstandsloses Medium für alle ihre Empfindungen und Suggestionen wird, und sie hat seinen Willen so erweicht, daß er auf der Grenze der physischen Auflösung steht. Auf den Ausruf des Kameraden: „Du hast sie unermeßlich geliebt!" erwidert er: „Ja, so, daß ich gar nicht sagen könnte, ob sie ich ist oder ich sie; wenn sie lächelt, so lächle ich; wenn sie weint, weine ich; und als sie — kannst du dir das denken — unser Kind gebar, spürte ich die Wehen!"

Darum definiert Strindberg auch die Eifersucht als ein psychisches Reinlichkeitsgefühl, das sich gegen das Gefühl sträubt, durch den ungetreuen Gatten oder die Gattin in eine unerlaubte Verbindung mit einer Person desselben Geschlechtes zu kommen — eine Auffassung, der sich Spinoza in seiner kaum zitierbaren Definition der Eifersucht unbewußt nähert. In einem der merkwürdigen mystischen Dialoge über die Liebe und die Ehe in den „gotischen Zimmern" sagt Graf Max unter anderem: „Wenn die Männer wüßten, wie gefährlich es ist, die Frauen anderer zu berühren, wie lebensgefährlich, und wenn sie wüßten, wie geringe Lust es ihnen bereiten kann, die Frauen anderer zu besitzen: sie suchen sie und finden ihn, denn im Innersten ist er da und sträubt sich."

Man merkt, wie die traditionellen Moralbegriffe, die bei der großen Masse zu rituellen Vorschriften und Gepflogenheiten herabsinken, deren Sinn niemand mehr recht begreift, sich durch eine psychologische Erkenntnis jenes genialen Sensitivismus, den wir hier nur flüchtig andeuten konnten und der sich so oft in Strindbergs Schriften, vor allem den späteren, wie „Die gothischen Zimmer" und „Die Blaubücher", visionär offenbart, vertiefen, erneuern und erklären. Man mag mit Strindberg an die telepathische Verbindung zwischen Liebenden glauben oder nicht glauben, durch die sie mit einem Gefühl süßen Wohlbehagens oder angstvoller Unruhe oder in haßerfüllter Kälte gegenseitig aus der Ferne ihre Gedanken und Handlungen empfinden, die liebevollen, die unfreundlichen, die ungetreuen; man mag der okkulten Buchstäblichkeit seiner Lehre, daß in der Liebe die eine Seele der andern eingeimpft wird, fremd gegenüberstehen — aber eines ist gewiß, daß Strindbergs Spekulation, wenn auch die Kombinationen, zu denen er gelangt, Verwunderung erregen können, doch durchweg mit psychischen Wirklichkeiten arbeiten und daß sein Auge klar in das geheimnisvolle Dunkel des Seelenlebens blickt.

Immer werden Menschen, die einander lange angehört haben, ihr Leben gleichsam verflochten fühlen; immer, selbst wenn sie hassen, werden sie das Gefühl haben, daß sie verurteilt sind, weiter miteinander zu leben und vergebens an ihren

Digitized by Google

Fesseln rütteln. Es wird immer den Anschein haben, als lebte der Geliebte noch in der Seele des andern, längst, nachdem er dahingegangen ist. Die Wärme in der Brust des einen ist auch die Wärme der Seele des andern. Mein und dein zu trennen ist fast unmöglich, denn die Gedanken und Gefühle, die der eine hervorbringt, bringt er noch immer gemeinsam mit dem andern hervor. Das Wachstum und die Verwandlung der Seele in der Liebe wird aus den eigenen Kräften der Seele allein stets unerklärlich sein. Wenn es auch nach unseren psychologischen Begriffen und Gesetzen eine Illusion ist, daß eine Seele sich gleichsam verdoppeln, sich aus ihrer Hülle befreien und mit einer andern vereinigen kann, und nur eine poetische Einkleidung für Suggestion und Selbstsuggestion, so wird doch der Mensch die Liebe, diese Illusion, immer als wirklich empfinden und weiter in ihr leben. Und für sie ist Strindberg ein Dolmetsch. Die endlich gewonnene Verwandtschaft und Einheit der Seelen ist für ihn das letzte Lebensresultat zwischen Mann und Weib nach aller Lust, die sie einander geschenkt, nach allen Kämpfen, die sie ausgefochten, und allem Streben, das sie gemeinsam getragen.

Diskussion.

Frauenbewegung und Wissenschaft.

Dr. Charlotte Engel Reimers hat in eine Rezension von zwei Büchern über die Frau im Handelsgewerbe (Valentin Sittel; Käthe Mende) in Schmollers Jahrbüchern eine Auseinandersetzung über einige kurze Ausführungen von mir hineingezogen, die sich mit dem uns bekannten Gegner Herrn Justizrat Schnauß in Leipzig beschäftigen.

Diese Auseinandersetzung nötigt mich zu einer Erwiderung, und zwar nicht nur wegen ihres Gegenstandes, sondern — leider! — wegen der Art ihrer Polemik.

Ich möchte etwas vorausschicken. Ich habe als Herausgeberin der „Frau" dem von Dr. Engel Reimers vertretenen Standpunkt in der Frage der Frauenarbeit stets volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe ihr gern in unserer Zeitschrift selbst das Wort zur Vertretung von Meinungen gegeben, die ich meinerseits nicht teilen kann, und glaube damit meinen Willen zur Objektivität und meinen Respekt vor jeder wissenschaftlich begründeten Ansicht bewiesen zu haben.

Leider belehrt mich die erwähnte Kritik von Dr. Engel Reimers, daß ich mich irrte, als ich auf die gleiche Loyalität bei ihr rechnete.

Nämlich: ohne daß dazu irgendeine direkte Veranlassung vorliegt, vor einem Lesepublikum, das weder den ganzen Aufsatz von Justizrat Schnauß noch meine Erwiderung in ihrem Zusammenhang kennt, nimmt Dr. Engel Reimers den folgenden Satz aus meinen Ausführungen heraus, um dagegen zu polemisieren: „Die Gebiete der modernen Frauenarbeit entstehen als neue Gebiete einer sich ausbreitenden Volkswirtschaft; nur in seltenen Fällen besetzen Frauen dieselben Posten, die früher Männer innehatten." Und sie knüpft daran ihrerseits die Bemerkung: „Nichts ist ungeeigneter, Klarheit in diese Fragen, die für unser Volksleben von vitalster Bedeutung sind, zu bringen, als allgemeine, noch dazu vom Parteigeiste erfüllte Betrachtungen" — eine Einschätzung meiner Urteilsfähigkeit auf dem Gebiete der Frauenfrage, die noch verschärft wird durch den zu dem eigentlichen Thema überleitenden Satz: „Um so mehr zu begrüßen sind dagegen vorurteilsfreie, gewissenhafte Einzeluntersuchungen."

Digitized by Google

Da Dr. Engel Reimers von meinen Ausführungen nur diesen einen Satz heraushebt, weiß der Leser nicht, daß ich mich *selbst* gerade auf eine dieser von ihr besprochenen Einzeluntersuchungen (von Valentin Sittel) stütze und die Herrn Justizrat Schnauß gegenüber vertretene Meinung nicht als „allgemeine Betrachtung" aufstelle, sondern aus dem Material dieser Einzeluntersuchung begründe.

Aber Dr. Engel Reimers läßt dem Publikum der Schmollerschen Jahrbücher gegenüber meinen Standpunkt und seine Begründung nicht nur durch einseitige Auswahl im unklaren, sie *verschiebt ihn auch geradezu*. Sie sagt nämlich späterhin: „Dennoch halte ich Helene Langes Behauptung, daß ‚die Gebiete der modernen Frauenarbeit nur neue Gebiete einer sich ausbreitenden Volkswirtschaft' seien, — — für eine gefährliche Übertreibung." Trotzdem ich *nicht* gesagt habe, daß es sich *nur* um neue Gebiete handle, schiebt Dr. Engel Reimers dieses „nur" in *das unter Anführungszeichen gestellte Zitat* meiner Ausführungen ein! Sie macht den Satz dadurch in der Tat zu einer Übertreibung — durch eine sicher von ihr nicht *gewollte* Entstellung, die aber *eben dadurch ihre Voreingenommenheit* zeigt.

Ferner: Dr. Engel Reimers fährt dann fort: „Ganz und gar nicht aber trifft Helene Langes Argumentation für die liberalen Berufe zu. Verdenken kann man es den Frauen sicher nicht, daß sie sich den lukrativeren Berufen zuwenden, daß die Ärztin sich in der Stadt niederläßt und nicht die schweren Strapazen und wenig lohnenden Pflichten eines Landarztes auf sich nimmt, daß die Lehrerin, wenn Begabung und Vermögen es erlauben, Oberlehrerin wird; aber man darf diese Tatsachen auch nicht verschweigen, und leugnen, daß dadurch eine für die Männer verderbliche Konkurrenz entsteht."

Dazu bemerke ich erstens berichtigend, daß ich *diese* Argumentation (die der *neuen* Gebiete) in den von Dr. Engel Reimers angegriffenen Ausführungen für die liberalen Berufe *gar nicht geltend gemacht* habe, sondern ganz andere Gründe. Ich habe (im Anschluß an Schnauß) zunächst von den Lehrern gesprochen und darauf hingewiesen, daß immer noch Lehrermangel herrsche und *deshalb* hier eine Konkurrenz tatsächlich nicht vorliege. Von Oberlehrer und Oberlehrerin ist an dieser Stelle gar nicht die Rede, wäre ich darauf eingegangen, so hätte ich dasselbe gesagt, was ich — wie Dr. Engel Reimers wissen könnte — schon oft (z. B. im Oktoberheft 1913 der „Frau" S. 33) gesagt habe: selbst wenn hier eine Konkurrenz in nächster Zeit, bei augenblicklich auch von männlicher Seite starkem Zustrom, droht, so ist eben die erziehliche Tätigkeit der Lehrerin im pädagogischen Interesse in der Mädchenbildung *sachlich notwendig* — und wenn sie *wirklich* einen Mann verdrängte.

Überhaupt: Dr. Engel Reimers wertet hier die Berufe nur unter dem Gesichtspunkt des Geldverdienens, und — was schlimmer ist — sie traut auch den berufstätigen Frauen selbst (zu denen sie doch auch gehört!) keinen anderen Gesichtspunkt zu. Weil es „lukrativer" ist, gehen nach ihrer Meinung die Ärztinnen in die Stadt — tatsächlich kommt die Landpraxis für die Ärztin i. a. ja deshalb nicht in Betracht, weil sie die Behandlung von Männern für gewöhnlich nicht übernimmt und sich eine Spezialpraxis auf dem Lande nicht durchsetzen kann. Der Beruf der Ärztin aber, und *das* habe ich zu diesem Punkte gesagt, ist der Betrachtung nur vom Konkurrenzstandpunkt dadurch entzogen, daß ein *Bedürfnis* nach dem *weiblichen* Arzt besteht, daß für ihn *eigene* Berufsaufgaben vorliegen. Dr. Engel Reimers hat selbst, als sie sich um die Zulassung zur Dozentur bewarb, sich auf eine pädagogische Sondermission der Frau im Lehrkörper der Universität bezogen. Nimmt sie dieses Recht für sich allein in Anspruch?

Über das rein Persönliche dieser Auseinandersetzung hinaus aber ist noch eines zu sagen. Dr. Engel-Reimers spricht in ihrer Rezension summarisch geringschätzig von der Frauenbewegung, den „Frauenrechtlerinnen". Sie behauptet mit einer Uneingeschränktheit, die eine auch nur einigermaßen zulängliche Orientierung in der Literatur der Frauen-

Digitized by Google

bewegung ad absurdum führen müßte, daß die „Frauenrechtlerinnen" die Tatsache einer vorhandenen Konkurrenz der Geschlechter verschwiegen, ja noch mehr, daß sie sich sogar über den episodischen Charakter der meisten Frauenberufe und dessen Wirkung auf die Löhne täuschten. Das ist „die Tatsache," — so heißt es an einer anderen Stelle — „die die Frauenrechtlerinnen nicht einsehen oder nicht eingestehen wollen, und es statt dessen vorziehen, Unternehmer und Behörden der Frauenfeindlichkeit zu zeihen." Der Satz ist nicht nur grammatisch falsch. Er entbehrt in dieser Allgemeinheit sachlich jedes Rechtes. Vielleicht hat hier und da eine einzelne „Frauenrechtlerin" solche Vorwürfe ausgesprochen. Aber wo sind eben diese Probleme, die sich aus dem vorübergehenden Charakter der Frauenarbeit ergeben, öfter, eingehender durchgearbeitet als gerade in unseren Reihen, wo ist entschiedener betont, daß es sich hier nicht um Willkür und bösen Willen, sondern um mechanische, automatische Wirkungen handelt?

Es ist für uns „Frauenrechtlerinnen" in der Tat eine seltsame Erfahrung, die Objektivität und die Wissenschaftlichkeit der akademischen Frau gerade uns gegenüber in einer „allgemeinen, noch dazu vom Parteigeist erfüllten Betrachtung" versagen zu sehen.

Helene Lange.

Wieder einmal das Oberlyzeum und seine Freunde.

Das erfreuliche Ergebnis der Rundfrage des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium bei den preußischen Universitätslehrern, von dem schon in der letzten Nummer dieser Zeitschrift berichtet worden ist, hat, wie zu erwarten stand, auch die Anhänger des Oberlyzeums in Bewegung gesetzt. Frau Marie Jaehner, Direktorin eines Oberlyzeums in Schweidnitz, hat in Verbindung mit der Vorsitzenden des Verbandes kirchlich-sozialer Frauengruppen, Fräulein von Knebel-Döberitz in Berlin, und einer Frau von Heydebrand geb. von Prittwitz-Gaffron in Liegnitz ein Anschreiben an die Unterzeichner der Petition (oder an sämtliche Professoren?) gerichtet, in dem sie die Vorteile des Oberlyzeums darlegt, und zwei Tage danach ist auch der Bund gegen die Frauenemanzipation durch seinen Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Langemann, mit einem ähnlichen Schreiben auf dem Plan erschienen. Da beide Äußerungen sich speziell mit dem Verein Frauenbildung — Frauenstudium befassen, sehe ich mich genötigt, mich auch meinerseits mit ihnen einzulassen.

Das erstgenannte Schreiben ist wohl ausschließlich auf das Konto von Frau Jaehner zu setzen, wie schon das „ich", das sich an einer Stelle statt des „wir" einschleicht, verrät; auch ist von den beiden Mitunterzeichnerinnen nicht bekannt, daß sie die Berechtigung, in Fragen der höheren Mädchenbildung mitzusprechen, nachgewiesen hätten. Das Schreiben hebt folgendermaßen an:

„Sehr geehrter Herr Professor, die Unterzeichneten bitten ergebenst, ehe Sie die Ihnen zugegangene, den vierten Weg betreffende Erklärung des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium unterzeichnen, die mitfolgende Widerlegung seiner Behauptungen einzusehen; auch eine unter falschen Voraussetzungen geschehene Unterzeichnung läßt sich ja noch zurückziehen. Er versucht die Minderwertigkeit des vierten Weges (durchs Oberlyzeum) zu beweisen dadurch, daß er 1. neben das Wort Oberlyzeum stets als erklärendes Beiwort „Lehrerinnenseminar" oder „früher Lehrerinnenseminar" setzt, 2. nur die Minderleistungen des Oberlyzeums in einzelnen Fächern im Vergleich zu den verschiedenen Studienanstalten hervorhebt, seine Mehrleistungen aber totschweigt, 3. unmögliche Phantasiefälle konstruiert. 1. und 2. zeugen mindestens von absoluter Unkenntnis der amtlichen Lehrpläne (einen anderen naheliegenden Gedanken will ich (!) unterdrücken); 3. ist ein dialektisches Verfahren, das durch sein ehrwürdiges Alter weder überzeugender noch besser wird."

Dann folgen Darlegungen über diese drei Punkte im einzelnen.

Auf den Ton und die Insinuationen in der Einleitung werde ich überhaupt nicht eingehen, derartige Verdächtigungen ihrer Motive sind ja leider den Vertretern anderer Anschauungen gegenüber nichts ganz Ungewöhnliches, richten sich aber selbst. Zu 1 (Beifügung des Wortes bisheriges Lehrerinnenseminar hinter dem Wort Oberlyzeum) habe ich zu

Digitized by Google

sagen, daß gerade hier Frau Jaehners Angriffe besonders unangebracht sind. Bekanntlich nennen sich auch die höheren Mädchenschulen (Lyzeen), die als Aufbau eine Frauenschule haben, Oberlyzeum, und es war mir mehrfach mündlich wie schriftlich die Auffassung entgegengetreten, daß jetzt auch die Kindergärtnerinnen, Kochschülerinnen usw. aus der Frauenschule zur Universität zugelassen werden sollten. Wenn wir demgegenüber, um jedes mögliche Mißverständnis abzuschneiden, von vornherein darauf hingewiesen haben, daß es sich doch noch nicht um jene, sondern wie bisher um die Lehrerinnen handelt, so glaube ich, daß wir gerade hier die Unterstellung eines illoyalen Vorgehens besonders wenig verdient haben. Wir konnten nicht wissen, daß die Oberlyzeen das Wort Lehrerinnenseminar als kränkend empfinden und ihre Vergangenheit als partie honteuse ansehen, werden es uns aber jetzt merken. Dies gilt zugleich für das Anschreiben des Bundes gegen die Frauenemanzipation, der gleichfalls meint, es werde „der Anschein hervorzurufen gesucht, als wenn das Oberlyzeum in seiner gegenwärtigen Gestalt mit dem Lehrerinnenseminar alten Stils gleichzusetzen sei." Zu 2 (Vergleich der Mehr- und Minderleistungen der verschiedenen Anstalten) gibt Frau Jaehner eine Tabelle der Stundenzahl der verschiedenen Fächer in Oberlyzeum und Studienanstalten. Daß ein Vergleich der Lehrpläne vielleicht wirksamer gewesen wäre, da es doch weniger darauf ankommt, wieviel Stunden man absitzt, als womit man sie ausfüllt, sei nur nebenbei bemerkt. Sie rechnet dadurch für das Oberlyzeum, gegenüber dem humanistischen Gymnasium, sogar ein Plus an Mathematik und Naturwissenschaft heraus, während ein Vergleich der Lehrpläne zeigt, daß sie in Geometrie tatsächlich hinter den Leistungen des humanistischen Gymnasiums zurückbleiben, ohne daß ein ausgesprochenes Mehr an naturwissenschaftlichen Kenntnissen geboten wäre. Wenn wir diesen Tatbestand zusammenfassend so charakterisieren, der Unterricht in Mathematik und Naturwissenschaften reiche kaum an die Forderungen des humanistischen Gymnasiums heran, so scheint mir auch das eine durchaus loyale Darstellung, die eher zu wenig als zu viel sagt. Dagegen könnte man wohl sagen, daß Frau Jaehner einiges totschweigt, wenn sie über das Nachexamen ganz leichthin sagt: „Bei dem als so schädliche Einrichtung und unübersteigliche Schwierigkeit hingestellten Nachexamen handelt es sich z. B. beim Realgymnasial-Abiturium für die, die an den Lateinkursen des Oberlyzeums teilgenommen haben, um das Sekunda-Primapensum in Latein und das Primapensum in Mathematik. Da die Arbeit auf diese beiden Fächer allein sich beschränkt, ist eine gründliche Bewältigung des Pensums in einem Jahr ohne jede Gesundheitsschädigung wohl möglich." Sie verschweigt die Schwierigkeit, die für ein Mädchen von 16 bis 20 Jahren von durchschnittlicher Begabung und durchschnittlicher Gesundheit darin liegt, neben 32 Schulstunden in der Woche noch die fakultativen Lateinkurse mitzunehmen, und sie verschweigt die große pekuniäre Belastung, die für die angehende Studentin anhaltende Privatstunden noch zu dem Zeitverlust bedeuten.

Zu 3 (Konstruktion unmöglicher Fälle) bemerkt Frau Jaehner: „Daß eine Abiturientin eines Oberlyzeums neue Sprachen und Geschichte studieren wird, ohne irgendwelche Kenntnis des Lateins vorher sich erworben zu haben, ist ebenso wahrscheinlich, wie daß ein Abiturient eines humanistischen Gymnasiums, der nie eine englische Stunde genommen hat, in dieser Sprache eine facultas für die Oberstufe erstrebt!" Daß ein Abiturient eines humanistischen Gymnasiums, der auf der Schule nie englischen Unterricht hatte, die facultas in Englisch erwerben will, ist keineswegs ein unmöglicher, sondern ein ganz alltäglicher Fall, dem die im normalen Lehrgang liegenden Anfängerkurse der Lektoren das entsprechende bieten. Sollte Frau Jaehner meinen, er gehe ins Staatsexamen, ohne sich je mit der englischen Sprache beschäftigt zu haben, so wäre die Konstruktion unmöglicher Fälle wirklich auf ihrer Seite.

Zum Schluß macht sie noch einen kühnen Ritt gegen Windmühlen, indem sie schreibt: „Daß die Zulassung der Oberlyzeum-Abiturientinnen zum Studium der philosophischen Fakultät ohne Nachexamen deren Degradierung bedeute, ist eine durch nichts zu beweisende Behauptung." Wann und wo hat der Verein Frauenbildung—Frauenstudium das behauptet?

Digitized by Google

Oder ich persönlich? Es ist nicht einmal klar, ob die Degradierung der Oberlyzeistinnen oder die Degradierung der philosophischen Fakultäten gemeint ist, ich fühle mich aber weder für die einen noch für die anderen zum Wächter über ihre Ehre berufen.

Auch die in dem Anschreiben apostrophierten Professoren brauche ich ja nicht in Schutz zu nehmen. Ich finde es aber naiv, daß Frau Jaehner vorauszusetzen scheint, sie hätten nicht recht gewußt, worum es sich handelt und hätten sich durch den Verein Frauenbildung—Frauenstudium irreführen lassen. Sie scheint dabei in erster Linie an den weltfremden Professor aus den Fliegenden Blättern zu denken. Für die Mehrzahl der Unterzeichner, insbesondere für die äußerst zahlreichen Angehörigen der wissenschaftlichen Prüfungskommissionen, wird diese Vermutung wahrscheinlich erheiternd sein. Sie verrät eine so groteske Harmlosigkeit in bezug auf die Wechselbeziehungen zwischen Schule und Universität, wie sie die Leiterin einer Schule, die selbst zur Universität vorzubereiten beansprucht, doch lieber nicht öffentlich dokumentieren sollte. Den beiden Mitunterzeichnerinnen wird man den Witzblatt-Professor wohl verzeihen müssen.

Frau Jaehner ist, wie bemerkt, selbst Leiterin eines Oberlyzeums und wehrt sich für ihre Anstalt. Bei dem Niveau, auf das diese Kontroverse leider gekommen ist, sehe ich mich genötigt, ausdrücklich zu versichern, daß ich keineswegs damit meine, sie wehrt sich für ihre materiellen Interessen, sondern sie tritt ein für ein Werk, mit dem sie verwachsen ist, dem sie die Arbeit ihres Lebens, und was sie damit zu geben hatte, gewidmet hat. Das ist begreiflich und berechtigt, und wenn sie es in anderer Form getan hätte und sich sachverständigere Mitstreiterinnen gesucht, wäre ich die letzte gewesen, es ihr zu verdenken. Sie darf sich aber nicht wundern, wenn andere Leute, für die keinerlei Gemütswerte mit dem Oberlyzeum verknüpft sind, ihre Darlegungen nach der Güte ihrer sachlichen Argumente beurteilen, und diese nicht ausreichend finden.

Der Deutsche Bund gegen die Frauenemanzipation ist gegen die Professoren zwar höflicher. Er gibt ihnen nicht zu verstehen, daß er sie für Leute hält, die nicht wissen, was sie tun, sondern er bittet sie einfach, seinen Darlegungen eine gütige Beachtung zu schenken. Willst du also erfahren was sich ziemt, so frage immerhin noch eher bei Herrn Langemann als bei Frau Jaehner an. Dem Verein Frauenbildung—Frauenstudium gegenüber hält die gute Lebensart aber doch nicht ganz stand, denn er wirft ihm Entstellungen und Schiefheiten vor und meint, wir „suchen einen Anschein hervorzurufen", machten Andeutungen usw. Danach möchte ich zunächst einige Schiefheiten in Herrn Langemanns Darstellungen zurechtrücken. Was über die Beifügung der Worte bisheriges Lehrerinnenseminar zu sagen ist, habe ich schon ausgeführt, ebenso wie es mit der angeblich von uns „angedeuteten" Minderwertigkeit der philosophischen Fakultäten bestellt ist. Es findet sich aber in Herrn Langemanns Darlegungen noch eine ganz erstaunliche Mitteilung: „Wenn das Rundschreiben behauptet, der neue Erlaß müsse notwendigerweise zu einer weiteren Überfüllung der akademischen Berufe führen, so ist darauf zu erwidern, daß das Gegenteil beabsichtigt und zu erwarten ist." Die Versicherung, daß der Zuzug zur Universität vermindert werden wird, wenn man zu den Schülerinnen von 41 Studienanstalten auch noch die Schülerinnen von 124 Oberlyzeen zur Universität zuläßt, ist so erschütternd, daß ich es Herrn Langemann überlassen muß, eine zahlenmäßige Rechtfertigung hierfür zu finden. Herr Langemann muß das aber versichern, denn es ist seine Aufgabe, die Frauen von der Universität zu entfernen. § 3 der Satzung des Bundes gegen die Frauenemanzipation lautet nämlich: „Insbesondere bekämpft der Bund ..... die Zulassung der Frauen zum Studium an den Universitäten für die männliche Jugend." Offenbar in Ausführung dieses Paragraphen ereifert sich nun Herr Langemann für die Zulassung auch der Oberlyzeistinnen zur Universität. Hat schon jemals ein Vorsitzender das Programm seiner Gesellschaft konsequenter und logischer zu verwirklichen gestrebt?

Herrn Langemanns übrige Darlegungen stützen sich etwas mehr auf den Inhalt der Lehrpläne, als die von Frau Jaehner, nicht nur äußerlich auf die Stundenzahl der Unterrichts-

Digitized by Google

fächer. Seine Angaben hierüber sind im ganzen richtig, aber eben deshalb keineswegs überzeugend. Er meint weiter, wir verglichen die Bildungswege rein mechanisch und seien gänzlich unberührt von dem Gedanken, daß es doch auch auf die Gesamtbildungsreife ankomme. Von diesem Gedanken sind wir keineswegs unberührt, sondern völlig davon überzeugt, daß man das Ziel, ein gereifter, gebildeter Mensch zu sein, auf sehr verschiedenen Wegen erreichen kann. Das hat meines Wissens überhaupt noch niemand bestritten, jedenfalls steht die Frage hier nicht zur Diskussion. Herr Langemann verwechselt allgemeine Bildungswerte mit positiven Kenntnissen, wie sie nun einmal für den Unterricht der Universität vorausgesetzt werden. Unter diesem Gesichtspunkt hat der Verein Frauenbildung—Frauenstudium seine von Herrn Langemann beanstandete Behauptung gemacht, die Schülerinnen der Oberlyzeen brächten für keinen Zweig des Studiums die geeignete Vorbildung mit. Er kann sie auch voll aufrechterhalten, indem er u. a. gerade auf die Darlegungen des Herrn Langemann verweist. Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch nicht aufrechtzuerhalten, daß, wie Herr Langemann sagt, „die geringeren Anforderungen in Mathematik und Naturwissenschaften durch höhere in den historisch-philosophischen Fächern reichlich aufgewogen werden". Diese höheren Leistungen des Oberlyzeums gegenüber der Oberrealschule bestehen in 1 Stunde Kunstgeschichte in der 1. Klasse des Lyzeums, 3 Religionsstunden mehr im Oberlyzeum, und 6 Pädagogikstunden, denen ein Minus von 3 deutschen Stunden noch in Abrechnung gebracht werden muß. Glaubt Herr Langemann wirklich nachgewiesen zu haben, inwiefern 3 Religionsstunden und 6 Pädagogikstunden positive Kenntnisse in Mathematik und Physik ersetzen, oder das Nachlernen von Latein und Griechisch erleichtern können? Aber nicht einmal für die Fächer, in denen die Stärke der Oberlyzeen liegen soll, Religion, Pädagogik, Psychologie und Logik genügt das, was sie bieten, zum Universitätsstudium. Oder studiert man in der theologischen Fakultät am erfolgreichsten ohne vorherige Kenntnis von Latein und Griechisch, und wird das Studium der Psychologie am wirksamsten durch möglichst geringe naturwissenschaftliche Kenntnisse gefördert? Diese Fächer werden auf dem Oberlyzeum entsprechend der größeren Jugend und den anderen Vorkenntnissen der Schülerinnen von so anderen Voraussetzungen aus und mit so anderen Zielen betrieben als auf der Universität, daß weder die angehende Lehrerin sich in Pädagogik und Philosophie, noch die angehende Religionslehrerin auch nur ein einziges Kolleg ersparen können; das auf der Schule Gelernte hilft ihnen nicht viel, während sie das dort Nichtgelernte sehr erheblich behindert, und zwar, ich wiederhole es nachdrücklichst, gerade auch für diese „Vorzugsfächer", Philosophie und Religion.

Herr Langemann vergleicht fast durchgehends das Oberlyzeum mit der Oberrealschulstudienanstalt, mit der es sich seiner Ansicht nach am ehesten vergleichen lasse. Dies ist eine Auffassung, der man so oft begegnet, daß ich zum Schluß noch etwas Grundsätzliches darüber sagen möchte, was die vorhin behandelten praktischen Gesichtspunkte des Erwerbs der nötigen Vorkenntnisse nicht berührt, sondern im Gegenteil die gewünschte Rücksicht auf die allgemeinen Bildungswerte nimmt. Beide Schularten lehren keine klassischen Sprachen; mit dieser negativen Feststellung ist aber ihre Ähnlichkeit erschöpft, und jede weitere Vergleichsmöglichkeit fällt weg. Es gibt zwei Arten, den höheren Unterricht zu gestalten, sowie es zwei Kreise von Wissenschaften gibt, die man nach einer zwar etwas schematischen, aber jedenfalls allgemein verständlichen Unterscheidung Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften nennt. Einen dieser beiden Wissenskreise muß jede Schule in den Mittelpunkt ihres Unterrichts stellen, er stellt den Stoff dar, an dem die Schüler ihre Bildung hauptsächlich erwerben. Für die humanistischen Anstalten bildet diesen Mittelpunkt die Welt der Geschichte und das darin sich abspielende geistige Menschenleben (auch die Realgymnasien gehören meines Erachtens noch hierher). Für die anderen Anstalten ist dieser Bildungsstoff die Welt der Natur mit ihren Gesetzen und dem darin sich entwickelnden Leben (im allgemein biologischen Sinn). Es liegt mir fern, den alten Zankapfel, welcher Weg der bessere sei, auch nur

Digitized by Google

anzurühren. Es hat ja auch den Anschein, als ob die Heftigkeit dieses Streites nachließe, als ob der Fanatiker in beiden Lagern weniger würden, und man sich von hüben und drüben auf die Meinung einigte, daß beide Wege möglich sind, daß beide ein Stück Wirklichkeit begreifen lehren, und daß es bei beiden nur ein Teil der Wirklichkeit ist, das sie erfassen. Will man also die Oberlyzeen nach diesem Gesichtspunkt einreihen, so liegt es auf der Hand, daß man sie nicht zu den Oberrealschulen stellen darf, sondern daß auch sie ganz zweifellos zu den humanistischen Bildungsanstalten gehören (humanistisch im ursprünglichen Sinn des Worts). Auch sie stellen das geistig-historische Leben in den Mittelpunkt ihrer Erziehung, genau wie die Gymnasien. Daß sie das in einer etwas anderen Auswahl der Fächer tun, brauchte kein Beweis ihrer Minderwertigkeit zu sein. Keine Schulart berücksichtigt den ganzen Kreis der ihrem Gebiet zugehörigen Wissenschaften, kein einziges Wissensgebiet kann von jungen, unfertigen Menschen nach seinem vollen Bildungswert bewältigt werden. Aber die Parallele mit den Oberrealschulen sollten die Oberlyzeen fallen lassen. Denn ihre Bildungsmöglichkeiten liegen genau auf dem entgegengesetzten Gebiete wie die der Oberrealschulen. Es ist darum auch keineswegs erstaunlich, sondern durchaus in der Sache gegeben, daß sich unter den Unterzeichnern der Erklärung des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium eine so stattliche Zahl hervorragender Vertreter der exakten Wissenschaften, speziell von Mathematikern und Physikern befinden, und auch diese haben gewiß nicht zu den Leuten gehört, die nicht wissen, was sie tun, als sie ihren Namen darunter gesetzt haben.

Die Frage nach dem Wert der Oberlyzealbildung spitzt sich also auf die Frage zu: Ist es möglich, ein Verständnis der Entwicklung des menschlichen Gemeinschaftslebens zu gewinnen, so wie sie sich tatsächlich historisch vollzogen hat, ohne Kenntnis des klassischen Altertums? Ich weiß, daß diese Frage verschieden beantwortet wird, und daß man ein überzeugtes Ja darauf vernehmen kann. Ich weiß aber nicht, ob Herr Langemann diese Frage so generell bejahen würde, und jedenfalls gibt es eine große Zahl von Anhängern des Oberlyzeums als Bildungsgang für die Mädchen, die die Frage als allgemeine Bildungsfrage auch für die Knaben entschieden verneinen würden. Alle diese, die eine kulturwissenschaftliche Bildung, die nicht auf die Antike zurückgreift, für ein Gebäude ohne Fundament halten, und es ist die überwiegende Mehrzahl aller Anhänger humanistischer Bildung, die möchte ich fragen, warum eigentlich ein solches Bruchstück gerade für die Mädchen ausreichend, ja sogar in besonderem Maße geeignet sein soll. Es muß doch zu denken geben, daß gerade Herr Langemann, der Vorsitzende des Bundes gegen die Frauenemanzipation, diese Eignung so eifrig verficht. Solange er nicht klar und bündig erklärt, daß er diesen Bildungsweg überhaupt für einen besonders geeigneten hält, kann er uns Frauen nicht verdenken, wenn wir ein wenig zweifeln, daß der gerade von ihm empfohlene Weg auch wirklich für uns so besonders erfolgverheißend sein soll.

Das alles sind hundertmal gesagte Dinge, und ich danke dem Leser, der sich bis hierher durch diese Selbstverständlichkeiten durchgelesen hat, für seine Geduld. Aber es ist nicht die Schuld von uns Frauen der Frauenbewegung, daß unsere Gegner uns ihre selben Argumente immer und immer wieder vorführen, und auch sie werden, um mit Frau Jaehner zu reden, durch ihr ehrwürdiges Alter weder überzeugender noch besser. Zu meiner Entschuldigung führe ich einen Spruch von Goethe an: Der Irrtum wiederholt sich immerfort in der Tat; deswegen muß man das Wahre unermüdlich in Worten wiederholen. Leider paßt das Zitat auch insofern, als unsere Gegner in der Lage sind, ihre Meinung in Taten umzusetzen, während wir durch die Ungunst der Unterrichtsverwaltung und durch die unbegreifliche Gleichgültigkeit weiter, gebildeter Kreise den Fragen der Mädchenbildung gegenüber meist auf Worte beschränkt sind. Um so mehr soll es allen denen, die für diese wichtige Bildungsfrage Interesse und Verständnis gezeigt haben, unvergessen sein und aufs wärmste gedankt werden.

Adelheid Steinmann,
Vorsitzende des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium.

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Das Kartell der Auskunftsstellen für Frauenberufe,

Geschäftsstelle Berlin NW., Brückenallee 33, veranstaltet vom 27. April bis 9. Mai den 2. Informationskursus für Auskunftsstellenleiterinnen. Die Teilnehmerzahl soll im Interesse der Arbeit auf 12 beschränkt werden. Es werden nur solche Teilnehmerinnen zugelassen, die schon längere Zeit in der praktischen Beratungsarbeit, sei es an allgemeinen oder an Fachberatungsstellen tätig sind oder die in Lehrstellenvermittlungen oder Arbeitsnachweisen gearbeitet haben. Die Einschreibegebühr beträgt 20 ℳ und ist nach Bestätigung der Zulassung zu entrichten. Für Wohnung und Verpflegung hat die Teilnehmerin selbst Sorge zu tragen. Anmeldungen unter Angabe der bisherigen Tätigkeit auf diesem Gebiete werden bis zum 20. März an die Geschäftsstelle Berlin NW., Brückenallee 33 erbeten, dort sind auch die ausführlichen Programme erhältlich.

Die Vereinigung konservativer Frauen

hat vom 11. bis 14. Februar in Berlin teils in geschlossenen Mitgliederversammlungen, teils in größeren, auch eingeführten Gästen zugänglichen Sitzungen getagt. Der Vorstand der deutschkonservativen Gesamtpartei hatte Regierungsrat Stackmann beauftragt, nochmals die dringenden Warnungen auszusprechen, die der Parteivorstand, scheint es, der Frauenorganisation gegenüber vor allem für angebracht hält. Nach dem Bericht der „Kreuzzeitung" „verschwieg er nicht, daß es noch Strömungen innerhalb der deutschkonservativen Partei gibt, die jede Beteiligung der Frau an unserem öffentlichen politischen Leben ausgeschaltet und abgelehnt wissen wollen, er verschwieg ferner nicht, daß die Stellung der Vereinigung konservativer Frauen im Rahmen dessen, was wir als ‚Frauenbewegung' noch immer verstehen, außerordentlich schwierig sein muß, und daß es einer großen innerlichen Festigkeit der führenden Damen bedürfen wird, um auch nicht um eine Haaresbreite gewisse Grenzen zu überschreiten; klar und scharf aber zeichnete Herr Regierungsrat a. D. Stackmann zugleich auch die Schranken, die einer Frauenvereinigung gesetzt sind, wenn sie sich konservativ nennt, und er ließ keinen Zweifel darüber, daß der Vorstand der Gesamtpartei und mit ihm die überwältigende Mehrheit ihrer Mitglieder es als bittere Notwendigkeit empfinden müßten, ihr Veto einzulegen, wenn Grundsätze konservativer Weltanschauung durch die Tätigkeit der Vereinigung konservativer Frauen oder durch ihre Stellungnahme zu den Endzielen der modernen Frauenbewegung jemals gefährdet erscheinen sollten. Als eine Frage, die der Vorstand der deutschkonservativen Gesamtpartei entschieden verneint und immer entschieden verneinen wird, bezeichnet Herr Regierungsrat a. D. Stackmann alles, was mit der Forderung des Frauenstimmrechts zusammenhängt und letzten Endes dahin führen könnte."

Dramatische Abteilung des Deutschen Schriftstellerinnenbundes.

Im Frühjahr 1913 hat der Deutsche Schriftstellerinnenbund, e. V., eine Dramatische Abteilung geschaffen, die bemüht ist, die zahlreichen dramatischen Werke von Frauen aus ihrer Verborgenheit ans Licht zu ziehen und zu prüfen und den als wertvoll erkannten durch Vorlesungen und Sonderaufführungen den Weg zu Theatern und Verlegern zu erleichtern. Es ist bereits eine große Anzahl von Trauerspielen, Lustspielen und Einaktern eingesandt worden, und die Sichtung hat eine Anzahl fertiger, bühnenfähiger und anderer, technisch noch nicht vollkommener, aber doch von starkem Talent zeugender Stücke ergeben. Der Verein geht nach diesem Ergebnis mit Freude und Zuversicht an die Arbeit und wird mit Aufführungen beginnen, sobald die nötigen Geldmittel vorhanden sind.

Die weiblichen, dramatisch arbeitenden Autoren haben nicht nur dieselben Kämpfe zu bestehen wie ihre männlichen Kollegen, sondern sie haben außerdem noch ein tief wurzelndes Vorurteil zu überwinden. Zudem haben gerade die guten und starken Dramen weiblicher Autoren — weniger die schwächeren, uneigenartigeren — einen spezifisch weiblichen Einschlag. Theaterdirektoren, Kritiker und Publikum an diese neuen Werte zu gewöhnen, ist die vorzügliche Aufgabe der dramatischen Abteilung. — Vorstand: Frau M. Pochhammer, Berlin-Lichterfelde, Unter den Eichen 127. B. Z.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Zu der Erklärung des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium** gegen den vierten Weg (vgl. S. 315 ff. der vorigen Nummer) sind nachträglich noch die folgenden Unterschriften eingelaufen:

Professor Dr. Damsch, Geh. Medizinalrat, Göttingen; Professor Dr. P. Jensen, Marburg; D. Dr. Felix Krueger, o. Professor der Philosophie, Halle; Geh. Medizinalrat Professor E. Lesser, Berlin; Professor Dr. Lochte, Göttingen; Professor Dr. G. Martius, Geh. Regierungsrat, Kiel; Geh. Regierungsrat Professor Dr. A. Schöne, Kiel; Professor D. R. Seeberg, Berlin; Professor Sudhaus, Kiel; Dr. Walter Troeltsch, o. ö. Univers.-Professor, Marburg; Professor F. Vogt, Geh. Regierungsrat, Marburg.

* **Zur Studienberechtigung der Oberlyzeen hat der Preußische Zentralverband** für die Interessen der höheren Frauenbildung in seiner Generalversammlung am 22. Februar folgende Resolution gefaßt:

„Der Preußische Zentralverband für die Interessen der höheren Frauenbildung befürchtet, daß der Erlaß vom 11. Oktober die Entwicklung der Studienanstalt in Preußen weitgehend beeinträchtigen wird. Der Zentralverband erinnert daran, daß die Bestimmungen über die Neuordnung des Mädchenschulwesens von 1908 die Studienanstalt für den gegebenen Weg zur Universitätsreife erklären. Ihm erscheint eine Herabdrückung des Frauenstudiums unvermeidlich, wenn an Stelle der Studienanstalt das Oberlyzeum der normale Weg zur Universität wird. Der Zentralverband bedauert insbesondere, daß der Nachweis der vollen Reife durch das Nachexamen nicht auch für die philosophische Fakultät gefordert wird, deren Studienfächer zum Teil gründliche Vorkenntnisse in den alten Sprachen unbedingt voraussetzen. Der Zentralverband fordert seine Mitglieder auf, durch Aufklärung des Publikums und Beeinflussung der städtischen Verwaltungen die Entwicklung der Studienanstalten möglichst zu fördern."

Die Resolution wurde von 22 vertretenen Verbänden angenommen. Die folgenden Verbände erklärten, der Resolution nicht zustimmen zu können: Katholischer Lehrerinnenverein, Abteilung für höhere Mädchenbildung des Katholischen Lehrerinnenvereins, Katholischer Frauenbund, Wissenschaftliche Studienkommission des Katholischen Frauenbundes, Hildgardisverein, Verband der kirchlich-sozialen Frauengruppen. Von den Vertretern des Privatschulbundes stimmten 4 für und 1 gegen die Resolution.

In der sehr lebhaften Diskussion wurden von den Freunden des Oberlyzeums die üblichen Argumente vorgebracht, die zumeist die Eigentümlichkeit haben, daß sie sich untereinander schlagen: so z. B. wenn in einem Atem die volle Studienberechtigung für die Oberlyzeen schon jetzt gefordert und zugleich darauf hingewiesen wird, daß die jetzigen Leistungen der Oberlyzeistinnen noch nicht zum Maßstab für das Oberlyzeum als Universitätsvorbildungsanstalt gemacht werden dürften. Einen besonders wertvollen Beitrag zu der Erörterung, der allerdings die Freunde des vierten Weges nicht zu erschüttern vermochte, boten die Ausführungen von Geheimrat Loeschcke und Professor Dr. Max Herrmann, die vom Standpunkt der Universität aus die Schwierigkeiten betonten, die dem Hochschulunterricht durch eine weitere Differenzierung der Vorbildung erwüchsen, zumal wenn diese zugleich eine Erleichterung der Anforderungen und Herabminderung der Ziele bedeute. Für alle, die in dem vierten Weg eine Gefahr für das Frauenstudium sehen, war es besonders erfreulich zu hören, daß die preußischen Hochschullehrer einmütig alles tun werden, um sich trotz der durch die Regierung verfügte Zulassung der Oberlyzeistinnen durch die Forderung von Nachprüfungen für ihre Seminare das geeignete Schülerinnenmaterial zu sichern.

* **Die Lage der höheren Mädchenbildung in den kleineren Städten und großen Landgemeinden Preußens** hat durch eine Darstellung, die der preußische Zentralverband für die Interessen der

Digitized by Google

höheren Frauenbildung soeben herausgibt (Verlag W. Moeser, Berlin, Preis 0,50 ℳ), eine bedeutsame Beleuchtung erfahren. In die ursprünglich auf die Städte beschränkte Umfrage sind nachträglich auch alle Landgemeinden über 4000 Einwohner einbezogen. Da 90 % der befragten Gemeinden geantwortet haben, ist die Darstellung ziemlich vollständig. Die Schrift ist dem Landtag zugegangen und wird hoffentlich den Erfolg haben, daß energischere Maßnahmen zur Hebung der bestehenden Bildungsnot der Kleinstädte ergriffen werden.

* **Frauenstudium in der Türkei.** Die Universität Pera soll, wie aus Konstantinopel berichtet wird, zukünftig Frauen in besonderen Kursen geöffnet sein. Außer wissenschaftlichen Grundbegriffen werden Krankenpflege, Handarbeit, Hauswirtschaft, Pädagogik und Frauenrechte, letztere jedenfalls im Sinne des Islams, gelehrt werden.

Berufliches.

* **Achtzehn wissenschaftliche Assistentinnen** sind an Instituten deutscher Universitäten tätig. Die größte Zahl davon hat Berlin aufzuweisen, wo Fräulein Professor Dr. Hirsch, Assistentin an der zweiten Medizinischen Klinik, unter Geheimrat Kraus arbeitet, Frau Dr. Lichtenstein Leiterin der bakteriologischen und mikrobiologischen Abteilung des physiologischen Instituts von Geheimrat Rubner ist. Fräulein Dr. Lise Meitner ist die einzige Assistentin des Physikers Geheimrat Planck und Fräulein Meyer Hilfsarbeiterin am geographischen Institut von Geheimrat Penck. Drei Assistentinnen zählt München, und zwar arbeiten alle drei an medizinischen Instituten, zwei davon an Frauenkliniken. Zwei Medizinerinnen und eine Zoologin sind in Heidelberg tätig, die Ärztinnen sind an der psychiatrischen Klinik, bzw. an der Klinik für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten beschäftigt. In Breslau ist Fräulein Dr. Schwenke Assistenzärztin an der Universitäts-Kinderklinik, wo auch eine Volontärärztin arbeitet. In Rostock, Tübingen, Greifswald, Halle, Göttingen, Freiburg und Marburg sind je eine Assistentin angestellt; unter ihnen sind fünf Medizinerinnen, und zwar zwei an Frauenkliniken und je eine am hygienischen Institut, an der pharmakologischen Klinik, an der medizinischen Klinik, an der Ohrenklinik. In Göttingen arbeitet Fräulein von Liers am kunsthistorischen, in Halle Fräulein Dr. Kuttner am zoologischen Institut. Bei dieser Zusammenstellung fällt die große Zahl der Ärztinnen auf, während die der Philologinnen auffallend gering ist. Jedenfalls läßt sie noch keine absolut gültigen Rückschlüsse zu, da diese erst einwandfrei möglich wären, wenn man eine längere Zeit hindurch die an den Universitätsinstituten beschäftigten Frauen ihrem Beruf nach gliedern würde.

* **Bibliothekssekretärinnen in der preußischen Staatsverwaltung.** Die Anstellung von Sekretärinnen in der Königlichen Bibliotheksverwaltung wie bei den Universitätsbibliotheken hat sich, wie die Korrespondenz „Frauenfragen" erfährt, bewährt, und es wird deshalb mit der Schaffung weiterer etatsmäßiger Sekretärinnenstellen fortgefahren. So werden in nächster Zeit bei der Königlichen Bibliothek in Berlin zehn neue Sekretärinnen angestellt. Diese erhebliche Vermehrung der Stellen hängt mit der Erweiterung des Betriebes der Königlichen Bibliothek in dem neuen Dienstgebäude zusammen. Eine der neuen Sekretärinnen ist für das Auskunftsbureau der deutschen Bibliotheken bestimmt. Auch bei den Universitätsbibliotheken werden neue Sekretärinnenstellen errichtet, und zwar in Berlin 2, in Greifswald und Marburg je 1. Die Zahl der etatsmäßigen Bibliothekssekretärinnen wird nach der Vermehrung betragen bei der Königlichen Bibliothek 19, bei den Universitätsbibliotheken in Königsberg 1, Berlin 6, Greifswald 2, Breslau 3, Göttingen 2, Marburg 2, Bonn 3 und Münster 2, im ganzen 40. Das Anfangsgehalt dieser Stellen beträgt 1650 ℳ, das nach 18jähriger Dienstzeit erreichte Endgehalt 3000 ℳ; hierzu kommt noch der entsprechende Wohnungsgeldzuschuß.

* **Neue etatsmäßige Beamtinnenstellen in der Reichspostverwaltung.** Es sollen demnächst in der Reichspost- und Telegraphenverwaltung eine größere Anzahl neuer Beamtinnenstellen errichtet werden, deren Besetzung aus der Zahl der bisherigen Hilfsarbeiterinnen erfolgt. In der Reichspostverwaltung soll ein Zugang von weiteren 1425 etatsmäßigen Stellen für Post- und Telegraphengehilfinnen stattfinden. Die Gesamtzahl der etatsmäßigen Stellen dieser Beamtenkategorie wird dann 7746 betragen. Das Gehalt dieser Stellen beträgt 1300 bis 1800 ℳ und Wohnungsgeldzuschuß IV des Tarifs (220 bis 570 ℳ, je nach der Ortsklasse).

* **Die angebliche Kostspieligkeit der Lehrerinnen** durch ihre häufigere Erkrankung und frühere Pensionierung pflegt den Gemeinden als ein Argument gegen die Lehrerinnenarbeit vor-

Digitized by Google

gehalten zu werden. In einem Gehaltskampf, den sie soeben ausgefochten, stellten die Wiener Lehrerinnen fest, daß zwar die Ausgaben für Erkrankungen bei den Lehrerinnen 19000 Kronen mehr betrügen als bei den Lehrern, daß aber die Mehrausgaben für Pensionen bei den Lehrern (wegen der Hinterbliebenenversorgung) mehr als eine halbe Million Kronen betrugen.

* **Eine besoldete Jugendpflegerin** will der Magistrat von Charlottenburg, vorbehaltlich der Zustimmung der Stadtverordneten, vom 1. April d. J. an neben dem Jugendpfleger anstellen. Die Besetzung der Stelle erfolgt durch den Hauptausschuß für Jugendpflege.

Soziale Fürsorge.

* **Sozialer Wohlfahrtsdienst in den Krankenhäusern.** Die Deputation für die städtischen Krankenanstalten und die öffentliche Gesundheitspflege hat einen Antrag von Berliner Frauenvereinen, in sämtlichen städtischen Krankenhäusern einen systematisch ausgestalteten sozialen Dienst durch in der Wohlfahrtspflege erfahrene Frauen zuzulassen, genehmigt. Diese werden an bestimmten Tagen die Krankenstationen besuchen, um von den Patienten — eventl. mit Hilfe der Schwestern oder Ärzte — zu erfahren, ob durch ihre Krankheit die Lebensverhältnisse ihrer Familie so beeinflußt sind, daß eine soziale Fürsorge nötig ist oder ob für sie selbst beim Verlassen des Krankenhauses irgendeine besondere Hilfe, Vermittlung einer neuen Arbeitsgelegenheit, Beschaffung von Pflegemitteln, Erholungsaufenthalt oder dergl. erforderlich ist.

* **Zur Neuregelung der Sonntagsruhe hat die Gesellschaft für soziale Reform** der Reichstagskommission eine Eingabe überreicht, hinter der die 42 der Gesellschaft angeschlossenen Angestelltenverbände mit nicht weniger als 700000 Mitgliedern stehen. Die Eingabe fordert grundsätzlich die volle Sonntagsruhe im ganzen Handelsgewerbe. In den Kontoren soll keine Ausnahme stattfinden, in offenen Verkaufsstellen soll nur, soweit es sich um sogenannte Bedürfnisgewerbe handelt, eine Verkaufszeit von höchstens 2 ungeteilten Vormittagsstunden vor dem Hauptgottesdienste zulässig sein. Als Ausnahmetage sollen nur die beiden Sonntage vor Weihnachten gelten, an denen längstens 5 Stunden gearbeitet werden darf. In das Gesetz sollen neben den Versicherungsgeschäften, Konsumvereinen usw. auch die Gastwirtschaften, Theater und dergl. derart einbezogen werden, daß ihren kaufmännischen Angestellten für jeden Dienstsonntag ein freier Tag in der Woche gewährt werden muß; gleiches soll für Apotheken in Orten mit nur einer Apotheke gelten, an anderen Orten sollen die Apotheken wechselweise am Sonntag schließen; auch soll das Feilhalten von Waren in Gastwirtschaften während der Sonntagsruhezeiten unterbleiben. Die Bestimmungen über die Sonntagsruhe sollen sichtbar im Betriebe ausgehängt werden.

Die Eingabe, die der frühere Handelsminister, Freiherr von Berlepsch, der 1890 das erste deutsche Sonntagsruhegesetz schuf, als Vorsitzender der Gesellschaft für Soziale Reform unterzeichnet hat, schließt mit dem Wunsche, daß auch für die technischen und die Bureauangestellten die Sonntagsruhe geregelt werden möge.

Sittlichkeitsfrage.

* **Von der weiblichen Verteidigung.** Am Jugendgericht in München hatte sich kürzlich ein siebzehnjähriges Mädchen wegen Erpressung und anderer Delikte zu verantworten. Als Hauptbelastungszeuge trat der Mann auf, durch den das Mädchen zu den ihr zur Last gelegten Handlungen getrieben worden war. Dieser Mann, ein hiesiger Schmiedemeister und Familienvater, behauptete nämlich, das Mädchen habe durch die „Drohung", ihn bloßzustellen, Geld von ihm erpreßt. Anonyme Denunziationen, die er an die Polizeibehörde sandte, veranlaßten die Verhaftung des Mädchens.

Im gerichtlichen Termin stellte sich aber heraus, daß gar keine Erpressung im Sinne des Gesetzes vorlag, weil der Schmiedemeister nicht etwa aus Furcht zu den Aufwendungen für das Mädchen bestimmt worden war, sondern ihr, wie er selbst zugab, sogar versprochen hatte, ihren Unterhalt zu decken. Zu diesem Zweck mietete er sie unter der Vorspiegelung, sie sei seine Nichte, in einer Familie ein, ja es ergab sich sogar, daß er die jugendliche Angeklagte noch lange, nachdem die anonyme Anzeige gegen sie erfolgt war, in hiesigen und auswärtigen Hotels oft als seine Frau bezeichnete und sie, selbst nachdem sie schon wieder in ihre Heimat zurückgekehrt war, auf seine Kosten nach hier zurückkommen ließ, um das Verhältnis mit ihr fortzusetzen.

Der Staatsanwalt hatte $3\frac{1}{2}$ Monate Gefängnis wegen des ihr zur Last gelegten Verbrechens beantragt.

Als Verteidigerin für die jugendliche Angeklagte, die sich auch wegen Gewerbsunzucht zu

Digitized by Google

verantworten hatte, hob die Vorsitzende der Rechtsschutzstelle für Frauen, Fräulein Sophie N. J. Goudstikker, die Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit des Gesetzes hervor, das die Frau in diesem einen Punkt des Strafrechtes, nämlich des sittlichen Deliktes, so besonders stark benachteiligt. Handelt es sich doch, wie die Verteidigerin hervorhob, hier um eine übereinstimmend gewollte Tat, die von zweien begangen, aber nur an einem bestraft wird und sie plädierte, nachdem auch ihre rechtlichen Ausführungen die Unhaltbarkeit der Anklage bewiesen, auf Freisprechung. Das Gericht erkannte dann auch in voller Würdigung des Sachverhalts im Sinne der Verteidigung. In dem vorstehenden Falle kam die Tatsache besonders stark zum Ausdruck, wie dringend notwendig es ist, für jugendliche weibliche Angeklagte, die sich wegen Sittlichkeitsdelikten zu verantworten haben, Frauen als Verteidigerinnen zu bestellen, die mit psychologischem und sozialem Verständnis für die Zusammenhänge der Tat vor allem auch die Schuld, die ein erfahrener, älterer Mann mitträgt, wenn er ein solch jugendliches Mädchen zu verführen weiß, entlastend für diese Angeklagten zur Geltung zu bringen wissen.

* **Aufhebung von Bordellen in Straßburg.** Auf Veranlassung des Straßburger Vereins zur Förderung der öffentlichen Sittlichkeit haben die Bewohner einer Straße eine Eingabe an das Jugendfürsorgeamt gemacht, in der um Aufhebung der dort befindlichen öffentlichen Häuser gebeten wird. Diesem Wunsch hat der Polizeipräsident nachgegeben und die Schließung der Häuser vom 1. Juli d. J. verfügt.

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Die Frau im Jugendamt.** Die Stadt Lübeck hat ein Gesetz erlassen, durch das sie ein Jugendamt als Gemeindewaisenamt für die Stadt und die Vorstädte gründet. Zu diesem Jugendamt müssen neben einem Mitglied des Präsidiums des Stadt- und Landamtes und ihren Vertretern ein pädagogisch geschultes Mitglied, ein Arzt und eine Frau gehören, die alle drei vom Senat vorgeschlagen und auf sechs Jahre zu unbesoldeten Mitgliedern ernannt werden. Für diesen Posten wurde vom Senat eine Frau ausersehen, die bereits seit zwei Jahren Mitglied der Armenbehörde ist.

* **Frauen in der Berliner Kommunalverwaltung.** Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hat sich einmütig für die Zuziehung einer Anzahl von Frauen zur Armendirektion ausgesprochen. — Ferner hat die Freie Fraktion der Berliner Stadtverordnetenversammlung folgenden Antrag eingebracht: „Die Stadtverordnetenversammlung ersucht den Magistrat, einer Vermehrung der Waisendeputation um zwei, durch Bürgerdeputierte zu besetzende Stellen zuzustimmen." Der Antrag bezweckt, bei der Waisendeputation die Mitarbeit der Frauen zu sichern.

* **Frauen im badischen Waisenratsamt.** Die erste badische Kammer hat kürzlich ein Gesetz beraten und angenommen, in dem den Frauen das Recht gegeben wird, das Amt eines Waisenrats und einer Waisenpflegerin zu übernehmen, es aber auch jederzeit niederzulegen. Bevor das Gesetz nun die zweite Kammer passiert, hat der badische Verband für Frauenbestrebungen eine Petition an die zweite Kammer gerichtet, in der gebeten wird, aus dem Gesetz die Bestimmung zu streichen, daß die Frauen die neuerteilten Ämter jederzeit niederlegen können. Diese Bitte wird dadurch begründet, daß die Frauen in der Bestimmung eine Ausnahme von der für männliche Waisenräte geltenden Regel sehen und fürchten, daß die in Frage kommenden Gemeinderäte von der an sich so wünschenswerten und auch von der Regierung gewünschten Bestellung weiblicher Waisenräte absehen werden, weil sie sich nicht in die peinliche Lage bringen wollen, daß das Amt von einem Tage zum anderen ohne stichhaltige Gründe niedergelegt wird.

* **Das Vereinsrecht der Frauen in Österreich.** Die Befreiung der österreichischen Frauen von dem veralteten Vereinsrecht, das ihnen die Zugehörigkeit zu politischen Vereinen verbietet, läßt immer noch auf sich warten. Indem im Dezember 1913 auch das Herrenhaus die alten Beschränkungen des politischen Vereinsrechtes der Frauen fallen gelassen hat, wurden doch zugleich formelle Verschärfungen des neuen Gesetzes beschlossen, durch die sein Inkrafttreten bis zum Januar 1915 hinausgeschoben werden wird.

Verschiedenes.

* **Die Methoden der Antis.** Seit der Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation eingetragener Verein ist mit einem eigenen „Geschäftsführer", wird er immer erfinderischer in seinen Propagandamethoden. Zwei Hauptmittel dienen ihm dabei: das Auftreten weiblicher Redner und die immer farbigere Ausstattung des Gespenstes einer „Frauenemanzipation", die es tatsächlich nirgends gibt. In Berlin stand jüngst Frau Dr. Helene Hummel an den

Digitized by Google

Litfaßsäulen mit einem Vortrag „Was verdanken wir der deutschen Frauenbewegung und warum bekämpfen wir die internationale Frauenemanzipation?“ In Labiau hatte man eine unglückliche Gutsbesitzerin, mit Patriotismus und Gespensterfurcht gerüstet, zu einem Vortrag über die ihr vollständig unbekannte Frauenbewegung ermuntert, ein Versuch, der zu einer glänzenden kleinen Frauentagung der Königsberger und Tilsiter Frauenbewegung in Labiau führte, bei der Frau Professor Bohn, Fräulein Poehlmann-Tilsit und Frau Fritsch-Königsberg in sachkundigen Referaten das vom Antibund so lebhaft erregte Interesse in die richtigen Bahnen leiteten. Übrigens ist schon der Begriff „Internationale Frauenemanzipation“ ein deutlicher Ausdruck dafür, wie hier im Trüben gefischt und aus der Konfusion Kapital geschlagen wird. Was versteht man eigentlich unter diesem Wort? Die nationale Frauenbewegung anderer Länder, deren Methoden und Ziele deren eigene Sache sind? — oder den Frauenweltbund, der eine Organisation für Erfahrungsaustausch ist, wie es auch für andere soziale Arbeitsgebiete solche Organisationen allenthalben gibt.

Totenschau.

* **Frau Maria Elisabeth Wentzel-Heckmann** starb am 5. Februar im 81. Lebensjahr. Sie ist im geistigen und sozialen Leben von Berlin weithin bekannt gewesen durch die großen Unterstützungen, die sie insbesondere der Akademie der Wissenschaften (deren Ehrenmitglied sie war) und den Kaiser-Wilhelm-Forschungsinstituten, sowie andrerseits dem Verein für Familien- und Volkserziehung (Pestalozzi-Fröbelhaus) gewährt hat. In der „Frau“ ist öfter auf ihr Wirken, als auf das Vorbild einer großzügigen Verwendung reicher Mittel für Kulturzwecke hingewiesen.

Bücherschau

„Nacht und Tag.“ Roman von Erich von Mendelssohn. Mit einem Vorwort von Thomas Mann. Leipzig 1914. Verlag der weißen Bücher. Die Jugendgeschichte, die ein Frühverstorbener aus frischer Rückerinnerung aufgeschrieben hat, leuchtet in die Psychologie der neuen Jugend hinein, die im Landerziehungsheim aufwächst. Manche neuen Züge (sofern der Verfasser sich selbst und seine Kameraden nicht rückschauend ein wenig steigert) erscheinen dadurch in dem gewohnten Bilde des heranwachsenden Knaben: eine größere innere Selbständigkeit und Reife, eigentlich nicht mehr Jugendlichkeit, eher mehr Ernst, Schwermut und verborgene Kämpfe. Aber auch in andrer Hinsicht bringt der Roman Neues: die Psychologie des Pubertätsalters ist so wenig noch dargestellt, und nicht viele der vielen vorhandenen Jugendbücher geben darin Glaubhaftes; hier ist mit künstlerischer Darstellungsgabe von einem sehr bewußten und darum auch andere sicher durchschauenden Menschen dieses Alter in vielen feinen und überzeugenden Zügen wiedergegeben. Drei Knabenseelen treten ganz eigenförmig, ohne je an eine Schablone zu mahnen, vor uns hin. Sie sind dem Leben treu nachgezeichnet; das fühlt man. Ebenso lebendig wird die geistige Atmosphäre des Landerziehungsheims mit seiner so viel geringeren Distanz zwischen Lehrer und Schüler, die ihre eigenen seelischen Probleme bringt, mit der selbständigeren Art, in der die Schüler das Ideal der Schule suchen und zu verwirklichen bemüht sind, mit ihrem ernsteren, innerlicheren Miteinanderleben und Aufeinanderangewiesensein. Zurückhaltung, Sachlichkeit, Verschlossenheit, verschmolzen mit weichem Empfinden und starker, natürlicher Kameradschaft zu der Zwienatur des knabenhaften Gefühlswesens und seines herben Ausdrucks. Ein künstlerisch starkes Buch trotz mancher Stellen, die über das Memoirenhafte nicht hinauskommen, zugleich ein wertvoller Beitrag zur Erweiterung unseres Wissens um die Jugend, und schließlich ein menschlich sehr zartes und anziehendes Dokument.

„Richard Wagner.“ Gesammelte Schriften und Dichtungen. Herausgegeben, mit einer Biographie, Einleitungen, Anmerkungen und Registern versehen von Wolfgang Golther. (Goldene Klassiker-Bibliothek.) Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig. (Zehn Bände in sechs Leinenbänden 15 *M*). Die überaus willkommene Wagner-Ausgabe, die uns die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ hier bietet, ist in der Fassung, Auswahl und Anordnung gegeben, die Wagner selbst bestimmte. Der Herausgeber, als tüchtiger Wagnerforscher bekannt, hat dem Werk eine große Gesamteinleitung über Leben und Werke vorangestellt, die alle neueren Forschungsergebnisse verwertet und bei aller philologischen Genauigkeit doch alle Vorzüge einer gewandten, von wärmstem Interesse getragenen Darstellung zeigt. Auch die Anmerkungen zu den einzelnen Schriften dürfen als ein ganz besonderer Vorzug der Ausgabe bezeichnet werden. Da die Zitate aus Wagners Schriften nach der Originalausgabe angeführt werden, so ist dieser Neudruck so eingerichtet, daß er nach Seiten und Zeilen genau mit der zweiten bis sechsten Auflage der Originalausgabe übereinstimmt; die Seitenzahlen der ersten Auflage

Digitized by Google

sind außerdem am Rande angegeben. 24 Bilderbeilagen nebst 2 Faksimile sind willkommene Zugaben, verschiedene Register erhöhen die Bequemlichkeit der Benutzung. Die Ausstattung ist die übliche gediegene der Klassiker-Bibliothek.

„Rosa Bonheur." Ein Lebensbild von Theodore Stanton. Durchgesehene und erweiterte Ausgabe. Mit 65 Abbildungen. Übertragen von E. von Kraatz. Halle a. S. Verlag von Edgar Thamm. (Preis 14 *M*, geb. 16 *M*.) Ein überaus reiches Material ist in dem umfassenden Bande vereinigt, der nicht nur das Leben Rosa Bonheurs selbst wiedergibt, sondern den Spuren der Freunde und Familien nachgeht, die irgendwie Einfluß auf ihre Lebensgestaltung gehabt haben. Eine Fülle charakteristischer Einzelzüge machen einem das Bild der großen Künstlerin außerordentlich lebendig. Ihr Werk tritt uns in den sorgfältig gewählten und ausgeführten zahlreichen Abbildungen gleichfalls in seinen charakteristischen Typen nahe, so daß die Lektüre des Bandes einen lebhaften Gesamteindruck hinterläßt. Auch die Einblicke in das Leben der Saint Simonisten sind sehr fesselnd.

„Der deutsche Psalter." Ein Jahrtausend geistlicher Dichtung, gesammelt von Will Vesper. Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. (Preis kart. 1,80 *M*.) „Nicht um geistliche Dichtung handelt es sich hier, sondern um geistliche Dichtung." So betont der Verleger den Ausgangspunkt der Sammlung. Nicht das Bekenntnis, nicht das Bekanntsein eines Dichters, sondern lediglich sein religiöses Erleben und die Kraft seiner künstlerischen Gestaltung war das Entscheidende. So ist hier in einem Bande vereinigt, was an deutscher geistlicher Dichtung vor, während und nach der großen Religionsspaltung entstanden ist — ein schönes Symbol religiöser Möglichkeiten.

„Vom Leben und vom Tod." Biologische Vorträge. Von Wilhelm Fließ. Zweite vermehrte Auflage. Eugen Diederichs Verlag in Jena. (Preis 2,50 *M*, geb. 3,50 *M*.) Die zweite Auflage des von uns bereits früher angezeigten Buches ist um zwei Vorträge erweitert. Sie dienen einmal der Vermehrung des Materials über die vom Verfasser entdeckten periodischen Tage, andrerseits der Widerlegung des Einwandes, man könne eine gleichwertige Ordnung im Ablauf des Lebens auch mit anderen Zahlen als 23 und 28 herstellen. Wie man sich auch zu der Lehre des Verfassers stellen mag, man wird an dem Buch nicht vorübergehen können, sondern sich mit ihm auseinandersetzen müssen.

„Herr Purtaller und seine Tochter." Eine Geschichte von Menschenleid und Menschenglück. Von Gustav Falke. Mit Bildern von Franz Stassen. Verlag von Josef Scholz, Mainz. (Preis in Leinen geb. 3 *M*.) Dieser dritte Band der „Jungmädchenbücher" des Scholzschen Verlags behandelt ein Familienschicksal, das Geschick eines willenschwachen Mannes, den nur der Einfluß der halbwüchsigen Tochter vor völligem Entgleisen bewahrt. Die Erzählung ist sicher besser und gesunder als manche andere Backfischgeschichte, aber da es sich hier um ein bedeutsames Reformwerk handeln soll, so muß auch ein anderer Maßstab an sie gelegt werden als an die Backfischbücher alten Stils, die sich harmlos als solche geben. Und da muß man doch sagen: die drei bisher erschienenen Jungmädchenbücher des Verlags haben den Beweis nicht erbracht, daß es eine besonders ausgedachte Backfischliteratur geben muß. Es ist hier wie mit dem Kino: die Wirklichkeit ist gut, das Ausgedachte taugt nicht. Darum ist gegen den ersten Band (Der goldene Morgen), der wirkliche Kindheitserinnerungen bringt, nichts einzuwenden; er eignet sich nur durch den zufälligen Umstand, daß das Buch besonders von Mädchen handelt, mehr für diese als für Knaben. Der zweite Band (Erika) ist ein Mißgriff, und dieser dritte Band hat, abgesehen von einigen Unwahrscheinlichkeiten des äußeren Verlaufs, die man ja nicht schwer zu nehmen braucht, zwei der wesentlichen Fehler der alten Backfischbücher beibehalten: den tiefgreifenden Einfluß eines Kindes auf das Leben Erwachsener und den Abschluß damit, daß das blutarme und blutjunge Mädchen schleunigst unter die Haube gebracht wird, damit der lesende Backfisch ja nicht auf den unwahrscheinlichen Gedanken kommt, es könne ihm einmal beschieden sein, wenigstens eine Zeitlang auf eigenen Füßen durchs Leben gehen zu müssen. Das alles wirkt nicht geschmacklos, nicht aufdringlich, dazu ist Falke ein zu guter Erzähler, vielleicht aber schmeichelt es sich eben deswegen der Phantasie der kleinen Leserin um so mehr ein. Aber selbst wenn die Kompositionsfehler vermieden würden: der Grundfehler der ganzen Backfischliteratur ist eben doch, daß das junge Mädchen sich nur in dem engen kleinen Kreise herumdreht, den es den ganzen Tag vor sich hat. Johanna Schopenhauer schreibt noch in ihren Jugenderinnerungen, ihre Kindheit sei beeinflußt gewesen durch die großen Gestalten der Geschichte. Das ist wohl bei den Knaben heute noch möglich, bei den Mädchen dank den Backfischgeschichten kaum noch. Und so können wir auch nach diesen Reformversuchen nur fordern: keine erfundene Backfischliteratur, wohl aber eine ausgewählte, die Menschen und Taten bietet, zu denen das Auge hinaufschauen muß, die in das Alltagsleben einen Hauch von Höhenluft bringen.

„Ein Ehezuchtbüchlein." Von Hermann Oeser. Verlegt bei Eugen Selzer in Heilbronn. (Preis 1,50 *M*, geb. 2,50 *M*.) Mit dem hübschen Ausspruch: „Verheiratet sein ist nicht nötig. Glücklich verheiratet sein ist nötig" bezeichnet das aus Oesers Nachlaß veröffentlichte, mit geschmackvollem Bildschmuck versehene Büchlein, das auch weiterhin viel eigenartig Erfaßtes und Gefaßtes bringt. Verschiedene Aufsätze desselben Verfassers bringt das im gleichen Verlag erschienene Buch:

„Von Menschen, von Bildern und Büchern." Carlyle, Burne Jones, Björnson, Maeterlinck, Multetuli werden, von mancher feinen und treffenden Bemerkung geleitet, in wesentlichen Lebenszügen vor uns lebendig.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Abbot, E. L. Buntaneinander! Bilder aus meinem Leben. Halle (Saale). Richard Mühlmanns Verlagsbuchhandlung (Max Große). 1914. Brosch. 3 *M*, geb. 4 *M*.

„Auswahl deutscher Dichtungen." Herausgegeben und erläutert von Hermann Riehne. Verlag von Moritz Diesterweg in Frankfurt am Main.

Bd. 1: Die Dichter der Befreiungskriege. Preis 1 *M*.

Bd. 2: Schillers Wilhelm Tell. Preis 0,70 *M*.

Bd. 3: Schillers Gedichte. Preis 0,70 *M*.

B. 4: Goethes Hermann und Dorothea. Preis 0,50 *M*.

Bd. 5: Goethes Gedichte. Preis 0,90 *M*.

Bd. 6: Uhlands Herzog Ernst von Schwaben. Preis 0,50 *M*.

Bd. 7: Uhlands Gedichte. Preis 0,90 *M*.

Bohrmann, Marianne. „Ave Maria". Roman aus der Gesellschaft. Teschen, Wien, Leipzig. Verlag Karl Prochaska. Pr. 3,50 *M*.

Böckel, Otto. Psychologie der Volksdichtung, zweite verbesserte Auflage. B. G. Teubner. Leipzig u. Berlin. 1913. Pr. geh. 7 *M*, geb. 8 *M*.

Branford, B. Betrachtungen über mathematische Erziehung vom Kindergarten bis zur Universität. Deutsch von R. Schimmack und H. Weinreich. B. G. Teubner. Leipzig u. Berlin. 1913. Pr. geh. 6 *M*, geb. 7 *M*.

Bücherei der Gesundheitspflege. Verlag von Ernst Heinrich Moritz in Stuttgart.

Schrötter, Prof. Dr. L. von. Hygiene der Lunge im gesunden und kranken Zustande. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Mit 1 farbigen, 3 schwarzen Tafeln und 14 Textbildern. Brosch. 1,80 *M*, geb. 2,25 *M*.

Sicherer, Prof Dr. O. von. Hygiene des Auges im gesunden und kranken Zustande. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Mit 3 farbigen Tafeln und 13 Textbildern. Brosch. 1,80 *M*, geb. 2,25 *M*.

Port, Prof. Dr. G., Heidelberg. Hygiene der Zähne und des Mundes im gesunden und kranken Zustande. Zweite verbesserte und erweiterte Auflage. Mit 4 Tafeln und Textbildern. Brosch. 1,40 *M*, geb. 1,80 *M*.

Dunker, Dora. Die Marquise von Pompadour. Ein Roman aus galanter Zeit. Verlag von Richard Bong. Berlin W. Pr. 4 *M*.

„Ringel Rangel Rosen." 150 Singspiele und 100 Abzählreime, nach mündlicher Überlieferung gesammelt von Fritz Jöde. B. G. Teubner. Leipzig—Berlin 1913 (Preis geb. 2 *M*.)

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Büfett,

sehr gut erhalten, zu verkaufen.

Besichtigung 12—4 Uhr. Hohenstaufenstraße 36 III l., Altkäufer streng verbeten.

Höhere Handelsschule für Mädchen, Cöln a. Rh.

2 jähr. Kursus, 32 Wochenstunden. Vorbereitg. für bessere Stellungen u. zu wirtschaftl. Selbständigkeit. Diplom berechtigt zur Handelshochschule.

Prospekte durch Direktor **Oberbach**, Klapperhof 26.

Gymnasialkurse für Frauen.

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Vorbereitung a. d. Reifeprüfung in 4 ansteigend. Jahresklassen.

Aufnahmebed.: 9 J. höh. Mädchensch. Beginn **Michaelis.**

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.

Beginn **Ostern.**

Für Auswärtige wird gute Pension nachgewiesen.

Prospekte — Sprechzeit Dienstags und Freitags 5—6.

Berlin W., Keithstrasse 11 **M. Strinz,** Direktorin.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.

A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**

Handelslehrerinnen-Seminar.

Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Rheydt (Bezirk Düsseldorf) Haushaltungsschule und Pensionat.

Handels- und Höhere Handelsschule. Seminar für Hauswirtschafts-, Handarbeits- und Gewerbeschullehrerinnen.

Beginn des Sommerhalbjahres am 16. April 1914.

Die Vorsteherin **L. Vollmar.**

Frauenbildungs-Verein Frankfurt a. Main.

Mitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes, Unterweg 4.

Im Kindergärtnerinnen-Seminar werden Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen (Leiterinnen für Kindergärten, Horte, Kinderheime usw.) mit staatlicher Abschlußprüfung ausgebildet. Diese Ausbildung ist ihrer Vielseitigkeit wegen die günstigste Vorbildung für die verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete. Beginn: April und Oktober. Dauer der Kurse 1½ resp. 2½ Jahre. Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung bietet die Haushaltungsschule des F.-B.-V., ebenfalls Unterweg 4. Pension im Hause.

E. Schwarz, Leiterin des Seminars. **F. Hoppe,** Leiterin der Haushaltungsschule.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule

für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

LEIPZIG, Keilstr. 12. Leiter: **Dr. J. Buslik.**

Bisher hat die Schule 112 Damen ausgebildet. Ausf. Prosp. u. Jahresber. frei.

Digitized by Google

Garantierter **Honig** Schleuderhonig, sehr feinschmeckend, goldgelb, 9 Pfund netto 8,50 M. fr. Nachnahme. Nichtgefallendes nehme fr. zurück. Imkerei **Gevers**, Schneverdingen (Lüneburger Heide)

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Direktorenfamilie in Westfalen eine junge, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin für ein 16jähriges Mädchen und einen 12jährigen Knaben. Musikkenntnisse sind sehr erwünscht. Gehalt bei freier Station 840 M.

2. Zum 1. April sucht adlige Familie in der Provinz Sachsen eine erfahrene, evangelische Lehrerin für ein Mädchen 13½ und einen Knaben 9 Jahre alt. Latein bis Quinta ist Bedingung, Musikkenntnisse sehr erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Zum 1. April evtl. Ostern sucht adlige Familie in Pommern eine erfahrene, geprüfte Lehrerin für ein Mädchen 12, und zwei Knaben 10 und 6 Jahre alt. Latein IV, auch Musikkenntnisse sind Bedingung. Gehalt bei freier Station 1400 M.

4. Zum 1. April wird in freiherrliches Haus in Schlesien eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung gesucht für zwei Mädchen im Alter von 11 und 12 Jahren (eine Unterrichtsstufe). Gute Sprachkenntnisse sind Bedingung, Musik ist sehr erwünscht. Gehalt bei freier Station 1000 M.

5. Zum 1. April sucht adlige Familie in Schlesien für ein 12jähriges Mädchen eine für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Französisch im Ausland erwünscht, Handarbeit und gutes Zeichnen ist Bedingung. Gehalt bei freier Station 1000 M.

6. Zu Ostern wird in gräfliche Familie in Schlesien eine für höhere Schulen geprüfte Lehrerin gesucht für zwei Mädchen von 13 Jahren. Bedingung ist Klavierunterricht. Gehalt jährlich 900 M. und freie Station.

7. Zu Ostern sucht Familie in Rheinland eine für höhere Schulen geprüfte Lehrerin für einen 13jährigen Knaben. Die Schularbeiten eines 15jährigen Knaben und eines 11jährigen Mädchens sind zu beaufsichtigen. Mathematikkenntnisse sind sehr erwünscht. Gehalt 840 M. und freie Station.

8. Zu Ostern sucht Landratsfamilie in der Rheinprovinz für zwei Mädchen von 11½ und 10, und einen Knaben von 6 Jahren eine erfahrene, geprüfte Lehrerin. Der Klavierunterricht ist zu erteilen. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Zum 15. April sucht Amtsratsfamilie in der Provinz Sachsen für zwei Kinder im Alter von 15 und 16 Jahren eine erfahrene, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt bei freier Station 1000 M.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Evang. Pröbelseminar, Cassel.

I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar f. Ausbildung von Kindergärtnerinnen** und **Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**

Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Jugendheim Charlottenburg
Goethestr. 22.

Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule.

Sozialpädagogisches Seminar
zur Ausbildung von Hortnerinnen (evtl. staatliches Examen), Hortleiterinnen, Schulpflegerinnen und Jugendpflegerinnen.

Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen und Handfertigkeit. Pension im Hause. — Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke,** Charlottenburg, Goethestr. 22.

PARIS.
Für Lehrerinnen und Studentinnen,
die zum Studium des Französischen nach **Paris** gehen.
8 Rue Villejust 8.
Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.
Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.
Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.
Examen: Ostern. Anfang: Juli.
Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.
Antonie Pflücker, Officier d'Académie.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache
(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge, geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.**

W. Moeser Buchdruckerei — Sep.-Konto „Die Frau"
BERLIN S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35

Von nachstehenden Artikeln unserer Zeitschrift „Die Frau" haben wir Separatdrucke herstellen lassen:

Helene Lange:
Die Verbreiterung des vierten Weges 20 Pfg.
Der Weg zum Frauenstimmrecht 20 Pfg.

Dieselben sind durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung obiger Preise zuzüglich 5 Pfg. Porto direkt vom Verleger zu beziehen.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 20/21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

1. Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen): für Familien und Anstalten.
2. Jugendleiterinnen für Horte, Kinderheime etc.

   Beide Kurse schliessen mit staatl. Prüfungen ab.
3. Handfertigkeits-Lehrerinnen (staatl. anerkannt u. unter staatl. Aufsicht).
4. Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eigenen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.
5. Kinderpflegerinnen.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;

   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Vorklassen für schwachbefähigte Kinder,
1 Elementarklasse (20 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderlesestube,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterinnen Fräulein **Johanna Sicker** und Fräulein **Lili Droescher.** — **Sprechstunden:** Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge** u. a. m. Leiterin: **Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Dienstag und Freitag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

BERLIN
Dinckler-Straße

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 7

April 1914

Freideutsche Jugend.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Wenn man sich heute ein Bild von dem neuen Geist zu machen versucht, der die intellektuelle Jugend zu erfüllen beginnt, so steht man gleich vor einer Schwierigkeit. Es ist schon so viel daraus gemacht, darüber orakelt, geurteilt, begutachtet, gedeutet, daß das Gewebe der Meinungen die Sache selbst zu verhüllen anfängt. Jeder, der darüber schreibt, verschiebt sie ein wenig. In jeder Diskussion rückt sie in ein anderes Licht. Redend, schreibend wird die Jugendbewegung zu etwas hingeredet und -geschrieben, was ihr vielleicht fern lag. So kommt die Jugend in Gefahr, selbst beirrt zu werden. Oder sie gerät in eine Gegenwehr, die den eigenen Instinkt trübt.

Und trotzdem ist diese Diskussion unvermeidlich. Für die Pädagogen ist es selbstverständlich, daß sie versuchen müssen zu verstehen, was vorgeht. Aber auch für jeden anderen bedeutet die Jugendbewegung eine Tatsache, die seiner lebhaften Aufmerksamkeit wert ist. Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um einen Anfang zu etwas wirklich Neuem, zu einer neuen Kulturstimmung, die nicht die Jugend als Jugend und nur für ein paar Jahre erfüllt, sondern die in ihr als der Generation der Zukunft heranwächst, als in den neuen Menschen, die sich vielleicht einmal neue Lebensformen schaffen werden.

* * *

Das grundsätzlich Neue scheint das Wachsen des Instinkts gegen die Unnatur und Überladenheit der modernen Zivilisation zu sein.

Wir sahen in dem letzten Jahrzehnt bei einzelnen Führern, dann als eine Gesamtstimmung eine Kritik dieser Zivilisation gegenüber entstehen. Simmel sprach

Digitized by Google

schon in dem vor Jahren erschienenen Buch über die Philosophie des Geldes davon, daß es nicht Ziel der Kultur sein könne, daß unsere Bahnen nur immer noch schneller fahren und unsere Räume immer noch besser beleuchtet werden. Technik ist Mittel, nicht Zweck, aber sie hat sich weit über die Bedeutung eines Mittels ausgewachsen. Sombart hat in einem seiner letzten Bücher von einem Rückfall der Menschheit in ganz primitive Liebhabereien, Rekordsucht, Besitzwut, als Folge der technischen Anspannung gesprochen. Was in der älteren Generation als Einsicht, Gedanke, Kritik schon lebendig ist, ohne doch schon die Macht einer Lebensumformung zu gewinnen, kommt jetzt in der Jugend als unbewußter Instinkt heraus. Sie will einfach nicht mehr mittun in dem steinernen Meer.

Das ganze Wanderwesen ist die erste Reaktion. Aber was bei den Kleinen nur Stadtflucht, Abenteuerlust, Wandermut und Naturfreude ist, bedeutet bei den Älteren doch seelisch mehr. Eine Rückkehr zur Natur und eine Ablehnung der städtischen Zivilisation in einem weiteren Sinn. Ein instinktiver Protest gegen die rein zivilisatorische Kultur des Gehirnmenschen, ein Sichzurückfühlen zur Freude und Einheit des ganzen Menschentums und zu seiner Einfachheit. In der Freude, die keiner Mittel und Stimulantien bedarf als Gesundheit, Bewegung, Wald und Straße — der Freude des Müdewerdens und Ausruhens, des Ausmarsches und der Lagerstätte genießt die Jugend den Zauber von Daseinsformen, die weit zurückliegen hinter dem Zuschnitt der Großstadt. Ein ganzes Gefüge moderner Lebensreformen: die Gartenstadt und der Sport, die immense Verbreiterung der Reise- und „Touristen"-Freuden, die Belebung des Tanzes, die Kleidungsreform, das ganze Freiluftwesen in der Hygiene — alles zusammengenommen scheint jetzt auf einmal stark genug, um etwas Ganzes, Wesenhaftes, eine neue Gesundheit, ein neues Lebensgefühl zu werden. Was planmäßig im einzelnen erstrebt wurde, tritt in der heutigen Jugend auf einmal als ein selbstverständlicher Wille hervor, der, wie es scheint, der wachsenden Überladung und Komplizierung unseres zivilisierten Daseins Halt gebieten und eine Wendung zur Vereinfachung versuchen möchte.

* * *

Die freideutsche Jugend hat bei ihrer Tagung im Herbst eine Resolution gefaßt, in der sie erklärt, sich keiner Partei verschreiben zu wollen. Vielleicht war das Zustandekommen dieser Erklärung an sich auch durch äußere Umstände bedingt, eine Abwehr dieser oder jener einzelnen Richtungen und ein notwendiges Suchen nach etwas Einigendem, Gemeinsamen. Aber diese Resolution hat schließlich doch noch eine andere Bedeutung als die einer ad hoc-Taktik. Ihr Echo tönt uns voller und aus tieferem Grunde von überall her entgegen. Es ist auch mehr als der Protest gegen den „Kampf der Parteien um die Jugend" — gegen dieses bedenkliche und abstoßende Werben um die Jugend als den Machtfaktor der Zukunft. Vielmehr scheint auch in dieser Ablehnung irgendwelcher Einzelzwecke und der Abneigung, sich auf eine „Richtung" einzulassen, letzten Endes ein gefühlsmäßiger Widerstand herauszukommen gegen die Zerspaltenheit des modernen Lebens in lauter Zweckrichtungen.

Das bedarf der weiteren Erläuterung.

Es ist wohl das entscheidende Merkmal für die Physiognomie unserer Zeit, daß das Leben in einem Grade organisiert ist wie nie zuvor. Die Leistung der

Digitized by Google

Persönlichkeit verteilt sich aufgelöst in das Adergeflecht dieser sozialen Organisation, wir sind alle mehr „Mit"menschen als Menschen, mehr „Bestrebung", Funktion, Mitgliedschaft, Organ als Person. Durch die Fertigkeit, die wir gewonnen haben, unseren Ideen einen Leib zu schaffen in einer „Organisation", werden sie uns unter den Händen zu objektiven Mächten und treten uns gegenüber als ein Werk, das unseren Dienst verlangt und dem wir uns als Gefangene ergeben müssen.

Es liegt eine unheimliche Tendenz zur Zweckdienlichkeit im modernen Lebenszuschnitt. Alles wird auf seine fernsten Wirkungen, seine Zusammenhänge mit dem andern, als Glied einer Kette, Station und Mittel angesehen. Wenn Jugendpflege betrieben wird, so dient sie nicht sich selbst, sondern der Bekämpfung des Umsturzes oder der Erzeugung von Patriotismus, oder der Erhöhung der Waffenfreudigkeit. Man muß nur jene Geleitworte durchlesen, die wohlmeinende Freunde der freideutschen Jugend mit auf den Weg geben (in der Schrift „Freideutsche Jugend" bei Eugen Diederichs erschienen), um diese Zwecktendenz auf Schritt und Tritt wie eine Manie und Krankheit zu finden. Da wird zum Beispiel die in sich selbst schöne und wertvolle, so ganz harm- und zwecklose Geselligkeit, die sich die Jugend schafft, sofort zum Mittel fernster und breitester Wirkungen: Anfang einer deutschen Geselligkeit, die den imperialistischen Siegeszug der deutschen Kultur über die Welt hin unterstützen soll! Als wenn sie erst an dieser letzten Peripherie möglicher Folgen einen Wert gewinnen könnte! Das Wort Schillers, daß es nicht Bestimmung des Menschen sein könne, sich selbst aufzugeben für seine Zwecke, hätte heute verhundertfachte Gültigkeit. Die geheime Befürchtung, mit der er in das 19. Jahrhundert hinaussah, ist eingetroffen. Die Betriebsamkeit, die als großer Zwang in der Zeit liegt, ist wie eine verzehrende Krankheit für alles Persönliche, das nicht ganz stark und unangreifbar ist. Nur die Kräftigen können sich selbst noch behaupten und bewahren gegenüber der Eilfertigkeit, mit der dieses Ausnutzungssystem, das die Menschen sich geschaffen haben, alle ergreift, zerkleinert, verteilt, dahin und dorthin leitet und für hundert verschiedene Einzelzwecke verwerten will. Schwächeres Leben kommt in diesem Zerstäubungsprozeß überhaupt nicht mehr zu sich selbst.

Machen wir es uns klar: diese Ausnutzungstendenz, dies Verlorengehen und Verzehrtwerden des Menschen in lauter Leistung ist eine Zeitkrankheit. Eine chronische Umkehrung von Mittel und Zweck. Es ist denkbar, ja es sind die Anzeichen dafür da, daß dem Zeitalter der Technik und des Organisiertseins, der höchsten Inanspruchnahme des einzelnen durch die Kollektivleistung, seiner denkbar weitestgehenden Umwandlung zum Werkzeug eine neue Kultur folgen wird, bei der wir alle errungenen technischen Mittel für ein volleres — und stilleres — persönliches Leben verwerten. Und es scheint, als bereite dieser Umschlag sich vor.

* * *

Vorläufig freilich zeigt es sich, daß es auch noch eine andere Form gibt, sich über die tausendfache Zweckeinstellung des Lebens zu erheben. Eine dekadente, negative, unjugendliche Form: das Ermüden an Zweck und Ziel, an irgendeiner positiven Willensrichtung überhaupt, die höheren oder gemeineren Formen der Blasiertheit. Als Otto Ernst vor etwa anderthalb Jahrzehnten sein Lustspiel „Jugend von heute" schrieb, meinte er, diese Stimmung des nil admirari als das Wesen der modernen Jugend verstehen zu sollen. Es sind so viele Ziele da,

Digitized by Google

es werden, immer mit der gleichen eifrigen Überzeugtheit, so viele „Werte" angeboten, daß sie sich untereinander kalt stellen und Skepsis, Müdigkeit, Relativismus sich ausbreitet. Wir haben diese Skepsis in einer feinsten und geistigsten Form in der Wiener Dichtung. Das Liedchen des Rosenkavaliers tönt sie wider:

Es ist eh' all eins, es ist eh' all eins,
Was das Herz auch noch so gach begehrt.
Na was willst denn halt so mit aller G'walt,
Geh, es ist ja all's net drumi wert.

Eine Willenslähmung angesichts der Vielgestaltigkeit der Zwecke, und eine Temperamentserschlaffung durch zu viel aufnehmende, verstehende, einfühlende und zu wenig aus eigenstem Kern heraus schöpferische Arbeit: das ist die eine Wirkung der anspruchsvollen Mannigfaltigkeit unseres Daseins: das glatte Versagen, die vollkommene Auflösung des wollenden in den verstehenden Menschen.

* * *

Es ist ein ganz starkes und erfreuliches Zeichen der unzerstörbaren Gesundheit unseres Geschlechts, daß sich nun neben dieser müden, überwältigten und benommenen Kapitulation vor der Zerspaltenheit unserer Kultur eine frische, überwindende und naive Ablehnung durchsetzt. Das Wort „Jugendkultur" hat sich die Jugend nicht selbst zugelegt, man hat es ihr gegeben, und es hat dadurch schon etwas Gekünsteltes bekommen. Es soll ausdrücken, daß die Jugend nach ihrer eigenen geistigen Lebensform suchen will, nicht vorzeitig eingefangen in das Wesen des Alters. Sicher ist das keine ganz glückliche Formel für das, was sich da in der neuen Jugend regt. Sie hat eine doppelte Gefahr: die Jugendlichkeit, deren Wesen ja doch das Unbestimmte, Stimmungsmäßige, der Sturm und Drang ist, wird zu einer bewußten, gewollten Lebensform gemacht. Und ferner: es wird verwischt, daß alle größten und zentralsten Lebensgüter überhaupt menschlich gemeinsame sind, so wenig verschieden für jung und alt, wie für hoch und niedrig oder für Mann und Weib.

Die Formel „Jugendkultur" als Ausdruck dessen, was die Jugend will, deutet aber in ihrer leisen Verbogenheit schon die Schwierigkeit an, die überhaupt darin liegt, einem einfachen, instinkthaften Lebensgefühl und seinem dunkel geahnten Ziel programmhaft Ausdruck zu geben. Gerade weil es wohl das Wesen der neuen Bewegung ist, sich von der einzelnen Lebensreform weiter zu einer tieferen Einheit zu tasten, wird sie sich schwer theoretisch aussprechen können. Wenn es ihr Sinn zu sein scheint, das Wort Ruskins wieder zu Ehren zu bringen, daß „der größte Reichtum das Leben sei", so wird sie diesem Drang weniger in einer Formel wie in Taten, Sitten, Stimmungen, Fröhlichkeiten zur Äußerung verhelfen können. Das Wort „Jugendkultur" leistet ihr den Dienst einer negativen Abgrenzung: nichts Einzelnes, nicht Abstinenz allein, oder Sport, oder Kleidungsreform usw. usw., sondern das, was als eine Kraft in dem allen steckt. Etwas neues Ganzes, Menschliches, etwas nicht Rationalisiertes, Bezogenes. Schiller hat in den Briefen über ästhetische Erziehung einen Seelenzustand „erfüllter Bestimmbarkeit" beschrieben, den er als Wirkung künstlerischer Erhebung ansieht. Nicht für etwas Einzelnes schon entschlossen, das anderes verdrängt und ausschließt, sondern voll Spannkraft zu allem, was den ganzen lebendigen Menschen in Anspruch nehmen und befriedigen will. Und das ist die innere Verfassung, die die Jugend haben möchte und zu der

Digitized by Google

sie bei der allzu schnellen und intensiven Zurichtung auf ihre Zweckverwendung nicht kommt. In diesem Gefühl liegt der berechtigte Sinn des Protestes gegen die Schule als gegen den großen Zurichtungsapparat für die gesellschaftliche Verwertung des Menschen, der sie trotz aller humanistischen Traditionen und Ideale geworden ist.

* * *

Auffallend ist in der Jugendbewegung das Gewichtlegen auf die Wahrhaftigkeit, die Ehrlichkeit gegen sich selbst. Sie kommt aus dem starken geistigen Selbsterhaltungsinstinkt heraus, der die treibende Kraft der neuen Generation zu sein scheint. Allerlei äußere Motive kommen dazu: der Protest gegen die auch von Lehrern schon oft und schmerzlich empfundene Mogelei und Kompromißlerei in der Schule, mit der die unvermeidliche Spannung zwischen Autorität und Freiheit unwürdig gelöst wird. Aber das ist ja eine alte Geschichte. Der neue Akzent, den das Wahrhaftigkeitsbedürfnis gewinnt, kommt jetzt doch wohl noch aus besonderen Quellen. Aus dem Kampf um sich selbst, um die Bewahrung des eigenen Willens, der personalen Einheit in einer Kultur, die automatisch, mechanisch, fast unfaßbar jeden mehr und mehr in ihre Kompromißlerei hineindrängt. Es soll kein Zweck so wichtig sein, daß man seinetwegen die Treue zu sich aufgäbe. Man will in dieser übermächtig andringenden Gewohnheit den Mut zu neuem Anfang bewahren. „Wir kennen aber anderes, was keine Erfahrung uns gibt oder nimmt" — so heißt es in der Zeitschrift der Jugend „Der Anfang": „Daß es Wahrheit gibt, auch wenn alles bisher Gedachte Irrtum war, oder: Daß Treue gehalten werden soll, auch wenn bisher niemand sie hielt."

Es ist in gewisser Weise die Verlegenheit dieser Jugendbewegung, daß ihr in einer Welt der formulierten Programme, wo aller Wille sein Aushängeschild haben muß, nichts Formulierbares bleibt als diese Treue gegen sich selbst und die mehr oder weniger stark und lebhaft vorhandene und sich gebärdende Ablehnung und Auflehnung gegen einengende Einflüsse durch das Alter, bei einem starken Solidaritätsgefühl, das sie als Jugend zusammenhält und verbindet.

Hier und da kommen dann noch allgemeine und gefühlsmäßige Rassenideale hinzu, um diesem schwer definierbaren Lebenswillen einen Namen zu geben.

* * *

In dieser unvermeidlichen, in der Natur der Sache gegebenen Programmlosigkeit der Jugendbewegung liegt ihre Gefahr. Zunächst des Mißverstandenwerdens. Man sieht nur die Auflehnung, die Unbescheidenheit, die Mißachtung der „Autorität" usw. Und nicht jeder fühlt in diesem absprechenden, widerspenstigen Gebahren den positiven Kern, um den es geht.

Aber es liegt auch eine innere Gefahr in der Schwierigkeit, den Willen der neuen Jugend positiv darzustellen und auszusprechen. Nämlich die, daß die rüden, leeren und von Natur respektlosen Elemente sich eindrängen und aufspielen. Der „Anfang" hat sich davon nicht freihalten können. Er hat in dem programmhaften Bestreben, nichts zu unterdrücken, alles zu Wort kommen zu lassen, auch Ergüssen eines ebenso uninteressanten wie unjugendlichen und belanglosen Rowdytums, das es immer gegeben hat, zu breiter Wirkung verholfen — man weiß nicht recht warum. Man hat auch in Diskussionen mit den jüngeren Leuten zuweilen — neben allem

Digitized by Google

überzeugend aufrichtigen Ringen, das da oft herauskommt — das Gefühl, als wollten sie die Revolution à tout prix, über Notwendigkeit und Bedürfnis heraus, um der schönen Farbe willen. Solche unerfreulichen Geister, wie sie hier den leeren Raum der Programmlosigkeit mit ihren Tiraden füllen, sammeln sich um jede junge Bewegung; man darf sie ihr nicht zur Last legen, aber sie können ihren Geist verderben. Zumal, wenn sie noch von verantwortungslosen Erwachsenen unterstützt werden.

Die leere Verneinung kann sich aber auch in anderer Form einschleichen: in der wirklichen Idealloſigkeit aus Egoismus, oder Mangel an Ehrfurcht, oder Mangel an Temperament, oder Superklugheit. Der Wille, sich keiner Einzelbewegung verpflichten zu wollen, kann auch aus der Not eine Tugend machen und den bloßen Mangel an Begeisterung, ehrlichem Willen und Aufopferung mit einem schönen Kleide einhüllen.

Vielleicht ist aber diese Gefahr nicht so sehr groß wie die andere einer aus dieser Programmlosigkeit hervorgehenden gezwungenen Zurückhaltung und Askese den Ideen und Gütern gegenüber, die des Schweißes der Edeln wert sind. So wie ein leeres Bedürfnis zum bloßen Putsch über Notwendigkeit hieraus revolutionären Lärm schlägt, so kann eine mißtrauische Sorge um die programmatische Freiheit auch da zurückhalten, wo Gefolgschaft und Hingabe das Natürlichere — und Jugendlichere wäre. Nun ist allerdings zu sagen, daß die Erwachsenen an diesem Mißtrauen ihr gut Teil Schuld tragen. Nicht nur durch den „Kampf um die Jugend" — oder richtiger um die Macht über die Jugend (was etwas ganz anderes ist), sondern mehr noch durch die ganze würdelose und übertriebene Art, sich an sie heranzumachen, die, durch den offiziellen Charakter der Jugendpflege begünstigt, Mode geworden ist. Solcher sentimentalen oder klugen Absichtlichkeit muß ein gesund und anständig empfindender junger Mensch Mißtrauen entgegen bringen, und es geschieht diesen betriebsamen Bemühungen recht, wenn sich die Jugend gegen sie versteift und sie abweist.

* * *

Überhaupt ist die Haltung der Erwachsenen dieser Bewegung gegenüber nicht gerade immer ein Muster von Takt und Weisheit. In den Geleitworten, die allerhand Zeitgenossen der freideutschen Jugend auf den Hohen Meißner mitgegeben haben, blüht neben Ernsthaftem und Gutem wirklich Torheit genug. Manchmal scheint an die Stelle der unmotivierten generellen Verehrung des Alters, die von der Jugend mit Recht skeptisch betrachtet wird, beim Alter eine ebenso unmotivierte, unbegrenzte Verehrung der Jugend getreten zu sein. So etwa in den auch sonst sehr anfechtbaren Ratschlägen von Fräulein Prellwitz über die Ehe. Als ob jemand schon deshalb alle edlen und verehrungswürdigen Kräfte der Zukunft im Busen trüge, weil er achtzehn Jahre alt ist. Als ob es nicht genau soviel achtzehnjährige Minderwertigkeiten gäbe wie dreißig- oder vierzigjährige!

Man soll zur Jugend von Mensch zu Mensch sprechen, scheint mir, nicht anders wie zu seinesgleichen, einfach und ernsthaft von dem, was einem selbst ernst ist; zu Menschen, von denen man erwartet, daß ihnen etwas ebenso ernst und heilig zu werden vermag. Es ist so eine Koketterie um diesen Begriff „die Jugend" herum entstanden, eine Selbstbespiegelung auf der einen Seite und eine distanzlose, gerührte Gönnerhaftigkeit auf der andern, von der man sich schlechtweg

Digitized by Google

nicht vorstellen kann, daß sie der Jugend zusagt. Das wäre ja überhaupt ein klägliches Segelstreichen, wenn die Erwachsenen (das Wort ist nicht ganz richtig, denn die Jugend, um die es sich hier handelt, ist ja auch eigentlich erwachsen, besser: die Erzieher) nun auf die Übermittlung ihres Kulturwillens an die Jugend verzichten wollten und sich sozusagen auf das Altenteil zurückzögen. Oder wenn sie aus lauter Anpassung an die begründete Programmlosigkeit der Jugend ihrerseits in eine unbegründete Programmlosigkeit verfielen. Es ist zweierlei: die Jugend aus Machtinteresse für etwas gewinnen wollen, oder der Jugend etwas mitteilen und zeigen, was einem Überzeugung ist und an dessen Lebenswert man glaubt. Das erste ist unverantwortlich und zudringlich, das andere ist ein selbstverständlicher Ausdruck der Achtung, die man der Jugend wie jedem anderen Menschen auch zollt. Höher als alle Wünsche, zu werben und zu gewinnen, steht mir die innere Selbständigkeit der Jugend; ich möchte keine Gefolgschaft, die durch persönlichen Einfluß, durch Überredung und Willensübertragung zuwege gebracht ist, bei der irgendeine Unselbständigkeit, irgendein nicht ganz klares Verhältnis zur Sache selbst bei der Jugend mitspielt. Aber diese Sache könnte und wollte ich nicht anders vertreten, als wie ich sie selbst sehe und wie sie mir Gewissensangelegenheit geworden ist. Die Jugend selbst wird, ob sie folgt oder ablehnt, immer am stärksten durch die Erzieher mit dem bestimmten, festen, einheitlichen Kulturwillen, vorausgesetzt, daß diese Erzieher nicht persönlich herrschen wollen, was immer ein illoyaler Mißbrauch geistiger Überlegenheit ist.

* * *

Ein Charakterzug der freideutschen Jugendbewegung bleibt noch zu erwähnen. Sie ist eine Klassenbewegung. Das gilt fast am stärksten von der Physiognomie des „Anfang". Stärker als von der akademischen Freischar oder den Gruppen, die ganz bestimmten Lebensreformen, etwa der Abstinenz, sich verschrieben haben und schon dadurch sozial werden. Die Programmlosigkeit umweht etwas von der Luft des Luxus. Dieser Anspruch: wir wollen nichts als jung sein, leben, frei sein, wir wollen keiner vorhandenen Idee, keinem einzelnen Zweck verschrieben sein, ist nur denkbar mit dem zahlenden Vater im Hintergrund. Der junge Volksschullehrer, die junge Kontoristin sind in demselben Alter, in dem die akademische Jugend diese freie Jugendlichkeit proklamiert, darauf angewiesen, sich sachliche Ideale zu bilden, Ideale, die ihnen ihre Arbeit durchleuchten. Sie sind Glieder eines Arbeitssystems und können mit der programmlosen Jugendlichkeit nichts anfangen. Als ich das vor einiger Zeit in einer Diskussion über dieses Thema sagte, wurde von anwesenden Vertretern speziell des „Anfang"-Kreises versichert, daß sie selbst diese Einseitigkeit empfänden und vielleicht einmal Wege finden würden, sie auszugleichen. Vorläufig liegt etwas unbewußt Egoistisches in diesem Pochen auf die Jugend und die sachliche Verantwortungslosigkeit; und zwar um so mehr, je älter der Mensch ist, der auf das Recht seiner Jugend pocht. Bis wohin ist da überhaupt die Grenze zu ziehen? Es ist die Gefahr auch der Jugendgruppen in der Frauenbewegung, daß wir die Kinderstube in Permanenz, den ewigen Backfisch in neuer Erscheinungsform bekommen.

* * *

Digitized by Google

Über die jungen Mädchen ist in diesem Zusammenhang noch etwas zu sagen. Sie haben es gut in der freideutschen Jugend, denn die Kameradschaftlichkeit der Geschlechter ist durchgehend ein stärkstes und erstes Postulat. Auch darin liegt etwas Zukunftvolles, und man sollte hoffen dürfen, daß dieser Geist die mannigfachen Gefahren überwindet, die aus ungesunden Sexualsitten und -Anschauungen in manchen Teilen des Studententums mit der programmatischen Freiheit verbunden sein können. Andererseits steht die weibliche Jugend innerlich noch etwas anders zu all den Problemen, die ihre Kameraden beschäftigen. Sie ist durchweg in den hier entscheidenden Jahren ein wenig reifer. Sie ist meist nicht so voll Opposition und hat weniger Selbstgefühl. Was insbesondere die Studentin anlangt, so hat sie doch ihren Bildungsweg meist freiwillig gewählt und kann schon darum der Schule nicht so feindselig gegenüberstehen. Selbstverständlich ist es bei einzelnen anders, aber das Normale ist doch für sie die Freude an der selbstgewählten Arbeit in Schule und Universität. Als eine zweite große moderne weibliche Jugendgruppe kommen dann die sozial arbeitenden Mädchen in Betracht — im ganzen sicherlich eine ethische Elite. Ihnen, die, einer weiblichen Anlage folgend, ihren Lebensinhalt oder doch ein wesentliches Stück davon so früh schon aus sich heraus legen, liegt ihr jugendliches Selbst an sich nicht so im Sinn. Im ganzen wird also die weibliche Jugend nicht ganz auf den Ton gestimmt sein, der die Sprache der freiesten deutschen Kameraden kennzeichnet. Hier und da werden sie ein wenig überschrien, und es werden nicht immer die wertvollsten sein, die in protestlerischem Gebaren ihren Mann stehen. Daß sich aber, wenn auch in etwas stilleren und zurückhaltenderen Formen, bewußt und unbewußt auch in der weiblichen Jugend das Ringen um das neue Leben vollzieht, kann jeder sehen, der sie etwas kennt.

* * *

Die Schule und die Familie sind die beiden Mächte, die sich zu diesem Neuen irgendwie zu stellen haben. Für die Familie ist es schwerer. Der korporative Geist der Jugend entzieht ihr zunächst viel. Es ist eine allgemeine Klage gegen Wandervögel und Jugendklubs, daß sie die Jugend familienfremd machen. Sie ist nicht unberechtigt, und es wäre richtiger, diese Entfremdung nicht noch theoretisch zu verschärfen, wie das in den Kritiken von Wyneken geschieht. Denn im letzten Grunde ist gerade das, was die Jugend instinktiv sucht: Verstärkung und Verdichtung der menschlich-persönlichen Lebensfülle, etwas, das ohne Heimkultur nicht denkbar ist.

Was die freideutsche Jugend zum gesunden Fortschreiten auf ihrem Weg und zur Überwindung der in ihrer Situation und in manchem anderen liegenden Gefahren braucht, ist Ruhe. Man soll sie erziehlicherseits weder durch sentimentale Befeierung noch durch pedantische Entrüstung in eine wohlgefällige oder märtyrerhafte Selbstbespiegelung hineintreiben. Und vor allem: man soll sich in die Tatsache hineinzufühlen versuchen, daß hier aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich die Keime zu neuen Lebensformen schwellen, die der Zivilisationsleistung des technischen Zeitalters einen neuen Humanismus folgen lassen werden.

Digitized by Google

Beatrice Webb und das Frauenstimmrecht.

Von

Helene Simon.

Nachdruck verboten.

Es ändern sich die Zeiten und Menschen. Der Wandel ist das Bleibende. Wohl kehren verwandte Erscheinungen, verwandte Ideen im Verlauf der Geschichte wieder. Allein anders gruppiert, anders verknüpft bilden sie ein Neues.

Ein Neues ist die gegenwärtige Gestaltung der englischen Bewegung für das Frauenstimmrecht; ein Neues Beatrice Webbs Stellungnahme zu ihr.

In der englischen Chartistenbewegung, dem ersten selbständigen Kampf der Arbeiter um politische und ökonomische Befreiung, um eine Magna Charta des Arbeiterrechts, dem ersten bewußten Ausdruck der Klassenscheidung, der zwischen 1837 und 1848 Großbritannien vulkanisch durchschütterte, gab es zwei Gruppen: die mit den Waffen glühender Beredsamkeit für ihre Sache kämpfenden »moral force men« und die den Aufruhr gegen die Staatsgewalt predigenden Männer der physischen Gewalt, die »physical force men«. Dieser Ausschnitt der Arbeiterbewegung steht Frau Webb vor Augen, wenn sie die sogenannten militants, die kriegerischen Frauenstimmrechtlerinnen, als »physical force militants« bezeichnet. Ich würde sie eher in ihrer Anlehnung an anarchistische Kampfweisen Propagandistinnen der Tat nennen. Allein Frau Webb rückt, ohne es ausdrücklich zu sagen, den ganzen englischen Frauenstimmrechtskampf in den Sehwinkel der Chartistenbewegung (die eine der gewaltigsten Geschichtsdramen war). Strenge Scheidung der Parteien dort nach Klassen, hier nach dem Geschlecht; konstitutionelle und revolutionäre Kräfte hier wie dort zusammengeschmiedet durch den Druck der Herrschenden, dort der bürgerlichen Klassen, hier des Männerstaates.

Ob die Einstellung unter diesen Sehwinkel nicht eine viel zu einseitige Deutung, viel zu scharfe Linienführungen und Abgrenzungen bewirkt, sei hier dahingestellt. Jedenfalls hebt sie den Kampf der Frauen in jene Sphäre analytischer Geschichtsbetrachtung, in der sich Frau Webbs Begabung gemeinsam mit der ihres Gatten Sidney Webb am reichsten bekundet.

Zur Orientierung von Lesern, denen Beatrice Webb fremd oder nur ein Name ist, sei bemerkt, daß sie auf den Gebieten der sozialwissenschaftlichen Theorie und Praxis Hervorragendes geleistet hat. Arbeiterbewegung, Arbeiterschutz und Armenwesen verdanken ihr höchst scharfsinnige Analysen, glänzende geschichtliche Darstellungen und eine Fülle sozialreformerischer Anregungen. Aus der englischen Sozialpolitik der letzten 20 Jahre ist sie nicht fortzudenken. Die bevorzugte Schülerin Herbert Spencers, gelangte sie aus der Schule des grundsätzlichen Individualismus zum gemäßigten Sozialismus der Fabier; jener Gruppe bürgerlicher Literaten, zu deren Mittelpunkt neben Sidney Webb, dem Gatten von Beatrice, auch Bernard Shaw, wie es scheint, in unverbrüchlicher Treue gehört.

Digitized by Google

Ihre „kollektivistischen" Überzeugungen verhindern die Webbs ebensowenig als Shaw an einer großen gesellschaftlichen Stellung und an der Berührung mit den verschiedensten Kreisen. In Frau Webbs Empfangsräumen verweilen streng-konservative Gelehrte, Staatsmänner und Parlamentarier ebenso gern wie führende Persönlichkeiten der linksstehenden Parteien. In der Königlichen Kommission für das Armenwesen saß Beatrice Webb als einzige Frau und übte ausschlaggebenden Einfluß auf den Gang der Untersuchung.

Als ich ihr im Jahre 1896 zum ersten Male begegnete, stand sie zur Frauenbewegung innerlich und äußerlich kühl bis ans Herz hinan. Namentlich grollte sie den liberalen Stimmrechtlerinnen, damals Gegnerinnen des gesetzlichen Arbeiterinnenschutzes. Ganz allgemein dachte sie gering vom weiblichen Durchschnittsintellekt. Ihre Arbeitsgefährten waren ausschließlich Männer. Dann schlug die Stunde, wo sie in der Frauenbewegung eine Macht erkannte, die im sozialen Kampf unserer Tage zu veranschlagen sei. Sie begann mit ihr zu paktieren. Jetzt zieht sie mit klingenden Fahnen ins Lager der Frauenstimmrechtsbewegung. In diesem persönlichen Wandel spiegelt sich ein Stück leidenschaftlicher Frauengeschichte. Noch da, wo Frau Webb den Bogen der Erwartungen viel zu weit spannt, viel zu viel Inhalt in eine Konstellation des Augenblicks legt, eben da zeigt sie doch eine spannende und gespannte Gegenwart.

In einem Aufsatz „Stimmrechtlose Frauen und soziale Revolution" entwirft sie ein so anschaulich-packendes Bild dieser Gegenwart, daß ich hier den wesentlichsten Teil ihrer Ausführungen folgen lasse.

„Die Eröffnung des Parlamentes, die Thronrede und ihre Erörterung kamen und gingen, ohne die Frauenstimmrechtsfrage auch nur zu streifen. — — Wir können überzeugt sein, daß die Regierung keinerlei Gesetzentwurf vorlegen wird, der die oberste Beschwerde der Frauen Großbritanniens behebt: ihren fortgesetzten Ausschluß vom Staatsbürgertum. Ja es ist fraglich, ob man sich auch nur die Zeit zur Erörterung des Gegenstandes nehmen wird. — — Allein nicht nur das Parlament verhält sich ablehnend. Die Zeitungspresse des ganzen Landes, gleichviel ob liberal oder konservativ, beharrt in hartnäckigem Totschweigen. Nicht etwa, weil es der Frauenbewegung an Masse oder Rührigkeit fehlt. Die fortgesetzten Brandstiftungen der kriegerischen (physical force militants), die andauernden Versammlungsstörungen durch die halbkriegerischen Stimmrechtlerinnen, die Steuerverweigerungen in einem ungeahnten Umfang, die unausgesetzten Veröffentlichungen von Büchern und Flugschriften seitens der konstitutionellen Stimmrechtlerinnen und schließlich die Hunderte von täglich auf öffentlichen Plätzen, in kleinen und großen Sälen gleichzeitig von allen Stimmrechtsvereinen abgehaltenen Versammlungen könnten sympathisierenden Zeitungsredakteuren unerschöpflichen Stoff bieten. Anderen öffentlichen Bewegungen von weit weniger Gewicht und Gewalt stehen die Zeitungen offen. Nur die Frauenbewegung bleibt unbeachtet. Würde die Politik der Gewalttätigkeit, sei es absichtlich oder zufällig, eines Tages ebenso wie zu Eigentums-, zu Lebensgefährdungen führen, so wird die Öffentlichkeit zweifellos plötzlich aufflammen. Aber im Falle eines solchen traurigen Ergebnisses würden Parlamentarier und Zeitungsschreiber sich wahrscheinlich dahin entscheiden, nichts darin zu sehen, als den Ausbruch einer unverantwortlichen hysterischen Raserei. Niemals wird es ihnen in den Sinn kommen, hier die Folgen lang ertragener

Digitized by Google

Erniedrigungen und Ungerechtigkeiten in ihrem Einfluß auf hochgesinnte Frauen zu erkennen. Die Politik des Totschweigens und der Unterdrückung, die durch die männliche Abneigung gegen die Gewalttaktik sich verschärfte, hat zweifellos den Widerstand gegen das Frauenstimmrecht gestärkt. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, wie der kleine Kreis von Damen und Herren, der sich unter der Führung von Lord Cromer oder Mrs. Humphry Ward als Antistimmrechtverein (tout comme chez nous) sammelt, mit der Sachlage äußerst zufrieden ist. Das Frauenstimmrecht, versicherte mir eines ihrer Mitglieder, sei tot und begraben.

Die Sache hat aber noch ein anderes Gesicht. Alle Freunde der Sozialreform haben Ursache, sich der Herzensverhärtung des Pharao zu freuen. In den Anfängen der Stimmrechtpropaganda empfanden die Sozialreformer schmerzlich die soziale Rückständigkeit der Frauenrechtlerinnen, die meist der Sekte des radikalen Individualismus angehörten. Sie waren Gegner des Arbeiterschutzes, der Gewerkschaften, der progressiven Steuern und der kommunalen Sozialisierung. Niemand bezweifelte, daß damals das Frauenstimmrecht nur eine Stärkung der Geldinteressenten bedeutet hätte. Diese Sachlage schien bestätigt, als den Frauen im Jahre 1869 das Gemeindewahlrecht durch die Gewandtheit von Sir Charles Dilke mühelos in den Schoß fiel und fast unbemerkt mit völliger Gleichgültigkeit empfangen ward. Wäre ihnen um diese Zeit das Reichstagswahlrecht bewilligt worden, sie hätten es ebensowenig oder nur im Dienste der schärfsten Reaktion ausgeübt.

Es ist schwer, ohne Übertreibung ein Bild der Umwälzungen zu geben, die der fortgesetzte Ausschluß der Frauenwelt vom Staatsbürgertum bewirkt hat. Noch vor einem Menschenalter ließ sich die Zahl derer, die in irgendeinem Volkszentrum das Frauenstimmrecht forderten, an den fünf Fingern abzählen und nicht nur den Männern, sondern auch der Mehrzahl ihrer Geschlechtsgenossinnen erschienen sie lächerlich und unweiblich. Heute würden Millionen Frauen Petitionen für das Stimmrecht unterzeichnen; für Hunderttausende liegt ihr höchstes Lebensinteresse, ob man seine Äußerungen nun nach Zeit, Geld oder Kräfteaufwand bemißt, beim Kampf um ihr Staatsbürgerrecht. Niemand, der sich nicht mit der Statistik der Agitation befaßt hat, kann die Breite ihrer Ausdehnung ermessen. Über den quantitativen Umfang hinaus umfassen diese Legionen Stimmrechtlerinnen nahezu die Gesamtheit der geistigen und persönlichen Potenzen der weiblichen Bevölkerung. Die neue Klasse der Hirnarbeiter: die weiblichen Universitätsdozenten, Ärzte, Schriftsteller, Journalisten, Lehrer, die schnell wachsende Zahl der staatlichen Beamtinnen, die Leiterinnen und Aufsichtsbeamtinnen von Geschäften und Betrieben jeder Art, stehen mit wenigen unerheblichen Ausnahmen heute insgesamt in der Stimmrechtsbewegung. Eine ständig wachsende Zahl von Frauen des Kleinbürgerstandes: Krankenpflegerinnen, Hebammen, Handelsangestellte, Frauen, deren Gatten, Brüder, Söhne meist zur konservativen Partei gehören, schließen sich der organisierten Frauenbewegung an. Keine zweite öffentlich-agitatorische Bewegung gibt es, die gleich hohe Geldsummen jährlich aufbringt und verausgabt wie die Frauenstimmrechtsvereine. Da die beiden großen politischen Parteien verweigern, sich der Frauensache anzunehmen, sieht die Bewegung sich fast wider Willen auf die Seite der Arbeiterpartei getrieben." — —

Hierzu muß man sich vergegenwärtigen, daß dieser jüngste Sprößling der englischen Parteibildung nicht rein, nicht streng sozialistischer Observanz ist. Die

Digitized by Google

englische Arbeiterpartei entstand vor einigen Jahren aus einem Kompromiß zwischen Sozialisten und liberalen, ja sogar auch konservativen Gewerkschaftern, Genossenschaftern und Sozialreformern. Auch auf der Frauenseite fehlt in England die haarscharfe Scheidung zwischen sozialistischer und bürgerlicher Zurechnung, die in Deutschland ein gemeinsames weibliches Vorgehen im Stimmrechtskampf für alle Zeiten auszuschließen scheint. Scheint. Denn man soll nie „Nie" sagen.

„Wer je," fährt Frau Webb fort, „hätte geglaubt, daß viele der vornehmsten Pioniere der Frauenrechte, die Gattinnen und Töchter konservativer und liberaler Regierungsbeamten und Publizisten, ihre ganze Kraft an die Unterstützung der Arbeiterpartei setzen und verhindern würden, daß die Männer ihrer eigenen Klasse, oft ihrer eigenen Familie ins Parlament gewählt werden? Wer je hätte sich die Politik eines definitiven Bündnisses mit der Arbeiterpartei vom rechten Flügel der Frauenbewegung vorstellen können: der National Union of Women's Suffrage Societies?" — —

Frau Webb erblickt in diesem Zusammengehen mehr als bloßen Opportunismus, mehr als eine durch den Augenblick gebotene Taktik. Ihr erscheint dies Bündnis „als eines der vielen Anzeichen einer Umwälzung im Denken und Fühlen des Weibes." Hieraus, aus jener Umwälzung, erklärt sie die in der Tat überraschend milde Beurteilung der »physical force militants« noch seitens derjenigen ihrer Geschlechtsgenossinnen, die an sich die kriegerische Kampfesweise mißbilligen. Man macht sich auf dem Festland schwer einen Begriff davon, mit wieviel weniger kritischen Augen die Engländerinnen ihre Stimmrechtsamazonen, ihre Propagandistinnen der Tat betrachten, als wir deutschen Frauen.

„Es mag anstößig erscheinen, daß während das Urteil des Durchschnittsmannes über die physical force militants entschieden schroffer wurde, das des Durchschnittsweibes sich mit der gleichen Entschiedenheit milderte. Wer mit dem englischen Familienleben vertraut ist, muß erkennen, daß nicht wenige ehrbare Hausfrauen und Mütter Brandstiftungen und Sprengung von Versammlungen, wenn nicht mit Billigung, so doch mit Duldung hinnehmen. Haben doch die Frauen ihre Geschichtsbücher nicht vergeblich gelesen.[1]) — Freilich ist das Eindringen der revolutionären Bewegung in den natürlichen weiblichen Konservatismus erst in den Anfängen. Sähen sich die Frauen am Schlusse der diesjährigen Tagung in den Parlamentsregistern, so würden kriegerische und konstitutionelle Stimmrechtlerinnen fluchtartig ins konservative und liberale Lager zurückströmen. Allein je länger man die Frauen vom Staatsbürgertum ausschließt, je kleiner wird die Zahl der Rückkehrenden zum Bekenntnis des Laisser Faire in sozialen und wirtschaftlichen Fragen auch unter den Frauen der höheren und Mittelklasse sein." —

---

[1]) Nach der Niederschrift dieses Artikels erfolgte das Attentat einer „Suffragette" auf die Venus des Velasquez. Ich finde nicht, daß das „Berliner Tageblatt" deshalb von einem „Wahlweib" usw. zu reden braucht. Auch kann man nicht die gesamte Bewegung für einen solchen Akt persönlicher Unkultur verantwortlich machen. Allein empörend ist und bleibt die Zerstörung eines Kunstwerks, das als solches stets ein Einzigartiges und Unersetzliches ist. Und wenn die englischen Frauen ihre Geschichtsbücher gelesen haben, so erfordert doch gerade das historische Denken eine Trennung des Einst vom Jetzt auch nach den Kampfmitteln. Die Gewalttaten darbender Arbeiter, die jenseits aller Kultur und Kulturbegriffe mit dem Kampf um ihre politischen Rechte zugleich um Brot für sich und ihre Familie kämpften, sind schließlich doch anders zu beurteilen als der schwer faßbare Vandalismus einer modernen Bilderzerstörerin. D. B.

Digitized by Google

Die Quintessenz der Webbschen Darstellung zeigt ein Doppelantlitz: einmal die entschiedene Wendung der liberalen Regierung sowohl als auch der konservativen Opposition und der gesamten männlichen Öffentlichkeit gegen das Frauenstimmrecht, die zur Gewalttaktik in einem zwiefach ursächlichen Verhältnis steht. Die „verächtliche Verweigerung des Stimmrechts seitens einer liberalen Regierung, die als demokratisch gelten will", hat die Stimmrechtsamazonen förmlich gezüchtet; deren wildem Waffenwerk ist jene allgemeine parlamentarische und publizistische Abwendung, jene erboste männliche Taktik des Totschweigens gefolgt. Daneben eine nie zuvor gekannte Einmütigkeit auf der Frauenseite, ein Zusammenschluß aller Richtungen, Schattierungen und Kreise im Kampf um weibliches Staatsbürgerrecht. Dieser Kampf, der Barrieren türmt zwischen den Männern und Frauen der beiden alten herrschenden politischen Parteien, schlägt eine Brücke von den bürgerlichen Frauenvereinen zu der jungen Arbeiterpartei, der einzigen Gruppe von Politikern, die von Anbeginn treu zum Frauenstimmrecht gestanden hat.

Wie weit diese Brücke tragfähig, nicht bloß ein papierenes Scheingebilde ist, wie weit Beatrice Webb richtig sieht, wie weit sie, die sonst Kühle und Objektive hier mitgerissen Geschichte macht, im Sehwinkel ihres Temperaments und ihrer Weltanschauung, kann der Ausländer am wenigsten entscheiden. Gleichviel was an persönlichen Wertungen unterlaufen mag, zweifellos ist ihre Darstellung Spiegelbild einer gewaltigen Konzentration im Kampfe der Engländerinnen um ihr Staatsbürgerrecht. Sie wird der Zeit ihre Früchte abringen.

Die Ursachen der Fleischteuerung.

Von

Dr. Else Kesten-Conrad.

Nachdruck verboten.

Wie von allen Konsumentenkreisen mehr oder weniger empfundene Verteuerung der Lebensmittel, die den Hausfrauen ganz besondere Sorge macht, da sie tagtäglich das Mehr der Ausgaben an ihrem Wirtschaftsgeld spüren, legt die Frage nach den Ursachen dieser Erscheinung nahe. Da das Fleisch bei dieser allgemeinen Preissteigerung besonders stark hervortritt, so stark, daß die Ernährungsweise weiter Volkskreise dadurch wesentlich ungünstig beeinflußt wird, soll in dem Folgenden den Ursachen der Verteuerung dieses wichtigen Lebensmittels nachgegangen werden. Die Ansichten darüber gehen ganz außerordentlich auseinander. Von vielen Seiten werden die Ladenmetzger dafür verantwortlich gemacht, von anderen die Zwischenhändler, von wieder anderen wird die Hauptschuld der unzureichenden Viehproduktion zugeschrieben. Wir geben deshalb im Nachstehenden die wesentlichsten Gesichtspunkte eines Artikels[1]) des Hallenser Nationalökonomen Prof. J. Conrad

[1]) Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Dritte Folge, Februar 1914. Verlag Gustav Fischer, Jena.

Digitized by Google

wieder, da dieser als Mitglied der von der Reichsregierung einberufenen Fleischenquetekommission besondere Gelegenheit gehabt hat, die Anschauungen der verschiedenen Produzentengruppen kennen zu lernen und gegeneinander abzuwägen.

Sind auch in den anderen Kulturländern, außer in England, die Fleischpreise ebenfalls in den letzten Dezennien gestiegen, so doch nicht in dem Maße wie bei uns. Man hat versucht, diese Preissteigerung auf eine allgemeine Geldentwertung zurückzuführen, aber abgesehen davon, daß diese gar nicht in solchem Maße stattgefunden hat, ist auch das seit 100 Jahren in Deutschland beobachtete stete Anziehen gerade der Fleischpreise unabhängig von der Preisentwicklung anderer Waren z. B. des Getreides zu auffallend, als daß man sich mit jener Deutung zufrieden geben könnte.

Der eigentliche Grund ist sicher in „dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage, dann in der Steigerung der Lebensansprüche wie in den Produktionskosten" zu sehen. Die konsumierende Bevölkerung hat sich in außerordentlichem Maße vermehrt, außerdem der Anspruch der unteren Volkskreise an Fleischnahrung. Dieser ungeheuren Nachfrage war die Landwirtschaft nicht imstande mit ihrer Produktion nachzukommen. Hierin liegt keineswegs ein Vorwurf gegen die Landwirtschaft treibende Bevölkerung, sondern unter den gegebenen Verhältnissen war das gar nicht anders zu erwarten. Hier gilt es nur festzustellen, daß die einzige Möglichkeit der Abschwächung der Teuerung nur durch eine Steigerung der Produktion möglich ist, und es erhebt sich die bedeutsame Frage: auf welche Weise kann eine solche Steigerung erzielt werden?

Sicher ist dabei an die Kultivierung unserer etwa 3,5 Millionen Hektar umfassenden Moore, Heiden und Ödländereien zu denken; doch würde das zu lange Zeit beanspruchen, um als alleinige Abhilfe angesprochen werden zu können.

Die zweite Maßnahme wäre die Vermehrung der kleinbäuerlichen Betriebe, denn diese sind es vor allem, welche bei der Fleischproduktion eine Rolle spielen.

Auf Bauerngütern von 2 bis 5 ha werden 95,5 Stück Rinder, 94 Stück Schweine, auf Gütern von über 100 ha werden 30 Stück Rinder, 18 Stück Schweine auf derselben Fläche gehalten.[2])

Als noch wichtiger tritt die Vermehrung der Kleinbetriebe zutage, wenn man die geringe Spannung zwischen Magervieh und Mastvieh betrachtet, die sich aus dem großen Mangel des hauptsächlich von Bauern gelieferten Magerviehs herleitet. Dieser Mangel treibt die Preise derart in die Höhe, daß die Mästung fast nicht mehr rentabel erscheint.

An sich sollte sich die Verteilung des landwirtschaftlichen Besitzes mechanisch den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen anpassen. Wie sich in der Zeit von 1830 bis 1870 der Auskauf der Bauern durch die Großgrundbesitzer naturgemäß vollzog, weil bei den hohen Getreidepreisen und anderen, gerade für den Großbetrieb günstigen Verhältnissen die Erweiterung desselben ohne Zweifel volkswirtschaftlich wünschenswert war, sollte in den folgenden Jahrzehnten das Umgekehrte geschehen sein und die an der Peripherie der großen Güter gelegenen Ländereien zur Ansiedlung von Kleinbauern verwendet sein, da durch die eingetretene Leutenot, die Lohnsteigerung und auch die verhältnismäßig niedrigen Getreidepreise die großen Güter unrentabel geworden waren. „Jede Zeit bedarf anderer wirtschaftlicher Formen," wobei natürlich an eine Verminderung, keineswegs an eine Beseitigung der großen Güter zu denken ist. Jene natürliche Anpassung an die wirtschaftlichen Verhältnisse begann auch in den siebziger Jahren sich zu vollziehen, wurde aber „künstlich gehemmt" durch die dann einsetzende Zollpolitik.

Wie immer wieder in den Diskussionen über diese Fragen hervorgehoben wird, sollten unsere Agrarzölle Deutschland in bezug auf seinen Getreidebezug

---

[2]) Dabei ist allerdings zu beachten, daß bei dieser Statistik die Tagelöhner der großen Güter, die auf Kosten der Gutsherrschaft Vieh halten, zu den Kleinbauern, statt zu den Gütern über 100 ha gezählt sind.

Digitized by Google

unabhängig vom Ausland machen. Dies ist aber keineswegs erreicht worden, vielmehr hat sich „in dieser Zeit der exorbitant hohen Schutzzölle, der hohen Getreidepreise und infolgedessen der außerordentlich hohen Reinerträge der Landwirtschaft, trotz erheblicher Steigerung der Ernten der Bezug von Getreide vom Auslande wohl verschoben, aber nicht vermindert". Andererseits hat sich die Abhängigkeit vom Auslande in besorgniserregender Weise dadurch vergrößert, daß jetzt die größeren Güter auf die Arbeitskräfte des Auslandes angewiesen sind; es ist klar, daß im Falle eines Krieges mit Rußland der Wirtschaftsbetrieb dieser Güter fast brach gelegt würde, weil die Saatbestellung und zumal die Ernte, vornehmlich die der Hackfrüchte, ohne ausländische Hilfskräfte nicht bewerkstelligt werden kann. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß Rußland bei dem Abschluß der Handelsverträge durch jene Verhältnisse imstande ist, einen Druck auf uns auszuüben.

Merkwürdigerweise hat man diese natürliche Entwicklung der Vermehrung der kleinbäuerlichen Betriebe hintangehalten, ja „künstlich verhindert". Als die landwirtschaftliche Depression viele Großgrundbesitzer nötigte, ihre früher durch Auskauf von Bauern arrondierten Güter durch Abzweigung von Grundstücken zur Schaffung von Bauernstellen wieder zu verkleinern und damit den veränderten landwirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen, gab man ihnen hohe Getreidezölle, um sie künstlich in ihrem Besitzstand zu erhalten und wieder mehr auf den Getreidebau hinzuweisen. Ohne jene Zölle hätte sie sich sicher der Viehzucht mehr zugewandt, da die Fleischpreise ja andauernd im Steigen waren, und es wäre dadurch nie zu solchem Viehmangel und damit verbundener hoher Fleischteuerung gekommen, wie sie jetzt zu beklagen ist. „Durch die Agrarzölle hat man die konsumierende Bevölkerung gezwungen, Milliarden zugunsten der größeren Betriebe aufzuwenden. Neuerdings sah man sich genötigt, wiederum aus dem Staatssäckel eine halbe Milliarde wieder auf Kosten der Steuerzahler zur Verfügung zu stellen, um die nötige Verkleinerung der Güter durchzuführen; die Ansiedlungskommissionen müssen immer höhere Summen aufbringen, um die nötige Zerschlagung der Güter durchzuführen." Die Ansiedlungskommission zahlte

in Westpreußen	1891—1895	554 ℳ	pro ha
	1906—1910	1121 „	„ „
in Posen	1891—1895	618 „	„ „
	1906—1910	1415 „	„ „

Ganz unverständlich aber ist es, daß man in Preußen jetzt zu einem neuen Fideikommißgesetz schreitet, das gerade das Gegenteil von dem bewirken muß, was anzustreben ist; nämlich das den Auskauf der Bauern zugunsten des Fideikommißbesitzes zu fördern geeignet ist. Schon für die letzten 15 Jahre ist eine Zunahme von 206 Fideikommissen mit 280 101 ha zu verzeichnen.

Wenn die Landwirte über die großen Preisschwankungen klagen und im Fall einer Stabilisierung derselben eine wesentliche Steigerung der Produktion in Aussicht stellen, so ist dazu zu bemerken, daß diese durch erleichterte Einfuhr von Futtermitteln am ehesten zu erreichen sein wird, und es ist deshalb doppelt zu beklagen, daß hier wiederum Zölle die Einfuhr und damit auch den Ausgleich bzw. die Verbilligung der Futtermittel erschweren. Die Minderung der Futtermittelpreise ist besonders für die Schweinezucht von ganz außerordentlicher Bedeutung, und wenn im Jahre 1912 84 Millionen Mark für Futtergerste, Hafer und Mais an das Ausland gezahlt wurde, so ist ersichtlich, wie dringend die Züchter diese Einfuhr brauchen und wie sehr der Zoll ihre Produktionskosten steigert.

Noch mehr könnte durch Heranziehung ausländischen Viehes resp. Fleisches zum Preisausgleich in Zeiten mangelnder Schweine erreicht werden, wenn Zollermäßigungen und Herabsetzung der Bahntarife dies ermöglichen. Besonders kommt hierbei das Gefrierfleisch für die große Masse der Bevölkerung in Betracht, das in England eine außerordentliche Rolle spielt und dort etwa 73,7 % des gesamten Fleischkonsums ausmacht. Wenn bei uns dahingehende Versuche noch wenig Anklang

Digitized by Google

gefunden haben, so hat das besondere Gründe, die wohl mit der Zeit zu überwinden sind. Einmal muß die Bevölkerung sich erst an den dem frischen Fleisch allerdings nachstehenden Geschmack gewöhnen, auch Gefrierfleisch erst angemessen zubereiten lernen, und ferner wird sie mehr Neigung zeigen, sich daran zu gewöhnen, wenn der Preis wirklich erheblich hinter dem des anderen Fleisches zurückbleibt. Zu diesem Zweck müßte aber wiederum ein Zoll, nämlich der von 35 ℳ pro Doppelzentner, d. s. 0,18 ℳ pro Pfund Gefrierfleisch fallen. Ein plötzlicher Preisdruck auf frisches Fleisch durch diesen Konkurrenten ist aus obigen Gründen nicht zu befürchten. In England ist die Spannung zwischen frischem Fleisch und Gefrierfleisch, trotz der bedeutenden Quantitäten des letzteren, recht groß. Natürlicherweise soll hier nicht eine sofortige völlige Beseitigung des Fleischzolles befürwortet werden, sondern mehr eine Verwertung desselben zur Stabilisierung der Preise.

Daß der Import von lebendem Vieh erschwert, dieser aus seuchenverdächtigen Ländern ganz verboten ist, hat entschieden seine Berechtigung; ob in diesen Beschränkungen vielleicht doch zu weit gegangen wird, ist schwer zu entscheiden. Auch auf frischem Fleisch und auf Dauerware liegen erhebliche Lasten, vor allem durch besondere Bestimmungen über die Fleischbeschau. Trotz dieser mannigfachen Hemmnisse ist die Einfuhr von Fleisch in den verschiedenen Formen gestiegen, ein Zeichen, wie sehr eine solche Ergänzung unserer Produktion nötig ist. Daß das Fleisch durch den Transport sehr im Wert vermindert wird, wie viele Fleischer behaupten, ist bei geeigneten Kühl- usw. -Vorrichtungen nicht zu befürchten, auch ist nicht zu bestreiten, daß das lebende Vieh bei längerem Transport auch leidet. Die Gewährung eines Zollnachlasses ausschließlich an einzelne Instanzen, z. B. an größere Kommunen, wie das geschehen ist, erscheint jedoch sehr anfechtbar, denn es schließt eine intensive Benachteiligung des Fleischergewerbes ein und muß berechtigte Erbitterung hervorrufen. „Hielt man die Preise für exorbitant hoch, erkannte man eine Fleischnot und eine Schädigung der Bevölkerung dadurch an, glaubte man hier nun durch Ausnahmemittel dem entgegenwirken zu müssen, so war es die Pflicht der Regierung, diese Erleichterung der gesamten Bevölkerung zukommen zu lassen, und zwar durch eine allgemeine Zollermäßigung", nicht durch Begünstigung einzelner Bezirke (Städte).

Um die vermuteten übermäßigen Gewinne der Fleischer zu umgehen, haben, wie bekannt, eine Anzahl Städte den Versuch gemacht, selbständig Vieh oder Fleisch vom Ausland zu beziehen und zu verkaufen. Merkwürdigerweise haben dabei die großen Städte sehr schlecht abgeschnitten, während verschiedene Mittelstädte sich mehr dafür geeignet zeigten. Trotzdem ist es ein Unding, daran zu denken, diesen Zustand zu einem dauernden zu machen. Die städtische Verwaltung ist nicht imstande, diese Aufgaben zufriedenstellend durchzuführen, sie übernimmt dadurch ein zu großes Risiko und erschwert sich ihre Stellung unnötigerweise.

Von vielen Seiten werden, wie erwähnt, häufig die Schlächter und Viehhändler für die hohen Preise verantwortlich gemacht; es ist deshalb von der Reichsregierung eine Enquete veranstaltet worden zur Untersuchung, „wieweit eventuell die gegenwärtige Organisation des Vieh- und Fleischhandels und die Entwicklung des Fleischergewerbes" die hohen Fleischpreise veranlaßt hat.

Selbstverständlich mußte die Fleischversorgung der großen Städte allmählich eine Neuorganisation erfahren und konnte sich nicht mehr, wie noch gegenwärtig in vielen kleinen Städten, so vollziehen, daß die Schlächter persönlich das Vieh von den Landwirten kaufen; große kapitalkräftige Viehhändler sind unumgänglich notwendig, um eventuell aus entlegenen Gegenden das nötige Vieh zusammenzubringen, z. B. die in Süddeutschland mangelnden Schweine vom Norden dorthin zu leiten und den Norden mit Magervieh, namentlich Zugochsen zu versorgen. Mit geringen Ausnahmen pflegen diese Viehgroßhändler durchaus keine übermäßigen Gewinne zu erzielen und somit nicht ungebührend verteuernd auf die Fleischpreise einzuwirken. Dies ist auch in den Enquetekommissionsverhandlungen deutlich zum Ausdruck gekommen.

Digitized by Google

Eine weitere wichtige Instanz sind die Kommissionäre, welche sich zwischen den Engroshändler und den Großschlächter einschieben. Sie sind nur da notwendig, aber auch nur da vorhanden, wo es sich um gewaltige Umsätze handelt. Schon deshalb können sie unmöglich für die allgemein vorhandene Höhe der Fleischpreise verantwortlich gemacht werden.

Ferner tritt dann der Großschlächter in die Reihe. Er ist wieder ein notwendiges Glied dieser Kette, da wo die Konsumenten dicht bei einander wohnen. Er kauft vermöge seines bedeutenden Kapitals Vieh im großen ein, führt es zum Schlachthof und gibt es da geschlachtet und zerlegt an die Detailisten weiter, die ihren engen Konsumentenkreis kennen und nur die Stücke einkaufen, die sie an diese abzusetzen Aussicht haben. Den Engrosschlächter in unseren Großstädten ausschalten, hieße einen volkswirtschaftlichen Rückschritt machen. In der Enquetekommission wurde zugegeben, daß eine ausreichende Konkurrenz die Großfleischer vor unangemessenen hohen Gewinnen bewahrt.

Das letzte Glied dieser Kette ist der Ladenmetzger, der, wie erwähnt, in größeren Städten gar nicht mehr selbst schlachtet, sondern nur größere zusammenhängende Teile, etwa halbe Schweine, im Schlachthof kauft und die einzelnen Stücke an die Konsumenten verkauft. Man hat auf eine Überzahl dieser Fleischer hingewiesen, die, um mit ihren Familien leben zu können, die Fleischpreise entsprechend steigern. Jedoch, abgesehen davon, daß eine Überzahl an Betrieben stets die Konkurrenz verschärft und dadurch die Preise drückt statt in die Höhe treibt, belehrt uns auch die Statistik, daß die Zahl der selbständigen Betriebe pro 100 000 Einwohner abgenommen hat, wenn allerdings auch nicht die Zahl der Erwerbstätigen im Schlächtergewerbe, die vielmehr etwas gewachsen ist. Es ist aber nicht anzunehmen, daß mehr Gesellen eingestellt werden als für die gegebene Arbeit notwendig; und wenn man berücksichtigt, wie die Nachfrage nach Fleisch bis in die untersten Schichten der städtischen und auch ländlichen Bevölkerung gewachsen ist, so kann jene Zunahme an Arbeitskräften nicht befremdlich erscheinen. Auch in den Enquetekommissionsverhandlungen trat allgemein die Auffassung hervor, daß die Lage des Fleischergewerbes jetzt keineswegs eine besonders günstige sei.

Häufig klagen die Metzger über zu hohe Schlachthofgebühren. Nachgewiesenermaßen haben jedoch die Städte nur einen ganz geringen Verdienst durch diese Gebühren, und der Aufschlag, der dadurch auf die Fleischpreise bewirkt wird, ist kaum so hoch, als er sein würde, wenn die Schlächter durch eigene Anlagen höhere Unkosten hätten.

Auch die gesteigerten Ansprüche des Publikums, sowohl an die Qualität des Fleisches wie an die Ausstattung der Läden, sind als Ursachen der Fleischteuerung ins Feld geführt worden. In den Enqueteverhandlungen trat jedoch zutage, daß auch die geringwertigen Teile volle Verwendung finden, und zwar zu durchaus angemessenen Preisen. Bei dem großen Umfang unserer Wurstfabrikation ist das leicht möglich. Zur größeren Veranschaulichung der Tatsache, daß es gerade der Mangel an Vieh ist, welcher die Preise so stark in die Höhe getrieben, sei noch erwähnt, daß auch die Preise für Felle, Häute, Hörner usw. stark gestiegen sind. Ein schlagender Beweis, daß die Viehzucht nicht mit dem Anwachsen des Bedarfs Schritt gehalten hat. Für die Ansprüche an Ausstattung der Läden usw. kommt nur das wohlhabende Publikum in Betracht. Die mittlere und ärmere Bevölkerung ist es aber in der Hauptsache, die, und mit vollem Recht, über die exorbitanten Fleischpreise klagt.

Immer wieder muß deshalb betont werden, „daß das alleinige Mittel von allgemeiner, durchgreifender Bedeutung nur in einer Erhöhung der Produktion zu sehen ist. Hierin wird auch daher der Schwerpunkt für Maßregeln zu suchen sein, die Staat und Gesellschaft zur Abhilfe der Kalamität zu ergreifen haben".

Daneben sind natürlich auch alle Wege, die eine volkswirtschaftliche Ersparnis bewirken, gutzuheißen, wobei vor allem an genossenschaftliches Vorgehen zu denken ist. Besonders beachtenswert ist da ein von Professor Falcke in Leipzig angeregter

Digitized by Google

Gedanke: nämlich die Schweinemast und -zucht genossenschaftlich durchzuführen. Es handelt sich dabei um folgendes: eine oder mehrere Zucht- und Mastgenossenschaften schließen mit der nahegelegenen Stadt (von der sie eventuell Vorschüsse erhalten), einen Kontrakt auf bestimmte Lieferungen von schlachtreifem Vieh zu festen Preisen für mehrere Jahre ab, woraus sich ergibt, daß jene, soweit ihre eigene Züchtung nicht ausreicht, wiederum mit den benachbarten Landwirten langfristige Verträge auf Jungviehlieferungen zu vereinbarten Preisen abschließen müssen. Das gelieferte Jungvieh muß gleichwertig sein und zur Vermeidung von Verlusten an eine bestimmte Fütterung gewöhnt sein. Eine Vereinigung städtischer Metzger verpflichtet sich, die von den Genossenschaften gelieferten Schweine abzunehmen und das Fleisch zu festgelegten Preisen zu verkaufen. Dadurch ist für Produzenten und Konsumenten eine Stabilisierung der Preise erreicht. Die Schwierigkeit liegt nur darin, ob die Landwirte ausreichend bescheidene Forderungen stellen und nicht bei anziehenden Preisen sich von ihren Verpflichtungen freizumachen suchen. Die Gefahr, daß bei fallenden Marktpreisen das Fleisch keinen Absatz findet, ist gering, wenn nur ein Teil des Bedarfs, etwa 10 %, durch jene Genossenschaften gedeckt werden und der Absatz, dem Bedarf der unteren Klassen angepaßt, in kleinen Quantitäten geschieht. Eine Begrenzung wird auch darin liegen, daß nur die relativ einfache Schweinezucht, deren Material gleichartigen Charakters ist und dessen Absatz sich an die große Masse wendet, sich für solches genossenschaftliches Vorgehen geeignet zeigt. Ein solcher Versuch ist mit Erfolg kürzlich in Ulm gemacht.

Die Viehverwertungsgenossenschaften, die in einigen Teilen des Reiches große Bedeutung erlangt haben, haben eher die entgegengesetzte Tendenz. Sie sollen den Viehhändlern Konkurrenz machen und haben damit den Zweck, die Viehpreise hochzuhalten.

Häufig wird gegen solches genossenschaftliches Vorgehen eingewendet, daß dadurch kleine Gewerbetreibende und Händler geschädigt werden. Darauf ist die allerdings hart klingende Antwort zu geben: „daß nur so viel Erwerbstätige eine volkswirtschaftliche Berechtigung haben, als sie mehr leisten, als es die Konsumenten selbst vermögen, und daß es das Recht der Konsumenten wie Produzenten ist, jede Tätigkeit selbst in die Hand zu nehmen, die sie ebensogut und mit demselben wirtschaftlichen Erfolge ausführen können wie besondere Gewerbetreibende und Händler". Die vorerwähnten Genossenschaften haben dieselbe Existenzberechtigung wie die Konsumvereine. Ein Allheilmittel wird aber in denselben nicht zu erblicken sein, wir lernten schon ihre Begrenzung kennen; nur unter bestimmten Bedingungen werden sie sich bewähren und segensreich wirken.

Würden, wie von landwirtschaftlicher Seite bei der Enquete gewünscht wurde, langfristige Lieferungsverträge von Stadt und Land allgemein, so würden die konsumierenden Städte sehr bald in Abhängigkeit von den Produzenten geraten, diese ihnen unbedingt die Preise diktieren. Wir sehen die Genossenschaft jedoch „nur als ein Mittel an, Monopole zu brechen, nicht aber um neue Monopole zu schaffen".

Das Fazit dieser Untersuchung ist: Es liegt eine Fleischteuerung vor, die keineswegs als eine vorübergehende Erscheinung anzusehen ist. Ihre Ursachen beruhen auf einer Verschiebung von Angebot und Nachfrage. Eine wirkliche Abhilfe kann nur durch Steigerung der Produktion erreicht werden, die durch Änderung in unserer Zollpolitik wesentlich begünstigt werden kann, ferner durch Zollnachlaß auf Gefrierfleisch. Von Änderungen im Vieh- und Fleischhandel ist dagegen wenig zu erwarten, doch ist anzustreben, daß auf genossenschaftlichem Wege da, wo der Boden dafür geeignet ist, weitergegangen wird.

Digitized by Google

Das ewig Männliche.

Von

Per Hallström.

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 347.)

Dort unten hielten sie unter den Weiden und sahen über den See hin.

Er lag glatt und bläulich weiß unter einem scharfen Halbmond vor ihnen da. Es lag wenig Schnee und war ziemlich kalt. Ein paar matte, weiße Nordlichtflammen schimmerten auf und verschwanden, so als hätte jemand auf die blanke Himmelswölbung gehaucht. Der Himmelswagen stürzte seinen Hügel hinunter, und der Polarstern stand mit all den unbekannteren Lichtern still.

Der Vorschlag erschien ihnen an und für sich munter und angenehm, und sie sehnten sich wie Kinder danach anzufangen. Aber sie beherrschten sich und zeigten sportsmäßige Ruhe, während sie ausstiegen und mit gewohnten, kräftigen Liebkosungen ihre Traber aufmunterten und sich in der Dunkelheit davon überzeugten, daß sie in guter Kondition waren und sich am Hafer nicht zu schwer gegessen hatten.

Sie einigten sich über das Ziel, eine langgestreckte Landzunge, ein paar Kilometer entfernt, stellten die Schlitten genau nebeneinander, drückten die Mütze auf den Kopf, setzten sich mit der Peitsche in der Hand zurecht und schwangen sie im Takt nach einem langsamen, abgemessenen Zählen. Das Klatschen verschmolz zu einem einzigen Laut, Hektor und Van Houten, die verstanden hatten, was es galt, streckten sich wie Pfeile auf den Bogensaiten. Sie wurden im selben Augenblick losgelassen, und fort ging es.

In den ersten Minuten kam es den beiden Herren vor, als wären ihre lieben Tiere nie so prächtig gelaufen. Die Luft sang und pfiff um die Ohren und das Blut in den Adern jubelte in demselben Rhythmus. Das harte, glatte Eis klang schwach und rein wie ein Resonanzboden unter den Schlägen der Hufe und den behenden Bogenstrichen der Schlittenkufen. Der trockene Frost stach in die Haut, und die Schattenlinien der Ufer wurden so rasch von ihnen weggezogen, als hätte jemand dagestanden und sie auf einen Knäuel gewickelt.

Brav, Hektor, dachten sie, brav, Van Houten, du weißt, was es gilt! Du läßt dich nicht ausstechen. Alles heimsen wir ein, die Ehre und den Preis und das Glück für Zeit und Ewigkeit. Ein vortrefflicher Einfall! So durch und durch fröhlich und leicht! Man möchte es nur immer so weiter treiben, und es ist fast schade, daß niemand den Triumph sehen kann.

Aber wenn sie einen Seitenblick zum Nebenbuhler hinübergleiten ließen, dann war das Ganze gleichsam wie verhext. Das Eis sang wohl noch, die Luft sauste, die Bewegung war um sie, aber selbst standen sie ebenso still wie die Sterne dort oben. Derselbe schattenhafte Pferdekopf streckte sich unheimlich höhnend neben dem ihres eigenen schönen Läufers, ohne seine Lage auch nur um Haaresbreite zu verändern, als wäre es wirklich nur ein Schatten, von irgend einem unbekannten sie verfolgenden Licht geworfen. Dieselbe Figur im Pelz, ein Stück hinter dem Tier, wiederholte in abstoßend parodistischer Weise ihre eigenen Bewegungen. Es war, als führen sie im Traum, wo man nie weiter kommt, wie man sich auch müht.

Digitized by Google

Und der Mond stahl sich einen Blick auf das Ganze, mit einem matten Grinsen seines faden und kühlen Profils, und der Wagen am Himmel stand ebenso regungslos wie sie selbst.

Ihr Kopf schwindelte bei dem Gedanken, was auf dem Spiele stand, aber sie unterdrückten den Zorn, ehe er noch recht Gestalt annahm, mit Aufgebot aller raschen Berechnung und aller Kunst, Zügel und Peitsche zu handhaben. Sie stellten sich vor, daß der Gegenstand ihrer Gefühle im Schlitten daneben saß, weich und warm und bereit, sich mit all der besonderen Würze und Wonne küssen zu lassen, die der Frost einer solchen Gunstbezeigung verleiht, wenn sie nur zuerst ans Ziel gekommen waren. Sie fühlten auch den Eifer der Pferde, sich auszuzeichnen, und ihre persönliche Konkurrenz für immer zu entscheiden.

Aber nichts half. Wie das Eis auch krachte, wie es um sie pfiff und sang, der Schatten war daneben, hartnäckig wie eben ein Schatten. Die Bewegung war nur Einbildung, und nichts war damit gewonnen. Im selben Augenblick knirschte das Eis, die Kufen scharrten hart an die Steine des Ufers. Man war am Ziele. Man hatte die Entfernung wirklich zurückgelegt und offenbar sehr rasch, aber alles war auf demselben Punkt wie zuvor.

Die beiden Kutschierenden hoben artig die Peitschen zum Gruße, während sie den Abhang hinunter umbogen. Aber ihre Gesichter zeigten in der Dunkelheit alles eher als artige Mienen.

„Nun, das," rief Baron Karl, „hätten wir ebenso gut bleiben lassen können. Weiß der Teufel, was in dein Schokoladentier gefahren ist! Es schämt sich nicht einmal seiner Farbe. Sieh es nur so im Mondschein an, wie der Frost es pudert. Es schaut geradezu grün aus."

Der Besitzer verschmähte es, auf solche Reden zu antworten, er sprang aus dem Schlitten und streichelte seinen Van Houten, aber ohne besondere Freude.

„Man muß es noch einmal wiederholen, sagte er, „zurück zum Ausgangspunkt. Solange das Eis liegt, bleibe ich auf dem Platze."

Und er wünschte beinahe, daß eine Spalte sich öffnete und ihrem Wettbewerb ein Ende machte.

Der Freund schämte sich nun selbst seiner Heftigkeit.

„Es ist ein prächtiges Tier," sagte er, „das dir alle Ehre macht. Aber es hat einen Fehler, es ist offenbar ganz so tüchtig wie meines. Auf diese Art, wenn wir alle vier alles hineinlegen, was in uns ist, kann es zu keinem Resultat kommen."

Eine plötzliche Eingebung blitzte in ihm auf, und er fuhr fort:

„Jetzt soll es umgekehrt sein, wer zuletzt ans Ziel kommt, gewinnt."

Baron Gustav fühlte sich unangenehm von der Falle berührt, die er hinter diesem unübersehbaren Vorschlag ahnte.

„Was sollte das für einen Sinn haben?" wendete er ein.

„Verstehst du nicht? Es gab in unserer Zeit in der Physik etwas, das das Kräfteparallelogramm genannt wurde, ein verdammter Einfall übrigens, aber jetzt begreife ich. Ich und Hektor, du und dein Schokoladenes, sind offenbar gleich stark, wenn wir zwei und zwei zusammen halten. Aber laß irgend etwas dich und mich abziehen, dann ist das Parallelogramm fertig. Und niemand weiß, was herauskommen kann. Einer soll das Glück haben, aber einer die Ehre. Es soll ehrlich zugehen, und wir kennen einander genügend, um die Probe wagen zu können. Mache du deine Sache unter diesen Bedingungen, so gut du kannst, ich werde das gleiche tun. Und die Pferde tun schon das ihre, die kennen wir."

Baron Gustav wurde so gedankenvoll, wie er es seit seinem letzten Examen nicht gewesen war.

„Das ist ja eine kleine Hölle für uns alle beide," sagte er. „Dasitzen und sich die entgegengesetztesten Dinge wünschen und hin und her gezerrt werden. Das ist ja das Schlimmste, in das man geraten kann. Und wie du bemerkt hast, niemand weiß, was herauskommen wird. Doch es ist höchste Zeit, daß diese Sache entschieden wird. Ich gehe auf die Bedingung ein."

Aber ehe er sich in den Schlitten setzte,

Digitized by Google

streifte er den Handschuh ab, um Van Houten so recht treuherzig streicheln zu können. Er stellte sich gerade vor den Kopf des Pferdes und suchte seinen Blick zu fangen. Sei ehrlich, mein Junge, sei ehrlich! Damit kommt man am weitesten, dachte er. Das Pferd suchte sein Verständnis und die Reinheit seiner Absichten zu zeigen; aber da seine Augen ebenso lagen wie bei allen andern Pferden, konnte es nicht mehr als eines zugleich seinem Herrn zuwenden und auch dieses nur scheu und ausweichend. Gustav starrte die großen, dunklen, blanken Bälle an, die traurig und sanft Mond und Sterne wiederspiegelten. Er schöpfte keine Stärke daraus, sondern erschauerte in der Empfindung, wieviel Unbekanntes sich doch in der Tiefe der Seelen barg. Eine Spalte im Eise, dachte er, wäre weniger unheimlich. Und er vergaß sich ganz, so daß der Freund ihn ermahnen mußte.

„Also los," sagte er kurz und machte sich bereit.

Als sie ihre Peitschen im Takte zu dem Zählen schwangen, dachte keiner von ihnen an etwas anderes, als an das, was sie unter der Hand hatten und sie erzitterten leicht wie die Tiere vor Eifer, sich auf den Weg zu machen und zuerst ans Ziel zu kommen. Das Kommando ertönte und nun ging es über das Eis, munter, pfeilschnell, genau nebeneinander. Der Mond warf nun die Schatten nach vorne, wo sie ebenso lautlos nebeneinander hinglitten. Es lag etwas unendlich Anreizendes darin. Es war, als stünden sie selbst still und sähen ein Wettlaufen, in das keiner eingreifen konnte, aber bei dem sie alles, was sie besaßen, auf die Kämpfenden eingesetzt hatten. Doch ganz mechanisch, ohne recht zu wissen, was sie taten, erfüllten sie ihre Kutscherpflichten nach bestem Vermögen. Es war ebenso spannend wie zuvor und wenn sie sich zu dem Bewußtsein aufrüttelten, daß sie selbst es waren, die so dahinflogen, genossen sie die Fahrt und den Lauf und das Gefühl, die Ufer in der entgegengesetzten Richtung wie früher wieder aufwickeln zu sehen. Diesesmal wird es gelingen, dachten sie. Hurra Hektor, hurra Van Houten, nur so weiter, nur so weiter! Und sie fingen an, zu rufen und zu schreien, in all das Singende und Klingende und übermütig Losgelassene hinein. Ihr Gewissen war leicht und stark, sie hatten keinen Gedanken für den Einsatz, nur für den Kampf.

So ging es weiter, bis sie die Mitte der Bahn erreicht hatten. Die beiden Schattenpferde auf dem Eis eilten blau vor ihnen einher, so vollkommen nebeneinander, daß es war, als seien sie zusammen angeschirrt und als könnte sich die Lage zwischen ihnen durch Menschenmacht nicht verändern. Die beiden wirklichen Traber dahinter schnoberten ungeduldig in derselben Erkenntnis. Aber sie taten dennoch ihre Pflicht, so wie ihre Köpfe sie auffaßten, und setzten ihre scharf beschuhten Hufe so auf, daß es von Eissplittern und Schnee um sie wirbelte. Baron Karl glühte vor Zorn und Spannung.

„Ist denn heute Nacht alles verhext?" zischte er. „Wird es denn nie klar werden, daß mein Pferd dieses blaue Gespenst tausendmal übertrifft? Er hat nur keine Ambition, ich verstehe ihn gar nicht. Es ist doch seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, zuerst anzukommen, dazu ist er geboren und trainiert, und er sollte sich bis über die Ohren schämen, und wenn sie noch doppelt so lang wären. Wenn ich doch an seiner Stelle wäre!" — Und er pfiff und schrie, ganz vergessend, was der feierlichen Stunde ziemte. Er suchte seine ganze Energie zu sammeln, um sie in irgendeiner okkulten Weise auf das Tier zu übertragen, während er seine Kunst auf das äußerste anstrengte, das, was von ihm abhing, auch recht zu tun.

Gustavs Gedanken hatten ungefähr denselben Ausgangspunkt: Soll es auch diesmal vergeblich sein? Aber damit kam er in ein andres Geleise: Was sollen wir dann anfangen? Auf die Länge wird das unerträglich. Wenn ich ihm nur eine Handbreit vorkommen könnte! Und er blickte auf, um zu sehen, wie weit es noch sein mochte.

Da erblickte er plötzlich das Schloß ziemlich nahe auf der Anhöhe, es leuchtete noch aus vielen Fenstern, auch aus dem der Angebeteten. „Werde ich sie verlieren können?" dachte er.

Im selben Augenblick entsann er sich der tollen Abmachung. „Es ist ja umgekehrt.

Digitized by Google

Wenn ich gewinne, verliere ich, und wenn ich verliere....."

Da schwindelte ihm der Kopf, und Van Houten, der Freund, die Sterne, alles wurde zu einem Nebel. — Wird es jetzt nicht klar, dann heißt es, wieder und wieder von vorne beginnen. Aber man kann doch nicht in alle Ewigkeit über das Eis fahren — noch dazu bei dieser Kälte! Was soll ich tun? Aber als er wieder sehen konnte, fand er, daß es schon getan war. Für einen Augenblick von seinem Herrn im Stich gelassen, war Van Houtens Schatten eine ganze Pferdelänge hinter dem Hektors zurückgeblieben. Selbst arbeitete er ebenso unverdrossen wie zuvor, aber es sprach ein bitterer Vorwurf aus seinen hängenden Ohren.

Nun wurde Baron Gustav von dem reißendsten Strom der Gefühle erfaßt, den er noch erfahren hatte. Er war plötzlich müde, und froh, müde zu sein, froh, daß alles entschieden war, denn er begriff, daß es das war, gleichviel, was er noch anfangen mochte. Er war beschämt und geärgert für Van Houtens Rechnung und auch für seine eigene, nicht nur als sein Herr. Er war glücklich über das, was ihn nun erwartete, aber fühlte sich noch nicht berechtigt, sich dem Glück hinzugeben, wenn er sich überhaupt je so fühlen sollte. Die Niederlage mußte so gering als möglich gemacht werden und er mußte versuchen, alles dazu zu tun, was in seinen Kräften stand.

Aber das half wenig, denn er war kein ganzer Mensch mehr, und es bedarf eines ganzen Menschen auch für einen Wettlauf. Was er tat, verschlimmerte die Sache nur. Und als ein rettungslos gedemütigtes, rettungslos schokoladenfarbenes Tier stieß Van Houten mit seiner Schnauze an die hängenden Zweige der Tränenweiden am Ziele.

Da stand Baron Karl, lächelnd, froh, sorglos und übermütig.

„Siehst du," sagte er, „siehst du? Was habe ich immer gesagt? Ich habe doch zuletzt gewonnen, zuletzt habe ich gewonnen."

Aber als er das Gesicht des Vetters mit seiner wunderlich zusammengesetzten Miene im Mondlicht vor sich sah, fiel es ihm ein, daß das nicht das Ende war. Seine eigene Miene umwölkte sich einen Augenblick.

Doch einen Augenblick nur, denn einerseits war sein Inneres so voll komprimierter Siegesfreude, daß sie hinausdringen und nach außen strahlen mußte, andrerseits versetzte er sich sofort in die etwas heikle Lage des Widersachers. Er beeilte sich taktvoll, ihn in bezug auf ein mögliches Mißverständnis von seiner Seite zu beruhigen. Er hob die Peitsche zu einem kutschermäßigen Salut.

„Ave, Caesar," sagte er, „der unglückliche Freier grüßt den glücklichen und wünscht ihm weiteres Glück. Ganz aufrichtig, das bitte ich dich zu glauben. Ich vergaß alles andre, als das, wobei ich mittat. Du scheinst dich erinnert zu haben, und das ist nicht deine Schuld. Mehr wollen wir nicht über die Sache sprechen. Adieu für heute Abend, schlafe nun glücklich und ruhig und lange. Denn jetzt bin ich derjenige, der fährt, ja wohin schlug der Kapitän doch vor?"

Gustavs Stimme war vor Rührung unklar. „Glückliche Reise," sagte er, „du bist mein lieber, alter . . . ."

Aber der andre hatte sich schon in Bewegung gesetzt, ganz langsam, um das Pferd zu schonen und Zeit zum Denken zu haben. Er sah sehr grüblerisch aus, wie er da, in scharfer, schwarzer Silhouette, vornübergebeugt, über das Eis verschwand.

Der glückliche Sieger blieb noch einige Minuten. Er sah zum Fenster empor, um sich von dort Träume zu holen, aber fand es dunkel. Dann fuhr er heimwärts, auch er ebenso langsam und ebenso grüblerisch.

Als sich Baron Karl am nächsten Tage zur Eisenbahnstation begab, sah er vom Wege aus den Vetter, der über den See fuhr um zu freien. Er sah ihm zuerst recht freundlich, obgleich ein wenig wehmütig nach. Aber beim Anblick des Pferdes kam etwas kritisch Beurteilendes in seinen Blick, das anhielt und zu fast heiterer Gemütsruhe wurde.

„Ich möchte doch nicht an seiner Stelle sein," sagte er, „so gewiß ich es sein wollte, wenn er bei der ersten Konkurrenz gewonnen hätte. Malheureuse Farbe hat dieses Tier doch! Es ist auch danach gegangen. Nein,

Digitized by Google

wo ich meines eingesetzt habe, da will ich auch gewinnen, und wenn es noch so unwichtig erscheinen kann. Und so denke ich es immer zu halten, mag es kosten, was es wolle."

Und er richtete sich auf und sehnte sich danach, wieder daheim bei seinem Hektor zu sein, den er jetzt mit Bedauern im Stalle zurückgelassen hatte, um ihm nach den Leistungen des gestrigen Tages Ruhe zu gönnen.

„Wenn man es so recht bedenkt, ist es für das Mädel doch wirklich schade, daß sie nicht mich bekommen hat," sagte er mit tiefer Überzeugung, die alle Wehmut verjagte.

Erlebnisse und Eindrücke in Irland.

Von

Marie Knapp.

Nachdruck verboten.

Ich habe mir als Kind oft gewünscht, das Land der Eskimo kennen zu lernen. Ich malte mir das Ungewohnte, Seltsame ihrer Lebensweise und Umgebung, ihre Fahrten über die einsamen Schneefelder beim wunderbaren Schein der Mitternachtssonne auf das phantastischste aus und dachte mir, es müßte ungemein reizvoll sein, einmal einen Winter lang in der Hütte einer Eskimofamilie zu verweilen. Wenn ich mir später überlegte, warum gerade das Land der Eskimo eine solche Anziehungskraft für meine kindliche Phantasie gehabt habe, so konnte ich die Lösung des Rätsels nur darin finden, daß ich von diesem Land immer in flüchtigen Andeutungen hatte sprechen hören, was ihm in meinen Augen den geheimnisvollen Reiz des Unbekannten verlieh und mir den weitesten Spielraum zu allerhand merkwürdigen Vermutungen gab.

Ich kann nicht behaupten, daß sich die Sehnsucht nach der Heimat des Eskimos in immer gleicher Stärke in mir erhalten hat. Aber ich fühle mich versucht, meinen Entschluß, auf ein Jahr nach Irland zu gehen und dort an einer Privatschule zu unterrichten, im wesentlichen demselben Reiz des Neuen, Unbekannten, Seltsamen zuzuschreiben, der mich als Kind von dem kalten Grönland träumen ließ. Denn was ich mir an Kenntnissen über Irland aus alten Schulerinnerungen zusammensuchte, war dürftiger und wenig verlockender Art. Es beschränkte sich im allgemeinen darauf, daß Irland eine westlich von Großbritannien gelegene Insel sei, daß es poetischerweise „die grüne Insel" genannt werde, daß es in der Hauptsache aus ödem Moor- und Sumpfland bestehe, und daß seine Bewohner in der Kultur unter den europäischen Völkern nicht gerade an der Spitze marschierten. So weit die Schulerinnerungen. Aus den Zeitungen wußte ich außerdem, daß die Irländer um eine Homerule kämpfen und in diesem Kampfe fanatische und blutdürstige Gesinnungen an den Tag legen. War mir hier also nicht Gelegenheit geboten, ein Land kennen zu lernen, das mir, je unbestimmter meine Vorstellungen von seiner Art und der Art seiner Bewohner waren, desto mehr des Neuen und Überraschenden bieten würde? So griff ich denn unbedenklich zu und zog erwartungsvoll in die Ferne.

Digitized by Google

Das Ziel meiner Reise war Cork, die bedeutendste Stadt Südirlands. Schon während der Eisenbahnfahrt von dem im Osten des Landes gelegenen Seehafen nach Cork mußte ich anerkennen, daß Irland das Attribut einer „grünen Insel", einer „Smaragdinsel", wie die Irländer selbst sagen, mit gutem Rechte zukomme. Es war im Herbst des Jahres, der uns einen so erschlaffend heißen Sommer gebracht hatte. In Deutschland verloren damals in einigen Gegenden schon im August die Laubbäume ihre Blätter, und die Fahrt durch Westdeutschland hatte mir überall ausgedörrte, braune Wiesen und welkes fallendes Laub gezeigt. In Südengland war's nicht viel besser: auch dort lagen die weiten Weideländer matt und verdurstet zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie. Erst in Irland veränderte sich das Bild: von der Abendsonne bestrahlt, dehnte sich das Land in frischem, leuchtendem Grün, von weidenden Kühen und Schafen belebt. Die Fahrt ging teilweise der See entlang, die in tief dunklem Blau vor uns lag; landeinwärts zeichneten sich am Horizont ferne, duftige Höhenzüge — so bekam ich auf den ersten Blick das Land in seiner ganzen Lieblichkeit zu schauen.

Am Tag nach meiner Ankunft wurde ich in meine pädagogische Tätigkeit eingeführt. Die Verhältnisse in der protestantischen »School for Ladies« der Miß Brown waren eigentümlicher Art. Da sie von unsern wohlgeordneten deutschen Schulverhältnissen ziemlich abweichen und außerdem für die kleineren Privatschulen in Irland einigermaßen typisch sein dürften, so möchte ich sie etwas ausführlicher schildern. Die Schule hatte, wie so manches andere in Irland, einst bessere Tage gesehen. Die Vorsteherin, eine gescheite, tatkräftige alte Dame, der als einer echten Irländerin die Gabe der Rede in hohem Maße eigen war, berichtete mir gerne von der erstaunlich hohen Schülerzahl und den hervorragenden Lehrkräften früherer Tage, und sie fügte hinzu, daß nur durch unvorhergesehene und unabwendbare Mißgeschicke die Anstalt sich nicht auf ihrer einstigen Höhe habe halten können. Daß die Schule zwar an glanzvollen Erinnerungen zehren mochte, im übrigen aber sich auf einem bedauerlichen Tiefstand befand, wurde mir nach sehr kurzer Zeit klar. Die Schüler setzten sich aus Tagesschülern und Pensionären zusammen. Die letzteren erhielten im Hause der Vorsteherin, wo sich auch die Schule befand, Kost und Wohnung. Unter den 20 Schülern waren etwa 15 Mädchen im Alter von 5 bis 17 Jahren und 4 bis 5 kleine Buben, denen das Abc beigebracht wurde. Die Mädchen wurden, je nach Alter und Kenntnissen, in drei Klassen verteilt. Außer der Vorsteherin und mir gab es noch eine weitere Lehrerin, die, mit Ausnahme von Französisch und Zeichnen, so ziemlich alle Fächer erteilte. Sie war mir um so bewunderungswürdiger, als sie nicht etwa, wie es bei uns in Deutschland der Brauch ist, aus einem Lehrerinnenseminar oder einer andern entsprechenden Bildungsanstalt hervorgegangen war, sondern sich ihre vielseitigen Kenntnisse offenbar ganz auf dem Wege des Selbstunterrichts erworben hatte. Diese drei Lehrerinnen also, die Vorsteherin, Miß Clarke und ich, unterrichteten, und zwar taten wir das in einem gemeinsamen Klassenzimmer von mittlerer Größe, zu gleicher Zeit. Während Miß Clarke etwa in der Mitte des Zimmers den größeren Mädchen Geschichtsunterricht erteilte, lag Miß Brown, die Vorsteherin, an der Fensterseite der oft recht geräuschvollen Erziehung der Kleinen ob, und ich selbst stand in einer andern Ecke des Zimmers und führte eine Klasse in das Verständnis des Französischen ein. Was das Schülermaterial betrifft, so war es, das kann ich ohne Übertreibung

Digitized by Google

sagen, das schlechteste, das mir bis jetzt unter die Hände gekommen ist. Es waren zum Teil solche Kinder, die wegen Faulheit oder Dummheit, häufig auch aus beiden Gründen zusammen, in andern Schulen nicht mitgekommen waren; ferner Kinder aus unguten Familienverhältnissen, die zum Teil schwierig zu behandelnde Charakteranlagen zeigten, und schließlich drei oder vier erfreuliche Kinder, die sich unter den übrigen wie weiße Raben ausnahmen.

Da die Schule ein ganz privates Unternehmen von Miß Brown war, so bestand keinerlei Überwachung durch eine staatliche Behörde. Es gab keinen Lehrplan, kein vorgeschriebenes, in einer bestimmten Zeit zu bewältigendes Pensum, keine Lokation, keine Examina in unserem Sinn. Es gab zwar eine Art von Stundenplan, d. h. von $9^1/_2$ bis 2 Uhr wurde mit einer halbstündigen Unterbrechung Schule gehalten, doch sah sich die einzelne Lehrerin in Beziehung auf die Wahl und Ausdehnung der Fächer durchaus an keine pedantische Regel gebunden. Der Zweck des Unterrichts war, die Kinder unter beständigem Kampf mit ihrer Interesselosigkeit und Trägheit auf der Bahn des Wissens mühsam weiterzuschieben, ohne jedoch bei dieser Arbeit ein bestimmtes Ziel vor Augen zu haben. Miß Brown selbst war, wie im gewöhnlichen Leben, so auch im Unterricht, voll Lebhaftigkeit und Phantasie. Vor den Augen eines gründlichen deutschen Pädagogen hätte sie vielleicht mit ihrem positiven Wissen schlecht bestanden, doch besaß sie die große Gabe, das, was sie wußte — und manchmal sogar mehr als das — auf eindrucksvolle Weise ihren Schülern mitzuteilen. An ihren Stunden wäre also nicht viel auszusetzen gewesen — sofern sie wirklich gegeben wurden. Leider war die Vorsteherin der Schule zugleich auch die Leiterin eines ziemlich großen Hauswesens, und so geschah es denn oft, daß Miß Brown ihre Abc-Schützen mit der Mahnung, irgendeine Abschrift anzufertigen oder eine Bibelstelle auswendig zu lernen, sich selbst überließ und in die unteren Regionen des Hauses verschwand. Die Abc-Schützen taten, was deutsche Abc-Schützen unter solchen Umständen auch tun würden, sie benützten die Zeit der Erholung zu allerhand Allotria, was dem Unterricht der beiden andern Lehrerinnen nicht gerade zugute kam. Einmal ließ Miß Brown auch die Schule nicht nur auf eine halbe Stunde, sondern auf volle drei Wochen im Stich, als sie es nämlich für nötig hielt, ihre Schwägerin nach London und in ein englisches Seebad zu begleiten. Wie die Schule während ihrer Abwesenheit von uns beiden andern Lehrerinnen weitergeführt werde, focht sie wenig an: sie gab keinerlei Anordnungen oder Vorschriften, sondern reiste in der ruhigen Zuversicht ab, daß die Stunden, die sie selbst zu geben pflegte, auch ohne sie irgendwie und irgendwann gegeben werden würden. Und so geschah es auch, d. h. Miß Clarke und ich schlugen uns durch, so gut oder so schlecht als es eben gehen mochte. Wir buchstabierten bald mit den Kleinen, bald dozierten wir römische Geschichte bei den Mittleren, bald ließen wir die Großen französische Gedichte aufsagen. Da es mit den Kleinen zusammen vier Klassen waren, so waren notwendigerweise immer zwei Klassen ohne direkte Aufsicht, und diese ließen es sich angelegen sein, das gehörige Leben in die Sache zu bringen.

Ein derartiger Schulbetrieb wäre bei uns in Deutschland wohl kaum denkbar. Freilich sind auch in Irland solche Privatschulen in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr zurückgegangen. Seit einiger Zeit stehen die meisten mittleren Schulen, katholische sowohl als protestantische, unter einer staatlichen Behörde (Intermediate

Digitized by Google

Education Board), die jährliche Prüfungen veranstaltet. Die Schüler, die diese Prüfungen bestehen, erhalten nicht nur selbst einen Geldpreis, sondern tragen auch ihrer Anstalt einen solchen, und zwar einen beträchtlich höheren ein. Diese Behörde, der 1871 bei Aufhebung der protestantischen Staatskirche 1 Million Pfund Sterling aus dem Kirchenvermögen als Kapital zugewiesen wurde, gewährt also den betreffenden Lehranstalten nur nach dem Resultat der von ihr abgehaltenen Prüfungen Geldzuschüsse. Es ist natürlich unter diesen Umständen im eigensten Interesse jeder Schule, so viele Schüler als irgendmöglich durchs Examen zu bringen. Dies geschieht, wie überall, am sichersten durch kunstgerechtes Pauken, und der Unterricht wird, so wurde mir von verschiedenen Seiten gesagt, in solchen Schulen das ganze Jahr hindurch von dem Gedanken an das abschließende Examen beherrscht. Über die Unterrichtsideale dieses Systems kann man natürlich verschiedener Ansicht sein.

Wie Miß Browns Schule von ihrer einstigen Höhe gesunken war, so trug auch das Haus, in dem sie sich befand, unverkennbar den Charakter des Verfalls. Es war seinem ganzen Aussehen nach einst ein vornehmes Haus gewesen, wie die übrigen Häuser, die in der gleichen Straße standen. Breite Steinstufen führten zur Eingangstüre hinauf; am Fuß der Stufen standen zu beiden Seiten hohe, schmiedeeiserne Gestelle, die früher Beleuchtungszwecken gedient haben mochten. Hinter dem Haus waren Pferdeställe, die freilich jetzt längst vermietet wurden, da die jetzigen Bewohner des Hauses die Begriffe Wagen und Pferde nie mit sich selbst sondern höchstens mit ihren glücklicheren Vorgängern verknüpften. Die Umgebung des Hauses war trübselig: der Vorderseite gegenüber lag ein ausgedehntes, rauch- und rußgeschwärztes Fabrikanwesen, während sich nach hinten der Blick auf eines der in England beliebten Beerdigungs-Etablissements — eine Remise für Leichenwagen, Bahren usw. — eröffnete. Warum aber haftete dieser ganzen Straße so offenkundig der Eindruck der Verkommenheit an? Dieses Rätsel sollte mir sehr bald nach meiner Ankunft gelöst werden. Eines Morgens, als ich, der Frühstücksglocke folgend, eben herunterkam, hörte ich von unten herauf den Schreckensruf erschallen: „Die Überschwemmung kommt!" Bestürzt eilte ich hinunter in das sogenannte Basement, einer Art Souterrain, in dem sich Küche, Badezimmer, Holz- und Kohlenverschlag und einige andere Nebenräumlichkeiten befinden. Ich fand Miß Brown und ihre Köchin eben damit beschäftigt, von der aus dem oberen Stockwerk herunterführenden Treppe durch den Gang und die Küche bis zum Herd eine Brücke zu schlagen. Die einzelnen Teile dieser Brücke bestanden aus länglichen, ziemlich hohen Holztritten, die dicht aneinandergerückt wurden. Während diese Brücke mit einer Gewandtheit, die auf häufige Übung schließen ließ, gebaut wurde, drang schwarz und träge, aber unaufhaltsam, das Wasser vom Hof durch den Gang in die Küche vor, wo es bald den ganzen Fußboden bedeckte. Auf meine verwunderte Frage, was dies zu bedeuten habe, erhielt ich die tröstliche Antwort, diese Überschwemmungen seien eine besondere Merkwürdigkeit der Häuser dieser Straße. Cork liegt am Flusse Lee, und da es nur wenige Meilen von der offenen See entfernt ist, so kommt die Flut bis Cork herauf. Vor einigen Jahren wurde der Flußlauf korrigiert, und diese Veränderung hatte zur unvorhergesehenen Folge, daß, sobald Regenwetter und hohe Flut zusammentreffen, das Wasser in die in der Nähe des Flusses liegenden Häuser eindringt. Da es nun in Irland nach dem Ausspruch eines guten Beobachters jeden Tag durchschnittlich 2 Regengüsse gibt, die mit einer

Digitized by Google

Unterbrechung von 10 Minuten nacheinander auftreten, so ist es nicht verwunderlich, daß sich das interessante Erlebnis noch recht oft wiederholte, ja daß einmal eine Zeitlang jeden zweiten Tag Brücken geschlagen werden mußten. Solange nun das Wasser nicht bis zur Höhe der etwa 20 cm hohen Brücke emporstieg, war alles recht und gut. Die Köchin zog hohe Kanonenstiefel an, und wenn wir bei Tisch saßen, so kündete ein mächtiges Gepolter das Nahen des zweiten Gangs. Aber wenn dann, was auch ein paarmal vorkam, das Wasser die Brücke bedeckte, so mußte man an diesem Tag auf ein Mittagessen verzichten und sich mit Kaffee und Butterbrot begnügen. — Ich mußte übrigens bei solchen Gelegenheiten immer die Entschlossenheit und gute Laune von Miß Brown bewundern. Einmal, es war an einem Sonntagmorgen, war das Wasser unversehens hereingedrungen. Die Köchin war zur Messe gegangen, und als Miß Brown herunterkam, war es bereits zu spät zum Brückenschlagen. Nun sollten aber die Pensionäre zur Sonntagsschule, und ihre Stiefel standen zum Trocknen auf dem Herd. Daß die Kinder in diesem außerordentlichen Fall die Sonntagsschule versäumt hätten, ging nicht an. Ohne sich lang zu besinnen, zog Miß Brown Schuhe und Strümpfe aus, raffte ihren scharlachroten Schlafrock in die Höhe und plätscherte fröhlich durch die schwarze Flut.

Wenn äußerste Einfachheit der Lebensweise die Grundlage zu späterer Tüchtigkeit und gutem Fortkommen bildet, so eröffneten sich für Miß Browns Pensionäre freudige Zukunftsperspektiven. Die Kost wurde nach spartanischen Rezepten zubereitet und ließ an Einförmigkeit nichts zu wünschen übrig. Sonntags gab's gewöhnlich einen Hammelbraten, der an den folgenden Wochentagen bis zum Freitag oder Samstag in kaltem Zustande auf dem Tisch erschien. Dazu gab's gekochten Kohl und Kartoffeln, nicht einmal, sondern an allen 7 Tagen der Woche, und auch nicht nur während einer Woche, sondern oft ohne Unterbrechung viele Wochen lang. War schließlich ein solches Zeitalter des Kohls an seinem Ende angelangt, so wurde es etwa durch eine Weiße-Rüben-Periode abgelöst, und hatte sich diese überlebt, so griff man in alter Anhänglichkeit wieder auf den Kohl zurück. Auch an Genüssen anderer Art war das Leben der Kinder arm. Es wurde zwar täglich ein $1\frac{1}{2}$ stündiger Spaziergang mit ihnen gemacht, doch richtig in die Natur hinaus kam man dabei nicht. Der Sonntag vollends wurde — so will es die englische Frömmigkeit — zum langweiligsten und ödesten Tag der Woche. An die $1\frac{1}{2}$ stündige Sonntagsschule schloß sich der ebenfalls $1\frac{1}{2}$ stündige Morgengottesdienst. Die Zeit vom Mittagessen bis zum Abendgottesdienst wurde gewöhnlich in gähnender Langeweile verbracht.

Die in solcher Schule erworbene Anspruchslosigkeit der Kinder kam einmal sehr nett aus dem Munde eines der jüngeren zum Ausdruck. Das etwa 13 jährige Mädchen hatte längere Zeit am Fenster gestanden und auf die trübselige Straße hinausgeblickt, als sie plötzlich in Ekstase geriet und mich mit dem lauten Ruf: „There 's a lovely funeral!“, „Da kommt ein reizender Leichenzug!“, zu sich ans Fenster lockte.

Es war nicht Miß Browns Schuld, daß ihre Schule sich in diesem traurigen Zustand befand. Es waren, wie sie selbst sagte, unglückliche Umstände, die ihn herbeigeführt hatten. Sie verfügte nun nicht über die nötigen Mittel, um sich von ihrer Tätigkeit zurückziehen zu können und mußte sich deshalb trotz ihres Alters — sie war nahezu siebzig — schlecht und recht Tag für Tag durchschlagen. Und sie

Digitized by Google

tat das trotz aller üblen Erfahrungen mit beneidenswertem Humor. Sie war eine echte Irländerin mit allen liebenswürdigen Eigenschaften der keltischen Rasse: leicht und beweglich und voll unerschöpflicher Phantasie. Sie konnte sich abends, wenn wir allein zusammensaßen, nach einem Tag voll Arbeit und Mühe, voll Enttäuschungen und Entmutigungen in heiteren Erinnerungen an bessere Tage verlieren und damit sich selbst und mich die Gegenwart vergessen machen. Der anregende Verkehr mit ihr war es, der mir immer wieder über das Unangenehme, das mit den Zuständen der Schule zusammenhing, hinweghalf, und der mich, mir selber unbewußt, lehrte, meine Lage in dem Lichte einer jedenfalls interessanten — wenn nicht durchweg angenehmen — Erfahrung zu betrachten.

* * *

Ein englischer Pfarrer sagte einmal zu mir, es sei merkwürdig, daß die Irländer bei all ihren vielseitigen Anlagen, ihrer geistigen Beweglichkeit, ihrer Gewandtheit des Ausdrucks, ihrer poetischen Begabung so selten auf irgendeinem Gebiet auf einen grünen Zweig kommen. Das wird auf die Irländer zutreffen, die in ihrem eigenen unglücklichen Lande geblieben sind, während solche, die in der Jugend in die Kolonien oder nach England auswanderten, sich dort im allgemeinen Wettbewerb häufig ebenso tüchtig und ausdauernd erwiesen wie die Engländer. Kann ein Land mit einer solch ruhmlosen, von ewiger Unterdrückung und von ewigen Kämpfen durchzogenen Vergangenheit und mit einer so zerrissenen, unsicheren Gegenwart seinen Kindern überhaupt große Möglichkeiten bieten, sich gesicherte Existenzen zu gründen? Im vorwiegend protestantischen Norden, wo die englischen und schottischen Elemente vorherrschen, blüht zwar, hauptsächlich in der Gegend um Belfast her, einiger Handel und einige Industrie. Aber im katholischen Süden liegt alles danieder; wo man hinblickt, ist nichts als Elend und Verfall. Ich werde nie den ersten Eindruck vergessen, den Cork auf mich machte, diese Stadt, die innerhalb eines halben Jahrhunderts um mehr als 50 000 ihrer Einwohner ärmer wurde. Auf einem Gang durch die Stadt sah ich solche Bilder des Elends und hoffnungsloser, unbeschreiblicher Verkommenheit, daß ich seit jenem ersten Tag nicht mehr recht an eine Zukunft Irlands glauben kann. Barfüßige Bettlerkinder, die sich in der Winterkälte oft die nackten Beine mit Zeitungspapier und Schnüren umwickeln; bleiche, hohlwangige Frauen, in dunkle Schals gehüllt, die mit einem kleinen Kind im Arm in Sturm und Regen von Haus zu Haus ziehen und mit heiserer, klangloser Stimme ein Lied zur Jungfrau Maria singen; auf den Kais eine Branntweinschenke neben der anderen, aus denen betrunkene Männer und Frauen herauswanken; in den ärmeren Stadtteilen elende, kleine Häuser, die Gassen und Gäßchen voll widerlichen, übelriechenden Schmutzes und Unrats; da und dort die Ruinen eines zusammenfallenden Hauses, das sich niemand die Mühe nimmt, vollends einzureißen: das und noch viel mehr kann man in Cork sehen. Natürlich gibt es auch bessere Stadtteile, Straßen, die zu den das Flußtal begleitenden Höhen führen, wo schöne Landhäuser in schattigen, alten Gärten stehen. Aber der Eindruck des Elends, das man in den armen Teilen gesehen hat, verfolgt einen, wohin man auch nachher die Schritte lenken mag. — Wenn man aus der Stadt hinauskommt, so ist's da auch nicht besser. Ich habe noch nie so große landschaftliche Lieblichkeit bedeckt mit den Spuren so großer menschlicher Armut gesehen. Ich bin an meinen freien Sonntagnachmittagen viel in der Gegend

Digitized by Google

umhergewandert und habe das Land in der Umgebung von Cork nach allen Richtungen durchstreift. Jeder Pfad erschließt neue Reize. Einmal geht man vielleicht dem Lee entlang zum nahen Blackrock-Schloß, unter alten Ulmen, mit dem Blick auf die weite, glänzende Fläche des breiten Stromes, der belebt ist von Schiffen aller Art, von großen Dampfern, von malerischen norwegischen Segelschiffen, die langsam und still ihre Bahn ziehen, von Schleppdampfern, Frachtkähnen, Motor- und Ruderbooten. Ein andermal steigt man auf eine der umliegenden Höhen, wo man an einer Stelle plötzlich einen überraschenden Blick auf den unendlichen Ozean genießt. Oder man wandert nach der Blarney-Ruine, die in einem entzückenden Waldtal verborgen liegt; an der Außenseite der Mauerbrüstung befindet sich der berühmte Blarney-Stein, der unter großen Schwierigkeiten von den Besuchern geküßt wird, dafür aber auch durch seine magische Kraft unwiderstehliche Beredtsamkeit verleiht. Aber inmitten all der Naturschönheit faßt einen am Wegrand auf Schritt und Tritt „der Menschheit ganzer Jammer" an. Schon die unzähligen zusammenfallenden, von ihren einstigen Bewohnern verlassenen Hütten, an denen man vorüberkommt, sind ein trostloses Bild. Noch trostloser fast berühren aber die bewohnten: in einem einzigen Raum mit einem Fenster hausen häufig die ganze Familie und ihr Viehstand, d. h. Hühner und bisweilen Schafe und Schweine. Der Schmutz, der in einer solchen Behausung herrscht, die Lumpen, in die sich ihre Bewohner hüllen, sind unbeschreiblich. Leute, die Italien bereist haben, wissen nachher immer viel von der Unreinlichkeit der Italiener zu berichten; wenn ich aber ihre Erzählungen mit meinen eigenen Erinnerungen an Irland vergleiche, so gewinne ich die Überzeugung, daß die Irländer den Italienern in diesem Stück noch um ein Beträchtliches überlegen sind. Ein junger deutscher Nationalökonom, der Irland auf einer zwölfwöchentlichen Radtour durchquerte, teilte nachher in einem in Cork gehaltenen Vortrag seine gesammelten Beobachtungen mit. Er wies statistisch nach, daß sich die wirtschaftlichen Zustände während der letzten Jahre erheblich gebessert haben, und daß namentlich für den Bau besserer Wohnhäuser Sorge getragen werde. Allerdings sprach er dabei mehr von den nördlicher gelegenen Grafschaften; daß sich in dem Teil, den ich kenne, d. h. im Süden, die Zustände „erheblich gebessert" haben sollten, kann ich mir nicht vorstellen — meine Phantasie reicht nicht aus, mir einen noch höheren Grad von Armut und Elend auszumalen. — Was mich aber immer als wunderbar berührte, war, daß sich selbst in dieser äußersten Verkommenheit, bei diesen Ärmsten der Armen oft noch liebenswürdige Charaktereigenschaften zeigen: da und dort blitzt ein schlagfertiges Wort oder leuchtet ein freundliches Lächeln. Die Bettelbuben, die sich in den Straßen Corks herumtreiben, erregten zuerst mein größtes Mitleid; bald aber machte ich die Beobachtung, daß sie sich selbst in ihrer Dürftigkeit gar nicht so übel zu befinden scheinen: als wahre Lebenskünstler nehmen sie vom Leben, was es ihnen an bescheidenen Genüssen bietet. So kann man sie, wenn es gerade nichts Besseres zu tun gibt, sorglos lachend und pfeifend mit ihren nackten Füßen auf den regennassen Trottoirs sich im Schleifen üben sehen. — In diesem Zusammenhang erinnere ich mich auch an ein kleines Erlebnis, das mir charakteristisch für die irischen Zustände erscheint. Eines Tages führte mich mein Weg an der Wellington-Brücke in Cork vorbei. Unterhalb der Brücke ging auf einer Wiese gerade ein Fußballwettspiel vor sich. Die eine Seite der Brücke war besetzt mit

Digitized by Google

männlichen Zuschauern, die, ganz in das Spiel versunken, sich über die Brüstung lehnten. Mein Blick wanderte der langen Reihe von Männern entlang und als er am letzten angelangt war, kam mir zum Bewußtsein, daß auch nicht einer unter den vielen so bekleidet war, daß er in dieser vornübergeneigten Stellung seine Rückansicht dem Beschauer hätte ohne Erröten zeigen dürfen.

Wenn man den Engländer über seinen Nachbarn in Irland hört, so ist sein kurzgefaßtes Urteil meist, daß er zwar lebhaft und witzig, aber auch lügenhaft und unehrlich sei, und daß man am besten nichts mit dieser untergeordneten Rasse zu tun habe. Was nun die Lügenhaftigkeit betrifft, so glaube ich nach meinen eigenen Beobachtungen, daß diese in vielen Fällen einfach der Auswuchs einer ungewöhnlich fruchtbaren Phantasie ist. So erklärt und entschuldigt ja auch Daudet die Aufschneidereien seiner Provenzalen. Wenn ein Irländer erzählt — und ich habe Leute kennen gelernt, bei denen man wirklich von einer Kunst des Erzählens sprechen konnte — so gerät er in solchen Eifer, in solches Feuer, daß leicht, wie wir in Schwaben sagen, „der Gaul mit ihm durchgeht", und man nicht mehr weiß, wo die Wahrheit aufhört und die Dichtung anfängt. Aber der Zweck der Erzählung ist ja in seinen Augen auch nur, den Zuhörer zu ergötzen, und dies geschieht viel sicherer und leichter mit dichterischen Ausschmückungen als durch Aneinanderreihen trockener Tatsachen. — Anders steht es mit der dem Irländer vorgeworfenen Unehrlichkeit. Unehrlichkeit und Unzuverlässigkeit scheinen in der Tat dem Volkscharakter eigentümliche Züge zu sein. Während der Irländer sich andern gegenüber kindlich vertrauensselig, zutraulich und harmlos zeigt und stets das Beste von ihnen erwartet, fehlt ihm in seinem eigenen Verhalten zu diesen andern jede feste Norm für das, was unter anständigen Menschen erlaubt und nicht erlaubt ist. Diese in einem mangelhaften Sittlichkeitsgefühl begründete Eigentümlichkeit habe ich immer als etwas empfunden, das einer gesunden Entwicklung der Zustände des Landes unter allen Umständen hindernd entgegenstehen würde.

Ein vor einigen Jahren in Irland erschienenes Buch, „Die katholischen Pfarrer und das Volk", von einem gewissen Mc Carthy, befaßt sich eingehend mit den überaus traurigen Kulturzuständen speziell des südlichen katholischen Irlands. Der Verfasser, der selbst Katholik ist, gelangt an der Hand vieler, aus eigener Beobachtung zusammengestellter Beispiele zu dem Schluß, daß die Hauptschuld an all der Armut, dem Elend, der Unwissenheit auf das Konto der katholischen Kirche zu setzen ist. Die Katholische Kirche nimmt in Irland noch eine ungeheure Machtstellung ein. Daß die katholischen Pfarrer nicht nur das Volk in Unwissenheit erhalten, sondern auch das Ihrige tun, um den allgemein herrschenden Aberglauben noch künstlich zu unterstützen, steht wohl außer Frage. Was das letztere betrifft, so ist in ganz Irland die Wundererscheinung von Knox, einem kleinen Städtchen im wilden Westen des Landes, wohlbekannt. Während mehrerer Abende war dort vor einigen Jahren auf der Kirchenmauer die hellerleuchtete Gestalt der Jungfrau Maria mit dem Kinde erschienen und wurde von den verschiedensten glaubwürdigen Personen gesehen und nachher beschrieben. Mc Carthy, der Verfasser des oben erwähnten Buches, vermutet nun, die Jungfrau Maria sei nicht persönlich von ihrem himmlischen Thron herabgestiegen, um sich vor der Einwohnerschaft von Knox auf der Kirchenmauer zu produzieren, sondern ihr Ausgangspunkt sei der Projektionsapparat des katholischen Ortsgeistlichen gewesen. Es ist ferner unbestreitbar,

Digitized by Google

daß die katholische Geistlichkeit wenig oder nichts tut, um bei der unsäglichen Armut auf dem Lande und in den Städten Abhilfe zu schaffen, ja daß sie im Gegenteil den Leuten das Wenige, was sie haben, oft für kirchliche Zwecke abspenstig macht. Mc Carthy führt hier als drastisches Beispiel den Bau der Kathedrale in Queenstown an. Die Stadt Queenstown liegt an dem unvergleichlich schönen Hafen von Cork und baut sich malerisch an einer ziemlich steilen Anhöhe auf, die sich aus dem blauen Wasser erhebt. Man kann sich nicht leicht ein reizenderes Städtebild denken, wenn man etwa auf dem Schiff langsam auf Queenstown zukommt. Aber man sollte sich durch das reizende Bild nicht verführen lassen, Queenstown nun auch aus der Nähe zu betrachten und einen Gang durch die Straßen der Stadt zu machen. Hier wie in Cork sieht man nur Schmutz, Elend und Verkommenheit. Aber mitten aus all den düsteren, winkligen Gassen, den häßlichen, baufälligen, kleinen Häusern erhebt sich eine stolze, prächtige Kathedrale, die erst in den letzten Jahren erbaut wurde. Auf die mehr reiche als geschmackvolle Ausschmückung des Innern namentlich wurden Hunderttausende verwendet: die aus farbigem Marmor erbauten Säulen, der goldglitzernde Hochaltar, der Schmuck an Decken und Wänden, die Glasmalereien der Fenster zeugen davon. Mc Carthy weist hier mit Recht auf den Widersinn einer solchen Kirche, die sich aus einer so kläglich elenden Umgebung erhebt, hin.

Wenn nun aber Mc Carthy meint, daß die Katholische Kirche die alleinige Schuld an den jammervollen sozialen Zuständen in Irland trage, und wenn er schließt, daß, sobald ihre Macht und ihr Einfluß gebrochen wären, sich alles zum Bessern wenden würde, so kann ich ihm nicht so ganz beistimmen. Ich stand während des Lesens des Buches immer unter dem Eindruck, daß es ein Irrtum sei, einen einzigen Faktor für die in einem Lande herrschenden Zustände verantwortlich zu machen. Ohne zu bestreiten, daß die Katholische Kirche in vielen Fällen einen unheilvollen, hemmenden Einfluß auf die Entwicklung ausgeübt hat, muß man doch auch in Betracht ziehen, daß sich dieser Einfluß hätte gar nicht in solchem Maße äußern können, wenn nicht durch die Geschichte des Landes und durch den Charakter seiner Bewohner ein sehr günstiger Boden bereitet gewesen wäre. Könnte man deshalb nicht richtiger die Machtstellung der Katholischen Kirche anstatt als Ursache vielmehr als Wirkung tiefer liegender Ursachen bezeichnen?

Mc Carthy glaubt, das Heil der Zukunft liege in der Beseitigung der Macht der Katholischen Kirche, andere sehen es in der vielbesprochenen Homerule, der Erlangung eines eigenen, in Dublin tagenden Parlaments. Ich lebte im Süden, also in dem Teil des Landes, wo die Homerule-Bewegung die meisten Anhänger hat. Der protestantische Norden, besonders die Provinz Ulster, ist dagegen der Bewegung ebenso fanatisch entgegengesetzt, wie sich der katholische Süden für sie verkämpft. Im allgemeinen werden es, auch wohl im Süden, die Protestanten sein, die von dem eigenen Parlament nichts wissen wollen. Ich kannte zwei sehr überzeugte Vertreterinnen beider politischer Meinungen. Die eine war Miß Brown, meine Schulvorsteherin. Sie geriet, sobald nur das Wort Homerule fiel, in die größte Aufregung und pflegte mir in den lebhaftesten Farben die Folgen zu schildern, die das eigene Parlament über Irland bringen werde. Was sie hauptsächlich fürchtete, war, daß die Katholische Kirche zu unbeschränkterer Herrschaft denn je gelangen werde, und daß die Protestanten dann keine andere Wahl mehr hätten als auszuwandern.

Digitized by Google

Die Vertreterin der entgegengesetzten Ansicht, mit der ich die Frage auch des öfteren diskutierte, war eine junge, sehr vielseitig begabte und gebildete Dame. Sie sagte, schlimmer, als die Zustände des Landes jetzt unter englischer Verwaltung seien, könnten sie unter eigener Verwaltung eigentlich nicht wohl werden; ihre persönliche Überzeugung aber sei, daß sie besser werden würden, vorausgesetzt, daß die richtigen Leute in Irland ans Ruder kämen. Vor dem größer werdenden Einfluß der katholischen Kirche fürchte sie sich nicht. Sobald man ernstlich an der Besserung der sozialen Zustände zu arbeiten anfange, sobald für die allgemeine Volksbildung besser gesorgt werde, werde die Kirche nicht an Macht gewinnen, sondern verlieren. Der beste Beweis dafür sei ihr, daß die katholische Geistlichkeit der Homerule-Bewegung fast durchweg ablehnend gegenüberstehe. Da die Homerule über kurz oder lang doch Wirklichkeit werden wird, so ist nur zu hoffen, daß meine Bekannte, die sich auf diese Weise zu ihren Gunsten aussprach, recht behalten möge. Wenn man aber Irland gesehen hat — ich rede hier allerdings immer mehr von dem mir am besten bekannten Süden —, so kann man im Gedanken an seine Zukunft sich keinen allzu optimistischen Hoffnungen hingeben. Im günstigsten Fall wird es lange, lange Jahre dauern, bis die Kultur überallhin vorgedrungen ist und Boden gefaßt hat und bis namentlich neue Geschlechter herangezogen sind. Denn der Bevölkerung, so wie sie sich jetzt darstellt, sind die besten Elemente, junge, kräftige Männer und Frauen, auf denen hauptsächlich die Zukunft ruhen würde, durch den großen, sich immer noch stetig fortbewegenden Auswanderungsstrom entzogen worden. Erst wenn diese Ausscheidung der hoffnungsvollsten Elemente nachlassen und allmählich ganz aufhören würde, könnte man an die Morgenröte eines neuen Tages für Irland glauben.

Ich habe mich manchmal besonnen, wie es zu erklären ist, daß ein Land, das wie Irland mit seinen zerrütteten Verhältnissen wirklich keine in die Augen fallenden Vorzüge aufweist, doch einen großen Reiz für den Menschen haben kann? Und zwar bilde ich, wenn ich selbst unter dem starken Einfluß dieses Reizes stand und noch stehe, gewiß keine Ausnahme: ich kenne andere Ausländer, denen es ebenso ergangen ist. Es mögen zum Teil die anmutigen Eigenschaften der keltischen Rasse sein, die diese geheimnisvolle Anziehungskraft ausüben; noch mehr aber ist es, glaube ich, die eigenartige Naturschönheit der Insel, die uns so unwiderstehlich gefangen nimmt. Wenn ich namentlich an meinen Sommeraufenthalt in einem kleinen Fischerdorf an der Südwestküste zurückdenke, so erfaßt mich ein Sehnen, dieses Land mit seinem unbegrenzt weiten Horizont, seinen einsamen Heiden, denen nur der goldgelbe Ginster Farbe und ein paar weidende Schafe Leben verleihen, seinen stillen kleinen Tälern und seinen ewig wechselnden wunderbaren Farben auf Wasser und Land wiederzusehen. Thomas Moore, der irische Dichter, hat diesen Zauber des Landes in den Schlußzeilen eines seiner Lieder an Irland zum Ausdruck gebracht, wenn er, von sich selbst redend, sagt:

Der ziellose Wind nur war ich und weckte
die Düfte der Wildnis, die in dir schliefen.

Digitized by Google

Die Frau im Alten Testament.

Von

Hedwig Jahnow.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 358.)

Wir versuchen nun, die Züge zusammenzustellen, die uns ein Charakterbild der israelitischen Frau geben sollen. Dabei wollen wir zunächst erkennen, wie die hebräischen Schriftsteller ganz im allgemeinen Frauen charakterisieren, wo ihnen nichts daran liegt, persönliche Bilder zu entwerfen. Da treten z. B. Mädchen auf, die zum Wasserschöpfen die Stadt verlassen und auf dem Wege Saul und seinem Knecht begegnen, die Samuel aufsuchen wollen. Die beiden Männer fragen: „Wohnt hier der Seher?" Und nun antworten die Mädchen: „Ja! Der Seher geht vor euch her! Eben jetzt ist er in die Stadt gekommen; denn die Leute feiern heute ein Opferfest auf der Höhe! Wenn ihr in die Stadt kommt, werdet ihr ihn treffen, ehe er auf die Höhe geht zum Essen; denn die Leute essen nicht, bis er kommt und das Opfer segnet; danach erst essen die Gäste. So steigt nun hinauf; denn eben jetzt werdet ihr ihn treffen!" (1. Sam. 9 V. 12 f.) Es ist also dem hebräischen Erzähler ganz selbstverständlich, daß Männer kurz fragen und Frauen mit geradezu erschöpfender Ausführlichkeit antworten.

Geschieht irgendein Ereignis in der Stadt, dann sind es die Frauen, welche die öffentliche Meinung darüber aussprechen: in der Ruthgeschichte wundern sie sich über die heimkehrende No'omi, der es in der Fremde so übel gegangen ist, und auch am Schluß, als ihr Schicksal sich so herrlich gewandt hat, sind es wieder die Nachbarinnen, die ihr Glück in beredten Worten preisen.

Die Frauen haben also augenscheinlich eine Veranlagung dazu, gefühlsmäßig ein Ereignis oder auch eine Persönlichkeit schnell zu erfassen und zu charakterisieren. Daher kam ihnen auch in Israel die letzte Stimme zu, die das Fazit aus einem abgeschlossenen Menschenleben zu ziehen hat, die Stimme an der Bahre des Toten. Ihr Amt, das sich von einer Generation auf die andere, von der Mutter auf die Tochter fortpflanzte, war es, die Leichenklage zu erheben und auch hier der öffentlichen Stimmung Ausdruck zu geben in Trauer, Anerkennung, Anklage oder Anfeuerung zur Rache. Aber nicht nur bei Familienangelegenheiten, sondern auch bei großen politischen Anlässen sind die Frauen das Organ der Volksmeinung: sie singen den heimkehrenden Siegern mit Pauken und Zimbeln das Preislied, indem sie einander respondieren:

„Saul hat seine Tausende geschlagen,
David aber seine Zehntausende!"
(1. Sam. 18 V. 7.)

Mit diesem kurzen Liede sprechen sie das entscheidende Wort über das israelitische Königtum aus.

Digitized by Google

Auch da, wo die einzelne Israelitin als lebensklug geschildert werden soll, ist es nicht eine Klugheit, die schweigend handelt, sondern eine Klugheit, die sich in vielen Worten ergeht und sich auch oft hinter Worten verbirgt. Diesen Typus lernen wir in Abigail, der klugen und schönen Frau des Viehzüchters Nabal, kennen. David, der vor Saul geflohen ist, führt damals mit seiner Schar ein Räuberleben in der Wüste Juda und hat — ausnahmsweise — die Hirten Nabals, die in seiner Nähe bei Karmel ihr Vieh weideten, in Frieden gelassen. Als Anerkennung für diese Rücksichtnahme verlangt er von Nabal, der gerade Schafschur hält, einen Anteil vom Festmahl, wird aber mit groben Worten zurückgewiesen. Während sich David schon zur Rache rüstet, hat die kluge Frau von dem unüberlegten Verhalten ihres Mannes gehört und beschließt, den beleidigten David zu versöhnen. Sie belädt ein paar Esel mit reichen Geschenken und reitet ihm entgegen. Als sie ihn erblickt, steigt sie eilends vom Esel herunter, wirft sich vor ihm nieder und überschüttet ihn mit folgendem Wortschwall: (1. Sam. 25 V. 24—31)

„Auf mir allein, mein Herr, liegt die Schuld! Möge deine Magd vor dir reden dürfen, und mögest du die Worte deiner Magd hören! Möge sich mein Herr um Nabal, diesen unnützen Menschen, nicht kümmern; denn wie er heißt, so ist er. (Nabal heißt er, und voll Torheit ist er!) Ich, deine Magd, habe die Leute, die mein Herr geschickt hat, nicht gesehen. Vergib deiner Magd ihre Schuld! Und nun, dies Geschenk, das deine Magd meinem Herrn mitgebracht hat, möge den Leuten gegeben werden, die meinem Herrn auf seinen Zügen folgen! Jahve wird meinem Herrn ein dauerndes Haus bauen, weil mein Herr Jahves Kriege führt und sich kein Unrecht an dir finden wird dein Leben lang. Wenn sich ein Mensch erhebt, dich zu verfolgen, um dir nach dem Leben zu trachten, so möge die Seele meines Herrn eingebunden sein in das Bündel des Lebens bei Jahve, deinem Gott, die Seele deiner Feinde aber möge er fortschleudern mit der Schleuderpfanne. Wenn dann Jahve meinem Herrn alles Gute tut, was er ihm verheißen hat und dich zum Fürsten über Israel bestellt, so wird mein Herr frei sein von dem Anstoß und Gewissensbedenken, daß er unschuldiges Blut vergossen und sich mit eigener Hand geholfen hätte. Wenn nun Jahve meinem Herrn Gutes erweist, so erinnere dich deiner Magd!"

Diese Ansprache ist ein wahres Meisterstück weiblicher Berechnungs- und Redekunst: Die kluge Frau, die ihren Mann einen Dummkopf schilt und die David — natürlich nur um seines künftigen Seelenfriedens willen — vor Blutschuld bewahren möchte, erreicht ihren Zweck wohl hauptsächlich durch das feine Kompliment, mit dem sie den Bandenführer als den kommenden König von Israel begrüßt, und durch die üppigen Geschenke, die sie nicht etwa dem hohen Herrn selbst, sondern nur seinen Leuten anzubieten wagt! Die weibliche Überredungskunst zeigen die hebräischen Erzähler auch sonst mit Vorliebe dem Manne, und zwar dem starken Manne gegenüber, der ihr am Ende doch erliegt. In der Simsongeschichte wird dies Motiv zweimal wiederholt: die beiden philistäischen Frauen Simsons setzen ihm so lange mit Tränen und mit Argumenten zu, deren Vorzug nicht gerade in der logischen Schärfe liegt, bis er sich schließlich ergibt. Sympathischer ist uns die Weltklugheit der Israelitin, wenn die Trägerin eine alte Frau ist, die ihre Lebenserfahrung zum Besten der Jugend verwertet. Das tut sie auf keinem Gebiet lieber als beim Ehestiften, wie No'omi, die ihrer Schwiegertochter Ruth durch ihre Lebensklugheit ein neues Glück baut, wobei wir es ihr nicht weiter verdenken, daß sie auch ein wenig an sich selbst denkt.

Doch liegt die Stärke der israelitischen Frau im allgemeinen nicht in der kühl abwägenden Vernunft, sondern in ihrem Gefühlsleben und dem temperamentvollen Handeln, das daraus entspringt. Ihre lebhaftesten Empfindungen gehören

Digitized by Google

natürlich dem Familienleben an. Hier entfaltet sich die eigentümliche Kraft der Hebräerin.

Wir dürfen uns nicht darüber wundern, daß uns in der alttestamentlichen Literatur die Gestalt eines liebenden Mädchens, einer glücklichen Braut nicht begegnet. Dies ist ein Typus, den die Welt des antiken Orients nicht hervorbringen konnte, da sich das Mädchen im allgemeinen nicht aus Liebe verschenkte, sondern, wie wir gesehen haben, vom Vater in die Ehe gegeben wurde. Daher gehört die erotische Poesie, die wir im Alten Testament haben, nämlich die im Hohenliede enthaltene Sammlung von Volksliedern, auch zum größten Teil nicht der ehelichen, sondern der freien Liebe an. Nach diesen Volksliedern können wir uns eine Vorstellung von der Gefühlsfärbung machen, welche die Liebe zwischen den Geschlechtern da annahm, wo sie ohne Rücksicht auf die Sitte sich aussprechen durfte. Die leidenschaftlichen Töne, die hier angeschlagen werden, erklingen noch heute in ganz verwandter Weise in der Liebespoesie der meisten orientalischen Völker. Eine vergeistigte Auffassung der Liebe dürfen wir in diesen Liedern nicht suchen, sie sind ganz und gar erfüllt von dem Glück des sinnlichen Liebesgenusses. Die folgenden Proben sind einer modernen Übertragung entnommen:

Der eigene Weinberg.

Schwarz bin ich, doch lieblich,
Jerusalems Töchter,
Wie Kedars Gezelte,
Wie Teppiche Salmas.[1])
Schaut nicht so her,
Daß schwärzlich ich bin,
So sonnenverbrannt.
Die Söhne der Mutter
Zürnten auf mich,
Zur Weinbergshüterin
Setzten sie mich.
Doch den eigenen Weinberg
Behütet' ich nicht.

Vor dem Fenster.

Horch, mein Liebster! Horch, er kommt!
Springt über die Berge, hüpft über die Hügel,
Er gleicht der Gazelle, dem jungen Hirsch,
Horch, da steht er hinter der Mauer,
Späht durchs Fenster, blickt durchs Gitter.
Und nun hebt er an und spricht:
„Auf, Geliebte! Schönste, komm!
Denn der Winter ist vorüber,
Und der Regen fortgezogen
Blumen sprießen auf den Fluren,
Sangeszeit ist nun gekommen,
Und die Turtel ruft im Lande.
Feigen reifen schon am Baume,
Und die Reben duftend blühen.
Auf, Geliebte! Schönste, komm!

[1]) Kedar und Salma sind arabische Stämme, deren Zeltdecken aus schwarzbraunen Ziegenhaaren gewoben sind.

Digitized by Google

Taube in den Felsenspalten,
Im Versteck der Felsenklippen,
Laß mich deinen Anblick sehen,
Laß mich deine Stimme hören,
Denn dein Anblick ist mir süß,
Deine Stimme klingt so schön!"

Glut der Leidenschaft.

Dem Siegelring gleich leg mich ans Herz,[2])
Dem Reife gleich an den Arm!
Denn Liebe ist wild wie der Tod,
Der Leidenschaft Wut wie der Hades!
Ihr Feuer ist glühendes Feuer,
Ist Flamme, die Jahve entfacht hat!
Wasser löschen Liebe nicht aus,
Und Ströme schwemmten sie nicht hinweg!
Gäb jemand des Hauses Schätze
Um Liebe, man würd' ihn verachten!

H. Gunkel: Altoriental. Nachdichtungen.
Aus dem Hohenliede Nr. 1, 3 u. 6, Dtsche Rundschau; April 1907.

Aber der Brennpunkt im Gefühlsleben der israelitischen Frau liegt nicht in der Erotik.[3]) Dieselbe Bedeutung, welche die Mutterschaft für die soziale Stellung der Frau hat, besitzt sie auch im Seelenleben der Israelitin. An diesem Punkt entzünden sich alle segensreichen und alle verderblichen Kräfte ihres Gemütes. Daher gibt es für den hebräischen Schriftsteller kaum ein reizvolleres Problem als die Darstellung der kinderlosen Frau, ihrer Beziehungen zum Ehemann, zu einer glücklicheren Nebenbuhlerin und zu dem heißersehnten, schließlich doch noch geborenen Kinde. Denn am Schluß hält sie das Kind doch allemal noch in den Armen; der hebräische Schriftsteller würde es nicht übers Herz bringen, die Erzählung so trostlos ausklingen zu lassen. Wir haben im Alten Testament drei verschiedene Typen der kinderlosen Frau: Sara, Rahel und Hanna. In den Erzählungen von Sara und Rahel begegnen wir der vorhin geschilderten merkwürdigen Rechtslage, wonach die Herrin dem Ehemann ihre Leibmagd als Kebse hingibt, um dann ihre Kinder zu adoptieren. Wie sehr die Stellung der Frau im Hause von ihrer Mutterschaft abhängt, zeigen uns die Gestalten Saras und Hagars, ihrer ägyptischen Sklavin: die Mutter des künftigen Erben wagt es sogar, das dem antiken Menschen tief eingewurzelte Gehorsamsverhältnis zwischen Sklaven und Herrn zu verletzen! Die Sklavin überhebt sich gegen ihre Herrin, und diese muß ihre gefährdete Herrschaftsstellung wiederherstellen, indem sie ihre Magd unter ihre volle Gewalt zurückfordert und sie dann ihre ganze Härte fühlen läßt. Eine spätere Variante derselben Geschichte stellt die beiden Frauen einander als Mütter gegenüber; denn inzwischen ist auch Sara der Erbe geschenkt worden. Nach dieser Variante ist Hagar eine Sklavin Abrahams, nicht Saras. Sara hat bisher die Kebse ihres Mannes im Hause geduldet, wie es ja israelitische Sitte war; als sie aber am Entwöhnungsfeste ihres Sohnes diesen mit dem Sohn der Magd spielen sieht, da erwachen in ihr Befürchtungen für die Zukunft ihres Kindes, und sie dringt bei Abraham auf

[2]) Man trägt den Siegelring an einer Schnur über der Brust.
[3]) Die Preisgabe der Kedeschen (Tempeldirnen) beruht auf religiöser Grundlage.

Digitized by Google

die Verstoßung Hagars und Ismaels. Durch nichts könnte das Überwiegen des Mutterinstinkts im Seelenleben des israelitischen Weibes deutlicher gezeigt werden als durch dies Verhalten Saras: in ihrer Mutterliebe ist die Hebräerin weit verwundbarer als in ihrer Beziehung zum Manne; wenn die Mutter in ihr gereizt wird, dann ist sie zu jeder Grausamkeit fähig. Dieser stolzen Mutter steht die unglückliche, verstoßene Mutter Hagar gegenüber, die in den Gefahren und Nöten der Wüste um das Leben ihres Kindes zittern muß.

Rahel ist eine viel schwächer gezeichnete Figur als Sara. Ebenso wie in der Erzählung von Hanna ist es auch hier die geliebte Frau, welche die Schmach der Kinderlosigkeit tragen muß. Lea, die ungeliebte, wird durch die große Zahl ihrer Kinder für die Enttäuschungen ihrer Ehe entschädigt. Rahel empört sich gegen das harte Geschick der Kinderlosigkeit, indem sie ihrem Mann die leidenschaftlichen Worte zuruft: „Schaffe mir Kinder, wo nicht, so sterbe ich!" Sie ist der Typus der hübschen, verwöhnten und törichten Frau, die für ihre Wünsche keine Schranken anerkennen will, so daß es schließlich sogar einmal dem geduldigen Ehemann zuviel werden kann und er sie mit einem zornigen Wort anfährt. Nicht um ihrem Mann Erben zu verschaffen, die er ja längst von Lea hat, sondern aus verletzter Eitelkeit und Eifersucht auf ihre Schwester wählt sie dasselbe Mittel wie Sara, um zu Kindern zu kommen, ein Mittel, das eigentlich nur Sinn hat, wenn es sich darum handelt, überhaupt nur einen Erben zu schaffen, — bis sich auch Rahels Schicksal noch wendet und sie Mutter von zwei Söhnen wird.

Neben diese beiden leidenschaftlichen Patriarchenfrauen tritt eine Gestalt, die uns Modernen viel verständlicher und anziehender ist, Hanna, die spätere Mutter Samuels. Eine einzige Szene, die sich aber jedes Jahr wiederholt, schildert uns der Erzähler — und wir haben das ganze Unglück Hannas vor Augen: Elkana feiert in Silo das Opferfest mit seinen beiden Frauen Peninna und Hanna, die eine umgeben von einer frohen Kinderschar und voll stolzer Überhebung, die andere allein und traurig, am Fest vom doppelten Bewußtsein ihrer Schmach bedrückt. Ihr Schmerz über den Hohn ihrer Nebenbuhlerin zeigt sich nicht in heftigen Worten, sondern in stillen Tränen und — darin, daß sie nichts ißt. Dies ist ein kindlicher Zug in der Geschichte; wie unglücklich muß man sein, denkt der Erzähler, wenn man den Überfluß des Opfermahles, der sich nur einmal im Jahre bietet, an sich vorübergehen läßt! Dieselbe weiche Schattierung wie Hannas Schmerz zeigt der liebevolle Trost, den Elkana ihr spendet: „Bin ich dir nicht mehr wert als zehn Söhne?"

Wie die Sehnsucht nach Mutterschaft und die Erfüllung dieser Sehnsucht im Herzen jeder israelitischen Frau die ihr eigentümlichen Kräfte auslöst, so auch in der zarten Seele Hannas: ihr wird Kinderlosigkeit und Mutterschaft zum religiösen Erlebnis. Im Inneren des Heiligtums schüttet sie ihr Herz vor Gott aus, nicht mit lautem Rufen, sondern mit leise flüsternden Lippen; den Sohn, den Gott ihr schenken wird, will sie ihm wiederschenken. Das Gebet wird erhört, das Gelübde erfüllt: sie gibt den Sohn dem Heiligtum wieder, in dem sie ihn einst von Gott erbat. Dort wird er zum Priester erzogen, und nur einmal im Jahre beim Opferfest sieht sie ihn wieder, dann bringt sie ihm jedesmal ein neues Priesterröckchen mit. Zwar werden der Hanna nachher noch andere Kinder geboren, doch bleibt durch die Hingabe des Erstgeborenen an Gott die leise Stimmung des Verzichts über ihre Gestalt gebreitet.

Digitized by Google

Die israelitische Frau hat aber nicht nur den Trieb zur Mutterschaft; sie besitzt als Mutter auch die Kraft zu außerordentlichen Taten. Eine solche Heldenmutter ist Rizpa, ein Kebsweib Sauls. Als Davids Usurpation am israelitischen Königsthron gelungen ist, hat er ein starkes Interesse daran, die Familie seines Vorgängers nach Möglichkeit auszurotten. Er wählt verschiedene Vorwände, um diese gefährlichen Gegner zu vernichten. Eine dreijährige Dürre bedrückt das Land; der König weiß sich ein Orakel zu verschaffen, das dieses öffentliche Unglück nach gebräuchlicher antiker Anschauung von einer Schuld ableitet, und zwar von einer Blutschuld seines Vorgängers Saul an der Stadt Gibeon. David bietet nun den Gibeoniten als Sühne die Auslieferung von sieben Männern aus Sauls Nachkommenschaft an; die Sieben sind die beiden Söhne der Rizpa und fünf Enkel Sauls. Sie werden zur Sühnung für die Schuld Sauls auf dem heiligen Berge von Gibeon hingerichtet, und zwar werden sie zu Beginn der Ernte (im April) getötet, und ihre Leichen müssen bis zum Anfang der Regenzeit (im Oktober) hängen bleiben. So hofft man eine Einwirkung auf die Vegetation, eine Aufhebung des Fluches der Gibeoniten herbeizuführen. Nach antiker Vorstellung irrt aber der Geist des unbestatteten Menschen ruhelos umher und darf nicht zum Frieden der Unterwelt eingehen. Hier setzt die Tat der Rizpa ein: ein halbes Jahr lang hält sie den Leichen die schauerliche Totenwacht, indem sie sich ihr Trauergewand als Lager über den Felsen breitet und bei Tage die Vögel, bei Nacht die Raubtiere von den Leichen verscheucht, bis David endlich die Bestattung der Toten anordnet. Mit Recht hat man diese heroische Mutter, die kein höheres Gesetz als die Liebespflicht gegen die Toten kennt, die „hebräische Antigone" genannt.

Treue gegen die Toten ist auch der charakteristische Zug einer anderen alttestamentlichen Frauengestalt, die viel bekannter als Rizpa ist, nämlich der Moabitin Ruth. Aber ihr Schicksal erlaubt ihr, diese Treue in liebevoller Hingabe an die Lebenden zu üben, und darum steht ihre Gestalt hell und freundlich neben der düsteren Rizpa. Die Erzählung von Ruth ist eine Geschichte von der Witwentreue und hat die vorhin dargestellte Sitte der Leviratsehe zur Voraussetzung. Die Treue der Witwe bestand demnach bei den Israeliten in der für unser Gefühl schwer verständlichen Pflicht, sich einem zweiten Gatten zu vermählen, allerdings dem nächsten Verwandten des Verstorbenen. Es ist nun bezeichnend für die Gestalt der Ruth, daß sie diese Gebundenheit an die Familie des Mannes, die ursprünglich den Zweck der Erhaltung des Geschlechts hatte, mit einem ganz persönlichen Gefühlsinhalt erfüllt durch das innige Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter. Treue übt sie gegen ihre Schwiegermutter, die sie in eine ungewisse Zukunft begleitet und im fremden Lande mühselig ernährt; Treue übt sie gegen ihren verstorbenen Gatten, indem sie sich Boas, seinem Verwandten, selbst zur Ehe anträgt, um dem Toten auf diese Weise noch nachträglich einen Erben zu schenken. In dunkler Nacht sucht sie Boas nach dem klugen Rat ihrer Schwiegermutter auf der Tenne auf, wo er nach wohlvollbrachter Ernte ruht, und legt sich zu seinen Füßen nieder. Indem sie sich unter sein Gewand begibt, vollzieht sie eine alte Hochzeitssitte und bietet sich ihm zur Frau an. In dieser außergewöhnlichen Handlungsweise spricht sich aber nicht etwa ein Mangel an weiblicher Zurückhaltung, sondern gerade der Heroismus der Treue aus. Den Konflikt zwischen ihrem Zartgefühl und der Pflicht, die sie treibt, empfindet Boas ganz deutlich und beweist dies durch die Besorgnis, die er

Digitized by Google

für ihren guten Ruf an den Tag legt. Wir haben noch eine ältere Erzählung im Alten Testament, die denselben Gedanken der Witwentreue behandelt. Auch Thamar, die Schwiegertochter Judas, hält ihrem verstorbenen Gatten die Treue; sie erreicht ihren Zweck durch einen für unsere Begriffe häßlichen Betrug; und der Verwandte ihres Mannes, um den es sich hier handelt, ist ihr eigener Schwiegervater. Doch die gewagte Situation, in die sie sich begibt, wird auch hier keineswegs zur Unehre Thamars erzählt, sondern soll nur beweisen, daß eine tapfere Frau, wo sie Treue zeigen will, auch vor den verzweifeltsten Taten nicht zurückschreckt. Der Vergleich dieser Erzählung mit der Ruthgeschichte zeigt uns erst, wie sehr die Verpflichtung zur Witwentreue hier veredelt und verfeinert ist. Im späteren Judentum nimmt der Begriff der Witwentreue den Inhalt an, den wir heut damit verbinden: Von Judith wird es besonders gerühmt, daß sie nach dem Tode ihres Mannes keinem zweiten angehört hat; dabei war auch ihre Ehe kinderlos.

Die Tugenden, die das Familienleben in der israelitischen Frau entwickeln kann, sind in dem „Lobpreis der tugendsamen Hausfrau" (Sprüche 31 V. 10—30) von einem feinen Kenner weiblicher Eigenart zusammengestellt.

Spr. 31 V. 10 ff.

Lob der tugendsamen Hausfrau.

Ein wackeres Weib, wer mag es finden?
Weit über Korallen geht ihr Wert.
Auf sie vertraut ihres Gatten Herz,
und an Gewinn fehlt es ihm nicht.
Sie tut ihm Liebes und kein Leid
ihr ganzes Leben lang.
Sie tut sich um nach Wolle und Flachs
und schafft mit arbeitslustigen Händen.
Sie gleicht den Schiffen eines Kaufmanns;
von fernher bringt sie ihre Nahrung herbei.
Sie steht auf, wenn's noch Nacht ist,
und gibt Speise für ihr Haus und das bestimmte Teil
für ihre Mägde.
Sie sinnt auf [den Ankauf von] Ackerland und erwirbt es;
von ihrer Hände Frucht pflanzt sie einen Weinberg.
Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden
und macht ihre Arme rüstig.
Sie merkt, daß ihr Hantieren gedeiht;
nicht erlischt des Nachts ihre Leuchte.
Ihre Hände streckt sie nach dem Rocken aus,
und ihre Finger ergreifen die Spindel.
Ihre Hand reckt sie dem Elenden hin,
und ihre Arme streckt sie nach dem Dürftigen aus.
Sie fürchtet nichts für ihr Haus vom Schnee,
denn ihr ganzes Haus ist in Scharlach gekleidet.
Decken verfertigt sie sich;
Byssus und Purpur ist ihr Gewand.
Angesehen ist ihr Gemahl in den Toren,
wenn er Sitzung hält mit den Vornehmen des Landes.
Ein feines Unterkleid fertigt sie an und verkauft's
und einen Gürtel übergibt sie dem Krämer.

Digitized by Google

Kraft und Hoheit ist ihr Gewand,
und so lacht sie des künftigen Tages.
Ihren Mund tut sie mit Weisheit auf,
und liebliche Unterweisung ist auf ihrer Zunge.
Sie überwacht das Tun und Treiben ihres Hauses,
und Brot der Faulheit ißt sie nie.
Ihre Söhne treten auf und preisen sie glückselig,
ihr Gemahl tritt auf und rühmt sie.
„Gar viele Frauen haben sich wacker erzeigt —
du aber übertriffst sie alle!"
Lug ist die Anmut und ein [vergänglicher] Hauch die Schönheit:
ein Weib, das Jahve fürchtet, das soll man rühmen!
Gebt ihr von der Frucht ihrer Hände,
und in den Toren müssen ihre Werke ihr Lob verkünden.

Das Bild, das hier von der hebräischen Frau als Gattin, Mutter und Hausfrau entworfen ist, hat deshalb etwas so Ansprechendes für uns, weil hier alle fremdartigen Züge, die uns nicht unmittelbar verständlich sind, gestrichen zu sein scheinen. Die Mütterlichkeit der israelitischen Frau ist hier endgültig aus der naturhaften in die ethische Sphäre erhoben. Die verschwenderische Kraft, die in der Frauennatur liegt, die sich in der Betätigung nach allen Seiten hin gar nicht genug tun kann, ist kaum jemals lebendiger geschildert worden als hier. Wir sahen, wie die hebräische Frau von jeher vom Manne als Arbeitskraft eingeschätzt worden ist; aber hier ist die Last der Arbeit in einem leichten Rhythmus von Freudigkeit und Anmut aufgelöst: „sie lacht des künftigen Tages". Die Tätigkeit der Hausfrau, wie sie hier geschildert ist, die mit der Geschicklichkeit der Hände auch die kluge, selbständige Verwertung ihrer Arbeit verbindet, weist schon über den engen Rahmen des Hauses hinaus.

Sie mag uns deshalb dazu führen, die Beziehung der israelitischen Frau zu den großen sachlichen Lebensgebieten der Religion und Politik zu betrachten. Denn nur auf diesen beiden Gebieten, die ursprünglich eng miteinander verwachsen waren, spielte sich im alten Israel das öffentliche Leben ab.

Daß die Hebräerin fähig war, die Religion zu ihrer persönlichen Herzenssache zu machen, daß sie Gelübde ablegte und hielt, haben wir an Hanna gesehen. Doch ist eine selbständige Fortentwicklung großer religiöser Gedanken durch eine israelitische Frau nicht nachzuweisen. Wir können an der Israelitin ein Doppeltes beobachten, das vielleicht überhaupt charakteristisch für den weiblichen Geist ist: Einerseits begnügt sie sich vielfach mit einer bereits überwundenen Stufe der Religion, von der sie sich im Gemüt noch nicht frei machen kann; sie neigt also zum Aberglauben: Rahel stiehlt ihrem Vater den Hausgötzen, ehe sie ihr Vaterhaus verläßt (Gen. 31, V. 19); Frauen pflegen den Kultus der babylonischen Himmelskönigin (Jer. 44 V. 15 ff.) und des babylonischen Gottes Tamuz (Ez. 8 V. 14); sie geben sich mit Totenbeschwörung ab, wie die Hexe von Endor (1. Sam. 28 V. 4 ff.). Aber andererseits hat die israelitische Frau einen feinen und sicheren Instinkt für große religiöse Persönlichkeiten und ihre neuen Gedanken: die Sunamitin, die dem Propheten Elisa zu beliebigem Gebrauch ein Gastzimmer einräumt und ihn freundlich bewirtet (2. Reg. 4 V. 8 ff.), ist der uns heut noch vertraute Typus der wohlhabenden Frau, die am religiösen Leben ihrer Zeit durch die Vermittlung eines bedeutenden Mannes teilnimmt und ihm zum Dank dafür die Sorgen des täglichen Lebens erleichtert. Auch da, wo es sich

Digitized by Google

um eine große religiös-kirchliche Agitation handelt, ist die israelitische Frau bei der Hand; wir hören, daß bei der Auffindung des deuteronomischen Gesetzbuches die Prophetin Hulda mit einem Orakel beteiligt war (2. Reg. 22, V. 4 ff.).

In den älteren Zeiten der israelitischen Geschichte kommt es nun auch vor, daß unter den Führern Israels im Kriege eine begeisterte Frau genannt wird, wie Mirjam, die Schwester Moses und Aarons beim Auszug aus Ägypten und im Kampfe gegen Pharao. Von ihr stammt das wuchtige Triumphlied, das sie bei der Siegesfeier als Vorsängerin und Vortänzerin des paukenschlagenden Frauenchors anstimmte:

„Singet dem Jahve, denn hoch erhob er sich,
Roß und Wagen warf er ins Meer." (Ex. 15 V. 21.)

Eine ähnliche Gestalt, Seherin, Dichterin und Heldin in einer Person, uns nur genauer bekannt als Mirjam, ist Debora, die durch Werbelieder und günstige Orakel, die sie unter einer Palme erteilte, zum heiligen Krieg gegen die Kananäer entflammte. Diese waren durch die Einwanderung Israels in Palästina nur vorübergehend zurückgedrängt worden und hatten sich wieder zu neuer Macht erhoben. Durch Deboras fortreißende Kraft einigen sich mehrere israelitische Stämme, die damals noch weit davon entfernt waren, eine staatliche Einheit zu bilden. Vor allem gelingt es ihr, Barak, den Häuptling des Stammes Naphtali, für den Kampf zu gewinnen; aber nur unter ihrer Führung will er es wagen. Im sogenannten Deboraliede heißt es:

„Es feierten die Bauern, in Israel feierten sie,
bis du aufstandest, Debora, aufstandest eine Mutter in Israel."
(Jud. 5 V. 7.)

Hier ist uns vielleicht auch das Kampflied erhalten, mit dem sie Barak anspornte:

„Nun, Barak, fange deine Fänger, Sohn Abinoams!" (V. 12.)

Und auch der feindliche Führer Sisera fällt von Weibeshand: die verschlagene Jael lockt den fliehenden Feldherrn in ihr Zelt und macht ihn durch heuchlerische Freundlichkeit sicher. Als dann Barak, der dem Sisera auf der Spur ist, bei ihr erscheint, ist Sisera schon erschlagen. So sehen wir, daß das Heroenzeitalter Israels überlebensgroße Frauengestalten hervorgebracht hat, denen keine Aufgabe zu gewaltig und zu grausig war.

Später, in der israelitischen Königszeit, hören wir kaum, daß sich einheimische Frauen mit Politik befaßt hätten. Als Bathseba, die Mutter Salomos, bei dem jungen König eintritt, um in einer Heiratsangelegenheit, deren politische Tragweite sie nicht übersieht, ein gutes Wort für Salomos Halbbruder Adonia einzulegen, wird sie von dem König mit der überaus zeremoniellen Höflichkeit, die am israelitischen Hofe der Königinmutter zukam, abgewiesen und führt unschuldigerweise durch ihre Fürsprache sogar den Tod des Adonia herbei.

Das Verhalten der Königin Isebel, der Gemahlin Ahabs, die eine Prinzessin von Tyrus war und eine Rolle in der Politik Israels gespielt hat, mißbilligen die Geschichtsschreiber der Königsbücher aufs stärkste. In den gewaltigen religiösen Kämpfen zwischen den Anhängern Jahves, des Gottes Israels, und den Priestern des tyrischen Baal, dessen Kultus sie mitgebracht hatte, ist sie die große Gegnerin des Elias. Auch einen Anteil an der Durchführung der absolutistischen Neigungen Ahabs schreibt ihr die Überlieferung zu: die Königin wird als Urheberin des an

Digitized by Google

Naboth verübten Justizmordes dargestellt. Aber durch das vom Parteihaß der Geschichtsschreiber entstellte Antlitz leuchten doch noch die gebietenden Züge einer geborenen Herrschernatur hindurch. Ein königliches Wort der Isebel wird uns in der griechischen Lesart einer Stelle des 1. Königsbuches mitgeteilt: „Bist du Elias, so bin ich Isebel!“ (1. Reg. 19 V. 2/3.) Das läßt sie ihrem Gegner sagen. Und ebensowenig, wie sie den großen Jahvepropheten fürchtet, zittert sie vor einem noch gefährlicheren Feinde, vor Jehu, der die Dynastie ihres Gatten gestürzt hat und nun in die Hauptstadt Samaria einzieht. Stolz geschmückt, erwartet sie ihn am Fenster der Burg und begrüßt ihn mit kaltem Hohn; da stürzen sie schon ihre Kämmerer auf Befehl Jehus zum Fenster herab.

Das spätere Judentum hat zwei Frauengestalten aufzuweisen, die nach Absicht der Erzähler als Nationalheldinnen aufgefaßt werden sollen, denen aber für unser deutsches Empfinden zur Heldenhaftigkeit vor allem die Einfachheit und Geradlinigkeit der Gesinnung fehlt: Esther und Judith. Jael, die Mörderin Siseras, hat bei all ihrer Roheit und Tücke doch etwas von der Naivität des Naturmenschen; aber Esther und Judith, die Kinder einer komplizierteren Zeit, führen ihre Pläne mit einer geradezu raffinierten Kälte und Grausamkeit durch. Esther, die auf den Perserthron erhobene schöne Jüdin, vereitelt eine drohende Judenverfolgung, stürzt den Urheber und veranstaltet ein furchtbares Blutbad unter den Verschwörern, ja sie bittet sich als Gunst beim König noch einen zweiten Mordtag aus.

Judith bietet all ihre weiblichen Reize auf, um Holofernes, den Feind ihres Volkes, zu betören; sein Zelt, das ihre geschickt gespielte Bereitwilligkeit zur Hingabe ihr geöffnet hat, verläßt sie mit dem Haupt ihres Feindes.

Gerade die zuletzt betrachtete Frauengestalt zeigt uns vielleicht am deutlichsten den Punkt, der uns Modernen an der seelischen Art der israelitischen Frau fremd und unverständlich ist: Sie vermag es, um großer Zwecke willen ihre Person preiszugeben, dies für die moderne Frau unvergleichlich wertvolle und unveräußerliche Gut. Eine ähnliche Erscheinung, wenn auch unter ganz anderen Verhältnissen, haben wir an den Patriarchenfrauen beobachtet, die um der Erhaltung des Geschlechts willen ihre Mägde in ihre Rechte eintreten ließen, an Thamar und an Ruth, bei denen aus demselben Grunde das Persönlichkeitsbewußtsein ganz hinter den gattungsmäßigen Aufgaben der Frau zurücktrat. Wenn wir aber erst diese fremdartigen Voraussetzungen im Gefühlsleben der Israelitin verstanden haben, dann werden wir den daraus entstehenden eigentümlichen weiblichen Konflikten, den für unser Empfinden seltsamen Möglichkeiten zur Aufopferung, an denen diese Frauenschicksale so reich sind, unsere Teilnahme nicht versagen können. Ja, wir werden diesen seelischen Vorgängen einen Platz in der Entwicklungsgeschichte der weiblichen Sittlichkeit nicht absprechen dürfen. Und die merkwürdige Tatsache, daß gerade die Hingabe an irgendwelche außerhalb der eigenen Person liegende Aufgaben — mögen sie nun auf dem Gebiete der Familie, der Politik, der Religion liegen — mehr geeignet ist, Charaktere hervorzubringen als die sorgfältigste Persönlichkeitskultur, wird uns durch die israelitische Frau bestätigt. So dürfen wir uns auch nicht darüber wundern, daß hier wie überall in der Welt die Geschichte der Persönlichkeit eine Geschichte der Schmerzen ist.

Digitized by Google

Die Lage der Landarbeiterin.

Von

Dorothee von Velsen.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 340.)

Die dritte Konferenz zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen fand vom 19. bis 21. Februar in Berlin statt. Der Landarbeiterinnenfrage waren die beiden ersten Vormittage gewidmet. Der Zeitpunkt — die landwirtschaftliche Woche — erwies sich als sehr günstig; denn wenn auch nur die Verarbeitungen von Südwestdeutschland (Pfarrer Seufert) und Brandenburg (Freiin Elly zu Putlitz) im Druck vorlagen, und auch die Generalberichterstatter sich noch nicht auf vollständig gesichtetes Material stützen konnten, so nahm andrerseits eine so zahlreiche agrarische Zuhörerschaft an den Verhandlungen teil, wie sie sich zu keiner anderen Zeit in Berlin befindet. Reichs- und Staatsbehörden waren vertreten und richteten begrüßende Worte an die Einberufer der Konferenz.

Die Eröffnungsansprache der Vorsitzenden, Margarethe Friedenthal, gab in kurzen Zügen die Entwicklungsgeschichte der „Untersuchung über die Lebensverhältnisse der ländlichen Arbeiterin" wieder. Der Ständige Ausschuß, der sich die Aufgabe gesetzt hat, durch genaue Umfragen und deren wissenschaftliche Verwertung die Lebenszustände der arbeitenden weiblichen Bevölkerung zu erfassen, hat sein Interesse nun auch diesem Problem zugewendet, in der Hoffnung, aufklärend zu wirken und Reformvorschläge vorzubereiten. An Schwierigkeiten hat es nicht gefehlt, und zwar sowohl seitens linksliberaler Kreise, die die Verteilung der Fragebogen nur an Arbeitgeber beanstandeten, wie auch des konservativen Grundbesitzes, der einen Eingriff in seine Interessen fürchtete; um so erfreulicher ist es, daß es trotzdem gelang, reiches Material zu erbringen.

Professor Dr. Auhagen gab in seinem einleitenden Referat ein Bild der allgemeinen Arbeitsverhältnisse auf dem Lande, um auf diesem Hintergrund die Probleme zu skizzieren, die auf dem Gebiet der Frauenarbeit nur in besonderer Form auftreten, und um die Reformwege anzudeuten, die in Beziehung zu der Erhebung des „Außerordentlichen Komitees für die Landarbeiterinnen-Enquete" stehen, insbesondere also die vorhandenen Möglichkeiten der Seßhaftmachung. Kleine Eigenstellen sind in manchen Gegenden mit Erfolg geschaffen worden, im allgemeinen wird der Arbeiter jedoch lieber warten, bis er imstande ist, eine Kleinbauernstelle zu erwerben, die ihn aus der Klasse der Lohnarbeiter heraushebt und ihn von staatlichem Zuschuß usw. unabhängig macht. Wo daher eine Schicht Lohnarbeiter erhalten werden soll, wird sich die Einrichtung von Arbeiter-Pachtstellen mehr empfehlen. Bedingung hierbei ist allerdings, daß die Mitarbeit der Frau so gestaltet wird, daß sie sie der eigenen Wirtschaft nicht entzieht. So wird z. B. darauf zu achten sein, daß das Wirtschaftsland des Arbeiters möglichst in der Nähe der eigenen Behausung liegt, so daß die Frau Haus- und Feldarbeit miteinander verbinden kann. Dem Teil der Arbeiterschaft, der weder eigenen noch Pachtbesitz wünscht, müßte durch angemessene Mietswohnungen der Aufenthalt auf dem Lande erleichtert werden. Endlich wäre zu erwägen, wieweit die aus sozialpolitischen Gründen oft vorgeschlagenen Einschränkungen der gewerblichen Arbeit der Mädchen dazu dienen würden, diese Kräfte dem Lande zu erhalten.

Digitized by Google

Den mehr allgemein gehaltenen Ausführungen folgte der Vortrag von Gertrud Dyhrenfurth über die „Einwirkungen der wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse auf das Frauenleben". Dieser bezog sich in allen Punkten auf die Ergebnisse der Fragebogen, als deren Urheber die Referentin anzusehen ist. Ähnlich wie es ihr bei ihren Untersuchungen über die Lage der Heimarbeiterinnen gelungen war, hat sie hier die Methode der Enquete geschaffen, durch die die verschiedenen Gruppen scharf erfaßt werden konnten und das Frauenleben in all seinen Zusammenhängen durch abgerundete Bilder reflektiert wird. Die Kürze der Wiedergabe kann den Zauber der warmen Menschlichkeit und die Feinsinnigkeit der Gedankenverbindungen nicht zum Ausdruck kommen lassen, die dem Vortrag innewohnen. Ich möchte darum nicht verfehlen, darauf hinzuweisen, daß der Vortrag von Fräulein Dyhrenfurth wie der der anderen Referenten, sowie die Bearbeitungen der einzelnen Gebiete bei Fischer in Jena in Lieferungen erscheint. Die Grundzüge der Darstellung sind folgende: es gilt, nach den Ergebnissen der Enquete die Typen der landwirtschaftlichen Berufsgruppen zu erfassen, nämlich: 1. die Magd, die Hofgängerin, Scharwerkerin, 2. die kontraktlich gebundene Arbeiterin, 3. die freie Tagelöhnerin, 4. die Kleinbäuerin und ihre Tochter, 5. die Wanderarbeiterin. Innerhalb dieser Typen ist das Bild der Jugendlichen und der Mutter festzuhalten, und zwar beide in ihrer gesundheitlichen und geistig-sittlichen Entwicklung, ihrer Ausbildung und ihren Leistungen, ihrem wirtschaftlichen Vorwärtskommen und ihrer inneren Stellung zum Beruf.

Die Magd tritt, durch ihre Mitarbeit in der elterlichen Wirtschaft an starke körperliche Anspannung gewöhnt, in den bäuerlichen Dienst ein. Der Typus der Gutsmagd ist mehr und mehr im Verschwinden; der der Bauernmagd weist mannigfache Abweichungen auf. Im Süden stammt sie aus Besitzerskreisen und wird als Glied in die Arbeitgeberfamilie aufgenommen. In Ostdeutschland dagegen rekrutiert sie sich aus dem Lohnarbeiterstand und bleibt auch im Dienst in abgesonderter Stellung. Kost und Unterkunft entsprechen den ortsüblichen Gewohnheiten und haben sich gegen früher erheblich gebessert, auch der Lohn stellt die Magd zufrieden. Ihre Kritik setzt erst bei der Arbeit ein. Diese ist übermäßig lang (in Württemberg z. B. durchschnittlich $12^1/_2$ Stunde im Sommer, $15^1/_2$ im Winter, und in der Ernte bis auf 18 Stunden steigend), und erregt in manchen Zweigen den Widerwillen der Mädchen. Es kommt hinzu, daß, ein „bornierter Hochmut" der Industriearbeiterinnen der Magd das Unschöne ihrer Beschäftigung nachdrücklich zu Bewußtsein zu bringen weiß. „Warum nun gestaltet der Besitzer die Arbeitsbedingungen der Magd nicht leichter, wo ihr Bleiben von so großem Wert für ihn ist? Darauf ist zu antworten: Der Bauer weiß sich nicht zu helfen! Selbst wenn seine Wirtschaft den Lohn eines Knechtes tragen könnte, so besteht doch heutzutage nicht selten die faktische Unmöglichkeit, eine männliche Arbeitskraft zu gewinnen. Die Zahl der verfügbaren Mägde aber ist überall stark gesunken." Andrerseits ist nicht zu leugnen, daß arbeitsparende Einrichtungen die Tätigkeit sowohl der Magd als auch der Bäuerin erheblich erleichtern würden. Diese jedoch leistet ihre, allerdings noch viel angespanntere, Arbeit für den eigenen Besitz, und nimmt naturgemäß vieles mit in den Kauf, wogegen die bezahlte Kraft sich sträubt. Es kommt hinzu, daß fast jede Möglichkeit geistiger Fortbildung und Anlehnung fehlt. Die Jungfrauenvereine erfassen die Mädchen nicht in ihren beruflichen Interessen. „Das jugendliche Gehirn ist entsetzlich leer, von verdrießlicher Langerweile erfüllt, und die Sehnsucht nach Abwechslung, das Verlangen, etwas anderes zu erleben, als was draußen auf dem Hof und Acker passiert, wird zeitweise übermächtig." Jeder Bursche, der nach der Stadt zieht, verringert die Heiratsmöglichkeit der Dorfmädchen; auch dieser Faktor darf nicht vergessen werden.

Im Gegensatz zur Magd bleibt die Hofgängerin im Hause der Eltern; den kritischen Punkt bildet hier die Sitte, den Lohn an diese auszuzahlen, die ihn nach Gutdünken dem Kinde in Kleidung usw. wieder zukommen lassen. Unter diesen Verhältnissen tritt der Wunsch nach wirtschaftlicher Selbständigkeit besonders stark zutage.

Digitized by Google

In der Ehe begegnet uns die Landarbeiterin als kontraktlich gebundene Arbeiterin, und zwar nur im Norden und Nordosten, oder als freie Tagelöhnerin. In beiden Kategorien ist die Erwerbstätigkeit der Frau erfreulich stark zurückgegangen. In der Regel verläßt sie nur in den günstigsten Zeiten, bei hochbezahlter Akkordarbeit, die eigene Wirtschaft, die sie vollauf beschäftigt. Auch da, wo ein Rückgang der eheweiblichen Erwerbsarbeit nicht zu verzeichnen ist, macht sich keine Störung des Familien- und Ehelebens bemerkbar; dazu kittet die Interessengemeinschaft alle Glieder viel zu stark zusammen, und üben die gesunden Anschauungen auf dem Lande einen zu mächtigen Einfluß aus. „So milde man gewöhnlich die Fehltritte der Jugend beurteilt, so verwerflich werden eheliche Verirrungen gefunden. Ein gesittetes Familienleben ist die Voraussetzung der bürgerlichen Achtung auf dem Lande." Auch in bezug auf materielle Selbständigkeit zeichnet sich die Landfrau vor der Städterin aus: sie ist es, die die Einnahmen verwaltet oder wenigstens ihre Ausgaben aus einer gemeinsamen Kasse deckt. Die Wohnungsverhältnisse haben sich gebessert, und in manchen Orten tritt eine geordnete Wohlfahrtspflege dem Abzug nach der Stadt mit Erfolg entgegen. Wenn die Mütter, obwohl sie aus diesen Gründen für sich persönlich das Landleben vorziehen, doch ihre Söhne und Töchter von demselben Lebenslauf zu entfernen trachten, so geben sie als Grund an: „die Kinder sollen was lernen". Es fehlt eben dem landwirtschaftlichen Beruf das Gepräge des geordneten Lehrgangs, und Eltern, deren Kinder es zu etwas bringen sollen, suchen diese in gelernten Berufe, resp. in städtischen Dienststellen unterzubringen. Das Risiko der Selbständigmachung auf dem Lande wünschen sie in der Regel für die Kinder ebensowenig, wie sie es für sich erstreben.

Die Lebensumstände der alleinstehenden freien Tagelöhnerin richten sich danach, ob sie über eignen Grundbesitz verfügt oder nicht. Im ersten Fall gestaltet sich ihr Leben friedlich, gesund und arbeitsam. Ist sie aber ganz auf Brotverdienst angewiesen, so wird sie häufig nur die selbstverständliche nachbarliche Hilfsbereitschaft, wie sie auf dem Lande besteht, vor Mangel schützen können.

Betrachten wir die weiblichen Angehörigen des Kleinbauern. Die Tochter ist in allen Punkten „unbezahlte Magd im Elternhause", die als einzige Vergütung die Heiratsaussteuer erhält, aber im Erbgang weit hinter den Brüdern zurückstehen muß. Es ist daher kein Wunder, daß diese Elemente am eifrigsten fortstreben, um sich eigenen Verdienst und daneben berufliche und geistige Fortbildung zu sichern. Der Fortzug trifft natürlich die Mütter, die Bauersfrauen, am härtesten; auf ihren Schultern ruht nunmehr die ganze Last der Wirtschaft. „Das Berufsschicksal dieser Frauen bestimmt sich ganz deutlich von dem einen Punkte aus: danach ob Besitz und Arbeitskräfte in richtigem Verhältnis zueinander stehen. Danach teilen sich die Bilder, die wir vom Leben der Bäuerinnen empfangen, in zwei verschiedene Gruppen. Auf der einen erscheint sie als abgehetztes Lasttier, das mehr leisten will, als es kann, auf der anderen als die selbstbewußte Meisterin, die ihre Arbeit ruhig beherrscht." Ist das Bauerngut so klein, daß es die Familie nicht ernährt, so muß der Mann auf Arbeit gehen und der Frau fällt alle, auch die körperlich schwerste Arbeit zu. Ist der Besitz so groß, daß fremde Arbeiter genommen werden müssen, so vergällt die Schwierigkeit, solche zu bekommen und in der Arbeit zu behalten, jede Schaffensfreude. Erfreulich, ja ideal liegen die Verhältnisse jedoch dort, wo der Hof für die Bedürfnisse der Familie ausreicht und deren verschiedene Glieder in natürlicher Arbeitsteilung beschäftigt. Leider sind diese glücklichen Zustände seltener, als man im Interesse der Frauenexistenz und des Volksganzen wünscht. Man begegnet der Mutter, die am Tage ihrer Entbindung aufstehen muß, weil niemand an ihrer Statt die Kuh melken kann. Da sind die zahllosen chronischen Leiden, die schlechten, durch abgehetzte Arbeit hervorgerufenen Stillverhältnisse, die hohe Kindersterblichkeit. Dafür vermag auch das Bewußtsein des starken moralischen Halts und der vollkommenen Lebensschule, die die Kinder im Elternhause erfahren, nicht zu entschädigen. „Was an Fortschritt in den Bauernhof dringt, das bringt der Mann. Auf den Arbeitsgebieten der Frau herrscht stumpf und dumpf die Empirie ... Wasserleitung

Digitized by Google

und elektrisches Licht legt der Bauer in die Ställe, aber beileibe nicht ins Haus! ... Wollte ich nach den Eindrücken der Enquete einen Gradmesser aufstellen für die Intensität der Beschäftigung der verschiedenen Arbeiterinnengruppen, so würde ich sagen: am längsten und schärfsten arbeitet die Kleinbäuerin, dann die Magd, dann die Wanderarbeiterin, dann erst die kontraktlich gebundene Arbeiterin und zuletzt die freie Tagelöhnerin." Das Bedürfnis nach Fortbildung empfinden die Frauen selten bewußt. Sie wissen noch nicht, was ihnen fehlt, um als Mütter und als Berufsarbeiterinnen ihren Pflichten zu genügen. Auf welche Weise sollen nun Körperschaften und gebildete Einzelpersonen sie zu einer höheren Wertung ihrer Tätigkeit erziehen?

Ohne auf das Spezialproblem der Wanderarbeiterin näher einzugehen, die entweder Ausländerin ist, oder als Reichsangehörige zeitweise in Gegenden zieht, die höhere Löhne zahlen, seien folgende Reformvorschläge angeführt:

Man wird zunächst danach trachten müssen, die Frauen von zu schwerer Arbeit, wie z. B. dem Heben und Aufladen, aus gesundheitlichen Rücksichten zu entlasten. Der Teil der Beschäftigung jedoch, der die Frauen mit Widerwillen erfüllt, wird ihnen nicht mehr abstoßend erscheinen, wenn sie ihn für die eigene Wirtschaft ausführen. Man strebe also mit allen Kräften dahin, durch Verstärkung des landwirtschaftlichen Eigenbesitzes diesem die Frauenarbeit zurückzugeben. Weitere Punkte sind: Festes Lehr- und Arbeitsverhältnis und Organisation in entsprechenden Vereinen. „Das Interesse der Jugendlichen, des Staates und der Landwirtschaft drängen dazu, die Abwanderung durch ein verändertes Erziehungssystem zu verhindern." Der Schulunterricht wird um zwei Winterhalbjahre vermehrt, in denen hausfrauliche und mütterliche Kenntnisse vermittelt werden. Es folgt darauf eine Lehr- und eine Gehilfenzeit von je zwei Jahren bei geprüften Lehrfrauen; sämtliche Einrichtungen unterstehen den Landwirtschaftskammern.

Spiel- und Sportvereine nehmen die Schulentlassenen auf, in Gehilfinnenorganisationen gliedern sie sich den landwirtschaftlichen Hausfrauenvereinen an. Diese würden mehr und mehr die Frauen aller Arbeitsstände umfassen und in enger Fühlung mit örtlichen landwirtschaftlichen Vereinen arbeiten. Herrscht in diesen Zusammenschlüssen der richtige soziale Geist, „der es erreicht, daß die Gutsfrau mit der Bäuerin am Vorstandstisch sitzt und die Bäuerin mit der Tagelöhnerfrau zur Versammlung fährt", so wird es ihnen auch gelingen, mit den Gehilfinnenorganisationen Vertrags- und Dienstausschüsse zu bilden, Berufsberatung und Arbeitsvermittlung einzurichten. Auf dieser breiten Grundlage entwickeln sich die tüchtigen Kräfte, die die Fraueninteressen in weiterem Maße als bisher in den Landwirtschaftskammern vertreten. Nicht zu unterschätzen als Mittel zur Seßhaftmachung ist ein praktisches und behagliches Heimwesen. Die guten Erfolge, die eine weibliche Wohnungsaufsicht im Westen Deutschlands erreicht hat, müßten sich auf das ganze Reich ausdehnen. Es besteht also hier noch ein besonderes Feld der sozialen Arbeit, wie auch Gründung und Zusammenfassung von Vereinen zur Wohlfahrtspflege. So erfreulich diese auch angewachsen sind, so fehlt doch noch deren systematische Organisation, die am zweckmäßigsten durch eine berufliche Kraft, eine Kreiswohlfahrtsbeamtin, ausgeführt wird. Auf derselben Linie bewegt sich die Forderung eines ausreichenden Mutterschutzes. Leider sehen die Landkrankenkassen vorwiegend nur die geringe Leistung von 4 Wochen vor, ein um so bedauerlicherer Umstand, als die Landarbeiterin von sich aus dazu neigt — d. h. durch die Verhältnisse gezwungen wird — sich nur ein Mindestmaß von Ruhe zu gönnen. Der Kirchgang nach 14 Tagen als Abschluß der Schonzeit ist nicht Auffallendes. Verlängerung der Kassenunterstützung, Selbstversicherung der Bäuerin und geordnete Hauspflege ist daher anzustreben.

Diese und ähnliche Maßnahmen werden in ihrer Vereinzelung noch keine Besserung bewirken. Erst ihr Ineinandergreifen und die Aufklärung und Mitarbeit aller Stände kann dies erreichen. „Ich verspreche mir von unserem Programm eine entschiedene kulturelle Hebung der Landfrauen. Und nur durch diese wird die Landflucht zu überwinden sein! Die Auffassung ist ja so sehr verbreitet, daß

Digitized by Google

nur ein beschränkter und unentwickelter Menschentypus auf dem Lande zu halten sei, der zu schwerfällig ist, um andere Existenzbedingungen aufzusuchen. Nun, auch dieser wird von der Industrie geholt werden, wenn sie ihren Arm hinstreckt, auch er wird der Massensuggestion unterliegen, weil ihm die innere Widerstandskraft mangelt. Die innere Widerstandskraft wird nur eine gehobene Arbeiterschaft gewinnen, die gerade durch ihre höhere Entwicklung imstande ist, die Werte des ländlichen Lebens zu empfinden."

Es ist bemerkenswert, daß, obwohl Vertreter der verschiedensten politischen Richtungen sich zum Wort gemeldet hatten, die Diskussion wohl Betonung und Ergänzung einzelner Punkte, aber keine prinzipielle Meinungsverschiedenheit hervortreten ließ.

Über „die Ausbildungsmöglichkeit für Mädchen und Frauen auf dem Lande" gab Dr. Rosa Kempf eine umfassende und anschauliche Darstellung, die sie in Veranstaltungen für die Jugend und für Erwachsene und darunter wieder in lokale Unterweisungs- und in Anstaltskurse trennte. Die ersten Bestrebungen gingen auf private Initiative zurück; allmählich nahmen sich Körperschaften, wie z. B. die Landwirtschaftskammern, der Frage an. Die Organisationen der Männer beteiligen sich so gut wie gar nicht an der Aufgabe. Glücklicherweise gibt die Volksschule beiden Geschlechtern eine gemeinsame Wissensgrundlage; wir haben uns gewöhnt, dies als eine Selbstverständlichkeit zu betrachten, und vergessen, daß die Gründung der Volksschule in eine politisch-liberale Periode fiel; es ist recht zweifelhaft, ob eine heutige Gesetzgebung nicht auch hier bestrebt sein würde, der weiblichen Eigenart in bekannter Weise gerecht zu werden. Die klösterlichen Internate und wirtschaftlichen Frauenschulen, die sich zuerst den weiterführenden Ausbildungsbedürfnissen anzupassen suchten, waren zu wenig auf die Anforderungen der Landmädchen zugeschnitten. Obgleich sich dieser Punkt jetzt gebessert hat, ist die Verbindung mit einem landwirtschaftlichen Betriebe die conditio sine qua non eines erfolgreichen Lernens, noch keineswegs überall durchgeführt. Die allgemein bildenden Volkshochschulen scheinen sich nur in Norddeutschland zu bewähren. Es ist selbstverständlich, daß Wanderkochkurse und verwandte Einrichtungen sich den örtlichen Bedürfnissen anzupassen haben; eine Verbindung mit der Winterschule würde in den meisten Fällen vorteilhaft sein. In Bayern, und in ähnlicher Form auch in Baden, besteht seit 1863 die dreijährige Sonntagsfortbildungsschule, die sich durchaus bewährt, wenn sie auch nur als ein Anfang zu betrachten ist. Ein Faktor ist unerläßlich, sollen Schulen und Kurse wirklich erziehlich auf die weibliche Landjugend wirken: deren Leitung durch eine erfahrene weibliche Kraft. Diese würden in genügender Anzahl zur Verfügung stehen; es sei nur auf die älteren Volksschullehrerinnen und auf die Wanderhaushaltungslehrerinnen hingewiesen. Es ist lediglich eine Geldfrage, wie denn überhaupt die Lösung dieses Problems ganz davon abhängt, ob die gesetzgebenden Körperschaften seine Bedeutung erfassen. Der Unterricht hätte im Winter an einzelnen Wochennachmittagen zu erfolgen; einer seiner wichtigsten Abschnitte würde die Ernährungsfrage sein, der die Frauen, namentlich seit Einführung der genossenschaftlichen Molkereien, höchst unwissend gegenüberstehen. Auch über ihre Rechte in Familie und öffentlichem Leben müßte das Mädchen aufgeklärt werden. Die Frauen empfinden mit Bitterkeit die geistige Vernachlässigung, in der sie leben. „Nach den Kälbern fragt man, nach den Rindern fragt man, nach der Frau fragt man nicht", schreibt eine oberbayerische Bäuerin. Die Fortbildungsschullehrerin zusammen mit der Gemeindeschwester müßte der Mittelpunkt der ländlichen Jugendpflege überall dort werden, wo kein angestammter Großgrundbesitz von selbst die Zentrale bildet. Das geistige Leben, das sich unter ihrer Führung entwickeln würde, wäre ein Gegengewicht gegen die Lockungen der vergnügungsreichen Großstadt. Freiin zu Putlitz, Fräulein Hielscher und Frau von Somnitz schilderten aus eigener Erfahrung in den verschiedensten landwirtschaftlichen Lebenskreisen die Arbeit der Gebildeten in der ländlichen Wohlfahrtspflege — alle in derselben Weise ausgehend von einem sozialen Pflichtgefühl, das in planmäßiger Arbeit seinen Ausdruck suchen will.

Digitized by Google

Wie das geistige Leben auf dem Lande sich in einem besonderen Zweige fördern läßt, brachte Frau Boehm-Lamgarben in ihrem Referat über „die Bedeutung des Vereinslebens für die Kleinbäuerin und die Landarbeiterin" zum Ausdruck. Auch sie ging, wie Gertrud Dyhrenfurth, von der Überzeugung aus, daß das Berufsbewußtsein in diesen Kreisen gepflegt werden müsse. Die landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine im Osten haben in dieser Beziehung segensreich gewirkt. „Sie haben Hausfrauen in Stadt und Land und aus allen Ständen zusammengerufen, um mitzuarbeiten an dem Werk der Fortbildung der Hausfrauen, der erhöhten Werterzeugung auf dem Lande, des erleichterten Absatzes und der bequemen Versorgung der städtischen Haushalte." Das Charakteristikum dieser Organisationen, das Zusammenarbeiten von Stadt und Land, darf als sehr wesentliches Moment betrachtet werden. Schaltet es doch das Gefühl der Überlegenheit der Städterin aus, das so oft die Landbewohnerin kränkt und bedrückt, und rückt es vielmehr diese an die erste Stelle, da von ihrer Tüchtigkeit das Gedeihen des städtischen Haushaltes wesentlich mitbeeinflußt wird. Dieser Umstand aber lehrt die Bäuerin wiederum ihre Arbeit als Teil der Produktion des gesamten Volkes erkennen, er gliedert sie der großen Werterzeugungsmaschine ein. Aus diesen Gründen ist sehr zu bedauern, daß sich bisher, wenigstens im Osten mit seinen weiten Entfernungen keine Möglichkeit hat finden lassen, die fuhrwerklosen Tagelöhnerinnen den Hausfrauenvereinen anzuschließen. Es gilt also neue Wege zu finden, etwa durch Gründung von rein ländlichen Zweigvereinen innerhalb der Kirchspiele oder Gemeinden. In überaus anschaulicher und eindrucksvoller Weise entwarf die Referentin hierzu ein Bild aus ihrem früheren Gute Lamgarben, wo es ihr nach anfänglichen Mißerfolgen gelungen war, die Frauen zu Kursen in Säuglingspflege, Erziehungsfragen usw. zu sammeln, sie zu wirtschaftlicher Tüchtigkeit zu erziehen und dem Hauptelend des Dorfes, der Trunksucht, zu steuern. Vorbedingung für derartiges Vereinsleben ist allerdings, daß die Frauen nicht regelmäßig auf Arbeit gehen, sondern hauptsächlich in der eigenen Wirtschaft tätig sind. Ähnliche Zusammenschlüsse haben unter anderem sogar in dem unkultivierten Masuren Erfolg gehabt. Eine der erstaunlichsten Erscheinungen ist die Überwindung des gerade auf dem Lande so überaus strengen Kastengeistes gewesen: aus dem Kreise der Bäuerinnen selber ist der Wunsch hervorgegangen, auch die Tagelöhnerfrauen an ihren wirtschaftlichen und geselligen Vereinigungen teilnehmen zu lassen. Für das Gelingen der Organisationen ist Voraussetzung ein Stab erfahrener, wirtschaftlich und menschlich tüchtiger gebildeter Frauen, die das Beispiel systematischer Arbeit in Stadt und Land geben.

Auf diese Referate folgte eine angeregte, im wesentlichen zustimmende Diskussion. Es ist richtig, daß die grundlegenden prinzipiellen Fragen (Erhöhung der Schulpflicht um zwei Winterhalbjahre, Einordnung der Jugend in feste Lehr- und Arbeitsverhältnisse, Beschränkung der gewerblichen Arbeit der Mädchen) ebensowenig eine tiefergreifende Erörterung erfuhren wie der ideelle Kernpunkt der Referate, ob und inwieweit die geistige Bildung dazu diene, den Landarbeiter seinem Beruf zu entfremden oder ihm diesen wertvoll erscheinen zu lassen und ob bessere Fortbildungsgelegenheit und dergleichen an sich oder nur als Gegengewicht gegen die Anziehung des Stadtlebens anzustreben seien. Da jedoch der Ständige Ausschuß die Probleme im Auge behalten wird, steht zu hoffen, daß sie, wie auch das Referat über die „gesundheitlichen Fragen auf dem Lande", das von der Tagesordnung abgesetzt werden mußte, in späteren Veranstaltungen ihre Erledigung finden werden. Es war interessant, wie einzelne besondere Punkte, z. B. die direkte Entlohnung der Jugendlichen, immer wieder betont wurden. Es wiederholt sich darin auf dem Lande derselbe Prozeß wie in der Industriearbeiterschaft: die mitverdienenden jungen Familienmitglieder sind nur durch Anerkennung ihrer wirtschaftlichen Selbständigkeit zu halten. Freiwillig gibt die Tochter gern ihren Lohn zur Unterstützung der Eltern; sie will aber das frohe Bewußtsein des eigenen Entschlusses dabei empfinden. Dieselbe Handlung, unter Zwang vollbracht, ist ihres ethischen

Digitized by Google

Wertes beraubt. Dieses Gefühl ruht bei dem Landmädchen natürlich unterhalb der Schwelle des Bewußtseins. Aber ist es nicht in primitiver Form dieselbe Forderung, die auch die Frauen erheben, die in erweiterter Bewegungsfreiheit und Selbstbestimmung des weiblichen Geschlechts die alleinige Möglichkeit erblicken, das reine Opfer freiwilliger Beschränkung und Einordnung zu bringen, und die unwürdigen einengenden Bestimmungen vor allem deswegen bekämpfen, weil sie den freien moralischen Entschluß unmöglich machen? Und ist nicht das Drängen nach besserer Bildung, nach Abwechslung, nach erweiterten Lebensbedingungen, nach Eintausch des ewigen Einerleis gegen ein buntes, bewegtes, beschwingtes Dasein nur die spezifische Form, in der die Landarbeiterin das Verlangen nach neuen weiten Zielen empfindet, das heute alle Frauen erfüllt? Anstatt die Entwicklung zu beklagen, sollten wir vielmehr den günstigen Zeitpunkt erkennen, an dem sie eingesetzt hat. Zugleich mit dem Mann will die Bäuerin vorankommen, derselbe Trieb, das Leben zu erweitern, beseelt die Magd wie den Burschen; dieses und das glückliche Zusammenfallen der Berufsinteressen verbürgt die weitere Gemeinschaft der Lebenszentren. Den unglückseligen Zustand der Industriearbeiterschaft, — in dem der Mann in spezialisiertem, oft hochqualifiziertem Berufe steht, mit Gelegenheit zur Verstandesschulung, die Frau hingegen in der Regel billige Lohnarbeit leistet oder in dem winzigen Haushalt eingeschlossen lebt, verständnislos die Tätigkeit des Mannes betrachtend, so daß es als Glück erscheint, wenn ein Parteileben die Eheleute geistig einigt — diesen Zustand braucht die Landarbeiterschaft nicht zu fürchten. Arbeit und Erholung in ihren wesentlichen Zügen werden naturgemäß dort von beiden Geschlechtern immer geteilt werden. Von solchen engen Ausschnitten aus fielen manche Streiflichter auf die Gesamtzustände des gegenwärtigen Frauendaseins. Wäre die Folge der Konferenz wie der Umfrage, daß die weibliche Welt sich des innigen Zusammenhangs bewußt würde, der Stadt und Land, Arbeiterfrau wie Angehörige der besitzenden Klasse verbinden sollte, so wäre alle Mühe und Arbeit derer, die sich während der letzten Jahre der Erforschung der Landarbeiterinnenfrage hingegeben haben, reich belohnt.

Memento mori.

Wie die Sommernacht auf lautlosen Schwingen trug
Eines großen Falters seltsam gleitenden Flug,
Wie mit jähem Leuchten zieht ein fallender Stern,
So streift ein dunkles Besinnen mich fremd und fern. —
All' mein bestes Wollen richtet sich erdenwärts.
In schweren Schlägen geht mein träumendes Herz,
Das kindertrotzig das Märchen nicht glauben will,
All' seine Liebe sei einst tot und still!

E. Godbersen.

Digitized by Google

Diskussion.

Landtag und Universität.

Mit welcher Sachkenntnis und Sachlichkeit die Volksvertretung den Frauenbildungsfragen gegenübersteht, dafür bekommen wir Frauen einmal wieder einen erhebenden Beweis durch die Verhandlungen der Budgetkommission des Preußischen Abgeordnetenhauses über den Oktobererlaß.

Wir entnehmen den Verhandlungen vom 27. Februar die wichtigsten auf den Erlaß bezüglichen Stellen im Wortlaut.

Zunächst der Berichterstatter.

Er sagte:

„Gegen den Erlaß seien in der letzten Zeit verschiedene Proteste ergangen, die er im Interesse der gedeihlichen Entwicklung des Frauenstudiums als nicht ersprießlich bezeichnen könne. So habe der Verein „Frauenbildung — Frauenstudium" energisch gegen den Erlaß in einer Erklärung Front gemacht, unter der sich Namen von Personen befänden, denen man ein Urteil in dieser Sache zutrauen müßte, obschon er glaube, daß diese Personen vielleicht nicht genau über die Voraussetzungen des Protestes unterrichtet gewesen seien. (!!)

In dem Protest wurden besonders zwei Behauptungen aufgestellt, und auf Grund deren eine baldige Abänderung der neuen Bestimmungen gewünscht. Es werde behauptet, daß die Vorbildung durch das Oberlyzeum, also der vierte Weg, gegenüber den anderen drei Wegen als minderwertig zu betrachten sei, und ferner werde die Ausbildung auf dem Oberlyzeum als seminaristisch bezeichnet. Er könne beide Behauptungen nur als unrichtig bezeichnen.

Der Preußische Zentralverband für die Interessen der höheren Frauenbildung habe gleichfalls, allerdings, wie er hervorhebe, nicht einstimmig, eine Resolution gefaßt, in der ähnliche Wünsche geäußert würden wie in dem genannten Proteste.

Gegenüber diesen Protesten habe sich ein neuer Verein gebildet, der Deutsche Bund gegen die Frauenemanzipation, und daraus gehe am besten hervor, wie unersprießlich die Agitation der vorgenannten Vereine für die Sache sei. Er könne nur wünschen, daß in das höhere Mädchenschulwesen allmählich eine gewisse Ruhe komme und die Verhandlungen über Änderungen aufhörten."

Soweit der Berichterstatter. Daraus, daß er es fertiggebracht hat, bis zum Februar 1914 noch nichts von der Existenz des Antibundes zu merken, mag der Antibund nach all seiner sauren Mühe, Geräusch zu machen, mit Trauer entnehmen, daß Undank der Welt Lohn ist. Daß er aber auch im übrigen notdürftig Eingeprägtes mechanisch wiederholt, erhellt aus dem Bericht ohne weiteres.

Durch diese „Berichterstattung" sachkundig und erschöpfend aufgeklärt, konnten also die auserlesenen Sachverständigen des Hohen Hauses in die Beratung eintreten.

Es folgt der Abgeordnete Dr. Herwig mit folgenden — weitaus den sachlichsten — Bemerkungen:

„Er schließt sich den Ausführungen des Berichterstatters über den vierten Weg an und fügt hinzu, es werde von Universitätslehrern als ein Übelstand angesehen, daß die auf dem vierten Wege vorgebildeten jungen Damen während der ersten Semester noch viel zu viel mit vorbereitenden Studien zu tun hätten. Es empfehle sich deshalb, auch für philologische Fächer Nachexamina vorzuschreiben und zu bestimmen, daß diese vor dem Eintritt in die Universität gemacht würden."

Digitized by Google

Der Minister hatte es in diesem Kreise nicht schwer, den Erlaß zu verteidigen. Er hob die Nachprüfung hervor, durch die „den Wünschen der Universitäten Rechnung getragen sei", sagte aber nicht, daß diese Nachprüfung nur von 16 Prozent der Studentinnen verlangt wird, da 84 Prozent jetzt in der philosophischen Fakultät studieren. Von den philosophischen Fakultäten sagte er, sie könnten sich nicht „vernachlässigt fühlen, weil etwa die jungen Damen auf dem vierten Wege zu ihnen kommen könnten, da es sich doch nur darum handle, die facultas docendi zu erwerben" — eine Bemerkung, aus der sehr deutlich hervorgeht, daß sogar die Unterrichtsverwaltung die Oberlyzeistinnen nicht als Vollstudentinnen der philosophischen Fakultät ansieht, und daß die von Freunden des Oberlyzeums quasi offiziell gemachten Versprechungen, die Oberlyzeistinnen würden zur Promotion zugelassen werden, vom Minister in keiner Weise bestätigt werden.

Am wenigsten wurden die Interessen der höheren Frauenbildung (außer vom Berichterstatter!) von den beiden Vertretern der Fortschrittlichen Volkspartei wahrgenommen.

„Der Abgeordnete Eickhoff stimmt bezüglich des Erlasses vom 11. Oktober 1913 den Ausführungen des Ministers bei und bezeichnet es als wahrscheinlich, daß der Erlaß dazu beitragen werde, einen künstlichen Zudrang der Mädchen zu den Universitätsstudien zu verhindern. Auch von diesem Gesichtspunkte aus sei der Erlaß zu begrüßen; denn die Studienanstalten gäben keine Berechtigung zu den praktischen Berufen. Wenn die Oberlyzeen durch den Erlaß nicht diese Berechtigung erhalten hätten, so würden zahlreiche Studienanstalten entstanden sein und infolgedessen ein Zudrang zum Universitätsstudium."

Und Herr Abgeordneter Cassel sah es als eine Härte an, „wenn diejenigen Damen, die vom Oberlyzeum aus sich für das höhere Lehramt vorbereiten wollten, vor dem Eintritt in die Universität eine Nachprüfung würden ablegen müssen."

Ganz abgesehen davon, daß es eine merkwürdige Haltung für den Liberalismus ist, wenn er sich zum Bremser des Frauenstudiums berufen glaubt, so dürfte auch die Logik des Herrn Abgeordneten Eickhoff den Tatsachen nicht so ganz standhalten. Was die „praktischen Berufe" anlangt, so bereitet auch das Oberlyzeum nicht für solche vor, und auf welche Weise mehr Mädchen auf die Universität kommen: wenn man auf einen Schlag 120 Oberlyzeen die Studienberechtigung gibt, oder wenn allmählich noch ein Dutzend Studienanstalten mehr entstehen, dürfte ziemlich klar sein. Ganz klar aber ist, daß auf dem ersten Wege die unvorbereiteten und auf dem anderen die vorbereiteten Mädchen zur Universität kommen.

* * *

Soweit die Stellung der Volksvertretung. Unterdessen hat die philosophische Fakultät der Universität Göttingen eine Denkschrift herausgegeben über „Die Vorbildung zum Studium in der philosophischen Fakultät", die als Ganzes ein außerordentlich wertvoller Beitrag zur Berechtigungsfrage ist, aber ihr besonderes Interesse für die aktuelle Frauenbildungsfrage durch ihre Stellungnahme zum Oberlyzeum hat. Es heißt darüber:

„Zusammenfassend darf man zur Charakteristik des Oberlyzeums und seiner Vorbereitung zur Universität sagen, daß sie für kein einziges Fach der philosophischen Fakultät ohne weiteres ausreicht, — für die weitaus meisten Fächer aber in mindestens demselben Maße wie die Oberrealschule Lücken aufweist, die nicht nebenher, auch nicht durch eine Ergänzungsarbeit von Jahren ausgefüllt werden können. Die gefährliche Tragweite der Verfügung vom 11. Oktober 1913 liegt unter diesen Umständen darin, daß sie eben jetzt, wo das höhere Mädchenschulwesen noch in der ersten Ausgestaltung ist, zum Besuche der Oberlyzeen gerade auch mit Rücksicht auf das Universitätsstudium förmlich einlädt, während etwa unter den höheren Knabenschulen von alters her immer noch ein starkes Übergewicht der gymnasialen und realgymnasialen Anstalten besteht, die, wenn nicht in allen Punkten, so doch im ganzen die besseren Bedingungen für das Studium an den Universitäten bieten. Auch kommt die für das Oberlyzeum zunächst zum Vergleich heranzuziehende Oberrealschulbildung in sehr hohem Maße für die Vorbereitung auf das Studium an den technischen Hochschulen und etwa für den Offizierstand in Frage, — worauf doch wieder die Ober-

Digitized by Google

lyzeen nicht reflektieren. Anderseits scheint eben jetzt (nach dem Ministerialerlaß vom 6. Dezember 1913 zu schließen) die Rücksicht auf die Vorbildung zur Universität in ähnlicher Weise wie bei den Oberrealschulen ungünstig auf die Behauptung ihrer spezifischen Eigenart zurückzuwirken, insbesondere ihre Wirksamkeit als Lehrerinnenbildungsanstalten zu beeinträchtigen."

Und an einer anderen Stelle:

„Wer leugnen wollte, daß der mittlere Oberrealschulabiturient oder die Abiturientin eines Oberlyzeums für das Studium der Religion, der Geschichte und der Philologie die erforderliche Vorbildung nur in Jahren und mit der allergrößten Anstrengung nachzuholen vermag, müßte sich zugleich anheischig machen, den ganzen sorgsam aufgebauten Lehrgang des humanistischen Gymnasiums wie des Realgymnasiums als unnötig zu erweisen. Wir haben zwar Fälle erlebt, wo jene große Leistung mit Ehren vollbracht ist; aber aus der Tatsache, daß nicht ganz wenige Lehrerinnen und Lehrer mit zunächst nur seminaristischer Bildung das volle humanistische Abiturientenexamen nachgemacht und auch die Prüfung pro facultate docendi gut bestanden haben, dürfen nicht zu weitgehende Schlüsse gezogen werden. Sie haben, wie wir aus der Einsicht in zahlreiche Zeugnisse und nach langjährigen Erfahrungen in der Prüfungskommission sagen können, in Wahrheit das erste Examen vielfach mehr formell als innerlich, oft nur durch starke Kompensationen bestanden und auch in der Staatsprüfung zumeist mehr eine moralische als eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges zustande gebracht."

Vielleicht wird diese Denkschrift dazu helfen, in noch weiteren Kreisen das Gefühl für die Seltsamkeit der Situation zu wecken, die darin liegt, daß die direkt Beteiligten — Universitäten und Frauen — einmütig eine Maßnahme ablehnen, die ihnen von denen, die unter ihren Folgen nicht zu leiden haben, aufgezwungen wird.

Es wirft auch ein sehr charakteristisches Licht auf die Selbstverwaltungsrechte der Universitäten, daß ihre Meinungsäußerungen so als quantité négligeable behandelt werden dürfen (von Volksvertretung und Behörde) wie das hier geschieht.

Die vornehmen Gegner.

Das Organ der Deutsch-nationalen Handelsgehilfen, die „Deutsche Handelswacht", berichtet in ihrer Nummer vom 20. März von ihrer Arbeit gegen die kaufmännische Fortbildungsschule für Mädchen in einer Form, die so charakteristisch ist für Motive, Gesinnung, Ton dieser Agitation, daß wir einmal diesen ganzen Bericht hier wiedergeben wollen.

„Frauenfrage — neue Erfolge unserer Arbeit." In das Dunkel, das in den meisten Köpfen herrscht, wenn von der Frauenfrage die Rede ist, fallen immer mehr Lichtstrahlen. Unsere unermüdliche Arbeit ist also nicht umsonst!

In Goch war, auf Veranlassung des Herrn Landrats von Cleve, die Erweiterung des Fortbildungsschulzwanges auch auf weibliche kaufmännische Angestellte und Fabrikarbeiterinnen geplant. Aber unsere Ortsgruppe war auf dem Posten. Sie überreichte dem Bürgermeisteramt spornstreichs eine Eingabe, die sich, unter Darlegung aller Gründe, gegen eine kaufmännische Fachschule und für eine Haushaltsschule aussprach. Jedem Stadtverordneten ging mit einem Anschreiben unsere Schrift: „Haushaltsschulen oder Kaufmannsschulen?" zu. Erfolg: die Errichtung der Schule wurde abgelehnt. Über die Stimmung der Stadtverordneten gibt ein Schreiben Aufschluß, das unserer Ortsgruppe zuging: „. . . . habe ich an Hand Ihrer Eingabe vom 2. Mai 1913 schon den darin niedergelegten Standpunkt in den Kommissionssitzungen vertreten und wie damals, so kann ich Ihnen auch heute mitteilen, daß die Verwaltung die Ausdehnung des Fortbildungsschulzwanges auf kaufmännische weibliche Angestellte und gewerbliche Arbeiterinnen ablehnen wird.

Persönlich trete ich mit Ihnen für die Ausbildung der jungen Mädchen im hauswirtschaftlichen Unterricht jederzeit gern ein."

In Barmen sollte ebenfalls die Fortbildungsschulpflicht auf die weiblichen kaufmännischen Angestellten ausgedehnt werden. Die Handelskammer hatte sich dagegen ausgesprochen, insgleichen die Finanzkommission. Trotzdem sollte die Barmer Bevölkerung damit beglückt werden, um ja immer mehr Mädchen in den Kaufmannsberuf hinein zu befördern, uns, ihnen selbst und dem

Digitized by Google

ganzen Volk zu Leide, und nur einigen Billigkeitsfanatikern von Arbeitgebern zur Wonne. In der Stadtverordnetensitzung erhub sich ein fröhlicher Krieg, unsere Unterlagen (Eingaben, Schriften) wurden fleißig benutzt, und der Erfolg war, daß die Vorlage abgelehnt wurde.

Die Sitzung hatte aber noch ein Nachspiel. Der Herr Handelsschuldirektor Kuemmel durfte an der Stadtverordnetensitzung teilnehmen. Sein Vorgesetzter, der Herr Oberbürgermeister beauftragte ihn, sich zu äußern, ob die vorhandenen Schulräume ausreichend seien, um die neue Schule unterzubringen. Der Herr faßte seine Aufgabe indessen weiter. Aus dem bisherigen Gang der Verhandlungen hatte er zu seinem Leidwesen entnehmen müssen, daß der D. H. V. das Karnickel war, das ihm hindernd im Wege stand bei der sehnlichst erwarteten Ausdehnung seines segensreichen Wirkungskreises. Man kann es verstehen, wenn sich jemand darüber ärgert. Wiederholt waren die Gründe und die Zahlen, die der D. H. V. zusammengestellt hat, in der Aussprache erwähnt worden. Die Aussichten für die Schulfreunde standen schlecht. Der ganze Groll, den eine so schmähliche Enttäuschung erzeugen kann, packte den Herrn Schuldirektor und mit wilder Entschlossenheit hielt er dem D. H. V. seine Sünde vor: unsere Zahlen seien mit statistischer Taschenspielerei aufgemacht.

Kaum war das Wort dem Mund entflohn . . . Wir sind für solche Liebenswürdigkeiten ja recht empfänglich und pflegen sie stets mit gleicher Höflichkeit zu erwidern. Unsere Ortsgruppe arbeitete flott: Große öffentliche Versammlung mit Werner Heinemann, Hamburg, als Redner. Der kühne Rhapsode Direktor Kuemmel wurde durch Einschreibebrief und öffentlichen Anschlag aufgefordert, sich in der Versammlung zu rechtfertigen. Der Abend nahte, die Zuhörer füllten den großen Saal bis zum letzten Platz, nur der Held, dem diese Ovation zugedacht war, fehlte. Er hatte die Vorsicht als der Tapferkeit besseren Teil erwählt, weil es ihm offenbar an Mut gebrach, seine dreiste Anschuldigung vor dem Forum der Versammlung zu verteidigen. Vom sichern Schreibtisch aus sandte er der Ortsgruppe eine Erklärung, daß er mit dem D. H. V. nichts zu tun haben wolle, seine Behauptung aber müsse er aufrechterhalten. Das schlug dem Faß den Boden aus und steigerte die Entrüstung der Versammlung. Kollege Heinemann ging mit dem Herrn Schuldirektor unter großem Jubel der Versammlung scharf ins Gericht. Lorbeeren hat Herr Kuemmel bei dieser Sache nicht geerntet, wohl aber haben alle, die es angeht, wieder einmal gesehen, daß man den D. H. V. in Ruhe lassen soll, weil er sonst die Zähne zeigt. Unsere Ortsgruppe aber konnte sofort eine stattliche Reihe neuer Mitglieder in ihren Kreis aufnehmen."

Daß von dem Handelsschuldirektor erwartet wurde, er würde sich den Pöbeleien einer ganz in den Händen dieser Herren befindlichen Versammlung aussetzen, ist naiv genug, und daß die Ablehnung einer Auseinandersetzung mit Leuten, die sich in diesem Ton inszenieren, als Feigheit bezeichnet wird, ist ebenso bezeichnend für die ganze Kampfesweise dieser Organisation.

Den Frauen kann das Gebaren der Deutsch-nationalen Handelsgehilfen nur sehr recht sein. Es ist das sicherste Mittel, um die Gebildeten unter den Gegnern der Frauenbewegung hinsichtlich der Motive des Gegnerbundes stutzig zu machen. Erstaunlich ist es nur, daß es wirklich noch Städteverwaltungen gibt, die den Charakter dieser Agitation nicht aus ihrer Form zu erkennen vermögen.

Zur Frage der gemeinschaftlichen Erziehung.

Zu dieser Frage bringt die von Prof. Dr. J. Wychgram herausgegebene Zeitschrift „Frauenbildung" (Leipzig, B. G. Teubner, 3. Heft 1914) sehr interessantes Material in einem Artikel des Oberlehrers Albert Rohrberg über die in dänischen Schulen gemachten Erfahrungen. In Dänemark ist durch Verfügung des Ministeriums für Kirchen- und Schulwesen vom 31. Juli 1903 der gemeinsame Unterricht für Knaben und Mädchen für alle höheren Schulen grundsätzlich angeordnet. Der Wortlaut der Verfügung läßt deutlich erkennen, daß es sich dabei nicht nur um praktische Gründe handelte, sondern daß man von der gemeinsamen Erziehung wertvolle Resultate für beide Geschlechter erwartet. Einzelne Bestimmungen der Verfügung sind besonders interessant, weil sie eine Objektivität und

Digitized by Google

Überlegenheit der Anschauung zeigen, die man sich auch anderswo wünschen möchte. So wird nachdrücklich gefordert, daß bei den Aufnahmeprüfungen Knaben und Mädchen unter die gleichen Bedingungen gestellt werden. Sollten sich bei einer Schule mehr Schüler melden, als zugleich aufgenommen werden können, so soll bei der Auswahl nur auf die Kenntnisse und die geistige Reife Rücksicht genommen werden, nicht aber darauf, ob der Bewerber ein Knabe oder ein Mädchen ist; nur in ganz besonderen Fällen darf davon abgegangen werden. Die Verfügung weist darauf hin, daß der Einfluß der gemeinsamen Erziehung sich nur dann zeigen kann, wenn das eine Geschlecht nicht dem anderen an Zahl bedeutend überlegen ist. Dem Einwand gegenüber, daß die Entwicklung der Mädchen in anderer Kurve verlaufe, als die der Knaben, hat das Ministerium geltend gemacht, daß sich erfahrungsgemäß „bei nicht ganz wenigen" Mädchen in dieser Beziehung keinerlei Schwierigkeiten herausstellten; wo das der Fall sei, könnten gewisse Maßregeln getroffen werden, die eine gesundheitliche Schädigung der Mädchen verhinderten. Auch der Spielplatz ist gemeinsam. Der Verfasser bemerkt dazu: „Ich habe die Kinder häufig in ihren Pausen beobachtet. In den unteren Klassen spielen Knaben und Mädchen stets miteinander, und zwar in aller Ungezwungenheit und wohl auch Wildheit, was den Mädchen durch eine zweckmäßige Kleidung ermöglicht wird. In den Übergangsjahren dagegen pflegen sie sich voneinander getrennt zu halten; das rührt aber nur daher, daß in diesen Jahren ihre gegenseitige Wertschätzung äußerst gering ist, denn Schwärmerei und Flegelei passen wenig zueinander. In den oberen Klassen habe ich dagegen stets bemerkt, daß Schüler und Schülerinnen wieder ungezwungen miteinander umgehen."

Es ist ferner ausdrücklich hervorgehoben, daß Knaben und Mädchen vollständig gleich behandelt werden; sie sollen sich nicht als solche fühlen, sondern als Kinder, als ebenbürtige Kameraden. Das Ministerium spricht sogar den Wunsch aus, daß immer ein Knabe und ein Mädchen auf derselben Bank sitzen sollen. Die Erziehung ist auch insofern wirklich eine gemeinsame, als Lehrerinnen daran beteiligt werden. Sobald zirka 10 Schülerinnen aufgenommen sind, muß neben den männlichen Lehrkräften eine Lehrerin angestellt werden, die die Mädchen in ihren besonderen Fächern zu unterrichten hat, daneben aber auch einige Stunden in der gemeinsamen Klasse gibt. Sobald die Anzahl der Schülerinnen die Zahl 30 erreicht hat, muß eine Lehrerin angestellt werden, die in den wissenschaftlichen Fächern wenigstens auf der Mittelstufe unterrichten kann. Sie führt den Titel „Inspectrice" und hat die Aufgabe, die Mädchen in all ihren Sonderangelegenheiten zu beraten und zu beaufsichtigen, ist auch für diese Dinge die Ratgeberin des Direktors. In dem Maße, wie die Zahl der Mädchen dann weiter wächst, soll auch die Zahl der festangestellten Lehrerinnen im Kollegium der Anstalt wachsen. Das Ministerium hat verfügt, daß das Lehrerzimmer für Lehrer und Lehrerinnen gemeinsam sein solle, um den Austausch der Erfahrungen zu begünstigen und die Kameradschaftlichkeit auch im Lehrerkollegium zu fördern.

Und Dänemark geht nicht dabei zugrunde? Die dänische Jugend verroht nicht ganz und gar?

Merkwürdig — es scheint in der Tat nicht so. „In zahlreichen Unterredungen mit dänischen Direktoren und Amtsgenossen," bemerkt der Verfasser, „habe ich erfahren, daß man in Dänemark nur gute Erfahrungen mit dem gemeinsamen Unterricht gemacht hat. Nur in ganz vereinzelten Fällen hat man schlechte Erfahrungen gemacht; es handelte sich dabei aber fast immer um schlecht oder krankhaft veranlagte Kinder. Man kann also für diese Vorfälle nicht das System verantwortlich machen." Was man aber nichtsdestoweniger bei uns unter allen Umständen tun würde.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

Statistik des Frauenstudiums. Im Wintersemester 1913/14 studierten an den preußischen Universitäten 3007 Frauen, im Wintersemester 1912/13 waren es 2980. Auf die Fakultäten verteilen sie sich folgendermaßen: In der theologischen Fakultät studieren 26, in der juristischen Fakultät 34, in der medizinischen Fakultät 417 und in der philosophischen Fakultät 2530 Frauen. In allen Fakultäten mit Ausnahme der medizinischen ist, wie eine von Geheimrat Tilmann in der „Monatsschrift für höhere Schulen" veröffentlichte Statistik lehrt, eine Abnahme zu verzeichnen. Es gab im Jahre 1912/13 in der theologischen Fakultät 28, in der juristischen Fakultät 30, in der medizinischen Fakultät 361 und in der philosophischen Fakultät 2561 Frauen. Von den 3007 im Wintersemester 1913/14 studierenden Frauen waren immatrikuliert 2305; die übrigen 702 waren als Gasthörerinnen zugelassen. Die 2305 immatrikulierten verteilen sich wie folgt: 5 in der theologischen Fakultät, 30 in der juristischen Fakultät, 329 in der medizinischen Fakultät und 1871 in der philosophischen Fakultät.

* **Die Hebung der Frauenbildung im Orient** schreitet zum Teil unter europäischer Mithilfe energisch fort. In Ägypten ist ein Verband für weiblichen Unterricht gegründet unter dem Vorsitz der Gattin des Oberkommandierenden der englischen Truppen. Im Rahmen der Universität Kairo sollen Vorlesungen über Fragen der weiblichen Kultur, Erziehung, Psychologie und dergl. gehalten werden. — Wichtiger noch ist die Zulassung der Türkinnen zur Universität. Die türkische Regierung hat den Frauen, wie wir schon in der letzten Nummer erwähnten, das Universitätsstudium freigegeben, speziell das medizinische Studium. Außerdem sollen der Universität Frauenkurse angegliedert werden, in denen die Frauen für ihre spezifischen Aufgaben der Haushaltführung, Hygiene, Säuglingspflege usw. ausgebildet werden können.

Berufliches.

Die „Vereinigung weiblicher Ärzte" und das „Hilfscomitee des Deutschen Lyceumclub zur Errichtung eines Frauenkrankenhauses unter Leitung weiblicher Ärzte" zu Berlin haben sich vereinigt unter dem Namen „Verein Krankenhaus (E. V.) angeschlossen an den Deutschen Lyceumclub." Der Vorstand setzt sich zu zwei Dritteln aus Ärztinnen und zu einem Drittel aus Laienmitgliedern zusammen. **Als letztere sind gewählt:** Frau Kommerzienrat Heyl, Frau Staatsminister von Boetticher, Frau Dr. Eliza Ichenhaeuser und Frau Geheimrat Margarete Kayser.

* **Aussicht auf Anstellung als Rektor einer Volksschule** besteht jetzt für die Lehrerinnen, die in Berlin die Rektorprüfung bestanden haben. Der Magistrat hat beschlossen, eine Lehrerin in die Bewerbungsliste der Rektoren aufzunehmen.

* **Handels- und Gewerbelehrerinnen.** Von der Leitung der Victoria-Fortbildungs- und Fachschule zu Berlin wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Nachfrage nach gut vorgebildeten Handelslehrerinnen, insbesondere für Verkäuferinnenklassen, sowie nach talentvollen Gewerbeschullehrerinnen, insbesondere für Putzmachen und Wäscheanfertigung sehr groß ist. Infolge der stetigen und glücklichen Weiterentwicklung unseres Fach- und Fortbildungsschulwesens in Deutschland bietet sich hier tüchtigen weiblichen Lehrkräften ein reiches Feld der Betätigung.

* **Lehrwerkstätten für Mädchen.** Der Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau hat neuerdings die Frage der Lehrwerkstätten und gewerblichen Unterrichts-

Digitized by Google

anstalten als Ersatz der Meisterlehre für die weibliche Jugend eingehender bearbeitet. Sein 12. Flugblatt weist auf die bestehenden staatlich anerkannten Lehrwerkstätten, die für Frauen zum Teil in Betracht kommen, hin, ebenso auf die von der Groß-Industrie geschaffenen Werkschulen. Die Vorzüge der Lehrwerkstätten werden in folgenden Tatsachen gesucht:

a) Die Lehrwerkstätten sind ein Ersatz für die oftmals fehlenden guten Lehrstellen. Viele größere Betriebe lehnen, zum Teil auch infolge der Arbeiterschutzbestimmungen für Jugendliche, die Lehrlingsausbildung ab. Sie sind außerdem auch durch die Arbeitsteilung in ihrem Betriebe nicht in der Lage, dem Lehrling eine vielseitige und umfassende Ausbildung zu geben. Im Handwerk kommen fast nur noch die mittleren Betriebe als gute praktische Lehren in Frage.
b) Die Lehrwerkstätten ziehen die Kinder mit höherer Schulbildung an, die dem Gewerbe neue, nicht zu unterschätzende Elemente zuführen.
c) Die Lehrwerkstätten können alle das Gewerbe fördernde Hilfsmittel ausnützen, die der einzelnen Werkstatt oft nicht zur Verfügung stehen.
d) Die Lehrwerkstätten arbeiten mit verschiedenen Lehrkräften, die sich ergänzen und Theorie und Praxis stets miteinander verbinden.
e) Die Lehrwerkstätten sind geeignet, Qualitätsarbeiter auszubilden, aus denen später Werkmeister und Fachlehrer hervorgehen werden.

Eine eingehende Darstellung dieser Ausbildungsmöglichkeiten für Mädchen gibt Frau Levy-Rathenau in der Zeitschrift für gewerblichen Unterricht (29. Jahrgang Nr. 4). Der Aufsatz soll zu einer Beratung darüber anregen, inwiefern die Lehrwerkstätte Ersatz für die Meisterlehre bieten kann. Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle des Verbandes, Berlin W., Eichhornstraße 1 I.

* **Die Zulassung zur Anwaltschaft** wird seit langer Zeit vergebens von den Frauen in England erstrebt. Die Schwierigkeit liegt darin, daß diese Zulassung nicht vom Staat, sondern von korporativen Vertretungen der Gerichtsbarkeit gewährt wird. Der Appellationshof in London hat kürzlich wiederum das Gesuch einer englischen Juristin um die Ausübung der Anwaltspraxis verworfen, und zwar mit der für die männliche Objektivität nicht gerade sehr beweiskräftigen Begründung, daß die Richter zu sehr durch die persönlichen Eigenschaften des weiblichen Anwalts bestimmbar sein würden. Die Logik ist sehr merkwürdig; wenn es so paßt, so begründet man den Ausschluß der Frauen vom Gericht mit ihrer größeren weiblichen Subjektivität, und wenn es anders paßt, so begründet man ihn mit der männlichen Subjektivität.

* **Als Geistliche an einem Frauengefängnis** ist in Finnland eine Theologin Fräulein Wendla Iwaska angestellt. Sicherlich ist die Seelsorge an weiblichen Gefangenen eine Aufgabe, der die Frauen in ganz besonderem Maße gewachsen sein dürften.

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Frauen in der Berliner Kommunalverwaltung.** Wie wir schon in der vorigen Nummer berichteten, hat die Berliner Stadtverordnetenversammlung mit 77 gegen 31 Stimmen in namentlicher Abstimmung einen sozialdemokratischen Antrag angenommen, der die Zuwahl von 3 Frauen in die Berliner Armendirektion fordert. Auch der Antrag betreffend die Zuziehung von Frauen in die Waisendeputation ist angenommen. Da wegen der rechtlichen Schwierigkeiten, die bezüglich der Stimmberechtigung von Frauen in Waisendeputationen aus der Städteordnung erwachsen, mehrere verschieden formulierte Anträge eingelaufen waren, hat die Stadtverordnetenversammlung alle angenommen, um dem Magistrat die Möglichkeit der Zuziehung in irgendeiner rechtlich zulässigen Form freizulassen. Ferner wurde die Zuziehung von Frauen als Mitglieder der Deputation für Jugendfürsorge beschlossen.

* **Für die direkte Ausübung des Kommunalwahlrechtes** der Frauen hat der Landtag von Sachsen-Weimar gestimmt. Die Frauen besaßen in Sachsen-Weimar schon das Kommunalwahlrecht, sie mußten es nur durch einen Stellvertreter ausüben lassen. Diese Einschränkung wird jetzt fallen. Der Landtag hat sich durch die Kassandrarufe des konservativen Abgeordneten von Eichel, der das Frauenstimmrecht für den Anfang vom Ende erklärte, nicht abschrecken lassen, den Frauen den Wahlzettel in die eigene Hand zu geben. Er hat einen Antrag angenommen, wonach bei einer bevorstehenden Revision der Gemeindeordnung die Bedingung der Stellvertretung fallen soll.

* **Zum Kommunalwahlrecht der Frauen.** Auf Veranlassung des Frauenbildungsvereins zu Gotha gelangte am 11. März a. c. eine Petition an den Landtag für das Herzogtum Gotha, § 5 des Gothaischen Gemeindegesetzes vom 11. Juni 1858 möge dahin abgeändert werden, daß den

Digitized by Google

Frauen die Möglichkeit zur Erwerbung des Bürgerrechtes, des Rechtes der Stimmgebung in Gemeindeangelegenheiten und des Rechtes der Wählbarkeit zu Gemeindeämtern gegeben werde. Unterzeichnet war dieses Gesuch von 1723 Männern und Frauen der verschiedensten Stände in Stadt und Land. Als wertvoller Fortschritt gegenüber den vorhergehenden Bemühungen um Erlangung des aktiven und passiven Gemeindewahlrechts für die Frau ist die sympathische Stellungnahme des Reichsvereins (Organisation der Fortschrittlichen Volkspartei im Herzogtum Gotha) zu der Petition zu begrüßen, dessen Vorstand der liberalen Fraktion des Landtags folgende Resolution übermittelte:

„Der Vorstand des Reichsvereins hat in der Sitzung vom 6. Februar 1914 beschlossen, mit Beziehung auf die Petition betreffend das Gemeindewahlrecht der Frauen, die liberale Landtagsfraktion zu ersuchen, mindestens für Verleihung des aktiven und passiven Wahlrechts an die Frauen einzutreten, die selbständig zur Einkommensteuer zu veranlagen sind.

Indem wir hiermit der Fraktion den Beschluß zur Kenntnisnahme übermitteln, ersuchen wir ergebenst, ihn bei der Beschlußfassung über die Petition zu verwerten."

* **Die Zulassung der Frauen zum Ministeramt** war Gegenstand einer Storthing-Verhandlung in Norwegen. Seit einem Jahr ist in Norwegen die Zulassung der Frauen zu allen Staatsämtern durch eine Verfassungsänderung ausgesprochen. Ausgeschlossen waren nur die militärischen Ämter, das Amt des Geistlichen und das Ministeramt. Es wurde nun im Storthing ein Antrag eingebracht, den Frauen auch dieses Amt zugänglich zu machen. Der Antrag fiel mit 44 gegen 68 Stimmen. Ein Regierungsvertreter bemerkte jedoch, daß er in jedem Jahr wieder gebracht werden würde, bis man ihm zugestimmt habe.

Versammlungen und Vereine

Der Bund deutscher Frauenvereine

konnte im März d. J. sein 20jähriges Bestehen feiern. Er ist in diesen zwei Jahrzehnten äußerlich zuerst langsam, dann immer schneller gewachsen: von 34 Vereinen, die ihn begründeten, auf 55 große Verbände, die im ganzen etwa 2500 lokale Vereine repräsentieren; außerdem sind ihm noch zirka 300 Vereine direkt angeschlossen.

Dieser Ausbreitung der Organisation entspricht eine wachsende Vielgestaltigkeit und Differenzierung der Arbeit, in der sich gewissermaßen symbolisch die ganze Entwicklung des Frauenlebens in den beiden letzten Jahrzehnten spiegelt. So ist z. B. aus einer einfachen Auskunftsstelle des Bundes für FrauenInteressen die ganze große vielverzweigte Organisation der Berufsberatungsstellen hervorgegangen, und der Bund selbst konnte sich ein Frauenberufsamt schaffen, in dem nun das gesamte weibliche Erwerbsgebiet wissenschaftlich bearbeitet wird.

Seit zwei Jahrzehnten begleitet der Bund die Probleme der Frauenfrage und die gesetzgeberischen Maßnahmen auf ihrem Gebiet mit seiner Stellungnahme und seinen Kundgebungen. In der Arbeiterinnenfrage ist er für weibliche Fabrikinspektion, Arbeitszeitbeschränkung, Heimarbeitsgesetzgebung, Wöchnerinnenschutz, für die Rechte der Frauen in den Versicherungsbehörden, für die obligatorische Fortbildungsschule eingetreten. Er hat reformbedürftige Frauenberufe: den Krankenpflegerinnenberuf, die Theaterangestellten, die Lage der Reichs- und Staatsbeamtinnen und den Dienstbotenberuf auf seinen Generalversammlungen besprochen und ihre Interessen der Gesetzgebung gegenüber vertreten. Bei großen systematischen gesetzgeberischen Regelungen: der Versicherungsgesetzgebung, dem Bürgerlichen Gesetzbuch, der bevorstehenden Strafrechtsreform, der Jugendgerichtsgesetzgebung, der Regelung des Schankkonzessionswesens hat der Bund nicht nur FrauenInteressen im besonderen vertreten, sondern auch im Sinne seiner Satzungen zu den allgemeinen sozialen Wirkungen solcher Maßnahmen Stellung genommen. Daß sich bei dieser ständigen geistigen Mitarbeit an der Gestaltung der FrauenInteressen durch Gesetzgebung und Verwaltung in den Frauen die Überzeugung mehr und mehr befestigt, daß die verantwortliche Mitwirkung der Frau in Gemeinde und Staat eine aus den Verhältnissen der Zeit herauswachsende Notwendigkeit ist, ist selbstverständlich. Bei der großen Majorität der dem Bund angeschlossenen Vereine hat sich diese Erkenntnis in die Forderung des Frauenstimmrechts in Gemeinde und Staat umgesetzt, und gestützt auf diese Majorität ist der Bund deutscher Frauenvereine seinerseits mehrfach für die Forderung des Frauenstimmrechts eingetreten. Diejenigen seiner Verbände, die diese Forderung noch nicht unterstützen, sind doch wenigstens Anhänger des Gemeindewahlrechts der Frau. So umfaßt der Bund in seinem Rahmen auch die Gesamtheit der Forderungen, die innerhalb der Frauenbewegung aufgestellt worden sind.

Diese kleine Rekapitulation über die vielseitige Tätigkeit des Bundes mag auch den

Digitized by Google

in ihm zusammengeschlossenen Verbänden und Vereinen vergegenwärtigen, was ihnen ihre Organisation bedeutet. Der Gesamtvorstand des Bundes hielt im März in Berlin unter Vorsitz von Dr. Gertrud Bäumer eine Vorstandssitzung ab, in der die Tagesordnung für die in Düsseldorf Anfang Oktober d. J. stattfindende Generalversammlung des Bundes beraten wurde, sowie die für die Sitzung des Frauenweltbundes in Rom im Mai vorliegenden Anträge. Am 24. vereinigte eine Feier die Mitglieder, bei der von der früheren und der jetzigen Vorsitzenden des Bundes, Frau Marie Stritt und Fräulein Dr. Bäumer Ansprachen gehalten wurden.

Allgemeiner Deutscher Frauenverein.

Gruppentagung in Meiningen.

Am 21. und 22. März fand in Meiningen die vierte Gruppentagung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins statt. Für das Meininger Land, das außerhalb der Hauptstadt von der modernen Frauenbewegung noch ziemlich unberührt geblieben ist, bot sich den aus nah und fern außerordentlich zahlreich erschienenen Zuhörern in der bunten Folge von Vorträgen, Referaten und Diskussionen ein interessanter Überblick über zahlreiche heute innerhalb der bürgerlichen Gemeinde dem weiblichen Einfluß freigegebene soziale Arbeitsfelder. Nach der Eröffnung und einer Darlegung der Ziele des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins durch Fräulein Elisabeth Müller, Gotha, und der Begrüßung seitens des veranstaltenden Vereins Frauenarbeit, Meiningen, durch Fräulein von Bosse, überbringt Frau Traun als Vorstandsmitglied die Grüße und Wünsche des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins. Im Anschluß daran hielt Fräulein von Seydewitz, Jena, den einleitenden Vortrag über: „Die Mitarbeit der Frau in der bürgerlichen Gemeinde." Als wertvolle Ergänzung der männlichen Tätigkeit forderte die Rednerin die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde, mit all den Gründen, die sich gerade aus der weiblichen Art, dem mütterlichen Empfinden ergeben. Im Anschluß werden Berichte über praktische Arbeit auf dem Gebiet der Säuglingsfürsorge durch Frl. von Seydewitz und Frau Zwetz, Jena, über Ziehkinderbeaufsichtigung durch Frau Geheimrat Dr. Bock, Meiningen, erstattet. Über Schulpflege sprechen Frl. Schwärzel, Erfurt, und Frl. Ohmann, Weimar. Sämtliche Berichte riefen unter den Zuhörern regste Anteilnahme hervor, die sich in lebhaftesten, lang andauernden Diskussionen auslöste. So gab besonders über die Schulpflege in Meiningen Herr Geheimrat Leubuscher wertvolle Aufschlüsse. Den Abendvortrag hielt Frl. Marie Henkel, Gotha, über: „Die Hauspflege". Sie schildert in warmen Worten Zweck und Berechtigung dieses wertvollen sozialen Arbeitszweiges. Zu ihrer vollen Wirksamkeit, zu wertvollstem Schutz der Mutter, zu einer erfolgreichen Waffe gegen die Säuglingssterblichkeit kann die Hauspflege aber erst dann werden, wenn sie durch Ausgestaltung der Reichsversicherungsordnung zu einer umfassenden Organisation ausgebaut würde. Auf der Versammlung des zweiten Tages standen Fragen der Fürsorge für Straffällige und deren Angehörige zur Erörterung, und zwar sprach Herr Strafanstaltsdirektor Deusing, Untermaßfeld, über: „Fürsorge für Gefangene", Frl. Anna Blum, Allendorf, über: „Fürsorge für die Familien Strafgefangener", Herr Kirchenrat Angelroth, Meiningen, über: „Fürsorge für Strafentlassene". Die Berichte aller Referenten fußten auf Kenntnissen, die in reichster Lebenserfahrung gewonnen wurden. Im Anschluß daran hielt Frau Margarete Kirchner, Gera, ein Referat über: „Jugendgerichtshilfe". Als außerordentlich wertvoll war es bei der Meininger Tagung zu begrüßen, daß auch zahlreiche Männer außer denjenigen, die Berichte übernommen hatten, mit warmem Verständnis den Verhandlungen beiwohnten und lebhaft in die Diskussion miteingriffen. Für die Residenzstadt Meiningen wird die eindrucksvolle Tagung sich sicherlich von nachhaltigem Nutzen erweisen. Möchte auch für andere Städte des Herzogtums hier der Same gelegt sein, der zu erfreulicher Entwicklung heranreift. Elsbeth Müller.

Bücherschau

Dichtung, Briefe.

„Frauenmacht." Roman von Gustaf af Geijerstam. Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. 5. Reihe, 10. Band. S. Fischer Verlag, Berlin. (Pappband 1 *M*, in Leinen 1,25 *M*.) Eines der feinsten Bücher Geijerstams wird uns hier in der bequemen, lesbaren Ausgabe geboten, die uns schon gewohnter Reisebegleiter ist. Die Geschichte eines Einsamen, eines Reflektierenden, den das Leben nur schmerzlich berührt in seinen inneren wie äußeren Ereignissen; eines Tatenlosen, dem wir doch eine innige Sympathie nicht versagen können.

„Frau von Werth und ihre Enkel." Roman von Marie Diers. Dresden, Max Seyfert Verlagsbuchhandlung. (Preis 4 *M*, geb. 5 *M*.) Ein tapferes Buch von einer tapferen Frau, der als hochkonservativer Aristokratin alles Bohêmetum im tiefsten Grunde zuwider ist und die durch die unbesonnene Heirat ihrer Tochter mit einem begabten, aber leichtsinnigen Schauspieler in die Lage kommt, in den eigenen Enkeln das verhängnisvolle Vatererbe erstehen zu sehen.

Digitized by Google

Wie sie mit dem ältesten Enkel zusammen, dem echten Werth, den Kampf dagegen aufnimmt und mit 77 Jahren den Sieg davon trägt, aber nicht durch Gewalt, sondern durch echte warme Großmutterliebe, das ist der Inhalt des gut geschriebenen und psychologisch tief grabenden Buches.

„Die Lebendigen und die Toten." Erlebnisse eines Einsamen. Von Heinrich Sohnrey. Zweite Auflage. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. Ein Mann von verfeinerter intellektueller Kultur, der Oberlehrer Dr. Gruber, und Veronika, die einfache Schiffersfrau auf Osternäs, die beide den Ehegefährten in den Wellen der Ostsee verloren haben, fühlen sich, durch die Gleichheit ihrer Geschicke einander nahegebracht, durch Neigung verbunden und doch immer wieder teils durch die Verschiedenheit ihrer geistigen Welt, teils durch die Toten getrennt. Die seelischen und äußeren Konflikte, die aus dieser Sachlage unter dem argwöhnisch beobachtenden Schiffervolk von Osternäs erwachsen, sind der eigentliche Inhalt der Erzählung, die durch prachtvolle Schilderungen von Strand- und Seeleben belebt wird.

Drei neue Bände der Pantheon-Ausgabe: **Bürger,** Gedichte — **Chamisso,** Gedichte — **Hölderlin,** Gedichte. S. Fischer, Verlag, Berlin. (Jeder Band in Leder 3 *M*, in Pergament 4 *M*.) Die Bände sind mehr als bloße Neuausgaben: durch die vorzüglichen Einleitungen und Ergänzungen bekommen sie einen selbständigen Wert. Chamisso wird von Julius Bab unter das Zeichen gestellt: „Der nun wohl ablaufenden Periode, die nichts stärker fühlte und betonte als die allüberwältigende, allmächtige Kraft des Blutes, der Vererbung, der Rasse kann ein neueres Geschlecht, das sich auf die Freiheitsmächte der Menschenseele wieder besinnen möchte, kaum ein wirksameres Beispiel entgegenhalten als den Dichter Adalbert von Chamisso." Und die aus der gleichen Feder stammende Einleitung zu Bürgers Gedichten weiß die Tragik in Bürgers Leben, die „im Aufruhr der dionysischen wider die apollinischen Gewalten" den Mann und den Dichter zu Fall kommen läßt, zwingend herauszubringen. Die Einleitung zu Hölderlin hat Emil Strauß geschrieben, seine Worte über ein Leben, „das sich kraft seiner Seligkeit und Leiden zur Schönheit verzehrt, das nur die verlorene Form eines Kunstwerkes ist". Die hübsche äußere Ausstattung der dunkelroten Lederbändchen ist schon bekannt genug.

„Theodor Storms Briefe in die Heimat" aus den Jahren 1853—1864, herausgegeben von G. Storm. Mit zwei Bildnissen. Neue Ausgabe. Berlin, Verlag von Karl Curtius, 1914. (Preis 3,50 *M*, geb. 5 *M*.) Die Briefe, die Storm aus dem Exil in Potsdam und Heiligenstadt an die zurückgebliebenen Lieben in der Heimat richtete, sind in der von seiner Tochter Gertrud herausgegebenen zweibändigen Biographie schon ausgiebig benutzt worden. Man wird sie gern hier im Zusammenhang und in voller Ausführlichkeit nochmals lesen. Sie fügen dem Bilde Storms, wie es aus seinen Schriften in uns lebendig ist, so wesentliche Züge hinzu, orientieren überdies so eingehend über die äußere Lage des Dichters und seine Lebensbeziehungen, sie geben nebenbei so interessante Einblicke in die geschichtliche Konstellation der sechziger Jahre, daß man den Band in jeder Beziehung willkommen heißen darf. Er bringt ein Bild Storms aus späteren Lebensjahren und seiner ersten Gattin Constanze, der das schöne Gedicht galt:

So komme, was da kommen mag,
So lang' du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du nur bist, bin ich zu Haus.

Ich seh' dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Philosophie.

„Philosophie der Technik." Vom Sinn der Technik und Kritik des Unsinns über die Technik. Von Eberhard Zschimmer. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1914. (Preis 3,00 *M*, geb. 4,00 *M*.) Ob die „Warnung" vor der Lektüre des Buches, die der Verfasser für gewisse Leserkategorien voranstellt, etwa einen kleinen Anreiz mehr bedeuten soll oder ernsthaft gemeint ist, jedenfalls erscheint es geraten, ihr nicht nachzugeben, sondern sich das, was der Verfasser zu sagen weiß, sagen zu lassen und weiter darüber nachzudenken. Und die Widmung: „Meiner Frau" deutet darauf hin, daß das Buch auch den Frauen viel zu sagen hat. Die Klagen über die Mechanisierung des Lebens, das Verschwinden des Idealismus, das in dem gleichen Maße vor sich gehen soll wie die Zurückdrängung der Geisteswissenschaften durch die Naturwissenschaften, erklingen unausgesetzt aus gewissen Kreisen. Es scheint vielen, „als ob die Technik weiter nichts als ein menschentötendes Rechenexempel der exakten Naturforschung und der Nationalökonomie sei, weil es die technischen Produkte, die Maschinen, die Prozesse der chemischen Fabriken in gewisser Hinsicht sind". Aber wenn auch „zurzeit unter der gegenwärtigen von der Technik überrumpelten Wirtschaftsform und Staatsordnung ein Massenmord an Persönlichkeit in den Fabriken vor sich geht", wenn auch mit teuflischer Ironie „vom Menschen geschaffene Maschinen zu überpersönlichen Mächten und Menschen zu ihren untergeordneten Sklaven werden", so ist damit doch weder über das eigentliche Wesen noch über die Zukunft der Technik das Geringste gesagt. Die eigentliche Philosophie der Technik möge nun der Leser an der Hand des Verfassers „erleben", denn um nicht weniger als ein Erlebnis wird es sich dabei für die meisten handeln. Die Richtung der Ausführungen mag mit einigen Worten der neuen Definition über das Wesen der Technik angedeutet sein: „Die neue Freiheit ist es, die wir mit jeder Erfindung neu begrüßen .... die unendliche Möglichkeit, der Natur in allen Wegen ihren Lauf zu gebieten und unsere Wahrnehmung bis über alle Grenzen auszudehnen, diese Märchenidee aus den Kinderträumen der Menschheit in zuverlässige Wahrheit, in Gewißheit und reelle Tat zu verwandeln: das ist es, was die Technik im Grunde will." Und bis wohin ihre Entwicklung führen mag, deuten einige Problemstellungen des Kapitels „Tech-

Digitized by Google

nisches Wissen" an: Ist die Raumschiffahrt möglich? Können Energien auf bisher völlig unbekannte Arten umgewandelt werden? Sind Elemente aus anderen und aus Urelementen erzeugbar? Lassen sich künstliche Nahrungsmittel, künstliche Körperteile, künstliche Zellen herstellen? Kann man in die Vergangenheit blicken? Können Gedanken unmittelbar auf Materie (Gehirne) wirken? „Das sind einige von den höchsten Problemen, um die sich die Naturwissenschaft im Bunde mit der Technik in Zukunft abzumühen haben wird." Am Schluß des Buches — das aber nicht als „leichte Lektüre" zu denken ist, sondern ernsthaftes philosophisches Sichmühen erfordert — verstehen wir den Optimismus, mit dem der Verfasser behauptet: „Unser technisches Zeitalter wird in einer genialen Periode gipfeln, herrlicher und großzügiger, kühner und tiefgründiger, als jemals eine auf der Erde dagewesen ist."

„Friedrich Nietzsches Werke." Taschenausgabe in Lieferungen. Alfred Kröner Verlag in Leipzig. (Vollständig in 44 Lieferungen à 1 *M*.) Der größte Teil der neu erschienenen Lieferungen 22 bis 25 wird noch von der „fröhlichen Wissenschaft" eingenommen. Es folgen dann Dichtungen aus dem Nachlaß und mit Lieferung 25 beginnt Nietzsches Hauptwerk: „Also sprach Zarathustra," das Werk, dessen Entstehen er selbst mit den Worten schildert: „hat jemand, Ende des 19. Jahrhunderts, einen deutlichen Begriff davon, was Dichter starker Zeitalter Inspiration nannten?... Mit dem geringsten Rest von Aberglauben in sich würde man in der Tat die Vorstellung, bloß Inkarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung in dem Sinne, daß plötzlich, mit unfäglicher Sicherheit und Feinheit, etwas sichtbar, hörbar wird, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Tatbestand. Man hört, — man sieht nicht; man nimmt, — man fragt nicht, wer da gibt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf mit Notwendigkeit, in der Form ohne Zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt."

„Die Irrwege sozialer Erkenntnis." Von Gustaf F. Steffen. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena. (Preis in Pappband 15 *M*.) „Die Irrwege der sozialen Erkenntnis sind die uralten Bahnen unserer sozialen Vorstellungen — die breiten Landstraßen des sozialen Aberglaubens, der sozialen Vorurteile, Geheimnisse und Lügen." Beim primitiven Menschen zeigen sie sich in so groben Formen, daß jedem Kulturmenschen der Gedanke, auch in seinem eigenen Denken könnten wesensähnliche Rückstände stecken, unmöglich erscheint. Und doch benutzt Steffens bei seiner Untersuchung der sozialen Vorurteile im speziellen unsere eigene Zeit als Material. Religiöse und ethische Vorurteile, das Problem der sozialen Klassenvorurteile, politisch-rechtliche und wirtschaftliche Vorurteile, sozialsexuelle Vorurteile (vielleicht ist es auch ein solches, wenn ich meine, die großen Probleme der Frauenbewegung hätten dabei etwas gründlicher behandelt werden können), pädagogische und nationale Vorurteile werden ihrem Wesen nach zergliedert und als Vorurteile gekennzeichnet. Wenn der Verfasser als Hauptzweck seines Buches den angibt, „den Leser für das Problem der sozialen Denkfehler und Wahnvorstellungen zu interessieren und ihm eine Übersicht der wichtigsten Gebiete dieser im sozialen Leben so außerordentlich bedeutungsvollen Irrwege unserer Erkenntnis zu geben," so wird das Buch diesen Zweck sicher erreichen.

Pädagogisches.

„Staatsbürgerliche Erziehung." Prinzipienfragen politischer Ethik und politischer Pädagogik. Von Dr. F. W. Foerster. Zweite vermehrte und umgearbeitete Auflage. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. (Preis 3 *M*, geb. 3,60 *M*.) Die Umarbeitung und Erweiterung der neuen Auflage ist durch den Wunsch geleitet gewesen, gewissen Prinzipienfragen eine gründliche Erörterung zu widmen, da diese nach des Verfassers wohlbegründeter Ansicht bisher in der staatsbürgerlichen Literatur zu kurz gekommen sind. Das gilt vor allen Dingen von den Zielvorstellungen. Die Frage: worin besteht das Wesen des wahren Staatsbürgers? wird nur ganz abstrakt und allgemein beantwortet, während doch erst „eine ganz konkrete Vorstellung vom Wesen staatsbürgerlicher Gesinnung auch das Denken und die Erfindungsgabe auf dem Gebiet der Methodik" befruchten kann. Die Erkenntnis, daß es auf dem Gebiet der staatsbürgerlichen Erziehung wie auf jedem anderen spezialpädagogischen Gebiet darauf ankomme, die „zentralen Charakterkräfte" zu stärken, und von hier aus die besondere Richtung auf das staatserhaltende Denken und Empfinden finden zu lassen, geht als Leitgedanke durch die ganzen Ausführungen des Buches mit zwingender Überzeugungskraft.

„Daß ich mich nicht ärgere." Von Heinrich Lhotzky. Haus Lhotzky, Verlag in Ludwigshafen am Bodensee. (Preis kart. 2,50 *M*, geb. 3,50 *M*.) Ob Menschen, die sich dauernd ärgern, durch ein Buch geheilt werden können? Das ist zu bezweifeln, denn Ärger ist Temperamentssache. Überdies ist ja Fritz Reuter der Ansicht, daß ein kleiner, ein „Hofjungenärger" dem Menschen gut bekommt. Vielleicht ist es aber auch manchem Choleriker erfreulich, sich einmal intellektuell davon überzeugen zu können, wie überflüssig der Ärger in der Welt ist. Und vielleicht bleibt doch irgendeine kleine Lehre haften, wie z. B. die: „Tu und entscheide nichts, solange du noch im Zustande der Verärgerung bist." Der andere Rat: „Lernen wir umdenken", so daß aus Ärger Glück wird, dürfte etwas schwieriger zu befolgen sein.

Medizin.

„Franz von Winckel." Achtzehn Vorträge aus seinem Nachlaß. Herausgegeben von Dr. M. Stumpf, Universitätsprofessor in München. Mit einem Porträt. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1914. (Preis 7,00 *M*.) Aus dem handschriftlichen Nachlaß des berühmten Gynäkologen ist hier eine Anzahl von Vorträgen geboten, die zum größten Teil aus der zweiten Hälfte seiner

Digitized by Google

Münchener Lehrtätigkeit stammen und meistens am Anfang eines Semesters gehaltene klinische Eröffnungsvorträge sind. Drei Vorträge dürften darunter ein ganz besonderes Interesse für unsern Leserkreis beanspruchen. Es ist bekannt, daß Winckel zu einer Zeit, wo das noch recht ungewöhnlich war, in vorurteilslosester Weise die ärztliche Ausbildung der Frau durch Zulassung von Medizinalpraktikantinnen in seine Klinik förderte. Dieselbe Vorurteilslosigkeit spricht aus einer Erörterung über „Uraltes und modernes bürgerliches Recht in bezug auf die Frau". Ein Rückblick auf das älteste Corpus juris, das sich auf einer Stele Hammurabis, des bedeutendsten Königs der ersten Dynastie zu Babylon, befindet und das Winckel in allen auf die Stellung der Frau befindlichen Einzelheiten erörtert, läßt ihn das Fazit ziehen, „daß die Stellung der babylonischen Frau vor mehr als 4000 Jahren vor dem Gesetz und dessen Vertretern in vieler Beziehung freier als die der jetzigen deutschen Frau war". Vorurteilslos beurteilt Winckel auch das bekannte Buch der Perkins-Stetson, „Woman and Economics", wenn er auch ihren Zukunftsforderungen mit Recht kritisch gegenübersteht. Der dritte, uns besonders nahe angehende Vortrag bezieht sich auf „die Frau als Ärztin". Leider ist darin nur das Historische mit Einschluß der Würdigung der bekannten „churbrandenburgischen Hofwehemutter Siegemundin" gegeben; der in Aussicht gestellte zweite Vortrag über die neuere und neueste Zeit fand sich im Nachlaß nicht. Er ist wahrscheinlich nicht mehr gehalten worden. Wir wissen aber genug über Winckels Anschauungen, um auch unsrerseits des Verstorbenen dankbar zu gedenken.

„Sexualleben und Nervenleiden." Nebst einem Anhang über Prophylaxe und Behandlung der sexuellen Neurasthenie von Hofrat Dr. L. Löwenfeld, Spezialarzt für Nervenkrankheiten, in München. 5. zum Teil umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann 1914. (Preis 11 *M.*) Die Auflage erscheint gegen die frühere bedeutend vermehrt, was zum Teil auf die zu berücksichtigende mächtig angeschwollene Literatur über sexuelle Fragen, zum Teil durch Einfügungen über die nervös-psychische Störung während des Wochenbetts usw. zurückzuführen ist. Die innigen Zusammenhänge zwischen den beiden im Titel gekennzeichneten Gebieten werden in einer auch für den gebildeten Laien wohl verständlichen Weise eingehend erörtert. Das Buch ist natürlich nur für ernsthafte Leser, die ein Verständnis der traurigen Kapitel suchen, die hier zur Erörterung stehen und im Leben der Familie manchmal eine verhängnisvollere Rolle spielen, als der Außenstehende ahnt.

„Heim-, Heil- und Erholungsanstalten für Kinder in Deutschland in Wort und Bild." Mit 426 Abbildungen, Grundrissen und Plänen. Redigiert von Professor Dr. A. Keller in Berlin. I. Band. Halle a. S. Carl Marhold, Verlagsbuchhandlung. (Preis geb. 18 *M.*) Das groß angelegte Werk, dessen zweiter Band in Vorbereitung ist, will nicht den Anspruch darauf erheben, eine vollständige Zusammenstellung der Anstalten zur Fürsorge für das Kind zu geben, da es deren in Deutschland mehrere Tausend gibt. Die wesentlichste Aufgabe, die sich dieser erste Band stellt: eine Übersicht über die außerordentliche Verschiedenheit der Einrichtungen und über die Mannigfaltigkeit der Formen sozialer Fürsorge für das Kind zu geben, dürfte durch die getroffene Auswahl vollständig erreicht sein. Das Buch wird eine reiche Quelle der Anregung und Belehrung für Behörden und Verwaltungen, Anstaltsvorstände, Vereine und einzelne sein, die sich für Kinderschutz interessieren; auch Kinderärzten und -ärztinnen wird es willkommen sein. Fürsorge für das Säuglingsalter, Fürsorge für das Spielalter (Krippen, Bewahranstalten, Kindergarten usw.), Fürsorge für das Schulalter (Tagesheilstätten, Waldschulen, Ferienkolonien, Erholungsheime, Horte und Kinderheime) und Kinderhospitäler — so gliedert sich das reiche Material, das zu einfacherer Übersicht in alphabetischer Ordnung gegeben ist.

Zur Frauenfrage.

„Die Frau als technische Angestellte." Von Josephine Levy-Rathenau. (Schriften des Frauenberufsamtes des Bundes deutscher Frauenvereine, Heft 1.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin (Preis 1 *M.*). Über Inhalt und Umfang dieses ersten Versuches, ein Bild der Tätigkeit der weiblichen technischen Angestellten zu geben, mögen die Kapitelüberschriften orientieren: I. Die Frau als technische Angestellte nach den Ergebnissen der Berufs- und Betriebszählung von 1907. II. Die Gründe für das Vordringen der Frauen in die technischen Berufe und die gegenwärtigen Verhältnisse. III. Die weiblichen technischen Angestellten nach ihrer Tätigkeit. IV. Die Ausbildung der weiblichen technischen Angestellten. — Die Arbeit beruht auf den sehr sorgfältigen Erhebungen, die das im Herbst 1912 vom Bund deutscher Frauenvereine beschlossene und eingesetzte „Frauenberufsamt" in Durchführung der ihm gestellten Aufgaben unternommen hatte und darf als eine wertvolle Bereicherung der einschlägigen Literatur bezeichnet werden. — Bei dieser Gelegenheit sei auch wieder auf das alle Frauenberufe umfassende Werk von Frau Levy-Rathenau: **„Die deutsche Frau im Beruf"**, 3. Auflage, W. Moeser Buchhandlung, Berlin S., (Preis 3,50 *M*) hingewiesen.

„Die Frauenarbeit in der Landwirtschaft." Von Dr. Karl Müller. (Soziale Tagesfragen 43. Heft.) M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag. (Preis 0,80 *M.*) Nach der letzten Berufszählung von 1907 waren von den in der Landwirtschaft erwerbstätigen Personen 46,5 % Frauen. Diese Zahlen der Berufsstatistik über den Umfang der landwirtschaftlichen Frauenarbeit sowie über Alter und Familienstand der in der Landwirtschaft beschäftigten Frauen erfahren in der vorliegenden Schrift eine eingehende Würdigung

„Kompaß für die Frau im Handwerk." Ein praktischer Wegweiser für Lehrmädchen, Gehilfin und Meisterin. Herausgegeben vom Verband für soziale Kultur und Wohlfahrtspflege. M.-Glad-

Digitized by Google

bach 1913, Volksvereins-Verlag GmbH. (Preis geb. 0,75 *M*, zu zwanzig 0,70 *M*, im Hundert 0,65 *M*, im halben Tausend 0,60 *M*.) Das Buch enthält folgende Kapitel: Der heutige Stand der handwerksmäßigen Frauenarbeit, Der Lehrvertrag, Lehrmeisterin und Lehrmädchen, Die Fortbildungsschule, Praktische Maßnahmen der Handwerkskammern, Die Gehilfinnenprüfung, Die Handwerksgehilfin, Die Meisterin, Die Handwerkerinnenvereine. Alle in Betracht kommenden Schriftstücke, wie Gesuche usw., sind als Musterbeispiele gegeben. Der Anhang bringt Muster von Lehrvertragsformularen, Lehranzeigen, Lehrzeugnissen, Lehrplan einer Fortbildungsschule, eine Gehilfinnen- und Meisterinnenprüfungsordnung, Statuten von Gehilfinnen- und von Meisterinnenvereinen.

Frauenjahrbücher.

„Jahrbuch der Frauenbewegung" 1914. Im Auftrag des Bundes deutscher Frauenvereine herausgegeben von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner. Mit 4 Bildnissen. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. (Preis geb. 3,00 *M*.) Wir möchten auf das früher von uns schon angekündigte Jahrbuch nochmals wieder hinweisen; es enthält außer dem Adressenmaterial, das alle in der Frauenbewegung stehende Vereine umfaßt, sehr wertvolle Artikel zu den wichtigsten Problemen der Bewegung, u. a. von Frieda Duensing, Gertrud Bäumer, Marianne Weber, Alice Salomon, Marie Stritt, Agnes Bluhm, Else Lüders.

„Deutscher Lehrerinnenkalender" für den Zeitraum vom 1. April 1914 bis 31. März 1915. Im Auftrage des Vorstandes des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins herausgegeben von F. Rommel. 28. Jahrgang. Berlin SW. 68, L. Oehmigkes Verlag. (Preis geb. 1,20 *M*.) Der in erster Linie für die 33 000 Mitglieder des Vereins bestimmte Kalender ist für jede Lehrerin wertvoll durch seine Mitteilungen über Stellenvermittlung, Haftpflichtversicherung, Pensions- und Krankenversicherung, Lehrerinnenheime und die gesetzliche Stellung der deutschen Lehrerinnen.

„Frauenkalender für 1914." Jahrbuch des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes. Verlag von Edwin Runge in Berlin-Lichterfelde. (Preis 2 *M*.) Der Kalender bringt außer den direkt den Verein betreffenden Artikeln, Mitteilungen und Verzeichnissen, ein Verzeichnis von Berufen und Ausbildungsstellen für gebildete Frauen.

„Jahrbuch des Bundes österreichischer Frauenvereine mit Kalender 1914. Redigiert von Helene Littmann. 2. Jahrgang. Verlag von Moritz Perles, k. u. k. Hofbuchhändler, Wien I. Der Kalender, dem ein gutes Bild von Lady Aberdeen beigegeben ist, bringt außer dem üblichen Kalendermaterial und Berufsartikeln usw. eine Reihe von Aufsätzen über die internationale und die österreichische Frauenbewegung, von denen besonders der Artikel von Helene Granitsch über „Die wirtschaftliche Frauenbewegung und ihre Ziele" aktuelles Interesse haben dürfte.

Kurze Anzeigen.

„Die Hauswirtschaft." Leitfaden für erweiterte Haushaltungsschulen. Herausgegeben von der Erziehungsanstalt Marienburg-Coesfeld. Zweite, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage. (11.—30. Tausend.) M.-Gladbach 1913, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. (Geb. 1,25 *M*, beim Bezug von 50 Stück à 1,15 *M*.) Die Neubearbeitung bringt auf zwei Gebieten eine vollständige Umgestaltung: der Kochunterricht wurde in ein neues, und zwar streng methodisches Gewand gekleidet. Von Grundformen ausgehend, wird die Schülerin angeleitet, aus diesen neue Formen zu bilden und herzuleiten. Ebenso hat die Nadelarbeit eine ganz neue Gestaltung erfahren, die den Reformbewegungen auf diesem Gebiete entspricht. Nicht bloße manuelle Fertigkeit wird erstrebt, die Schülerin soll zu selbständigem, bewußtem und arbeitsfreudigem Schaffen erzogen werden. Daher vollziehen sich die ersten Übungen sofort an Gebrauchsgegenständen. Dadurch wird sich das Kind bewußt, etwas Nützliches zu leisten, lernt den Wert der an sich unscheinbaren Arbeit erfassen, gewinnt an Arbeitslust und Arbeitsfreude und fühlt sich zur weiteren Vervollkommnung gedrängt und angespornt.

„Soziale Gedichte." Materialsammlung für Schlußfeste heimatlicher Arbeiterkurse zusammengestellt und eingeleitet von Werner E. Thormann. 1. u. 2. Tausend. (Heft 16 u. 17 der Studentenbibliothek.) M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag G. m. b. H. (Preis 0,80 *M*.) In dieser knappen und gut ausgewählten Gedichtsammlung, bei deren Zusammenstellung die ästhetischen Gesichtspunkte ausschlaggebend waren, finden wir typische Beispiele der wesentlich hier in Betracht kommenden Motive, die durch Stichworte wie: Edel sei der Mensch! Propheten und Märtyrer, Hunger! Alle! Vom Schlachtfeld der Zeit usw. gut gekennzeichnet sind.

„Verkaufskunde." (Berufskunde I. Teil.) Von Wilhelm Heering und Elfriede Steuer. Druck und Verlag von B. G. Teubner, Leipzig-Berlin 1914 (Preis geb. 0,45 *M*.) In drei Abteilungen: I. Allgemeines vom Verkäuferinnenberuf, II. Glatt verlaufender Verkauf, III. Besondere Fälle — wird alles für den Beruf Wichtige eingehend erörtert.

„Skizzen aus dem Schwesternleben." Von Luise Algenstaedt. Verlag des Hofbuchhändlers Friedrich Bahn in Schwerin i. M. (2,50 *M*, geb. 3 *M*.) Die Verfasserin von „Frei zum Dienst" gibt hier eine Anzahl lebendig gesehener und gut erzählter Szenen aus dem Schwesternleben, von denen die erste, die mit großer Anschaulichkeit eine Sturmfahrt auf der Nordsee schildert, besonders hervorzuheben ist.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Von **„Aus Natur und Geisteswelt"**, (Verlag B. G. Teubner, Leipzig) sind folgende neuen Bändchen erschienen:

Das moderne Beleuchtungswesen. Von Dr. H. Lux.
Entwicklungsgeschichte des Menschen. Von Dr. Adolf Heilborn.
Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Professor Dr. v. Hansemann.
Allgemeine Pädagogik. Von Th. Ziegler.
Chemie in Küche und Haus. Von J. Klein.
Von Luther zu Bismarck, I. Von O. Weber.
Von Luther zu Bismarck, II. Von O. Weber.
Luther im Lichte der neueren Forschung. Von H. Boehmer.
Ebene Trigonometrie, zum Selbstunterricht. Von P. Crantz.

Pension von Kierski
BERLIN W 62
Lutherstr. 33
empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Garantierter **Konig** Schleuderhonig, sehr feinschmeck., goldgelb, 9 Pfund netto 8,50 M. fr. Nachnahme. Nichtgefallendes nehme fr. zurück. Imkerei **Gevers**, Schneverdingen (Lüneburger Heide).

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38, Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Familie in Südrußland für zwei Mädchen von 13 und 8 Jahren eine evangelische für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Französisch im Ausland, Musik ist Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Zum 1. April sucht adlige Familie (im Winter in Berlin) für ein Mädchen 13, einen Knaben 6 Jahre alt, eine geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Sprachen im Ausland, gute Familie ist Bedingung. Gehalt 1200 ℳ und freie Station.

3. Zu Ostern sucht Oberamtmannsfamilie, Provinz Sachsen, für ein 11jähriges Mädchen eine für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Geigenunterricht ist sehr erwünscht. Gehalt bei freier Station 1200 ℳ.

4. Zum 15. April sucht Gutsbesitzersfamilie in der Mark für ein Mädchen von 9 Jahren eine für höhere Schulen geprüfte Lehrerin. Für den Unterricht kommt noch ein 8jähriges Mädchen hinzu. Gehalt nach Übereinkunft.

5. Zum 15. April evtl. später sucht Familie in Berlin für ein Mädchen 11 und einen Knaben 11 Jahre alt (Zwillinge) eine für höhere Schulen geprüfte Lehrerin. Latein bis Quarta ist Bedingung, Musik sehr erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

Gymnasialkurse für Frauen.

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Vorbereitung a. d. Reifeprüfung in 4 ansteigend. Jahresklassen.
Aufnahmebed.: 9 J. höh. Mädchensch. Beginn **Michaelis.**

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.
Beginn **Ostern.**

Für Auswärtige wird gute Pension nachgewiesen.
Prospekte. — Sprechzeit Dienstags und Freitags 5—6.

Berlin W., Keithstrasse 11 **M. Strinz,** Direktorin.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Königliche Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Rheydt (Bezirk Düsseldorf) Haushaltungsschule und Pensionat.
Handels- und Höhere Handelsschule. Seminar für Hauswirtschafts-, Handarbeits- und Gewerbeschullehrerinnen.
Beginn des Sommerhalbjahres am 16. April 1914.
Die Vorsteherin **L. Vollmar.**

Frauenbildungs-Verein Frankfurt a. Main.

Mitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes, Unterweg 4.

Im Kindergärtnerinnen-Seminar werden Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen (Leiterinnen für Kindergärten, Horte, Kinderheime usw.) mit staatlicher Abschlußprüfung ausgebildet. Diese Ausbildung ist ihrer Vielseitigkeit wegen die günstigste Vorbildung für die verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete. Beginn: April und Oktober. Dauer der Kurse $1\frac{1}{2}$ resp. $2\frac{1}{2}$ Jahre. Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung bietet die Haushaltungsschule des F.-V.-V., ebenfalls Unterweg 4. Pension im Hause.

E. Schwarz, Leiterin des Seminars. **F. Hoppe,** Leiterin der Haushaltungsschule.

Jugendheim Charlottenburg
Goethestr. 22.
Sprengelsche Frauenschule
Allgemeine Frauenschule.
Sozialpädagogisches Seminar
zur Ausbildung von Hortnerinnen (evtl. staatliches Examen), Hortleiterinnen, Schulpflegerinnen und Jugendpflegerinnen.
Einzelkurse in Säuglingspflege, Kochen und Handfertigkeit.
Pension im Hause. — Anmeldungen und Prospekte bei Fräulein **Anna von Gierke,** Charlottenburg, Goethestr. 22.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule
für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.
LEIPZIG, Keilstr. 12. Leiter: **Dr. J. Buslik.**
Bisher hat die Schule 112 Damen ausgebildet. Ausf. Prosp. u. Jahresber. frei.

Digitized by Google

6. Zu Ostern sucht adlige Familie in Schlesien für zwei Mädchen 13 und 12 und einen Knaben 10 Jahre alt eine evangelische, geprüfte Lehrerin. Latein einschl. Quarta. Der Unterricht teilt sich zwischen zwei Erzieherinnen. Gehalt nach Übereinkunft.

7. Zu Ostern sucht Arztfamilie in Sachsen-Meiningen für zwei Mädchen im Alter von 11 und 14 Jahren eine für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Gehalt bei freier Station 1000 ℳ.

8. Zum 15. April sucht adlige Familie in der Provinz Brandenburg für zwei Mädchen 8, und eins von 9 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Sprachen im Ausland und Musikkenntnisse sind Bedingung. Gehalt 1200 ℳ und freie Station.

9. Zum 1. Mai sucht Rittergutsbesitzersfamilie in Rußland für einen Knaben von 7 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung, evtl. kommt noch ein 10jähriger Knabe hinzu. Latein bis Quinta ist Bedingung. Einem 16jährigen Mädchen ist Klavierunterricht zu erteilen. Gehalt nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Dieser Nummer liegen Prospekte bei

der Zentralstelle des Bundes für Schulreform in Hamburg 24

betr. Beitritt zum Bunde für Schulreform

des Verlages von Strecker & Schröder in Stuttgart

des Verlages von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

betr. Dr. Hans Röhl: Geschichte der deutschen Dichtung. Geschenkausgabe in Halbfranz M. 3.— geschmackvoll in Leinen geb. M. 2.50

des Verlages Frauenbank, Berlin

betr. Frauenkapital — eine werdende Macht. Wochenschrift für Volkswirtschaft, Frauenbewegung u. Kultur.

Wir bitten, die Beilagen besonders zu beachten.

Für **vornehme Frauenzeitung**
welche insbesondere den Bedürfnissen und Interessen der gebildeten Frauen auf dem Lande dient, wird

erfahrene konservativ gerichtete Redaktrice

zum 1. Juli d. J. gesucht, die Beweise erfolgreicher Redaktionstätigkeit beibringen kann. Eventuell Lebensstellung. Anfangsgehalt Mk. 3000, später Gewinnbeteiligung.
Ausführliche Bewerbungen unter **H. 6204** durch den Invalidendank, Berlin W. 9.

In **Zechlin** (Mark), dicht am Wald, sind in gut **möbliertem** Hause mit allem Komfort (Bad. Wasserleitung) **2 schöne, helle Zimmer** für den Sommer, mit oder ohne Verpflegung abzugeben.
Näheres Frau **A. Noack**, Lichterfelde, Enzianstr. 4.

Evang. Pröbelseminar, Cassel.

I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar f. Ausbildung von Kindergärtnerinnen** und **Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**
Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer**, Generalsuperintendent.

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,

die zum Studium des Französischen nach **Paris** gehen.

8 Rue Villejust 8.

Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.

Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.
Examen: Ostern. Anfang: Juli.

Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.

Antonie Pfülcker, Officier d'Académie.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge, geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place. Bryanston Square, London W.**

W. Moeser Buchdruckerei — Sep.-Konto „Die Frau"
BERLIN S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35

Von nachstehenden Artikeln unserer Zeitschrift „Die Frau" haben wir Separatdrucke herstellen lassen:

Helene Lange:

Die Verbreiterung des vierten Weges 20 Pfg.
Der Weg zum Frauenstimmrecht 20 Pfg.

Dieselben sind durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung obiger Preise zuzüglich 5 Pfg. Porto direkt vom Verleger zu beziehen.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

BERLIN

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 8

Mai 1914

Kaiserin Friedrich.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die wirkliche Geschichte der Kaiserin Friedrich wird nie geschrieben werden. Ich meine damit die Darstellung ihres innersten Wesens, ihrer geistigen und seelischen Rückwirkung auf äußeres und inneres Erleben, der tiefsten Beweggründe ihres Handelns. Sie würde bei der Vielseitigkeit und Beweglichkeit ihres Geistes, der Mannigfaltigkeit ihrer inneren und äußeren Beziehungen zu allem, was Bedeutung in der geistigen Welt gewann, vielleicht nur durch die Zusammenarbeit mehrerer möglich gewesen sein. Und die dazu den wesentlichsten Teil beitragen konnten, die in die überreiche Fülle und die unermeßliche Tragik dieses Lebens tiefer hineinsehen durften als mancher, der das Tagesleben teilte, sind fast alle tot. Und über ihre tiefere und echtere Kenntnis dieser groß angelegten Natur macht die banale Auffassung sich breit, die in der Kaiserin Friedrich im wesentlichen die deutsch-fremde Engländerin sah, die politische Intrigantin, zu der die schmachvolle Hetze der 99 Tage sie machen wollte, die kühle Rechnerin, die in Kaiser Friedrichs Leidenszeit für sich noch Machtgelüste durchsetzte .... Wer diese große Frau wirklich gekannt hat, weiß, daß hier einer der erschütternden Fälle vorliegt, in denen die Geschichte einen Justizmord begangen hat und das Wiederaufnahmeverfahren nur mehr der Toten gegenüber möglich ist.

Das Buch „Kaiserin Friedrich", ein Lebens- und Charakterbild von G. A. Leinhaas[1]) ist ein Versuch dazu. Es ist, wie gesagt, nicht das Buch über die Kaiserin Friedrich. Der Verfasser, Bibliothekar der Kaiserin im Ehrenamt

[1]) Verlagsanstalt Jos. C. Huber, Dießen vor München. Mit 82 Abbildungen, 11 Farbenbildern und 4 Faksimile.

Digitized by Google

während ihrer letzten acht Lebensjahre (1893 bis 1901), die sie in Schloß Friedrichshof verbrachte, hat täglich Gelegenheit gehabt, sie zu sehen und zu sprechen. Er hat mit der tiefen Ergebenheit, zu der ihre ganze Persönlichkeit ihn zwang, und die alle, die ihr wirklich innerlich nahekamen, so ganz verstehen können, alles gesammelt, was auf ihr äußeres Leben sich bezog, das er in knappen, sauberen Umrissen wiedergibt, und alles, was ihm an Charakterzügen bekannt wurde. Das konnte nur eine musivische Arbeit ergeben; die Isolierung ihrer Steinchen ist nie ganz verwischt, nie führt sie zur vollständigen Illusion ihrer lebendigen Persönlichkeit. Dazu fehlen auch zu wesentliche Züge. Wenn der Verfasser in der Einleitung meint, er habe sich der politischen Erörterungen absichtlich enthalten, da das Buch doch auch auf Frauenkreise berechnet sei, so würde das der klugen, politisch geschulten Tochter des Prinzgemahls wohl selbst ein Lächeln abgenötigt haben. Wenn aber einerseits diese Auffassung die Grenzen der Darstellung bezeichnet, so mag sie andererseits ihr doch den Weg in manche Kreise bahnen, für die mehr weniger gewesen wäre. Jedenfalls werden alle Freunde der Kaiserin Friedrich das Werk willkommen heißen. Gibt es doch mit seinem reichen Bildermaterial und dem fleißig zusammengestellten Lebensdetail die Möglichkeit, die schon verschollene Kunde dieses Lebens wieder in weitere Kreise zu tragen und den ersten Grund zu einem tieferdringenden Verständnis zu legen. Den ersten Grund auch zu der Überzeugung, daß aus der Luft gegriffene und eben darum unwiderlegbare gehässige Verleumdungen sich aus dem lange und schwer verkannten Charakter der Kaiserin genugsam selbst widerlegen.

Es würde zwecklos sein, ein Referat über das Buch zu geben, d. h. die Lebensskizze nachzuziehen, die man dort selbst lesen mag. Eine Fülle großer Ereignisse, teils unmittelbar — erduldet mehr als erlebt — teils, und das war vielleicht das Schwerere, aus der Ferne in der Seele des geliebten Mannes miterlebt, so steht dieses Dasein vor uns mit seinen unerhörten Anforderungen an Selbstbescheidung, an Verzicht auf die Verwirklichung in tiefster Seele gehegter Lieblingsgedanken und Pläne, die vor allem der Hebung und Kulturarbeit der Frauen dienen sollten. Ein Verzicht, der einer so innerlich stolzen, unter steter geistiger Selbstkontrolle lebenden und sich ihrer Wirkensmöglichkeiten notwendig so bewußten Fürstin weit schwerer fallen mußte als so manchen Dutzendfürstinnen, die die hergebrachte Standesrolle auch auf dem Gebiet der öffentlichen Wirksamkeit — die ihnen immer noch im Gewande der „Wohltätigkeit" am sympathischsten erscheint — mehr oder weniger repräsentativ durchführen. Durchführen, ohne von den Problemen wirklich gepackt zu sein, die sie zu der innerlich eigentlich zermürbenden Arbeit der Palliativbehandlung verurteilen. Die Kaiserin war eine zu selbständige Natur, um an dieser Rolle Gefallen zu finden. Sie war in der Schule ihres Vaters schon früh an das Durchdenken von Fragen gewöhnt worden, die auf dem Kontinent, dem alten, überhaupt den Frauen noch sorgfältig ferngehalten wurden. Sie erzählte gern — und ihre Augen strahlten dabei —, wie Prinz Albert bis ins einzelnste ihre geistige Entwicklung überwacht habe, wie er sie Geschichtsübersichten habe anfertigen und die Disposition von Parlamentsreden habe ausziehen lassen, um sie so an Exaktheit der Auffassung und Wiedergabe zu gewöhnen. „Das hat mir unendlich viel für meine Lektüre genützt," meinte sie; „ich bin in die Gewohnheit hineingekommen, mir Rechenschaft von dem Aufbau einer Rede, eines Buches zu geben

Digitized by Google

und Gründe und Gegengründe gegeneinander abzuwägen." In der Tat war ihre Fähigkeit in dieser Hinsicht erstaunlich; war man schon überrascht durch ihre Kenntnisse auf Gebieten, denen man selbst ein eingehendes Studium hatte widmen können, durch das gespannte Interesse, mit dem sie alle Neuerscheinungen verfolgte, so noch mehr durch die Schärfe der Auffassung, die produktive Kritik, die Sicherheit, mit der sie las, mit der sie das Gelesene ihrem geistigen Besitzstand eingliederte.

Und eben diese Gewöhnung an eigenes Denken, diese produktive Kritik ließ sie mit scharfem Blick erkennen, wo der wunde Punkt in der Stellung der deutschen Frau lag: die Vernachlässigung ihrer Bildung. Sie dachte dabei nicht in erster Linie an die Berufsfrau, so sehr sie auch den Anfängen der Berufsbildung, wie sie schon zu ihrer Kronprinzessinnenzeit im Letteverein sich Bahn brachen, ihr tatkräftiges Interesse zuwandte, so lebhaft sie der Begründung der Realkurse für Frauen zu Berlin und des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins zustimmte. Es darf betont werden, daß sie aus eigener, freier Entschließung der Eröffnung der noch mit scheuem Seitenblick mißtrauisch beobachteten, keineswegs „hoffähigen" Realkurse beiwohnte, obwohl sie damals (1889) schon das resignierte, so schmerzlich klingende Wort sprechen mußte: „Ich habe keinen Einfluß mehr!" Und es darf betont werden, daß sie dieselbe Treue und zuverlässige Stellungnahme dem Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenverein bezeugte, dessen Ziele ihr in allen Einzelheiten bekannt waren, daß sie — eine einzigartige Auszeichnung — ihm zu seiner Begründung in Friedrichroda am Pfingsttag 1890 ein Begrüßungstelegramm sandte, in dem sie sich zu seinen Bestrebungen öffentlich bekannte. Und gerade diese Treue und selbständige, von jeder Tradition unabhängige Stellungnahme war es, die uns so dauernd und mit solcher Verehrung und Liebe an sie fesselte.

Aber was sie noch tiefer beschäftigte, als die berufliche Ausbildung der Frau, war die Bildung der deutschen Hausfrau und Mutter. Sie war selbst zu wenig „Bildungsmensch" im flachen Sinne des Wortes, um unter „Bildung" die resonanzfähige Salonkultur zu verstehen, zu der die deutschen Mädchenschulpläne nach dem Weimarer Programm die Frau bei uns noch verurteilten. Sie wollte etwas Ganzes, mit der innersten Seele Ergriffenes, der wirklichen, nicht der von männlichen Pädagogen abgestempelten Eigenart der Frau Entsprechendes, und darum wollte sie Gelegenheit bieten, alle Seiten auszubauen, die in Betracht kommen und den individuellen Begabungen und Neigungen dienen konnten. Ihr Plan war eine Gesamtbildungsstätte für die Frau, wo alles ineinandergreifen und aufeinander wirken sollte. Ein Plan, gegen den Bedenken sicherlich erhoben werden konnten, und der sich auch in der Ausführung wohl selbst korrigiert hätte. Bei ihrem eminent praktischen Talent und ihrer Achtung vor Tatsachen würde die Kaiserin zu solchen Korrekturen unter der Kontrolle an der Wirklichkeit sicherlich selbst die Hand geboten haben. So konnte das Problem nur wieder und wieder erwogen und dem Papier anvertraut werden, schon in der Zeit, in der sie sich auf die große, verantwortungsvolle Aufgabe vorzubereiten hatte, die sie niemals erfüllen sollte. Die Einzelpläne überließ sie Fachkundigen; es ist uns später eine wehmütig heitere Rückerinnerung gewesen, daß Frau Henriette Schrader, Frau Hedwig Heyl und ich einmal in eine sehr lebhafte Debatte gerieten, weil ich dagegen Einspruch erhob, daß meine Gymnasiastinnen in spe aus Frau Heyls Haushaltungsschule in spe gespeist würden. Heute steht Frau Heyls Haushaltungsschule als stolzer Bau

Digitized by Google

auf festem Grunde, und meine Gymnasiastinnen sind in alle Welt zerstreut als freudig schaffende Berufsfrauen oder Hausfrauen und Mütter. Die das alles in ihren Anfängen sah und in selbstloser Freude in seiner Entwicklung verfolgte, der das Schicksal eine so wesentliche Rolle in der Förderung der deutschen Frauenbildung aufgespart zu haben schien, hat nie das langersehnte und sorgfältig vorbereitete Glück erleben dürfen, in freier Gestaltung zu versuchen, ob sich ihre eigensten Ideen in der ihr eigentümlichen Form verwirklichen ließen.

Das sind noch ein paar Züge persönlicher Erinnerung zu dem Bilde der Kaiserin Friedrich. Wer ihr nahestand, hat mehr mit ihr erleben dürfen als die Diskussion solcher äußeren Angelegenheiten. Man kann die Unterhaltungen mit Fürstinnen in der Regel jedem Reporter ohne Furcht vor Indiskretionen mit allen Einzelheiten in die Feder diktieren; bei ihr konnte man das nicht. Staatsgeheimnisse waren dabei nicht im Spiel; aber die ruhige, rein menschliche Offenheit, mit der sie in solchen Stunden rückhaltlos ihre Gedanken zu allem, was die Zeit bewegte, aussprach, mußte bei einem Menschen von so seltener Urteilsfähigkeit, so scharf eingestelltem kritischen Blick Aussprüche von so individueller, meist von der Tagesmeinung weit abweichender Prägung schaffen, daß eben dadurch schon die Vertrauensstellung gegeben war, die nach außen hin Grenzen zog. Die schnöden Verunglimpfungen und Mißdeutungen, die sie getroffen haben — ich brauche nur den Namen Gustav Freytag zu nennen — sind wohl zumeist auf den Mißbrauch solcher in dem rückhaltlosen Vertrauen einer edlen Natur getanen Äußerungen zurückzuführen. Vieles davon ist auf immer eingesargt; manches lebt noch in der Seele derer, die solches Vertrauen erfahren durften, als köstlicher Besitz. Die Stunde, die mir persönlich den erschütterndsten Einblick in diese große, tiefe und reiche Menschenseele gab, war bald nach Kaiser Friedrichs Tode, wo alles an ihr Zerrissenheit, unsägliches rein menschliches Leid war; das, was — um es so auszudrücken — weltlich lebendig geblieben, war nur Trauer um gescheiterte, wenigstens auf lange hinausgeschobene Kulturpläne. Denn so echt fürstlich war diese Natur, daß selbst in dieser Stunde erschütternder Leiden der Blick sich auf die großen Aufgaben einstellte, die nun unerfüllt bleiben mußten. Ich war eben aus England zurückgekehrt, wo ich im Auftrag der Kaiserin und von ihrer Fürsorge geleitet verschiedene Frauenbildungsstätten besucht und studiert hatte. Nie werde ich den Augenblick vergessen, wo der Anblick einer, die sie in noch nicht ganz aussichtslosen Tagen mit ihrer Mission betraut hatte, den ganzen Schmerz ihrer Hoffnungslosigkeit auslöste und sie mir beide Hände entgegenstreckte, mit den unter stürzenden Tränen hervorbrechenden Worten: „So müssen wir uns wiedersehen!“

Mit dieser Erinnerung will ich Abschied nehmen.

Digitized by Google

Adoptionsinserate und Kinderhandel.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck m. vollst. Quellenangabe erlaubt.

Die Überschrift „Adoptionsinserate und Kinderhandel" deckt sich nicht völlig mit dem, was der Artikel zu bringen gedenkt. Sie ist zu weit und zu eng gefaßt. Zu weit gefaßt, denn die Inserate, die die Grundlage bilden, entstammen einigen wenigen Zeitungen des Reichslandes und der benachbarten Schweiz (Basel), sie sind bis zu einem gewissen Grade lokalen Charakters. Dazu gehören sie der jüngsten Zeit an; erst seit einem knappen, feriendurchbrochenen Dreivierteljahr sind sie verfolgt und gesammelt worden. Andrerseits ist die Überschrift zu eng gefaßt. Weder das Wort Adoption noch Kinderhandel erschöpft, was von den Inseraten gesagt werden soll. Es steht noch etwas anderes dahinter, das ursächlich mit beiden zusammenhängt, beides fördernd oder vernichtend, weil überflüssig machend. Und dieses Etwas gewinnt auch im Inserat eine Stimme, sie deutet auf den Kinderhandel, noch ehe ein Kind da ist. Es sind die Hebammeninserate.

So haben wir es mit drei Kategorien von Inseraten zu tun: den eben erwähnten Hebammeninseraten, Adoptionsinseraten „Kind gesucht" und Adoptionsinseraten „Eltern gesucht".

Sie alle tragen hier einen lokalen Charakter, den Charakter eines Grenzlandes. Grenzland, das ist ein Begriff von weittragender Bedeutung. Die Grenze ist nahe, viele Grenzen sind nahe, das ermöglicht Verschiebungen, schnelles Hin- und Herwandern, Gesetzesumgehungen, völliges Untertauchen, Verschwinden und plötzliches Wiederzumvorscheinkommen, Vertuschungen, Heimlichkeiten aller Art. Dazu ist eins der Nachbarländer, die Schweiz, in sich ein Land scharf getrennter Gebiete, da die Kantone ihre Sondergesetze haben, in denen sich zum Teil eine starke Gegensätzlichkeit ausprägt. Da liegen schwarz und weiß hart nebeneinander und müssen sich dulden, wenngleich sie einander schädigen. Diese Grenzlandserscheinungen geben den Hebammeninseraten ihre unheimliche Bedeutung.

Der § 1 des Bürgerlichen Gesetzbuchs lautet: „Die Rechtsfähigkeit des Menschen beginnt mit der Vollendung seiner Geburt." Das heißt: das neugeborene Kind gehört dem Rechte an, das deutsches Recht ist, es tritt in seine Sphäre, es hat einen Anspruch auf dieses Recht. Und dieses Recht ist natürlich ein Schutzrecht. Jedes Kind steht nach Vollendung seiner Geburt unter einem Vormund, der seine Rechte zu vertreten hat. Der natürliche Vormund des Kindes ist der Vater oder die Mutter. Aber Vater und Mutter sind nicht immer nachweisbar, drum bestimmt ein anderer Paragraph, § 1773: „Ein Minderjähriger erhält auch dann einen Vormund, wenn sein Familienstand nicht zu ermitteln ist." In Deutschland geschieht

Digitized by Google

alles, um bei einem neugebornen, irgendwie elternverlassenen Kinde den Familienstand zu ermitteln. In unserm Nachbarlande, Frankreich, fällt das fort, wird für ein elternloses Kind auch keine Vormundschaft eingesetzt. Die Hebammen des Inlandes sprechen in ihren Anzeigen nur von Diskretion, die Inserate unserer Nachbarländer aber klingen aus in das Lockende: „Kein Heimbericht. Kein Vormund. Sorgt für die Kinder. Hygienische Ratschläge."

Kein Wunder, daß diese leicht erreichbaren Hebammen sich eines ungeheuren Zuspruchs erfreuen. Sie sind die Zuflucht derer, die ihre Mutterschaft verbergen wollen.

Dr. Belin, Stadtarzt in Straßburg, macht mir darüber folgende Mitteilung: „Es ist unmöglich, die Zahl festzustellen, da eine Kontrolle nicht ausgeübt wird. Tatsache ist aber, daß zahlreiche Mädchen nach dem Auslande gehen, um sich entbinden zu lassen. Mir sind allein in Straßburg eine ganze Reihe von Fällen bekannt geworden. Hier klagen besonders die Hebammen, welche die Erlaubnis haben, Entbindungen in ihren Wohnungen vorzunehmen, darüber, daß die Zahl der von auswärts kommenden Personen beständig abnimmt; diese ziehen es vor, die Sache im Ausland zu erledigen, selbst wenn die Kosten drei- bis viermal so hohe sind."

Was hier von Straßburg gesagt ist, gilt von Metz, von Mülhausen, von den übrigen Städten des Reichslandes. Nancy ist ein viel aufgesuchter Ort; seine Inserate spielen eine große Rolle, eine viel verhängnisvollere als Luxemburg. Nach Belfort gehen zahlreiche Mädchen des Oberelsaß, sie gehören meist den unbemittelten Ständen an. Sie alle leitet der Wunsch, ihre Mutterschaft völlig zu verleugnen. Nancy ist ein kleines Genf-Annemasse, von dem es später sein volles Licht empfangen wird; hier wie dort dieselben Praktiken, dieselbe Ausbeuterei und auch dieselbe Gelegenheit zur Engelmacherei. Nur eins prägt ihm einen besonderen Stempel auf. Es haben sich dort und in der Nachbarschaft eine ganze Anzahl deutscher Hebammen niedergelassen, zum Teil dabei einen anderen Namen angenommen. Aus einer „Obermeyer" ist eine „Schick" geworden; man sieht, der Name mußte deutsch bleiben, um durch die Zusicherung eines „deutschen Heims" zu locken. Dieses Sichverstecken hat sicher ernste Gründe, die in der Vergangenheit liegen. Die ehrenhaftesten Hebammen sind es gewiß nicht, die auf französischem Boden, befreit von den Gesetzen ihres Vaterlandes, nach schnellem Reichwerden streben. Der große Engelmacherinnenprozeß von Longwy ist ein trauriger Beweis dafür; er endete mit der Verurteilung der Deutschen Ulrich.

Das Schicksal des in Frankreich geborenen Kindes bleibt immer im Dunkel, wenn die Mutter es aufgibt. Nur eins steht fest, aus dem deutschen Kinde ist ein französisches geworden. Das ist betrüblich genug, wir haben aber keine gesetzliche Handhabe, es zu hindern.

Betrüblicher noch und erstaunlich zugleich ist, was in der Schweiz auf diesem Gebiete geschieht und geduldet wird. Das Deutsche Reich hat mit der Schweiz eine Konvention geschlossen, durch die beide Staaten sich zu einem Heimbericht verpflichten, falls innerhalb ihrer Grenzen ein Kind der anderen Nationalität geboren wird. Es liegt im Wesen des Staates, sich seinen Zuwachs an Menschen zu sichern; auch das uneheliche Kind ist eine wertvolle Ziffer in der Menschenökonomie. Aber das Geld ist ein starker Versucher, und aus dem Unglück, dem Leichtsinn, der

Digitized by Google

Schwachheit anderer läßt sich viel Geld gewinnen. Da haben denn Schweizer Hebammen und Ärzte dem goldenen Strom, der sonst allein nach Frankreich fließen würde, ein breites Bett gegraben, das nach der Schweiz abzweigt. Längs der französischen Grenze gibt es in einer Anzahl mittelgroßer Städte Pensionen und Anstalten für diskrete Entbindungen. Sie sind sehr diskret und dürfen es sein, denn die sogenannte Klinik, in die die Pensionärinnen gebracht werden, wenn die Zeit des Gebärens gekommen ist, liegt in Frankreich.

Die Musterstadt, das klassische Vorbild für die Nichtbeachtung der mit Deutschland geschlossenen Konvention und schweizerischer, richtiger kantonaler Hebammen- und Ärzteherrlichkeit, ist Genf. Ja, Genf ist ein Dorado für die Hebammen. In den deutschen Zeitungen treten sie mit einer gewissen Zurückhaltung auf, sie melden sich nur vereinzelt und in größeren Zeiträumen; in einer auch im Elsaß viel gelesenen Baseler Zeitung aber, einem echten Nachrichtenblatt, nehmen sie eine halbe Spalte ein. Elf bis zwölf marschieren hintereinander auf; am nächsten Tage melden sich ebenso viele und sie kehren allesamt wöchentlich mehrmals wieder.

Ein Schweizer, von 1904—1913 als Polizeiagent in Lausanne tätig, widmet sich jetzt als Sekretär der kantonalen Vereine zur Hebung der Sittlichkeit mit ganzer Hingabe der Untersuchung der Genfer Verhältnisse, deren Unhaltbarkeit ihm durch frühere Beobachtungen schon zur Gewißheit geworden war.[1]) In den 15 Schweizer Zeitungen, die er studiert hat, zählte er 37 Genfer Hebammen, die ihre diskreten Entbindungen und hygienischen Ratschläge anpriesen, während die übrige Schweiz und das Ausland nur mit 25 Inseraten vertreten waren. Viele, darunter auch Ärzte, annoncieren anonym; sie haben ihr Postfach und versprechen viel, auch »Retards corrigés par masseur«.

Einige der Genfer Herren Ärzte wenden sich mit ihren Prospekten auch an ihre deutschen Kollegen.

Eins dieser Anschreiben lautet:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Angefacht durch den guten Erfolg, welchen unser Institut für „Diskrete Entbindungen" sich erworben hat, erlauben wir uns, Ihnen einen Prospektus zukommen zu lassen.

Wir machen Sie besonders darauf aufmerksam, daß keine Geburt in die Heimatgemeinde unserer Kunden berichtet wird, was denselben erlaubt, ein Unglück geheimzuhalten, welches unangenehme Folgen für deren Familie haben könnte.

Die Damen, welche Sie uns gütigst zuweisen wollen, finden in unserem Hause gute Aufnahme und sichere Unterkunft in Erwartung ihrer Entbindung.

Um weniger vermögenden Damen den Eintritt in unser Etablissement zu erleichtern, machen wir auf Empfehlung der Herren Doktoren eine Verminderung von 20% auf unsere unten bezeichneten Preise.

Unser Institut wird von zahlreichen Doktoren bestens empfohlen.

Entbindung ohne Heimbericht Fr. 300. Pension komplett je nach Zimmer 6 und 7 Fr. per Tag.

Der Prospekt gibt nähere Erklärungen:

„Wir gestatten uns, Ihre Aufmerksamkeit auf unser Institut für diskrete Entbindungen zu lenken, welches wir gegründet haben, um den immer zahlreicher werdenden Anfragen von Damen, deren soziale Stellung nicht erlaubt, anders als diskret zu entbinden, Folge zu leisten.

[1]) S. Broschüre von T. Schnell, Zürich, 27. Juni 1913, herausgegeben im Auftrag der Schweizerischen Kommission zur Bekämpfung der Unsittlichkeit.

Digitized by Google

Seit langen Jahren existieren in Deutschland, England, Frankreich usw. Etablissements für diskrete Entbindungen, jedoch wenige haben eine solche Diskretion, wie deren Prospektus und schreiende Reklame es versichert. Die Entbindungen, welche in unserem Institut gemacht werden, sind garantiert ohne Bericht in den Heimatsort; nicht nur für einige Städte und Distrikte, sondern für alle Länder. Zur Einschreibung der Geburt genügen entweder der Geburtsschein oder der Heimatschein der Mutter. Auf speziellen Wunsch deklarieren wir das Kind als von Vater und Mutter unbekannt, in diesem Falle sind die Papiere nicht notwendig. Die Entbindungen werden unter unserer Aufsicht in einer Privat-Klinik, einige Kilometer von Genf entfernt, ausgeführt. Wir sorgen ebenfalls für gute Unterkunft der Kinder entweder in eine Pension oder zur Adoption in eine gute Familie."

Hieran schließt sich nun eine Aufzählung alles dessen, was den Aufenthalt in Genf zu einem angenehmen zu machen geeignet ist.

All diese Reklamemenschen riskieren nichts. Im Gegenteil, die Genfer Hebammen und ihre männlichen Kameraden spielen in ihrer Stadt eine hervorragende Rolle. Das Genfer Strafgesetz untersagt in den Artikeln 269, 270, 271 und 272 die Abtreibung der Frucht aufs strengste und gibt den Hebammen nur das Recht zu normalen Entbindungen. Trotzdem befinden sich unter den 74 Hebammen nur einige zwanzig, die sich nicht mit Abtreibungen befassen. Man hat ihnen den Spottnamen Môbières, Mucker, beigelegt und sie werden von ihren skrupellosen Schwestern gründlich verachtet. Die Môbières schlagen sich kümmerlich durchs Leben; sie haben sich zu einer Organisation zusammengeschlossen, da zeigte sich's, daß manch eine unter ihnen kaum in der Lage ist, den Vereinsbeitrag aufzutreiben. Die kecken, mondänen Hebammen verdienen — die Summe ist niedrig gegriffen — 30- bis 40 000 Fr. jährlich trotz der starken Konkurrenz. Etliche von ihnen haben in wenigen Jahren ein Vermögen gesammelt, das nach Hunderttausenden zählt, sie haben sich zur Ruhe gesetzt und führen das Leben einer großen Dame. Es ist ein paarmal vorgekommen, daß eine Hebamme wegen Fruchtabtreibung bestraft worden ist, aber die Betreffende darf ungestört weiter praktizieren und inserieren. Solche Bestrafungen aber sind sehr selten, vielleicht müssen sie mit Gewalt durchgesetzt werden, denn die Genfer Polizeibehörde drückt all diesen Mißständen gegenüber ein Auge zu, wie die übrigen in Betracht kommenden Behörden auch. Während Reisende, die nur einen Tag in Genf zubringen, gemeldet werden müssen, kümmert sich niemand um die Pensionärinnen der Hebammen, ob sie nun einen Tag, einen Monat oder darüber hinaus in Genf verweilen, sie bleiben unangemeldet. Was sich in diesen Pensionaten abspielt, liegt unter einem dichten Schleier. Es gehen die wildesten Gerüchte um von Ertränken der Kinder im ersten Bade, von Verbrennen der Neugeborenen; mancher Gartenwinkel soll die Begräbnisstätte der kleinen Ungewollten sein. Vor ein paar Jahren freilich hat ein solches Verbrechen seine Sühne vor Gericht gefunden; aber das ist ein Ausnahmefall, der alle in Erstaunen setzt, man ist an die Untätigkeit der Behörden gewöhnt.

Auf dem Gericht ist es mehrfach anerkannt worden, daß 80 Prozent der Hebammen sich mit Fruchtabtreibung befassen. Ärzte, Hebammen (die Môbières), Privatpersonen, Vereine haben immer wieder Eingaben gemacht und Protest erhoben gegen das schandbare Treiben, immer umsonst. Es scheint, als hätten zu viel einflußreiche und allgemein bekannte Persönlichkeiten ein Interesse an dem Erhaltenbleiben dieser Zustände und an dem Dunkel, das über ihnen ruht. Wenn eine Frau oder ein Mädchen infolge der vorbeugenden Manipulationen schwer

Digitized by Google

erkrankt und nach einem Arzt verlangt, dann wird unter Umständen nachgegeben. Der Arzt ordnet dann die Überführung ins Spital an. Dort wird der Fall klargelegt und — es geschieht nichts.

Ärzte, Juristen, die Mômières haben verlangt, daß das Reglement für die Hebammen föderativ werde, vom Bundesrat festgelegt für alle Kantone, Genf sträubt sich dagegen.

Wer Genfer Zeitungen liest, wird es verstehen. Im Jahre 1911 ging der Bundesrat, gestützt auf den § 35 der Verfassung, gegen den Cercle des Étrangers vor, weil dieser Cercle, dem einige Säle des Kurhauses zur Verfügung standen, nichts anderes als eine für ziemlich jedermann zugängliche Spielhölle sei. Die Genfer fühlten Freiheit und Fortschritt bedroht, und das damalige Staatsoberhaupt Perréard hielt eine flammende Rede, deren stürmisch beklatschter Schluß folgendermaßen lautete: „Gestern hat man an unserer Intelligenz gezweifelt und uns den Absinth genommen. Heute geht es gegen den Kursaal. Morgen wird die Weiberfrage an die Reihe kommen, denn wir werden sehen, daß der Feldzug gegen die öffentlichen Häuser wieder aufgenommen wird. Bald werden wir gewiß auch ein Gesetz gegen das Konkubinat haben."

Ja, Genf versteht es, seine heiligsten Güter würdevoll zu verteidigen und energisch für sie einzutreten! Zu ihnen gehören auch die Hebammen, die nicht Mômières sind mit ihrer Steuerkraft und ihrer unvergleichlichen Klientel. In der Schweiz hat man lange schon begonnen, Genf nicht ernst zu nehmen; es spielt mit den Gesetzen, denn alles ist erlaubt, was vergnüglich ist, was gefällt und was Geld in die Stadt bringt. Es gibt nur ein Übel in der Welt, das ist das Muckertum.

Aber die anderen Nationen haben alle Ursache, Genf recht ernst zu nehmen. Hier gehen nicht nur zahllose ihrer Frauen und Mädchen zugrunde, verlieren ihre Gesundheit und Jugendkraft, auch ihre Kinder werden ihrem Heimatland entzogen. Denn zu dem Gewerbe der Fruchtabtreibung gesellt sich bei den Hebammen das Gewerbe der Unterbringung der Kinder. Und sie ist so einfach.

Die diskreten Entbindungen finden, wie schon gesagt, in Frankreich statt. Annemasse, eine kleine französische Stadt, ein paar Kilometer von Genf entfernt, ist der Hauptort dieser Entbindungsindustrie. Dort befinden sich sieben luxuriös ausgestattete Entbindungsanstalten, außerdem ist fast jedes Haus eine sogenannte Klinik, es muß wenigstens ein paar Zimmer dazu hergeben. Sobald der Genfer Hebamme der Augenblick gekommen scheint, werden ihre Pensionärinnen über die Grenze befördert, damit ein französisches Kind zur Welt komme. Es geschieht aber auch, daß die Zeit verpaßt und in der Schweiz geboren wird, dann wird das Kind hinübergeschafft, um dort eingetragen zu werden. Es ist das zwar strengstens verboten, aber wie sollte eine Genfer Hebamme sich an solch ein Gebot kehren, sie fühlt sich außerhalb des Gesetzes! Aber die Hebamme kommt zu schlecht weg oder zu gut in dieser Darstellung, denn was von ihr gesagt ist, gilt auch von einer Anzahl von Ärzten. Sie dienen größtenteils der Aristokratie und begleiten ihre Patientinnen persönlich im Automobil nach Annemasse, lassen sich auch auf dieser Fahrt durch junge Assistenzärzte vertreten. Automobil, Taxameter, Tram, die Skala ist gegeben, die vornehme Dame, das arme Mädchen, sie alle suchen ihr Heil — in Frankreich.

Digitized by Google

In Annemasse können die Kinder ohne weiteres auf der Mairie eingeschrieben werden. Dort gilt der Code Napoléon. Seinem: La recherche de la paternité est interdite können wir hinzufügen la recherche de la maternité est aussi interdite. Das „Vater und Mutter unbekannt" ist stereotyp. Die Mutter wird einige Stunden nach der Geburt nach Genf zurückgebracht, so ist sie zur Zeit der Einschreibung in Annemasse wirklich nicht mehr zu finden. Diese Ent- und Umnationalisierung, die den ausländischen Frauen und Mädchen wie ein Wunder erscheint, lassen sich die Hebammen teuer bezahlen. Ein Landmädchen aus Baden hatte 400 ℳ dafür zu entrichten, daß ihr Töchterchen als Irène Marianne Lejais eingetragen wurde. (Nancy.) So werden auch die „billigen" Hebammen zu Blutsaugern. Gerade diese verstehen sich trefflich darüber zu orientieren, was der Vater des Kindes zu leisten vermag.

Wie viele Kinder auf diese Weise hart an der Schweizer Grenze in Frankreich zur Welt kommen, entzieht sich der genauen Berechnung; die Mairie gibt keine Auskunft darüber. Und auch die Frage, was wird aus den Kindern, findet keine erschöpfende Antwort. Sehr viele sterben bald nach der Geburt und in den ersten Jahren, aber es bleiben auch sehr viele am Leben. Viele werden in Findelhäusern untergebracht, auch dafür verlangen die Hebammen Entschädigungen bis zu 300 Fr. Ein Teil, als ganz elternverlassen angegeben, fällt der Gemeinde zur Last, in der die Kinder geboren wurden. Das kleine Annemasse schickt ganze Scharen nach Lejou, von dort aus bringt man sie in Familien oder in Kinderasylen unter. Annemasse gibt jährlich 12 000 Fr. für die kleinen Fremdlinge aus. Es hat Schritte getan, sich von der immer größer werdenden Last zu befreien, bisher vergeblich. Es gibt auch Mütter, die ihr Kind gut untergebracht wissen wollen. Und da ist die gütige Hebamme wieder die liebenswürdige Vermittlerin. Sie hat immer „gute Familien" zu ihrer Verfügung und „kinderliebe Millionäre" am Bändel, die zu Adoptionen bereit sind. Zweierlei nur verlangt sie zu wissen, welche Entschädigung ihr gewährt wird und ob die Mutter „persönlich" nach ihrem Kinde zu sehen gedenke; danach trifft sie ihre Maßnahmen. Und sie fährt gut dabei, sie betreibt alles in großem Stil mit hohem Gewinn. Dr. Alfred Silbernagel, Zivilgerichtspräsident in Basel und Mitglied der Expertenkommission, die im Oktober vorigen Jahres in Siders zur Beratung des neuen schweizerischen Strafgesetzbuchs tagte, sagt darüber: „Daß gewisse Hebammen an der französischen Grenze den Kinderhandel, d. h. in diesem Falle die Unterbringung von Kindern mit einmaliger Abfindungssumme gegen Provisionen betreiben, ist bekannt."

Immerhin gibt es Mütter, die sich um die in Pflege gegebenen Kinder kümmern — aus der Ferne und eine Zeitlang; und auch solche, die ihre Kinder einmal besuchen, und unter den Kindern etliche, die sich in guter Pflege befinden und von ihren Pflegeeltern geliebt werden, aber die meisten Kinder sind vergessene, eltern- und heimatlose Geschöpfe, die nie erfahren, woher sie stammen, wurzellos auf fremden Boden gepflanzt. Sie kommen als Erwachsene häufiger ins Reichsland und zeigen sich als zwiespältige, von steter unverstandener Sehnsucht zerquälte Naturen.

Und wie viele Kinder verschwinden, ohne daß eine Spur von ihnen zu entdecken wäre! Als in Annemasse 1913 die vor zwanzig Jahren dort Geborenen männlichen Geschlechts als Rekruten eingezogen werden sollten, konnte man nicht einen einzigen mehr ausfindig machen.

* * *

Digitized by Google

Den Zuständen in Genf ist ein breiter Raum gewährt worden. Mit Absicht. Genf ist typisch und zeigt die Grenzgefahren im hellsten Lichte. Diese Grenzgefahren sind aber auch eine deutsche Angelegenheit, denn der deutschen Mädchen sind nicht wenig, die nach Genf gehen, um in aller Verborgenheit Mutter zu werden. Ihre Zahl freilich kennt niemand. Aber die Genfer Verhältnisse beschäftigen viele; Männer und Frauen beobachten scharf, stellen Nachfragen an, sammeln Fälle. Und für die vielen ist zur unumstößlichen Tatsache, nicht nur zur Überzeugung geworden, daß die deutsche Aristokratie — Genf ist die Zufluchtsstätte der gesamten europäischen Aristokratie — besonders stark vertreten ist. Auch sonst ist die Zahl der Deutschen eine große, sie schließt alle Stände in sich ein. Daß dem so ist, daß mit kärglichen Mitteln Ausgestattete ihren geringen Besitz opfern, um erhobenen Hauptes, mit blankem Ehrenschild in die Heimat zurückkehren zu können, gewährt uns erst einen Anhalt zur Einschätzung des Anteils der deutschen Mädchen. In diesen Kreisen gibt es viele, die Genf wählten, um sich ihres Kindes für immer zu entledigen, als es aber zur Welt gekommen war, erwachte das Muttergefühl in ihnen. Es sollte nicht in Frankreich untertauchen. Sie suchten nun Pflegestellen in der Deutschen Schweiz, die ihnen innerlich näher steht. Freilich schmelzen diese Pflegekinder statistisch mit solchen zusammen, die in Belfort, in Nancy, in Luxemburg, in der Deutschen Schweiz geboren worden sind.

Auch die Deutsche Schweiz ist mit Hebammen gesegnet, die den Genfern nachzustreben sich bemühen, die die Anmeldung und den Heimbericht zu umgehen trachten und die Unterbringung des Kindes gegen entsprechende Provision versuchen. Es wird oft zu spät entdeckt. So brachte eine Hebamme aus Flüh bei Basel das Kind eines gebildeten Mädchens vom Niederrhein bei einem jungen ungarischen Ehepaar unter, das mit etlichen Sprößlingen gesegnet war. Der erstmaligen Entschädigung von 1000 Fr. sollten nach Bedarf andere folgen. Eine andere Hebamme in Basel selbst isolierte ihre Patientin völlig und hielt sie fest; sie gestattete ihr nicht, mit den Fürsorgedamen in Verbindung zu treten, um es durchzusetzen, daß das Mädchen ihr Kind der Familie gebe, die sie ausgesucht hatte; natürlich hatte sie es auf eine Provision abgesehen.

Von den Frauen, die im „Pflegekinder-Wesen" Basels tätig sind, wird die Zahl der jährlich in Basel geborenen deutschen Kinder illegitimer Abkunft auf 550 geschätzt; zum Wohle deutscher Pflegekinder überhaupt werden jährlich 5000 Fr. ausgegeben. Bei einer Zählung der Kinder müßten aber auch diejenigen in Betracht kommen, deren Eltern die Kosten der Unterbringung tragen. Von ihnen sind nur die unter Schutzaufsicht stehenden erfaßbar. Spät entdeckte Unzuträglichkeiten haben es meist mit „Genfern" zu tun, wie man die armen Kleinen nennen könnte, um ihre Heimatlosigkeit auszudrücken. Auch die in Luxemburg Geborenen sind stark entrechtlicht, wenn es sich um ein uneheliches Kind handelt. Ganz gleich, welcher Nation die Mutter angehört, das Kind ist Luxemburger.

Wir haben schon mehrmals auf dem Umwege über die Hebammen das Gebiet des Kinderhandels betreten, diesen großen, weiten Markt des Angebots und der Nachfrage. Kinderhandel ist ein oft angefochtenes Wort, mit Recht. Es wird gemißbraucht, selbst in seiner Erklärung durch Dr. Silbernagel liegt eine Unstimmigkeit. Aber es hat sich eingebürgert, indem es seinen Sinn erweiterte, und ist schwer ersetzbar. Aus diesem Grunde ist es in diesem Artikel beibehalten worden.

Digitized by Google

In der Schweiz schießt der Kinderhandel üppig ins Kraut; alle Vorbedingungen dazu sind dort reichlich gegeben. Trotzdem bringen auch die Zeitungen des Elsaß, Badens usw. Inserate von Schweizer Familien, die ein Kind „für eigen" oder „an Kindes Statt" annehmen wollen; sie treten hier in Wettbewerb mit deutschen Ehepaaren, Witwen usw. Immerhin ist das Kind in der Schweiz viel stärker zu einer Art Handelsobjekt geworden als bei uns. Es läßt sich Kapital schlagen aus diesen Kindern, deren Existenz den Eltern Hemmnis und Last ist. So hat sich ein Gewerbe herausgebildet: die Vermittlung. Nicht nur Hebammen befassen sich mit dieser Vermittlung, es werden Agenturen aufgetan. Seit jenem berüchtigt und berühmt gewordenen Beerdigungsinstitut „Pietät" in Straßburg, das einen schwungvollen Kinderhandel im wahrsten Sinne des Wortes betrieb, sein schmähliches Handwerk gelegt worden ist, ist im Reichsland kein ähnliches Unternehmen zur Kenntnis derer gelangt, die die Weggabe von Kindern in die richtigen Bahnen zu lenken suchen. Aber in der Schweiz ist man vor kurzem einem Agenten auf die Spur gekommen, der im Gesindevermietungsstil 5 Fr. von den beiden Parteien verlangt. Er kann sie schnell befriedigen, denn er hat gedruckte Listen vorrätig, die den Zahlenden verabfolgt werden.

Bei denjenigen, die gegen eine einmalige Entschädigung ein Kind annehmen wollen, kann von einem Gewerbe nicht die Rede sein; das Halten von Kostkindern kann zum Gewerbe werden, hier handelt es sich eher um ein Geschäft, das abgeschlossen wird. In den meisten Fällen aber läßt sich ihr Vorgehen mit dem Spielen in der Lotterie vergleichen. Man wünscht sich eine bestimmte große Summe, das Inserat gleicht dem Lose, für das man zahlt, es kann eine Niete bleiben, dann ist der Einsatz verloren, es kann gewinnen, dann hat er sich vertausendfacht und mehr als das; die ersehnte Summe ist da. Das Kind ist Zugabe. Die ersehnte Summe soll einem bestimmten Zwecke dienen, einer Augenblicksverlegenheit abhelfen, die Ausführung eines Plans ermöglichen usw.

Die echten Geschäftsleute senden mehr oder minder ehrliche Anworten ein, wenn man auf ihr Inserat hin bei ihnen anfragt; sie machen das Lesen zwischen den Zeilen, um ihren Charakter zu ergründen, so gut wie völlig überflüssig. Ein Musterbeispiel möge dies bestätigen.

H. Z. in St. wünscht ein Kind diskreter Herkunft, da seine Frau nicht mehr in die Fabrik dürfe. Er würde ein Kind „sofort nehmen vom Spital weg aber wohlverstanden nur gegen eine einmalige richtige Entschädigung. Diese darf nicht unter 2000 Fr. sein, wie mehr oder wie höher desto angenehmer. So sind die Kosten: 16 Jahre zu 20 Fr. per Monat = 3840 Fr. im ersten Falle, oder zu 25 Fr. per Monat = 4800 Fr. im zweiten Falle. Das ist noch sehr billig berechnet. Aber bei Vorausbezahlung rechnet man mehr, da man mit solchem Geld auch etwas verdienen kann während der Zeit. Eine Frau in R. hat ein Kind angenommen und dabei 7000 Fr. erhalten. Von einer vornehmen Dame, die nachher von allem frei und abgelöst sein will, erhält man am meisten. Wenn ein solcher Fall bekannt ist, dann fragen Sie doch benannte Person, wieviel sie als einmalige Entschädigung zahlen würde, wenn das Kind sofort auf unsern Namen eingetragen wird. Wohl zu begreifen ist, daß, wenn mehr erhältlich ist als obige Beispiele zeigen, mehr genommen wird, markten lassen kann man immer. Für die Mühe, falls Adressat mir kürzlich zu einem Kinde verhelfen kann, gebe ich bei Empfangnahme des Kindes als Vergütung bei einer Summe von 3800 Fr. 40 Fr., von 4600 Fr. 100 Fr. usw."

Digitized by Google

Der Mann macht kein Hehl aus seiner Gesinnung, er will nur ein möglichst günstiges Geschäft abschließen. Das Kind an sich spielt nur eine Stelle als Träger einer Mitgift, die freilich auch ihm, dem Kinde, zu einem Teil zugute kommen soll. Es ist möglich, daß es einem Kinde bei diesem guten Geschäftsmann auch ganz gut geht.

Die Leute eines bestimmten Wunsches, die ihre Hoffnung auf das Inserat wie auf ein Los setzen, schminken und drapieren sich in ihren Antworten. Man gewinnt sehr bald eine Art Witterung für das, was unecht ist, für die Motive, die dahinterstecken. Wo eine gewisse Vornehmheit vorgetäuscht werden soll, wird schon in der gespreizten Anrede die gute Lebensart zum Ausdruck gebracht, der Notar wird so nebenher erwähnt, der alles gerichtlich festsetzen soll, das sehr gewichtig klingende „mein Rechtsanwalt" wird irgendwie eingeschmuggelt, das anzunehmende Kind trägt schon den Goldreif des „Erben". Wo Herzensgüte der Köder sein soll, da ist die Liebe zu Kindern eine Urgewalt, sie treibt in ihrer Stärke den kinderlieben Mann nebst seiner gleich kinderlieben Frau dazu, ein Kind „als eigen", „an Kindes Statt" anzunehmen usw. Und noch ein Motiv wird oft angegeben. In den betreffenden Leuten ist das Erziehungsbedürfnis erwacht, sie wollen, sie müssen erziehen, ja, sie müssen so sehr erziehen, daß sie nicht nur schlicht Erziehungsgelder, sondern Gelder „für das spätere Studium" in Form der einmaligen Entschädigung verlangen.

Dann stellt sich noch recht häufig die Kategorie der ganz Naiven ein. Die Einsendung, die sie auf ihr Inserat erhalten, entzückt sie, sie sehen den Siegespreis in ihrer Hand. Das Kind ist selbstverständlich diskreter Herkunft, man will es los sein. Los-sein-wollen und Haben-wollen, das gibt ein gutes Zusammengehen. In ihrem armen Kopf und armen Herzen hat kein anderes Gefühl, kein anderer Gedanke mehr Raum. Sie melden sich sofort an zur Abholung des Kindes und zur Besprechung der Bedingungen, mit bescheidener Überlegenheit, wenn sie meinen, das Kind aus den Händen der Mutter zu empfangen, mit stolzer Überlegenheit, wenn sie glauben, eine Vermittlerin vor sich zu haben. Der herablassend ermunternde Schluß: „Sie sollen auch ein gutes Trinkgeld erhalten," kehrt in allerlei Variationen wieder.

Nun zu den Leuten der dringlichen Meldung selber, den Leuten der vornehmen, ehrbaren, treuherzigen, naiven Briefe, und zu dem, was die einmalige Entschädigung ihnen bringen soll.

Da ist ein „gut situiertes" Ehepaar — —. Es ist gar kein Ehepaar, es ist ein Mann, der sich Musiklehrer nennt, und eine Frau ohne Beruf, die bei ihm wohnt. Sie leben bald hier, bald dort, aus der Hand in den Mund, niemand weiß wovon, und wenn sie einmal selber nicht wissen, wovon leben, soll die „Abfindungssumme" sie aus der Not erretten.

Da ist ein junges Ehepaar, das nach Amerika auswandern will. Der geringe Besitz ist verkauft. Der Erlös ist klein. Sie brauchen noch Zuschuß zum Reisegeld und ein paar Tausend darüber, um drüben etwas anfangen zu können. Sie suchen ein Kind unter einem Jahr zur Adoption. Die Überfahrt beträgt für Kinder unter einem Jahr auf manchen Routen 20 M, auf andern nur 10 M. Da bleibt ein großartiger Überschuß, und solch ein Zwischendeckkindlein besteht durchaus nicht immer die Überfahrt!

Ein Taugenichts von einem Sohn soll eingesegnet werden, man braucht Geld für ihn und wird noch mehr brauchen; ein Schneider will sein Geschäft vergrößern,

Digitized by Google

eine Frau, die wie eine Dirne lebt, sehr viel einnimmt und doch nie auskommt usw., sie alle greifen zum Inserat, es ist das Los, auf das man seine Hoffnung setzt.

Zur Illustration mögen hier ein paar Briefe folgen.

G. a. Rh., 12. 12. 13.

Sehr geehrte gnädige Frau!

Bezugnehmend auf Ihr heutiges Schreiben teile ich Ihnen hierdurch mit: Ich bin in — — u — — — Administrator gewesen, wohne jetzt hier in G., wo ich eine Landwirtschaft mit größerem Obstfeld und Molkerei besitze. Wir haben ein Töchterchen von 14 Monaten, und da keine Aussicht auf größere Familie ist, wollen wir für unsere Kleine eine Gespielin annehmen, und zwar soll die Kleine sofort unseren Familiennamen erhalten, und da mein Töchterchen später die höhere Töchterschule in C. besuchen soll, will ich mich gern verpflichten, auch Ihrer Kleinen dieselbe Erziehung zuteil werden zu lassen, auch kann von seiten der Angehörigen das Kind jährlich einmal besucht werden, jedoch ohne natürlich die alten Beziehungen in Erinnerung zu bringen. Meine Frau ist sehr kinderlieb und besitzen und erben beide Kinder zu gleichen Teilen. Auf Wunsch komme ich oder meine Frau zur Besprechung nach dort.

Damit Sie ungefähr über meine Person orientiert sind, erlaube ich mir, meine Zeugnisse beizufügen.....

Der Unterschrift folgte noch eine Nachschrift. Meine Brüder haben alle drei studiert und sind zwei Baumeister und der jüngere Theologe. —

Die beigefügten Zeugnisse gehörten den Jahren 1903 und 1904 an.

Das ist einer der durchsichtigsten Briefe.

Nachforschungen ergaben: Herr R. war seit etwa zwei Monaten in G. und hatte einen kleinen Milchhandel angefangen. Als sein „Adoptionsversuch" fehlschlug, wurden die Möbel heimlich weggeschafft und eines Nachts machte er sich mit seiner Familie auf und davon, mit Hinterlassung von Schulden.

Auf die Beantwortung eines Inserats lief einmal in Maschinenschrift ein ganz kurzes Brieflein ein. Die Unterschrift war unleserlich, auch Schriftsachverständige konnten sie nicht entziffern. Die geheimnisvolle Dame, die sich um ein Kind bemühte, bat, mit ihrer Freundin in Verbindung zu treten. Das geschah. Umgehend kam folgender Brief:

Sehr geehrte Frau!

Im Besitze Ihres Geehrten vom 11. d. M. teile ich Ihnen mit, daß wirklich von einer Adoption die Rede wäre, aber ich muß erst über den Charakter und gesundheitlichen Verhältnisse der Eltern und des Kindes orientiert sein.

Die Verhältnisse, in die das Kind kommt, sind die denkbar günstigsten, das Kind kommt in eine gesunde friedliche Umgebung und wäre eine wirklich liebevolle, seriöse Erziehung gesichert. Die Familie lebt gut bürgerlich etwas außerhalb der Stadt in einem eigenen Einfamilienhaus. Sie hat drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, und gerade für letzteres wünscht sie ein zirka einjähriges Mädchen als Gespielin. Weiteren Verhandlungen vorgehend, sollte ich eine Photographie des Kindes haben, da, wenn das Kindchen nicht hübsch wäre, meine Freundin sich wohl nicht zu demselben hingezogen fühlen könnte. Sie will ein Kind, das sie echt mütterlich lieb haben kann, ansonst sie auf weitere Verhandlungen verzichtet.

Wenn Ihnen im Grunde genommen die geschilderten Verhältnisse zusagen, wird es einer persönlichen Besprechung überlassen bleiben, das weitere abzumachen. — —

Der Brief blieb unbeantwortet; somit konnte „die Freundin" annehmen, daß um ihres Schönheitssinnes willen auf weitere Verhandlungen verzichtet worden sei.

Zehn Tage später aber traf folgender Brief ein:

Sehr geehrtes Fräulein!

Ich beziehe mich auf mein Letztergebenes und kann Ihnen heute noch weiter mitteilen, daß von einer Adoption im eigentlichen Sinne nicht die Rede sein kann, wie ich eben erst durch meinen

Digitized by Google

Anwalt belehrt wurde, sind Adoptionen unmöglich, wenn schon Kinder vorhanden und wenn die Adoptiveltern das 40. Altersjahr noch nicht erreicht haben.

Es könnte das betreffende Kindchen also nur als Pflegekind angenommen werden. Im Grunde genommen ändert dies ja nichts an der Tatsache, als daß das Kindchen eine ganz sorgfältige Erziehung hätte, und das finde ich unter allen Umständen die Hauptsache.

Hierauf wurde der Briefschreiberin mitgeteilt, man wünsche zu wissen, wie die Dame heiße, die ein Kind annehmen wolle.

Umgehend traf folgendes Schreiben ein:

Seht geehrte Dame!

Ich bekenne mich dankend zum Empfange Ihres Gechrten vom 27. d. M. und teile Ihnen mit, daß wir das Kind gerne zu unserm Trio aufnehmen möchten. Wenn ich Ihnen dies früher nicht schrieb, geschah es eben darum, weil ich eben wissen wollte, mit wem ich es zu tun hatte. Ich begreife es vollständig, wenn Sie wissen möchten, in welche Hände das Kindchen kommt.

Es wäre mir sehr erwünscht, mit Ihnen persönlich in Verbindung treten zu dürfen. Wenn Ihnen das genehm ist, würde ich heute über acht Tage bei Ihnen vorsprechen.

Anbei noch ein Bildchen meines kleinen Völkchens, das Ihnen mehr als alle Worte beweist, daß es an der nötigen Pflege nicht fehlen wird usw.

Die drei Briefe sind voll innerer Widersprüche, deren naives, selbstsicheres Auftreten sie mit einem köstlichen unfreiwilligen Humor umschlingt.

Das Ergebnis der inzwischen eingezogenen Erkundigungen entsprach dem, was die drei Briefe vermuten ließen. Die Eltern des Trios brauchten Geld, sie brauchten es dringend.

Hin und wieder stößt man auch auf Leute, die die Sehnsucht nach einem Kinde mit dem Wunsch nach einer Abfindungssumme verbinden. Sie erscheint ihnen als die übliche Belohnung für eine gute Tat und soll über die ersten ungewohnten Ausgaben hinweg helfen. Dennoch muß das Verlangen und die Gewährung dieser Abfindungssumme als ein Übel, als ein Mißstand bezeichnet werden. Es ist ein Übel, das tausend Übel gebiert, ein Mißstand, der allerlei Mißbrauch erzeugt.

Es hängt damit ein ernstes Problem zusammen. Wie steht es um die Kinder, wenn die Entschädigung verbraucht ist? Das ist ein um so trostloseres Kapitel, weil sie in den meisten Fällen sehr schnell, ja oft sofort ausgegeben wird.

Unter dem Titel Adoption gedeiht hierzulande das „für eigen", das „an Kindes Statt" annehmen, dem keine gesetzliche Unterlage gegeben wird. Es ist ein leerer, inhaltloser Ausdruck, die bequeme Form, die einmalige Entschädigung zu rechtfertigen. Oft wird auf ein Versprechen hin das Kind fortgegeben, kaum je kommt es zu einer schriftlichen Abmachung. Der Wunsch, das Kind los zu werden unter der Bedingung der Diskretion, beherrscht die eine Seite, die Aussicht auf eine größere Geldsumme die andere. Ist das Geld zu Ende, sind Erpressungen nicht durchführbar und Mehrforderungen aussichtslos, dann sieht die Mehrzahl der Pflegeeltern sich selber in dem Lichte beeinträchtigter Personen, die Opfer bringen müssen ohne Ernte, ohne Dank. Unterstützung bei der Gemeinde wird nachgesucht und das Kind wird Gemeindekostkind in dem alten Heim oder als solches abgeschoben zu anderen Leuten. Aus nichtigen und aus triftigen Gründen müssen solche Kinder die Pflegeeltern oft drei- bis viermal wechseln. Es ist ein hartes Los. Wo das Pflegekinderwesen gut organisiert ist, wird die Härte nach mancher Richtung hin abgeschwächt, andererseits erweckt nichts so sehr das Gefühl des Verwaist- und Fremdlingseins in den jungen Seelen als diese Schutzaufsicht; sie spricht von Elternlosigkeit.

Digitized by Google

Alle die in der kurzen Zeit gemachten Erfahrungen sind Anklagen gegen die Eltern, die Väter und Mütter der „diskret" geborenen Kinder, der unehelich geborenen überhaupt. Gewissenlosigkeit, Furcht vor der Welt, die schlimmste, folgenschwerste falsche Scham drängen in gedankenloses Handeln.

Ein Kindesabgabe-Inserat grenzt schon an diese Gedankenlosigkeit. Bei einem Vater, der sein ganz junges Kind „mit einmaliger Entschädigung" ausbot, gingen umgehend vier Meldungen ein. Er selber scheute sich vor Prüfungen, und es war gut, daß eine fünfte Einsendung ihn in Verbindung mit einem Frauenverein brachte, der die Nachforschungen übernahm. Eins der Angebote richtete sich selbst; in französischer Sprache in Paris aufgegeben, teilte es eine belgische Adresse auf einer sehr wenig erfreulichen Ansichtspostkarte mit. Die übrigen drei gingen von durchaus ungeeigneten Persönlichkeiten aus.

Eine uneheliche Mutter hatte inseriert. Schon tags darauf stellte sich ein Ehepaar bei ihr ein. Die schmeichlerische Zudringlichkeit der Leute machte sie dem Mädchen verdächtig, und es fand die Kraft, sie abzuweisen.

Je unlauterer die Motive sind, die zur Abgabe eines Kindes drängen: Bequemlichkeit, Sehnsucht nach Freiheit und Lebensgenuß, der Wunsch, eine Ehe einzugehen und das Vorhandensein des Kindes zu verheimlichen u. s. f., um so stärker ist die Gefährdung des Kindes durch ein Inserat. Sind die Ausbietenden die einzig darum Wissenden, so greifen sie wahllos zu, was das bedeuten kann, haben wir gesehen.

Nur wo das Wohl des Kindes es erheischt, ist seine Weggabe gerechtfertigt. Das ist der Fall, wenn ein uneheliches Kind, das die Frau mit in die Ehe gebracht hat, für den Mann zum Gegenstand des Übelwollens, des Grollens, der Mißhandlung wird, wenn die Ehe durch das Kind Schiffbruch zu leiden droht.

Auch dann ist Adoption erwünscht, wenn die Mutter als einzige Nährpflichtige — der Vater hat sich den Verpflichtungen entzogen oder kann ihnen nicht nachkommen — außerstande ist, das Kind zu erhalten. Hier ist die Fremdenlegion von großer Anziehungskraft für solche, die sich den Ansprüchen an ihre Vaterschaft entziehen wollen.

Die kurze Zeit der Arbeit hat eins gelehrt: es ist auf diesem Gebiet noch ungeheure Arbeit zu leisten. An dieser Arbeit müssen sich alle Faktoren beteiligen, die Kulturträger und Kulturförderer sein sollen und wollen: die Gesetzgebung, die Kommunalverwaltungen, die Vormundschaftsgerichte, die freiwillige Liebestätigkeit, daneben Kirche, Schule, Haus, Gesellschaft, diese gesinnungbildenden Erzieher, die vieles gutzumachen haben, und die Presse.

Die Presse!

Der Gedanke an sie führt an den Ausgangspunkt zurück, den hervorzuheben Zweck dieses Artikels ist, die Grenzlandnot. Die Presse ruft und lockt ins Ausland, das sich seiner größeren Freiheit rühmt, weil es Kinderschutz in deutschem Sinne nicht kennt; die Presse weist auf ein Land als Hort und Zuflucht, das dem Deutschen Reiche eine Konvention zu halten hat, und sie brechen und umgehen läßt durch elende, erbärmliche Schmugglerlisten; das alles tut sie durch ihre Inserate.[1])

Die sittliche und materielle Schädigung, die dem Reichsland daraus erwächst, daß mit Frankreich, Luxemburg, Belgien keine Konvention geschlossen worden ist, ist eine ungeheure. Vielleicht können hier keine Konventionen abgeschlossen werden,

[1]) Vergl. die nachträglich eingelaufene Mitteilung auf Seite 503 dieses Heftes.

Digitized by Google

aus Gründen, die in der Jurisdiktion der beiden Länder liegen. Ist's gut und recht, daß sich die Presse hier auf die Seite des Auslands stellt?

Und noch eine Frage taucht auf. Hat das Deutsche Reich durch seine Konvention mit der Schweiz kein Einspruchsrecht den Machenschaften gegenüber, die sich an der Schweizer Westgrenze, vor allem in Genf, herausgebildet haben, um die Konvention zu durchbrechen, zu verhöhnen?

Mit dieser Frage will ich meine Ausführungen schließen.

Frau, Familie und Staat vom Standpunkt eines englischen Politikers.

Nach G. H. Wells: „The New Machiavelli".[1])

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

Ein kluges, eindringliches Buch von weitem Blick, dem ich viele unserer gebildeten Frauen als Leser wünsche; für die, die noch abseits stehen vom öffentlichen Leben, eine Einführung in die Fülle der sozialen Probleme, mit denen der moderne Mensch wie der Staat als seinen Lebensfragen heute ringt; für die diesen Dingen schon Nahestehenden eine Diskussion dieser Probleme auf dem Boden des älteren englischen Kulturstaates mit der praktischen Klugheit des Engländers und einem warmherzigen Optimismus. Nicht den Staatsmann führt es vor, sondern den uns viel näherstehenden Mann aus der gebildeten Mitte, den das leidenschaftliche Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Gesamtheit und alle Gaben des Reformers zum geborenen Politiker machen. Ein auch uns jetzt häufiger erstehender Typus, der auf eine den Fortschritten des Menschen als solchen entsprechende Entwicklung des staatlichen Gesamtorganismus verheißend hinweist.

Erwärmend wirkt schon nach der etwas ausgedehnten Kindheitsgeschichte die Schilderung der studentischen Jugend, deren Kritik am Bestehenden in dem Entschluß gipfelt: wir müssen etwas tun! wir haben die Pflicht, Hand anzulegen — und ich will ein Feigling heißen, wenn ich nicht das Schwerste unternehme...., imponierend die Selbstverständlichkeit, mit der Freiheit vom Broterwerb als Verpflichtung und Berufung zum Glück solcher Arbeit für die Gesamtheit gefühlt wird. Es ist eine Arbeit für Menschheitsideale, gerichtet gegen die Unvernunft und Ungerechtigkeit und Häßlichkeit, die unser öffentliches wie privates Leben allenthalben belastet, gegen die Planlosigkeit überall: Vergeudung wertvollster Kräfte, Raubbau am edelsten Menschenmaterial, gegen Enge und Beschränktheit der Regierten und Regierenden; ein Arbeiten für eine hellere und würdigere Zukunft durch kluge und mutige Reformen der Erziehung, der Besitzverteilung, des Staatswesens. Ohne die

[1]) Bernhard Tauchnitz, Leipzig. Collection of British Authors. 2 Bände.

Digitized by Google

blasse Farbe des humanitären Idealismus jedoch, sondern kräftig gefärbt von einem starken, anziehenden Patriotismus. Nicht die Welt ist zu erneuern; England ist zu erneuern. England leidet an der Armut seines Proletariats wie am Reichtum seiner Besitzenden, an der Unfähigkeit seiner Menschen zu nationalem Denken, an seinem veralteten Schulsystem, an der Enge seiner Parteien, an der mangelhaften Führung seiner äußeren Politik. Es legt uns dies Buch die Hand an den Puls des öffentlichen Lebens in England, das in so vielem das unsere ist.

Mit vieler Selbstironie schildert Wells den Eintritt seines Helden ins Parlament und die damit verbundene erste Desillusion, die beschränkte und egoistische Geschäftigkeit anscheinend geistesverwandter Kreise, das typische Mißverständnis seiner Ehe; seine Entwicklung vom Liberalen zum Konservativen, vom Demokraten zum Aristokraten, über das Nietzsche-Ideal der Auslese der Tüchtigsten, einer Höherzüchtung der Menschen vorläufig in intellektueller Hinsicht. Auch hier ein spezifisch englisches Bekenntnis: „Gutes Denken ist besser als gutes Betragen. Wir haben den Intellekt der Moralität geopfert."

In diesem Entwicklungsprozeß stößt er endlich auch auf ein bisher gemiedenes Gebiet: die Beziehung der Geschlechter, und auf ein bisher ignoriertes Element des Staatswesens: die Frauen. Von dieser Schilderung seien hier (mit freundlicher Erlaubnis des Verfassers und des Verlegers) einige Auszüge gegeben.

* * *

Aus Band II, Kap. IV.

§ 1.

„Als ich mich verheiratete, glaubte ich, meine Beziehung zum Weibe und was damit zusammenhängt sei nun erledigt. Ich habe versucht, zu zeigen, in welcher komischen, verkrüppelten, verlegenen und beschränkten Weise diese Interessen ins Leben des heutigen jungen Mannes eintreten . . . Von einer knabenhaften Anlage zu mystischer Verehrung des Weibes war ich zu einer geringschätzigen Haltung gelangt, so, als ob das Weib eine untergeordnete Angelegenheit sei, die mich nichts anginge, eine Störung in großen Lebensfragen . . .

Und dann kehrte diese alte, fundamentale Beschlagnahme meines Lebens wieder. Ich habe das Los des modernen Publizisten bereits mit dem des in seiner Gelehrtenstube arbeitenden Machiavelli verglichen; zu seiner Zeit waren Frauen und Geschlecht für jene hohen Fragen so belanglos, wie z. B. die Chemie der Luft, oder der Wille der Tiere auf den Feldern. In unsern Tagen hat sich die Sache völlig geändert, und nun steht die Frau neben den hohen Kerzen, halb im Licht, halb im geheimnisvollen Schatten, uns bedrängend, unterbrechend, hartnäckig, eine bisher noch nicht dagewesene Aufmerksamkeit für sich fordernd. Ich fühle, daß in diesen Dingen mein Leben fast typisch gewesen ist für meine Zeit. Die Frau besteht darauf, dabei zu sein. Sie ist nicht länger mehr bloß ein physisches Bedürfnis, eine ästhetische Nebenbeschäftigung, ein sentimentaler Hintergrund; sie ist eine seelische und intellektuelle Notwendigkeit im Leben des Mannes. Sie kommt zu dem Politiker und fragt: Bin ich ein Kind oder Staatsbürgerin? eine Sache oder eine Seele? Sie tritt vor den einzelnen Mann, wie sie vor mich hintrat, und fragt: bin ich ein gehätschelter Schwächling, oder eine ebenbürtige Genossin, eine notwendige Helferin? Will man ihr trauen und sie erproben, oder soll sie bewacht und kontrolliert werden, gebunden sein oder frei? Denn wenn sie Gefährtin ist, muß man ihr zugleich mehr trauen und mehr von ihr fordern, Arbeit fordern, Mut, und was das Schwerste und Notwendigste ist: deutlichste, rücksichtslose Klarheit des Verstehens.

Digitized by Google

§ 2.

In all meinen früheren Vorstellungen von Politik hatte ich stillschweigend angenommen, mit den Beziehungen der Geschlechter sei alles in Ordnung, oder auch: diese Dinge gingen den Staat nichts an. Diese Sache hatte jeder, ganz gleich wer, mit sich selbst abzumachen. Damals war eben ein solches Übersehen noch möglich. Aber schon vor 1906 zeigten zahlreiche Symptome, daß die Dämme am Einstürzen waren, die diese Dinge bisher von der Diskussion abgesperrt hatten. Wir politischen Reformer pflügten weiter im Feld sozialer Reform als je vorher gepflügt worden war. Aber wir wußten, wir hatten auch tiefer zu pflügen. Wir hatten endlich hinunterzupflügen bis zu den leidenschaftlichen Elementen der sexuellen Beziehungen, sie zu untersuchen und über sie zu beschließen.

Die Anzeichen davon mehrten sich. Ungefähr ein Jahr später war die halbe Polizeimacht der Hauptstadt kaum imstande, das Parlament vor einem lärmenden Ansturm des neuen Problems zu schützen. Die Parlamentsmitglieder gingen in Westminster herum mit einem komischen neuen Gefühl von Umstelltsein. Der größere Teil von uns hielt den Anschein aufrecht, daß das Frauenstimmrecht eine vereinzelte fixe Idee sei, und die Agitation dafür eine epidemische Verrücktheit, die vorübergehen würde. Aber für jeden, der mehr als seine eigene Beruhigung suchte, war es offenbar, daß die Scharen von Frauen und solchen, die mit ihnen sympathisierten, und die ihnen zufließenden Geldsummen auf tiefere und weitreichendere Dinge deuteten als auf eine müßige Schwärmerei für das Stimmrecht. Die bestehenden Gesetze und Abmachungen über das Verhältnis von Mann und Weib waren ebenso verworren und unbefriedigend als all die anderen Dinge in dieser Welt chaotischer Verwirrung, und nun begann dies sich auch dem Politiker fühlbar zu machen.

Mein erstes Parlament war das Suffragettenparlament. Ich will hier nun nicht von diesem erstaunlichen Feldzug mit seinen Torheiten und Absurditäten, seinen Beweisen von Mut und Aufopferung reden. Diese nicht mehr zu erstickende Agitation bot einerseits einen geradezu großartigen und andererseits einen ebenso mitleidswürdigen Anblick. Sie war unvernünftig, unklug und, ihren beharrlichen Kernpunkt ausgenommen, erstaunlich zusammenhangslos. Aber sie war fabelhaft wirkungsvoll. Gerade ihre Zusammenhangslosigkeit bezeugte nach meiner Meinung, welche Kräfte in ihr verborgen lagen. Es handelte sich nicht um einen einfachen Schluß, basiert auf einer einfachen Annahme, sondern es war der erste unbeholfene Ausdruck einer großen Menge gemischter und in einer Richtung zielender Gefühle, einer weitverbreiteten, unklaren Überzeugung unter den modernen gebildeten Frauen, daß ihre Beziehungen zum Manne drückend, häßlich, entehrend waren und geändert werden müßten. Sie verlangten das Stimmrecht nicht nur als ein Zeichen äußerer Gleichstellung; mir war es vollkommen klar, daß sie das Verlangte auch zu brauchen vorhatten, zu brauchen vielleicht sogar blind und rachsüchtig, als eine Waffe gegen viele Dinge, die sie zu hassen Grund hatten . . .

Ich erinnere mich mit besonderer Deutlichkeit jener großen Nacht zu Beginn der Sitzungsperiode von 1909, als — ich glaube es waren fünfzig oder sechzig — Frauen ins Gefängnis gebracht wurden. Ich geriet mit Lord Barham, bei dem ich zu Abend gegessen hatte, von St. James's Park herkommend, in eine aufgeregte Menge außerhalb Caxton Hall. Wir fanden uns in einer ungeheuren Volksmenge und parallel mit einer stillen, dichtgedrängten Reihe von Frauen und Mädchen, zumeist blaß, aber gespannt aussehend und trieben so auf den Platz vor dem Parlamentsgebäude zu. Ich erinnere mich noch genau des Eindrucks dieser Gesichter auf mich. Er war gänzlich verschieden von dem Eindruck, den man gewöhnlich von dem ziellosen Herumstarren und der zerstreuten Aufmerksamkeit in einem Aufzug von Männern empfängt. Es war ein Ausdruck heldenhafter Gespanntheit.

Die Frauenorganisation hatte einen wohlüberlegten Aufruf an die Arbeitslosen gerichtet, die jenen ganzen Winter hindurch demonstrierten, sich ihnen anzuschließen, und der

Digitized by Google

Erfolg davon war deutlich an der Qualität der Volksmenge zu sehen, die sie begleitete. Es war eine häßliche, gefährlich aussehende Menge, jetzt noch gutmütig und mitfühlend. Als wir schließlich vor dem Parlamentsgebäude anlangten, war der ganze Platz eine brodelnde See aufgeregter Menschen, und das Aufgebot an Schutzleuten zu Pferd und zu Fuß machte den Eindruck, als ob es sich um einen revolutionären Ausbruch handelte. Dichte Volksmassen standen bis nach Whitehall hinauf, und geradeaus bis zur Westminster Brücke. Das Handgemenge, das mit den Verhaftungen endete, war ein recht dürftiges Ende so staunenswerter Vorbereitungen . . .

§ 3.

Späterhin im selben Jahre machten die Frauen einen neuen Vorstoß. Tag und Nacht, und die ganzen langen Nächte der Budgetsitzungen hindurch, standen an den Toren des New Palace und am St. Stephenstor Frauenposten, die uns schweigend und vorwurfsvoll anblickten, während wir ab- und zugingen. Es waren Frauen jeden Standes, obwohl natürlich die freien Berufstätigen überwogen. Da standen grauhaarige alte Damen und hielten mit rührender Ausdauer im Regen aus; verarbeitet aussehende, zweifelhafte Frauen, aus deren Augen die Bitterkeit und Verzweiflung der Überarbeiteten sprach; Fabrikmädchen aus dem Norden; billig gekleidete Frauen aus den Vorstädten; adrette und behagliche Familienmütter; mutig blickende studierende und studierte Frauen; dann hagere, verhungerte Geschöpfe, die die Phantasie des Beschauers erregten; eine sehr zarte kleine Frau in tiefer Trauer, ernst und ruhig, die Augen in die Ferne gerichtet. Einige sahen herausfordernd aus, andere furchtsam-kühn, einige voll von der Erregung des Abenteuers, andere zusammenbrechend vor Kälte und Müdigkeit. Der Zuzug hörte niemals auf. Ich hatte eine tödliche Furcht, daß er einmal aufhören und versiegen könnte. Ich fand diese standhafte Belagerung der gesetzgebenden Körperschaft außerordentlich eindrucksvoll — unendlich viel eindrucksvoller, als das schwächlich-gewalttätige Draufgehen der radikaleren Kämpferschar. Was mußte das für eine gewaltige Erregung sein im ganzen Lande, die diese Frauen aus zahllosen verstreuten Häusern, Stuben und Hörsälen nach Westminster trieb!

Ich erinnere mich auch meiner Verlegenheit, ob ich diese Posten überhaupt ignorieren sollte, oder im Vorübereilen mit abgewendeten Augen den Hut ziehen, oder sie dabei ansehen. Schließlich gelangten wir Parlamentarier zu einem gewissen Begrüßungsmodus.

§ 4.

Die allgemeine Tendenz, sogar bei denen, die der Stimmrechtsbewegung sympathisch gegenüberstanden, war, sie so zu behandeln, als ob sie etwas völlig für sich Bestehendes sei, das mit der Entwicklung des sozialen und politischen Lebens gar nichts zu tun habe. Alle waren wir krampfhaft bemüht, ihren ausgereckten zielzeigenden Finger zu übersehen. Und doch sagte er uns Widerwilligen und Abgewendeten hartnäckig dies eine: „Wie groß auch eure Pläne sein mögen, sie reichen nicht hinab ins Wesentliche . . . ."

Ja, wir müssen tiefer steigen, oder die ungenügend ausgerüsteten Kinder unserer schon unzulänglichen Kinder werden verhungern unter Ernten tauber Ähren. Der Konservatismus jedoch, der in jeder Klasse im wesentlichen die gewohnte tägliche Lebensweise erhalten will, ist durchaus gegen jede tiefergrabende Behandlung politischer Fragen. Der Politiker neigt dazu, fast so wie der Philosoph, trotz prächtiger Vorreden, weitreichender Andeutungen, aus der Tatsachenwelt, die er so gewaltig heraufbeschworen hat, sich auf einzelnes einzuschränken; er fällt in die Kleinheit zurück. Er gibt immer noch zu, daß die Welt umgeformt werden muß, aber ohne daß er dabei um seinen Morgenkaffee und seine Wochenausspannung kommt. . . . .

Die Diskussion über die Beziehungen der Geschlechter ist jedem unbequem. Das Privatleben jedes einzelnen, der es versucht, wird davon berührt. Und zu jeder Zeit hat nur eine kleine Minderheit ein persönliches Interesse daran gehabt, den bestehenden Zustand

Digitized by Google

der Dinge darin zu ändern. Gewohnheit, Eigennutz bilden eine beständig wachsende Majorität gegen bewußte Änderung und bessere Ordnung dieser Dinge. Der große Haufe regiert uns. Die überwiegende Masse der Menschen und eine überwältigende Anzahl von einflußreichen Leuten haben ihre Träume verbannt und einen Kompromiß geschlossen. . . . .

. . . . Jene Dinge sind bei ihnen eine abgemachte Sache, eine gefährliche Sache. . . . . Wie mein Freund Dayton im Club sagte, als wir die Frage eines allgemeinen Ehe- und Scheidungsgesetzes für das Reich besprachen: „Ich bin dafür, daß man diese Dinge ruhen läßt." Und dann mit Stöhnen in der Stimme: „Laßt sie ruhn, laßt sie alle ruhn." . . . .

§ 5.

Ich habe dargelegt, wie die Gedanken, einerseits aus der Aristokratie eine Auslese von Regierenden zu schaffen, andererseits die Menge durch eine durchgreifende Erziehung zu heben, die obersten Leitsätze meines politischen Systems wurden. Von hier aus ist nur ein kurzer Schritt zur Frage nach der Zahl und Qualität der Geburten im Staat, und von da wiederum zu jenen verbotenen und mit Befürchtungen umhegten Themen Ehe, Ehescheidung und Ordnung der Familie. Eine sporadische Diskussion dieser Dinge gab es seit Jahren, eine eugenische Gesellschaft existierte, und Artikel über den Geburtenrückgang und die rapide Vermehrung der Untüchtigen füllten die Monatsschriften . . . . . Ich fand mich fast gegen meine natürliche Neigung gezwungen, mich mit diesen Dingen zu befassen. Ich kam zu dem Schluß, daß unter den jetzigen Bedingungen die private Einzelfamilie, wie sie auf dem bestehenden Heiratskontrakt sich aufbaut, ihren Zweck verfehlt. Weder brachte sie genug Kinder hervor noch waren diese Kinder tüchtig und durchgebildet genug für die Bedürfnisse des zivilisierten, sich entwickelnden Staates. Äußerlich wuchs unsere Kultur, während sie zugleich in ihrer intimsten Substanz zerfiel, und eine weitgreifende, kühne Reorganisation war notwendig, sollte sie nicht eines Tages zusammenbrechen. Das alte vom Zufall regierte System der Paarung, das mehr und mehr in seiner Qualität durch eigennützige Erwägungen bestimmt wird, gibt uns keinen Nachwuchs mehr, der für die steigenden Bedürfnisse und Möglichkeiten unseres Staatswesens auch nur zahlreich oder tüchtig genug wäre. Da sitzt die Staatsklugheit und webt prächtige Gewänder, ohne Zweifel, und in der Wiege liegt ein winziges, häßliches, untaugliches Baby.

Bis jetzt hat niemand gewagt, dies Problem als Gegenwartsfrage der Politik aufzunehmen, aber es kommt unangemeldet, ohne Fürsprecher, und sitzt am Tisch des Gesetzgebers. Jede Art Verbesserung außer der Verbesserung der Rasse ist nur eine vorläufige, und es wurde mir immer zweifelhafter, ob wir die Rasse überhaupt verbesserten. Prächtige, mutige und schöne Menschen sollten sich finden und Kinder erzeugen; die Frau mit ihren empfänglichen Sinnen und ihrer großen Hingabe muß von dem Netz befreit werden, das sie zwingt, ein eheloses Leben zu führen, sie zwingt, kinderlos und nutzlos zu sein, oder einem Mann, den ihr Not, Unwissenheit und der Druck äußerer Umstände aufgezwungen haben, unter entwürdigenden Umständen Kinder zu gebären. Wir alle wissen das, und so wenige wagen es, davon zu sprechen, daß es scheinen könnte, als bedrohten sie die Existenz der Familie, während sie sie retten wollen. Es ist, als ob sich zu einer Schar Zwerge in einem nicht zu großen Raum ein riesiger Menschenfresser gesellt hätte — sie aber beschließen, vergnügt weiterzuleben, indem sie ihn ignorieren. . . .

Das Problem des modernen Kulturstaates lautet: wie bekomme ich den besten Nachwuchs unter den günstigsten Umständen? Ich fühlte mich mehr und mehr davon überzeugt, daß die heutige unabhängige Familie, in der der Mann Herr des Weibes und Besitzer der Kinder ist, in der alle von ihm abhängen, seinen Unternehmungen sich unterordnen und seinem wechselnden Geschick folgen müssen, diese bestmöglichen Bedingungen keineswegs darstellt. Wir müssen die Grundlage der Familie modernisieren. Heute wird eine enorme Prämie sowohl an Vergnügen wie an wirksamem Wettbewerb auf selbstgewollte Kinder-

Digitized by Google

losigkeit gesetzt, und groß sind die Verlockungen für die Frau, den wählenden Instinkt sozialen und materiellen Rücksichten unterzuordnen.

Die praktische Wirkung dieser Verhältnisse auf die alte Tradition der Familie ist die: daß unter dem Schein, daß sich nichts ändert, alles sich geändert hat, und zwar mit ungesunder Heimlichkeit. Nachkommen bleiben aus, die Geburtenziffer sinkt, und am stärksten in den tätigsten, tüchtigsten und fähigsten Gesellschaftsschichten. Die Gattung ergänzt sich aus dem Kreis der Mißlungenen und aus weniger zivilisierten Völkerschaften. Die heutigen Kulturstaaten verbrennen sozusagen ihre bestmöglichen Kinder in den Ofen, die die Staatsmaschine in Gang halten. In den Vereinigten Staaten hat sich das ursprüngliche anglo-amerikanische Element seit 1830 kaum noch vermehrt, und dasselbe gilt wahrscheinlich von den fähigsten und energischsten Elementen im Staat. Die Frauen dieser Schichten sind noch immer gesetzlich und praktisch abhängig und bevormundet, während die einzige natürliche Entschuldigung dieser Abhängigkeit längst nicht mehr besteht. . . .

So wird unsere heutige Welt zu einem ungeheuren Schauspiel vieler unbefriedigender Gruppierungen. Hier langweilen sich kinderlose Paare tödlich in der hoffnungslosen Bemühung, einen ewigen Honigmond zu erhalten; hier Heime, in denen ein einziges Kind ungesellig heranwächst, hier kleine Zwei- oder Dreikinderfamilien, die die Kultur der Eltern mit großen sozialen Kosten nur eben fortsetzen; hier Scharen von unglücklichen gebildeten und kinderlosen verheirateten Frauen; hier vernachlässigte, ungesittete, überfruchtbare Familien; hier Waisenhäuser und Asyle für die leichtsinnig Erzeugten. . . .

Was nützt es, Grenzen zu regulieren, zu forschen und zu entdecken, Städte anzulegen, die Bequemlichkeiten des Lebens zu erhöhen, große Flotten zu bauen, Kriege zu führen, solange die Biologie uns in eine solche Zukunft zielloser Dekadenz schauen läßt? . . .

Nun scheint es mir, daß dieses Problem lösen zugleich auch das individuelle Problem der Frau lösen heißt. Beide gehören zusammen als die beiden Seiten derselben Frage. Der einzig denkbare Weg aus dieser Sackgasse ist, die Elternschaft, d. h. also gute Mutterschaft, nicht länger als das zufällige Produkt individueller Gefühle zu betrachten, sondern als einen dem Staate erwiesenen Dienst. Die Frau muß mehr und mehr der Unterwerfung unter den einzelnen Mann entzogen werden, da dies eine mehr oder weniger vollständige Beschränkung, Vergeudung und Sterilisierung ihrer im höchsten Maße sozialen Aufgabe zur Folge hat; sie muß mehr und mehr als persönlich unabhängiges Glied den Zwecken der Gesamtheit eingeordnet werden. Oder, um die Sache mit einem vertrauten Namen zu nennen: der hoch organisierte, wissenschaftlich fundierte Staat, den wir uns wünschen, muß, wenn er überhaupt bestehen soll, nicht auf der verantwortungslosen, vom Mann beherrschten Familie, sondern auf der matriarchalischen Familie, der Freiheit und dem Bürgertum der Frau und der staatlichen Mutterschaftsrente aufgebaut werden.

Nach zwei Generationen verworrener und experimentierender Auflehnung wird es der modernen Frau klar, daß wohlüberlegte Mutterschaft und Mütterlichkeit ihre spezielle Funktion im Staate ist, und daß eine persönliche Unterordnung unter einen individuellen Mann mit unbeschränkter Kontrolle über diese intime und höchste Pflicht eine Entwürdigung bedeutet. Keine denkende Frau von heute wird, wenn man sie auf die Probe stellt, irgendeinen anderen Anspruch des Mannes gelten lassen als den, den ihm ihre freie Hingabe eingeräumt hat. Ihre Wahl hat einen ernsthaften Zweck; sie will die „Familie", während der Mann oft nur den Besitz will. Dies verändert den Geist des Familienverhältnisses von Grund aus. Ihre Form bleibt genau dieselbe, die sie war, als die Frau noch ein hübsches, begehrenswertes und nebenbei auch Kinder hervorbringendes Haustier war. Gegen diese altertümlichen Anschauungen kämpft der neue Geist in den Frauen mit Scham, Erstaunen, Bitterkeit und Tränen. . . . .

Ich gestehe, daß ich durchaus Feminist bin. Ich habe keine Zweifel in dieser Sache. Das Hätscheln und Tyrannisieren der Frau muß aufhören. Ich will die Frauen frei und

Digitized by Google

furchtlos zu voller Anteilnahme an den Zielen der gesamten Menschheit gelangen sehen. Die Frau, das ist meine Überzeugung, ist so wertvoll wie der Mann; sie kann so weise sein wie der Mann; sie ist einer viel größeren Hingabe fähig als die Männer. Ich will sie als Staatsbürgerin sehen, mit einem Ehegesetz, das in erster Linie für sie, für ihren Schutz und zum Wohl der Rasse gemacht ist, und nicht zur Befriedigung des Mannes. Ich wünschte sie dem Staat gesunde und tüchtige Kinder gebären und aufziehen zu sehen, als eine freigebig belohnte Pflicht und einen Dienst an der Gesamtheit, indem sie ihren Gatten frei und sorgfältig wählt und in keiner Weise dem Manne, den sie gewählt hat, sich versklavt oder unterordnet. Das soziale Bewußtsein der Frau scheint mir eine noch unabgebaute, ja kaum berührte Erzader von größtem Reichtum für den Aufbau unserer Welt. Ich wünsche die Werte der Familie völlig geändert zu sehen, und das Haus wirklich zum Königreich der Frau und die Mutter zur Besitzerin und verantwortlichen Hüterin ihrer Kinder zu machen.

Es nützt nichts zu behaupten, dies sei nicht neu und revolutionär; es ist es. Die Dotierung der Mutterschaft durch den Staat bringt eine neue Methode sozialer Organisation mit sich, eine Neuordnung der gesellschaftlichen Einheitszelle, noch unerprobt in der menschlichen Erfahrung wie etwa elektrische Bewegung oder Fliegen um 1800. Es ist möglich, daß dies schließlich die Ansichten der Menschen über die Ehe von Grund aus ändert. Das ist für mich ein untergeordneter Gesichtspunkt. Ich speziell glaube es gar nicht, da ich überzeugt bin, daß die Monogamie tatsächlich eine psychologische Notwendigkeit für die überwiegende Menge der zivilisierten Menschen bildet. Aber selbst wenn ich es glaubte, würde ich doch auf dem eingeschlagenen Weg bleiben, denn es ist der einzige, der eine hochentwickelte Kultur vor dem Verfall bewahren kann. Staatliche Unterstützung der Mutterschaft ist der einzig mögliche Weg, der den sich fortschreitend entwickelnden Kulturstaat sichert, dem alle konstruktiven Geister zustreben. Ein Wendepunkt ist erreicht in der Geschichte einer Zivilisation, wenn entweder diese Rekonstruktion vorgenommen werden muß oder die Qualität und das sittliche Niveau der Bevölkerung sich als ungenügend für die Bedürfnisse des sich entwickelnden Staates erweisen. Es ist nicht so sehr geistige Dekadenz, die uns vernichten wird als vielmehr die Unfähigkeit zu geistiger Anpassung. Das alte Gesetzbuch versagt vor den neuen Bedürfnissen. Die einzige Alternative neben dieser gründlichen Umgestaltung ist der Niedergang der menschlichen Qualität und sozialer Zusammenbruch. Unsere Kultur muß entweder diese noch nicht dagewesene Neuordnung vornehmen, oder sie muß alsbald einer Phase der Auflösung aller Ordnung verfallen und untergehen, wie Rom unterging, wie Frankreich abnimmt, wie der Stamm der Pilgerväter in Amerika dahinschwindet. Darum: ob sich Hoffnungen an den Versuch knüpfen mögen oder nicht, wir haben keine Wahl mehr!

* * *

Eine höhere Bewertung können wir Frauen uns nicht wünschen.

Auf der Basis ihrer Naturveranlagung zur Mutterschaft erwächst der Frau ihr neues soziales Empfinden mit unmittelbarer Stärke. Die Frauenbewegung ist der Ausdruck dieses Empfindens. Dies will sie und hat es tausende Male gesagt in jeder Gestalt: den Strom der Mütterlichkeit aus seiner verkümmernden Enge in das große Gemeinwesen leiten, das nach diesem neuen Segensstrome dürstet (und doch kann dies immer noch von blinden Gegnern ins Gegenteil verkehrt werden!). Darum muß die Frau den Bildungsweg zur höchsten geistigen Kultur gehen, darum müssen die Bevormundungen, die Bestimmungen über ihren Zweck und eigentlichen Beruf seitens der Männer nicht mehr maßgebend sein dürfen. Die Frau muß ein selbständiges, an Denkkraft und Willen dem Manne ebenbürtiges Geschöpf werden, damit eine Familie, eine Ehe, eine Mutterschaft von veredelter

Digitized by Google

Art entstehen kann. Diesen ihren Kern und damit die Bedeutung der Bewegung hat hier ein Mann erfühlt, erkannt und bewertet.

Die Kritik braucht darum nicht zu verstummen. Sie mag fragen, ob der hier vorgeschlagene Weg überhaupt praktisch gangbar ist. Ob er nicht bei ungeheurer Belastung des Staates den Erwerbstrieb des Mannes in seiner besten Wurzel schädigt. Ob nicht überhaupt zu wenig mit dem Manne dabei gerechnet ist. Auch er hat als Erzeuger der neuen Generation ein erhöhtes Verantwortungsgefühl zu entwickeln. Die „matriarchalische Familie" ist vielleicht letzten Endes nur eine Übertreibung, hervorgerufen durch den Gegensatz. Das nimmt diesen Ausführungen nichts von ihrer Bedeutung, die darin besteht, die fundamentale Bedeutung der Freiheit der Frau, ja wagen wir ohne Furcht vor Mißdeutung den Ausdruck: der Emanzipation der Frau für den Gesamtorganismus hingestellt zu haben.

Gewitter im Frühling.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Das Wohltätige geschah in den brodelnden, Kräfte tragenden Höhen. Die Natur besann sich auf Entspannung und bot das Dramatische, das Heroische. Gott sei Dank! es waren sogar zwei Gewitter oben aufgespeichert, zur Lust und zur bangen Genugtuung der großen Kinder unter dem breiten Landhausdach aus Biberschwänzen.

Das nahe Gewitter verdunkelte die Stuben und den Saal um Mittag. Grade zu Häupten oder doch ungefähr da, geschah der Zusammenstoß. Die Wagen der Kriegsgötter rollten hin und her, und wieder zurück. Das war die Art von Furien, Ordnung zu schaffen. Mit Gewalt polterten sie ihre Ungebärdigkeit, ihren Grimm in den Raum und tobten gegeneinander und gegen den geängstigten Erdgrund. Die Kinder fühlten trotz Bangigkeit und Schrecken, daß es eine Art von grausiger Ehre war, daß die Wahlstatt so großartiger lärmender Kräfte grade über ihrem Wohnhausdach, den Dächern ihres Wirtschaftshofes, ihres Gartens lag.

Die Ansprachen im Donnerton gingen sie sehr nah an. Das blühende Blut hob sich dem Ausnahmsweisen stürmisch entgegen. Wenn es sich dann um ein äußerstes Pathos, um die schmetternde Erklärung von Empörung und Leidenschaft handelte und dem Willen zur Reinigung — sie waren sehr bereit, sich dem anzuschließen und das Drama mitzuerleben. Zuweilen schüttete sich ein so wildes Gepolter über sie aus, daß sie meinen konnten, es förmlich zu sehen, wie es zwischen den Tannen barst und über dem Rasen allen Platz einnahm.

Das andre, ungefährliche Gewitter stand hinter den Gutsgrenzen, hinter den Grenzen des Nachbarguts oder womöglich über den unbekannten, von Fantasien bevölkerten Heidewäldern des benachbarten Kreises. Von dort her schickte es ein sanftes melodisches Grollen, darin sich des Frühlings Überschwang maßvoll löste. Seine Blitze — gewiß gingen sie als hellgoldiges Geäder über den trübgrauen Grund — schmückten den fernsten Horizont angenehm belebend. Es war nur ein Bild in den Gedanken, denn die zudringlichen Furien zu Häupten duldeten nicht, daß man aus den oberen Fenstern Umschau hielt.

Die Erwachsenen saßen in einer schweigsamen Runde um den Sofatisch im dämmrigen Saal; ihre Gesichter waren wie traurige, ertrunkene weiße Blumen. Die Kinder setzten

Digitized by Google

sich auf die Dielen unter den Kronleuchter, der aus dem Schüttern und dem Klimpern seiner Prismen gar nicht herauskam. Aber sie wurden von diesem Platz aufgescheucht und verfügten sich eilig an den Ofen. Von dem großen Theater durften sie nicht den kleinsten Teil, keine Bewegung versäumen, das spannte an, besonders da die Luft im Saal so alt und eng war, als läge sie seit Tagen darin eingeschlossen. Auf Blut und Nerven und Hirn lag ein Druck, der fast krank machte.

Jetzt eine verdächtige, lauernde Stille, ein sich Breitmachen von gelbem schwülen Licht. Man besann sich oben; unten lächelte man, wenigstens am Ofen tat man es. Früher, weit fern, da war man glücklicher hinein versetzt gewesen unter die gewaltigen Akteurs auf dem kosmischen Theater, während man jetzt ein zahm gemachter, eingefangener Zuschauer ist, so etwas streifte die Kinder vielleicht und weil das eine so merkwürdige Erinnerung war, lächelte man; vielleicht deshalb.

Es ist nicht das nahe Gewitter, das sich jetzt meldet, es ist das andre, das ferne: ein wundervoll tiefes, musikalisch dahingetragenes Rollen fließt von dem trüben Horizont herüber.

Da sind Augen, die naß werden darüber, daß es so sanfte träumende Stimmen gibt, die von Beruhigung und endlicher Aussöhnung reden, wo man doch wie unter den Fäusten gnadenloser Riesen mit kurzem Atem und kleinem Herzschlag um sein armes Leben bangt.

Das ging Wilma und Luise besonders an, die Botschaft endlicher Aussöhnung zu hören. Sie sitzen nicht nebeneinander, sie vermeiden den Spiegel, den Vorwurf, die Luft ihrer Blicke. Seit drei Tagen ist Unnatürliches über sie verhängt, in dem sie sich winden. Ihre Instinkte haben sich ins Schädliche verkehrt: statt sich gegenseitig viel zu verzeihen, sind sie stramm und steif erzürnt miteinander. Seit drei Tagen sind sie sehr krank und spielen mit Anstrengung die sehr Gesunden.

Da noch einmal, noch eine Botschaft in der Stille, die die Furien gönnen: aus der leidenschaftslosen Ferne ein segnendes melodisches Tönen.

Luise rührt einen Fuß und schluckt, Wilma lehnt den Kopf an den Ofen und sieht wie ein Märtyrer aus. Um was für eine armselige Bagatelle dies Leiden! Die Schwestern wippten miteinander. Als Luise, mit den Füßen auf den Erdgrund gestemmt, Wilma in der Höhe aus Neckerei ein wenig zappeln ließ, geschah es, daß diese von ihrem Sitz herunter fiel. Luise dachte, daß die Schwester das beabsichtigte oder hielt es sonst wie für einen guten Spaß. Sie rief mit Gelächter: „Da hast du ein Bild für dein Tagebuch.“ Die Schwestern nämlich führten Tagebücher, zeichneten hervorragende Ereignisse aus ihrem Leben hinein und schrieben dazu. Wilma hatte es in den letzten Tagen an Stoff gemangelt. Nun war sie aber unabsichtlich aus ihrer Höhe herunter gekommen, tat sich etwas weh durch den Fall und war beleidigt über der Schwester rohen und frivolen Ausspruch. Darauf waren sie kalt miteinander oder verfolgten sich mit Sorgfalt.

Und jetzt ersehnen beide mehr von den süßen schwellenden Tönen aus der Ferne zu hören. Sie seufzen im geheimen, und ihre Ohren dursten.

Aber da meldet sich das zudringliche Drama mit einem Keulenschlag. Am Sofatisch erhebt man sich. Ein wildes schadenfrohes Gepolter folgt lang ausgedehnt und lärmend. Das ist unser Teil, denken die Schwestern ingrimmig. O, das ist unser Teil.

„Es dreht sich immerfort in die Runde,“ sagt der Hausherr und geht und sieht aus den Fenstern seiner Stube nach dem Wirtschaftshof heraus. Die Gebäude liegen in flaumigem, sonderbar gelbem Dunst. Die Bäume sehen dunkel aus und sehr verängstigt. Kein Huhn, kein Hund ist zu sehen, auf dem Hofe herrscht die unheimliche, fast sichtbare Gewalt der Schwüle und Feindseligkeit. Da sich in Minuten kein neuer Schlag ereignet, beruhigt man sich im Hause. Sollte das Gewitter ohne Regen, ohne Wind endigen?! Man wartet.. Nichts.

Der Vater nimmt eine Zeitung zur Hand; die Mutter denkt an ihre Wirtschaft. Tante Klara, die unvermählte Schwester der Hausfrau, die zu Gast ist, sieht sich nach ihrer Handarbeit um.

Digitized by Google

Also soll das Leben in gewohnter Art weitergehen? Hat das Gewitter nichts bewirken können?

Luise macht den Vorschlag, ob sie nicht heraufgehen und aus den Fenstern der Stube der Wirtschaftsmamsell, von wo man den besten Überblick hat, heraussehen wollten. Das ferne Gewitter stände wohl im Westen.

„Im Süden," widerspricht jemand. Aber sie ziehen in einer Gruppe heraus aus dem Saal und die Treppe hinauf über den schauerlichen, ganz treibhauswarmen finsteren Boden nach der Giebelstube, in der die Mamsell wohnt. Da ist solch unvergleichlich fette, merkwürdig gewöhnliche Luft in der Stube. Auf der Kommode unter dem Spiegel stehen grobe bunte Porzellannippes, dumme Figuren, mit ziegelroten Klexen, Kinder, Gnomen, einige davon zerbrochen. Eine Photographie, einen Soldaten vorstellend, steht auch da und ist unheimlich.

Tröstlich war nur, daß Wilma sich von dem Gang hierher nicht ausgeschlossen hatte, da doch der Vorschlag von Luise kam. Luise hatte mit verzweifelter Spannung darauf gewartet. Nun war es doch eine kleine Handhabe zum Besseren.

Das gänzlich veränderte dunkle Blattwerk der Gartenbäume in der schwefelfarbenen dicken Luft. Eine unwirkliche Szenerie. Die Kinder mußten es sich deutlich sagen, daß dies wirklich ihr Garten sei, ihr Revier, ihr Lust- und Freudengarten.

Dunkelheiten lagen in Schichten, nach dem Horizont zu durch einen Nebel sichtbar; der Blick überflog sie, bis an das Ziel, das ihm geboten wurde.

Wahrhaftig, da hatten sich die Vorhänge auseinandergeteilt, ganz ganz weit, so weit, daß das Auge wie ein Zauberer erscheint, der das Unmögliche leistet, sieht der Blick die blaßgrünliche helle Frische eines Ätherteichs, in dem Wolkenbrocken von unendlich feiner Struktur schwimmen; Feengewölk mit runden Rändern, zusammengeballte haarkleine weiße Rosen. Das leise rumorende, unparteilich ferne Gewitter zerteilte sich, sinkt in den Abgrund. Da tut sich nun erst recht die Fernsicht auf, der ätherhelle Teich mit seinen in Seligkeit badenden Rosenwölkchen. Zwei Strophen aus einer Ballade, könnte man denken.

Wilma sieht ernsthaft schmachtend unter ihren dunklen Brauen in die Weite. Luise richtet ihren entzückten Blick rasch von dem Himmlischen auf das irdische kleine runde Gesicht der Schwester. Das gefällt ihr sehr. Wilma hat eine Linie um Wangen und Kinn, einen Ausdruck von Schwermut und Sanftmut um die Lippen, der Luise hinreißt. Sie bewundert ihre Zeichnungen und wie sie erzählt, sie fühlt sich treu mit ihr verbunden, da, meint sie, könnte sie wohl mal im einzelnen grob sein; niemals sollte Wilma denken, daß sie sie absichtlich kränken wollte. Wie kann sie das denken? Da wird Luise wütend. Aber Wilma ist mißtrauisch; daher kommt die Erzürnnis.

Draußen verändert sich alles: ein weißer dichter Regen fängt an zu fallen; die Flöre decken sich über die Ferne. Die Feerie, das gelobte Land, in dem das Drama sich in Aussöhnung, Schönheit endigte, ist fort.

Da ist kein Stillstand, da ist keine Dauer. Mit einem Zauberauge sieht man herüber aus dem Kampfgewühl nach dem stillen, lauteren Teich, in dem das selige Glück schwimmt; kaum faßt der Kopf die herrliche heimatliche Freude, da ist sie schon gewesen. Erinnerungen aufspeichern, durch Schwere und Getöse, durch Stille und Leere, durch Todesgefahr und Lebenszusicherung vorwärts, vorwärts gehen oder laufen und springen: so muß es wohl getan sein. So ist es beschieden. Aber in Unfrieden leben mit denen, die man liebt und kennt, kennt und versteht, mit denen man mit Doppelkraft genießt — nein, das ist so schlimm, daß es das Herz erwürgt; das ist so furchtbar, daß die Seele sich erniedrigt fühlt und, weiß Gott, zu Gott fliehen möchte, um sich von dem Elend zu reinigen.

Die beiden andern Geschwister sind schon fort, aus der Stube gelaufen, man hört ihre Schritte auf der Treppe; nur die beiden Verfeindeten stehen noch vor dem Fenster, hinter dem die Welt in einer weißen Öde untergegangen ist. Und sie empfinden das Gleiche mit Schmerz und drängender Erregung.

Digitized by Google

Sie werden vom Fenster fort ein paar Schritte in die Stube hineingeschleudert. Ein gelber Flammenguß. Ein Knall. Sie lehnen beide an der Wand und halten sich an den Händen. Wenn es denn sein soll ... Jetzt in diesem Augenblick, wo sie gegenseitig ihre Hände fühlen, sind sie bereiter als kurz vorher. Nur flink, dies Abwarten tötet, diese Spannung, diese Enge tötet. Das nahe Gewitter nimmt allen Raum ein, wo sollen die Menschen bleiben? Da wollen sie lieber auch Gewitter sein; da wollen sie denn verkohlen und als Flammen heraussteigen und sich zu den Kräften gesellen, die ihre Freiheit haben ....

Der Regen schüttet herab, der Kampf löst sich auf in Wasser, der Druck läßt nach. Das Gewitter ist vorüber. Wilma und Luise wissen es mit energischer Bestimmtheit. Ach, wie schön ist es, daß sich nichts verändert hat, außer daß sie ausgesöhnt sind und leichten Herzens wie die Vögel! Wie angenehm, auf das Regenrauschen zu hören, die sichere Wand im Rücken zu haben, sich bleich und liebevoll zu fühlen. Wie das Herz so brav vorwärts stampft wie ein gut Pferd.

„Das da war mir mehr wert als all das Krachen und die große Aufführung nah' über uns", sagt Luise und streckt eine schmächtige Hand nach dem Fenster aus und lacht über das ganze Gesicht.

Wilma nickt ein paarmal. „Es hat eingeschlagen, vielleicht in den Garten", sagt sie.

„In einen Baum oder in die Erde auf dem Felde. Die Erde kann alles aushalten, der macht das gar nichts, wenn sie eine Wunde bekommt, die heilt, und dann läßt sie schon im Sommer Hafergras und Mohn darauf wachsen."

Diese gleichmütige, unverwüstliche Eigenschaft des Erdbodens ist unaussprechlich beglückend. Sie stellt die beiden Schwestern recht fest auf den Boden und in alles Gewohnte hinein.

Holla, heda! Sie laufen nach unten und fragen, ob es denn eingeschlagen hat.

Nein, es hat nicht eingeschlagen. Wer leichten Herzens ist und munter, darf das also ruhig zeigen. Wilma und Luise feiern ihr Gewitterdankfest.

Es dauerte nicht lange, da spielte Tante Klara einen Walzer. Luise lehnte am Klavier und sah auf die bewegten Hände, wandte sich mit einmal ab und verlor sich in einen Nebenraum.

Der Frühlingstag war so gesegnet, daß sogar zwei Gewitter ihn nicht auskühlen konnten. Es blieb bis zum Abend ganz warm und still. Der Regen hörte auf, das warme Wasser gurgelte in den Maulwurfshaufen.

Die kleinen Akteurs lagen in den Betten. Wie abgefallene Blätter lagen sie schlaff hingeweht und wußten nicht, wie sie ruhen sollten nach so einem großen reichen Tage. Diese letzte Entspannung, das Ausgekleidetliegen im Festen und Kühlen war ein fast übermäßiger Genuß. Gewissermaßen hielt sie ein gelöstes dankbares Empfinden, das sich in ihren Augen und Lungen, ihren Gelenken und ihrem Rücken äußerte, davon ab, sich der Wonne der Ruhe hinzugeben.

„Warum fingst du an zu weinen, als Tante Klara Klavier spielte?" fragte eine Stimme aus einem ausgezogenen Bankenbett.

Die Angeredete, es ist Luise, errötet nicht nur im Gesicht, sondern herunter über den Rücken und über die Brust. Also hatte man es doch bemerkt. Wilma hatte es bemerkt; das durfte sein. Sie durfte auch fragen.

Luise legt ihre eigene Hand auf die Tapete. „Ich kann nicht sehen, wie Tante Klara ihre Hände hält, wie sie spielt, da muß ich weinen," erklärt sie. Es könnte ihr wohl das Gemüt erleichtern, von ihrem unerklärlichen Mitgefühl zu reden, nur daß sie sich schämt und schwerlich äußern können wird, woher es kommt.

Da — jetzt sieht sie Tante Klaras Hände vor sich und ihr Herz schwillt von Tränen.

„Der Walzer ist lustig," sagt sie eilfertig, „aber ihre Hände sind es nicht. Den kleinen Finger hält sie ziemlich krumm. Der schöne Opal an ihrem Ring spiegelt pfaublau und und wie Milch und grasgrün. Der Ring ist prächtig und stark, der Finger ist nur schwach und dabei sehr artig; er ist eher welk und weiß von viel Kummer. Erst das Donnerkonzert, dann der Walzer. Tante Klara ist gut; es macht den Walzer so wehmütig, weil sie gut ist. Sie hatte ziemlich viel Angst vor dem Gewitter, und sonst um Großvater und den großen Garten hat sie Sorgen und um Onkel Artur. Nun spielt

Digitized by Google

sie los, lauter Spaß. Wir wollen nicht tanzen, wenn sie sich so verstellen muß und abmühen. Wo es so etwas gibt wie dies Krachen und Drohen und Toben über unsern Köpfen und so etwas wie das ferne Gewitter, das eine segnende Stimme hat und den grünen Himmelsteich mit den schönen kleinen Wolken, brauchen wir da zu tanzen? — — —

„Ich hab oft so viel Mitgefühl für Tante Klara und überhaupt", setzte Luise spröde hinzu und mit fast schlechtem Gewissen. Es war da in ihr zuweilen ein hellseherisches Erfassen von der Not und dem Zwiespalt, darin die Erwachsenen steckten; von dem Abbruch, den die Tage und Ereignisse ihren Hoffnungen und Seligkeiten brachten, wehte sie eine unheilvolle Kenntnis an. Sie selber und die Geschwister lebten so kühn drauflos und aus dem Vollen, sie stürmten voran von einem zum andern, das sich ihnen darbot. Die Großen zögerten, grämten sich, ließen sich treiben, ängstigten sich. Es war eine schwere Sache groß zu sein. Es war wie eine Art von Winter oder eine unerträglich heiße Art von Sommer. Ach nein, wie konnte Luise so etwas denken! Sie wollte lieber drauflos reden.

„Kutscher Paul," fing sie an. „Wird er genug geehrt? Ist er glücklich? Er hat eingefallene Backen und einen dünnen Bart. Dreimal hat er sich Knochen zerbrochen. Mit den großen Pferden geht er um, er pflegt sie gut. In die sackdunkle Nacht fährt er ohne Laternen und findet sich auf den Kreuzwegen aus; er spart die Lichte in den Laternen und bringt uns doch alle heil nach Haus. So klug ist er ... Hörtest du neulich wie Fräulein sagte: „Ich schleppe am Leben?" Gott, das ist doch durch und durch traurig. Sie schleppt am Leben, wir haben den ganzen Tag Glück, außer in den Schulstunden vielleicht, aber sie sind schließlich auch ganz nett und hören mal auf. Fräulein ist einsam. Sie sitzt auf der häßlichsten Bank im Garten und häkelt und macht ein saures Gesicht. Und wenn wir kommen, räuspert sie sich, und wir fühlen, daß wir uns nicht lieben. Sie ärgert sich über uns, und wir sind obenauf. Wir können ihr keine Freude machen. Wie sollen wir das anfangen? Ach, und die Stubenmädchen singen traurige Lieder von Gespenstern und Verwesung. Die Mamsell hat ekelhaften Porzellannippes auf ihrer Kommode. Und sonst ist da viel ..."

Luise seufzte und zog ihre Hand, die ganz blutlos wurde, von der Tapete.

Wilma sagte langsam und im Halbschlaf: „Am Leben schleppen? ... Wie ist das wohl? ... Wenn man doch herauskann in den Garten, auf die Felder, in die Moorbrüche. Und hat Bücher und Farben und Bleistifte. — Morgen ist ein Tag. Der Sommer kommt. Stachelbeeren."

Ihre Stimme wurde immer kleiner. „Ich will von dem grünen Teich träumen. Ich will auf einem Wölkchen sitzen und meine Hände hineinstecken. Paß auf, morgen hab' ich silberne Hände, oder goldene, oder diamantene ...."

Das konnte wohl sein. Was morgen alles geschehen konnte. — Ein Gewühl, ein lächelndes, winkendes, sich verwandelndes, in Glanz zusammenfließendes Gewühl von Freuden war das Morgen. Alle Blumenbeete in eins genommen, alle blühenden Bäume in einen vereint, alle Tiere beisammen in einer Koppel, der Himmel, mit einem Schauer von teilnehmenden Genien bevölkert, eine zärtliche blaue Umarmung.

Luise würde wohl schön träumen .... Ein wenig war sie schon eingetaucht in den Himmelsfrieden des grünen Teiches. Ob nicht Kutscher Paul und Fräulein und Tante Klara, die Mamsell und die Stubenmädchen am Ende alle in dieser Nacht in dem einzigen Teich auf Wolkenkissen liegen und ihre Hände eintauchen würden!?

Wie kam irgend jemand dazu, anzunehmen, daß dies nicht geschehen könnte? Der Teich war groß, so groß, bis ans Weltende, seine Wolkeninseln waren zahlreich, gar nicht zu übersehen, und jede bot ganz besondere Freuden und Herrlichkeiten — so und so. Die Inseln waren Länder, darin jeder das fand, was ihm mangelte.

O, die Glückseligkeit, sie alle waren Bewohner dieser Länder, und Luise brauchte sich durchaus nicht mit Mitgefühl zu schleppen.

Digitized by Google

Städtische [illegible]
BERLIN
[illegible]

Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft.[1]

Besprochen von

Anna Pappritz.

Nachdruck verboten.

Die ersten Resultate der auf Grund einer vom ständigen Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinneninteressen veranstalteten Erhebung liegen jetzt in drei stattlichen Bänden vor uns. Der erste Band, zusammengestellt von Pfarrer Hans Seufert, umfaßt das Material aus Württemberg, Baden, Elsaß-Lothringen und der Rheinpfalz. Die beiden anderen Bände berücksichtigen Mecklenburg (bearbeitet von Dr. Priester) und Brandenburg (dargestellt von Elly zu Putlitz).[2]

Diese Landesteile stellen in ihrer landschaftlichen, völkischen und wirtschaftlichen Eigenart Kontraste dar, deren Vergleich sehr anziehend und instruktiv ist. Während in den beiden nördlichen Landesteilen der Großgrundbesitz vorherrscht, ist Südwestdeutschland fast ausschließlich Bauernland. Die Grundbesitz- und Betriebsverhältnisse der Landwirtschaft sind in den von Seufert geschilderten Gegenden nahezu gleichartig: Der großbäuerliche und Großgrundbesitz ist nur in geringer Stärke vorhanden, überall herrscht der mittlere und kleine Bauernstand; in der Nähe der großen Städte überwiegen sogar Zwerg- und Kleinbetriebe. Es handelt sich also in den meisten Fällen um reine Familienbetriebe; die landwirtschaftliche „Lohnarbeiterin" macht nur einen geringen Prozentsatz aus, während die wichtigsten Kategorien die der Besitzersfrauen, ihrer Töchter und Mägde sind. Von einem Lohnarbeiterstand, der scharf vom Eigentümerstand geschieden ist, kann also streng genommen nicht gesprochen werden; die Grenze zwischen Tagelöhner und Kleinbauern ist nicht genau zu bestimmen. Auch zwischen Magd und Bäuerin besteht kein sozialer Gegensatz, da ein landwirtschaftlicher Dienst vielfach die Vorstufe zu späterer Selbständigkeit ist. Mit diesen Verhältnissen hängt es zusammen, daß in Lebenshaltung, Bildung, Sittlichkeit, Art und Dauer der Arbeit zwischen Lohnarbeiterinnen, Mägden und den weiblichen Gliedern der klein- und mittelbäuerlichen Familien wesentliche Unterschiede nur ganz selten hervortreten.

Durch die zunehmende Industrialisierung Südwestdeutschlands wird naturgemäß die Abwanderung vom Lande gefördert und die Zahl der in der

---

[1]) Wir verweisen auf den Aufsatz von Dorothee von Velsen in den letzten beiden Heften, der eine Gesamtskizze der landwirtschaftlichen Frauenarbeit gibt, wie sie gelegentlich der Konferenz zur Förderung der Arbeiterinneninteressen dargestellt wurde. Diese Skizze für diejenigen deutschen Landesteile auszuführen, bei denen das Material dazu schon vorliegt, ist der Zweck dieses Aufsatzes.
Die Redaktion.

[2]) Schriften des Ständigen Ausschusses zur Förderung der Arbeiterinneninteressen. Heft 4, 5, 6. Verlag von Gustav Fischer in Jena. (Die Veröffentlichungen über Schlesien, Ost- und Westpreußen, Pommern und Rheinland-Westfalen werden voraussichtlich im Herbst erscheinen.)

Digitized by Google

Industrie erwerbstätigen Personen nimmt von Jahr zu Jahr zu. Die Söhne kleinbäuerlicher Familien verlassen die Landwirtschaft und werden Fabrikarbeiter; die Zahl der Bauernknechte und mitarbeitenden Söhne wird kleiner, der Anteil der Frau an der landwirtschaftlichen Arbeit steigt. Aber auch auf die weiblichen Kreise erstreckt sich diese Verschiebung. Ist in der Nähe Fabrikarbeit, so werden die Mädchen, die auf Lohnarbeit angewiesen sind, eher in die Fabrik als in einen landwirtschaftlichen Dienst gehen, oder sie nehmen Stellen als Dienstmädchen in den Städten und Sommerfrischen an. Die Zahl der Bauernmägde ist aus diesem Grunde im ganzen Berichtsgebiet im Rückgang begriffen. Das ist vor allem für den mittleren Bauer und seine weiblichen Angehörigen sehr schlimm, denn es muß mit weniger Arbeitskräften die gleiche oder gegen früher sogar vermehrte Arbeit geleistet werden. Mit diesem Verschiebungsprozeß hängt auch eine Veränderung in Sitten und Gebräuchen, in der Kleidung, Ernährung, in den Anschauungen zusammen.

Im Königreich Württemberg waren Erwerbstätige:

1895	in der Landwirtschaft	437 254,	davon	weibliche	154 180
„	„ Industrie	325 454	„	„	65 423
1907	„ „ Landwirtschaft	506 061	„	„	238 893
„	„ Industrie	432 114	„	„	95 155

Von je 100 Personen der Gesamtbevölkerung entfielen im Jahre

	1882	1895	1907
auf Landwirtschaft	48,2	45,1	37,8
„ Industrie	34,4	34,9	39,9

Von je 100 Erwerbstätigen entfielen im Jahre

	1882	1895	1907
auf Landwirtschaft	52,1	48,8	45,7
„ Industrie	34,8	36,3	39,0

Dieselben Zahlenverhältnisse finden wir in den anderen von Seufert bearbeiteten Landesteilen. Überall beobachten wir einerseits eine Zunahme der Industriearbeit, andrerseits ein Anwachsen der weiblichen Erwerbstätigen in der Landwirtschaft (wobei allerdings immer zu berücksichtigen ist, daß bei der Zählung von 1907 die mithelfenden Familienangehörigen in stärkerem Maße zu den hauptberuflich Erwerbstätigen gezählt wurden als 1895). Auf der Basis einer vorzüglichen, sehr eingehenden und interessanten Studie über die landwirtschaftlichen Verhältnisse im allgemeinen entwickelt der Berichterstatter anschauliche und lebensvolle Bilder der vier Typen der in der Landwirtschaft arbeitenden Frauen: der Tagelöhnerin, der Bauernmagd, der Besitzersfrau und ihrer Tochter.

Die Lage der freien Tagelöhnerin ist sehr verschieden, je nachdem ob sie ganz allein auf eignen Verdienst angewiesen ist, oder ihr Arbeitslohn nur einen Zuschuß zum Verdienst des Mannes bedeutet und sie Einnahmen aus eigner Wirtschaft bezieht. Meist trifft beides zusammen: das Ehepaar hat einen eignen kleinen Grundbesitz, die Frau kann 1 bis 2 Kühe, Schweine, Federvieh halten, verdient nebenbei als Tagelöhnerin einen Barlohn von 200 bis 400 ℳ, während der Verdienst des Mannes als Maurer, Weber, Schmied, Fabrikarbeiter zwischen 600 bis 1000 ℳ schwankt. Daß diese Lebensweise ungeheuer große Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Frau stellt, liegt auf der Hand. Die Arbeitszeit wird Sommers auf 11 bis 13 Stunden (steigt in der Ernte bis zu 18 Stunden) und

Digitized by Google

Winters auf 8 bis 11 Stunden angegeben. Die Arbeit ruht auch Sonntags nicht, die Nachtruhe ist zu kurz, die Art der Arbeit zu anstrengend; d. h. die Frauen leisten Männerarbeit. Der Mangel an männlichen Arbeitskräften zwingt sowohl die Bäuerin wie die Tagelöhnerin, überall in Stall und Feld mitanzugreifen. Sie müssen mähen, aufgabeln, Dung laden und breiten, die Ställe ausmisten usw. Nur das Pflügen ist fast ausschließlich den Männern vorbehalten. Die Wohnungsverhältnisse lassen oft sehr viel zu wünschen übrig, wie folgende Angaben beweisen: 6 Erwachsene, 2 Kinder über 12, 2 unter 12 Jahren bewohnen drei Räume und müssen zusammen mit 4 Betten vorlieb nehmen. 2 Erwachsene, 1 Kind über 12 Jahren und 7 unter 12 Jahren bewohnen 4 Räume mit 6 Betten. Die Kost ist gut und reichlich, viel Mehlspeisen, Speck, Wurst, Brot, Kartoffeln, zwei- bis dreimal wöchentlich Fleisch. Leider verdrängt der Kaffee immer mehr und mehr die nahrhafte Morgen- und Abendsuppe und durch die überall aufblühenden Molkereien wird der Milchkonsum sehr eingeschränkt und durch Most ersetzt. Anschaulicher als diese Statistiken aber wirken die Lebensbilder, die uns Seufert schildert, z. B. das einer 72jährigen Witwe, die sich noch immer ihr Brot als Tagelöhnerin verdient.

„Die Frau stammt von am Ort ansässigen Tagelöhnersleuten. Nach der Schulentlassung war sie drei Jahre lang daheim, aber dabei tagelöhnernd auf dem 35 Minuten entfernten Hofgut X. 16 Kreuzer, in der Erntezeit 24 Kreuzer Tagelohn, keine Kost. Dann ein Jahr im Dienst in einem Wirtshause der Nachbarschaft; 50 Gulden Jahreslohn, freie Kost und Wohnung. Dann heim wegen Krankheit der Mutter. Mit 20 Jahren heiratete sie einen Schreiner, der vor 10 Jahren starb. Sie hatte zur Aussteuer erspart: Tuch und 125 Gulden. Die Aussteuer wurde ihr als eigen abgeschrieben von den Eltern, weil sie ihren Lohn den Eltern gegeben hatte. So lange ihr Mann lebte, der auf dem Hofgut X. Schreinerarbeiten machte und sonst am Orte arbeitete, war sie zu Tagelohnarbeit nicht gezwungen. Arbeit und Sorge gab es aber in der Familie genug. Sie hatte 16 Kinder lebend geboren und 2 Fehlgeburten. Von den Kindern starben alle bis auf 2. 2 starben im 19. bezw. 20. Jahre, 3 im schulpflichtigen Alter (in einem Jahre einmal 4 Kinder), 9 zwischen 6 und 1 Jahr. Neben der Pflege der Kinder bebaute sie die 77 a Almendteil, die ihrem Manne als Bürger überwiesen wurden. Erst seit dem Tode ihres Mannes geht die Frau wieder auf Arbeit, und zwar auf das Hofgut, auf dem sie schon in ihrer Jugend gearbeitet hatte. Sie bekommt dort keine Kost, aber einen Tagelohn von 1,50 ℳ im Sommer und 1,20 ℳ im Winter, in der Heuernte $^1/_2$ Liter Most und Brotstück; zu Weihnachten ein Hemd und Bezahlung des Krankenkassenbeitrages. Sie arbeitet etwa 110 Tage des Jahres. Die Arbeitszeit dauert im Sommer von 6 bis 6 Uhr, im Winter von 7 bis 5 Uhr. Dazwischen werden zwei Besperpausen à $^1/_2$ Stunde und eine Mittagspause von 1 Stunde gemacht. Im Winter wird ohne Pause durchgearbeitet bis $^1/_2$ 5 Uhr abends. In der Heuernte werden Überstunden gearbeitet, per Stunde 15 ₰ Sonntagsarbeit verrichtet sie nicht, wohl aber Männerarbeit, wie Aufgabeln und Düngerladen. Sie ist eingedingt im Dachstüblein bei ihrer Tochter, die von ihr das Haus übernahm gegen Zahlung von 700 ℳ. Die Stube ist etwa 25 cbm groß und hat zwei Fenster. Darin stehen zwei Betten, in dem anderen Bett schlafen ihre beiden ältesten Enkel. Die Verköstigung dieser Frau ist ärmlich. Das erste Frühstück besteht aus schwarzem Kaffee mit Brot, das zweite Frühstück aus Brot und Käse mit etwas Most. Im Sommer gleicht Mittagbrot und Vesper dem zweiten Frühstück. Nur im Winter, wenn die Frau zu Hause ist, kocht sie mittags Spätzle oder Suppe oder Kartoffeln. Fleisch fehlt anscheinend so gut wie ganz. Das Abendbrot bildet im Sommer wie im Winter Suppe oder schwarzer Kaffee. Das Brot wird selbst gebacken. Die Jahreseinnahmen der Frau sind folgende:

Tagelohn zirka	150 ℳ
Almendteilverpachtung	36 „
Zins aus 700 ℳ fürs Haus	28 „
Summa	214 ℳ

Aus diesen 214 ℳ muß somit die 72jährige Witwe ihren ganzen Lebensunterhalt bestreiten.

Digitized by Google

Die Bauernmagd ist pekuniär günstig gestellt; sie erhält in dem Alter unter 20 Jahren 200 ℳ Barlohn, im Alter von 20 bis 25 Jahren 250 ℳ, für ein höheres Alter bis zu 300 ℳ. Ihre Kost ist gut, da sie am Tische des Bauern mitspeist; auch ihre freien Abendstunden bringt sie im Familienkreise des Arbeitgebers zu. Die Wohnungsverhältnisse der Mägde haben sich seit Einführung der Wohnungsaufsicht gebessert; der Schlafraum liegt nicht mehr „unmittelbar unter den Ziegeln" und ist gegen „Wind, Regen und Schnee und männliche Eindringlinge besser verwahrt". Die tägliche Arbeitszeit beträgt 14 bis 17 Stunden, die Nachtruhe ist äußerst knapp bemessen, Sommers nur 5 Stunden, und daß eine ausgiebige Sonntagsruhe nicht durchgeführt werden kann, liegt in der Art der landwirtschaftlichen Beschäftigung. Da aus Ersparnisgründen statt eines Knechtes eine Magd gehalten wird, ergibt es sich von selbst, daß ihr Arbeiten zugemutet werden, die sonst von Männern geleistet wurden. „Früher hatte man Mägde zum Spinnen, nicht zur Knechtsarbeit," heißt es in einem Bericht. Mähen, Dungladen, Führen der Gespanne, mit Ausnahme der Pferdegespanne, Aufgabeln, Fruchtsäcke auf den Kornboden tragen wird ganz allgemein als Magdarbeit angeführt. Die Bauersfrau und ihre Tochter beteiligen sich an diesen Arbeiten, ja, sie nehmen vielfach die schwersten und schmutzigsten auf sich, aus Furcht vor einer Kündigung, denn das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit macht die junge Magd anspruchsvoller und gibt ihr der Herrschaft gegenüber ein gewisses Übergewicht, was auch nach und nach zur Lockerung des patriarchalischen Verhältnisses führt. Seufert gibt uns u. a. folgende Schilderung des Lebens einer 23jährigen Bauernmagd:

Ihre Mutter ist Tagelöhnerin. Sie selber ging nach der Schulentlassung fünf Jahre lang als Arbeiterin in ein Rolladengeschäft, wo sie bei $10^1/_2$stündiger Arbeit einen Tagesverdienst von 1,60 ℳ hatte. Darauf nahm sie bei einem Bauern Dienst, wo sie jetzt noch ist. Sie bekommt hier einen Barlohn von 225 ℳ und die Beiträge zur Kranken- und Invalidenversicherung; jährlich zirka 20 ℳ an Trinkgeldern und 1 Kleid, 1 Paar Schuhe, 2 Hemden, 2 Paar Strümpfe, 2 Schürzen. Auch wird das Schuhflicken bezahlt. Die Kost ist gut und wird auf jährlich 400 ℳ veranschlagt. Die Arbeitszeit beginnt um 4 Uhr morgens und dauert bis $^1/_2$10 Uhr abends. An Regentagen und im Winter bleibt mehr Zeit zur Nachtruhe. Sonntags wird von 5 bis 12 in Stall und Küche gearbeitet, doch erhält sie jeden zweiten Sonntag Gelegenheit zum Kirchengang. Sie schläft mit einer andern Magd zusammen, aber im eignen Bett, in einer Kammer die 4 m lang, 3 m breit und $2^1/_2$ m hoch ist.

Die Frau und Tochter des Kleinbauern arbeiten mindestens ebenso lange und schwer wie die Magd; die Tochter ist in den meisten Fällen nichts anderes als eine unbezahlte Magd; sie erhält später als Entgelt ihre Ausstattung. „Es ist ein bescheidenes, redliches Leben in lauter strenger Arbeit, unter viel Entbehrung, Mühe, Sorgen und Kummer, von Jugend auf bis an den Tod." — Auch bei den kleinen und mittleren Bauern sind die Wohnungsverhältnisse in hygienischer und sittlicher Beziehung noch unbefriedigend. Von einem mittleren Bauern wird mitgeteilt, daß ihm in 5 Räumen 7 Betten für 3 Erwachsene, 2 Kinder über und 6 Kinder unter 12 Jahren zur Verfügung stehen, und von einem anderen Bauern in derselben Lage erfahren wir: „zwei Töchter schliefen bis zum 16. Jahr, die eine im väterlichen, die andre im mütterlichen Bette zusammen mit den Eltern."

Der Hausfleiß hat abgenommen, da die Frauen zu sehr durch Außenarbeit in Anspruch genommen werden. Flachs- und Wollspinnen war bis vor 10 und 20 Jahren noch allgemein üblich, hat aber jetzt so ziemlich aufgehört, dagegen wird mehr genäht

Digitized by Google

und gestrickt. Infolgedessen ist die Kleidung auch „städtischer" geworden, „nobler aber schlechter"; die Trachten sind im Aussterben begriffen. Auch der alte solide bäuerliche Hausrat wird schon vielfach durch die auf Abschlagzahlung genommenen Möbel aus den städtischen Warenhäusern verdrängt. Den alten Bauernstolz findet man nur noch in den großbäuerlichen Kreisen. Bei den Kleinbauern tritt häufig an Stelle des Stolzes die Resignation. Die Bäuerin wünscht wohl Erleichterung ihrer Arbeitslast, findet sich aber im allgemeinen damit ab, „daß man nun einmal auf dem Lande dazu da ist, viel zu schinden und zu schaffen". Aber der Vergleich mit städtischen Verhältnissen weckt das Nachsinnen über das eigene Leben und die Kritik an seinen Bedingungen, und die Mütter werden immer zahlreicher, die der Tochter ein leichteres Los wünschen und ihr zu einer städtischen Ehe verhelfen wollen. Für die Bauernburschen ist es oft schwer, eine geeignete Frau zu finden. Die Ehefrau des Kleinbauern ist seine wertvollste Hilfsarbeiterin und Stellvertreterin. Sie ist ganz selbständig, außer im Haushalt auch in der Geflügelzucht, im Anbau des Gartens, in der Schweinehaltung. Sie verfügt über die Einnahmen aus diesen Betrieben zur Bestreitung der laufenden Ausgaben des Haushalts und der Kinderkleidung. Doch auch in allen anderen Fragen zieht der Mann seine Frau zu Rate und vielfach heißt es: „In den meisten Fällen hat die Frau die Geldmittel in Verwahrung." Trotzdem sind die Ehen nicht immer so, wie sie sein sollten; es wird vielfach über brutale Behandlung seitens des Ehemannes geklagt, ja sogar über „rohe Schläge"; er nimmt nicht die geringste Rücksicht auf die körperlichen Zustände der Frau während der Schwangerschaft und nach dem Wochenbett. „Die Stute wird geschont, die Frau nicht." Die gesundheitlichen Verhältnisse sind deshalb auch keineswegs so gut, als man im allgemeinen annimmt.

Schon bei den Berichten über die Bauernmagd stößt man häufig auf die Bemerkung: „hat sich in den Entwickelungsjahren überanstrengt". Kommen dazu die häufigen Wochenbetten, so leidet auch die kräftigste Konstitution. Die Frauen setzen ihre Ehre darin, nach der Entbindung möglichst schnell wieder an die Arbeit zu gehen; wer sich schont, wird verhöhnt. Durchschnittlich nehmen sie nach 4 bis 6 Tagen die häusliche, nach 3 bis 4 Wochen die Außenarbeit wieder auf. Kein Wunder, daß die Berichterstatter immer wieder bemerken: „Es gibt wenig gesunde und kräftige Frauen über 55 Jahre"; „seit dem 35. Jahr unterleibsleidend"; $^5/_6$ aller Frauen tragen wohl ihr Lebenlang „Leibschäden" und „Kindsfüße"[1]) mit sich herum.

Ein Bericht aus dem Elsaß sagt: „Durchweg altern unsre Frauen sehr schnell, besonders verblüffend beim Vergleich mit Geschwistern, die in die Städte verzogen sind; die Arbeit der Landbevölkerung ist eben viel zu schwer." Trotzdem die Frauen vor der Geburt arbeiten, bis sie die ersten Wehen verspüren, so sind Früh- und Fehlgeburten doch äußerst selten. Die Stilldauer beträgt durchschnittlich ein Vierteljahr. Als Gründe für das frühe Aufhören werden fast ausschließlich „Mangel an Zeit" und „Mangel an Milch" angegeben. Über die Säuglingssterblichkeit gibt der Bericht kein genaues Bild. In den großbäuerlichen Familien, besonders in der Nähe der französischen Grenze, hat sich das 1—2 Kinder-System bereits eingebürgert, während die Kleinbesitzerfamilien die Kinder als billige Arbeitskräfte schätzen; 6—9 Kinder scheint der Durchschnitt zu sein. Die gesundheitlichen Ver-

[1]) Unterschenkelgeschwüre.

Digitized by Google

hältnisse der Landfrauen sind ein ernstes Kapitel, dem die Rassenhygieniker mehr Aufmerksamkeit schenken sollten, sonst laufen wir Gefahr, daß diese „Quelle der Kraft" unserem Volke versiegt.

Die sittlichen Verhältnisse sind wohl die gleichen wie überall auf dem Lande. Voreheliche Kinder sind nicht selten, doch gelten sie kaum als Schande, wenn die Beziehungen der jungen Leute zur Ehe führen; nur wenn ein Mädchen es mit mehreren Burschen hält, wird sie verachtet.[1]) Dies kommt aber bei Einheimischen sehr selten vor, dagegen ist die ortsfremde Magd oft großen Versuchungen ausgesetzt, sie wird in einem Bericht direkt als „Freudenmädchen der Bauernburschen" bezeichnet. Die großbäuerlichen Familien stehen in sittlicher, physischer und geistiger Hinsicht auf einem höheren Niveau: „Daß die Verantwortung, die ein Hofbesitz oder die Aussicht auf einen solchen mit sich bringt, sittigend wirkt, ist hier außer Zweifel."

Das Bildungsstreben der Mädchen auf dem Lande ist natürlich äußerst gering. Wo sollten sie auch die Zeit und Spannkraft hernehmen, um nach der schweren Tagesarbeit noch geistige Interessen zu pflegen? Außerdem wird Lektüre als „Faullenzerei" verpönt. Ihr Streben richtet sich höchstens darauf, in der Stadt kochen und nähen zu lernen. Der Berichterstatter vertritt die Ansicht, daß die Fortbildungsschule, die in Württemberg und Baden auch für Mädchen obligatorisch ist, zu wenig auf ländliche Bedürfnisse zugeschnitten ist; auch den Wanderkochkursen steht er ziemlich skeptisch gegenüber; doch zollt er dem Wirken des badischen Frauenvereins ein hohes Lob. Daß diese drei Faktoren immerhin viel Gutes stiften, zeigt der Vergleich mit Elsaß-Lothringen, wo sie nicht vorhanden sind und wo die ländliche Bevölkerung entschieden auf einem tieferen Niveau steht.

Nach dem Gesagten wird man es ohne weiteres verständlich finden, daß die weibliche Bevölkerung einen starken Zug nach dem Stadtleben empfindet, wo die Arbeit weniger schwer und schmutzig ist, wo man mehr freie Zeit und Abwechslung hat. Die Mädchen aber, die in der Stadt in Stellung waren, sind für das Landleben verloren. Ihr Ideal ist, einen Unterbeamten, Briefträger oder „preußisch sprechenden Sergeanten", ja selbst einen Fabrikarbeiter zu heiraten. Sie wollen höher geachtet werden: „In der Stadt ist man Frau, nicht bloß Weib," und sie wollen dem schweren Los ihrer Mütter entgehen, das der Berichterstatter in die Worte zusammenfaßt: „Sie wurde geboren, war im Dienst, heiratete, gebar Kinder, mußte hart arbeiten, wurde Witwe, zog Enkel auf und starb lebenssatt."

(Schluß folgt.)

[1]) Dieselben Anschauungen herrschen auch in Norddeutschland.

Digitized by Google

Eleusis.

Sie zogen schweigend hin und ihre Blicke glommen
Meerüber zu entfernten Fischerböten.
Es lag der Glanz von milden Abendröten
Auf ihren Augen, auf den großen, frommen.

Sie waren Kinder eines heil'gen Landes,
Und manchmal fühlten sie in schwülen Nächten,
Wie Hände segnend rührten ihre Flechten —
Demeter hieß die Herrin dieses Strandes!

Von alten Göttern schwebten hohe Märchen
Noch unverscheuchbar um die Marmortrümmer,
Das Echo eleusinischer Mysterien,
Erloschner Fackeln bleich geword'ner Schimmer.

Sie schritten ahnungslos und unerfahren
Im Staub des Wegs, barfuß, in grobem Linnen,
Und wußten nicht, daß ihre Schwestern waren
Dereinst Demeters hohe Priesterinnen!

Die mit Zyanensträußen schön bekränzten,
Die Flammen schürten mit den weißen Händen,
Wenn abendlich Megara's Berge glänzten
Im Widerschein von jungen Frühlingsbränden!

Die singend zogen auf den heil'gen Straßen,
Des Gottes voll, der seinen Strahl gesendet,
So wie sie ziehen auf den alten Vasen,
Schreitende Frau'n, das Haupt emporgewendet.

. . . Sie aber, die zu späten Nachgebornen,
Sie ernten Korn in götterlosen Tagen
Genüber Salamis, dem Flutverlorenen,
Das Korn Demeters aus den alten Sagen!

Sie kommen schweigend von des Tempels Toren,
Die reifen Garben tragend, mohnumwunden,
Auf jungen Schultern, starken und gesunden,
Schön wie des Erechtheion's holde Koren!

Digitized by Google

Archäologie.

Eine Priesterinnenspange war's . . .
Ein etrurisch Mädchen, weich von Wangen,
Trug sie in den Locken ihres Haars,
Wenn zum Opferdienst die Knaben sangen.

Mit den hocherhobnen Händen schritt
Sie zu Juno's leuchtendem Altare
Und der Widerschein der Flamme glitt
Auf das spröde Gold der blonden Haare.

. . . Bei Viterbo in der Felsengruft,
An des Zaubertales steilem Hange,
Schien sie goldig in die Sommerluft,
Aus dem Staub des Grabes, diese Spange.

Und er nahm sie auf beglückten Blicks . . .
‚Claudia' stand darauf in Gold geschrieben —
Eines lang verronnenen Geschicks
Helle Spur, im Staub zurückgeblieben! —

‚Claudia!' . . . und wie mit weißer Hand
Griff es aus dem Grab nach seinem Herzen,
Und wie ein geheimnisvolles Band
Rührt es ihn mit bittersüßen Schmerzen.

Und ihm war, als glänzten aus dem Reifen
Junge, weizengelbe Mädchenhaare!
Und ihm war, als könnt er sie ergreifen
Rückwärts über viele hundert Jahre!

Starken Arms, voll stürmischem Verlangen,
Juno's Priesterin, die mohnbekränzte, . . .
. . . Während rings der Tag von heute glänzte
Und Viterbos schöne Brunnen sangen . . .

Emmi Lewald.

Digitized by Google

Volkskunst und Volksleben in den Balkanstaaten.

Von

Elise Lixmann.

Nachdruck verboten.

Eine fremdartig wunderbare Welt ist es, die uns in den Balkanstaaten entgegentritt, auch in den drei Landesteilen der österreichischen Monarchie Dalmatien, Bosnien und der Herzegowina, von denen ich im besonderen sprechen möchte. Orient und Okzident grüßen sich hier, und ein buntes, in für uns fremden Zungen redendes Völkergemisch belebt Straßen und Märkte. Die Dalmatiner, wie die Bewohner Bosniens und der Herzegowina sind ein hübscher stattlicher Menschenschlag und bei Männern wie Frauen ist der dunkle Typus vorherrschend. Diese schön gewachsenen Menschen, in ihren farbenprächtig malerischen, durch kunstvolle Stickereien und Webereien verzierten Trachten zu sehen, das ist wirklich eine Augenweide.

Ungemein viel Wesensverwandtes findet sich in den drei Ländern, von denen wir zuerst Dalmatien bereisten. Aus dem Lande kommend, wo die Zitronen blühn, vertrauten wir uns in Ancona kühn einem kleinen Dampfer der italienischen Gesellschaft Puglia an, der uns über das Adriatische Meer nach der dalmatinischen Küste tragen sollte. Leider ließen die Wellen der Adria diesen jammervollen Kahn wie einen Spielball tanzen und erlöst atmeten wir auf, als wir nach qualvollen Stunden in Zara wieder festen Boden unter den Füßen fühlten. Zara, das alte Jadera, eine blühende Kolonie der Römer unter Augustus, ist altklassischer Boden, und verschiedene antike Überreste zeugen noch heute von verschwundener Pracht. Eine Spezialität Zaras und seiner Umgebung sind die Morlaken, die einen Teil der Bevölkerung bilden und wie der ganze Kern Dalmatiens slawischen Ursprungs sind. In den Küstenstädten gibt es außerdem viele Italiener. Das Italienische ist die Handelssprache und wird von den oberen Zehntausend bevorzugt, wenigstens versicherte mir ein junger Dalmatiner, „die Intelligenz spricht Italienisch".

Auch in der Literatur machen sich die nahen Beziehungen zu Italien geltend, die Volkskunst der drei Länder trägt jedoch durchaus slawischen Charakter, selbst in Dalmatien fehlt in dieser Beziehung der italienische Einfluß, wenn man nicht das künstlerisch dekorative dieser Techniken als italienisches Element ansehen will. Zwischen dem Norden und Süden Dalmatiens treten uns sowohl bezüglich der Bevölkerung wie der Natur mancherlei Verschiedenheiten entgegen. Während uns im Norden die ganze schaurige, doch großartige Öde des Karstgebirges mit seinen wunderbaren Lichteffekten umfängt, entzückt uns im Süden, hauptsächlich in und um Ragusa, die berückende Pracht der schon fast subtropischen Vegetation. Da blüht und duftet es allüberall, da reifen Orangen und Granaten, da rankt es in üppiger Fülle um die alten Mauern, und als wollten die Menschen nicht zurückstehen hinter der Schöpferkraft der Natur, so entfalten sie in ihren buntfarbig-strahlenden Trachten

Digitized by Google

eine weit größere Mannigfaltigkeit als im Norden. In Ragusa wandeln wir ebenso wie in Venedig ganz in den Spuren der Vergangenheit, und diese Zeit des Glanzes, die mit der Republik Ragusa verknüpft war, hat uns in herrlichen Monumentalbauten ein reiches Erbe hinterlassen. Wenn wir durch die Porta Ploce den Stradone, die einzigartige Hauptstraße Ragusas betreten, so trinken wir in vollen Zügen aus dem Schönheitsborn dieser köstlichen Architektur. Um die stolzen Ringmauern brandet die blaue Adria und zu dem warmen Goldbronzeton des Rektorenpalastes, der Dogana und der alten Klöster, stimmen prächtig der leuchtend klare Himmel und die satten Farbentöne der verschiedenen Volkstrachten. Abgesehen von den Bewohnern der Umgegend, aus dem Breno und Canalitale, begegnet man hier auch den Vertretern Albaniens, Bosniens und der Herzegowina, und zu ihnen gesellen sich die prächtigen Gestalten der Montenegriner. In diesen Söhnen und Töchtern der schwarzen Berge meint man die antike Schönheit wieder aufleben zu sehen, und alle diese Gestalten entzücken uns noch besonders durch ihre malerische, mit kunstvoller Handarbeit verzierte Gewandung.

Dalmatien ist alter Kulturboden und besitzt als solcher eine reich entwickelte Volkskunst, die leider in den vergangenen Jahrhunderten mehr und mehr verloren gegangen ist. Erst seit Jahrzehnten bemüht man sich wieder, vergrabene Schätze ans Licht zu ziehen, Verborgenem nachzuspüren und die alte Kunst neu zu beleben. Auch die Regierung wirkt dahin durch Errichtung von Spitzen- und Webeschulen, ebenso hat sich Frau Natalie Bruck-Auffenberg große Verdienste in dieser Beziehung erworben, und ihre reichen Erfahrungen in einem Prachtwerk „die Volkskunst Dalmatiens" niedergelegt.

Als Trägerinnen der kirchlichen hochausgebildeten Spitzenkunst kann man die Nonnen ansehen. Man fand in den Klöstern uralte Klöppelwerkzeuge und schöne Spitzenmuster, auch in dem berühmten point de Raguse ausgeführt, mit Venedig aber bestand ein regelrechter Spitzenhandel. Eine Fundgrube für wertvolle alte Spitzenwäsche boten ferner die weißen Überkleider der Priestergewänder in den katholischen Kirchen. Leider haben findige Händler vielfach diese, allerdings zum Teil schon zerrissenen alten Spitzenhemden gegen minderwertige neue Fabrikware eingetauscht, wobei die harmlosen Priester noch ein gutes Geschäft zu machen glaubten. Ebenso haben es die Händler auf anderen Gebieten verstanden, die besten Stücke zu verschleppen, auch unter der Erde ruht ein Teil derselben, wie z. B. die kunstvoll gestickten Brauthemden, die vielfach als Totenhemd benutzt werden. Die älteste und reinste Form der Volkskunst findet man bei den orthodoxen Griechen, den Serbokroaten. Im Gegensatz zu den römisch-katholischen Kirchen sieht man hier wenig Spitzen, dagegen Teppiche und reiche Gold- und Silberstickereien.

Auf den großen Kirchenfesten, den Märkten und nationalen Festtagen wird die Volkskunst vor uns lebendig, und es ist ein künstlerischer Genuß allerersten Ranges, sich unter das in seiner Festtracht prangende Volk zu mischen, das mit südlicher Lebendigkeit sich der Liebe und dem Vergnügen hingibt. Da ertönen die eigenartigen Musikinstrumente der Balkanvölker, die Gusla, eine uralte Geigenform, mit nur einer aus 20—30 Pferdehaaren bestehenden Saite und einem großen runden Fiedelbogen, die ihr ähnliche Gega, mit zwei Saiten, und die jetzt auch bei der akademischen Jugend sehr beliebte Tamburizza, die der altgriechischen Kythara gleicht. Mit dem Klang dieser Instrumente mischt sich der schwermütig leiden-

Digitized by Google

schaftliche Gesang der Liebeslieder, oder der von glühender Vaterlandsliebe beseelten patriotischen Gesänge. Unversieglich und voll wehmütiger Schönheit ist der Born dieser Volkslieder, und zum Gesange derselben gesellt sich der Volkstanz. Männer und Frauen drehen sich in dem berühmten Kolotanz, sie halten sich dabei nicht an den Händen, sondern am Gürtel gefaßt, und diese Gürtel, die bei den Männern teils in breiten Leibbinden aus buntfarbigem Stoff bestehen, teils in kunstvoller Nagelarbeit auf Leder ausgeführt werden, sind bei den Frauen prächtig gestickt oder von weicher Seide, und spielen eine große Rolle.

Am Peter-Pauls-Tage, dem 22. Juni, bringen die Bauern von weit und breit in Verlika ihre selbstgefertigten, zum Teil wirklich künstlerischen Erzeugnisse auf den Markt, Holzschnitzereien, Tongefäße, Teppiche, Kopftücher usw. Die außerhalb des Hauses gebrauchten Geräte können gar nicht schön genug sein. Die Waffen, die Messer und Pfeifen, die in jeder Größe und Farbenzusammenstellung existierenden Torben oder Tragetaschen zeigen reichen Schmuck. Der Rockenstab, den die Frau in den Gürtel steckt, um während des Gehens zu spinnen, trägt kunstvolle Schnitzerei, ebenso die Spindel, die als gefährliches Zauberobjekt gilt, das zum Klopfen der Wäsche benutzte Waschholz, und besonders das Wickelholz für die Stickfäden, das die Hirtin unter dem Hemde auf der Herzseite trägt, sie alle sind mehr oder minder hübsch verziert. Feinmetall und Bronzearbeiten finden wir in ungeahnter Mannigfaltigkeit, und der antike Schmuck, den wir den Gräberfunden von Salona verdanken, zeigt eine überraschende Ähnlichkeit mit dem heute fabrizierten. Was den auch in Bosnien und der Herzegowina viel getragenen, sogenannten Bauernschmuck betrifft, so besteht er in der Hauptsache aus vergoldetem Silber und ist mit Filigran, Münzen und Halbedelsteinen geschmückt. Rührend wirkt ein Gebiet der Volkskunst, das wir auf den Friedhöfen finden, es sind die Grabkreuze der Armen, die von geschickter Frauenhand den heimgegangenen Lieben gewidmet werden. Diese schlichten Gedenkzeichen, die oft mehr Liebe verraten als prunkende Marmordenkmäler, sind aus Holzstäben zusammengefügt, mit Woll- oder Baumwollfäden umwickelt und mit auf Tuchläppchen gestickten Blumen und Ornamenten verziert, denen Metallflitter goldig schimmernden Glanz verleihen. Hat die Dalmatinerin Trauer, so dreht sie den gestickten Überrock, die Teppichschürze und das bunt gestickte Hemde um, oder sie trägt wie im Canalital ein solches, in dem erst die schwarzen Konturen eingearbeitet sind.

Einen besonders breiten Raum nimmt die Stickerei auf dem Gebiete der Volkskunst ein, das kleine Mädchen wird, schon bevor es die Schule besucht, mit der Technik der Nadelarbeit bekannt gemacht und beginnt gleich, sich ihren Bedarf selbst zu arbeiten. Die schönsten Stickereien sieht man auch dort, wo nur für das eigene Haus geschaffen wird. Mit gezählten Fäden stickt man auf dem sichtbaren Leinengrund in Gobelin-, Flecht-, Zopf-, Flach- und Kreuzstich, arbeitet farbigen Durchbruch und Holbeintechnik mit Seide und Schafwolle. Auch hier haben Händler und Agenten in unheilvoller Weise modernisierend gewirkt durch Einführung von Ramschware, so daß man anstatt die schöne alte Leinewand zu benutzen, auf minderwertigen Baumwollgeweben mit einem, anstatt durch Pflanzenfarben, mit Anilinfarben getöntem Material arbeitet.

Abgesehen von der Leinenstickerei ist auch die Stickerei mit Goldschnüren bei den Balkanvölkern sehr verbreitet, schmale Goldbörtchen und mehr oder minder

Digitized by Google

starke gedrehte Goldfäden werden reliefartig verarbeitet. In Norddalmatien sieht man zur Verzierung der Kleider vielfach die mit Ketten oder Steppstich hergestellte kostbare Tuchmosaik, die übrigens namentlich bei den Männerjacken oft nur Löcher zudecken soll, also gewissermassen eine ornamentale Flickarbeit ist. In Süddalmatien, speziell Ragusa, beginnt die Schnurstickerei auch für die Frauengewänder an den zierlichen Brustjäckchen und am Sadak, dem Überkleid; die weiße Farbe in Wolle, Loden oder Leinen ist in der Frauentracht sehr verbreitet, der Mantel ist gewöhnlich ärmellos und bedeckt nur den Rücken, das Leibchen aber wie die mit Gold gestickte Weste sind aus der türkischen Tracht übernommen. Die Kopfbedeckung der Männer, die kleinen flachen, tiefroten dalmatinischen Mützen, haben meist schwarze Seidenstickerei, und höchst originell wirken die Stickereien auf den gestrickten Fußbekleidungen, die in den Opanken, den allgemein verbreiteten flachen sandalenartigen Schuhen prachtvoll zur Geltung kommen.

Je mehr wir uns den Grenzen Montenegros, Serbiens und Bulgariens näherten, um so stärker wurde das österreichische Militäraufgebot, überall herrschte noch der bewaffnete Friede und auf der interessanten, fast ganz in die Felsenwelt des Karstgesteins hineingesprengten Bahnstrecke von Ragusa nach Mostar wurden wir durch die Soldateska bewacht und eskortiert. In der Hauptstadt der Herzegowina empfängt uns der Orient, und nicht nur die Moscheen und Minarets lassen erkennen, daß wir uns im Gebiete des Mohammedanismus befinden, sondern auch die geradezu schreckhaft vermummten Frauengestalten mit ihren weiten, bis an die Fußknöchel reichenden Pluderhosen. Zwischen den Muselmanen, aus denen ungefähr die Hälfte der Einwohner Mostars besteht, und der übrigen trachtenschönen Bevölkerung flutete das Militär, das draußen vor der Stadt in riesigen Zeltlagern kampierte, auf und nieder. Da wurden Blicke getauscht mit blühenden Mädchengestalten, die allerdings einen überaus reizvollen Anblick boten mit ihren breiten Ohrgehängen, dem diademartig münzengespickten Kopfputz und dem lang herabhängenden Kopftuch, in dem hinten ein kleiner, bunt ausgeputzter Spiegel angebracht war. Über die alte Römerbrücke zogen Landfrauen in weißer Gewandung und schmalen handtuchartigen schwarzen Schürzen, mit dem Rocken bewaffnet spinnend ihre Straße, ein Bild des Fleißes. Das emsige Schaffen der Mohammedanerinnen hatten wir ebenfalls Gelegenheit in einer muselmanischen Häuslichkeit, auf der Fahrt von Mostar nach den Bunaquellen, kennen zu lernen. In Blagaj, einem mohammedanischen Dörfchen, hieß es den Wagen verlassen und dem Flußlaufe der grünen Buna folgen. Blühende Granaten umsäumten unsern Weg, und als seien wir am Ende der Welt angekommen, so türmte sich plötzlich eine jäh und senkrecht emporsteigende Felswand, von einem Adlerhorst gekrönt, vor uns auf. Wie Vasallen den Thron eines Fürsten, so umschwirrten Tausende von Singvögeln, wilde Tauben und Schwalben den königlichen Aar und seine Felsenburg, in deren porösem Gestein sie ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. In dieser wunderbaren Weltabgeschiedenheit, an die Felswand geschmiegt und fast mit ihr verwachsen, lag eine mohammedanische Behausung, deren eine Hälfte eine sogenannte Türbe, das Mausoleum eines Heiligen, bildete. Der Hüter dieses Heiligtums ließ uns vom Altan seines Hauses einen Blick auf die Bunaquelle tun, die aus der Tiefe des dunklen Felsenschlundes plötzlich breit und schäumend hervorbricht. Dann führte uns der Muselmann, bevor wir dem Heiligen unseren Besuch abstatteten, in seine Wohnung, wo die Gattin

Digitized by Google

am Webstuhl sitzend einen weißen Stoff fabrizierte, wie er hier vielfach von den Frauen getragen wird. In einem anderen, mit rings um die Wände laufenden Polstern ausgestatteten Raum war der Fußboden mit schönen orientalischen Teppichen bedeckt, die, wie der Moslim versicherte, auch von seinem Ehegespons gewirkt waren, auf deren Kunstfertigkeit er mit Recht stolz zu sein schien.

Die Möglichkeit, sich, wo das Deutsche versagt, italienisch zu verständigen, hört in der Herzegowina auf und schon die Straßennamen starrten uns in Mostar in drei für uns fremden Zungen an, türkisch, kroatisch und serbisch. Die Landessprache ist das Serbokroatische und die Bevölkerung — auch die Mohammedaner — gehört der Rasse nach zum serbokroatischen Stamm der Südslawen. Die Blütezeit Bosniens und der Herzegowina war im 1.—3. Jahrhundert nach Chr., als es mit Dalmatien vereint eine römische Provinz bildete. Wie viel interessante Reste aus jener Zeit bewahren diese Landesteile, und Bosnien besonders auch aus der prähistorischen Periode.

Es ist wunderbar, daß diese beiden Länder, trotzdem sie räumlich gar nicht so weit von uns getrennt, noch immer eine terra incognita für den größten Teil der Deutschen sind, und Professor Hörnes hat nicht unrecht, wenn er in dem ersten Bande der wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina dies zu erklären versucht, indem er sagt: „Seit im Verlaufe jener großen Wechselbeziehungen zwischen Orient und Okzident sich schließlich das geistige Übergewicht endgültig auf die Seite des Westens geneigt hat, sind die Länder des Ostens mehr und mehr als die Objekte anziehendster wissenschaftlicher Betrachtung in den Gesichtskreis der europäischen Forschung getreten. Aber infolge einer eigentümlichen historischen Entwicklung geschah diese Annäherung östlicher Gebiete an unser Verständnis keineswegs nach Maßgabe ihrer räumlichen Entfernung vom Abendlande. Erdräume wie Griechenland und Kleinasien, Syrien und Ägypten, ja selbst Indien und Ostasien, sind den europäischen Kulturträgern nicht so lange und so gründlich verschlossen geblieben als die Nachbargegenden, welche noch innerhalb unseres Erdteils an der östlichen Schwelle unseres Kulturkreises liegen. So ist es gekommen, daß Bosnien-Herzegowina gleich einem Kristall, der das Prinzip seiner Bildung in sich selbst trägt, seit der türkischen Eroberung dem Abendland völlig fremd in sich geschlossen und eigenartig gegenüberstand."

Inzwischen haben die beiden Länder unter der österreichischen Regierung einen ungeahnten Aufschwung genommen und sind außerdem, abgesehen von dem interessanten Völkergewimmel, landschaftlich so überaus reizvoll, daß der Naturfreund seine helle Freude daran hat. Wie unvergleichlich ist z. B. die Fahrt von Mostar nach Sarajevo, speziell bis Jablanica, durch das großartige Narentadefilee, dieses wilde, von himmelhohen Felswänden umschlossene Felsental mit seinen Engpässen und Wasserstürzen. Die Strecke gehört zu den imponierendsten, wagehalsigsten Bahnbauten und ist durch die hohen, bequem ausgestatteten Wagen, die man fast überall in Bosnien-Herzegowina findet, besonders angenehm. Auf die Mohammedanerinnen ist in verschiedenen Abteilen, die durch Vorhänge in der Mitte abzuschließen sind, besondere Rücksicht genommen, auch wir fanden beim Einsteigen die Hälfte des Abteils durch dichte Vorhänge gesperrt, Frauenstimmen und Kinderlaute drangen durch dieselben zu uns, und als man hinter der Verschanzung erkannte, daß wir harmlose Gospode (Frauen) seien, wurde der Vorhang wie das schwarze

Digitized by Google

Visier ein wenig gelüftet und wir erblickten eine junge Mohammedanerin, die mit ihrem Kindchen und seiner Wärterin reiste, natürlich unter dem Schutze ihres Gatten, der uns, da es Frauenabteil war, hatte Platz machen müssen. Das niedliche Baby hatte man schon mit den verschiedensten Amuletten behangen, und auf dem roten Käppchen baumelte ein silbernes Herzchen und sonstige Schmuckstücke. Auf den Bahnstationen gibt es immer neue Augenweide, immer andersartige Trachten, an deren Ausschmückung sich die Volkskunst manifestiert, die, wie ich schon erwähnte, viel Ähnlichkeit mit der dalmatinischen besitzt.

Auch hier spielt das Frauenhemd mit seiner kunstvollen Stickerei eine große Rolle, und Frau Jelica Belovic Bernadzikowska, eine bosnische Schriftstellerin, die sich eingehend mit dem Studium des südslawischen Volkslebens beschäftigt hat, behauptet, das Hemd jeder Südslawin sei ein erotisches Problem. Zaubergeheimnisse werden da hineingestickt, die Glück bringen und Unheil abwenden sollen, und es ist hochinteressant den Volksaberglauben hinsichtlich der Stickmuster zu studieren; selbst Männer fürchten sich vor Bezauberung durch Stickereien, da man gewissen Mustern die Wirkung von Liebestränken zuschreibt. Auch die alten herzegowinischen Volkslieder besingen die Bedeutung des Hemdes, so heißt es z. B.:

„Ein seidengesticktes Hemde an den Leib sie legte,
Daran des Goldes mehr denn weißes Leinen,
Ein Blümlein hat sie eingestickt ins Hemd
Allein im Wert einhundert Golddukaten."

oder in einem anderen Liede:

„Welch herrlich Hemd umschmeichelt ihren Leib
Aus Spitzenarbeit ganz und weißer Seide,
Am Hemde reihen sich die goldnen Knöpfe,
Auch ringsherum gestickte Nadelspitzen,
Vergeblich suchst Du nach der Spur von Nähten."

Ein nicht minder bedeutungsvolles Stück der Frauentracht ist die Schürze, dies weiblichste aller Kleidungsstücke, in die auch wie bei den Hemden alle möglichen Liebeszauberformeln hineingearbeitet werden. Vielfach dient die Schürze dem koketten Liebesspiel, darum singt man in Slavonien von ihr:

„O Magedein, ein Teufel ist Dein Schürzelein,
Kein Festtag je Dich ohne Schürze fand,
Kein Sonntag je Dich ohne Schürze sah."

Trotzdem die Schürzen in ihrer Verzierung reich an Abwechslung sind, gibt es doch eigentlich nur zwei Hauptformen derselben in den südslawischen Ländern, die breite Faltenschürze aus dünnem Stoff, mit Wolle, Baumwolle, oder Seidenstickerei, und die schmale, grade, gewebte Schürze aus Teppichstoff, die mit kurzen oder langen Fransen — an manchen Orten haben dieselben sogar die dreifache Länge des Schürzenfragments — geschmückt ist. Alle möglichen Zauberwirkungen schreibt man der Schürze zu, sie soll vor dem bösen Blick schützen, wenn man eine mit der Spitze nach oben gekehrte Nadel in der Schürze trägt, und soll einen Säugling, den man hineinwickelt vor unheilvollem Zauber bewahren. Ihre bedeutungsvollen Fransen sind als Heilmittel sehr gesucht, man legt sie gewärmt und mit Kampfer bestreut auf Geschwüre und gibt sie zu Pulver verbrannt Brustkranken ein. Stirbt ein weibliches Wesen aus dem Volk in der Herzegowina, so tragen die Angehörigen

Digitized by Google

vor allen Leidtragenden weinend und klagend die Kleidungsstücke der Verstorbenen mit den Worten herum:

„Weh Schwesterlein lieb Hoffnung mein!
Wohin wird nun Dein Schürzlein wandern,
Das Schürzlein so geklöppelt fein,
O Freundin weh lieb Freundin mein."

Nach der Beerdigung wird dann ein Büschel Schürzenfransen der Verstorbenen um den Zimmerbalken gebunden, damit ihre Seele Friede finde. Selbst auf Wüteriche und grimme Ehegatten soll der Anblick der Schürze besänftigend wirken, wenn man drei Fransen an derselben verknotet trägt. Im allgemeinen schätzt allerdings die Slawin den nach unseren Begriffen schon etwas brutalen Mann als das Bild der Männlichkeit und singt spottend, wenn er nach ihrer Meinung zu sanft mit der Gattin verfährt:

„Was bist Du für ein Mann, was bist Du für ein Herr
Du schlägst ja nicht das Weib, Du schlägst nicht Deine Liebste."

Auch der Volkswitz bespöttelt den Feigling mit den Worten:

„Geh, gürt Dir eine Weiberschürze um,
Nimm eine Spindel, spinne weiße Schafwoll",

und der Don Juan muß sich wie bei uns gefallen lassen, als Schürzenjäger bezeichnet zu werden.

Die Südslawen haben einen stark entwickelten Zauberglauben, und wenn derselbe auch nicht gerade von Aufklärung zeugt, so verklärt ihnen diese phantastische Zauberwelt wenigstens die Öde und Eintönigkeit des Daseins, ihren Festen und Versammlungen aber verleihen diese uralten Volksbräuche einen ganz besonderen Reiz. Wenn man am Ostermontag auf die Longawina Höhe in Sarajevo, zur alten serbischen Kirche der heiligen Erzengel emporsteigt, in deren Nähe auch das Kloster der heulenden Derwische liegt, so findet man im Vorhofe der Kirche die heiratsfähigen Mädchen in festlicher Gewandung mit einem reichen, aus Gold und Silbermünzen bestehendem Schmuck, der ihre Mitgift bedeutet, und es entwickelt sich ein regelrechter Heiratsmarkt.

Das Liebesleben der südslawischen Völker ist ein sehr intensives und durchdringt gewissermaßen ihr ganzes Sein. Auch auf Liebesbriefe wird großer Wert gelegt, selbst von Leuten, die weder lesen noch schreiben können. Sie gelten den Frauen als Beleg dafür, daß sie begehrt werden, und auch die Mütter sind stolz auf solche Erfolge ihrer Töchter. Frau Bernadzikowska erzählt von Hajrija, einer jungen Mohammedanerin, die von ihrem Asik, ihrem Liebhaber, entführt und ihm dann angetraut wurde. Hajrija hatte niemals den Tempel der Wissenschaft betreten, und Schriftzeichen schienen ihr unlösbare Rätsel, trotzdem zog sie, als die Gratulationsbesuche kamen, voll Stolz ein Bündel Liebesbriefe unter dem Polster, auf dem sie saß, hervor, und als die Dame ihre Frage, ob sie lesen könne, bejahte, bat Hajrija hocherfreut, die Liebesbriefe laut vorzulesen, damit sie doch ihren Inhalt kennen lerne. Die Anwesenheit von 16 anderen Hanumas (vornehmen Mohammedanerinnen) störte sie durchaus nicht, trotzdem die mit viel poetischem Empfinden, glutvoll-zärtlich und dabei originell verfaßten Liebesbriefe nicht nur von dem glücklichen Gatten Hajrijas, sondern auch von drei anderen Liebhabern herrührten. Die junge Mohammedanerin wußte kaum, wer der Verfasser dieser Episteln sei, das Dokument an sich war für sie die Hauptsache.

Digitized by Google

Türkische und altslawische Sitten mischen sich in Bosnien miteinander, man findet im Mohammedanismus noch unsere mittelalterlichen Bräuche und die Stellung der Frau ist demgemäß eine untergeordnete. Indessen behauptet Renner in seinem interessanten Buch: „Durch Bosnien und die Herzegowina kreuz und quer", es sei das Familienleben der Moslim in Bosnien ein besonders gutes. Wohl ist Vielweiberei gestattet, doch gibt es nur wenige Mohammedaner hier, die mehr als eine Gattin besitzen, und wo es der Fall ist, muß jede der meist sehr fleißigen und wirtschaftlichen Frauen ihren eigenen Hausstand haben. Den Kindern wird Gehorsam, Achtung und Ehrfurcht vor den Eltern anerzogen, und während es so um die Herzensbildung gut bestellt ist, sieht es mit der Schulbildung ziemlich schwach aus.

Zu dem bunten Völkergemisch in Bosnien gesellen sich noch mehrere tausend Zigeuner, die auch dem Islam anhängen. Im Bezirk Blasenica unterscheidet man drei Sorten von Ciganin oder Zigeunern, die braunen, die als unrein gelten, daher gar nicht in den Moscheen zugelassen werden, die weißen, die man nur im Hintergrunde derselben duldet, und die Karawlachen. Die letzteren sind eigentlich Rumänen und orientalisch orthodoxe Zigeuner. Ihr Zusammenhang mit der Kirche ist ein ziemlich loser, doch haben sie wie die Serben einen Hauspatron, den heiligen Petka, dessen Fest sie feierlich begehen. Entschieden stehen die Karawlachen auf höherer Bildungs- und Gesittungsstufe wie die übrigen Zigeuner, sie sind fleißig und nüchtern und ihre Frauen sittenrein. Die Ortschaft Purkovic beherrschen sie ganz allein, heiraten auch fast nur untereinander, und zwar besteht bei ihnen noch der Brauch, daß die Frau von dem Bräutigam gekauft und der Preis in *Barem* an die Eltern der Braut entrichtet wird. Die Tänzer und Bärentreiber wie die herumziehenden Musikanten, deren verführerische Weisen allerdings hinter denen der ungarischen Zigeuner zurückstehen, rekrutieren sich auch aus den Karawlachen.

In der Carsija in Sarajevo, dem großen, noch echt türkischen Basar, kann man allen diesen verschiedenen Typen begegnen. Da entfaltet sich namentlich an den Markttagen in den zahllosen Gassen und Gäßchen ein reges, von orientalischer Lebendigkeit zeugendes Treiben. In den Ducans, den nach der Straße zu offenen Läden, sitzen die Verkäufer mit gekreuzten Beinen auf einem Teppich, den Tschibuk neben sich, und bewirten, wenn ein vorteilhafter Handel abgeschlossen, Freunde und Kunden mit türkischem Kaffee und Zigaretten. In jeder Gasse ist ein Gewerbe mit seinen Erzeugnissen vertreten, hier liegen Tauschier und Filigranarbeiten aus, dort prunken orientalische Stoffe und Teppiche, schöne Lederarbeiten erfreuen das Auge, nicht minder die verschiedenartigen Kupfer- und Messinggefäße, die kunstvollen Waffen, die türkischen Kaffeemühlen, die bosnischen Scheren und Messer. Auch der Besistan, ein riesiges Verkaufsgewölbe, in dem nur Mohammedaner und Spaniolen (spanische Juden) hausen, birgt in dem mystischen Halbdunkel seiner Hallen manch erlesenes Stück aus irgendeinem Harem in kostbaren Geweben und Goldstickereien. Doch bald sehnt man sich aus dem Dunkel des Besistans wieder an das Tageslicht zurück und flüchtet an die Ufer der Miljacka (der Lieblichen), um sich durch eine kurze Rast in dem berühmten türkischen Kaffeehaus, dem Bendbaschi, wo besonders in den Nächten des Ramadan ein interessantes Leben herrscht, zu neuen Taten zu stärken.

Digitized by Google

In Serpentinen geht es vom Bendbaschi zum Kastell, der alten Stadt, dem Grad empor, das noch völlig mohammedanisches Gepräge besitzt und in dem sich früher kein Christ ansiedeln durfte. Hier sind die Musharabiehs, die mit dichtem Holzgitter versehenen Fenster der Frauengemächer, hinter denen man zwar sehen, aber nicht gesehen werden kann, noch ebenso an der Tagesordnung wie die verschleierten Frauengestalten und die fast auf der Erde nachschleppenden Pluderhosen der Kinder. Überall im Straßenzuge oder an den Berghängen liegen die türkischen Friedhöfe, die meist einen verwilderten, trostlosen Eindruck machen. Üppig wuchert das Unkraut auf den Gräbern und verdeckt fast die Grabsteine, an deren Form man den Stand des Verstorbenen erkennen kann. Der eiförmige, in Stein gemeißelte Turban deutet z. B. auf die letzte Ruhestätte eines Janitscharen, der gespitzte bezeichnet das Grab eines Derwisch, der niedrige dasjenige eines Kaufmannes und so fort. Über den Gräbern hervorragender Persönlichkeiten erheben sich kleine Säulentempel, nur den Frauengräbern wird wenig oder gar keine Sorgfalt gewidmet. Eine bedeutungsvolle Rolle spielen die Frauen dagegen in der Poesie, in den schönen mohammedanischen Volksliedern Bosniens und der Herzegowina, die von Constantin Hörmann, dem Intendanten des Landesmuseums in Sarajevo, gesammelt sind. Ihm verdankt auch zum größten Teil dieses erstklassige wissenschaftliche Institut, dessen Schätze jetzt in einem Monumentalbau prangen, seinen Ausbau und seine Bedeutung. Je mehr man sich in die Volkskunst und das Volksleben dieses eigenartigen Landes vertieft hat, mit um so größerem Interesse wird man die hervorragende ethnographische Sammlung des Museums studieren, wo wir in schönster Anordnung ein von kundiger Hand zusammengetragenes, alle Gebiete der Volkskunst umfassendes Material finden.

Was das Volksleben betrifft, so meine ich, daß es sich ursprünglicher, weil von modernen Einflüssen unberührter, in den kleinen Orten entwickelt. Mit Entzücken denke ich dabei in erster Linie an Jaice, eine der malerischsten Städte, die sich amphitheatralisch ansteigend an die Mauern des auf stolzer Höhe thronenden alten Kastells lehnt. Jetzt dient dasselbe als Fort, von Soldateska wimmelnd, ehemals war es ein stolzes Königsschloß und noch prangt an dem zerbröckelnden Portal das Wappen des letzten bosnischen Königs, Stefan Tomasievic. In der Tiefe aber brausen und schäumen die gewaltigen Plivafälle, die sich dem weltbekannten Trollhättan getrost an die Seite stellen können, und schaffen ein Bild von hinreißender Schönheit. Die Trachten der Leute sind hier schon wieder etwas anders, als in der Umgegend von Sarajevo, die weiße Farbe wird vom männlichen und weiblichen Geschlecht besonders bevorzugt, und wenn die Hemden, Hosen, Röcke mit ihren prächtigen Stickereien in Sonntagsreinheit leuchten, so ist das in der Tat ein schöner Anblick, der mir besonders durch einen Gottesdienst in der Franziskanerkirche unvergeßlich geblieben ist. Es war Sonntag — in hellen Haufen und frisch gewaschener Festtracht strömte das Volk in die Kirche und füllte, fast ausnahmslos auf den Knien liegend, oder mit untergeschlagenen Beinen auf einer Art Gebetsteppich kauernd, das Schiff der Kirche. Als der Geistliche die Monstranz erhob, berührten die Gläubigen mit den Stirnen den Boden, beim Segen streckten sie die Hände in die Höhe und fuhren mit ausgespreizten Fingern hinter die Ohren. Diese Gebräuche, entschieden Überreste aus der Zeit der Türkenherrschaft, berühren sehr eigentümlich in einer christlichen Kirche, um so wohltuender wirkt dagegen die

Digitized by Google

tiefe Andacht der Leute. Unmöglich schien es, durch diesen Knäuel knieender Menschenleiber zum Ausgang der Kirche vorzudringen, und so ließen wir denn geduldig eine kroatische Predigt über uns ergehen und während die unverständlichen Laute derselben an unserm Ohr vorüberrauschten, konnten sich die Augen nicht satt sehen an dem fremdartigen Zauber dieser Gestalten. Den roten Turban, das Abzeichen der katholischen Bauern, hatten die Männer abgenommen, die Köpfe der älteren Leute waren zum Teil rasiert und nur in der Mitte bleibt eine lange Strähne von Haaren stehen, die entweder wirr in den Nacken fällt, oder zu einem Zopf zusammengeflochten ist. Die zum größten Teil tätowierten Frauen prunken mit einer Auslese der schönsten Kopftücher, Jäckchen, Hemden und Schürzen, und während unsere Blicke immer wieder über sie hingleiten, sagen wir uns mit stiller Bewunderung: wie geschickt und wie fleißig müssen die Mädchen und Frauen dieses Volkes sein, um für sich sowohl wie für die Männer alle diese prächtigen Webereien und Stickereien herzustellen. Mit erstaunlicher Sicherheit wählt die einfache Bäuerin dabei, was ihrer individuellen Schönheit, ihrem Lebensalter, der Sitte und dem Volksglauben am meisten angemessen ist, und da das geistige Können der Slawin noch auf ziemlich tiefer Stufe steht, so nimmt die Ausschmückung ihrer Person dafür einen um so breiteren Spielraum ein. Alle diese kunstvollen Arbeiten bilden für die Frauen den Mittelpunkt des Interesses, und die Volksseele enthüllt sich uns in diesen seltsamen Mustern und Linien, die von den Südslawinnen mit der Andacht des Herzens und mit erstaunlicher Erfindungsgabe entworfen und ausgeführt werden. So manches begehrte Stickmuster, aus der Phantasie des slawischen Volkes geboren, hat schon seinen Weg zu uns nach dem Westen gefunden. Die Mohammedanerinnen Bosniens, denen doch sonst der Begriff des Paradieses mit dem dolce far niente verknüpft ist, meinen sogar, das Sticken und Weben sei eine so heilige Arbeit, daß sie selbst im Himmel betrieben werden könne.

Die Volkskunst ist Gemütssache und darum speziell das Gebiet der Frau. Hochstehende und hochgebildete Frauen, an der Spitze Carmen Silva, die Königin von Rumänien, und die Erzherzogin Maria Josepha, haben sie denn auch mit feinem Verständnis zu fördern gesucht; ja selbst in Berlin hat man ihr auf Anregung des Deutschen Lyzeum-Klubs eine Stätte bereitet, und ich bin sicher, daß unser blühendes Kunstgewerbe manche wertvolle Anregung durch sie erfahren wird.

Digitized by Google

Geburtenrückgang und Menschenökonomie.

Von

Dr. Marie Bernays.

Nachdruck verboten

Normative und entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise stehen sich als unversöhnliche Gegensätze im ganzen Bereich der Kulturwissenschaften gegenüber. Auch die neuzeitliche Literatur über den Geburtenrückgang und seine Ursachen läßt sich — wenn man von rein statistischen Untersuchungen absieht — nach diesen beiden Gesichtspunkten in zwei deutlich voneinander abgegrenzte Gruppen teilen. Da politische Feindschaft und konfessioneller Streit in der Frage des Geburtenrückganges ein geeignetes Kampfobjekt fand, stand die normative Behandlung des Bevölkerungsproblems, seine Bewertung am Maßstabe eines bestimmten — religiösen, ethischen, kulturellen — „Soll" in der Tagesliteratur im Vordergrund. Die Frauenbewegung hatte alle Ursache, ihre Aufmerksamkeit besonders dieser Richtung zuzuwenden, die mit Anklagen und Forderungen an die vermeintlich an dem Übel des Geburtenrückganges schuldigen Frauen nicht zurückhielt. Es ist selbstverständlich, daß Vorwürfe dort verstummen müssen, wo das einzelne menschliche Handeln als unvermeidliches und unentbehrliches Glied in der Kausalkette alles Geschehens erscheint; dieses Fehlen jeglicher Polemik zeichnet auch die neuerschienenen Schriften des Tübinger Gynäkologen H. Sellheim und des Wiener Soziologen Rudolf Goldscheid aus, die die Frage des Geburtenrückganges vom Standpunkt der Entwicklungstheorie behandeln.[1]) Beide Autoren bezeichnen sich als Schüler Herbert Spencers; beide betrachten ihr Problem als Einzelfall eines Gesetzes, das für die gesamte organische Welt gilt.

H. Sellheim geht in seiner Schrift: „Produktionsgrenze und Geburtenrückgang" von dem allgemeinen Naturgesetze der „Erhaltung der Kraft" aus, das die Grundlage der sogenannten energetischen Betrachtungsweise der Naturerscheinungen bildet. Alle Leistungen sind „Verbrauch" des Organismus und als solche eine Art „Wachstum" zu nennen. Eigenwachstum des Organismus ist der Aufbau des Körpers in den Entwicklungsjahren, die Erhaltung des Körperbestandes fürs ganze Leben. Demgegenüber steht die Fortpflanzung als Wachstum über die Grenzen des Organismus hinaus. Die eine Art des Wachstums geschieht stets auf Kosten der andern, daher ist die Konkurrenz zwischen Selbsterhaltung und Fortpflanzung Grundgesetz der gesamten organischen Natur, das sich in der verschieden großen Fruchtbarkeit von Tierrassen verschiedener Größe, in den

---

[1]) Hugo Sellheim, Produktionsgrenze und Geburtenrückgang. Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart. 1913. Rudolf Goldscheid, Frauenfrage und Menschenökonomie. Anzengruber-Verlag, Wien-Leipzig. 1913.

Digitized by Google

ungünstigen Folgen der Fortpflanzung für den Organismus des noch nicht ausgewachsenen Muttertiers, in der Steigerung der Fortpflanzung bei Erleichterung der Lebenshaltung offenbart. Die Konkurrenz zwischen Selbsterhaltung und Fortpflanzung wird beim Tiere wie beim Naturmenschen nur durch die natürlichen Anforderungen des Eigenwachstums bestimmt. Beim Kulturmenschen wird sie verschärft durch die besonderen durch die Kultur bedingten Ausgaben für die „Selbsterhaltung" im weitesten Sinn. Der Geburtenrückgang ist nach Sellheim eine Erscheinungsform der übermäßig gesteigerten Konkurrenz zwischen Selbsterhaltung und Fortpflanzung im modernen Wirtschaftsleben und als solche unvermeidliche Begleiterscheinung hoher Zivilisation. Vermöge seiner Fähigkeit zur Vorausbestimmung ist der Mensch imstande, die „unmittelbare" Konkurrenz zu einer „mittelbaren" zu machen, den Konflikt zwischen Selbsterhaltung und Fortpflanzung durch Regulierung der Geburtenzahl zu vermeiden.

Der Befürchtung, daß die Gefahr zurückgehender Geburtenziffern durch Verschlechterung der Qualität der Bevölkerung verschärft werden könne, entspringen Sellheims Vorschläge für die Gestaltung der Mädchenerziehung. Es besteht ein merkwürdiger Unterschied zwischen der Geschlossenheit seiner theoretischen Darlegungen und der Unausführbarkeit seiner praktischen Pläne, seiner Belesenheit in soziologischen Werken und seiner Unkenntnis des heutigen Wirtschaftslebens. Für ihn ist die Frauenberufsfrage eine „Jungfernfrage". Er anerkennt mit verständnisvollen Worten die Notwendigkeit, allen unverheirateten Frauen einen Erwerb zu schaffen, „sofern sie keine Rente zu verzehren haben". Damit aber die Frauen „nicht samt und sonders schonungslos der Gefahr des Verderbens fürs Fortpflanzungsleben ausgesetzt werden" und doch eine Berufsbildung „nicht schlechter als die des Mannes" erhalten, will er einem Mädchen bis zum 20. Lebensjahr nur eine breite Allgemeinbildung zukommen lassen. Mit dem 20. Jahre ist sie in der Lage „die Heiratsaussichten zu übersehen". Heiratet sie dann nicht und „ist sie auf den Konkurrenzkampf angewiesen", so kann sie vom 20. bis 28. Jahre sich bequem eine Berufsbildung aneignen und im 28. Jahre — etwa im selben Alter wie der Mann — völlig vorbereitet in einen Beruf eintreten. — Das 20jährige Mädchen, das „seine Heiratsaussichten übersehen will", und die unverheiratete Frau, in der Vermögensbesitz den Schaffensdrang erstickt hat, dürften beide wenig erfreuliche Erscheinungsformen weiblichen Wesens darstellen. Sellheim läßt nicht nur das Problem „Beruf und Ehe" völlig beiseite, sondern verschweigt uns auch, wie es anzustellen sei, um den Tausenden von jungen Fabrikarbeiterinnen, Dienstboten, Lehrmädchen, Verkäuferinnen, Kontoristinnen eine breite Allgemeinbildung bis zum 20. Jahre und eine Berufsbildung bis zum 28. Jahre zu geben. Trotzdem aus diesen Mädchen die überwiegende Mehrzahl der künftigen Mütter des Volkes hervorgeht, beunruhigt er sich nicht über die schwere Frauenarbeit in Wäschereien und Ziegeleien, die kurze Nachtruhe der Dienstmädchen, das anhaltende Stehen der jugendlichen Arbeiterinnen oder Verkäuferinnen. Solche Gestalten verschwinden ihm vor dem Schreckgespenst der bleichsüchtigen Studentin. Diese kann allenfalls — sofern sie aus begütertem Hause stammt — die von Sellheim gewünschten 1 bis 2 „Schonjahre" zwischen Abiturium und Studienzeit einschieben.

Olive Schreiner hat in ihrem bekannten Buch die verschiedene Stellungnahme des Mannes zur körperlichen und zur geistigen Frauenarbeit in feiner Weise ironisiert:

Digitized by Google

nicht das Maß der Frauenarbeit, sondern ihre Form und ihr Ertrag rufen die Besorgnis des Mannes um Frauengesundheit hervor.[1]) Vielleicht aber hat R. Goldscheid noch klarer gesehen, wenn er in seiner Broschüre „Frauenfrage und Menschenökonomie" ausspricht, daß die ängstliche Besorgnis um den Organismus der Kopfarbeiterinnen nur den Zweck haben könne, „die Frauenbewegung zu dekapitieren". „Für die Entwicklung der Volkskraft und Volkstüchtigkeit ist nicht der organische Zustand, in dem sich das kleine Häuflein geistig arbeitender Frauen befindet, entscheidend, sondern das Schicksal, das unsere Gesellschaft den breiten Massen körperlich arbeitender Frauen zuteil werden läßt."

Goldscheid unterstellt die Frage des Geburtenrückgangs seinem Begriff der „Menschenökonomie", einer wirtschaftlichen Denkweise, die den Raubbau an Menschenkraft verhindert, den wertschaffenden Kräften neben den geschaffenen Werten größere Aufmerksamkeit schenkt. Der Naturbeherrschung des 19. Jahrhunderts soll die Lebensbeherrschung des 20. Jahrhunderts folgen und eine neue Wirtschaftstheorie und Wirtschaftspraxis heraufbringen, in der der Mensch „in den Mittelpunkt des Interesses rückt". Für Goldscheid ist die Frau praktisch die Schöpferin dieser, ein würdigeres Menschentum verheißenden Menschenökonomie. An ihr vollzieht sich heute ein Individualisierungsprozeß, den wir in aller Entwicklung beobachten können: die Bedeutung der Erhaltung des Individuums neben der Bedeutung der Erhaltung der Art nimmt zu. Die Frau emanzipiert sich vom forcierten Gattungsdienst, um Kräfte für die Kulturarbeit frei zu bekommen, und bringt daher nicht mehr die gleichen Geburtenziffern auf, wie bisher. Diese sinkenden Geburtenziffern aber, unvermeidliche Begleiterscheinungen steigender Zivilisation, werden die Kulturvölker zwingen, alle jene Institutionen auszubauen, die unentbehrlich sind, damit „die Frau ihren generativen Aufgaben mit geringstem Kraftaufwand und höchstem Nutzeffekt nachzukommen vermag". Nur durch Menschenökonomie werden sich in Zukunft Bevölkerungsüberschüsse erzielen lassen, und diese Entwicklung gereicht dem Weibe zum größten Vorteil. Denn je mehr das Weib in seinem Gattungsdienst entlastet wird, ohne daß der jeweils erwünschte Bevölkerungszuwachs ausbleibt, je mehr die nutzlose Kräftevergeudung der Frau bei der Fortpflanzung sich verringert, desto leichter wird die Vereinigung von Mutterschaft und Beruf. In dieser sieht Goldscheid das Zentralproblem des modernen Frauenlebens, nach seiner wirtschaftlichen sowohl wie nach seiner kulturellen Seite. Ohne die Möglichkeit der wirtschaftlichen Selbständigkeit durch Berufsarbeit ist die Frau Zeit ihres Lebens dazu verurteilt, Parasit am Manne zu sein. Die Freiheit der Persönlichkeit ist aber das höchste Gut des Menschen; um diese zu erringen, muß die Frau die Gefahren, die mit der Berufsarbeit für ihren Organismus, den Gattungsdienst und die Entwicklung der Familie verbunden sein können, auf sich nehmen. Freilich nicht für immer. Goldscheid sieht in der weiblichen Berufsarbeit nur ein notwendiges Durchgangsstadium im gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß des weiblichen Geschlechts. Weder die internationale wirtschaftliche Konkurrenz noch die seelische Konstitution des Mannes gestatten uns heute „den Luxus einer nur ihrer Familie lebenden Frau".

„Es wird eine große Leistung sein, wenn wir die Frau wieder dem Hause werden zurückgeben können — aber der Weg dahin führt über ihre politische und

[1]) Olive Schreiner, Woman and Labour. Tauchnitz Edition 1911.

Digitized by Google

bürgerliche Gleichberechtigung." Die Umgestaltung der Wirtschaft durch den maschinellen Großbetrieb hat die Frau aus dem Hause hinausgetrieben; nur die mit ausreichenden Rechten ausgestattete Frau wird sich das Haus auf höherem Niveau wieder zurückerobern können. Diese rechtlich geschützte Frau muß aber eine ihrer Rechte bewußte Frau sein; sie muß Rechte haben, die in ihrer eigenen Kraft verankert sind. Diese Erweckung der Frauen zum Bewußtsein ihrer Rechte und Pflichten leistet die „organisierte Selbsthilfe der Frauen", die Frauenbewegung, die, wie alle Selbsthilfe, irgendeinmal durch organisierte Staatshilfe: das Zugeständnis erweiterter Frauenrechte abgelöst werden muß.

Von dem Widerspruch zwischen Erhaltung der Art und Erhaltung des Individuums ausgehend, erkennt Goldscheid in der unvermeidlichen Kulturerscheinung des Geburtenrückgangs einen mächtigen Förderer der „Menschenökonomie". Diese gereicht vor allem der Frau als Menschenproduzentin zum Vorteil; sie begünstigt die Vereinigung von Beruf und Ehe, der ersten Station auf dem Befreiungswege der Frau, der sie in kommenden Zeiten um neue Rechte und Pflichten bereichert, wieder zu ihrem Hause zurückführen wird.

Man mag sich die Frage vorlegen, ob dieses Zukunftsbild nicht vielleicht nur im sozialistischen Staate Wirklichkeit gewinnen könne, und ob die Sehnsucht vieler Frauen, objektiven Werten sich hinzugeben, dabei Erfüllung finden werde. Dankbar aber können wir immer sein, wenn in dem Tagesgeschwätz mit seiner Furcht vor dem Werdenden eine Stimme sich vernehmen läßt, die unbekümmert um das Tagesziel des Kampfes auf die Möglichkeiten einer Zukunft hinweist, die aus der Not der Gegenwart erstehen kann.

Diskussion.

Innere Mission und Frauenstimmrecht.

Der Zentralausschuß für Innere Mission hat kürzlich in folgenden Leitsätzen seine Stellungnahme zur Frauenbewegung ausgesprochen:

„1a. Die Innere Mission hat auf Grund ihrer Geschichte stets ein lebhaftes Interesse an der christlichen Frauenbewegung genommen, die „im Sinne des in Gottes Wort geoffenbarten Evangeliums" arbeiten will, und sich als ein wichtiger Zweig ihrer Arbeit an der Christianisierung des Volksganzen erwiesen hat.

b. Dabei ist die christliche Frauenbewegung, die nach Herkunft, Mitarbeit und Ziel in engster Fühlung mit der Inneren Mission steht, in vielen Beziehungen eine selbständige Größe neben der Inneren Mission geworden, weil sie im Verlauf ihrer Entwicklung auf Interessen geführt worden ist, die sie mit der allgemeinen Frauenbewegung in enge Beziehungen bringen (Bund Deutscher Frauenvereine), die aber anderseits zur Inneren Mission in keiner oder nur mittelbarer Beziehung stehen: Hebung der weiblichen Gesamtbildung, Überwindung der besonderen wirtschaftlichen Nöte des weiblichen Geschlechts, Wahlrechtsfragen.

c. Die Innere Mission als solche nimmt zu den kirchlichen, kommunalen und politischen Wahlrechtsbestrebungen der Frauenbewegung keine Stellung, wenn sie auch im Interesse der christlichen Frauenbewegung selbst es mit Befriedigung begrüßt, daß der Deutsch-Evangelische Frauenbund so entschieden, wie es in Hamburg geschehen, es ablehnt, das politische Frauenstimmrecht zu fordern.

Digitized by Google

II. Dagegen dankt es die Innere Mission der Frauenbewegung, daß sie auch weite kirchlichgesinnte Frauenkreise angeregt hat, sich für die Angelegenheiten des weiblichen Geschlechts bewußt einzusetzen. So sind wertvolle sachliche und persönliche Kräfte gewonnen, die auch für den Dienst der Inneren Mission wesentlich in Betracht kommen. Die Frauenbewegung hat den Frauen vielfach erst die Augen geöffnet für die großen Aufgaben der weiblichen und der allgemeinen Wohlfahrt, die noch außerhalb des engeren häuslichen Pflichtenkreises ihrer warten, und die nur von Frauen oder nur unter ihrer selbständigen Mitwirkung gelöst werden können.

III. Die Frauen, welche für die Betätigung in einem weiteren Wirkungskreis christlicher Bestrebungen gewonnen sind, finden vor allem in der eigenen Gemeinde das nächstliegende und bedeutsamste Feld einer befriedigenden und gesegneten Wirksamkeit. Die Frau ist berufen, an der Verinnerlichung und Ausgestaltung des kirchlichen Gemeindelebens in hervorragendem Maße mitzuwirken.

IV. Diese Mitwirkung ist auch schon jetzt im Organismus der Gemeinde unter den bestehenden Ordnungen möglich durch Bildung von Arbeitskommissionen unter Beteiligung von Frauen im Anschluß an die kirchlichen Gemeindeorgane.

Erst wenn diese Ordnungen in ausreichendem Maße benutzt sind, wird die Frage aufzuwerfen sein, ob weitere Bestimmungen für eine größere Beteiligung der Frau zu erstreben sind.

Für diese Mitwirkung ist die Erlangung des kirchlichen Wahlrechts keine notwendige Voraussetzung. Im übrigen geht die Frage des kirchlichen Wahlrechts über die Kompetenz der Inneren Mission hinaus.

V. Aus der mitverantwortlichen Teilnahme an der Gemeindearbeit wird die Frau ganz von selbst zur Mitwirkung an den über den Rahmen der Gemeinde hinausgehenden großen Aufgaben der Inneren Mission geführt werden. Wenn ein Gegensatz aufgestellt worden ist, als wolle die christliche Frauenbewegung Rechte für die Frauen erkämpfen, während die kirchlichen Frauenvereine der Frau Pflichten geben wollten, so ist dem entgegenzuhalten, daß es sich in erster Linie immer um Pflichten handelt, nur daß diese Pflichten das eine Mal auf einen engeren Kreis begrenzt sind, das andere Mal auf einen weiteren Kreis sich erstrecken bis zur Umfassung der gesamten Not des weiblichen Geschlechts und dadurch des ganzen Volkes.

VI. Insbesondere sind die durch die Frauenbewegung gewonnenen Kräfte von der Inneren Mission in dem Kampf gegen die öffentliche Unsittlichkeit und den Alkoholismus nutzbar zu machen. Das Verantwortlichkeitsgefühl für diese Dinge ist in alle Frauenkreise hineinzutragen.

VII. Gilt die Wahrung der christlichen Sitte in Haus und Gesellschaft als Kern der christlichen Frauenbewegung, so wird diese ihre beste Kraft eben dieser Aufgabe zuzuwenden haben, zu deren Lösung die Frau als solche berufen ist, nämlich der Pflege und Erhaltung der christlichen Familie. Das deutsch-christliche Familienleben, die Voraussetzung alles kirchlichen und sozialen Gedeihens, ist heute mehr denn je gefährdet; zu seiner Erhaltung müssen alle verfügbaren Kräfte aufgeboten werden. Es ist daher dies das Gebiet, auf dem die Innere Mission die von der Frauenbewegung gewonnenen Kräfte zur verständnisvollen Mitarbeit ganz besonders willkommen heißt."

Diese Stellungnahme verrät gewiß ein Maß von Verständnis für die Leistung der Frauenbewegung, dessen wir uns freuen können. Aber charakteristisch ist es doch, daß der Zentralausschuß für Innere Mission in demselben Satz, in dem er es ablehnt, zu den Wahlrechtsforderungen der Frauen Stellung zu nehmen, etwas gönnermäßig seine Befriedigung darüber ausspricht, daß der Deutsch-Evangelische Frauenbund das Stimmrecht nicht fordert.

Was hat die Innere Mission mit dem Stimmrecht zu tun? Mit welchem logischen und moralischen Recht betrachtet es der Zentralausschuß für seine Aufgabe, dagegen zu sein? Es ist diese Äußerung ein charakteristischer Ausdruck für einen politischen Konservatismus, den maßgebende Kreise der evangelischen Kirche ganz naiv für protestantische Religiosität halten. In Amerika kam die Frauenstimmrechtsbewegung aus dem Protestantismus. Ihre Führerinnen waren überzeugte fromme Puritanerinnen, ihnen war der Kampf für das Frauenstimmrecht eine religiöse Mission im vollsten Sinne des Wortes. Auch die Innere Mission in Deutschland hat vielleicht — oder sicher! — Mitarbeiterinnen, die überzeugte Anhängerinnen des Frauenstimmrechts sind. Woher nimmt der Zentralausschuß das Recht, solche ganz außerhalb seines Gebietes und seiner Kompetenzen liegenden Überzeugungen abfällig zu kritisieren!?

Digitized by Google

Christlich-konservative Frauenpolitik.

Bei der Tagung der „Vereinigung konservativer Frauen" hat Dr. med. Malita von Rundstedt einen Vortrag über die Pflichten der konservativen Frau in Haus, Gesellschaft und Staat gehalten, in dem sich die folgende kaum glaubliche Passage über eine Frage des Arbeiterinnenschutzes findet:

„Mit Befremden erfüllt hat mich die Schilderung der folgenden Verhältnisse, auf welche ich die Aufmerksamkeit und, wenn möglich, die Wirksamkeit unserer städtischen Gesinnungsgenossinnen lenken möchte: Es wird ziemlich allgemein, scheinbar auch von den Führerinnen der christlichen Arbeiterinnenbewegung, als ein großer Fortschritt begrüßt, daß die Arbeitsstätten am Sonnabend schon um 5 Uhr geschlossen werden müssen. Diese Maßregel wird z. B. in Berlin noch dadurch verstärkt, daß die erlaubten bezahlten Überstunden, auch mit Zustimmung der Arbeiterinnen, auf alle anderen Wochentage, nicht aber auf den Sonnabend gelegt werden dürfen. Daß diese Bestimmung für viele Arbeitgeberinnen, besonders Schneiderinnen und Putzmacherinnen, sehr hart ist, liegt auf der Hand. Für die verheiratete Arbeiterin mag sie segensreich sein; für die Unverheirateten fehlt dieser Fürsorge aber ganz sicher die mütterliche Weisheit. Nun bietet sich ihnen ja nicht bloß ein freier Abend, sondern zwei Abende, um den eben erhaltenen Lohn im Tanzlokal und Theater wieder auszugeben! Und schon auf dem Wege nach Hause locken ihnen die noch geöffneten Läden mit ihren glänzenden Schaufenstern das Geld aus der Tasche.

‚Dann sollte man wenigstens von 6—10 Uhr Haushaltungs- und Kochunterricht ansetzen!' fuhr es mir durch den Sinn. Aber, o weh!, da belehrte man mich, daß im Stundenplan des obligatorischen Fortbildungsunterrichts der Stadt Berlin Haushaltungslehre und Kochen gar nicht vorkommen!!"

Man würde wohl die ganze sozialpolitische Literatur der letzten Jahrzehnte vergeblich durchblättern nach einem ähnlichen Dokument sozialer Gedankenlosigkeit und naiver pharisäischer Härte, doppelt abstoßend durch seine Verbrämung mit Christentum und Mütterlichkeit.

Eine Ärztin, die über die Bedeutung von zehn Stunden Fabrikarbeit für einen jungen Körper wohl eine Vorstellung haben müßte, findet zwei freie Abende für die junge Arbeiterin zu viel und möchte den Arbeiterinnenschutz zurückschrauben, damit die jungen Mädchen auch am Sonnabend noch zur Beruhigung fromm besorgter „mütterlicher" Seelen bis zur sinkenden Nacht an den Maschinen stehen. Eine Frau, die von ihrer „Liebe zum Volk" spricht und zu behaupten wagt, daß durch den „liberalen Kulturkultus" das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem einfachen Mann verloren ginge, ist nicht imstande, sich vorzustellen, daß die Sonntagsruhe auch der unverheirateten Arbeiterin nur „Ruhe" ist, wenn sie den Sonnabend nachmittag für die Vorbereitung hat, für Waschen und Ausbessern und Reinmachen. Fräulein von Rundstedt sollte übrigens einmal ausprobieren, was vier Stunden Haushaltungsunterricht nach einem vollen Arbeitstag bedeuten! Eine christliche Frau, die einer politischen Frauenvereinigung ihren ersten Programmvortrag hält, kann solche Gedankenlosigkeiten über die Überstunden aussprechen — deren Verbot am Sonnabend den Sinn der Sicherung einer wirklichen Sonntagsruhe hat! Sie bedauert die Putzmacherinnen, weil sie ihre Arbeiterinnen Sonnabends nicht unbegrenzt Überstunden machen lassen dürfen — während in Wahrheit die Putzmacherinnen gar nicht darunter leiden, sondere höchstens die Damen, die ihre Hüte am Sonnabend bestellen und am Sonntag absolut auf dem Kopf haben müssen.

Die konservativen Frauen, so heißt es in diesem Vortrag, wollen ihre christlich-konservative Weltanschauung in die Frauenbewegung hineintragen und sie an „innerer Kraft" stärken, sie wollen „die Fackel hochhalten und auch in dunkle Gebiete unseres Volkslebens hineintragen, die Gott jeder echten Frau und Christin in die Hand gab". Wenn die hier bekundete Gesinnung diese Fackel sein soll, dann können wir uns ja gratulieren!

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Mitteilung der Redaktion: Aus besonderen Gründen hat diesmal der Schluß der Redaktion schon ungewöhnlich früh (vor Ostern) stattfinden müssen.

Bildungswesen.

* **Abschluß der „Realgymnasialkurse für Mädchen" in Leipzig.** Die Nummer der „Neuen Bahnen" vom 1. April bringt einen eingehenden Bericht der Abschiedsfeier der „Realgymnasialkurse für Mädchen" in Leipzig, die der Allgemeine Deutsche Frauenverein im Jahre 1894 gegründet hatte, und die 20 Jahre lang unter der Leitung von Dr. Käthe Windscheid gute Erfolge erzielt und im ganzen 186 Abiturientinnen auf die Universität entlassen hatten. Der Entschluß, die Kurse aufzulösen, war dem Vorstand des Vereins nicht leicht geworden, er wurde ihm aber durch die Umstände aufgezwungen. Die Stadt Leipzig hatte im Jahre 1910 nach der Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Sachsen den Entschluß zur Begründung einer Studienanstalt gefaßt auf der im Landtag festgelegten Grundlage, d. h. nach einem Typus, der sich mehr der Oberrealschule annähert. Der Rat der Stadt trat an den Verein mit der Anfrage heran, ob er seine Kurse etwa zu sechsklassigen erweitern und mit einem erhöhten städtischen Zuschuß neben der städtischen Anstalt fortführen wolle. Bedingung war die Unterstellung unter männliche Leitung. Die Vergrößerung der Kurse mit ihrem pekuniären Risiko würde natürlich eine ernste Erwägung erfordert haben; man brauchte in diese aber gar nicht einzutreten, da die Bedingung, die Kurse unter männliche Leitung zu stellen, für den Verein völlig unannehmbar war. Hatte er doch überhaupt der Vorbereitung der Mädchen zum Universitätsstudium in Sachsen, und zwar unter weiblicher Leitung erst Bahn gebrochen! Wer der Schlußfeier der Kurse beigewohnt hat, wird vielleicht an der pädagogischen Weisheit des Landtagsbeschlusses, der für die sächsischen Studienanstalten für Mädchen grundsätzlich die weibliche Leitung ausschloß, einigermaßen zweifelhaft geworden sein.

Es wurden Ansprachen gehalten von der Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, von zwei früheren Schülerinnen der Kurse, von Fräulein Dr. Windscheid selbst und von zwei teils im Lehrkollegium, teils bei der Prüfung beteiligten Herren. Da gerade das Zeugnis der letzteren über die in den Kursen geleistete Arbeit von allgemeiner, über die unmittelbare Veranlassung hinausreichender Bedeutung erscheint, geben wir hier einige ihrer Ausführungen im Auszug wieder.

Professor Dr. Sturmhoefel, der die ganzen zwei Jahrzehnte hindurch an der Anstalt gewirkt hat, sprach sich über seine Erfahrungen folgendermaßen aus:

„Wenn ich hier zugleich im Sinne meiner Kollegen sprechen darf, so veranlaßte uns in erster Linie zur Mitarbeit an Ihrem Werke die Überzeugung, daß es dem deutschen Volke, der Entwicklung unseres Vaterlandes nur zum Segen gereichen würde, wenn zur Lösung der in unendlicher Fülle herandrängenden Kulturaufgaben dem verständnisvollen Manne das zu gleichem Verständnis in gleicher Bildung erzogene Weib die Hand reiche. Schon zeigen sich allenthalben die Beweise, wie richtig diese Überzeugung gewesen; die Tatsachen rechtfertigen unser damaliges Empfinden. Und wenn sich vielleicht Bedenken bei manchem einstellten, ob die einfache Übertragung des für den höheren Knabenunterricht bestimmten Pensums auf das Mädchengymnasium nicht ein ebenso physiologisch wie psychologisch gewagtes Experiment sei, so sind diese Bedenken durch eine 20jährige Praxis, allerdings bei einem in der Mehrzahl auserlesenen Material, vollständig zerstreut worden.

Abgesehen von überraschenden Einzelheiten, wie z. B. daß sich eine auffallende Anzahl von mathematisch ausgezeichneten Köpfen entwickelt hat, verlangt das Allgemeinverhalten der weib-

Digitized by Google

lichen Psyche und Intelligenz gegenüber der mit den Knabenpensen konformen geistigen Kost ernste Aufmerksamkeit.

Man gestatte mir eine kleine Abschweifung. Wir sind alle darüber einig, daß unsere heutige Kultur im wesentlichen auf den Intellektualismus, so gut wie gar nicht auf die Ausbildung des Gefühlslebens gerichtet ist. Gerade hierin sah man eine Gefahr für die weibliche Bildung bei voller Gleichstellung mit der männlichen. Aber zweifellos sucht doch schon das humanistische Gymnasium so viel als überhaupt jetzt noch möglich durch seine formal-literarische Bildung eine ideale, realistischer Überschätzung der Verstandesfunktionen die Wage haltende Lebensanschauung zu fördern. Auch das Realgymnasium wandelt, wenngleich unter Bevorzugung der neueren Sprachen und stärkerer Betonung der Mathematik und Physik, immerhin noch ähnliche Pfade. In diesem Charakter der beiden genannten Anstalten, deren Programme ja nacheinander den Leipziger Mädchenkursen zugrunde lagen, hat nach unserer Wahrnehmung die weibliche Psyche volle Befriedigung gefunden, so daß alle, denen gewisse Endziele am Herzen liegen, das Aufhören gerade so charakterisierter Kurse mit Bedauern hinnehmen, ein Bedauern, das, wie ich an seiner Stelle erfahren habe, auch in maßgebenden Kreisen dieser Stadt geteilt wird.

Aber unsere Mädchen haben nicht nur Befriedigung in dem vorwiegend formalen Lernstoff gefunden, nein, sie haben ihn mit einem dem modernen Knaben immer fremder werdenden Geiste durchdrungen. Sie haben ihn um seiner selbst willen, nur im Hinblick auf ein letztes ideales Ziel in sich aufgenommen und mit einer Ganzheit der Hingabe gepflegt, der die Psyche des modernen Knaben und Jünglings sich leider Gottes immer weniger als fähig erweist, und zwar infolge einer immer destruktiver wirkenden Zerstreuung seiner Interessen und infolge der modernen Anschauung, daß die Schule zur Verlernung der Arbeit noch immer nicht genügend reformiert sei. Gegen solche Strömungen haben sich die Schülerinnen des Mädchengymnasiums mit Bewußtsein ablehnend verhalten, und so läßt sich zum Schlusse sagen: es ist **mutatis mutandis** noch immer der Geist des Humanismus, der auch über dem Leipziger Mädchengymnasium gewaltet hat und hoffentlich recht viele Priesterinnen des heiligsten Vestafeuers, der Selbsterkenntnis, Selbstzucht, Selbstverleugnung und Vaterlandsliebe aus unseren Toren in das neue, allzu realistische Zeitalter hinein entsendet hat."

Speziell über die Leitung äußerte er:

„Wäre nun aber die Erreichung aller vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein angestrebten, von uns als seinen Mitarbeitern und Freunden als berechtigt anerkannten Ziele möglich gewesen, wenn nicht eine Leiterin wie Frl. Dr. Windscheid an der Spitze der Leipziger Anstalt gestanden hätte? Es mutet gerade im nervenaufreizenden Schulleben wie ein freundliches Märchen an und ist doch greifbare, erlebte Tatsache, daß sich in diesen 20 Jahren niemals Mißhelligkeiten zwischen der Leitung und den herangezogenen Lehrkräften ergeben haben. Welch eine Fülle von Takt und Selbstbescheidung hierzu gehört, brauche ich gerade in diesem Kreise nicht auseinanderzusetzen! Und hierzu trat stets die uns hochbefriedigende, für uns vorbildlich wirkende Beobachtung, wie sich die um- und weitsichtige Leiterin des Ganzen in jedem Augenblick in mütterlicher Weise zum Verständnis der Einzelpsyche ihrer Schülerinnen herabzustimmen vermochte. Daß von ihr weibliches Eigengut nicht verkümmert, sondern im Geist des modernen Humanismus zu höchster Weiblichkeit erzogen wurde, des legen auch wir als Lehrer und Mitarbeiter freudig Zeugnis, wir sagen hierfür und für entgegenkommendes Verständnis und jahrelanges beglückendes Zusammenarbeiten innigsten, wärmsten Dank und wünschen von Herzen, daß die guten Werke dieser langen zwanzig Jahre Sie, hochverehrtes Fräulein Doktor, segensreich hineingeleiten mögen in Ihre neue Tätigkeit."

Geheimer Oberstudienrat Dr. Böttcher, der gleichfalls der Leiterin der Kurse seine volle Anerkennung aussprach, gab als früherer Rektor der Petrischule, an der die Abiturientinnen ihre Prüfung abzulegen hatten, zugleich im Namen des jetzigen Rektors der Anstalt, Professor Fischer, das folgende Urteil ab:

„Da wir beide vom Königlichen Ministerium mit der Abnahme der Reifeprüfungen betraut gewesen sind, konnten wir ja aus nächster Nähe erkennen, welch tüchtiges Stück Arbeit hier Jahr für Jahr geleistet worden . . . Wir beiden Rektoren dürfen hier kräftig Zeugnis ablegen — nicht im Auftrag, aber völlig im Sinne der obersten Schulbehörde —, wie sich die lange Reihe strebsamer junger Damen gar wohlgeschult erwiesen hat, über den Durchschnitt hinaus; . . . wie mehrere der Geprüften sich die Hauptzensur ‚Vorzüglich' erworben haben: eine junge Dame ganz zu Anfang und gerade noch jetzt zum guten Ende ihrer zwei."

Es erübrigt sich wohl, aus diesen auf einem bedeutenden Tatsachenmaterial beruhenden Urteilen ausdrücklich die Nutzanwendung zu ziehen.

* **Der liebenswürdige Schulrat.** Als in Stettin der Plan auftauchte, die Studienanstalt aufzugeben und sich mit dem Oberlyzeum zu begnügen, richtete der Verband der Studentinnenvereine an den Magistrat eine Petition, die für das Fortbestehen der Studienanstalt eintrat. Diese Petition bekam die Vorsitzende mit der ebenso freundlichen wie sachlichen Randbemerkung wieder: „Urschriftlich zurückgereicht. Wir glauben, daß Studierende Besseres zu tun haben, als sich in die Schulpolitik zu mischen. Wir bedürfen des Rates junger Mädchen nicht. Der Magistrat J. A.: Hahne". Der Studentinnenverband veröffentlichte in seinem Organ „Die Studentin" so Petition wie Antwort. Dadurch erfuhren die Stettiner Stadtverordneten von den väterlichen Ratschlägen, die der Stettiner Schulrat unver-

Digitized by Google

langt erteilt hatte. Sowohl die liberale wie die sozialdemokratische Fraktion stellten ihn deswegen zur Rede und der Oberbürgermeister desavouierte ihn ausdrücklich. Die Studienanstalt in Stettin wird fortbestehen, ein Erfolg, der entschieden auf das energische Eintreten der Frauenvereine für sie zurückzuführen ist.

Sittlichkeitsbewegung.

* **Zu dem Artikel „Adoptionsinserate und Kinderhandel"** (S. 453 d. H.) geht uns soeben nach Umbruch dieses Heftes noch folgende Nachricht vom Autor zu:

„Die Schweizerische Vereinigung für Kinder- und Frauenschutz hatte an die Presseverleger eine Eingabe gerichtet, worin um Ausschaltung der Hebammeninserate aus Genf und seiner französischen Umgebung ersucht wird. Die „Basler Nachrichten", die die Aufnahme dieser Inserate seit Jahren schon abgelehnt haben, befürworten dieses Vorgehen aufs wärmste. Es heißt da: ‚Es wäre sehr am Platze und würde einen Fortschritt auf dem Gebiet des Kinder- und Frauenschutzes bedeuten, wenn sich auch die Preßorgane, die heute jenen Inseraten noch Aufnahme gewähren, zum Verzicht auf diese Einnahmequelle entschließen könnten. Wer darüber noch nicht orientiert ist, welch schändliches Gewerbe sich hinter Geschäftsempfehlungen solcher Art steckt, dem mögen die folgenden Ausführungen der genannten Eingabe der Vereinigung für Kinder- und Frauenschutz die Augen öffnen.'

Die Ausführungen decken sich mit dem, was dieser Artikel gebracht hat. Die Eingabe hat stark und schnell gewirkt. Auch die „Basler Zeitung", die sich durch ihre geradezu gehäuften Hebammeninserate hervortat und, wie der Artikel erwähnt, über die Grenze hinaus Schaden stiftete, hat seit einigen Tagen ihre Spalten rein gehalten."

Soziale Fürsorge.

* **Zur öffentlichen Jugendpflege** bringt das Kommunalblatt für Ehrenbeamte, Beilage zu den „Amtlichen Nachrichten der Charlottenburger Armenverwaltung" (Nr. 3, 1914) folgende sehr beherzigenswerte Mahnung:

„Mit dem Augenblicke, wo die öffentliche Jugendpflege unterschiedslos auf Stadt und Land ausgedehnt und damit eine allgemeine Veranstaltung wurde, hat sie einen Charakter erhalten, der in mancher Hinsicht nicht ganz unbedenklich erscheint. Man ist befriedigt, wenn durch Zahlen bescheinigt wird, daß etwas getan ist, und übersieht doch so ganz, daß die sittlich, national und körperlich gefährdete Jugend gar nicht gefaßt wird, sondern die, welche in der Familie nach jeder Seite hin gut aufgehoben ist, also keiner öffentlichen Pflege bedarf. Es wird dem Hause systematisch abgenommen, was es noch immer sehr wohl leisten kann und andererseits bietet sich den Lehr- und Dienstherren eine willkommene Gelegenheit, ihre Pflichten gegen die ihnen anvertrauten Hausgenossen auf die Öffentlichkeit abzuwälzen, ohne sich dem Vorwurf der Pflichtvergessenheit auszusetzen. Nun beruht aber doch das Wesen einer Familie — im engeren wie im weiteren Sinne — in ihren Pflichten, zumal den Erziehungspflichten. Übernimmt diese der Staat ohne zwingenden Grund, so hebt er die Familie auf und damit sich selber in seiner bisherigen Form, denn sein Fundament ist die Familie, und was einmal öffentlich geworden ist, kehrt nie wieder in ihren Schoß zurück.

Dabei hat die öffentliche Jugendpflege hier und da unter den Händen Unberufener eine Tendenz erhalten, die von Erziehung weit entfernt ist. Sie läuft hinaus auf Unterhaltung, auf Amüsement. Zur Jugend gehört Lebensfreude, und Jugend ist Lebensfreude; auf dem Wege aber, der ein Volk aufwärts führt, liegt nicht Spiel und Genuß, nicht Gängelei und Tändelei, nicht jene Freiheit, die das Leben leer macht, sondern Ernst und Kampf, Pflicht und Schuldigkeit, Zucht und Autorität, und jede öffentliche Erziehung die nicht in diesem Grundgedanken wurzelt und nicht diesen Grundgedanken zum Ausdruck bringt, führt ein Volk unzweifelhaft abwärts. Es kann unmöglich zum Guten ausschlagen, in einer Zeit, die von dem einzelnen Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte verlangt, wenn er nicht ins Hintertreffen kommen will, der Jugend von seiten der Gesellschaft allmählich ein öffentliches Recht auf Unterhaltung, auf Spiel und Vergnügen anzugewöhnen. Wem ein öffentliches Anrecht auf Spiel gegeben ist, der wird bald ein öffentliches Anrecht auf Brot fordern.

Berücksichtigt man nun noch, daß die Beweggründe derjenigen, welche sich in den Dienst der öffentlichen Jugendpflege stellen, nicht immer rein sachliche sind, und daß selbst die nationalen Turnvereine schon über ein Abnehmen ihrer Jünglingsabteilungen klagen, da die Jungen lieber amüsiert sein als sich körperlich ertüchtigen wollen, so kann man nur wünschen, daß die öffentliche Jugendpflege bald in gesunde und naturgemäße Bahnen zurückgedämmt werde. Was nach dieser Seite hin nötig ist, findet in der Fortbildungsschule ihre natürliche Pflegstätte. Sodann vergesse man nicht, daß die Pflege der Jugend vom 6. bis zum 14. Lebensjahre die beste Jugendpflege ist, weil sie die grundlegende ist und weil das, was hier versäumt ist, nicht wieder gutgemacht werden kann. Es steht um die Zeit nach der Schulentlassung um so besser, je mehr die Zeit vor der Schulentlassung zu ihrem Rechte kommt."

Aus der Presse.

* **In interessanter Bundesgenossenschaft** befindet sich das „Monatsblatt des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation" mit

Digitized by Google

dem „Vorwärts“. Der „Vorwärts“ nämlich schreibt:

„In dem Februarheft der Monatsschrift „Die Frau“ (herausgegeben von Helene Lange) werden die Reichstagsverhandlungen über die Petition des Verbandes für Frauenstimmrecht auf Einführung des Frauenwahlrechts einer „kritischen“ Besprechung unterzogen. Die Berichterstatterin bekommt es dabei fertig, die Stellungnahme des sozialdemokratischen Redners zu übergehen. Mit keinem Worte wird auch nur angedeutet, daß ein Sozialdemokrat zu der Frage gesprochen hat, geschweige denn, daß er als einziger die Forderungen der Petition rückhaltlos vertreten, ja über sie hinausgegangen ist. Wir können als Grund für diese mehr als merkwürdige Berichterstattung nur annehmen, daß es der Verfasserin peinlich gewesen ist, einzugestehen, daß die Forderung nach politischer Gleichberechtigung der Frauen allein von der sozialdemokratischen Partei gestellt wird. Sonst erheben die bürgerlichen Damen immer den „Vorwurf“, daß die sozialdemokratischen Frauen sich absondern und die schöne Einigkeit der Frauenbewegung stören. Jetzt geht die Furcht der bürgerlichen Frauen bereits so weit, daß sie es nicht einmal wagen, mitzuteilen, von wem sie die tatkräftigste Unterstützung eigener Petitionen erfahren! Oder haben die bürgerlichen Frauen wirklich kein Interesse daran, über die Stellung aller Parteien unterrichtet zu werden und sich auf die Zustimmung der größten Partei zu berufen?“

Entzückt gabelt das „Monatsblatt des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation“ diese Bemerkung des „Vorwärts“ auf und meint:

„Jetzt mögen die bürgerlichen Frauenstimmrechtlerinnen hingehen und die Seelenverwandtschaft mit den Sozialdemokraten leugnen. Es wird ihnen nichts nützen, aus dieser Umklammerung gibt es keine Rettung. Da hilft kein Ignorieren und Totschweigen. Von dem Ingrimm, der sich gegenüber den rücksichtslosen, vaterlandsfeindlichen Staatsstürzern im deutschen Volke angesammelt hat, wird die radikale Frauenbewegung, die auch einen Staat im Staate bilden möchte, ihr gerütteltes Maß abbekommen.“

Wir haben dazu zu sagen: 1. an die Adresse des „Vorwärts“. Da der „Vorwärts“ unsere Zeitschrift verfolgt, so konnte und mußte er wissen, daß wir niemals den absurden Versuch gemacht haben, die Stellung der Sozialdemokratie zur Frauenbewegung unsern Lesern vorzuenthalten. Wir wüßten schlechtweg keinen Grund, weshalb wir das tun sollten. Wenn in dem erwähnten Bericht der sozialdemokratische Redner nicht genannt wird, so ist es lediglich, weil unser Bericht nur die Veränderungen in der Stellungnahme der Parteien zu unserer Frage konstatiert, die Stellung der Sozialdemokratie ja aber seit Jahrzehnten feststeht und unsern Lesern bekannt ist. (Vgl. übrigens den Aufsatz unseres Oktoberheftes „Sozialismus und Frauenfrage“.)

2. An das Monatsblatt des Antibundes: Wir nehmen an, daß auch die Redaktion dieses Blattes die sachliche Grundlosigkeit ihrer Behauptungen genau weiß. Sie weiß natürlich bei dem hingebenden Studium, das sie der Frauenfrage widmet, daß das Frauenstimmrecht vielfach in der Welt: in England z. B. oder in Norwegen auch als konservative Forderung auftritt. Ist der konservative Führer Balfour von der Sozialdemokratie „umklammert“ oder ihr „seelenverwandt“, weil er überzeugter Frauenstimmrechtler ist?

In Wahrheit möchte der Antibund hier wie überall Konfusion stiften, um im Trüben zu fischen.

Totenschau.

Am 25. März starb im 78. Lebensjahre die Ehrenpräsidentin des Schwäbischen Frauenvereins, Frau Emilie von Weizsäcker. Sie war eine der Begründerinnen des Vereins und hat in den ersten schweren Zeiten der Frauenbewegung, in denen sie sich mühsam die Anerkennung heute ganz selbstverständlicher Forderungen erkämpfen mußte, in unermüdlicher Tätigkeit seine Fundamente legen helfen. Sie war eine der treuesten Anhängerinnen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, der auf seiner 6. Generalversammlung im Jahre 1873 in Stuttgart den Schwäbischen Frauenverein begründete, und hat sich an vielen der von ihm veranstalteten Frauentage mit lebhaftem Interesse beteiligt.

Dr. Susanna Rubinstein ist im Alter von 67 Jahren gestorben. Sie gehörte zu den Ausländerinnen, denen eben um dieser beruhigenden Eigenschaft willen schon zu Anfang der Siebziger Jahre das Studium in Leipzig gestattet wurde. Sie promovierte in Bern mit einer Arbeit: „Über die sensoriellen und sensitiven Sinne“. Einige Bände Essays (C. Winter, Heidelberg) behandeln psychologische und ästhetische Probleme. Später veröffentlichte sie noch: „Aus der Innenwelt“ (Leipzig 1888); „Zur Natur der Bewegungen“ (1890); „Eine Trias von Willensmetaphysikern“ (1896) u. a. Auch eine Studie über Philipp Mainländer sowie Arbeiten über Schiller sind zu erwähnen. Sie lebte zuletzt in Würzburg.

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Generalversammlung des Frauenweltbundes und Internationaler Kongreß in Rom.

Am 5. Mai beginnt in Rom die Generalversammlung des Frauenweltbundes, die den Abschluß der fünfjährigen Geschäftsperiode bildet. Der Ort der Tagung wird ohne Zweifel eine solche Anziehungskraft entfalten, daß der Besuch außerordentlich zahlreich sein wird. Besonders von Deutschland ist ein sehr starker Besuch zu erwarten. Der Bund Deutscher Frauenvereine wird durch die folgenden zehn Delegierten (die er den Satzungen des Frauenweltbundes entsprechend zu wählen hat) in Rom vertreten sein: Dr. Gertrud Bäumer, Frau Helene von Forster, Fräulein Helene Lange, Frau Alice Bensheimer, Frau Julie Bassermann, Fräulein Paula Müller, Fräulein Berta Pappenheim, Frau Adelheid Steinmann, Fräulein Margarete Friedenthal, Frau Luise Kießelbach. Die Verhandlungen werden einschließlich der Beratungen der Kommissionen zehn Tage dauern. Ein vom Italienischen Frauenbund veranstalteter Internationaler Kongreß schließt sich an die Generalversammlung an. Der Kongreß behandelt unter dem allgemeinen Titel „Die Frau im Hause, in der Erwerbstätigkeit, in der Fürsorge und sozialen Hilfsarbeit" unter anderen die folgenden wichtigen Einzelprobleme: Organisation der Hauswirtschaft, Wohnungswesen und Wohnungspflege — das Problem Beruf und Ehe bzw. weibliche Erwerbstätigkeit und Familie, die Heimarbeit, die wirtschaftliche Einschätzung der Hausfrauenarbeit in den verschiedenen Ländern. Aus der sozialen Hilfstätigkeit werden die Jugendfürsorge, die Armenpflege und die Gesundheitspflege behandelt. Die Organisation des Kongresses ist so eingerichtet, daß italienische Generalreferentinnen einen Bericht über die vorher schriftlich eingesandten Referate aus den verschiedenen Ländern erstatten und sich dann eine Verhandlung anschließt, in der die Einsenderinnen der Referate selbst zu Wort kommen. Wenn auch voraussichtlich die Schwierigkeiten, die für die Verhandlungen aus der sprachlichen Verschiedenheit entstehen werden, ziemlich groß sein werden, so verspricht doch der Kongreß durch die große und zahlreiche Beteiligung von sachverständigen Frauen aus allen Ländern sehr fruchtbar und interessant zu werden.

Schutz der Familie gegen den trunksüchtigen gewalttätigen Ehemann.

Einundzwanzig Berliner Vereine hatten am 28. März eine öffentliche Versammlung einberufen, in der Dr. jur. Frida Duensing über dies Thema sprach. Mit der Eindringlichkeit, die nur die eigene festgegründete Überzeugung, die eigene Ergriffenheit gibt, schilderte sie, von dem bekannten furchtbaren Fall Friedrich ausgehend, die hilflose, ja verzweifelte Lage der Frau und der Kinder des Säufers. Wir dürfen auf den Artikel „Tua res agitur" im Septemberheft 1912 verweisen, um den Hauptgedankengang zu kennzeichnen, dem eine Fülle von Material ein unheimliches Leben verlieh, unheimlich, wenn wir bedenken, daß sich das alles unter unseren Augen abspielt, und daß Gesetzgebung und Behörden in weitaus den meisten Fällen vollständig versagen. Wer dem Vortrag beigewohnt hat, versteht überhaupt nicht, wie dem beigebrachten Material gegenüber der Einwand noch geltend gemacht werden kann, daß man mit den bestehenden Gesetzen der Familie wirksamen Schutz verschaffen könne. Dennoch wurde dieser Einwand auch hier wieder gemacht, wie er auf der Tagung der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge in Darmstadt (September 1913) gemacht wurde. Fräulein Dr. Duensing hatte dort ihren Vortrag mit folgenden Ausführungen geschlossen:

„Besser wäre es in der Tat, wir hätten an Stelle dieser halben Mittel nichts und könnten ex nihilo an die Schaffung von Mitteln herantreten. So aber bleibt nur eins: einsehen, daß alle die vorhandenen halben Maßregeln an einer wirklichen Lösung der Aufgabe vorbeitreffen und deshalb nichts wert sind. Gegen den gewalttätigen Trunksüchtigen, der strafbare Handlung gegen seine Angehörigen begangen hat und das Wohl der Familie gefährdet, soll die Familie geschützt werden, so lautet die Aufgabe. Sie dadurch lösen zu wollen, daß man Frau und Kinder entfernt oder Frau und Kinder bei dem Manne beläßt und durch allerlei dazwischen geschobene illusorische Schutzwände die Familie zu decken sucht, widerspricht jeder Vernunft. Wenn man einen glimmenden Zündstoff im Hause findet, dann räumt man nicht das Haus und überläßt es dem Zündstoff, sondern man entfernt den Zündstoff und macht ihn unschädlich. Unsere Aufgabe läßt nur eine Lösung zu: den Mann aus der Familie entfernen und in Ge-

Digitized by Google

wahrsam bringen. Damit beseitigt man die Gefahr, erspart viele Kosten, erweist sich schließlich auch dem Manne nützlich, der oft selbst instinktiv dies sucht, im übrigen unter keinen Umständen anders geheilt werden kann, als auf dem Wege längerer Anstaltpflege.

Unser jetziger Zustand ist ein Hohn auf die Gerechtigkeit, indem er Schuldlose bewußt der brutalen Gewalt des Missetäters überläßt. Ist ein Hohn gegen die Majestät des Rechts, das hier völlig versagt und den Trunkenbold sakrosankt erscheinen läßt. Ist ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand, indem er, anstatt das Übel, die materia peccans, aus dem gesunden Familienverbande zu lösen, es darin beläßt und mit allerlei weißen Salben unschädlich zu machen sucht. Ist ein Hohn auf jede Wirtschaftlichkeit, indem er die Arbeitskräfte der Familienglieder durch den Trunkenbold lahmlegen oder ausbeuten und in Branntwein umsetzen läßt, anstatt durch die Entfernung des Mannes diese wirtschaftlichen Kräfte wieder freizumachen. Ist ein Hohn auf menschliches Fühlen und christliche Gesittung, indem er schwache Frauen, unschuldige Kinder den schändlichsten, brutalsten Mißhandlungen des Leibes und der Seele durch vertierte Männer aussetzt, ohne Einhalt zu tun."[1])

Wenn trotzdem — vorzugsweise von Juristen — die Behauptung aufgestellt wurde, es ginge auch so mit den vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen, so wird einem jedenfalls klar: daß die Phantasie und die Psychologie der Herren vollständig versagen, wenn sie sich in die Seele einer armen abgehetzten Frau hineindenken sollen, die sich und ihre Kinder täglich und stündlich von einem wüsten Trunkenbold bedroht sieht, und daß sie — das wird einem aus der Lektüre der Darmstädter Verhandlungen vollständig klar — sich von der ungeheuren Ausdehnung des Übels so wenig einen richtigen Begriff machen wie von der geistigen Hilflosigkeit der Opfer. Fräulein Dr. Duensing hat in Darmstadt alle ihr gemachten Einwendungen widerlegt; ihre Entgegnung schloß mit den Worten:

„Ich kann mit dem besten Willen nichts von dem, was ich gesagt habe, zurücknehmen. Ich muß behaupten, daß mir nichts widerlegt ist hinsichtlich der Fälle, die ich allein im Auge hatte. Wir haben aber gesehen, daß der Vorschlag einer Gesetzeserweiterung viele Gegner gefunden hat, Gegner, die an wichtigen Stellen stehen. Ich werde diese Gegner aber so lange mit Fällen aus der Praxis bombardieren, ihnen so lange durch solche Fälle beweisen, daß ihre günstige Auffassung nicht gerechtfertigt ist, bis auch sie sich auf den Standpunkt stellen: in den Fällen, um die es sich hier handelt, in denen es sich nicht um ‚Ungezogenheiten des Mannes gegen seine Frau' handelt, sondern um eine fortdauernde Lebensgefahr der Frau und Kinder, wo ein Untergraben aller ihrer Hoffnungen, ihrer Sittlichkeit, ihres Mutes in Betracht kommt, da kommen wir mit den vorhandenen Maßnahmen nicht aus, und wir müssen daher zu einer Gesetzesänderung schreiten."

Zum Glück sind diese Ansichten auch die der Strafrechtskommission, in deren Händen der Vorentwurf für das neue Strafrecht liegt. Sie nimmt bedeutsame Änderungen der Gesetze in Aussicht, unter denen die einschneidendsten sein dürften, daß Trunkenheit nicht mehr als mildernder Umstand gelten soll und daß die Unterbringung in eine Trinkerheilanstalt bis zur Dauer von zwei Jahren bzw. die Verwahrung in Heil- und Pflegeanstalt für gemeingefährlich geistig Minderwertige angeordnet werden kann. Fräulein Dr. Duensing besprach in ihrem Berliner Vortrag auch diese beiden Maßnahmen und wies darauf hin, daß zu voller Sicherung der Familie zweierlei nötig sein werde: 1. die Möglichkeit einer sofortigen Inhaftierung des gewalttätigen Säufers, um ihn an weiteren Mißhandlungen seiner Familie zu verhindern; 2. daß das Strafgesetzbuch hinsichtlich der Dauer der Unterbringung in eine Trinkerheil- oder -pflegestätte sich mit der Vorschrift begnüge, die Entlassung erfolge, sobald der Zweck der Maßregel erreicht sei. Sie empfahl der Versammlung, die Unterstützung des Bundes deutscher Frauenvereine für einen entsprechenden Antrag zu erbitten, was einstimmig angenommen wurde.

[1]) Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge. Berlin S. 19, Wallstraße 89. Tagung in Darmstadt am 29. und 30. September 1913. Heft I. Schutz der Familie gegen den trunksüchtigen Familienvater. Berlin 1914.

Der Frauenkunstverband

(vgl. Septemberheft 1913)

zählt jetzt 558 Mitglieder. Als geschlossene Gruppen gehören dem Verbande an: Die Kunstgruppe des Deutschen Lyzeumklub Berlin, der Bund Badischer Künstlerinnen Mannheim, der Verein Düsseldorfer Künstlerinnen Düsseldorf, der Verband Niederdeutscher Künstlerinnen Hamburg, der Thüringer Künstlerinnenverein, der Mainzer Malerinnenverein, die Münchener Ortsgruppe München, eine Gruppe Ost- und Westpreußischer Künstlerinnen Königsberg. Außerdem traten als Einzelmitglieder eine große Zahl der hervorragendsten Künstlerinnen Deutschlands bei. Die Gruppen gründeten Fachauskunftstellen, von denen die Berliner unter Leitung von Fräulein Cl. E. Fischer, Potsdamerstr. 121 und die Münchener unter Leitung von Fräulein Ida Claus, Aumüllerstr. 6, steht.

Ein wesentlicher Programmpunkt des Verbandes, Anbahnen gemeinsamen Arbeitens mit Künstlervereinen ist dadurch erreicht, daß je eine Künstlerin in den Vorstand der wirtschaftlichen Verbände in Berlin, München, Stuttgart, Karlsruhe gewählt wurde. Einen weiteren Erfolg bedeutet die Bewilligung der Abteilung für Frauen an der neuen Akademie in Düsseldorf durch Staat und Stadt. Der Frauenkunstverband beteiligte sich an einer Ausstellung Niederdeutscher Künstlerinnen im Kunstsalon Kunde in Hamburg. Für den Herbst 1914 ist eine graphische Ausstellung in Karlsruhe geplant. Auch sind vorbereitende Schritte zur Beteiligung an andern großen Ausstellungen getan. Der Verband hat bereits eine ganze Anzahl fördernder Mitglieder gewonnen, die in freundlichster Weise das Unternehmen stützen. Die berufstätigen Mitglieder erhalten in Berlin und München große Ver-

Digitized by Google

günstigungen in Museen, Ausstellungen, Pensionen usw. An der Spitze stehen als erste Vorsitzende Käte Kollwitz, Berlin, als geschäftsführende Vorsitzende Eugenie Kaufmann, Mannheim. Marta Dehrmann, Berlin.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein

(zugleich Verband für Frauenarbeit und Frauenrechte in der Gemeinde)

hat an das Preußische Abgeordnetenhaus die nachstehende Eingabe gerichtet.

Betrifft
Abänderung des § 59 der Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen.

An das Hohe Preußische Abgeordnetenhaus richtet der unterzeichnete Verband die ergebene Bitte, § 59 der Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen der Preußischen Monarchie vom 30. Mai 1853 dahin abzuändern, daß in Absatz 1 als Satz 2 und 3 hinzugefügt wird: Den Deputationen sollen möglichst Frauen in genügender Zahl als Mitglieder angehören. Für das Ausscheiden der weiblichen Mitglieder gelten die Bestimmungen, die für die Niederlegung kommunaler Ehrenämter maßgebend sind.

Gleichzeitig bitten wir, in die Städteordnung für die Provinz Westfalen und die Rheinprovinz vom 19. März bzw. 15. Mai 1856 in die §§ 59 bzw. 54, in das Gemeindeverfassungsgesetz für die Stadt Frankfurt a. M. vom 25. März 1867 in § 66, in das Gesetz betreffend die Städte und Flecken in der Provinz Schleswig-Holstein vom 14. April 1869 und in die Städteordnung für die Provinz Hessen-Nassau vom 4. August 1897 in § 64 entsprechende Zusätze aufzunehmen.

Begründung.

In Preußen ist die gleichberechtigte Mitwirkung von Frauen nur in den Armendeputationen (nach § 3 des Preußischen Ausführungsgesetzes vom 8. März 1871 zum Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juli 1870) und in den Schuldeputationen und -kommissionen (nach § 44 I bzw. 45 des Gesetzes betreffend die Unterhaltung der öffentlichen Volksschulen vom 28. Juli 1906) zulässig. Die Entwicklung auf diesem Gebiete wird aber vorläufig durch die heutige Fassung des § 59 der Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen gehemmt. Nach einer Umfrage der Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau in Frankfurt a. M. im Mai 1913 bei den Magistraten der Städte mit mehr als 6000 Einwohnern waren erst in zirka 55 preußischen Städten zirka 205 Frauen in den Armendeputationen tätig und davon zirka 148 den männlichen Mitgliedern völlig gleichberechtigt. Nur in 53 preußischen Städten wirken sie in Schuldeputationen mit. In einzelnen Städten, in denen nach Artikel 77 § 1 Absatz 3 des Preußischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch die Armendeputation auch die Obliegenheiten der Waisendeputation ausübt, wie in Danzig, Frankfurt a. M., Hagen, Minden, Ratibor, Solingen, Stolberg wirken Frauen auch in der Obersten Behörde der Waisenpflege gleichberechtigt mit. Ferner sind in Breslau sechs Frauen als Waisendirektorinnen im Waisen- und Kinderfürsorgeamt — einem Ausschuß der Armendeputation — stimmberechtigt vertreten, in Kiel zwei Frauen in einer Unterkommission der Waisendeputation stimmberechtigt und in Rheydt zwei Frauen im Waisenratsausschuß stimmberechtigt.

Die Rechtslage ist eine außerordentlich verworrene. § 59 lautet:

Zur dauernden Verwaltung oder Beaufsichtigung einzelner Geschäftszweige, sowie zur Erledigung vorübergehender Aufträge können besondere Deputationen entweder bloß aus Mitgliedern des Magistrats, oder aus Mitgliedern beider Gemeindebehörden, oder aus letzteren und aus stimmfähigen Bürgern gewählt werden. Zur Bildung gemischter Deputationen aus beiden Stadtbehörden ist der übereinstimmende Beschluß beider erforderlich.

Zu diesen Deputationen und Kommissionen, welche übrigens in allen Beziehungen dem Magistrate untergeordnet sind, werden die Stadtverordneten und stimmfähigen Bürger von der Stadtverordneten-Versammlung gewählt, die Magistratsmitglieder dagegen von dem Bürgermeister ernannt, welcher auch unter letzteren den Vorsitzenden zu bezeichnen hat.

Durch statutarische Anordnungen können nach den eigentümlichen örtlichen Verhältnissen besondere Festsetzungen über die Zusammensetzung der bleibenden Verwaltungsdeputationen getroffen werden.

Nach der herrschenden Rechtsauffassung können nur stimmfähige Bürger gleichberechtigt in den Deputationen mitwirken. Nach der Rechtsauffassung einer Minderheit kann nach Absatz 3 statutarisch die Zuwahl von Frauen als gleichberechtigte Mitglieder vorgesehen werden.

Eine Ausnahme besteht für die Provinz Hannover. Nach § 77 der revidierten Städteordnung vom 24. Juni 1858 ist die Wahl von Frauen als gleichberechtigte Mitglieder von städtischen Deputationen usw. zulässig.

Die Unsicherheit der Rechtslage hat dazu geführt, daß eine Reihe von Stadtverwaltungen die Zuwahl von Frauen als gleichberechtigte Mitglieder auch in die Armendeputationen für unzulässig erklärt hat, obwohl nach § 3 des Preußischen Ausführungsgesetzes vom 8. März 1871 zum Reichsgesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. Juli 1870 das Recht der Zuwahl unzweifelhaft ist. Unbestritten ist das Recht der Zuwahl von Lehrerinnen als gleichberechtigte Mitglieder in die Schuldeputationen. Dagegen ist wiederum bestritten, ob in den Fällen, in denen die Armendeputation die Angelegenheiten der Waisendeputation nach Artikel 77 § 1 Absatz 3 des Preußischen Ausführungsgesetzes zum BGB. übernommen hat, Frauen, die der Armendeputation mit vollem Stimmrecht angehören, in den Angelegenheiten der Waisenpflege stimmberechtigt mitwirken können.

Die Mitarbeit der Frauen in den Armen- und Schuldeputationen und außerdem in verschiedenen Deputationen von zirka 101 Städten, in denen die Frauen nur beratend mitwirken,

Digitized by Google

hat sich durchaus bewährt. Bei den Verhandlungen in der Gemeindekommission des Preußischen Abgeordnetenhauses über die Petition des Schlesischen Frauenverbandes betreffend Zuziehung der Frauen zu den einzelnen Zweigen der Kommunalverwaltung in der Session 1912/13 hat auch der Herr Regierungsvertreter anerkannt, daß mit der Verwendung geeigneter Frauen in gewissen Stellen des kommunalen Dienstes gute Erfahrungen gemacht worden sind. Er wies auf die Entwicklung hin, daß die Verwendung von Frauen einen immer weiteren Umfang annimmt. Er wendete sich auch nicht gegen die gleichberechtigte Mitarbeit der Frauen in den Deputationen, die beantragt wurde, sondern nur gegen die Zwangsvorschrift, daß Frauen bestimmten Deputationen angehören müssen, wie sie das badische Gesetz vom 26. Dezember 1910 betreffend die Abänderung der Gemeinde- und Städteordnung für den § 28 der Gemeindeordnung und § 27 der Städteordnung vorsieht.

Es besteht kein Zweifel, daß aus den Reihen der Frauen für alle Fragen, die mit der Wirtschaftsführung, der Ausgestaltung des Heims, der geistigen und körperlichen Erziehung der Kinder, der Erwerbsverhältnisse der Frauen und Mädchen zusammenhängen, besonders sachverständige Beurteiler gewonnen werden können. Derartige Fragen werden aber in den Armen- und Waisendeputationen, in den Schulkuratorien, in den Gesundheits-, Krankenhaus-, Marktkommissionen usw. verhandelt.

Reichlich 2 Jahre nach dem Inkrafttreten der eben zitierten badischen Novelle vom 26. Dezember 1910 wurde durch die schon erwähnte Umfrage der Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau in Frankfurt a. M. bei den 24 badischen Gemeinden mit mehr als 6000 Einwohnern festgestellt, daß in 18 Gemeinden Frauen in einer großen Anzahl von Kommissionen stimmberechtigt mitwirken. Von diesen 18 Gemeinden haben nur 4 mehr als 60 000 Einwohner. Ihre Mitarbeit wird sehr geschätzt. Nur in 4 Gemeinden sind die Frauen vorläufig auf die Mitwirkung in den Schulkommissionen beschränkt geblieben. 2 Gemeinden haben nicht geantwortet.

Im Großherzogtum Hessen kann auf Grund des Gesetzes vom 8. Juli 1911 (Regierungsblatt Nr. 24 Artikel 132 für die Stadtgemeinden, und Regierungsblatt Nr. 25 Artikel 130 für die Landgemeinden) durch Gemeindebeschluß bestimmt werden, daß den Deputationen für das Armenwesen, für Unterrichts- und Erziehungswesen, Gesundheitspflege und Krankenfürsorge Frauen bis zu einem Viertel der Mitglieder angehören sollen.

Anfang dieses Jahres wurden in Offenbach a. M. 17 Frauen in 8 Deputationen gewählt und in Darmstadt 22 Frauen in 10 Deputationen. Alle Frauen wirken stimmberechtigt mit.

Eine gleiche Bestimmung hat die revidierte Landgemeindeordnung für das Königreich Sachsen vorgesehen. Nach § 77 der neuen Landgemeindeordnung in der Fassung vom 1. Juli 1913 können in die Ausschüsse für Angelegenheiten der Armen- und Kranken-, Waisen- und öffentlichen Gesundheitspflege sowie der Fürsorgeerziehung auch Frauen ohne Rücksicht auf ihre Stimmberechtigung gewählt werden. Stimmberechtigt sind alle Gemeindemitglieder, welche die sächsische Staatsangehörigkeit besitzen, mit Ausnahme unansässiger Frauenspersonen.

Auch im Großherzogtum Oldenburg sind jetzt die Frauen als gleichberechtigte Mitglieder von städtischen Kommissionen zugelassen.

Wenn nun Frauen hinzugezogen werden, damit ihre Sachverständigkeit, ihre besondere Eignung für die Beurteilung gewisser Lebensverhältnisse nutzbar gemacht wird, damit ihre besonderen Erfahrungen die der Männer ergänzen, so können sie erst dann ihre volle Wirksamkeit zum Wohle der Gemeinde entfalten, wenn auch bei der Entscheidung — der Abstimmung — ihre Stimmen in die Wagschale fallen können.

Es würde aber der gleichberechtigten Zuziehung der Frauen in die Deputationen widersprechen, wenn sie jederzeit berechtigt wären, ihr Amt niederzulegen und ihnen dadurch ein geringeres Maß von Pflichten auferlegt würde. Die Mitarbeit in derartigen behördlichen Organen erfordert aber auch ein Einarbeiten in die betr. Angelegenheiten der Gemeinde. So werden die Frauen erst dann ihren Aufgaben gerecht werden können, wenn sie ihre Amtstätigkeit längere Zeit ausführen. Daher müssen für das Ausscheiden der Frauen die Bedingungen gelten, die überhaupt für das Niederlegen kommunaler Ehrenämter maßgebend sind. Es wäre sonst auch zu befürchten, daß die Zuwahl von Frauen unterlassen wird, um eine zu große Unbeständigkeit in der Verwaltung zu vermeiden.

Da aber auch in vielen Fällen eine grundsätzliche Abneigung der Männer besteht, Frauen zu einer derartigen Tätigkeit zuzulassen, so bitten wir, den Antrag der Gemeindekommission in der Session 1912/13 dringend zu wiederholen, daß die Königliche Staatsregierung auf die Gemeinden hinwirken möge, von der Mitarbeit der Frauen in denjenigen Zweigen der kommunalen Verwaltung, in welchen sie sich bewährt haben, mehr als bisher Gebrauch zu machen. Der Antrag ist damals nicht vor dem Plenum verhandelt worden. Wie außerordentlich wünschenswert ein derartiges Vorgehen der Staatsregierung wäre, zeigen die Widerstände, die sich der Zuwahl von Frauen in die Berliner Armendirektion entgegenstellten. Diese Widerstände traten zutage, trotzdem schon in so vielen anderen preußischen Städten Frauen erfolgreich in der Armendirektion mitwirken, und trotzdem gerade in der Reichshauptstadt die Frauen in der kommunalen und privaten Wohlfahrtspflege überaus Wertvolles geleistet haben.

Wir hoffen, daß das Hohe Preußische Abgeordnetenhaus unsere Wünsche berücksichtigen wird, um hierdurch arbeitsbereite und arbeitsfähige Kräfte dem Wohle der städtischen Bevölkerung nutzbar zu machen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst

Allgemeiner Deutscher Frauenverein
(zugleich) Verband für Frauenarbeit und Frauenrechte in der Gemeinde.)
Helene Lange Jenny Apolant

Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau
Frankfurt a. M.
Dr. Margarete Bernhard.

Digitized by Google

Bücherschau

„Roßhalde." Roman von Hermann Hesse. Verlag S. Fischer, Berlin 1914. (Preis 4 *M*, geb. 5 *M*.) Es scheint, als würde Hermann Hesse mit jedem neuen Buch eindringlicher. Er versteht es, ohne alle starken, aufgetragenen Darstellungsmittel so ungeheuer intensiv zu wirken, daß man die Spannungen, Leiden und Verhängnisse seiner Menschen wie mit eigenen Nerven miterlebt. Seine Themen sind nie die großen, ausbrechenden, dramatischen Leidenschaften, die Tragödien des Willens, sondern die stillen unter der Oberfläche des Alltags sich abspielenden zähen Tragödien des Wesens. Hier ist es so: zwei Menschen, der Maler und seine Frau, sind einander fremd geworden. Man weiß nicht wodurch; sie wüßten es wohl selbst nicht zu sagen. Es ist eben gekommen, und es ist unüberwindlich. Jedes Wort des einen zum andern, jede Gebärde, jede belangloseste Handlung steht unter diesem unzerreißbaren Bann. Trennung wäre da für beide die einzige Rettung aus einem seelischen Zwang, der sie wie mit Schlingwurzeln umspinnt und erstickt. Aber zu solchem entscheidenden Willensaufschwung fehlt es am Anlaß. Das Schicksal lastet dumpf, lähmend, selbstverständlich auf ihnen. Das alles wird wesentlich aus der Seele des Mannes heraus geschildert: der Künstler, der die Höhe seines Lebens eben überschreitet und doch noch nicht gelebt hat, frei, stark, ungezwungen aus dem Vollen heraus. Er fühlt das: aber er hat einen kleinen Sohn, und den kann er nicht aufgeben, nachdem schon der ältere Bruder sich ganz zur Mutter gestellt hat. Alle seelische Spannung der Geschichte sammelt sich in diesem Verhältnis der beiden in den Bann ihrer Fremdheit unüberwindlich eingesponnenen Eltern zu dem Stück gemeinsamen Lebens in diesem Kinde, das mit all der Anmut und Frische ausgestattet ist, die Hermann Hesse seinen Kindergestalten zu geben vermag. Hier setzt dann der fatalistische Ausgang ein. Das Kind geht daran zugrunde, daß es Fessel und Hemmung ist. Die Gehirnentzündung, an der es stirbt, ist in einem tieferen Sinne nicht zufällig; sie ist ein Erkranken an der seelischen Luft, in der es lebt, an der Bedeutung eines tragischen Zuwegeseins, die sein helles, harmloses Dasein gewonnen hat.

In keinem seiner Bücher erinnert Hermann Hesse so stark wie hier an Gotthelf, nur daß der Süddeutsche durch einen etwas frischeren und naiveren Einschlag von Gemütsmächten seinem Buch einen kräftigeren Charakter zu geben vermag.

„Im Ruderboot durch Deutschland." Von Marie von Bunsen. S. Fischer Verlag, Berlin 1914. (Preis 5 *M*, geb. 6 *M*.) Das Buch ist auf zweierlei Art reizvoll: als Chronik eines Unternehmens, und als Buch. Das Unternehmen besteht in einer Ruderfahrt, die von der Verfasserin allein von Potsdam bis Wittenberge, von Wanfried bis Minden, von Brieg bis Krossen ausgeführt ist — mit nicht seltenen Nachtquartieren im Schilf. Von dieser Robinsonade erzählt nun jemand, der Kulturmensch ist, im anspruchsvollsten Sinne des Wortes: historisch, künstlerisch, literarisch so weit und intensiv gebildet, wie es nur denkbar ist auf dem Boden eines in kein Fachmenschentum und keine Berufspflicht gebundenen Lebens: In dieser Mischung liegt der unvergleichliche Reiz des Buches. Es bewegt sich in zwei Welten mit der gleichen lebendigen Vertrautheit. Es erzählt vom Morgengrauen über dem Fluß, von der nächtlichen Sternenparade, von großen Elbkähnen mit flatternder Wäsche und Blumenkästen voll blühender Kresse, von Ochsen in der Schwemme, von Mücken, Wegwarte und Heuwiesen. Aber ebenso von dem gebildeten Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, Herders Patron in Bückeburg, von Katten und Hermunduren, von Hans von Schweinichen und der edlen Kultur klassizistischer und barocker Schlösser — eine unerschöpfliche Fülle lebendiger historischer Erinnerung durchwebt mit Beziehungen zu allen geistigen Gegenwartsmächten: Nietzsche, Rilke oder Adolf Harnack. Das alles gibt zusammen eine besondere neuartige Lebenseinheit von Natur und Zivilisation. Man sieht, daß es die Zivilisation ist: die bewußte Trainierung der Muskeln, der Nerven und Sinne, durch die sich der Mensch unserer Zeit die Natur in neuer Weise erschließt, sich dem Verkehr mit ihr körperlich gewachsen macht und ihr sinnlich-seelisch näher kommt. Durch diese Betrachtungsweise ist das Buch noch mehr als eine reizvolle Unterhaltung: es ist Ausdruck für eine große, schöne, hoffnungsfrohe Richtung unserer Zeit.

„Heines Briefe." Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Hugo Bieber. Mit 17 Bilderbeigaben in Kunstdruck und einer Handschriftenprobe. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig. (Preis geb. 4 *M*, in Halblederband 5,50 *M*.)

„Goethes Briefwechsel mit einem Kinde." Seinem Denkmal. Von Bettine von Arnim.

Digitized by Google

Neu herausgegeben und eingeleitet von Heinz Amelung. Mit den Bilderbeigaben der Originalausgabe und dem Porträt der Verfasserin in Kunstdruck. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Leipzig. (Preis geb. 4 *M*, in Halbleder 5,50 *M*.) Der Bongsche Verlag hat schon einer Reihe der von ihm veröffentlichten mustergültigen Klassikerausgaben einen Briefband beigegeben, der als Ergänzung und Kommentar zu den Werken ebenso wertvoll erscheint wie als selbständiges Buch. Die beiden neu erschienenen Briefbände dürfen auf ein ganz besonderes Interesse rechnen. Den Heinebriefen geht eine gut orientierende Einleitung voraus, die von vornherein die richtige Einstellung für die Lektüre der gut ausgewählten Briefe gibt, deren Verständnis durch die hier ganz unerläßlichen Anmerkungen erleichtert wird. Unter den Bilderbeigaben dürften neben den verschiedenen Heineporträts die Reproduktionen der Zeitbilder von „Unter den Linden" in Berlin und des Jungfernstiegs in Hamburg besonders interessieren. — Der immer wieder reizvolle Briefwechsel der Bettina ist hier in besonders geschmackvoller Ausgabe und mit den Bilderbeigaben des Originals geboten. Die Einleitung gibt das wesentlichste für die Einführung.

„Arthur Kampf." Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. 14 Kunstblätter nach den schönsten Werken des Meisters mit einem Geleitwort von Alexander Troll. Verlagsanstalt Jos. Scholz in Mainz. (In Karton geh. 1 *M*.) Das hübsche Heft bringt Reproduktionen einiger der Bilder, in denen Kampf die Höhepunkte unseres nationalen Lebens wiedergibt, u. a.: Otto I. und Editha, Otto I. und Adelheid nehmen Abschied von Edithas Grabe, Otto I. zieht in Magdeburg ein, Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege, Einsegnung der Freiwilligen 1813, Volksopfer 1813, Aufbahrung Kaiser Wilhelms I. Dazu kommen einige seiner charakteristischen Volksszenen.

„Eine Heldin unter Helden." (Aus klaren Quellen, Band 8.) Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart. (Preis eleg. geb. 3 *M*.) Das schon früher von uns besprochene Buch über Florence Nightingale erscheint hier in neuer Auflage; ein erfreuliches Zeichen für das Interesse, das diese gute, als „Jungmädchenbuch" zu empfehlende Darstellung gefunden hat.

„Schaffen und Schauen." Als Führer ins Leben für die deutsche Jugend. Band I: Von deutscher Art und Arbeit. 3. Auflage. B. G. Teubner Verlag. Leipzig und Berlin. (Preis geb. 5 *M*.) Das Buch, dessen 14. bis 21. Tausend bereits gedruckt werden konnte, will als Nachschlagebuch der deutschen Jugend zum Verständnis deutscher Art und Arbeit helfen. Zu diesem Zweck führt es in guter und gründlicher Darstellung das deutsche Land und Volk und Reich, die deutsche Volkswirtschaft in allen ihren Zweigen, Staat und Staatsbürger in ihren wesentlichen Bezeichnungen und Organisationen dem jungen Leser vor. Auch für die Berufswahl kommt es durch knappe, das Nötigste gebende Orientierung in Betracht. Das Buch darf warm empfohlen werden.

„Meyers Orts- und Verkehrs-Lexikon des Deutschen Reichs." Fünfte, vollständig neubearbeitete und vermehrte Auflage. Auf Grund amtlicher Unterlagen von Reichs-, Landes- und Gemeindebehörden herausgegeben von Dr. E. Uetrecht. Mehr als 210 000 Artikel und Verweisungen mit 51 Stadtplänen, 19 Umgebungs- und Übersichtskarten sowie einer Verkehrskarte und vielen statistischen Beilagen. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. (2 Bände in Leinen geb. zu je 18 *M*.) Die fünfte Auflage des ehemaligen Neumannschen Nachschlagebuchs ist als ein völlig neues Werk zu bezeichnen. Es verzeichnet zum ersten Male in der Literatur sämtliche im Deutschen Reich gelegenen Wohnstätten bis herunter zum Einzelgehöft. Betrug früher die Zahl der Artikel und Verweisungen etwa 75 000, so ist sie jetzt auf mehr als 210 000, also auf fast das Dreifache des früheren Umfanges gestiegen. Bei jeder Siedelung sind alle die mannigfaltigen Fragen, die sowohl an ein Orts- als auch an ein Verkehrslexikon billigerweise gestellt werden können, knapp, treffend und zuverlässig beantwortet. Die topographische Lage und politische Zugehörigkeit, Einwohnerzahl nach den amtlichen Ergebnissen der Volkszählung von 1910, das zuständige Gericht, Bezirkskommando, Standesamt, alle Reichs-, Landes-, Gemeindebehörden, Vertretungen fremder Mächte, Bildungsanstalten, Museen, Wohlfahrtseinrichtungen, Banken und Gesellschaften, die Hauptzweige von Industrie und Handel, Garnison, Servisklasse, die zum Ort gehörigen Wohnplätze: alle diese und noch viele andere Dinge sind peinlich genau aufgeführt. Als Verkehrslexikon gibt das Werk auch darüber Auskunft, ob ein Ort Post-, Telegraphen-, Fernsprech-, Bahn-, Postwagen-, Auto- und Schiffsverbindung besitzt, oder wo sich die zuständigen Anstalten befinden. Ausführlich sind auch die Wasserstraßen des Deutschen Reichs behandelt. Die betreffenden Artikel enthalten Vermerke über ihren Lauf, ihre Abzweigungen, Höhenmarken, Kilometerlängen, Schleusen, Angaben über Art der Schiffahrt, Abgaben, Flößerei. Eine Übersicht über sämtliche Wasserstraßen gibt die Karte „Schiffbare Wasserstraßen". Besonders sei noch des beigegebenen wertvollen Apparats von 51 Plänen der Großstädte mit Straßenverzeichnissen, 19 Übersichtskarten, einer großen Verkehrskarte und vielen statistischen Beilagen gedacht. Das auf Grund amtlichen Materials bearbeitete Werk wird jedem an Handel und Wandel Interessierten unentbehrlich sein.

„Vaterländisches Bilderwerk", herausgegeben von Wilhelm Kotzde. Band 10: Es braust ein Ruf wie Donnerhall. (1870/71 Band I.) Bilder von Angelo Jank. Band 11: Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm (1870/71 Band II). Bilder von Angelo Jank. Band 12: Der Einheit Bund getauft mit Heldenblut. (1870/71 Band III) Bilder von Angelo Jank. Verlag von Jos. Scholz in Mainz. (Preis pro Band 1 *M*.) Die Heldentaten des großen Jahres sind in den hübschen Bänden der deutschen Jugend in Wort und Bild packend dargestellt.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Im **Verlage von B. G. Teubner in Leipzig** sind nachstehende Werke zur Ausgabe gelangt.

H. Bohnstedt, Jugendpflegearbeit. Ihre praktischen Anfänge und geistigen Werte.

Heydtmann-Keller, Deutsches Lesebuch für den Unterricht in der Literaturkunde. Verkürzte Ausgabe. 1. Teil.

G. Kerschensteiner, Wesen und Wert des naturwissenschaftlichen Unterrichtes.

Hauswirtschaftslehre mit einem Abriß der Volkswirtschaftslehre und Gesetzeskunde als Anhang auf Grund der Hauswirtschaftslehre von G. Luneburg von Hermann Laue, Rektor in Nowawes.

J. Keller, Wie unsere Schulkinder die Außenwelt erfassen, eine psychologische Studie.

Dr. Karl Raßfeld und Hermann Wendt, Grundriß der Pädagogik für Lehrerinnen-Bildungsanstalten und zum Selbstunterricht.

Joh. Müller, Erste Hilfe bei Unfällen in Schulen, Turn-, Spiel-, Schwimm- und Sportvereinen, auf Wanderfahrten und in der Jugendpflege.

Deutsche Bildung, drei Reden: Die Kulturwerte der deutschen Sprache von Friedrich Kluge; Die Gestaltung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen von Klaudius Bojunga und Carl Dietz.

Lehrbuch der deutschen Literatur für höhere Mädchenbildungsanstalten von Stohn-Violet.

Student und Pädagogik. Erste studentisch-pädagogische Tagung zu Breslau am 6. und 7. Oktober 1913.

Vom Wissen zum Glauben, Grundlagen einer einheitlichen Welt- und Lebensanschauung von einem Gottsucher.

Kultur und Fortschritt. Verlag Felix Dietrich. Gaußsch bei Leipzig. Heft 453. Herzfelder, Henriette: Das Recht des unehelichen Kindes im neuen schweizerischen Zivilgesetz. (25 ₰).

Heft 455/56. Adelsdorff, Dr. Walter (Berlin): Gewerbsmäßige Kinderarbeit. (50 ₰).

Heft 416/17. Frieda Rabel: Die uneheliche Mutter in der Dichtung und im Leben. (25 ₰).

Heft 419/20. Dr. Johannes Schellwien: Wirtschaft und Mode. Eine volkswirtschaftliche Studie. (25 ₰).

Heft 422 24. Victor Noack: Schlafstelle und Chambregarnie (Ledigenheime). Ein Stück großstädtischen Wohnungselends (75 ₰).

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort wird für ein Lyzeum in größerer Stadt in Ostpreußen eine erfahrene, evangelische Lehrerin mit guten Sprachkenntnissen gesucht. 23 Stunden in der Woche, Gehalt 1700 ℳ, evtl. mehr.

2. Sofort sucht adlige Familie in Mitteldeutschland für drei Mädchen von 9, 11 und 13 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung und guten Sprachkenntnissen. Musik ist Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

Gymnasialkurse für Frauen.

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Vorbereitung a. d. Reifeprüfung in 4 ansteigend. Jahresklassen.
Aufnahmebed.: 9 J. höh. Mädchensch. Beginn **Michaelis.**

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.
Beginn **Ostern.**

Für Auswärtige wird gute Pension nachgewiesen.
Prospekte. — Sprechzeit Dienstags und Freitags 5–6.

Berlin W., Keithstrasse 11 **M. Strinz,** Direktorin.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Frauenbildungs-Verein Frankfurt a. Main.

Mitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes, Unterweg 4.

Im Kindergärtnerinnen-Seminar werden Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen (Leiterinnen für Kindergärten, Horte, Kinderheime usw.) mit staatlicher Abschlußprüfung ausgebildet. Diese Ausbildung ist ihrer Vielseitigkeit wegen die günstigste Vorbildung für die verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete. Beginn: April und Oktober. Dauer der Kurse $1\frac{1}{2}$ resp. $2\frac{1}{2}$ Jahre. Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung bietet die Haushaltungsschule des F.-B.-V., ebenfalls Unterweg 4. Pension im Hause.

E. Schwarz, Leiterin des Seminars. **E. Hopps,** Leiterin der Haushaltungsschule

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge, geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place. Bryanston Square, London W.**

Digitized by Google

3. Sofort sucht Familie in Südrußland für zwei Mädchen von 8 und 13 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Perfektes Französisch, sowie Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Sofort wird in gräfliches Haus in Ostpreußen eine erfahrene, evangelische Lehrerin gesucht für fünf Kinder von 14, 13, 11, 10 und 8 Jahren (zwei Unterrichtsstufen) Sprachen im Ausland, sowie Musik Bedingung. Gehalt 1440 ℳ und freie Station. Hauslehrer dort.

5. Sofort sucht adlige Familie in Berlin eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung und guten Sprachkenntnissen für ein Mädchen von 13, einen Knaben von 6 Jahren (gute Familie ist Bedingung). Gehalt bei freier Station 1200 ℳ

6. Sofort sucht Familie in Südafrika für drei Knaben im Alter von 8 bis 13 Jahren eine evangelische geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Sprachkenntnisse, Latein sowie Musik Bedingung. Gehalt bei freier Station 1200 ℳ

7. Zum 1. Mai sucht Rittergutsbesitzersfamilie in Rußland für einen Knaben, 7 Jahre, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Eventuell kommt noch ein 10jähriger Knabe hinzu. Einem 16jährigen Mädchen sind Klavierstunden zu erteilen. Latein bis Quinta ist Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Zum 1. Juni sucht Arztfamilie im Rheinland für einen Knaben 5½ und zwei Mädchen 9 Jahre alt (Zwillinge) eine evangelische geprüfte, Sprachlehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Zum 1. Juli sucht Familie in Russisch-Polen für einen 8jährigen Knaben eine geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gute Sprach- sowie Musikkenntnisse sind Bedingung. Gehalt 1800 ℳ und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt bei

von B. G. Teubners Verlag in Leipzig und Berlin betr. Aus einer Kinderstube, Tagebuchblätter einer Mutter. Bearbeitet von Toni Meyer. Geheftet M. 2.—, gebunden M. 2.50, sowie sonstiger Verlagswerke.

Wir bitten, die Beilage besonders zu beachten.

Für **vornehme Frauenzeitung** welche insbesondere den Bedürfnissen und Interessen der gebildeten Frauen auf dem Lande dient, wird

erfahrene konservativ gerichtete Redaktrice

zum 1. Juli d. J. gesucht, die Beweise erfolgreicher Redaktionstätigkeit beibringen kann. Eventuell Lebensstellung. Anfangsgehalt Mk. 3000, später Gewinnbeteiligung.

Ausführliche Bewerbungen unter **H. 6204** durch den Invalidendank, Berlin W. 9.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule

für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

LEIPZIG, Keilstr. 12. Leiter: **Dr. J. Busilk.**

Bisher hat die Schule 112 Damen ausgebildet. Ausf. Prosp. u. Jahresber. frei.

Evang. Pröbelseminar, Cassel.

I. **Anerkannte Frauenschule.**

II. **Anerkanntes Seminar f. Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.

III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**

Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.

Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer**, Generalsuperintendent.

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,

die zum Studium des Französischen nach Paris gehen.

8 Rue Villejust 8.

Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte.)

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.

Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.

Examen: Ostern. Anfang: Juli.

Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.

Antonie Pflücker, Officier d'Académie.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Garantierter **Honig** Schleuderhonig, sehr feinschmeckend, goldgelb, 9 Pfund netto 8,50 M. fr. Nachnahme. Nichtgefallendes nehme fr. zurück. Imkerei **Gevers**, Schneverdingen (Lüneburger Heide).

W. Moeser Buchdruckerei — Sep.-Konto „Die Frau"

BERLIN S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35

Von nachstehenden Artikeln unserer Zeitschrift „Die Frau" haben wir Separatdrucke herstellen lassen:

Helene Lange:

Die Verbreiterung des vierten Weges 20 Pfg.

Der Weg zum Frauenstimmrecht 20 Pfg.

Dieselben sind durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung obiger Preise zuzüglich 5 Pfg. Porto direkt vom Verleger zu beziehen.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Stadtbibliothek Leipzig

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 9

Juni 1914

Der Frauenweltbund in Rom.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Wir kennen Rom nur als Museum. Wir suchen dort die Vergangenheit. Und der moderne Italiener erscheint uns als mehr oder weniger anmutige Staffage alter Mauern und zerbrochener Säulen, — etwa so wie die Mohnblumen, die jetzt aus allen Spalten der Monumente an der Via Appia quellen, oder die Rosen an den Mauern des Palatin. Wir sehen das Volksleben wie eine Folge von Genrebildern, eigens gestellt, um unseren Sinnen den besonderen Eindruck südlichen Lebens zu geben, den unsere Phantasie sucht und von dem unsere Erinnerung zehren soll.

Wie unrecht tun wir damit dem modernen Italien! Wer kennt es eigentlich? Man kennt England und Frankreich, Schweden und Österreich als Länder aktuellen Lebens, aktueller Probleme und Leistungen. In den Augen des Fremden fällt über den Italiener der Schatten seiner Vergangenheitsschätze und verdunkelt uns *seine* Gegenwart. Der Fremde sieht nicht ein modernes Volk, das seine wirtschaftlichen und sozialen Fragen nach ähnlichen Methoden in die Hand nimmt wie andere moderne Großstaaten. Er sieht überhaupt nicht *den* Staat, *die* Gesellschaft mit ihren Leistungen, sondern wie gesagt, Familien und Einzelmenschen, die wie in einer Art von harmlosem, heiterem oder elendem Naturzustand leben, den wir wie ein Wunder bestaunen.

Es war uns allen zuerst ein merkwürdiger Gedanke, nach Rom für eine gemeinsame moderne Arbeit zu kommen. Zumal zu diesem Frauenweltbund, dessen Wesen selbst etwas Unhistorisches, Rationalistisches, Unorganisches an sich hat, das wir immer erst überwinden müssen, ehe wir den Weg gemeinsamer Arbeit klar vor uns sehen. Was haben wir eigentlich gemeinsam — wir älteren Nationen — mit einer Australierin, der das Thermenmuseum mit der Juno Ludovisi und dem Diskuswerfer nichts ist als eine befremdende Ansammlung von »broken stones«, die gar nicht weiß, was für eine reale Macht das Wort „Vergangenheit" in unserem Geschmack, unseren Überzeugungen und Wertungen bedeutet? Wäre unsere Frauenbewegung

Digitized by Google

nichts anderes als ein Programm von einzelnen Spezialreformen — etwa des Arbeiterschutzes oder der Auswandererfürsorge —, so würde dieser klaffende Gegensatz der ganzen Kulturauffassung nichts ausmachen. In all solchen Sozialreformen läßt sich ganz gut international arbeiten. Aber die Frauenbewegung ist eben doch ihrem Wesen nach mehr. Alle ihre inneren Fragen sind Kulturfragen, eng verwachsen mit den imponderablen Empfindungen, die unsere Haltung zu all dem bestimmen, was mehr ist als schematische Regelung äußerer Verhältnisse. Darum spielen in der Tat bei der gemeinsamen Arbeit diese unüberbrückbaren Unterschiede des Kulturempfindens eine Rolle. Sie bilden deutliche Gruppen innerhalb des Frauenweltbundes, Gruppen der Nationalitäten — aber auch der Persönlichkeiten.

Von dem letzten sei zuerst gesprochen. Mir ist stärker als je zuvor — durch die internationale Anhäufung — das Vorhandensein eines bestimmten, nicht sehr häufigen, aber stark hervortretenden Typus von Frauen in der Frauenbewegung klar geworden. Ich kann ihn am besten schildern durch die Beschreibung einer Diskussion, die sich nicht bei den Verhandlungen des Frauenweltbundes, sondern bei dem daran anschließenden, von den Italienerinnen veranstalteten internationalen Kongreß abspielte.

Die italienische Generalreferentin über das Thema der Bewertung der Hausfrauenarbeit, Contessa di Robilant, nahm eine kritische Haltung zu der Vereinigung von Beruf und Ehe ein. Sie meinte, daß es unter Umständen wirtschaftlicher wäre, wenn die Frau ihre ganze Kraft ihrem Haushalt widme, als wenn sie eine immerhin schlecht bezahlte Berufstätigkeit auf Kosten ihrer Familienaufgaben ausübe. Selbst wenn diese Kritik besser gestützt gewesen wäre, als sie es tatsächlich durch zu wenige Budgets war, wäre wohl geschehen, was nun eintrat: ein leidenschaftlicher Sturm des Protestes einer Frauengruppe aus dem Publikum. Es war eine für deutsche Begriffe gelinde gesagt ungewöhnliche Szene. Die Rednerin wurde unterbrochen — nein — niedergeschrien durch einige Frauen, die nicht so viel Disziplin hatten, den Augenblick der Diskussion abzuwarten, um ihre Meinung zu äußern. Man applaudierte und zischte, stieg auf die Stühle, und erst nach geraumer Zeit gelang es der Leiterin der Versammlung, der Vorsitzenden des englischen Frauenbundes, die Ruhe wieder herzustellen und eine geordnete Diskussion zustande zu bringen. Selbst wenn man dem südlichen Temperament etwas von der Leidenschaft zugute rechnet, mit der nun das Ideal der erwerbenden Ehefrau vertreten wurde: man kann nun einmal die damit zusammenhängenden Probleme nicht dadurch beseitigen, daß man sich entrüstet und auf den Tisch paukt und es abwechselnd für eine Forderung der „Würde" der Frau und für eine unabwendbare Folge der Entwicklung erklärt, daß die Ehefrau zugleich erwerbstätig sei. Zu dem ersten Argument ist zu sagen, daß es lächerlich und anmaßend ist, den Frauen, die eine volle Lebenskraft der Familie widmen, die „Würde" abzusprechen, weil sie kein Geld verdienen, und zu dem zweiten, daß wir kein Recht haben, ohne weiteres anzunehmen, daß die wirtschaftliche Entwicklung die Tendenz zur Vermehrung der außerhäuslichen Frauenarbeit dauernd und bis zur vollen Ökonomisierung des Frauenlebens behält. Solange aber diese volle Ökonomisierung des Frauenlebens nicht als schlechthin notwendige und unabwendbare Tatsache angesehen werden kann, ist es grausam und gewalttätig, den Hausfrauenberuf herabzusetzen und den Frauen als Ideal zu oktroyieren, was die Mehrzahl von ihnen unter den heutigen Verhältnissen als Notbehelf empfinden muß. Es war sehr charakteristisch, daß eine Arbeiterin — mit der unvergleichlichen natürlichen Beredsamkeit der Italienerin und sehr viel mehr Selbstbeherrschung und guter Form als ihre Gegnerin — sich gegen die Vereinigung von Beruf und Ehe erklärte und für das einfache Hausfrauen- und Mutterideal eintrat. Gewiß — es kann und muß noch viel geschehen, um den Frauen die Vereinigung ihrer beiden Berufe, wo sie notwendig ist, zu erleichtern, gewiß, es muß alles getan werden, um dieses Doppelleben den Frauen, denen es bestimmt ist, von einer dumpf ertragenen Last zu einer klar erfaßten Lebensform zu machen, aber dazu gelangt man gewiß nicht, wenn man, alle Schwierigkeiten tendenziös übergehend oder unterschätzend, immer nur die eine

Digitized by Google

Agitationsformel bereit hält. Wer das kann, dem fehlt es eben einfach an einem Organ für die Verluste, die bei der unvermeidlichen Veräußerlichung des Frauenlebens durch die große Mehrzahl der vorhandenen Erwerbsformen auf dem Spiel stehen. Und es ist einer der peinlichsten Eindrücke, die man haben kann, wenn über solchen unsagbar folgenschweren Problemen das Kriegsgeschrei einer fanatisierten Versammlung hin und wider tönt. Stärker als je hatte man bei dieser Szene das Gefühl: wehe wenn das Schicksal unserer Bewegung einmal von diesen Frauen des unbiegsamen kulturlosen Rationalismus bestimmt werden sollte, von denen, wie es scheint, in jedem Lande einige existieren.

* * *

Bei der Gruppierung nach den Nationalitäten, die sich bei der gemeinsamen Arbeit, vor allem in der Generalversammlung des Frauenweltbundes, unwillkürlich einstellt, gibt die mehr oder weniger große organisatorische Schulung, die Gewöhnung an die vereinsmäßige Arbeit den Ausschlag. Sie ist natürlich bei den nördlichen, angelsächsischen Nationen größer. Wir Deutschen befanden uns am häufigsten in Übereinstimmung mit der englischen Delegation, die unter der Führung ihrer derzeitigen hervorragenden Vorsitzenden, Mrs. Creighton, für die Förderung der Verhandlungen in besonderem Maße wertvoll war.

Diese Verhandlungen selbst zeigten, daß der Frauenweltbund allmählich der Schwierigkeiten Herr wird, die sich einer fruchtbaren Arbeit entgegenstellen. Sie sind sachlicher und formaler Natur. Wenn der Frauenweltbund mehr sein will als ein Klub für persönliche Fühlungnahme und Austausch, wenn er sich praktische Aufgaben stellt, so ist es nicht leicht, die Gebiete ausfindig zu machen, auf denen solche Arbeit geleistet werden kann, und noch schwerer, sie sachgemäß zu organisieren. Dabei handelt es sich um zweierlei: um eine mehr wissenschaftliche und um eine rein praktische Arbeit. Es gibt einige unmittelbar praktische Aufgaben, die durch internationale Zusammenarbeit — und nur so — geleistet werden können. Einige von solchen standen diesmal auf der Tagesordnung — andere, z. B. die Bekämpfung des Mädchenhandels — gehören schon lange zum Arbeitsplan des J. C. W. Im Zusammenhang mit diesem Problem stand ein Antrag: der Frauenweltbund möge auf ein internationales Gesetz für die Regelung der Stellenvermittlung hinwirken, das besonders den nationalen Stellenvermittlungen gewisse gleichmäßige Bedingungen betr. die Stellenvermittlung an Minderjährige auferlegt. Zu dieser Frage liegt eine gute Vorarbeit des Vereins der Freundinnen junger Mädchen vor, der als Grundlage die Bestimmungen der verschiedenen Länder zusammengestellt hat, und ein Gesetzentwurf aus der Schweiz, der als Muster einer solchen internationalen Regelung gelten kann. Die Schwierigkeit wird darin bestehen, daß innerhalb der einzelnen Länder die Stellenvermittlung bisher noch fast nirgends gesetzlich geregelt ist, und daß eine internationale Regelung wohl der nationalen als notwendiger Basis bedürfen wird.

Auf dem Gebiet internationaler Konventionen liegt noch eine andere Forderung, die zum Schutz der Frauen und Kinder gestellt wurde: es mögen richterliche Entscheidungen in Alimentationsfragen oder ähnlichen Klagen verlassener Frauen und Kinder, die in einem Lande gefällt sind, in einem anderen ohne weiteres vollstreckbar sein.

Eine sehr eingehende Diskussion erfuhr ein Antrag auf Anstellung von Schiffsmatronen — Frauen, die zugleich eine vorbeugende und repressive Aufgabe dem Mädchenhandel gegenüber haben, aber auch sonst sich der Fürsorge für die jungen Mädchen auf den transatlantischen Dampfern widmen sollen. Solche Matronen hat man z. B. in Dänemark auf den vier großen transatlantischen Schiffen, die das Land besitzt, und man hat die besten Erfahrungen damit gemacht. Die Nationalbunde haben sich sämtlich verpflichtet, für die Anstellung solcher Schiffsmatronen zu wirken, und es ist wohl zu erwarten, daß aus der internationalen Konkurrenz ein Ansporn zur Verwirklichung dieses Plans hervorgeht.

Digitized by Google

Was hier gefordert wurde, stellte immerhin nur eine Einzelmaßnahme dar in einem großen Problem, das nur auf internationaler Basis sachgemäß behandelt werden kann: der Schutz der Einwanderer und Auswanderer. Leider ist die Kommission des Frauenweltbundes, die für diese praktisch wichtigste Aufgabe gegründet wurde, bis jetzt zu einer eigentlichen Wirksamkeit noch nicht gekommen. Die Verhandlungen der diesjährigen Sitzungen haben aber sicher vielen Teilnehmern die praktische Bedeutung internationaler Aktionen auf diesem Gebiet gezeigt und damit nach mancher Richtung zu tatkräftiger Initiative angeregt. Das war besonders den anwesenden Vertreterinnen der Vereinigten Staaten zu danken, von denen die eine, Mrs. Waller Barrett, als Vorsitzende des amerikanischen Frauenbundes, mit direkten Anregungen ihrer Regierung kam, und eine andere, Miß American aus Chikago, unmittelbar aus der Arbeit in der schwierigen Fürsorge für die Einwanderer urteilen konnte. Da Deutschland im Augenblick nur eine geringe Auswanderung hat, ist sein praktisches Interesse an dem Problem nicht so sehr groß. Immerhin sind wir etwa in derselben Lage wie Holland, dem als Durchgangsland gewisse Aufgaben sozialer und hygienischer Fürsorge erwachsen, und dessen Frauenorganisationen bisher entschieden ein regeres Interesse an dieser Sache gezeigt haben als bei uns in Deutschland.

Gehen wir von diesen im eigentlichsten Sinne internationalen Arbeitsgebieten zu solchen Fragen über, in denen die internationale Bekräftigung gewisser Frauenforderungen eine mittelbare Bedeutung für die Arbeit der Nationalbunde hat, so bietet sich hier schon eine breitere Fülle der Möglichkeiten. Man kann sagen, daß nach dieser Richtung der Nutzen noch nicht voll verwirklicht ist, den man aus dem internationalen Austausch ziehen könnte. Hier liegt die wesentliche Bedeutung der Arbeit der Kommissionen. Die Erziehungskommission hatte z. B. diesmal Berichte aus allen Ländern eingefordert über die Maßnahmen zur Behandlung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend. An sich kann eine solche Aufgabe selbstverständlich vollständiger und sachgemäßer von internationalen Fachorganisationen, wie sie ja tatsächich existieren, gelöst werden. Aber die Bedeutung solcher Arbeiten innerhalb des Frauenweltbundes liegen doch darin, daß es nicht nur die wissenschaftlich, sondern die praktisch interessierten Kreise sind, denen auf diese Weise der Vorteil und die Anregung auswärtiger Reformen vermittelt wird, und außerdem liegen innerhalb dieser allgemeinen Probleme immer solche, die die Frauen in besonderer Weise angehen und für deren Behandlung deshalb eben hier der Platz ist. Solche Fragen herauszufinden und ins Licht zu setzen, wäre Sache der Kommissionen. Ein Beispiel: wir stehen in Deutschland momentan in einer lebhaften Bewegung für die Zuziehung von Frauen als Schöffen bei den Jugendgerichten. In anderen Ländern, z. B. in Italien und in Ungarn, stehen neue Gesetze für die Behandlung der kriminellen Jugend bevor — wieder andere, wie ja vor allem die Vereinigten Staaten, haben die Institution der Jugendgerichte schon seit lange eingeführt. Wenn statt der naturgemäß nur sehr skizzenhaften Berichte über das ganze große Gebiet z. B. aus den einzelnen Ländern sehr exakt die Art der Mitarbeit der Frauen speziell in rechtsprechender Eigenschaft dargestellt würde, so würde das sicher ein ganz spezielles Arbeitsgebiet der Nationalbunde sehr fördern und bereichern. An solcher Konzentration auf die eigentlichsten Probleme einer Frauenorganisation, deren Sinn doch schließlich in der Frauenbewegung besteht, läßt die Arbeit der Kommissionen es noch vielfach fehlen. Wenn z. B. für das nächste Geschäftsjahr die Erziehungskommission die Frage des Schutzes der Jugend gegen die Kinogefahren aufgenommen hat, so ist das an sich gewiß nützlich und interessant, es gibt aber andere Organisationen, die das auch machen könnten, während eine Menge interessanter Einzelfragen speziell aus dem Gebiet der weiblichen Bildung nur an dieser Stelle bearbeitet werden können. Die Erziehungskommission hatte einen Antrag auf die Tagesordnung der Plenarsitzungen gebracht, der die Forderung staatsbürgerlichen Unterrichts für Mädchen, und zwar speziell die Aufklärung über Rechte und Pflichten der Frauen zum Ziel hatte. Der Antrag wurde einstimmig

Digitized by Google

angenommen, was im Grunde selbstverständlich war. Wertvoll aber wäre nun eine Darstellung dessen, was in dieser Hinsicht in den einzelnen Ländern geschieht, und der Methoden, nach denen dabei gearbeitet wird.

Damit habe ich schon in Einzelbeispielen den Teil der Arbeit des Frauenweltbundes berührt, der mir der wesentlichste zu sein scheint: die Arbeit der Kommissionen. Wenn es durchführbar ist, daß die Kommissionen sich durchweg aus wirklich sachkundigen und arbeitswilligen Vertreterinnen der Nationalbunde zusammensetzen, und wenn es gelingt, die Kräfte, die hier von den Nationalbunden zur Verfügung gestellt werden, durch gute Organisation auszunutzen, so könnte der Frauenweltbund sehr Gutes leisten. Bis jetzt fehlte es fast überall (die Erziehungskommission machte eine Ausnahme) an einer ausreichenden Vorbereitung der Sitzungen. Es ist das allerdings eine Aufgabe, die besonderes Geschick erfordert. Da die Kommissionen für gewöhnlich höchstens alle zwei Jahre einmal tagen, und auch dann oft nicht von ihren eigentlichen Mitgliedern, sondern häufig nur von Stellvertretern besucht sind, da nicht nur die Verschiedenheit der Sprache, sondern fast mehr noch die Unterschiede der nationalen Institutionen auf den einzelnen Gebieten die Verständigung erschweren, so sind in der Tat reichlich Hemmungen vorhanden, die selbst der arbeitswilligen Vorsitzenden oft die Durchführung ihrer Aufgabe unmöglich machen. Vielfach fehlte es aber noch an der richtigen Auffassung darüber, daß und wie die Kommissionen arbeiten sollten.

Um hier einen gleichmäßigen Standard zu schaffen, hat der deutsche Bund eine Geschäftsordnung für die Kommissionen zusammengestellt und eingebracht, die auch mit einigen Modifikationen angenommen wurde. Es ist außer den bestehenden eine neue Kommission für die Frauenarbeit begründet worden, auf Antrag des Bundes französischer Frauenvereine. Als Vorsitzende dieser Kommission ist Frau Dr. Altmann-Gottheiner gewählt. Hoffentlich wird es möglich sein, auf diesem Gebiet, wo die Probleme für internationale Behandlung vielleicht am dankbarsten sind, durch Zusammenfassung geeigneter Kräfte wirklich Nützliches zu leisten. Denn die Kräfte *sind* da. Gerade diese Generalversammlung, ebenso wie der anschließende Kongreß, haben davon einen sehr starken Eindruck gegeben. Soweni der Kongreß aus organisatorischen Mängeln den Wert der eingereichten Referate zur Geltung kommen ließ, so zeigten doch diese selbst, wie überall die Frauenbewegung an soliden, fachlich geschulten Arbeitskräften gewonnen hat.

Damit wird sich auch ganz von selbst eine andere Arbeitsweise durchsetzen. Bis jetzt überwiegt im Frauenweltbund häufig der frauenrechtlerisch-pathetische den sachlich wissenschaftlichen Ton. Schlagworte wie: gleicher Lohn für gleiche Leistung werden mit Pathos ausgesprochen und mit unermüdlicher Begeisterung aufgenommen. Aber es ist nicht allen bewußt, wie wenig dieser programmatische Satz bedeutet gegenüber einem Mechanismus der Lohnbestimmung, der sich nach ganz anderen Gründen reguliert als nach Grundsätzen der ethischen Gerechtigkeit. Charakteristisch ist diese mehr pathetisch-agitatorische Behandlungsweise auch ganz besonders bei der Frage des Stimmrechts. Es war sehr bezeichnend, daß die ehrwürdige und immer wieder so anziehende Miß Shaw, die in einer öffentlichen Versammlung die interessante Frage behandeln sollte, ob das Stimmrecht die wirtschaftliche Lage der arbeitenden Frau in erkennbarer Weise beeinflußt habe, an dieser Aufgabe vollkommen vorbeiging und statt dessen einen ihrer immer eindrucksvollen und witzigen Agitationsvorträge über das Stimmrecht hielt. Gewiß möchten wir nicht wünschen, daß aus dieser Forderung des Stimmrechts das Pathos eines enthusiastischen Willens verschwände. Die Bewegung lebt von diesem Willen und nicht von wissenschaftlichen Feststellungen. Aber der Frauenweltbund vereinigt eben doch Arbeiter, für deren Gesinnung das Vischersche Wort gilt, daß das Moralische sich immer von selbst versteht, deren Verantwortung aber außerdem das genaue Erfassen aller tatsächlichen Faktoren erfordert, und in deren Kreis deshalb im wesentlichen ein anderer Ton herrschen muß als der der Plattform. Das gilt noch mehr für die Behandlung der Friedensfrage. Sie ließe sich wirklich ebenso fruchtbar wie

Digitized by Google

interessant gestalten, wenn etwas mehr Gewicht auf die Tatsachen als auf die Gefühle gelegt würde. Die Tatsache der internationalen Vergesellschaftung in Wirtschaft, Kultur, sozialem Fortschritt usw. ist ein unendlich stärkerer Faktor als jedes bloße Gefühlsargument. Man kann im Gegenteil beinahe sagen, daß jedes Gran Sentimentalität eine eben so große Einbuße an überzeugender Kraft und eine ebenso große Gefahr für die Wirklichkeitseinschätzung bedeutet. Je weniger vernünftige Gründe vorhanden sind gegen die Ausdehnung von Schiedsgericht und Vermittlungsverhandlungen, um so weniger ist auch der Gefühlsaufwand notwendig, mit dem diese Fortschritte von den Friedensfreunden im Frauenweltbund zum Teil vertreten wurden.

Indem ich dieses Wort: „Internationale Vergesellschaftung" niederschreibe, sehe ich mich an den Ausgangspunkt dieses Berichtes zurückgeführt — zu diesem Ausgangspunkt fast in Widerspruch gesetzt. Nirgends konnte man so stark wie auf dem historischen Boden von Rom die Gegensätze nationaler Kultur in dieser internationalen Gemeinschaft empfinden. Und doch war es eine Gemeinschaft, aneinander gebunden durch bestimmte, ihrem Wesen nach übernationale, weil im eigentlichen Grunde sittliche Ideen. Einer der stärksten Eindrücke, den man im Austausch mit den Vertreterinnen der Frauenbewegung der verschiedenen Länder immer wieder gewann, ist die überraschende Gleichmäßigkeit des inneren Fortschrittes, die Konsequenz im Ausbau der Ideen. Ein Beispiel schien mir dafür besonders schlagend. Das Thema der Bewertung der Hausfrauenarbeit stand sowohl auf der Tagesordnung des Kongresses wie auf dem Programm einer der öffentlichen Versammlungen des Frauenweltbundes. Sofern es eine Rechtsfrage umschließt: den Anspruch der Frau auf selbständige Verfügung über gewisse Einnahmen, wurde es von der Vertreterin Frankreichs, Englands, Österreichs genau in dem gleichen Sinne beantwortet, wie das Marianne Weber auf dem deutschen Frauenkongreß von 1912 formuliert hat: unbedingte Ablehnung des Gedankens einer „Entlohnung" einerseits, und andererseits Vertretung des Rechtes auf einen Prozentsatz des gemeinsamen Einkommens. Wie in diesem einen Punkt, so zeigt sich in vielen anderen eine Durchbildung des Programms, die bei aller Verschiedenheit nationaler Kulturbedingungen doch die Frauen der verschiedenen Länder unabhängig von einander zu den gleichen Zielen führt.

Das Bewußtsein dieser inneren Gemeinschaft stellte sich im Lauf der Verhandlungen immer stärker und überzeugender ein. In dem Maße, als die großen sachlichen Hemmungen der Sprache, der verschiedenen parlamentarischen Bräuche, der gegenseitigen Fremdheit überwunden wurden und man sich miteinander einarbeitete, wuchs der Glaube an die Fruchtbarkeit dieser Arbeit über das hinaus, was sie bis jetzt sein kann. Und nicht zum wenigsten ist es die Persönlichkeit der Vorsitzenden Lady Aberdeen, die durch die Wärme ihres eigenen Durchdrungenseins von der Idee des Frauenweltbundes diesen Glauben immer wieder von neuem weckt und bestärkt.

* * *

Und zu all dem bot Rom seine ernste, eindrucksvolle Kulisse. Sie war vielen von den Besuchern der internationalen Tagung zu vertraut, zu lebendig umklungen von Erinnerung, den Neulingen auf römischem Boden zu mächtig, um nicht ihr eigenes Recht zu beanspruchen. Wohl keiner hat sich der merkwürdigen Zwiespältigkeit dieser Wochen entziehen können. Es gab kein Bindeglied zwischen diesen beiden Welten. Es galt immer, sich loszureißen und gewaltsam zu befreien. Gewiß — auch dieses Nebeneinander hatte seine besondere Schönheit. Eine Mondnacht im Kolosseum — eine Fahrt in die strahlende und duftende Campagna, um deren Trümmer die Mohnblüten und die Ähren des reifenden Grases im Sommerwind wehten — ein Nachmittag auf dem Palatin — vielleicht erlebte man das alles um so tiefer und größer in diesem jähen Abstand gegen die Unruhe, den Formalismus, die Trockenheit und Anspannung geschäftlicher Sitzungen, gegen die lebendige, bedrängend vielgestaltige Gegenwart unserer ganzen Bewegung in ihrer internationalen Mannigfaltigkeit.

Digitized by Google

Etwas Besonderes und Einzigartiges aber waren die Eindrücke, in denen beides, die aktive Gegenwart und der Zauber von Roms geschichtlicher Kultur, miteinander zu einem Erlebnis verschmolzen. Die Gastfreundschaft der römischen Gesellschaft — großartig und glänzend in ihrem offiziellen, und voll Anmut in ihrem persönlicheren und intimeren Rahmen — hat uns solche unvergeßlichen Eindrücke geschenkt. Sämtliche deutsche Teilnehmer der Generalversammlung wurden von der deutschen Botschaft an einem schönen hellen Sonntag Nachmittag empfangen, konnten in dem vornehmen großen Festsaal des Palazzo Cafarelli ein Stück Heimat genießen und von der wunderschönen Gartenterrasse Palatin, Forum und Kolosseum in der Abendsonne leuchten sehen. Nirgend blühten die römischen Rosen in solcher verschwenderischen Fülle und Lieblichkeit wie in der Villa Malta, wo die liebenswürdige Gastlichkeit des Fürsten und der Fürstin Bülow der deutschen Delegation ein paar unvergeßlich schöne Stunden schenkte. Unter den herrlichen Steineichen der englischen Botschaft an der Porta Pia tagten am letzten Sitzungstage die Kommissionen im Freien. Im Giardino del Lago — dem Rosengarten der Villa Borghese — gab der italienische Bund seinen Gästen eine Fragolata, ein „Erdbeerfest". Zur üppigen Schönheit der römischen Gärten gesellen sich die Bilder der römischen Paläste, in denen wir empfangen wurden. Der pompöse Festabend im Kapitol, den die Stadt Rom veranstaltete, ist immer ein Höhepunkt des Glanzes internationaler Tagungen in Rom. Und an dieses Bild reiht sich der Eindruck des Palazzo Reale, wo die schöne junge Königin den Vorstand des Weltbundes und die Vorsitzenden der Nationalbunde empfing; diese mit Gobelins behängten Säle, vor deren schweren gedämpften Farben die weißen Azaleenbüsche wie Haufen von lichten Sternen schimmerten. Und Interieurs — ein Barockzimmer in einem der alten Paläste am Corso Umberto, Salons, Bibliotheken, in denen kostbare Schätze italienischer Kunst von dem Geschmack der Hausfrau zum Ganzen eines kultivierten Heims gefügt sind, bewahrt die Erinnerung. Alles aber, was diese Wochen an Anmut und Festlichkeit, an Schönheit und feinster Gastfreundschaft auf die Fremden häuften, erschien wie noch einmal zusammengefaßt in dem Gartenfest der Königin Mutter. Das heitere Bild dieses Gartens, in den schon mancher von den Fenstern irgendeines Hotels der Via Boncompagni bewundernd hineingesehen hat, war gesteigert durch den Festschmuck des Nachmittags: große Teppiche, die über den Sand gebreitet waren, und auf denen zwischen Wänden von blühenden Sträuchern Sessel und Tische zu einladenden kleinen Gruppen aufgestellt waren, die bunte Schar von gewiß fünfhundert Teilnehmerinnen, die rauschende italienische Musik! Und in diesem Rahmen die ehrwürdige Gestalt dieser Königin, mit dem feinen klugen Gesicht, den lebhaften Augen und der unbeschreiblichen Anmut, die jeden Gruß und jedes Wort von einer bloßen Form zu etwas Persönlichem und Lebendigem vergeistigte. Sie gab — eine ebenso anmutig erdachte wie durchgeführte Form königlicher Gastlichkeit — jedem (buchstäblich jedem persönlich) ein paar Rosen, an die eine kleine silberne Denkmünze gebunden war. Es war ein wunderschönes Bild — die Reihe der in Schwarz und Silber gekleideten Diener mit den flachen Körben voll dunkelroter Rosen, die hinter der Königin aufgestellt waren, und die Grazie, mit der diese feinen alten Hände unermüdlich aufhoben und austeilten, vor dem prägnanten, einheitlichen dunklen Hintergrund der Steineichen. Keinen Augenblick hat man das Gefühl der Zeremonie gehabt, und doch war so viel Form und Stil in jedem kleinsten Zug dieses Festes. Und wie ein Bild des Abschieds von Rom selbst erscheint sie noch einmal im Fenster ihres Palastes, wie sie, ständig grüßend und winkend, dem Zug ihrer Gäste zuschaut, die unter den Bäumen hervor die Treppe zur Via Veneto hinabsteigen.

Digitized by Google

Mode, Tracht und Persönlichkeit.

Von

H. D. Gallwitz.

Nachdruck verboten.

Vor mir liegt ein altehrwürdiges Büchlein: die obrigkeitlichen Verordnungen interner Natur für die freie Hansestadt Bremen vom Jahre 1546. In einer großen Anzahl von Paragraphen befaßt sich darin der wohllöbliche Rat mit der Feststellung dessen, was an Kleidung für die Klassen und Stände seiner Untertanen als zulässig zu erachten sei, bzw. was zu verbieten. Den Anstoß zu diesen ins einzelne gehenden Vorschriften hat, so geht es aus der Einleitung hervor, das Überhandnehmen eines Luxus gegeben, von dem die Väter der Stadt befürchteten, daß er mancherlei irdische und himmlische Unannehmlichkeit nach sich ziehen könnte. In der Begründung des Verbotes einer zu kostspieligen Kleidung (in der Fassung einer späteren Übertragung aus dem niederdeutschen Original) heißt es: „.. daß dadurch zuforderst Gott der allmechtige zu zorn und straf gereitzet und zu einziehung seines segens bewogen, dann auch gemeine bürgerschaft durch solche übermeßige schwere unkosten erschöpfet werde." Empfohlen wird, daß man die Kleidung „mit meßigkeit gebrauchen und lieber zu wenig als zu viel drin thun solle...."

Die sehr ins einzelne gehenden Vorschriften sind für vier streng voneinander gesonderte Stände gedacht und gegeben. Zum ersten Stand gehörten die Bürgermeister, die Ratspersonen und ihr Anhang, — zum zweiten die Elterleute, Gelehrten und vornehmen Kaufleute, — zum dritten die in Zünften Befindlichen, auch die Schiffer, geringeren Kaufleute und Höker, — zum vierten die Kahnführer, die Boots-, Schiff- und Fuhrleute, Taglöhner, Maurer, Zimmerleute, Knechte und Mägde.... Es heißt aldann in den Verordnungen: „.. Zierrath und Geschmeide, das dem ersten Stand von allen zu tragen erlaubt ist, darf für diesen Stand nicht den Geldwerth von 150 Rthlr. übersteigen; bei den Jungfrauen nicht den von 40 Rthlr. Bei dem zweiten Stand ist die Höchstgrenze des Zulässigen auf 100 Rthlr. bzw. 25 Rthlr. festgesetzt; auch dürfen hier die Frauen Schmuck nur an „haupt und fingern, nicht aber an hals, brust und armen tragen." Ebenfalls nur für die beiden ersten Stände erlaubt ist das Tragen „von gülden und silbern laken (eine Art von Überkleidern), wie auch stick, bordürenwerk von gold und silber, knüppels, posamenten, bögenwerk und schlüffeln pur oder mit seide vermengt. Desgleichen zwiefache kragen und handschläge, während dem dritten und vierten standt vierkantige und einfache kragen und keine handschläge zu tragen erlaubet seyn soll." .... Weiter heißt es: „denen zum vierten standt gehörigen soll demnach alles seiden zeug zur kleidung und tuch verbotten und kein wandt oder tuch über anderthalb Rthlr. wehrt an mantel und kleidung; dem frawlichen geschlecht dieses standtes

Digitized by Google

auch nur triep, wandt und grobgrün zu leibstücken oder mantelken und mantelgrobgrün fors beste zu röcken und nur drei triepen oder wollen schnüre darauf zugelassen sein, bei straff auf jedes stück, das wider die ordnung ist von 5 Rthlr. Bawen (eine Art von angeschnittenem Zipfel) und flieger sollen diesem standte gleichfalls gänzlich verbotten seyn.“....

Soweit die Vergangenheit.

Nun ein Gegenwartsbild.... In den raffiniert luxuriösen Verkaufsräumen der ersten Konfektions- und Modewarengeschäfte in unsern großen Städten herrscht lebensgefährliches Gedränge. Es ist Saisonausverkauf. In den Auslagen der Schaufenster dienen kleine Zettel an den Waren dazu, der Menge die Preisherabsetzungen mitzuteilen; mit andern Worten, die Abstürze der ausgestellten Stücke aus den Regionen des Exklusiven in jene des lächerlich Preiswerten und für alle Welt Zugänglichen zu konstatieren.... Drinnen kämpft ein buntgewürfeltes Publikum um die Tische und Stände, auf welchen die halb verschleuderten Waren sich häufen. Frau X. kriegt für die vierzig Mark, die sie anzulegen hat und die ihrem Niveau entsprechen, einen Mantel aus hellem Tuch mit Goldapplikationen, der früher einmal hundertundsiebenzig gekostet hat, und kommt sich reich beschenkt vor. Sie figuriert alsdann einen Winter lang mit dem Prachtstück als täuschend elegante Erscheinung auf der Plattform der Elektrischen wenn sie ins Theater oder zum Militärkonzert fährt. Frl. Y. kauft sich einen Hut, der für die Promenadenkonzerte eines Weltbadeortes erdacht wurde und der nun ein unerfreuliches Dasein und ein frühes Ende auf Geschäftsgängen durch eine staubige Stadt findet. . . . Dann die billigen Warenhäuser. Da drängen sie sich vor den Fenstern: die Kontoristinnen, die Arbeiterfrauen, die Mädchen der dienenden Klassen und staunen und überlegen und rechnen und staunen wieder. Da locken der Mantel, das Kleid, der Hut, die die Merkmale neuester Mode und Extravaganz an sich tragen; nur ein Gesichtspunkt scheint für ihre Herstellung Gültigkeit gehabt zu haben: daß ihre Materialien und sie selbst auf fünfzig oder auf hundert Schritt Entfernung eine Spur von Illusion zu erwecken vermögen, als wären sie etwas Wesensähnliches wie jene andern Stoffe und Kleidungsstücke von der teuern Seite des Lebens. Eine plundrige Halbseide, sogenannte „Kunstseide“, die kostbares Gewebe vortäuschen möchte, und problematische Wollstoffe, die die Merkmale feiner Tuche plump nachzuäffen versuchen.

In dem „alles für alle“, das aus dieser Erscheinung spricht, liegt nichts Vereinigendes, Überbrückendes für die Klassen und Stände. (Ist es ja doch auch nur eine lügenhafte Gleichheit, die erreicht wird.) Wir haben hier vielmehr den Ausdruck eines ungezügelten und voraussetzungslosen Begehrens, das keine Schranke von Vermögen, Klasse, Stand und Sitte mehr anzuerkennen vermag. Eine unschöne, vielleicht die unschönste Begleiterscheinung der großen Individualitätsströmung, die den Geist der letzten Jahrzehnte durchflutete. Wo jeder sich nur für sich allein fühlte und sah und außer Zusammenhang mit seinesgleichen gesehen und geschätzt werden wollte. Wo als Kehrseite eines Strebens, das dem einzelnen Möglichkeiten gab, sich weit über seine ursprünglichen Grenzen von Herkommen und Lebensverhältnissen zu erheben, der Hang groß wurde, durch die äußerliche Aufmachung sich den Anschein zu geben, als stünde man auf einer sehr viel höheren sozialen Stufe, als es in Wahrheit der Fall war. Der neuzeitlichen Neigung, sich über den Stand anzuziehen, wurde die Frage: warum sollte ich es nicht tun? um so leichter bejahend

Digitized by Google

beantwortet, als eine leistungsfähige Industrie alles daransetzte dieser Neigung die Wege zu ebnen.

Der Individualismus trieb den bösen Geist engbemessener Vorschriften und Schranken von sich aus; aber auch er tat es durch die Kraft eines Beelzebub; durch den bösen Geist: die Mode. In dem Augenblick, da das Ideal, durch die von der Kleidung ausgehenden Eindrücke eine höhere soziale Stufe markieren zu wollen, Gestalt gewinnt, verfällt man ihrer Herrschaft. Sie, die Mode ist es nun, die unerbittliche Gesetze diktiert, deren Befolgung eines der äußerlichen Merkmale der höheren Gesellschaftsschichten ist. Wer hätte nicht schon unter ihrem Zepter und seinen Weiterungen geseufzt?! ....Man hat beispielsweise ein Kleid, das einem wert ist durch seinen Stoff oder auch durch die Farbe oder dergleichen; es ist vertragen, man möchte noch einmal ein solches Kleid haben. Keine Möglichkeit; der Artikel ist erledigt; die Mode verlangt zurzeit anderes und die Lieferanten müssen im eigenen Interesse ihre gehorsamen Diener sein.... Oder: man möchte einen gestreiften und gerauhten Stoff kaufen, aber man muß einen karrierten und glatten nehmem, denn „man" trägt es jetzt so.

Wer kennt sie nicht, die Nöte, die es verursacht, bis man in jeder neuen Jahreszeit aus dem, was die Mode vorschreibt, schließlich das herausgefunden hat, was einem als mit sich selbst ungefähr vereinbar erscheint. Denn diese Tyrannin bleibt nicht beim Äußerlichen der Kleidung stehen, sie diktiert mit den Hüten auch die Haartracht und mit dem Kleiderschnitt die Figur — soweit die stählerne Energie des Korsetts das fertig bringt..... Es hilft nichts, wollte man sich ernsthaft ärgern solchen Anmaßungen unserm freien Menschentum gegenüber, oder versuchen sie auf eine andere Weise strafen zu wollen, als indem man sie mit kühlem Gleichmut behandelt. Die Wesenserscheinungen der Mode sind ein Stück des jeweiligen Zeitgeistes und damit vom einzelnen aus unbesiegbar. Sie wachsen aus tiefliegenden Wurzeln empor und würden nachwachsen, wollte man sie an der Oberfläche abschneiden. Das Tempo unserer Zeit ist auf ein Presto eingestellt; was heute Gültigkeit hat, ist morgen überholt und ein überwundener Standpunkt. Die Industrien für die Branchen, die von der Mode ihre Direktiven erhalten, sind auf eben dieses Tempo zugeschnitten; sie haben ein Interesse daran, daß die Ablösung des einen vom andern möglichst beschleunigt vor sich gehe. Verdient wird in den einschlägigen Industrien vor allem an einem Luxus, der mit Dauer unvereinbar scheint und in dem jeweilig Neuesten einen Wert an sich sieht, und am Schund, d. h. an den Waren unter der Devise billig und schlecht und mit dem ordinären Firnis einer abscheulichen Aftereleganz. Nur lange volkswirtschaftliche Entwicklungen könnten hier andere Zustände herbeiführen; alsdann würde auch die Mode ein anderes Gesicht zeigen.

Manches Innerliche und Innige aus dem Gemütsleben der Frau haben die Gepflogenheiten der Mode unserer Tage vernichtet oder doch verschüttet. Eine Art des Verhältnisses zum Kleidungsstück, eine feine intime Art, die nur aus einem langsamen Prozeß des Besitzergreifens und von sich Abstoßens erwachsen kann, ist für uns sinnlos und überlebt geworden... Wie ein lieber poetischer Hauch liegt es über den Staatsgewändern aus Großmutters, ja auch noch aus Mutters Zeit, die wir in alten Truhen vielleicht bewahren. Die durch die Kostbarkeit des Materials — nicht durch den Trick des Allerneuesten an Gewebe und Muster usw —

Digitized by Google

wertvollen Stoffe, die Hingabe an die Arbeit, die aus den feinen, festen Stichen der Handnäherei spricht, das Persönliche in der Auswahl und Anordnung aller Verzierungen... das sind Züge, die nur sich einstellen, wo mit einer Dauer gerechnet wird, die die Voraussetzung sein muß bei bestimmten nahen Beziehungen. Diese allein sind es, die ein gewissermaßen persönliches Verhältnis herstellen zwischen dem Individuum und der Kleidung.

Nein, das Persönliche gerade ist es ganz und gar nicht, was die Mode, ob sie auch den Zwang ihrer Vorschriften in einer chaotischen Fülle von Formen verhüllt, uns gebracht hat. Es ist zu einem großen Teil diese Erkenntnis, die in unsern Tagen die Emanzipation auf dem Gebiet der Frauenkleidung (in allerneuester Zeit auch auf dem der Männer) ins Leben gerufen hat. Das Zeitalter des Freiwerdens der Frauen erkannte den konventionellen Zwang, der darin liegt, daß ein für alle gültiger fortwährender Wechsel in Schnitten und Stoffen mitgemacht werden muß. Schnell war man bei der Hand, der Erkenntnis die Tat, die Versuche neuer Formen und Gesetze folgen zu lassen. Ein weiteres Moment trat als Miterreger dieser Kleiderbewegung hinzu, ein Moment, das nur für die deutsche Frau, im Gegensatz zur Ausländerin, Gültigkeit haben konnte. Die deutsche Frau kam in dieser Zeit ihrer Verselbständigung auf allen Lebensgebieten zu einem ihr bis dahin ganz fremden Eigen- und Selbstbewußtsein. Einem erhöhten Sichfühlen als Mensch, als Weib dem Manne gegenüber, und auch als nationale Persönlichkeit und Trägerin einer nationalen Kultur (wobei die Kleidung eine wichtige Rolle spielt). Sofern die deutsche Frau vor dieser Zeit in Dingen des Sichanziehens Geschmack und Kultur anstrebte, war sie auf Vorbilder des Auslandes angewiesen. Von England übernahmen wir den Typus des Schneiderkleides, Rock und Jacket mit der dazu gehörigen abstechenden Bluse, von Frankreich kamen und kommen alle Formen, die den Anzug über den puren Alltag und die Nützlichkeit hinauszuheben bestimmt sind. Nun kam da plötzlich als neue Idee die Emanzipation der bestehenden Kleidung; so bodenständig, so wesensfremd vom Auslande war sie, daß der Typus, der ihr entsprang, ein Recht darauf hatte als national-deutsch empfunden und gekennzeichnet zu werden.

Wir kennen ihn alle, den neuen Kleidertypus, der sich herausgesetzte und Reformkleid nannte. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß dieses neue Kleid und mehr noch das Prinzip, das hinter ihm steht, allerstärkster Beachtung wert ist. Das Hauptargument dafür, das hygienische, sichert allein ihm schon das Interesse aller Einsichtigen, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß nach dieser Richtung hin Triumph geschrien wurde, als die fachmännischen sanitären Erhebungen über Nutzen und Schaden der neuen Kleidform, bzw. über ihre Gewichtsverteilung auf den Körper der Frauen, noch längst nicht abgeschlossen waren. Sie sind es bekanntlich auch heute noch nicht in allen Teilen. Ebenso war es ein schöner Wahn, daß man vermutete, es würden nun mit dem Anlegen des Reformkleides von dem Körper und der Haltung der Frauen alle die Mängel abfallen, die man geneigt war in den Zeiten der Hauptpropaganda einzig und allein ihrer Abhängigkeit vom Korsette (auch in seinen minimalsten Andeutungen) in die Schuhe zu schieben. Der Augenschein des letzten Jahrzehntes hat genug Beweise dagegen gebracht. Eines aber ist gewiß: steht es wirklich erst einmal, durch Autoritäten und Erfahrung bekräftigt, fest, daß jedes Zusammenhalten in der Taille dem weiblichen Organismus verderblich

Digitized by Google

wird und der Stützpunkt der Kleidung am besten auf die Achseln zu legen ist, dann wird es für die Frau Pflicht sein, das Reformkleid ohne weiteres anzunehmen.

Aber das, was in den ersten Stadien der Kleiderbewegung vor allem sich hervortat, waren gar nicht diese praktischen und nützlichen Gesichtspunkte. Am meisten geredet wurde von den neuen Kulturwerten der weiblichen Kleidung, von der Gewandung als künstlerisch gesteigertem Ausdruck der Persönlichkeit. Diese Richtung gerade war es auch, die — gleichsam als ein Symbol — das Erwachen der Frau zur Persönlichkeit durch einen neuen Stil ihres Äußeren gekennzeichnet sehen wollte. Sehr schnell war man damals bei der Hand mit so bedeutsamen und vielumfassenden Begriffen wie Stil und Persönlichkeit.

Das neue Symbolwerk der Nadel trat unter dem Namen „Eigenkleid" auf. Voraussetzung für seine erfolgreiche Gestaltung war, daß man sich dazu ausforschte nach allen Besonderheiten, aus denen ein Typus zu konstruieren war; ihn galt es dann im Kleide und ebenso im Mantel, im Hut und allem, was dazu gehört, zu glücklicher, charakteristischer Erscheinung zu bringen. Kleider wurden zu Gedichten. Da gab es feine Botticelligewebe, wallende Stoffe in weltfremden Farben; und wiederum Renaissance markierende Stoffe und Schnitte, pompösen Faltenwurf, der Egoismus im Großen ausdrückte, und Gewebe mit griechisierend strengen Faltenlinien, die im Hinblick auf den Stil zu einem obligaten goldenen Reifen im Haar verpflichteten. Daneben Wiedergeburten von Mittelalterlichkeit in Gretchenart und ein niederdeutscher Typus mit Anklängen an robustes Bauerntum damaliger Zeitläufe.... In besonderen, nicht häufigen Fällen konnte es sich ereignen, daß sehr anmutige Eindrücke von den auf diese Weise angezogenen Frauen und Mädchen ausgingen; das war aber immer nur der Fall, wenn sie einem abgesondert von ihrem Umleben, von ihrer Mitwelt sowohl als auch von irgend einer alltäglichen Verrichtung, begegneten. In den Straßen, auf der Elektrischen, bei der Arbeit machten sie hingegen immer den Eindruck von etwas Maskiertem, Spielerigem. Die Ursache lag nicht etwa darin, daß das neue Prinzip in ihnen nur erst anfänger- und mangelhaft zum Ausdruck gekommen wäre; bei größerer Vollkommenheit in der Durchführung zeigte sich das Prinzip nur noch verfahrener und unerfreulicher.

Unsere Künstler, Maler, Innenarchitekten, Kunstgewerbler usw. enthusiasmierten sich von Anfang an für die kleiderreformatorische Idee und ihre Ausführung. Wer in der Psychologie des Künstlernaturells nur einigermaßen Bescheid weiß, wird klar erkennen, weshalb gerade sie, die jede intellektuelle Bewegung der Frauen von Herzensgrunde aus verabscheuen, das „Eigenkleid" als Emanzipation vom Gegebenen, diese Apotheose auf die Persönlichkeit, anlockte. Ihr Interesse an dieser Sache wurde eingegliedert in die Strömung mit Namen „angewandte Kunst", die damals ins Fluten kam. Man entwarf Möbelstücke und Bettvorleger, und man dekorierte, wo immer eine schlichte Sachlichkeit sich noch blicken ließ. Es war nur natürlich, daß es da auch als interessantes Problem erschien, die neue Frauenkleidung „künstlerisch" zu lösen. Die Frau wurde in dieser Zeit in einem noch nicht dagewesenen Sinne für den Künstler Objekt und Modell. Er hing ihr als Kleid das Ergebnis dessen an, was er vorher aus seiner, jeder Sachlichkeit baren künstlerischen Phantasie (denn wann könnte Phantasie sachlich sein?) hineingelegt und je nach Eigenart und Maß seines Temperamentes entworfen und dekoriert hatte. Es

Digitized by Google

wurden angenehme lebendige Bilder oder Dekorationsstücke damit erzielt, sofern das Objekt im weiteren Verlauf ehrgeizig und bewußt genug war, um sich ständig auf der Linie des Charakters oder der Stimmung, die der Künstler in die Gewandung latent hineinkomponiert hatte, zu bewegen. Die Pose feierte wahre Orgien in jener Zeit, als die neue Frau sich auf Anregung des Künstlers zu repräsentieren suchte. Unter Umständen sah man Schönes unter ihnen; aber das war dann rein Bildmäßiges, Unlebendiges. Schönes, wenn diese Frauen im Zusammenhang mit einem bestimmten Faltenwurf, einer Farbensymphonie auftraten, oder in bestimmten Wendungen, an Säulen lehnend oder auf Ruhebetten; Unschönes aber, wie Schwäne auf trockenem Lande, wenn sie in Alltags- und Tätigkeitssphäre kamen.

Diese verkünstelte Richtung legte sich bei, daß sie eine neue Kultur, einen neuen Stil zum Ausdruck bringen, der Welt eine neue Tracht schenken wolle. In der Tat, man war nicht blöde solchen vielbesagenden und vielvoraussetzenden Begriffen gegenüber! Seither ist ein Stück Ehrlichkeit in die Welt gekommen. Auch in die Kunst; auch in die Psychologie.

Das Eigenkleid ging die Pfade eines höchst oberflächlichen Individualismus. Man könnte es ein triviales Denkmal einer extremen Richtung nennen, die ihre Anhängerinnen veranlaßte, in allen Tiefen der eigenen Seele, oder was man dafür hielt, herumzuschürfen und Bekenntnisse in die Welt zu entsenden: Voilà comme je suis! Persönlichkeit um jeden Preis!

Wir waren in jener Zeit der Kultur des Kleides, die sich zu einer Tracht kristallisieren könnte, so fern als möglich; fern auch von aller Ästhetik, wie sehr auch gerade dazumal dieses Wort im Umlauf war.

Aber kommen wir zum Positiven. Es gibt eine — die einzige — sehr sichere Ästhetik des Sichanziehens; wenn wir ihr nähertreten, werden wir mit Staunen sehen, aus was für nüchternen und praktischen Wahrheiten sie sich zusammensetzt. Mit Geschmack allein, oder mit Phantasie, wovon die künstlerische Entwicklung des Reformkleides eine so große Portion in die Wagschale legte, ist es dabei nicht getan. Das Sichanziehen, das hier im Gegensatz stehen soll zu dem beliebigen Angezogenwerden aus dem Ingenium einer beliebigen Schneiderin oder eines Konfektionsverkäufers heraus — dieses Sichanziehen ist vom Durchschnitt erlernbar. Es gibt dabei, wie in allen Lehrgegenständen Regeln und Erkenntnisse, die als fester, unwandelbarer Boden unter den Wellenbewegungen der wechselnden Modeforderungen, Konventionen und Extravaganzen bestehen bleiben müssen.

Ein Satz sollte obenan stehen; eine Wahrheit, die so trivial selbstverständlich erscheint, daß man sie eben deshalb gern übersieht und gering achtet (wofür sie sich in der Praxis alsdann nach Kräften rächt). Sie heißt: für die Ästhetik des Sichanziehens hat der Steuerzettel die Hauptstimme.

Es gibt Stoffe, die Müßiggang, und Stoffe, die Arbeit zur Voraussetzung haben.

Es gibt Farben und Formen, die schön wirken auf der Promenade, in Straßen und engen Verkaufsläden aber unangenehm, unästhetisch.

Ein extravaganter Schnitt, eine pikante Farbenkonstellation sind Stimmungsausdrücke in Toilette übersetzt. Kleine, schnell dahin und daher wirbelnde Launen, die zerflattern, wenn man sie gründlich nehmen will. Wer sich gestatten will, diese Dinge zu tragen, der muß sich auch gestatten können, sie von heute auf morgen wie einen launigen Einfall fortzuwerfen.

Digitized by Google

Jedes Toilettenstück, das zu längerem Dienst bestimmt ist, sollte sich von allem Pointierten fernhalten. Das Pointierte ist Sensation und wird unerträglich, wenn der Reiz des Allerneuesten davon ist.

Die Saisonausverkäufe unserer Modemagazine sind schlimmstes Verhängnis für die Ästhetik des Sichanziehens. Was die Bestimmung für Luxus und Kaprice in sich trug, kommt da in eine Sphäre, in welcher Wertvoll und Dauerhaft begriffliche Identität haben sollte. Das Elegante, Moderne büßt seinen Selbstzweck ein und macht auf den Spuren der Nützlichkeitsgesichtspunkte die traurigste aller Gestalten.

Der goldgestickte Mantel in der Elektrischen, das Chiffonkleid auf dem Trottoir, die Spitzenbluse auf Bergtouren sind ästhetische Fratzenbilder.

Gut angezogen sein im einfachsten wie im anspruchvollsten Sinn heißt nichts anderes als: für die jeweilige Gelegenheit durchaus passend angezogen sein; dieses fundamentale Gesetz vermag als einziges die Abstände zu den Wirkungen der Toilette zu verringern, die ihre Kraft dem erwähnten Steuerzettel danken.

Im übrigen gilt es, diese Abstände in Ehren zu halten; auch nicht den Schein eines Versuches zu machen, mit wenig Geld die äußerlichen Effekte erzielen zu wollen, die nur mit vielem Gelde zu erzielen sind. Bestenfalls gibt es dabei Illusionen auf sehr weite Entfernungen hin — bestenfalls.

Man begeht etwas Gewöhnliches, wenn man eine Sache voll falscher Prätensionen an sich bringt. Wir sollten das nicht tun und nicht dulden, wie wir auch schlechte Imitationen von Kunstwerken nicht in unseren Zimmern dulden.

Die Rückkehr zum solide wertvollen Material war die positive Leistung im Sinn einer Bekleidungskultur, die mit der Reform- und Eigenkleidbewegung Hand in Hand ging. Angeregt wurde sie nicht von ihr; das geschah von der neu aufblühenden Kunst im Handwerk aus, die uns den Sinn dafür erschlossen hat. Daß die Kleiderbewegung dabei sehr bald kulturell zurückgeblieben ist, lag an ihrem Drang, die Einzelindividualität zu stark herausstellen zu wollen. Dabei wurde das Wesentliche übersehen: daß das Individuum ein unlöslicher Teil der Gesellschaft ist; daß es von ihr zehrt, mithin auch von ihr abhängig und verpflichtet ist.

Den Segen einer Ästhetik der Bekleidung kann niemand vereinzelt empfangen. Wenn die schöne Frau Soundso im künstlerisch entworfenen wallenden Gewande, das ihre Schönheit mit fanatischer Hingabe auszuspüren und zu steigern bestimmt ist, sich auf der Straße zwischen sachlichen Tailormade-Erscheinungen bewegt, so ist es ihre Erscheinung, die dabei schlecht abschneidet; ob auch viele Köpfe sich nach ihr, und vielleicht bewundernd, wenden. Ihre Art wirkt wie ein Intimsein mit der breitesten Öffentlichkeit. Unwillkürlich umziehen wir sie in Gedanken mit den Wänden des Salons oder des Boudoirs, wo es am Platz ist, Persönlichkeit zu sein.

Die demokratische Tendenz der Gesellschaft von heute, mit deren Wesen die Freiheit, daß alles getragen wird, was der Individualität ansteht, so nahe verwandt ist, gab den Anhängern der modernen Kleiderbewegung ein scheinbares Recht darauf, das „Eigenkleid" als den Ausdruck der Gegenwart, mithin als ihre Tracht zu proklamieren. Aber es ist nun einmal so: Trachten können nicht willkürlich erfunden und diktiert werden; sie wachsen langsam (wie alles Gute) und als Ergebnisse von vielerlei Voraussetzungen, und sie erschließen sich unserer Erkenntnis erst, wenn sie historisch geworden, aus den Entwicklungen ausgeschaltet sind. So ist in der

Digitized by Google

Gegenwart der Typus des in Rock und Jacket geteilten Tailormade-Kleides unmerklich zu einer, ja fast zu der Tracht der Straße geworden.

Nichts ist so sehr geeignet, uns die Schwierigkeiten, auf den Wegen eines ausgesprochenen Individualismus zu einer „Tracht" zu kommen, zu veranschaulichen, als ein Blick in die Mode- und Kostümabbildungen der Vergangenheit. Wir lieben sie, diese Trachten von dazumal, und ziehen etliche von ihnen in jedem Jahr heran, damit sie in einem kurzen Scheinleben unsere Feste verschönen helfen.

Sollte uns der Umstand nicht zum Nachdenken und zu einigen Erkenntnissen in der Ästhetik des Sichanziehens bringen, daß das Geschmack- und Stilvolle, das wir auch heute noch unerreicht über uns sehen, aus Zeiten mit lächerlich engen Kleiderordnungen, von denen weiter oben einige Proben gegeben wurden, hervorgegangen ist?

Das waren Zeiten, wo die Möglichkeiten und die Neigung des einzelnen in schmalen, festen Schranken von Verordnungen und Gesetzen liefen. Wer sie nicht einhielt, wurde behördlich straffällig.

Die patrizische Dame, das edle Fräulein trugen Stoffe und Schmuckstücke von der Art wie ihre Standessatzungen sie ihnen vorschrieben. Sie hatten ein Recht und damit eine Pflicht dazu.

Der Bürgersfrau und dem schlichten Mädchen aus dem Volk waren diese Dinge nicht zugänglich; wenn sie sie dennoch trugen, mischte sich die hohe Obrigkeit unliebsam hinein.

Wir sehen auf alten Bildern die Vornehmen und Reichen ihre kostbaren Gewänder mit einer Würde und Haltung tragen, wie nur vererbter Anspuch sie verleihen.

Wir sehen aber auch in der bürgerlichen Kleidung Verfeinerungen und Verzierungen, wie sie aus dem vorgeschriebenen einfachen Schnitt und Material heraus entwickelt wurden, die in der Befolgung ihrer eigenen Gesetze zu einer schlichten Vornehmheit des Eindruckes kamen, welche hinter jener prächtigeren der oberen Stände nicht wesentlich zurückblieb.

Was damals unter Zwang geschah, wirkt auf uns von heute wie die Äußerung eines feinen ästhetischen Taktgefühles der Persönlichkeit.

Goethes Gretchen schmückt sich mit Spangen und Ketten aus dem gefährlichen Kästchen und jubelt ihrem Spiegelbild entgegen: „Mit dem könnt' eine Edelfrau am höchsten Feiertage geh'n!" .... Sie ist schön in diesem Augenblick. Aber schöner wird sie noch als die beiden Fremden kommen und sie vor ihnen sich ihrer Pracht schämt und sie ablegt: „Schmuck und Geschmeide sind nicht mein...." Sie fühlt da das ihr nicht Eignende.

Wo finden wir heute in der Bekleidung der Frauenwelt, wenn wir nicht in die Gebirgstäler oder in die Einsamkeiten der Heide gehen, den Ausdruck eines solches Gefühls?

Blitzern und Blinken von Schmuck und Geschmeide hat als Zeichen von Stand längst seine Gültigkeit verloren. Die Frau, das Mädchen aus dem Volk, mit goldgelben Zieraten und schreiend glitzernden Ringen und Ketten angetan (alles durch die traurigen Wunder einer neuzeitlichen Industrie für wenig Geld erhältlich) — in Kleidern, die irgendwie irgend jemand für eine andere Menschenklasse erdachte —, das ist die stärkste Karikatur eines absoluten Individualismus in der Art des

Digitized by Google

Sichanziehens, wobei nur das Ich und der Spiegel miteinander zu tun haben wollen.

Wir rufen jene Zeiten, da die Obrigkeit sich diese Angelegenheiten unterstellte, nicht zurück. Die Welt ist seitdem frei geworden und wir mit ihr. Aber Freiheit und Mündigkeit verpflichten. Wir müssen jeder für uns selbst einen Weg finden, auf dem wir den Sinn für jene Schranken und Bedingungen wecken und hegen, die den reinen Individualismus der Kleidung vor Entartungen und Verwahrlosungen schützen.... Das ist auch der Weg, der einzige, der uns wieder einer Tracht entgegenführen kann.

Recht und Leiden der unehelichen Kinder.

Von

J. F. Landsberg, Amtsgerichtsrat in Lennep, Rheinland.

Nachdruck verboten.

Es ist seltsam, zu beobachten, daß die unserer sittlichen Überzeugung widersprechenden Lehren Machiavellis immer noch in unserem völkischen Gesamtleben ihre Wirkung tun. Wir unterscheiden gar gern zwischen der Moral, die uns als einzelne bindet, und der Moral, die das Volk als ganzes, als Staat, zu befolgen hat. Gerade, als ob die Gesamtheit nicht aus den gleichen Menschen bestände, die als einzelne sittlich handeln sollen, deren Gesamtheit also die gleiche Pflicht summiert besitzt. Als einzelne würden wir uns scheuen, einen Menschen für fremde Schuld zu bestrafen, büßen zu lassen. Als Gesamtheit aber bestrafen wir die unehelichen Kinder für die dem Grade nach verschiedene Schuld ihrer Eltern durch Rechtsnachteile und Belegung mit einem Makel. Mit welchem Erfolge das geschieht, darüber können wir in jeder Verwahrlostenstatistik Studien anstellen. Sie ergibt eine unverhältnismäßige Beteiligung der Unehelichen, die von Natur nicht die geringste Differenz gegenüber ehelichen Kindern aufweisen, an Verwahrlosung, erworbener Entartung und Verbrechen. Gewiß ist in manchen Fällen einfach Armut und ihr entstammende Not Ursache der körperlichen Entartung der unehelichen Kinder. Aber gerade diese Not ist gleichfalls Folge eines Rechtszustandes, der von der irrigen Annahme ausgeht, daß uneheliche Kinder inferiore Gewächse seien und daß ihre Verwandten, abgesehen von der Mutter, vor ihnen in Schutz genommen werden müßten.

Man hat ja überhaupt die große Sorge, daß eine „zu gute" Rechtsstellung der unehelichen Kinder für diese eine Lockung sein möchte, in der Zahl eines Heuschreckenschwarmes zur Welt zu kommen. In Wahrheit bewirkt die Einschränkung des Kindesrechtes, daß es gar zu bequem wird, Vater eines unehelichen Kindes zu sein. Wie bequem, das sieht man schon daraus, daß für den größten Teil der unehelichen Kinder deren Väter gar nichts beizutragen brauchen, indem ihre privatrechtliche Pflicht lediglich auf dem Papier steht. Wir haben aber als Volksganzes ein wesentliches Interesse daran, daß das nicht so bleibt, daß vielmehr dem unehe-

Digitized by Google

lichen Kinde ordentlicher Unterhalt und eine normale Erziehung vor allem gesichert wird.

Als Beweggrund, aus welchem unsere Gesetze folgern, daß ein uneheliches Kind benachteiligt werden müsse, sieht man vielfach die Notwendigkeit an, die außereheliche Zeugung ausdrücklich zu mißbilligen. Die Heilighaltung der Ehe läßt den Gedanken aufkommen, daß nur das eheliche Kind ein echtes ehrliches Kind sein dürfe. Dabei vergißt man aber, daß die Mißbilligung sich einzig gegen die außerehelich Zeugenden richten darf und nicht gegen das Kind. Nur die Eltern dürfen von solchen Nachteilen getroffen werden, daß sie gegen die uneheliche Zeugung Abneigung bekommen. Das Kind kann sich vor unehelicher Geschlechtsgemeinschaft bis zum Abscheu abgeneigt zeigen, diese seine Stimmung genügt nicht, um die außerehelichen Zeugungen seiner Eltern zu verhindern oder rückgängig zu machen.

Nun läge für das Gesetz ein Weg ganz nahe, den es gehen kann, um die Eltern in Besitz des Mißbilligungsvotums zu setzen und doch das Kind so gerecht und freundlich als möglich zu stellen. Zweifellos sind Menschen, die außerehelich zeugen, ohne später ihr Kind zu legitimieren, nicht besser und nicht schlechter als solche Eltern, die zwar förmlich und rituell die Ehe schlossen, aber ohne elterliche Liebe und Pflichttreue an ihren ehelichen Kindern handeln. Wenn solche Eltern die Personensorge gegen ihre ehelichen Kinder mißbrauchen, wenn sie ihre Erzieherpflicht vernachlässigen oder durch Unsittlichkeit, unehrenhaften Lebenswandel das geistige oder leibliche Wohl der Kinder gefährden, entzieht das Vormundschaftsgericht das Personensorgerecht, unter Umständen alle Elternrechte. Ja, es kann der eigentümliche Fall eintreten, daß eine ganz brave eheliche Mutter als Gattin eines ehrlosen Vaters weniger Rechte behält, als eine uneheliche Mutter der gleichen oder mittleren Qualität. Nehmen wir an, dem trunksüchtigen Vater ist das Personensorgerecht genommen, ein Pfleger ist bestellt. Dann hat die Mutter neben dem Pfleger nicht mehr Rechte als neben dem Vater. Das heißt, im Konfliktsfall geht die Meinung des Pflegers der Meinung der Mutter vor. Wenn z. B. der Pfleger die Kinder in eine ferngelegene Anstalt bringt, kann die Mutter nicht widersprechen. Die Aufenthaltsbestimmung gebührt dem Pfleger. Mit Recht. Denn solange die Mutter mit dem ehrlosen Vater Gemeinschaft pflegt, ist das Kind auch bei ihr gefährdet. Die uneheliche Mutter aber hat neben dem Vormunde ganz unnötigerweise das ganze Personensorgerecht. Wenn der Vormund einen Aufenthaltswechsel für das uneheliche Kind erstrebt, muß er sich an das Vormundschaftsgericht wenden und diesem erst, was schwierig, nachweisen, daß das Gegenstreben der Mutter mißbräuchlich ist. Davon werden wir noch reden. Das ist ein Mißverhältnis, für das es keine Rechtfertigung gibt. Also, die Rechtsstellung von ehelichen Eltern, denen die Elternrechte nach § 1666 BGB. genommen sind, ist so, daß sie nur Pflichten, aber keine Rechte mehr haben, soweit nicht der Vormund oder die Vormundschaftsbehörde sie ihnen aus Zweckmäßigkeitsgründen zubilligt. Dagegen hat das eheliche Kind solcher Eltern mit Fug alle Rechte und Ansprüche ihnen gegenüber behalten. Genau dies gleiche Rechtsverhältnis würde für die Beziehungen unehelicher Kinder zu ihren Eltern und Verwandten gerecht und zweckmäßig sein, wenigstens für den Anfang, bis sich etwa der eine oder andere Elternteil einer Rechtserweiterung würdig gezeigt hat.

Das Kind darf aber keinen Nachteil von diesem Verhältnisse haben:

Digitized by Google

Es hat von Natur den gleichen Anspruch auf Unterhalt wie das eheliche Kind, erzwingbar gegen beide Eltern, wenn nötig, durch scharfe strafrechtliche Mittel und durch verwaltungsmäßigen Zugriff gegen Arbeitsscheu. Es hat Anspruch auf eine anständige, und den aus dem Vorurteil stammenden Makel nicht verewigende Geburtsurkunde. Es hat Anspruch auf rechtliche Verwandtschaft mit den Personen, mit denen es tatsächlich blutsverwandt ist.

Wenn man von den Unbilligkeiten des bisherigen Systems ein Beispiel haben will, so bedenke man nur folgenden Fall, in dem die Eltern alles getan haben, um ihre Jugend„sünden" wieder gutzumachen, das Kind aber doch als Gauch abgestempelt wird; wem zu Nutzen? wem zu Ehren?

Ein junges Paar in München war durch Widerstand des mißbräuchlich handelnden Vaters des Mädchens an der Ehe verhindert. In Erwartung der baldigen Beseitigung des unvernünftigen Widerspruches zogen beide wie ein Ehepaar unter dem Segen der übrigen Familie auf die weit im Kolonialgebiet liegende Arbeitsstelle des jungen Mannes. Dort erwarben sie ein beträchtliches Vermögen und erzeugten vier Kinder, von denen eines in der Heimat bei Rückkehr geboren wurde. Bald darauf wurde still die Hochzeit gefeiert und das Paar zog mit den völlig ahnungslosen Kindern nach Leipzig, wo sie bald eine gesellschaftliche Rolle spielten und die Kinder in höhere Schulen schickten. Für die Schulen erhielt der Vater eine abgekürzte Geburtsbescheinigung. Für das Militär genügte sie aber nicht. Es wird die vollständige Urkunde verlangt. Diese enthält streng historisch erst die Anmeldung der unehelichen Geburt, dann den Randvermerk, daß die bis dahin eigentlich daseinsunberechtigten Wesen bei nachfolgender Ehe legitimiert worden seien. Die Folgen, welche solche Urkunden z. B. beim Militär haben können, sind bekannt. Waren sie etwa nötig, um die Heilighaltung der Ehe durchzusetzen? Im Gegenteil; es widerspricht jede Folge, die jemand dieser Kenntnis geben kann, dem Geiste des BGB., welches bestimmt, daß solche Kinder den ehelichen völlig gleichstehen sollen. Was das BGB. also ausnahmsweise einmal gutmacht, verpudelt wieder ein Zopf des Personenstandgesetzes.

In einem anderen Falle hatte ich Gelegenheit, die starre Unentwickelbarkeit des Mutterrechtes zu beklagen, weil sie gleichfalls zu Ungerechtigkeiten führen muß, die kein Gesetzgeber in seinen Willen aufnimmt, die er vielmehr nur deshalb verursacht, weil er nicht an sie gedacht hat. Eine deutsche Erzieherin geht in Frankreich zu einem Zahntechniker, wegen kleiner Zahnoperation. Dieser narkotisiert und mißbraucht sie. Sie hat keine Ahnung, was geschehen. Ahnungslos arbeitet die Natur aber gerade so gut, wie ahnungsvoll. Sie gebiert einen Knaben. Ihre Familie glaubte ihr nicht. Indessen haben die Strafgerichte die Taten des Zahntechnikers festgestellt, so daß dem Vormundschaftsgericht die völlige Unschuld des Mädchens als bewiesen erscheint. Trotzdem wird die junge Dame durch die Tatsache der unehelichen Mutterschaft fortgesetzt in ihrem Fortkommen gehindert. Zunächst war sie Sekretärin eines Wohltätigkeitsvereins, dessen Vorsitzenden sie von dem Kinde aus Angst unklugerweise nichts gesagt hatte. Durch einen Zufall wurde diesem die Existenz des Kindes bekannt. Die Stelle ging verloren. In eine industrielle Stellung in der Schweiz nahm sie ihr Kind mit, galt dem Publikum gegenüber als Witwe, während ihr Chef die Sachlage kannte. Durch unvorsichtig adressierte Briefe ihrer Verwandten wurde ihre Lage in dem kleinen Orte bekannt,

Digitized by Google

und bald war ihre Stellung auch hier unhaltbar. Nach vielen Schicksalen hat sie nun einen Posten, der ihr aus Mitleid geboten ist und erhalten bleibt, obwohl sie tüchtig genug wäre, auch ohne Mitleid zu leben, schliche ihr nicht überall neben dem Mitleid auch das Gespenst nach, auf sie und das Kind mit unreinen Händen hinweisend. Das Vormundschaftsgericht hat ihr längst die vormundschaftliche Gewalt über ihr Kind gegeben, an dem sie mit rührender, hingebender Liebe hängt, obwohl sie doch weiß, daß es ihr von einem Verbrecher aufgedrängt worden ist. Sie hat auch durch eine mustergültige Erziehung bewiesen, daß sie die trefflichste Mutter ist, die man nur einem Kinde wünschen kann. Warum kann da der Vormundschaftsrichter nicht die vollkommene elterliche Gewalt verleihen? Viel zweifelhaftere eheliche Eltern, auch Adoptiveltern bleiben unkontrolliert. Gewiß kann auch eine uneheliche Mutter ihr Kind adoptieren. In diesem Spezialfalle hatte das aber Schwierigkeiten. Warum also nicht eine solche Mutter in alle Rechte einsetzen, die man überhaupt verleihen kann. Auf der anderen Seite haben uneheliche Mütter, die sich noch nicht bewährt haben, durch den Besitz des Sorgerechtes im allgemeinen zu viel Rechte. Man sollte das Sorgerecht auch erst nach einer Bewährungsfrist verleihen und nicht von Gesetzes wegen bei der Geburt ohne weiteres eintreten lassen.

Genau so ist es mit der Berufung des mütterlichen Großvaters zur Vormundschaft. Da gibt es zwei Sorten Großväter: Die einen haben durch ihr eigenes böses Beispiel, oft durch eigene direkte Schuld die sittliche Entgleisung der Tochter herbeigeführt. Die anderen haben die Tochter nach Kenntnis ihres Falles aus dem Hause gewiesen. Ohne nach diesen Umständen zu fragen, soll der Vormundschaftsrichter die gleichen Großväter zu Vormündern bestellen. Denn sie sind von Gesetzes wegen an erster Stelle berufen, Vormünder der unehelichen Enkel zu werden. Nach meiner Erfahrung sind brauchbare Vormünder unter ihnen genau so selten wie die Mädchen, die so ahnungslos zu einem Kinde kommen wie dies eben erwähnte Opfer eines Verbrechers. Gewiß ist es nicht schwer, einen solchen Vormund wieder los zu werden, wenn er sich als untauglich erweist. In der Praxis aber tritt die Kunde der Untauglichkeit keineswegs sicher und rasch genug an den Vormundschaftsrichter heran. Bis dahin kann mit dem armen Kinde schon hinreichend Schlimmes geschehen sein, was z. B. Grund legt für sein späteres sittliches Verderben. Denn dessen Gründe stammen oft nachweislich aus der allerfrühesten Jugendzeit. Das Gericht mag die relativ wenigen Großväter, die geeignet sind und wirklich etwas leisten, nach Befragung des Waisenrates zu Vormündern bestellen dürfen. Bei Vorhandensein besserer Kräfte sind sie zu umgehen.

Es sei bemerkt, daß speziell diese Frage in Staaten und Städten mit gut ausgebildeter Berufsvormundschaft nicht so stark hervortritt wie z. B. in Preußen, wo es Massen von ungeeigneten Großvater-Vormundschaften gibt.

Nun glaube man nicht, daß die Berufsvormundschaft allein, so wie sie jetzt ist, imstande wäre, der materiellen Not der unehelichen Kinder ein Ende zu machen. Was sie in dieser Beziehung kann, ist eben nur, daß sie das, was ein gewöhnlicher Vormund sollte, aber meist wegen Übungs- und Zeitmangel nicht durchführen kann, wirklich ausführt. Für das unter bestehendem Reichsrecht für die materielle Lage der unehelichen Kinder Erreichbare ist also der gut ausgewählte Berufsvormund einfach der ideale Vormund. Eine Besserung darüber hinaus ist nur zu erzielen durch eine Änderung des materiellen Rechts. Diese

Digitized by Google

kann nur bestehen in schärferer Betonung der primären und subsidiären Verpflichtungen und der Unabhängigstellung des Kindes bezüglich des sogenannten „Existenzminimums" durch behördliche eigene Fürsorge nach Muster der Armenpflege. Der uneheliche Vater müßte für den Unterhalt des Kindes wie ein ehelicher Vater haften. Altersgrenze, Abfindungsrecht und Erbabfindung brauchen sich da nicht breitzumachen, wo der eheliche Vater diese Rechte nicht hat. Ein ehelicher Vater kann sein Kind nicht abfinden. Will man die uneheliche Vaterschaft etwa prämiieren, indem man sie durch das Abfindungsrecht bevorzugt?! Gewiß kann der eheliche Vater über sein Kind einen Unterbringungsvertrag schließen. Dieser bindet aber nur den Vater und die Pflegestelle. Die Ansprüche des Kindes gegen den Vater bleiben unberührt. Die Ansprüche des unehelichen Kindes müssen ebenso kräftig sein. Sonst ist es für junge Leute, namentlich unpfändbare Arbeiter, bequemer, uneheliche Kinder zu haben, während es in der Tat recht viel unbequemer sein müßte. Zu den Bequemlichkeiten des außerehelichen Geschlechtsverkehrs gehört auch die exceptio plurium, die Einrede: in der Empfängniszeit hätten mit der Mutter mehrere Männer verkehrt, so daß die Vaterschaft nicht beweisbar sei. Wenn der Verkehr mit einem zweiten Manne bewiesen wird, ist das Kind um seinen Hauptnähranspruch geprellt, betrogen. Die Begründung, die der exceptio plurium gegeben wird, ist die: es sei für das leichtsinnige Mädchen zu verlockend, wenn sie von einem armen Teufel Mutter geworden ist, einen reichen jungen Mann zu verführen, um von diesem die Unterhaltsbeiträge zu erhalten. Diese Begründung greift aber völlig fehl! Selbstverständlich ist ein Gesetz falsch, durch welches auch nur ein Heller Unterhaltsgeld in die Hände der Mutter so gelangt, daß diese persönlich Vorteil davon hat. Selbstredend wären solche Vorteile eine Prämie auf die Unzucht. Die Unterhaltsbeiträge dürfen nur dem Kinde zugute kommen, die Mutter aber nicht einmal entlasten, höchstens so weit, als erforderlich, um das Interesse am Kindesmord und an Verschleppung des Kindes auszutilgen. Unter dieser Voraussetzung, daß nur das Kind die Unterhaltsbeiträge erhält, behütet von einem Vormund, der zwischen Kind und Mutter zu unterscheiden imstande ist, kann die exceptio plurium ruhig fortfallen. Jede Lockung für die Mutter fehlt ja dann. Wer aber außerehelich verkehrt, weiß, welche Folgen es haben kann und verdient dann, an den Folgen teilzunehmen. Es handelt sich um Risikofolgen. Die menschliche Gemeinschaft kann fordern, daß nicht nur jede bewiesene Blutsverwandtschaft durch Unterhalts- und Erziehungsleistung anerkannt wird, sondern auch, daß jeder, der eine Handlung beging, die ein Hilfsbedürfnis herbeiführen konnte, an der darauf folgenden Hilfeleistung nach Kräften teilnimmt. Die außereheliche Zeugung ist ja kein Vergehen. Sie ist aber ein Handeln auf eigene Gefahr bei voller Kenntnis der möglichen Folgen. Es widerspricht daher auch in nichts den alten Grundsätzen unseres Rechtes, wenn man jeden Handelnden für die ganze Folge haftbar macht. Er mag sich an Mithandelnden pro rata erholen. Dem Kinde gegenüber aber hafte jeder aufs Ganze. Darüber, wie da schon von einer behördlichen Stelle aus die Last verteilt werden mag, werden wir sogleich reden. Durch Ausräumung der exceptio plurium werden die meisten Unterhaltsprozesse ausfallen. Es wird nur die einfache Bestreitung des geschlechtlichen Verkehrs übrig bleiben. Und diese Ableugnung kann man natürlich nicht aus der Welt schaffen. Die Zeugeneide der Mutter werden aber um so unverdächtiger werden, je mehr es

Digitized by Google

gelingt, sie selbst von jedem Gewinn aus der Unterhaltspflicht des als Vater Beanspruchten auszuschließen.

Ein weiterer Nachteil für das uneheliche Kind ist Form und Dauer des Zivilprozesses. Es ist unerträglich, daß die Frage nach der Erfüllung der Unterhaltspflicht von privater Geltendmachung und Verhandlung abhängt. Wenn der Vormund spät ernannt wird oder sich endlich entschließt, gegen den sich sträubenden Erzeuger Klage zu erheben, könnte das Kind längst verhungert sein. Ich habe bei dem Berufsvormündertage in Dresden vor einigen Jahren den Vorschlag gemacht, die Unterhaltsbeitreibung von Amts wegen vorzunehmen. Man opponierte damals, da solche Verknüpfung des Staatsinteresses mit einem Einzelschicksal über den Rahmen der Staatsaufgaben hinausgehe. In der Fürsorgeerziehung schon sieht man die lebendige Widerlegung dieses Einwandes durch den Staat selbst. Das Interesse des Staats an der Verhütung der Verwahrlosung ist nicht größer, als sein Interesse an Verhütung der Not und Verkümmerung der unehelichen Kinder. Denn Verkümmerte entarten, und Entartung ist noch unheilbarer als Verwahrlosung.

Zudem lesen wir in dem groß angelegten Werke von Klumker und Keller „Säuglingsfürsorge und Kinderschutz in den europäischen Staaten" (z. B. Bd. I, Spezieller Teil, Seite 1085), daß auch andere Staaten diese Aufgabe zu übernehmen bereit sind. So heißt es zu § 19 eines norwegischen Gesetzentwurfes: „Wie unter den allgemeinen Bemerkungen angeführt, nimmt man an, daß die Beitreibung des Unterhaltsbeitrages durch öffentliche Veranstaltung geschehen muß."

Gestützt auf diese Tatsache kann ich daher meine damaligen Forderungen heute wiederholen:

1. Überall da, wo die richtige Behandlung unehelicher Kinder durch Private oder Armenbehörden nicht von vorhinein gewährleistet ist, haben die öffentlichen Behörden von Amts wegen zugunsten der Kinder einzugreifen. Sie haben deren Ernährung, Kleidung, Wohnung und Erziehung sicherzustellen.

2. Von Amts wegen haben diese Behörden — Vormundschaftsbehörde oder Vormundschaftsgericht — die Erzeuger des Kindes festzustellen, und zwar nicht im Prozeß, sondern in einem formlosen verwaltungsmäßigen Verfahren, das mit einer von Amts wegen betriebenen Vollstreckung endet. Gegen den Schlußbescheid mag der Interessent im ordentlichen Prozesse Widerspruchsklage erheben, welche jedoch keine aufschiebende Wirkung hat.

3. Um dieses Vorgehen der Behörden zu erleichtern, ist, wie im norwegischen Entwurfe gleichfalls vorgesehen, die Schwangere zu verpflichten, im fünften, spätestens im sechsten Monat ihren Zustand durch einen Amtsarzt feststellen zu lassen, welcher Amtsarzt dann die Behörden nach den Angaben der „Patientin" zu benachrichtigen hat. Die Erklärung der Schwangeren ist eingehend zu protokollieren und an Eides Statt zu versichern.

4. Der von dem Manne vorzustreckende Betrag ist nicht zu hinterlegen, sondern der Kasse der betreibenden Behörde zu übergeben, damit er bei Geburt des Kindes unmittelbar zur Verfügung steht. Augenblicklich kann ja eine Einstweilige Verfügung auf diese Vorlegung und Vorstreckung ergehen. Aber das Geld wird hinterlegt und kann von der Hinterlegungsstelle nur so umständlich herausgegeben werden, daß es im Augenblicke der ersten Not eben fehlt.

5. Die Einrede der mehreren Beischläfer soll fortfallen. Wohl aber kann die betreibende Behörde von mehreren Beischläfern Teilbeträge erheben, wenn sie das für billig und zweckmäßig hält.

Solange dieser Betrieb von Amts wegen nicht durchzusetzen ist, sollte man die Reihe der Schützer des unehelichen Kindes erweitern. Bisher ist die Rechtslage folgende. Die unehelichen Eltern und sozial arbeitende Vereine haben keine Legitimation zu Klagen und Rechterstreitung für das Kind. Bei Beschwerden über behördliche

Digitized by Google

Anordnungen ist das anders. Die Legitimation des unehelichen Vaters und der sozial arbeitenden Vereine zur Beschwerde im Interesse des Kindes ist für gewisse Fälle vom Kammergericht bejaht worden. Es herrscht da jedoch im ganzen eine der Rechtssicherheit abträgliche Unklarheit. Da könnte Klarheit durch Einschaltung eines Aktes der Vormundschaftsbehörde geschaffen werden. Es müßte für Fälle, in denen die Kraft und Wärme der Vormundschaft für Erkämpfung des dem Kinde Dienlichen nicht ausreicht, der Vormundschafts*behörde* die Befugnis erteilt werden:

> „durch Beschluß dem unehelichen Vater oder dem sozial arbeitenden Vereine das Recht zur Vertretung des Kindesinteresses im Spezialfall zuzusprechen."

Wichtiger noch wäre es, wenn wir *alle* unehelichen Kinder unter behördliche Aufsicht stellen könnten. Es ist mir bekannt, daß an gewissen Stellen rechtliche Bedenken von juristischer Seite erhoben werden, wenn der Gedanke einer *allgemeinen* Aufsicht über uneheliche Kinder auftaucht. Ich muß nun gestehen, daß ich es mit dem Kunstwart stets für ein gutes Zeichen für den Wert einer Sache halte, wenn gegen sie nichts vorgebracht werden kann als „juristische Zweifel" oder „rechtliche Bedenken". Wenn solche nicht bei *jeder* Sache zu konstruieren wären, dann wäre in den meisten Zivilprozessen stets nur *eine* Seite von einem Rechtsanwalt vertreten, nämlich die, an deren Recht eben keine juristischen Zweifel beständen. Die rechtlichen Bedenken gegen die Aufsicht über uneheliche Kinder sind aber völlig unbegründet. Sie werden zumeist darauf gestützt, daß nach dem BGB. die uneheliche Mutter das Recht der Sorge für die Person ihres Kindes besitzt. Aber schon nach bürgerlichem Rechte ist das Mutterrecht nicht unbeschränkt. Der Vormund besitzt nämlich nicht nur die Sorge und Vertretung in Vermögensangelegenheiten, sondern auch die gesetzliche Vertretung in Personensorgeangelegenheiten. Sobald, nehmen wir das Beispiel, die Mutter ihr Kind einer anderen Person übergibt, ist eigentlich eine Mitwirkung des Vormundes nötig. Denn die Übergabe mit der Beredung der Aufbewahrung ist ein Vertrag, der zwar nur die Mutter und die Pflegeperson bindet, aber auch die Rechtsverhältnisse des Kindes berührt, so daß dieses, bzw. sein gesetzlicher Vertreter, ein Wörtlein mitzureden hat. Wir wollen das aber dahingestellt sein lassen. Maßgebend ist Art. 55 Einführungs-Gesetz zum BGB. Dieser hebt nur *privat*-rechtliche Bestimmungen des Landesrechts auf. Die *öffentlich*-rechtlichen aber sind nur aufgehoben, wo das ausdrücklich gesagt ist. Das Recht des Staates auf Durchführung seiner Gesundheits- und Wohlfahrtspolizei ist also völlig unberührt und mindestens ebenso umfassend wie vor 1900. Wenn der Staat etwa zur Bekämpfung der Tuberkulose landesgesetzlich oder durch Verordnung festlegte, daß die Kreisärzte alle Jahre sämtliche Kinder einer gewissen Altersklasse auf ihren Gesundheitszustand zu untersuchen hätten, so kann man gegen die Ausführung nicht etwa die im BGB. stehende elterliche Gewalt des Vaters ins Feld führen.

Deshalb hat auch unser Düsseldorfer Regierungspräsident keine rechtlichen Bedenken gehabt, und so besteht eine Verordnung, die eine weitgehende Aufsicht ermöglicht. In Lennep besucht infolgedessen der Kreiskommunalarzt alle unehelichen Kinder. Wo seine Kraft nicht ausreicht, da kommt die vom Verein für Säuglingsfürsorge festangestellte Fürsorgerin hin. Um Konflikte zwischen Waisenpflegerinnen, Vormünderinnen und genannten Sanitätspersonen zu verhüten, finden monatlich Vormünderinnenabende statt, in denen diese mit den Sanitätspersonen

Digitized by Google

die Fälle besprechen und ihre Pläne machen. Unsere Säuglingssterblichkeit schwankt zwischen 6 bis 8 %, während der Reichsdurchschnitt etwa 20 % beträgt. Bestehen gegen die Herbeiführung einer solchen Verringerung der Sterblichkeit am Ende auch rechtliche Bedenken?

Daß weiter schon längst die Stadt Leipzig die Ziehkinderaufsicht ausgedehnt hat auf alle unehelichen Kinder, also insbesondere auch auf diejenigen, die sich in der Pflege der eigenen Mutter befinden, ist bekannt. Sollte etwa auch Leipzig da die Reichsgesetze mit Füßen treten? Im Gegenteil, ich möchte raten, daß man die Leipziger Einrichtung durch Landesgesetz zur allgemeinen Einführung brächte, mit der Maßgabe allerdings, daß für unsere trefflich arbeitende weibliche Einzelvormundschaft Raum bleibt. Das uneheliche Kind braucht für seine Rechtsangelegenheiten einen beamteten, für seine sanitären einen hygienekundigen Schützer, der eine große Zahl von Schützlingen behandelt, für seine persönlichen Angelegenheiten, besonders aber die religiöse Erziehung, einen besonderen, am besten weiblichen Vormund, den es allein besitzt.

Nun möchte sich vielleicht ein Einwurf gegen solche Bestimmungen über sanitäre Kinderaufsicht auf § 6 GewO. stützen wollen, weil dieser nur sagt, daß sich die GewO. nicht auf „Erziehung von Kindern gegen Entgelt" bezöge. Ja, mit den anderen befaßt sich aber die GewO. erst recht nicht. Deshalb konnte auch Württemberg das Gesetz vom 16. August 1909 erlassen, welches sich nicht auf die entgeltlich untergebrachten Kinder beschränkt, sondern die Aufsicht auf alle bei Fremden untergebrachten Kinder erstreckt.

So komme ich zu der Ansicht, daß nicht BGB. und GewO. durch unbeschränkte sanitäre und Wohlfahrtsaufsicht über die unehelichen Kinder verletzt wird, überhaupt kein Gesetz; — höchstens eines, das aber bei uns Deutschen hoffentlich nicht gilt, das „Gesetz" der Trägheit!

Ein Problem, das gleichfalls an verschiedenen Orten bejahend gelöst worden ist, ist die Frage, ob Behörden, Armenverwaltungen das Notwendige stets vorlegen und dann erst zum Rückgriff gegen die privaten Verpflichteten schreiten sollen. Bekannt ist es, daß Ungarn die hilfsbedürftigen unehelichen Kinder als Staatskinder erzieht ohne Rücksicht auf die Ersatzansprüche gegen Private. Die Kinder werden mit ihren Müttern in große Asyle aufgenommen, wo die Kinder auch später bleiben. Der Gedanke, von Staats wegen für diese Kinder zu sorgen, ist ja gut. Man muß aber bedenken, daß Anstaltserziehung nur unter bestimmten Voraussetzungen Vorzüge hat, bei anderen aber auch Nachteile. Es ist nämlich schwer, in der Anstalt für ein selbständiges Leben zu erziehen, es ist schwer, in der Anstalt auch dem familienhaften Frohsinn Recht und Stätte zu gewähren. Auf der anderen Seite sind private Pflegestellen schwerer im Auge zu behalten.

Ein besonders schwieriges Kapitel ist die bisherige Art des Avancements des unkorrekt geborenen, unehelichen, Kindes in den Rang des korrekt, nämlich ehelich, geborenen. Vollständig gelingt das Avancement wegen der früher erwähnten Geburtsurkunde eigentlich nicht, es müßten denn große Glücksfälle in vorgerücktem Lebensalter die nachschleichenden Gespenster der Erinnerung verschütten und fortbannen. Die Ehelichkeitserklärung ist sehr umständlich. Aber da kann man wenigstens noch sagen, wo ein Wille ist, da ist ein Weg, und der Weg wird gemacht, auch wenn das den Antrag vorbereitende Amtsgericht viel Ärger und unnötige

Digitized by Google

Arbeit dabei hat. Schlimmer verbaut ist der Weg der Adoption. Gegen die Annahme an Kindes Statt richtete man Barrieren der Vorsicht auf. Und Vorsicht ist in der Tat geboten. Da lauert z. B. das kinderfressende Ungeheuer des Kinderhandels, die Verschleppung unter dem Vorwande und unter dem Schutze der Adoption. Wenn nämlich die Kindesannahme unseres BGB. einmal vollzogen und bestätigt ist, tritt das Kind in die völlig unkontrollierte Gewalt der Adoptiveltern. Die natürlichen Eltern verlieren sogar jedes Verkehrsrecht. Daher merkt es niemand, wenn Adoptiveltern so ein kleines Wesen verschleppen, im Auslande weiter verkaufen. Wer nicht weiß, daß dies geschieht, fragt erstaunt: „wer mag denn so ein fremdes Kind? Im allgemeinen werden eher Eltern gesucht, Pflegefamilien als Kinder!?" Die Tatsache aber besteht. Auch aus meinem Gerichtsbezirke sind in den letzten Jahren zwei Kinder verschwunden, freilich ohne vollzogene Adoption. Sehr oft hängt die Verschleppung mit dem Mädchenhandel zusammen. Die Kinder werden planmäßig für unsittliche Zwecke erzogen. Wieder andere werden an Bettler verkauft, manchmal verkrüppelt oder geblendet. Bei Wallfahrtsorten in Polen usw. sitzen sie dann, um für die Kasse ihres Chefs, des Oberbettlers, Mitleid zu erregen und Geld zu erwerben. Etwas Schändlicheres ist nicht leicht denkbar. Und eine gewisse Sorte von Zeitungsannoncen, nach denen „Kind gegen einmalige Vergütung" angenommen wird, ist mit Mißtrauen zu betrachten.[1]) Also Vorsicht ist gewiß am Platze. Sie wird aber in ganz verkehrter Weise geübt. Wer ein eheliches Kind hat, kann unter keinen Umständen adoptieren. Wer uneheliche Kinder hat, kann adoptieren, was er will, auch wenn er damit den „Kuckucken" die Ernährung völlig entzieht. Dann kommt das Erfordernis des Alters von 50 Jahren seitens der Adoptiveltern, von dem Befreiung bewilligt werden kann. Dem Kinderhandel ist das nicht störend; er mag leicht die erforderlichen Fünfzigjährigen aufbringen. Störend ist die Umständlichkeit des Befreiungsverfahrens nur für die gewöhnlichen ehrlich gemeinten Kinderannahmen, die oft nur aus Angst vor dem Verfahren unterbleiben, auch von manchen mit der Vorbereitung der Gesuche befaßten Amtsgerichten ungern behandelt werden. Man rät den Beteiligten dann ab, um die Schererei mit den Formalien rügenden höheren Instanzen zu vermeiden (Landgerichts- und Oberlandesgerichtspräsident und Justizminister). Weit wirksamere Vorsicht wäre an Stelle dieser Hindernisse und Hemmnisse die Wiedereinführung der „adoptio minus plena" für den Regelfall.

Unsere Adoption ist die vollständige. Das Kind geht ganz in Familie und unkontrollierte Obhut der Annehmenden über.[2]) Nur ein Erbrecht erhalten die Adoptiveltern nicht. Um dem Kinde eine gesicherte Stellung zu geben, wäre auch die „weniger vollkommene Adoption" geeignet. Leider ist sie dem Gesetze völlig unbekannt. Wenn die Adoptiveltern den Namen geben und eine Erziehung leisten, so ist das für das Kind Wünschenswerte erreicht. Das für die Adoptiveltern Wünschenswerte ist gleichfalls nur, das Kind tatsächlich zu besitzen und es erziehen zu dürfen. Ob der Titel zu diesem Besitze gerade die vollständige elterliche Gewalt ist, berührt das Empfindungsleben dieser Eltern weniger. Man nähere die durch Adoption erworbene Gewalt noch mehr der vormundschaftlichen und setze im

[1]) Vgl. Näheres in dem Bericht des Assessors Tormin bei der Tagung der „Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge" (Berlin C., Wallstraße) zu Darmstadt 1913.

[2]) Vgl. Genaueres §§ 1757 ff., besonders aber auch § 1763 BGB.

Digitized by Google

Bedarfsfalle neben den Adoptivvater einen Erziehungspfleger. Adoptiveltern und Pfleger sollen jährlich an das Vormundschaftsgericht berichten. Die Waisenpflegerin soll das Kind regelmäßig besuchen. Dann ist der größtmögliche Schutz gewährleistet und doch der ganze Vorteil der Kindesannahme erzielt.

Man hat vielleicht aus meinem Bemühen, völlige Gerechtigkeit für das uneheliche Kind zu erzielen, eine Note scharfer Mißbilligung an die Adresse der unehelichen Mutter herausgelesen. Damit las man richtig. Die uneheliche Zeugung ist von jedem, der sein Volk liebt, zu mißbilligen, und zwar vor allem, weil sie eben doch die Ursache so vieler Leiden unschuldiger Kinder ist. Leiden, die ein noch so wohlwollendes Gesetz nicht ausräumen kann. Dennoch muß ich selbstverständlich der öffentlichen Meinung das Recht bestreiten, aus der Mißbilligung außerehelicher Zeugung einen Vorwand zu dauernder und unaustigbarer Bemäkelung der unehelichen Mutter zu entnehmen. Man messe vielmehr den Menschen, und insbesondere das Weib, an der Erfüllung seiner Pflicht am Kinde. Und in dieser Beziehung kann sich unter Umständen eine uneheliche Mutter einer ehelichen Mutter überlegen zeigen.

Die uneheliche Mutter aber, die redlich für ihr Kind gesorgt und sich sonst achtenswert gezeigt hat, sollte nicht nur von der öffentlichen Meinung geachtet werden, sondern auch einen Weg haben, auf dem sie durch einen offiziellen Akt der Staatsgewalt für „achtbar erklärt" wird. Viele Menschen verlangen einen solchen Stempel. Die Form der „Rehabilitierung" wäre freilich zu überlegen. Soll das Vormundschaftsgericht ihr den Titel „Frau" beilegen können? Oder soll das der Regierungspräsident tun? Oder genügt die Verleihung des Prädikats „Mutter", im Sinne des Rechts, dieses Prädikat dauernd beim Namen als Zusatz zu führen, wobei zwar die uneheliche Mutterschaft, aber auch die behördliche Ehrung jedem klar würde? Es wäre m. E. Aufgabe eines Bundes für Mutterschutz, hier auf einen Weg zu sinnen und ihn auch uns vorzuschlagen.

Nun einige Mitteilungen aus einem neuen, auf exakter Forschung beruhenden Buche,[1]) um zu zeigen, wie wichtig es, auch abgesehen von der Gerechtigkeit, sein würde, die Stellung der unehelichen Kinder zu heben und ihre Leiden zu mindern.

I. Von 1000 lebendgeborenen Kindern starben in Preußen im 1. Lebensjahre von 1901—1904 von Ehelichen 177 von Unehelichen 325.

Auch erreicht von den Ehelichen ungefähr $^1/_2$ das heerespflichtige Alter, von den Unehelichen nur etwa $^1/_5$.

II. Von im Jahre 1905 in Bayern zur Zwangserziehung aufgenommenen Mädchen waren 30,5 % unehelich, von verwahrlosten Kindern zu Wien im Jahre 1904 gar 42 %. Unter 1767 von den Kärntner Bezirksgerichten 1900—1904 abgeurteilten Jugendlichen waren 40,9 % unehelich. Unter den Insassen des Zellengefängnisses Nürnberg waren unter den Dieben 33 %, unter den Rückfallsdieben 38 % unehelich geboren. Im ganzen fallen auf 100 Eheliche **15,9** einzelne Vergehen und Verbrechen, 8,6 Übertretungen, auf 100 Uneheliche **41,9** einzelne Vergehen und Verbrechen, 19,4 Übertretungen.

III. Die Beteiligung der Unehelichen an der Fürsorgeerziehung ist nach den Statistiken aller größeren Bundesstaaten doppelt so hoch wie an der Geburtenzahl, und dies trotzdem die Unehelichen sich vorher schon wieder um die Hälfte vermindert hatten. Es muß also, abgesehen von der mangelhafteren Arbeit von Eltern und Vormund, auch die armenpflegliche Einwirkung aller erzieh-

---

[1]) Gruhle, „Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität". Berlin. Jul. Springer, 1912. 453 S., 18 *M*.

Digitized by Google

lichen Elemente entbehren. Nach Gruhle ist die Beteiligung der Unehelichen an der Verwahrlosung 3—5 mal größer als an der jugendlichen männlichen Bevölkerung.

IV. In der militärischen Tauglichkeit stehen die Unehelichen hinter den Ehelichen um etwa 18% zurück. Gruhle sagt mit Recht: „Die formale Unehelichkeit an sich begründet also offenbar keine körperliche Minderwertigkeit, sondern das Schicksal der Unehelichen greift bestimmend in die Qualität ihrer körperlichen Leistungen ein." Gruhle errechnet dann weiter aus dem durchaus nicht übergroßen Anteil der Unehelichen an Krankenbestand, Idiotie und Irrenhausinsassen, daß die Nachteile der Unehelichen nicht aus einer besonderen Anlage stammen, sondern daß die unglücklichen Verhältnisse, unter denen die unehelich Geborenen heranwachsen, es sind, die deren hohen Anteil am Verbrechen und an der Verwahrlosung bedingen.

Also: unsere Verhältnisse machen die Unehelichen zu Verwahrlosten und zu Verbrechern! Welches Streiflicht fällt von dieser Erkenntnis aus auf die Rolle unserer Strafjustiz überhaupt! Mit welchem Empfinden steht man nach dieser Erkenntnis als Richterkommissar vor dem Schaffott, auf dem eben als Raubmörder verdientermaßen hingerichtet wird ein Wesen, in dessen Akten man las: Seine Mutter war die ledige Dienstmagd Christine Müller; aus ihrer späteren Ehe gingen 12 Kinder hervor, die sämtlich gut gediehen und einen redlichen Lebenswandel führen. Sein Vater, damals Schlächtergeselle, war zum Unterhaltzahlen verurteilt, konnte aber niemals zur Zahlung bewogen oder gezwungen werden. Wenn sein Lohn gepfändet wurde, entwich er, bis Vormundschaftsrichter und Vormund ermüdet waren und ihn in Ruhe ließen. Später heiratete der Vater, hatte gleichfalls 10 eheliche Kinder, die alle gut gediehen sind, und ist heute Stadtverordneter und Obermeister seiner Innung, ein angesehener Mann. Sein uneheliches Kind aber hat er verkommen lassen. Die Armenpflege mußte sich des Kindes annehmen. Sie gab es erst in Reihenpflege, dann dem Mindestverlangenden in Kost und Logis. Der Mindestverlangende war ein Orgeldreher, der das Kind mitnahm, wenn er zur Kirmeß zog. Unterwegs mußte das Kind sich selbst beköstigen, d. h. betteln und stehlen. Das steht in den Akten und noch mehr zwischen den Zeilen. — Als im Urgrund des Seins die Nornen ihre Lieder sangen, da sangen sie diesem Kinde, daß es eine feine, süße Seele habe, daß sein Leben ihm Gelegenheit zu hohen, edlen Taten geben werde, Wohltäter und Erlöser leidender Menschen solle es sein. So sangen dem holden Wesen von einst die Nornen. Und heute tilgt des Scharfrichters Schwert dieses gleiche Wesen aus als ein Ungeheuer!

Und wer trägt die Schuld? Oder vielmehr: wer von uns trägt an dieser Schuld nicht?!

Digitized by Google

Drei Briefe nach dem Kongo.

Von

Jürgen Jürgensen.

Einzige berechtigte Übersetzung von Hermann Kiy.

Nachdruck verboten.

I.

An Bord: „Leopoldville", Busen von Guinea.

Lieber Freund!

Ich habe versprochen, Dir ein wenig von meiner Reise den Kongofluß hinab zu berichten, und benutze nun die unfreiwillige Muße, die die Seereise heim nach Antwerpen mit sich bringt, dazu, mein Versprechen einzulösen.

Ich habe Dir früher mitgeteilt, daß ich meine Station Lisaka bereits Ende Juni verlassen habe, um von da die siebentägige Fußreise durch den nördlichen Teil meines Territoriums nach Isaka zurückzulegen, der kleinen Transportstation am linken Ufer des Momboyoflusses, die, wie Du Dich wohl noch von Deinem eignen Aufenthalt in diesen Gegenden entsinnst, das Bindeglied zwischen der Lisakaregion und der ganzen übrigen Welt bildet. Hier beabsichtigte ich den Dampfer zu erwarten, der mit meinem Nachfolger flußaufwärts kommen und mich mit hinab nach Coquilhatville nehmen sollte.

Dich, der Du weißt, wie wohlfeil Negerpopularität zuweilen ist, nimmt es wohl nicht wunder, wenn Du hörst, daß ich auf dieser ganzen siebentägigen Reise Gegenstand fortwährender Vertrauens- und Dankesversicherungen war. In den Dörfern umringten mich Deputationen mit den Häuptlingen und den Ältesten an der Spitze. Alle bedauerten mit der dem Neger innewohnenden energischen Beredsamkeit, meist wirr durcheinander, daß ich, der zwei Jahre lang so gut für Ordnung unter ihnen gesorgt, ruhige Verhältnisse in dieser unruhigen Gegend geschaffen und den Wohlstand des Landes vermehrt hätte, nun nach Hause nach Europa zurückreisen wolle — na m'putu. Die allgemein benutzte Redensart lautete ungefähr so: Wenn der Gouverneur selbst — Bula matadi mongo — hier gewesen wäre, so hätten wir alle — Männer, Frauen und Kinder — ihn gebeten, dich noch ein Jahr behalten zu dürfen.

Auch Du hast Dich wohl einmal in der augenblicklichen Zerstreutheit von der naiven, eiteln Selbstzufriedenheit verleiten lassen, die nicht ausbleibt, wenn man sich als Wohltäter eines ganzen Volkes sieht und von sich wie von einer Art Apostel sprechen hört. In diesem Fall hast Du wahrscheinlich, gleich mir, sofort Dein seelisches Gleichgewicht wiedergewonnen oder hast vielleicht sogar irgendwo einen leichten schmerzlichen Stich gespürt, wenn einer der Sprecher der Deputation Dich im letzten Augenblick — mit einem flüchtigen blanken Rest von Glanz im Auge, der von der letzten Abschiedszähre herrührte — darauf aufmerksam machte, daß das Huhn, das Dir soeben feierlich überreicht wurde, 3 Francs koste, gleich 60 Messingstangen, und daß Du noch einige Centimes schuldig seiest für die Fische, die Du bekamst, als Du das letzte Mal durchs Dorf zogst. Diese Abschiedszeremonien wiederholten sich in allen Dörfern, aber obwohl ich nie so gefeiert worden bin wie auf dieser Reise, hatte ich doch zuletzt das klare Gefühl, daß den Leuten ein Stein vom Herzen fiel, wenn sie mich zwischen dem Maniok und den Bäumen nach Norden zu verschwinden sahen.

Auch der Neger im Urwald ist nicht ganz zufrieden mit dem, was er hat. Auch er denkt sich beständig die Möglichkeit von

Digitized by Google

etwas Besserm aus. Vielleicht kommt eines Tages der ideale weiße Mann. Er, der alle die haarsträubenden Lügengeschichten von dem schwarzen Nächsten und dem Nachbardorf glaubt, der reiche Geschenke nach rechts und links austeilt für nichts und wieder nichts, und der die Abgaben zu erheben vergißt.

In einem Dorf kam es zu einem großen Aufstand, und das ganze Empfangszeremoniell ging in Stücke, weil ich dort einige Zeugen in einer Rechtssache einberufen mußte, die vor dem Gericht in Coquilhatville schwebte. Die Zeugen nahmen die Sache mit männlicher Ruhe hin, und die Männer aus dem Dorf, die zu Dutzenden herbeigekommen waren, trösteten einander gegenseitig. Dagegen bedurften mein Freund Lokako, der Häuptling, und ich aller unsrer Redetalente, um Frauen und Kinder zu beruhigen, die über das Unglück heulten und weinten. „Sie sterben, sie sterben!" riefen die alten Frauen, während die Tränen in Streifen über ihre schmutzigen Gesichter und die nackten, bestaubten Oberkörper hinabrannen. Lokako und ich, wir mußten uns vieler kräftigen Worte bedienen, um die Leute davon zu überzeugen, daß die drei Männer, die fort mußten, um zugunsten eines Dorfkindes ihr Zeugnis abzulegen, nicht den geringsten Schaden erleiden würden, wenn sie die Dampferreise hin und zurück nach Coquilhatville zurücklegten.

Nichtsdestoweniger waren die drei Männer bei der Abreise von hundert tröstenden und wehklagenden Dorfbewohnern beiderlei Geschlechts und aller Altersstufen umgeben, während Lokako der einzige war, der seine repräsentativen Pflichten mir, dem fortreisenden Apostel gegenüber, nicht vergaß.

In der Station Bombomba, wo ich mich auf der Durchreise einen Tag aufhielt, wohnte ich der Ablösung des alten Stationschefs bei, der gleichfalls nach Europa heimkehren sollte, und der im übrigen das Glück hatte, ziemlich schnell mit dem Walboot befördert zu werden, während ich, der ich den Dampfer Ende Juni oder Anfang Juli erwartet hatte, zwei Monate in Isaka liegen bleiben mußte.

Isaka ist eine abgeholzte, vom Regen ausgewaschene und gefurchte Sandbank am linken Ufer des Momboyo. Für gewöhnlich hausen dort nur ein Waldhüter und ein paar Fischer mit ihrer Familie.

Demjenigen, der nicht an sich selbst genug hat, bietet diese weiße Bank mit dem Bambushaus in der Mitte und den kleinen Hütten der schwarzen Reisenden in ehrerbietigem Abstand, umrahmt von schwarzem Wald und einem trüben Fluß, einen ungewöhnlich tristen, unfruchtbaren Anblick. Melancholische Dampferführer, die mit ihrer Ladung flußaufwärts gekommen sind und deren betrübtes Auge nur auf den lahmen Waldhüter und die alten stummen Fischer auf dem weißen Sande fiel, haben dem Ort den unheimlichen Namen: „Die Teufelsinsel" gegeben.

Obwohl er etwas lebendiger wird, wenn ich mit meinen Leuten komme, so gehören doch ein gut Teil Gemütsruhe, eine große Kiste mit Büchern und viel Schreibmaterial dazu, wenn man die Badesaison, die ich auf Skagen hatte verleben wollen, in dem kleinen einsamen Bambushaus verbringen muß.

Glücklicherweise hatte ich die drei Dinge, und die Zeit bis zum 5. September verstrich ausgezeichnet. An diesem Tag morgens 7 Uhr dampfte die „Delivrance" den Momboyo hinab, ich stand auf Deck bei dem dänischen Kapitän und schwenkte den Hut zu meinem Stellvertreter hin, der auf dem weißen Sande zurückblieb — für drei Jahre.

Von der Reise den Momboyo und Ruki hinab ist nichts andres zu bemerken, als daß sie allen Reisen auf den Nebenflüssen durch den Wald gleicht. Du siehst auf der drei- bis viertägigen Fahrt zur Mündung des Ruki in den Kongo nichts als Wasser, Himmel und die beiden Waldwände, zwischen denen man dahinläuft. Nur entfernen sich die Wände während der Reise langsam voneinander, und der breite, blanke Flußspiegel des untern Ruki ist etwas lebhafter als der schmale, waldbeschattete weiter aufwärts. Von Zeit zu Zeit legt das Boot an einer Station oder einem Dorfe an, und Du siehst ein bleiches Gesicht oder ein paar schweigende Neger zum Boot hinabkommen und uns auf die langsame, träge Art empfangen, die so bezeichnend ist für die Stimmung auf den kleinen Flüssen am Aquator in diesen faulen Zeiten.

Digitized by Google

Wenn der Dampfer von der Mündung des Ruki her im großen Bogen den Kongo hinab einbiegt und die Aussicht auf das breite, helle Wasser und auf Coquilhatville sich vor einem öffnet, dann hat man das Gefühl, daß hier der schwere, stumme Wald nicht festen Fuß mehr fassen kann; und wenn man das Auge hinter die Pflanzungen schweifen läßt, so ist einem, als sähe man, wie er sich weithin zurückzöge, zornig und murrend. Man meint auch, man selber sei ein schwerfälliger, grimmiger Waldmensch geworden, und man sieht halb grämlich über die parkähnlichen Hänge von Coquilhatville hin, die in halb schlummerndem, lächelndem Behagen daliegen und mit den kleinen Inseln weiter draußen kokettieren und ihre roten Gebäude, ihre Palmen und fremden Farben in der Silberfläche des Flusses spiegeln. Als ob oben im Walde nicht junge Männer säßen, mit düsterm Sinn und gerunzelter Stirn, und nachgrübelten über Familien-, Staats- und Rasseprobleme, die einen alt und klug machen, während man noch das Recht hat, jung und leichtsinnig zu sein.

Von Coquilhatville ging es rasch flußabwärts. Nach dreitägigem Aufenthalt in dieser Hauptstation meines Distrikts hatte ich das Glück, an Bord der „Princesse Clementine" einen Platz als überzähliger Passagier zu bekommen. In Leopoldville verlebte ich einen gemütlichen Abend zusammen mit den anwesenden skandinavischen Kapitänen, die sich auf dem Vorderdeck der „Clementine" zusammengefunden hatten. In Thysville, wo man jetzt die Eisenbahnreise für die Nacht unterbricht, fror mich dermaßen, daß ich mich keiner so intensiven Kälteempfindung von irgendeiner heimischen Winternacht her entsinne. Einige meiner Reisegefährten konnten vor Kälte nicht schlafen.

Diese zweitägige Eisenbahnfahrt durchs Gebirge von Stanleypool zum untern Kongo betrachte ich, ihrer Langweiligkeit wegen, als letzte Instanz des ganz natürlichen Fegefeuers, dem ein verirrter Waldmensch sich unterwerfen muß, um eines Tages das Glück zu genießen, nach dreijähriger Abwesenheit auf dem Balkon von „Africa" oder „Compagnie française" in Matadi zu stehen, reingewaschen und im neuen weißen Anzug, und tief unter sich im Strom, gefesselt an eine tausendfüßlerartige Eisenbrücke, den fast mikroskopischen 4000-Tons-Dampfer zu sehen, der ihn heimbringen soll nach dem gelobten Lande am Sund.

Aber die fünf Tage in Matadi waren nicht leicht.

Drei Jahre lang hat man arbeiten, reisen, lesen, schreiben, essen, faulenzen und schlafen können. Hier in Matadi im Hotel, wo der Wind durch offne Türen und Verandapforten saust, wo das Licht einen blendet und Monotonie und Einsamkeit mehr auf einen einwirken als damals, als man allein im Urwalde war, quält einen dauernd nagende Ungeduld. Man kann nicht lesen, kann nicht schreiben, man kann nichts. Man sucht seine Unruhe zu beherrschen; man kann nicht; sie wird zu Fieber. Man wankt zu seinem Bett, steht einige Stunden später wieder auf und beginnt ebenso von vorn. Allen Reisegefährten geht es ebenso. Wir zusammengebrachten Einsiedler, denen menschliche Gesellschaft keine Befriedigung gewährt, rechnen die Stunden aus bis zu unsrer Abreise aus dieser langweiligen Stadt, die für uns ein trister Wartesaal wird auf dem Weg aus der öden, uns verwandten Wildheit des Urwaldes nach Europa, dem kaleidoskopischen Ziel unsrer Sehnsucht, dem die meisten von uns in einigen Monaten eines Tages von neuem erbittert den Rücken kehren werden.

Von dem Aufenthalt in Matadi kann ich Dir noch erzählen, daß ich mir dort eine kleine Unbedachtsamkeit zuschulden kommen ließ.

Am Nachmittag vor unsrer Abreise mit der kleinen „Hirondelle" nach Boma begleitete ich die Gefangenenkarawane, die mein und einiger Kameraden Gepäck vom Hotel zum Hafenspeicher brachte, — um zu sehen, wo die Koffer bis zum nächsten Morgen untergebracht würden. Zufällig kam ich in dem Speicher dicht hinter zwei aneinandergefesselte Neger zu stehen, ohne von ihnen bemerkt zu werden. Die beiden hatten die Entdeckung gemacht, daß der Deckel einer Kiste mit Konserven lose saß, und waren nun dabei, sich die Taschen mit Konservenbüchsen zu füllen.

Digitized by Google

Ich beobachtete sie halb in Gedanken, verfolgte die flinken Bewegungen, sah von der Seite die hastigen Diebesblicke, spürte in meiner eignen Hand die Freude des Diebes, der eine leckre Hasenpastete in die Tasche steckt, und stellte gleichzeitig, als der ehrgeizige Waldmensch vom obern Kongo, der ich war, satirische Betrachtungen an über die vorgeschrittne Diebeskunst hier in den Zentren der Zivilisation, bis ich mich vollständig selbst vergaß, vergaß, daß ich Philosoph, Zuschauer und Menschenfreund war, und dem plumpen Gefühl snobartiger Geschäftigkeit erlag, die einen Mann in Uniform dazu zwingt, seine gerechten Hände auf die Schultern von zwei zitternden Sündern zu legen, die Schildwache zu rufen und auf den Inhalt der Taschen zu zeigen.

Obwohl ich mir sofort, als ich die äußerst unwillige schwarze Schildwache — Du kennst die triple expansion indignation des neuzivilisierten Soldaten über heidnische Laster — mit den Sündern zum Justizgebäude abziehen sah, die Folgen meiner Übereilung klar machte, habe ich später, teils vor mir selber, teils vor andern, meine Handlungsweise zu verteidigen gesucht, leider ohne Erfolg.

Niemand wird mir recht geben, und nun sitzen die beiden armen Menschen dort im Gefängnis von Matadi und büßen für die Hasenpastete, und ich sitze hier und verschanze mein Gewissen hinter einigen armseligen Brocken eines unzuverlässigen, exaltierten Rechtsbewußtseins.

Wir lagen auch mehrere Tage in Boma, unserer letzten Etappe. Die abschließenden Besuche bei den Beamten der Regierung und die letzten Besorgungen in den Bureaus wurden erledigt, und am 2. Oktober nachmittags dampften wir um die Landzunge bei Banana mit einer frischen Meerbrise, die sich übrigens bis jetzt gehalten hat.

Sie ist besser als eure Sumpfluft in Basoko.

Ich schreibe Dir aus Europa, sobald ich Zeit finde. Dein treuer Hauptmann X.

II.

Kopenhagen.

Lieber Freund!

Ich habe Dir zuletzt aus dem Busen von Guinea geschrieben.

Seit damals habe ich mich der Zivilisation stufenweise und unmerklich genähert.

So unmerklich, daß es mir vorkommt, als hätte ich vergessen zu folgen, und als befände ich mich noch tief im Zentrum des großen afrikanischen Urwalds.

Ich habe mich hier in Kopenhagen noch nicht akklimatisiert, und ich bin, wie auf der ganzen Reise, erstaunt über das Unbewegliche meines Gemütszustandes und darüber, daß mir die Fähigkeit fehlt, irgendwoher Eindrücke zu empfangen.

Wir sahen Grand Bassam, Freetown und Dakar. Aber sie blieben in unsrer Erinnerung als vage, uns nicht berührende Nebelbilder haften. Auf Teneriffa fuhren wir mit der elektrischen Straßenbahn von Santa Cruz nach der alten spanischen Hauptstadt la Laguna, und wir fanden begeisterte Worte für die herrliche Aussicht von dort oben über die junge Stadt, den Hafen und den schönen blauen Atlantischen Ozean. Aber alles das machte keinen Eindruck auf unsere matten Nerven. Wir sprachen mit spanischen Bauern, Eseltreibern und Straßenbahnpassagieren von Ackerkultur, Weinbau und Bananenausfuhr nach England. Es war, als hätten wir stets mit den Leuten über diese Dinge gesprochen, und als lägen durchaus nicht dreijährige harte Strapazen im Urwald zwischen damals, als wir hier waren, und jetzt.

Wir besuchten ein Theater in Southampton. Und wir alten Waldbewohner saßen im ersten Parkett, überlegen kritisierend, als hätten wir sämtliche Premieren in Paris und London mitgemacht, obwohl wir drei Jahre lang nichts als Negerplastik und Bauchtanz gesehen hatten.

Und wir saßen in den besseren Theatern von Bruxelles, und etwas Flußwasser kam uns in die müden Augen, wenn diese himmlische Musik der europäischen Sprache zu stark in das Soldatenohr klang, das sich daran gewöhnt hat, nur den Laut flüsternder Blätter und das Wahrzeichen der Vogelstimmen zu spüren, Laute zu trinken, wie ein Durstiger Quellwasser trinkt, und das jetzt in seiner Unerfahrenheit den Jammer einer Menschenseele oder eines Herzens Jubel

Digitized by Google

von einer Rampe her kaum aufzunehmen vermag.

Aber das alles macht nicht den Eindruck auf uns, den wir erwartet haben. Alles erscheint uns zu einfach und zu sonnenklar. Wir sind noch Zuschauer und Touristen. Die Kompliziertheit des europäischen Staatslebens hat uns noch nicht in ihren Maschen eingefangen. Wir schwimmen obenauf. Und während wir in den Boulevardcafés sitzen und von gutem Essen und neuen Kleidern reden und alles um uns her in hohem Grade selbstverständlich finden, ist der Urwald noch urlebendig in uns.

Ich bin jetzt nach der langen Reise in der Großen Königstraße von Kopenhagen gelandet, wo ich mich vorläufig der Ruhe hingebe; und ich nehme an, Du wirst es nicht unnatürlich finden, daß ich, der ich nur ein Neuling unter den alten erfahrenen Europäern bin, meiner Neigung folge, mich ein wenig der Erinnerung an den Urwald anzuschmiegen, wo ich zu Hause zu sein glaube und wo ich mich verbergen kann.

Ich hoffe auch, daß es Dich nicht wundernehmen wird, wenn ich zum vierten oder fünften Mal in den letzten sechs Jahren den Drang verspüre, die Erinnerung an unsere letzte frohe Begegnung im Kongo aufzufrischen.

Wir waren uns dort eine Zeitlang aus den Augen gekommen. Lange waren wir auf Reisen in der „Province orientale“ häufig zusammengetroffen, aber dann war ich in einen anderen Distrikt gekommen, und Du warst mit Deiner Dysenterie nach Europa zurückgekehrt. Ein Gerücht erzählte, Du seiest jetzt wieder im Lande, aber ich wußte nicht, wo, und tröstete mich wohl mit dem Gedanken, daß selbst wenn wir zwei junge Menschen von einer gewissen Bedeutung waren, ja doch nichts Auffälliges darin lag, daß wir einander aus den Augen verloren auf einem Territorium, das halb so groß ist wie Europa.

Ich saß allein auf meiner Station im Urwald, in die nie ein Mensch kam. Ich baute und exerzierte, pflanzte und erntete, erhob Abgaben und veranstaltete Volkszählungen, bis eines Tages ein anderer weißer Mann mit einer Order in der Tasche kam: wir sollten eine Station stromaufwärts am Lokolofluß anlegen, hoch oben im Walde, an der Grenze von Gesetz und Recht, wo die Mystik des Unbekannten beginnt und der garstige Beherrscher und Schöpfer der Welt regiert, Ilima, das große vorgeneigte Tier mit den tötenden Augen.

Ich brach auf zum oberen Lokolo.

In diesem Flusse gab es viele seltsame Fische. Die einen mit großen Raubtierschlünden mit scharfen Zähnen, andere mit Rüsseln wie Schweine und andere mit Hängebäuchen. Das Fleisch von manchen war giftig. Die bekamen die Frauen im Dorf, denn die Männer wagten sie nicht selber zu essen, und außerdem war alles mögliche andere Gewürm im Fluß, Schlangen, Eidechsen, Eguane und Krokodile.

Sonst gab es da oben nichts als Wald, der in das leise dahingleitende Flußwasser herabhing, ein Dorf und mich und meine Leute. Wir begannen, in der Nähe des Dorfes, eine halbe Stunde Wegs vom Flußufer, zu fällen, zu graben und zu bauen; und ich glaubte fortwährend, Ilima sei mein einziger Nachbar, gegen Süden gebe es nur Märchenzauber und Mystik, und ich sei der einsamste und stärkste Mann der Welt.

Eines Tages, als ich mein eigenes Haus fertig hatte und bequem und behaglich in einem großen, hochlehnigen Stuhl an einem riesigen Tisch im Schatten der Vorhalle saß und mir wie ein kleiner Monarch aus dem Alten Testament vorkam, empfing ich einen Brief.

„Er kam von da,“ sagte der Mann, der ihn brachte, und zeigte dabei nach Süden.

„Gibt es Menschen in diesem Urwald?“ dachte ich bei mir, erbrach den Brief und las:

„Monsieur! So und so . . . Einige von Ihren Leuten machen sich einen Spaß daraus, meine Eingeborenen auf unserem Territorium zu schikanieren . . . usw.“

Darunter stand Dein Name.

Unser Territorium! Und mein Mysterium, das ich so lange bewahrt habe, bis ein anderer kommt und es „unser Territorium“ nennt!

Ich antwortete Dir:

Digitized by Google

„Monsieur! Es soll wegen ein paar hundert Quadratmeilen Land keine Feindschaft zwischen uns sein. Komm schnell und laß uns die Sache in Güte ordnen!"

Mein geehrter Name.

Einige Tage darauf kamen die Leute von der Fährstelle den halbstündigen Weg gelaufen und brachten schreiend die Botschaft:

„Er ist da!"

Der fremde Herr drüben von den andern Wassern war es. Das Blut stieg mir in die Wangen, ich setzte den Tropenhelm auf und eilte davon durch die Station und das Dorf und auf den Waldpfad hin.

Ja wahrhaftig, da saßest du mitten auf dem Weg zwischen den hohen Bäumen, nackt bis zum Gürtel, zwischen allen Deinen lachenden Schwarzen, und Du sangst und trocknetest Dich nach einem improvisierten Sturzbad ab. Rings auf Koffern und Kisten lagen Deine reinen Kleider umher, und ein Tischchen war gedeckt, denn Du warst nach sieben- bis achtstündigem Marsch hungrig wie ein Rabe.

Am allerspaßigsten waren jedoch die drei recht zerlumpt aussehenden Banditen, die Deinen privaten Hausstand bildeten. Die hattest Du gelehrt, Guten Morgen, Guten Tag, Guten Abend, Gute Nacht und Adieu zu sagen, und sie stellten sich nun in einer Reihe vor mir auf und sagten auf Kommando:

„Guten Morgen!"

Du machtest sie darauf aufmerksam, daß man mitten am Nachmittag nicht so sage, und daß sie recht gut wüßten, wie es heiße.

Worauf sie alle wie ein Mann sagten:

„Gute Nacht!"

Da auch dieser Gruß Dein Mißfallen erregte, repetierten sie alle fünf Formeln in einer Leier.

Aber daß wir zwei einander an einem so entlegnen Orte der Welt, im Urwald bei Lokolo, begegnen sollten, darüber kamen wir nie hinweg. Wie ging das zu? Es mußte also der Wille des Schicksals sein, daß wir zwei zusammengehören sollten, und wir haben zusammengehalten bis jetzt, obwohl wir uns später nicht wiedergesehn haben.

Wenn Du Dich einmal hier in Kopenhagen niederläßt, nachdem Du des unstäten Lebens überdrüssig geworden bist, und wir zwei alternde Gentlemen sind, die die Neigung haben, von Jugendtaten zu erzählen, dann werden unsre beiderseitigen Bekannten, fürchte ich, die Geschichte unsrer Begegnung am Lokolofluß so oft vorgesetzt bekommen, mit den gleichen gewaltigen Gesten, den gleichen aufgerissenen Augen, den gleichen Schlägen auf den Tisch und dem gleichen frohen Gelächter, daß sie ihnen sicher keinen Spaß mehr bereiten wird.

Wie Du siehst, spaziert das alte, mystische Kongoungeheuer noch in meinen Gedanken umher und tut, als ob es zu Hause wäre. Es gibt sich den Anschein, als könnten ihm der Straßenbahnlärm und die elektrischen Lampen, die in der Großen Königstraße zum Fenster hereinscheinen, nichts anhaben. Aber es hört recht gut, daß da jemand anklopft, kräftiger und immer kräftiger, der herein will, um es hinauszujagen.

Das sind die Ungeheuer der alten Welt, die in den Städten von Europa umgehn, unsichtbar, wie Ilima unsichtbar ist auf seinen fürchterlichen Nachtwanderungen durch das erstickende Dunkel des Urwalds, mächtig und unbarmherzig, erschaffend und zerstörend, verheißend und schreckeinjagend wie Ilima.

Grüße am Fluß!

Dein treuer
Hauptmann J.

III.

Kopenhagen.

Lieber Freund!

Wie Du aus meinem letzten Briefe weißt, bin ich jetzt in Kopenhagen.

Ich schrieb Dir gewiß, daß die große Veränderung von der Monotonie des Urwalds zum Gewühl der Großstadt keinen besondern Eindruck gemacht habe.

Das beständige Gleichgewicht, in dem ich mich befand, ließ mich allmählich glauben, daß ich jetzt in den Wechselfällen der ganzen Welt erprobt und gegen Überraschungen jeder Art gefeit sei, daß ich endlich das geworden sei, wonach ich mehr als dreißig Jahre lang, allerdings auf bedeutenden und sehr verwickelten Umwegen, gestrebt hatte: l'homme posé.

Digitized by Google

Wenn ich hier in der Großen Königstraße an meinem Schreibtisch saß und mein Blick zufällig zur dritten Etage gleich gegenüber schweifte, wo früher die Affen zwischen den Zweigen hockten und einen auslachten, dann fiel es mir gar nicht auf, daß ich an dieser Stelle jetzt meinen Schneider auf seinem Tisch sitzen und neues Futter in eine von meinen alten Westen nähen sah. Ich stutzte auch keineswegs, wenn ich das Auge zur Höhe des zweiten Stockwerks senkte, und dort Zeuge wurde, wie meine Wäscherin meine Wäsche plättete, wo sonst große Bündel von verfaulten Zweigen und welkes Laub in gewaltigen, seidenschweren Spinnweben hingen, zwischen gekrümmten Lianen und toten und lebenden Waldriesen.

Und auch alle die andern Verhältnisse, in denen unsere Vernunft einen scharfen Kontrast oder einen starken Übergang findet, ließen mich kalt; ich lächelte überlegen. Obschon das Lächeln bescheiden und vorsichtig war, zu den Ausdrucksformen eines andern Weltteils gehörte.

Aber dann kommt das Fieber.

Es vergrößert und verkleinert, wirft Licht und versenkt in Dunkelheit; es läßt Dir das Gegenwärtige fern erscheinen wie eine Ewigkeit und macht ferne Urwaldschatten zu blendenden Halluzinationen in Deiner Stube. Deine Stirn brennt. Die Gedanken zweier Rassen durchsausen Dein Gehirn, und Du machst Dir klar, daß doch mehr als dreißig und einige Jahre dazu gehören, um den l'homme posé zu erreichen, dieses trefflichste Attribut des europäischen Gentleman.

Wie wäre es überhaupt denkbar — ich bin heute in Versuchung, mich das selber zu fragen —, daß ich oder ein andrer, zum Beispiel Du, die wir unsern Sturm und Drang unter einem Eisenzeitaltervolk verlebt haben, im Herzen des großen, düstern afrikanischen Urwalds, in einer Vegetation, die nicht dieser Welt anzugehören scheint, daß wir unmittelbar in die europäische Zivilisation eintreten, wie man aus einem Zimmer ins andre geht, weil es nun einmal nur ein paar Monate dauert, diese Jahrtausende mit Dampfschiff und Eisenbahn zurückzulegen. — Es fiel uns ja schwer genug, von dem wegzukommen, was wir damals unter europäischer Zivilisation verstanden, aber jetzt gewiß anders auffassen, und in die Barbarei zu gelangen, wie wir sie tief in den Wäldern trafen.

Ich finde geradezu, es gehört ein Fieber dazu, um dem einen Pol meines Daseins aus der Welt der Träume in die der Wirklichkeit und dem andern vice versa zu verhelfen. Diese Veränderung muß notwendigerweise über oder unter unserm alltäglichen Bewußtsein vorgehen.

Nun ist das überstanden. Das Fieber hat das Unterste in mir zu oberst gekehrt.

Ich sitze heute in der Großen Königstraße zwischen Büchern und Zeitschriften, mit den Nachwehen und meinem neuen Ortsbewußtsein. Mein Ohr hört das dumpfe Gleiten der elektrischen Straßenbahnen, das Hufgeklapper der Pferde auf dem Asphalt und den Laut aller Schritte auf dem Trottoir. Ich lebe hier; ich fühle, ich bin Europäer, bin heimgekehrt, bin elektrisiert, vorbei ist es mit dem Kokettieren mit dem Einsiedlerhang, und tatsächlich und nicht nur in geographischem Sinne liegen 50 Breitengrade zwischen damals und jetzt.

Aber in meiner Seele leuchtet noch der große Traum meines Lebens in Weiß und Schwarz, der Aquatortraum, der tiefste Abgrund meiner Erinnerung, die stockfinstern, rätselhaften Schatten in zähem Kampf mit dem Licht der Welt, der Traum, in dem Du jetzt lebst, und der Deine Seele läutert oder vergiftet.

Nun weißt Du es. Du wandelst im Traume. Ich glaubte selber, das Reich im Zentrum von Afrika sei ein Staat wie andre Staaten. Ich weiß jetzt, daß er etwas andres ist, daß er sich in einem andern Bewußtseinszustand befindet als die alten, langweiligen Staaten, daß er einstweilen nur ein Traum ist.

Das ist das Merkwürdige an diesem Traum, daß wir eine ganze Anzahl von jungen Menschen aus allen Winkeln Europas waren, die in ihn eindrangen, in ihm lebten, handelten, wie man im Traume handelt, aus einer bunten, vergrößerten Einbildungskraft heraus, und daß viele von ihnen nie wieder

Digitized by Google

davon loskamen. Vielleicht ist das gut für sie, denn es soll nicht garstig sein, in seinem Jugendtraum begraben zu liegen.

Viele hier in der Heimat fragen mich nach diesen Kameraden, die nie wieder zur Wirklichkeit heimkehrten.

Was soll ich antworten?

Man kann ja nur mit unbeholfnen Worten antworten, solange man nicht die Fähigkeit hat, dem Bewußtsein der Fragenden eine fremde Zeit und eine fremde Ideensphäre zu suggerieren.

Ich kann sagen: Er war ein braver Bursche, ein guter Kamerad. Wir trafen uns da und da, wir reisten zusammen. Er hatte keine starke Gesundheit, wurde krank und starb an Fieber oder Dysenterie. Aber das alles bedeutet ja nichts von dem, was da drüben, wo Du jetzt bist, mit ihm vorging, am andern Ende unsres merkwürdig parallellaufenden Daseins.

Kann ich jemandem begreiflich machen, was es für einen ganz jungen Mann, einen bleichen, unvollkommnen Schößling von dem krummen Baume der europäischen Zivilisation, bedeutet, mit seinen unfertigen und ungeordneten Erfahrungen zwischen ein Barbarenvolk verpflanzt zu werden, dessen seltsame Gedanken aus einem andern Jahrhundert zu ihm geflogen kommen, wie verirrte, heimatlose Schwärme von dunkeln, flatternden Nachtvögeln, deren weiches Rauschen durch die Luft ihn ängstigt und beunruhigt? Kann ich jemandem begreiflich machen, was sich in der Aquatornacht in der Seele dieses Mannes abspielt, was ihr im Brand der Sonne, in der wimmelnden, brunstschwangern Fruchtbarkeit einer verschwundnen Erdperiode, sich windend und jammernd, entwächst?

Kann ich überhaupt wachen Menschen erklären, wie man im Traume lebt und stirbt?

Das kann ich wohl nicht, und wohl niemand kann es. Niemand kann etwas erklären, das sich nicht begreifen läßt.

Glaubst Du nicht, daß das die vorläufige Lösung des afrikanischen Rätsels ist, die Lösung, die Militarismus und Philanthropie einander abdisputieren wollen, daß die Sache unbegreiflich ist für diejenigen, die sie nicht verstehen können?

Dir wie mir ist es widerfahren, daß man sich wochen- und monatelang mit seinen Leuten und seinem spärlichen Gepäck durch die Moräste des Urwaldes vorwärtsgearbeitet hat. Du bist dahingewandert in dieser ewigen, halbfinstern stinkenden Kloake aller menschlichen Scheußlichkeit. Du hast gesehn, wie Deine Leute vom Hunger geblendet wurden. Du hast die letzte sinkende Freude in Deinen Gliedern gefühlt, die Dir sagt, daß die Kraft Deines Leibes erschöpft ist. Du hast Halt gemacht, ein Lager aufgeschlagen und bist am nächsten Tage weitergegangen, ein angespannter, unwidersprechlich und unbezwingbar kleiner Menschenwille auf zwei ausgeruhten Beinen. Du wateteſt weiter durch Moräste und Bäche, balanzierteſt über reißende Ströme, wandeſt Dich durch die Lianennetze, krochſt unter die Baumwurzeln und über umgestürzte Bäume, naß, schmutzig, hungrig und abgeäschert. Dann hast Du es eines Tages zwischen den Bäumen leuchten sehn, und Du und Deine Leute lachten — ein blasses, verhungertes Lächeln. Du kamst auf einen der kleinen Flecke im Urwald, wo seine Kinder in ihrer fernen und isolierten eignen kleinen Welt leben.

Und Du sahst plötzlich einen Pfeilschuß vor Dir zweihundert Mann und fühlteſt, wie zweihundert Herzen bebten, und beobachteteſt zweihundert zitternde Hände, die an die Bogensehnen griffen. Du hörteſt das leichte nervöse Knacken eines Gewehrhahns und spürteſt, wie der schwarze, gespannte Blick Deiner Leute wie Kohle brannte. Du zwangst Deine Augen zur Ruhe und Kälte; sie sahen Dich an, und die Glut unter allen den zusammengezogenen Brauen ließ nach; Du standeſt einen Augenblick und fühlteſt Deine schicksalsschwere Verantwortung als Herr über Leben und Tod und als Mittler der streitenden europäischen Theoretiker, der im Zank der Weisen entscheiden und die ewige Gerechtigkeit repräsentieren sollte in diesem schäumenden Chaos in die Irre geleiteter, blutiger Menschenwillen.

Du wußteſt, daß ein Sprung vorwärts die bebenden Pfeile von den Sehnen lösen, daß ein Wort die Hölle entfesseln würde über die Tollkühnen, daß Du für immer im

Digitized by Google

Namen der Zivilisation Herr sein würdest, und daß Du im Augenblick ein kleines Volk erlösen konntest aus dem langsamen Fegefeuer, hoffnungslos gegen die Übermacht zu kämpfen, die Übermacht des weißen Elements über das schwarze.

Du tatest es nicht. Langsam gingst Du selbst vor Deinen Leuten vorwärts, streckteſt die Hand aus und riefſt, Du seiest Philanthrop und Menschenfreund, und Du seiest hier, um Frieden zu schließen. Die Bogen senkten sich, die Brauen glätteten und die gekrümmten Rücken reckten sich, und nach einstündigem Hinundherreden drückteſt Du dem kriegerisch bemalten Häuptling die schweißige Hand.

Auf die Weise schufſt Du, und Du wußteſt es recht gut, Du Heuchler, der europäischen Zivilisation einen neuen, dauernden Feind.

Hörteſt Du nicht, daß er Dir am nächsten Tage „Philanthrop!“ nachrief, als Du weiterzogst? Und was glaubſt Du eigentlich, was dieses Wort im Munde eines alten Kriegers bedeutet? Nichts Gutes. Denn zwar fürchtet er sich vor der unwiderstehlich philanthropischen Bläue in Deinem Blick, solange Du ihn ansiehſt und Frieden dozierſt. Aber sonst gibt es nur ein Ding, dem er und seine Väter in hundert Gliedern und seine ganze Rasse sich unterworfen haben und das sie anerkennen, die Waffen.

Philanthropen frißt er. Er ist nämlich Militarist und außerdem Menschenfresser.

Und ich will Dir nicht raten, Dich im Kongo vor lauter Humanitätsgefühl aufessen zu lassen. Laß Dich überhaupt nicht von anderen Theorien leiten als denen, die Dein eignes Gewissen schafft, wenn es im Gebüsch raschelt und die Volksverführer entschwundener Zeiten die Lanze heben oder den Bogen spannen im wahnsinnigen Zorn gegen Dich und das Licht.

Dieses System heißt Militär-Philanthropie. Es ist eine okkulte, von mir begründete Wissenschaft, die zu der stets wechselnden, ungleichartigen Seele meines Traumlandes paßt. Ich trete sie Dir ab.

Was kann es nützen, in der Geschichte Beispiele und Erfahrungen zu suchen.

Als ob in der Welt zwei Ungeheuer existierten wie Djamba, der wilde Urwald. Als ob ein zweites Jahrhundert oder eine zweite Nation eine Jugend besessen hätte, die ins Herz eines alten, rätselhaften Weltteils einzog und sich zu Herren und Untertanen in einem Traumreich machte.

Man glaubt jetzt hier zu Hause in Europa, das Land sei Wirklichkeit geworden, der Traum sei jetzt ein massiver Staat. Man glaubt, ein Traumland kristallisiere sich im Weltbewußtsein so schnell wie Salz an einem glühenden Strande. Man glaubt, ein Traum könne im Handumdrehen durch humanes Machtgebot erobert werden.

Ich glaube, er kann viel leichter zusammenfallen, wenn man sich ihm unkundig nähert, wie eine Fata Morgana, kann verschwinden im stinkenden Morast des Urwalds, zusammen mit den Menschen, die sein Leben waren.

Mein Gesundheitszustand ist gut. Über das Fieber kam ich verhältnismäßig leicht hinweg

Grüß im Gebüsch.

Dein treuer

Hauptmann J.

Digitized by Google

Adele Schopenhauers Silhouetten.

Von

Maria Kassow.

Nachdruck verboten.

Die Silhouette ist wieder modern geworden. Über schlankbeinigen Biedermeier-Schreibtischen kann man auch in jüngeren Einrichtungen die schwarzen Profile vergangener Generationen liebevoll befestigt sehen. Man mag sich wieder „an Schattenbildern weiden", und nicht nur an Porträts, wie der für K. W. Diefenbach von seinem Schüler Fidus ausgeführte bekannte Schattenfries oder die Illustrationen des Emil Preetorius beweisen. Da ist nun im richtigen Augenblick ein altmodisches Büchelchen erschienen mit zierlichen phantastischen Silhouetten aus der Zeit unserer Groß- und Urgroßmütter. In doppelter Weise weckt es unser Interesse, denn der Name der Scherenkünstlerin, die sie ersann, ist uns nicht fremd. Es ist das Silhouettenbuch der Adele Schopenhauer.[1])

Als Tochter der schriftstellernden Mutter, als Schwester des berühmten Bruders ist Adele Schopenhauer früher schon manche ehrenvolle Erwähnung zuteil geworden. Dann schenkte man ihr als einem Gliede des Goethekreises Beachtung. In letzter Zeit ist sie als Persönlichkeit mehr hervorgetreten und interessiert um ihrer selbst willen. Ihrem Silhouettenbuch war die Veröffentlichung ihrer Tagebücher[2]) vorausgegangen, und in den beiden Bänden „Aus Ottilie von Goethes Nachlaß",[3]) welche die Goethe-Gesellschaft herausgegeben hat, nehmen Adeles Briefe einen beträchtlichen Raum ein. Hier könnte sie freilich wieder mit Goethes Enkel Wolfgang sagen: „Ich stehe stets daneben...." Sie muß sich häufig mit der Rolle der Confidente im klassischen französischen Drama begnügen. Doch die Danebenstehende gewann eine bevorzugte Stellung in dem großen Hause am Frauenplan.

Freundlich wird Goethes Auge auf diesen Silhouetten geruht haben. Er interessierte sich für Adeles „holde Finsternisse" und wünschte der Künstlerin einmal:

Daß sie freundlich, froh und milde
Immer sich nach ihrem Sinn
Eine Welt von Schatten bilde,
Denn das irdische Gefilde
Schattet oft nach eignem Sinn.

---

[1]) Das Silhouettenbuch der Adele Schopenhauer. Als Faksimile herausgegeben von Dr. Hans Timotheus Kroeber. Verlag von Gustav Kiepenheuer, Weimar. Die Weimarische Literarische Gesellschaft ihren Mitgliedern, im April 1913.

[2]) Tagebücher der Adele Schopenhauer. Herausgegeben von Kurt Wolff. Insel-Verlag 1909. 2 Bd.

[3]) Aus Ottilie von Goethes Nachlaß. Herausgegeben von Wolfgang von Oettingen. Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd. 27 und 28. 1912 und 1913.

Digitized by Google

Was wir hier von ihrer Phantasiewelt sehen, ist heiter. Leicht beschwingt eilen schwarze Geschöpfchen auf Wolken fröhlich einem Stern nach oder schweben, von einem Schmetterling, einer Libelle getragen, dahin. Andere bewegen sich anmutig zwischen orientalischen Märchenblumen und Bäumen. Als Produkte des Übergangs vom Klassizismus zum Biedermeierstil bezeichnet sie der Herausgeber.

Das Elastische, das leicht Federnde, das Adele diesen winzigen Gestalten zu verleihen wußte, die — wenn sie nicht schweben — doch bei Dalcroze gehen gelernt zu haben scheinen, hatte die Künstlerin selbst im Leben nicht. Selten schritt sie jugendlich beflügelt ihres Weges. Fast immer lastete irgendeine Bürde auf ihr. Schwer, zentnerschwer trug sie an der unerfüllten Liebessehnsucht ihres empfindsamen Herzens, sehr schwer an den Herzenserfahrungen und der Ehetragödie der Freundin. Wie tief beugte sie das unheilvolle Zerwürfnis zwischen Mutter und Bruder, in das sie hineingezogen wurde, wie drückend waren die Folgen des Vermögensverlustes. Daneben ein beständiger Kampf mit Kränklichkeit.

Adeles Kindheit kann froh gewesen sein, obgleich der Tod des Vaters, der Wechsel der Heimat, die der Jenaer Schlacht folgenden Kriegsunruhen unmittelbar nach der Übersiedlung nach Weimar an dem neunjährigen Mädchen nicht spurlos vorübergegangen waren. Adele schilderte die französische Plünderung später mit lebhaftem Lokalkolorit in ihrem Roman „Anna". Aber die Mutter war tatkräftig und der Situation gewachsen. Man weiß, welch geistreiches geselliges Leben sich bald im Salon Schopenhauer entfaltete, und die illustren Gäste, die dort verkehrten, nahmen freundlich Notiz von der kleinen Tochter des Hauses, die gar nicht niedlich, aber sehr geweckt und sehr liebenswürdig war. Wenn sie bei der treuen Haushälterin Sophie Duguet spielte, kam wohl der Geheimderat Goethe herein und scherzte mit ihr und ließ sich ihre Weihnachtsgeschenke zeigen. — Ja, und dann fand sie ihre Ottilie.

Auch dieses Silhouettenbuch erzählt von der Freundschaft, die Adele Schopenhauer und Ottilie von Pogwisch lebenslang verband. In dem Nachlaß Ottilies hat es sich verwahrt gefunden. Wie paßten sie für einander, die gleichaltrigen schwärmerischen Mädchen, die, beide nicht mit Ilmwasser getauft, in Weimar so festwuchsen und sich schon früh an seinen geistigen Quellen berauschten. Goethes Schwiegertochter, die geistreichere, besaß den oft geschilderten bestechenden Charme. Adele fehlte diese eigenartige Anziehungskraft, aber sie hatte auch die Haltlosigkeit dieser komplizierten Natur nicht, sie war ein fester, tiefer Charakter. Als Adeles Freundin war Ottilie übrigens ebenso untadelhaft wie dem Schwiegervater gegenüber, und es ist ernsthaft gemeint, was sie ihm scherzend während der Brautzeit nach Jena schreibt: „Adele bringt Ihnen diesmal diese Zeilen; ich sehe sie ungern gehen, wenngleich nur auf kurze Zeit, da seit mehreren (ich könnte unserem kurzen Leben nach ‚seit vielen Jahren' sagen) uns ein Gefühl an einander bindet, was ich mich nicht getraue als Freundschaft auszusprechen, da ich wohl weiß, in welchem üblen Credit die Mädchenfreundschaften stehen, die, wie man behauptet, leicht an einem neuen Huth oder neuen Anbeter scheitern. Nun, lieber Vater, wir haben solche schwierigen Proben bestanden, und mehr als einmal, nach einem kurzen Kampf, durch den heroischen Ausruf ‚nimm ihn hin' einen Beweis unserer Seelenstärke abgelegt."

Digitized by Google

Die beiden teilten in jenen Jahren alles, und der Mitteilungsdrang war so groß, daß trotz des häufigen Zusammenseins, trotz Austausches der Tagebücher, beständig Briefchen in Weimar hin und her flogen. Das junge Frauenzimmer von dazumal schrieb ja unsagbar viel! Anscheinend wurde es mit dem Briefgeheimnis nicht immer so genau genommen. Helene Böhlau erzählt davon in ihren Ratsmädelgeschichten allerhand Lustiges. Die ältere Schwester der Ratsmädel — Luise Kirsten — war nämlich eine gute Freundin von Adele, und da wurden die beträchtlich jüngeren Mädchen manchmal im Freundeskreise als postillons d'amour benutzt. In dem schmalen einsamen Gang dort zwischen der Esplanade und Anna Amaliens einstigem Wittumspalais, in dessen Nähe Schopenhauers wohnten, „hockten", so berichtet Helene Böhlau,

„die beiden Rangen auf den Stufen und lasen mit außerordentlichem Hochgenuß die Herzensgeheimnisse, welche die Damen für gut erachteten, einander mitzuteilen. Und die Ratsmädchen fanden nichts auf der Welt so spaßhaft, so belustigend, als die pedantische Rechenschaft, die eine jede der Freundinnen der anderen von ihrem Herzenszustande gab, so genau und ausführlich, daß es schien, als seien diese Frauenzimmer entschlossen, das Wesen der Liebe ein für allemal und end gültig zu ergründen. Röse und Marie wußten aufs genaueste, wie es mit Ottilie und August von Goethe stand. Sie hatten auch einen Brief von Adele an einen Verehrer befördert und natürlich gelesen, worin Adele zum größten Gaudium der Ratsmädchen diesem auf einen Heiratsantrag folgendermaßen erwiderte: ‚Mein Herz ist nicht mehr frei; wollen Sie mit meinem Verstande vorlieb nehmen, so bin ich die Ihre.' Als die Ratsmädel diese Antwort gelesen hatten, gerieten sie auf ihrer Treppe außer sich vor Vergnügen, und Röse rief: ‚Du, die ist praktisch, das sollte man sich merken; aber miserabel ist es doch, und wenn er darauf hereinfällt, ist er ein Esel, und es geschieht ihm alles recht.' Zu Rösens außerordentlicher Befriedigung ging er aber nicht auf Adelens Vorschlag ein."

Nun, der Betreffende würde auch doch nicht zum Ziele gelangt sein, denn Adele konnte sich zu keiner Vernunftheirat, deren sich ihr mehrere boten, entschließen. Frei war ihr Herz in jüngeren Jahren wohl selten oder nie. Nicht der lächelnde Eros, dessen Schelmenstreiche ihre Silhouetten zeigen, war es, der das Liebesleben des so klugen aber so häßlichen Mädchens beherrschte. In ihr beständiges Langen und Bangen, in das häufige Zumtodebetrübtsein — zum Himmelhochjauchzen war nie Veranlassung — gewähren ihre Tagebücher offenen Einblick: „Ich habe so viel gelitten, ich kann so gar nicht verschmerzen," klagt sie dort. Vielleicht dachte Johanna Schopenhauer an Adele, als sie in ihrem Roman „Gabriele" über Tagebuchschreiben sagt: „Alles, was wir in der Einsamkeit dem Papier vertrauen, übt dadurch tausendfache Gewalt an uns, Liebe, Freude, vor allem der Schmerz. Wir selbst schärfen bei dieser stillen Beschäftigung jeden Stachel des Lebens, wir drücken ihn immer tiefer in das wunde Herz, während wir uns alles verhehlen, was ihn sänftigen könnte. Und so kommen wir bald dahin, in fruchtlosem Mitleid mit uns selbst zu vergehen . . ." Zeitenweise stand es so mit Adele. Wir haben heute keine Geduld mehr mit einem gewaltsamen Offenhalten von Wunden, besonders von solchen, die ursprünglich vielleicht nur eine tüchtige Schramme waren. Finden wir es nicht unerträglich, wenn im Tagebuch immer wieder mit verhaltener Wehmut „Ferdinand" geseufzt wird? Für Ottilie war es in der Tat tragisch, daß ihre nicht unerwiderte Jugendliebe zu Ferdinand Heinke, dem verfolgten Freiheitskämpfer, dessen sie und ihre Freundinnen sich in Weimar hülfreich annahmen, an äußeren Verhältnissen scheiterte. Aber daß Adele, die mit ihrer ganzen Warmherzigkeit und Ehrlichkeit der Freundin den jungen Mann zum Lebensgefährten gegönnt und ge-

Digitized by Google

wünscht hatte, ihn auch ihrerseits zum Gegenstande jahrelangen Liebens und Sehnens machte, scheint uns fast unbegreiflich. Ebenso manche andere Überschwänglichkeit — bis uns klar wird, daß Adele in ihrem gesteigerten Empfindungsleben die treue Abspiegelung einer Zeitrichtung ist. Sie hat das Jean Paulsche Gefühl, doch ohne den Jean Paulschen Humor. So lächelt nicht sie, sondern wir lächeln über immer wieder genau gebuchte, im Grunde recht harmlose Aufmerksamkeiten von männlicher Seite, wie sie höchstens a girl in her teens so wichtig nehmen dürfte, und über deren ebenfalls genau gebuchte Wirkung auf sie selbst. Sie gleicht an Penibilität in ihren Aufzeichnungen Marie Baschkirtseff, die sich noch rühmt, so »scrupuleuse« zu sein. Die Weimaranerin arbeitet nicht so bewußt an der Selbstschilderung wie die Russin ein halbes Jahrhundert später, die immer ein unsichtbares Lesepublikum vor sich und ihrem Tagebuch hat, aber Adele hat recht, wenn sie einmal schreibt: „Ich stehe neben meinem Leben." Mit der Feder in der Hand, könnten wir hinzusetzen, und ihre Selbstbeobachtung ist nicht weniger subtil als ihre Scherenkunst.

Unter den verschiedenen Männern, die Adele Interesse entgegenbrachten oder ihr Interesse in besonderem Maße erregten, spielt der Hausfreund Müller von Gerstenbergk eine eigentümlich schwankende, unklare Rolle. Seine Stellung zu Frau Johanna ist vielfach untersucht worden. Ich habe nicht die Absicht, es von neuem zu tun. Auch wenn Laura Frosts[1]) Auffassung die rechte ist, kann man Adeles Mutter in diesem Fall den Vorwurf eines krassen Egoismus nicht ersparen. Sie behält den ihr als Freund und literarischen Ratgeber wertvollen jüngeren Mann jahrelang als Hausgenossen, läßt ihn das Familienleben teilen, den Reisebegleiter machen, trotzdem er nicht nur mit ihrem Sohn verfeindet war, sondern auch ihre sensitive Tochter durch sein launisches Wesen quälte, ehe noch Arthurs Mißtrauen sie angesteckt und ihr häusliches Leben vergiftet hatte.

Gewiß gab es in den ersten Jahren Stunden, wie Gerstenbergk sie in Adeles Stammbuch schildert,

> Wo mich dein hoher Geist fest an sich zog,
> mein Ohr die wunderbarsten Klänge sog,[2])
> wo uns vereint der einz'gen Mutter Laren.

Unter seine „Phaläuen" nahm Gerstenbergk einige Gedichte von Adele auf. Der in seiner Beamtenlaufbahn Erfolgreiche hatte auch literarischen Ehrgeiz. Frau Schopenhauer wiederum zierte ihren Erstlingsroman mit seinen Versen. Das alles erschien nach außen ganz reizvoll, aber etwas zum mindesten Unnatürliches, Unschönes war in diesem Zusammenleben, worunter Adeles feines Gefühl litt, das zeigen die Tagebücher. Ihr endgültiges Urteil über Gerstenbergk scheint mir in der Bemerkung zu liegen: „Er ist einmal der Feind meiner Heiterkeit, meines Lebens, in mir erstirbt alle Jugend vor seinem Wesen, und ich erstarre zu Eis." So unerfreulich die beständigen Reibereien mit ihm, die Szenen mit der Mutter waren, die nach dem Vermögensverlust ihr inneres Gleichgewicht verloren hatte, am tiefsten wurde Adeles Leben durch die Enttäuschung erschüttert, die sie in ihren Beziehungen zu Friedrich Osann durchmachte, und die unser aufrichtiges Mitgefühl erregt. Hier handelte es sich um keine Empfindelei, sondern um eine ernsthafte Leidenschaft.

---

[1]) „Johanna Schopenhauer. Ein Frauenleben aus der klassischen Zeit." Von Laura Frost.
[2]) Adele hatte in der ersten Jugend eine sehr schöne Singstimme.

Digitized by Google

Friedrich Osann, damals Professor in Jena, ein Stiefsohn des Ministers von Voigt in Weimar und der Jugendfreund ihres Bruders, hatte sich um Adele bemüht. Was für ein Dämon es war, der sich zwischen die beiden gedrängt hatte, kann ich nicht sagen. Das Tagebuch reicht nicht in diese Jahre hinein. Osann schrieb 1824 an Arthur Schopenhauer:[1])

„Lassen Sie mich ein Wort von Weimar und Ihrer Familie hinzufügen. Sie wissen, daß sich zwischen Adelen und mich ein Dämon gedrängt hatte, der uns voneinander schied. Dieser ist seit einiger Zeit besiegt worden und, ich kann sagen, durch Sie. Das Bedürfnis, an Sie zu denken, über Sie zu sprechen, von Ihnen etwas zu hören, hat die Schranken gebrochen, die uns bisher geschieden hielten. Ich habe Ihre Schwester seitdem mehrmals besucht und in ihr ein Weib kennen lernen, welches bei einigen natürlichen Fehlern ihres Geschlechts alle Tugenden und Eigenschaften vereinigt, die der Mann an einem weiblichen Wesen mit wahrem Vergnügen und Achtung bemerkt. Was sie mir aber lieb und wert vor allem machte, war die schwesterliche Gesinnung, die sie bei allen Trennungen und Mißverhältnissen Ihnen bewahrte ...."

Die neu angeknüpften Beziehungen blieben von seiten Osanns doch nur freundschaftlicher Art. Er verheiratete sich, nachdem er Jena mit Gießen vertauscht hatte, mit einer anderen. Was Adele durchmachte, kann man sich vorstellen. Kein Wunder, daß ihre zarte Gesundheit litt, daß die Jugend, deren Schwinden sie schon früh beklagte, jetzt wirklich dahin war. Damals bildete sich in ihr die Seelenstimmung aus, die sie dem Bruder einige Jahre später von Bonn aus schilderte:[2])

„Dir nach einem so langen Schweigen ein deutliches Bild der inneren und äußeren Gestaltung meines Lebens zu geben, wird schwer sein, lieber Arthur. Dennoch muß ich es versuchen; denn es ist die einzige Art, wie wir Geschwister uns einander nähern können, was nach meiner Überzeugung gut für uns alle beide und gewiß doch ganz naturgemäß ist. Wenn ich irgendwo schroff erscheine, so rechne es, bitte, nicht auf meine Stellung zu dir, es ist nur so manches in der Vergangenheit, was mich fest aber auch hart macht, und doch bin ich zu weiblich, um den Schmerz dieser Härte wegen weniger zu fühlen! — Wenige sind wohl so glücklich gewesen als ich im Leben: das plötzliche Aufhören des Glücks und die Verachtung, die dieses Aufhören mir gegen die liebsten Menschen aufzwang, brachte mich in die Mitte zwischen Wahnsinn und Tod. Ich suchte mir zu helfen und fand Mittel aus, das Leben zu ertragen, ohne Freude, aber doch ohne Klagen, und mein Körper blieb länger krank als meine Seele. Ich fand eine Frau hier am Rhein, die mich sehr lieb gewann (Sibylle Mertens-Schaafhausen). Sie tat viel für mich und hat mich ohne Zweifel gerettet. Wir sind jedoch nicht ihretwegen hergezogen; der Aufwand in Weimar war zu groß gewesen, es fanden sich Schulden, die mit sehr großen Opfern meinerseits gedeckt wurden, und es war nötig, von einem andern Anfangspunkte aus zu leben, neue Verhältnisse zu haben, aus ökonomischen Gründen. Dazu kam das Klima, welches in Weimar die Mutter zu jährlichen Badereisen nötigte .... Endlich lasteten die Erinnerungen bleischwer auf mir. Ich ging gern. Die herzogliche Familie starb, vieler Freunde Schicksal änderte sich, sie zogen weg und Weimar konnte uns nicht mehr fesseln, obschon es uns unvergeßlich lieb bleibt. Hier nun leben wir ruhig. Ich wache etwas mehr über die Ausgaben und habe dennoch oft schwere Sorgen, mit denen ich dich jedoch total verschone. Wir bewohnen sechs Monate ein kleines reizendes Landhaus in Unkel und haben zwei Winter hier als Fremde gelebt .... Wir werden hier bleiben und ich bin ganz unbeschreiblich gelassen dabei, nicht froh, nicht trübe; nicht heiter, nicht ernst; aber ruhig .... Keine einzige leidenschaftliche Empfindung bewegt mich, keine Hoffnung, kein Plan — kaum ein Wunsch; denn meine Wünsche streifen an das Unmögliche: so habe ich ihrem Flug und Zug nachsehen lernen, wie dem der Vögel in der blauen Luft. Ich lebe ungern, scheue das Alter, scheue die mir gewiß bestimmte Lebenseinsamkeit. Ich mag nicht heiraten, weil ich schwerlich einen Mann fände, der zu mir paßte. Ich weiß nur einen,

[1]) „Schopenhauers Leben." Wilhelm von Gwinner. 3. Aufl. 1910.
[2]) Gwinner, Schopenhauers Leben.

Digitized by Google

den ich heiraten könnte ohne Widerwillen, und der ist verheiratet. Ich bin stark genug, um diese Öde zu ertragen; aber ich wäre der Cholera herzlich dankbar, wenn sie mich ohne heftige Schmerzen der ganzen Historie enthöbe."

So schreibt eine Vierunddreißigjährige!

Blieb Liebesglück Adele Schopenhauer versagt, mußte sie ein herzliches geschwisterliches Verhältnis entbehren, so war ihr Leben um so reicher an Freundschaft. Ottilies ward schon gedacht. Wir sehen Adele aber zu allen Zeiten, in Bonn wie in Weimar, auch als gesuchtes, hervorragendes Glied geselliger Kreise. Die Sechzehnjährige war die Großordensmeisterin Lavinia des „Ordens der Hoffnung oder des deutschen Schwesternbundes", in dem sich der tätige Patriotismus der jungen Mädchen Weimars 1813 zusammenfand. Als Adel-Muse nahm sie dann an den von Ottilie (Tille-Muse) geleiteten Musen-Kaffees mit den drei Komtessen Egloffstein teil. Unter Adeles am Teetisch der Mutter geschlossenen künstlerischen Freundschaften war die zum Ehepaar Wolf, den berühmten Schauspielern, besonders warm. Ja diese Freundschaft leidet, wie manche der jüngeren Jahre, stark an Jean Paulschem Übermaß. Welcher Jammer, wenn die nach Berlin übergesiedelten Freunde kühl schreiben, oder wenn sie gar nicht schreiben! Adele martert sich förmlich in übertriebener Sorge. Auch ihr Gefühl für Ottilie konnte etwas Überreiztes, ja Krankhaftes haben. Als diese vor der Geburt ihres zweiten Sohnes leidend ist, bemerkt Adele im Tagebuch: „Ottilie macht mich besorgt, nur ihren Tod fürchte ich nicht, es wäre ja der meine. Kommt es so, so vergebt, Freunde und Mutter, aber tadelt nicht streng, was ihr vielleicht nicht begreift. Unberechnet ziehen die menschlichen Lebensbahnen seltsame Kreise ineinander — wir streben nach Vergleichen, aber es gibt keine. Richtet mich auch nicht, denn ein jeder tut, was er kann." Sie wurde nicht auf die Probe gestellt, die Freundin überlebte sie mehr als 20 Jahre. Adele hatte, ehe sie jene Worte schrieb, bereits einer ähnlichen Versuchung siegreich widerstanden. In Danzig war es, wohin Mutter und Tochter Schopenhauer beim Ausbruch des Konkurses, der ihr Vermögen zum größten Teil verschlang, geeilt waren. Die Mutter hatte in einer durch einen anklagenden Brief Arthurs hervorgerufenen furchtbaren Szene Adele ein unverdientes Mißtrauen gezeigt, und bei dieser Gelegenheit war zur Sprache gekommen, daß der Vater — was die Tochter bis dahin nur geahnt — durch Selbstmord geendet hatte. Vergeblich suchte sie die Mutter zu überzeugen, daß sie ihr unrecht tue. „Endlich, als sie mich durchaus nicht anhörte, reizte mich das offene Fenster mit unwiderstehlicher Gewalt! Sterben war ein Spiel gegen die Riesenlast des Lebens — aber als ich den entsetzlichen Drang in mir fühlte, gab mir Gott Besinnung und Kraft." Späterhin schwanden diese, zum Teil wohl auf erblicher Anlage beruhenden krankhaften Anwandlungen, und in ruhiger Resignation schreibt sie dem Bruder: „Mir ist deine Angst (vor der Cholera), da auch du dich unglücklich fühlst und oft dem Leben entspringen wolltest durch irgendeinen Gewaltschritt — seltsam. Ich meine: nun man kann es abwarten. Ich kann recht gut leben und bin oft sehr heiter; aber trifft es mich — eh bien! einmal endigt es, mir gleichviel wann." Ja sie konnte heiter sein, auch wenn es in ihr grau und trübe aussah. Das machte sie so liebenswürdig im Verkehr, diese stille Herrschaft über sich selbst, dazu kam ihre Unterhaltungsgabe, ihr reicher Geist, ihr feines Gemüt. So kann es uns nicht wundern, daß Männer wie Grimm, den „Märchenmann" nennt sie ihn, wie Kügelgen, wie Fürst Pückler-Muskau, Tieck und

Digitized by Google

Immermann, um nur einige herauszugreifen, sich zu ihr hingezogen fühlen. Die jungen Engländer, die damals Weimar überschwemmten und soviel Unheil in weiblichen Herzen anrichteten, gingen bei der Hofrätin Schopenhauer natürlich aus und ein. Doch war Adele von der Anglomanie, wie es scheint, weniger stark ergriffen als andere. Ihre innige Vertrautheit mit der englischen Literatur, für die man sich im Mansard-Salon Ottilies — des „englischen Konsuls" — so besonders begeisterte, tritt uns überall entgegen. Der jungen Adele ist es „fatal und unerklärlich", daß der Bruder ihren Byron in Venedig nicht gesehen hat, und der älteren dankt Annette von Droste-Hülshoff das tiefere Eingehen in die zeitgenössische englische Dichtung, das für ihre eigene von größter Bedeutung wurde. Es ist nicht das einzige, was die Westfälin der Weimaranerin, mit der sie sich in Bonn befreundete, dankte. Annette legte „keinem Urteil einen höheren Wert bei als dem Adeles und des den Weimarer Kreisen geistesverwandten Professor d'Alton; gerade diese beiden scheinen auch das poetische Talent Annettes in seiner vollen Bedeutung zuerst gewürdigt zu haben."[1]) Die erbetene Kritik wurde von der Dichterin, wie ihr Biograph nachweist, genutzt. Adeles Ausstellungen und Winke blieben nicht unberücksichtigt. Menschlich hatte Annette zuerst manches an ihr auszusetzen. Sie konnte freilich nicht beurteilen, welche Stellung Schopenhauers in Weimar ein genommen, und was man dort in den ersten geselligen und den geistig am höchsten stehenden Kreisen aus Adele gemacht hatte. Bei dem Wiedersehen 1837 aber bemerkte die Dichterin:

„Adele ist um vieles liebenswürdiger und bescheidener geworden, sie hat allen eiteln Gedanken den Abschied gegeben, um sich ganz mit ihrer kranken Mutter zu beschäftigen, die am Brustwasser leidet und gar nicht mehr ausgehen kann. Adele beträgt sich musterhaft hierbei; weicht nicht von ihr, schläft fast keine Nacht und gibt ohne Klage nach und nach ihr ganzes Vermögen her, um der Alten alles zu gewähren, was ihr Erleichterung oder Freude geben könnte und das so ganz ohne Prahlerei. Käme es nicht durch den Arzt, den Geschäftsmann und dergleichen Personen aus, so würde man es nicht wohl merken. Sie genießt deshalb jetzt einer allgemeinen großen Achtung in Bonn, und selbst ihre früheren Gegner können es nicht mehr leiden, wenn jemand was über ihre kleinen Torheiten sagt."

Diese werden in naiven Erwähnungen der empfangenen Huldigungen bestanden haben, die man dem unschönen ältlichen Mädchen nicht recht geglaubt, und über deren Charakter sie sich auch stellenweise geirrt hat. Eitel auf den Verkehr mit berühmten Menschen war sie gar nicht, und Vornehmheit der Geburt imponierte der gebornen Hanseatin nicht, während die Mutter gelegentliche Anwandlungen einer derartigen Schwäche zeigt. So hat sie die „Gabriele" nicht weniger als zwei Gräfinnen und einer Baronin gewidmet.

Annette war es eine aufrichtige Freude, daß Adele, die sie nun herzlich lieb gewonnen hatte, sie einige Jahre später besuchte, wenn sie auch vorher fürchtete, dieselbe möchte nicht ganz in das westfälische Milieu passen. Aber die religiös liberale, kosmopolitisch angehauchte Weimaranerin verstand, sich im Münsterlande Sympathien zu erwerben und ist selbst entzückt von dem „fabel- oder märchenhaften" Rüschhaus. „Wir leben köstlich still und sacht," schreibt sie an Fritz Frommann, „man träumt fast, anstatt zu leben. Da ruhe ich denn aus an der Seite des geist-

[1]) „Annette von Droste Hülshoff und ihre Werke" von Hermann Hüffer. 3. Ausgabe bearbeitet von Hermann Cardauns. 1911.

Digitized by Google

reichsten Wesens, das ich unter Frauen kenne." Ihre Schere ruht nicht. Levin Schücking, der häufig aus Münster kam, erzählt in seinen Erinnerungen von ihrer Kunstfertigkeit. Ein Andenken daran besitze er noch. Es stelle zwei Kinder dar, die einen geflügelten, ihnen entschwebenden Stern haschen wollten, ein noch öfter von Adele behandelter Vorwurf, der sehr charakteristisch für sie ist. Auch ein scherzhaftes Bildchen, das sie Annette schenkte, ist erhalten. Ein Zwerg duckt sich unter eine Distel, und dazu hat sie, was sie häufig tat, eine Erklärung gegeben:

Ich bin klein und muß mich ducken;
Wenn's Glück regnet, so bleib ich trucken,
Wenn's aber Unglück regnet oder schneit,
Da werd' ich nasser als andre Leut'.

Nicht immer erfand oder suchte Adele selbst die Unterschriften für ihre Silhouetten. Einige Verse sind auf uns gekommen, die Goethe als ihren Erklärer zeigen. So die humorvollen Verse, die etwas für den Maler Rösel Geschnittenes begleiteten:

Schwarz und ohne Licht und Schatten
Kommen Röseln aufzuwarten
Grazien und Amorinen;
Doch er wird sie schon bedienen.
Weiß der Künstler ja zum Garten
Die verfluchtesten Ruinen
Umzubilden, Wald und Matten
Uns mit Linien vorzuhexen;
Wird er auch Adelens Klexen
Zartumrißnen, Licht und Schatten,
Solchen holden Finsternissen
Freundlich zu verleihen wissen.

Und das bekannte Verschen für Felix Mendelssohn, dem Adele ein geflügeltes Steckenpferd mit einem bekränzten Genius als Reiter widmete. Sie hatte damals eine lustige Freundschaft mit dem genialen Knaben geschlossen, von dessen Eintragungen in ihr Stammbuch eine wiedergegeben sei, da sie in Beziehung zu dem Silhouettenbuch stehen (worauf Dr. Kroeber in seinem Begleitwort hinweist), und da sie auf andere nicht erhaltene oder noch nicht wieder entdeckte ihrer zahllosen kleinen Kunstwerke aufmerksam machen. Am Abend vor seiner Abreise aus Weimar im Herbst 1821 schrieb er:

„Wir singen und sagen so gerne vom Grafen" dem Meisterstücke Goethes, und Ihrer größten schönsten Arbeit, so daß selbst ein Luftschloß den Eindruck den die winzigen, niedlichen Elfchen auf mich machten, nicht auslöschen konnte. Gleich und gleich gesellt sich gern, und bin ich nicht niedlich sondern plump, so bin ich doch auf jeden Fall winzig. Bauen Sie nur recht viel Luftschlösser von Goethischer Bauart, ich meinerseits will auch viel Kontrapunktische Luftschlösser bauen, und beide bauen Luftschlösser wenn wir uns wiedersehn werden, und endlich werden unversehens beide Wege zusammentreffen. Nicht bloß Vögel und Liebe ziehn über Land und Meer, auch Zelter und Mendelssohn. Leider, leider! Der Stern von Weimar entfernt sich schnell von uns, als hätt' er Flügel. Doch meine Psyche wird ihn gewiß fest, fest behalten. Die Zeit, die ich in Weimar war, war mir eine Himmelsleiter von vierzehn Stufen, jeden Tag stieg ich eine Stufe höher und den 15. und 16. fiel ich sie wieder herab, der Weg herab ist steil; Morgen bin ich wieder da, wo ich den 2. war, und traurig sehe ich nach der höchsten Stufe der Himmelsleiter, auf der ich noch vorgestern stand. Ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubten einen kleinen Platz für mich zu nehmen, und ich mißbrauche Ihre Güte, und nehme einen großen Platz ein, doch was man gern schreibt fließt leicht aus der Feder. Felix Mendelssohn.

Digitized by Google

Goethe hatte von Hause aus Interesse für die Silhouette. Er schätzte z. B. die künstlerisch geschnittenen Blumen Philipp Otto Runges sehr hoch und bat ihn brieflich um „Ausgeschnittenes". In Adeles Fall kam das freundschaftliche Interesse dazu, und so verfolgte er ihre Leistungen mit Aufmerksamkeit. Die ungenannte Dame, deren „artig ausgeschnittenes Bildchen" er im Charon anerkennend schildert, war jedoch nicht, wie Suphan annimmt, Adele, sondern eine süddeutsche Dame.[1]) Goethe-Hatem sandte an Suleika, als Probearbeit einer west-östlichen Fabrik, Turban, Schal und Zubehör, welches „das kunstreiche Mädchen" so niedlich zu- und ausgeschnitten habe, und da er wünschte, daß Marianne von Willemer „dem guten Kinde" noch mehr geneigt werde, geht noch eine andere kleine Arbeit von ihr ab. Gelang es Goethe in diesem Falle nicht, die zu verschiedenen Frauen einander nahezubringen, so hat seine Freundschaft in vielen andern Fällen Brücken für Adele geschlagen. Seine Güte umgab sie wie etwas wundervoll Auszeichnendes. Es war wie ein Adelsbrief, so von ihm gewertet zu werden. Er war denn auch die Sonne, um die sich, wie der Sterne Chor, die Schar ihrer andern Freunde stellte. In gewisser Hinsicht hätte sie sagen können, „ihm verdank ich, was ich bin". Marianne von Willemer konnte Adele wohl glücklich preisen, ihr Talent und ihren Verstand, durch Goethes Nähe belebt, für ihn und zu seiner Zufriedenheit verwenden zu können. Nicht das Talent allein, auf das hier hingewiesen wird, förderte ihr großer Gönner. Adele hatte ein schönes Organ und die Gabe, zu rezitieren. Goethe ließ sie in dem Maskenzug, der zu Ehren der russischen Kaiserin 1818 am Hof aufgeführt wurde, in einer größeren Rolle auftreten. Sie schreibt dem Bruder davon:

„Wie begeistert ich unter Goethes Leitung als Tragödin auftrat, kannst du leicht denken. Wir brachten einen ganzen Tag allein mit ihm auf dem Lande zu, und er wußte uns durch die Schönheit der Verse und die Überredung seines Eifers zum Unglaublichen zu vermögen.... Seitdem nun ging ich oft mit Julie Egloffstein zum Goethe, um dort zu lesen, ihn über Dramaturgie reden zu hören, endlich dort zu spielen. Er studierte uns Paläophron und Neoterpe ein, was wir bald darauf in seinem Hause gaben. Jede Woche bringe ich nun einen freien Abend dort zu, wir lernen dabei weit mehr, als man glaubt, denn er verbindet diesem Spiel unendlich viel Schönes, Ernsteres."

Adele hatte Erfolg, und Goethe freute sich darüber. Die Grazien können also doch nicht alle „von ihrer Wiege in einer wahrhaft empörenden Entfernung geblieben sein", wie Levin Schücking behauptet. Anmut muß sie gehabt haben. Im übrigen stimmt seine Schilderung mit den vorhandenen Bildern überein. Ihr Kopf war wirklich rund wie ein Apfel und hatte etwas vom Typus der Tataren. Ein paar stark hervorstehende, aber ernste treue Augen leuchteten aus diesem Kopfe, der, wie Schücking meint, in ganz eigener Weise Victor Hugos Wort »Le laid c'est le beau« bestätigt habe. Wie es sich hiermit auch verhalten haben mag, jedenfalls setzte Goethe sein Adelchen nicht zurück hinter den jungen Schönheiten aus Ottilies Kreise, den reizenden Egloffsteins und der viel bewunderten Jenny von Pappenheim mit dem Bonaparte-Profil. Viele trauliche Stunden saß er mit seinem häßlichen Liebling über seinen Kunstsammlungen und freute sich ihres künstlerischen Empfindens und ihrer Bildsamkeit. Immer wieder verzeichnet sein Tagebuch ihr Kommen. Sie liest ihm häufig vor, auch wenn er krank ist, oder er

[1]) „Das nachklassische Weimar", von Adelheid von Schorn. Im ersten Band über Charon.

Digitized by Google

plaudert mit ihr. Adeles feines literarisches Urteil interessiert ihn. Sie reden wohl auch einmal über „schickliche und häusliche Zustände" oder über „frauenzimmerlichen Unterricht und die Art, wie sie ihn aufnehmen". Schade, daß Eckermann nicht in der Nähe war. Als Adele Weimar verlassen hat, schreibt sie, wie früher schon bei längerer Abwesenheit, vertrauensvoll an den „lieben Vater" und er erwidert unserer „wackern, guten, uns wahrhaft fehlenden Freundin" in immer gleicher Gesinnung. Adele verschafft Goethe den sein Treppenhaus schmückenden Meduſenkopf und alte Kunstblätter, er sandte ihr seine Wanderjahre, die das lustige Chassé croisé mit dem für Marianne von Willemer bestimmten Exemplar machten, bis das verirrte Büchlein die Weisung erhielt:

Nur immer grade zu, geh' zu Adelen!

Ihre neu gefundene Freundin, Sibylle Mertens, möchte sie Goethe nahebringen. Hier ein paar Züge aus der gegebenen Charakteristik, die beweist, daß Adele auch mit der Feder Silhouetten entwerfen konnte.

„Wie sich Ihre Iphigenie zu den alten Tragikern verhält, so möchte ich sagen, verhält sich Sibyllens Geist zu den alten Autoren und den neuen Gelehrten. Die Art, wie sie die Schönheit ergründet und auffindet, wo nur ihre Spur zu sehen, die Weise, mit welcher sie sie zurückgibt, ja sie eigentlich lebendig zurückstrahlt, sind weder antik noch dem Lesen und Auffassen unserer Philologen oder Geschichtskundigen vergleichbar, aber ihnen doch analog. Ihr Geist steht ‚zwischen beiden so zart, ein Mittelglied von eigner holder Art'. Sibylle liest anders als alle Frauen, die ich bisher dergleichen Sachen habe lesen sehen, man fühlt, daß sie von Jugend auf im Umgang geistreicher Männer, deren Anschauungsweise gesehen und eben genug davon angenommen hat, um nicht ihrer Eigentümlichkeit zu schaden. Dabei ist sie so ganz ohne Eitelkeit, hat ein so reines Vergnügen an diesem ernsten Treiben, als sonst Frauen zu haben nicht gegeben ist, denn unser Geschlecht wird sich etwas schwer selbst los. Geht es mir doch selbst so! Dann, damit ich Sibyllen treuer Ihnen zeichne, dann ist die Frau doch auch weder gelehrt noch pedantisch."[1])

Man muß Adeles Briefe an Goethe und an ihren Bruder lesen, um sich ihre Bedeutung, die auch Arthur zugab,[2]) ganz klar zu machen. Wie ich mir versagen muß, aus den an Ottilie gerichteten Weimarischen Plauderbriefen, den hübschen Reiseschilderungen und den ernsten Freundesbriefen, die oft einen warnenden Unterton haben, wie der nach Auguſt Goethes Tode, Proben zu bringen, so kann ich auch auf die ebengenannten Briefe, die literarisch wertvolle Partien enthalten, nur hinweisen. Ich kann nur eine Silhouette, kein ausgeführtes Porträt der Silhouettenkünstlerin geben. Daß diese vielseitig gebildete, geistvolle Frau nicht mehr Verständnis für des Bruders Werk hatte, als sich in ihrem liebenswürdig anerkennenden aber flüchtig, ja altklug anmutenden Dank für den zweiten Teil desselben ausspricht, müßte uns wundernehmen, wenn wir nicht wüßten, daß Adele ganz im Ästhetischen wurzelte. Die Selbstkultur — zur Zeit der Romantik ein, häufig das Lebensziel der geistig regsamen Frau — war einseitig schöngeistiger Art. Soziale Aufgaben waren nach Schluß der Freiheitskriege nur wenig für sie

[1]) Goethejahrbuch XIX. Bd. 1898. Dreizehn Briefe Goethes an Adele Schopenhauer, nebst Antworten der Adele. Herausgegeben von Ludwig Geiger.

[2]) Arthur Schopenhauer an Goethe 1818. „— — Nachher aber meinen Weg über Weimar zu nehmen, verhindern bekannte Mißverhältnisse, so gern ich auch meine Schwester sähe, die ein außerordentliches Mädchen geworden sein muß, wie ich nach ihren Briefen urteile und nach ausgeschnittenen Figuren mit poetischem Text, welche mir der Graf Pückler mit Ekstase vorzeigte." Schopenhauer-Briefe. Herausgegeben von Ludwig Schemann. 1893.

Digitized by Google

vorhanden. Das aufgeflackerte politische Interesse war erloschen. Zu wissenschaftlicher Arbeit fehlten der Frau in der Regel die Grundlagen. Sie beschäftigte sich auf geistigem Gebiet, sie arbeitete nicht darauf. Dank Goethe bekam Adeles Bildung etwas Vertieferes, Vollendeteres, und was künstlerisches und literarisches Verständnis anlangt, so war sie keine Dilettantin, aber die Folgen der zersplitternden Erziehung des Mädchens aus guter Familie — so verhängnisvoll für die Unversorgte — hatte sie doch auch zu tragen. Indem man alle Talente ausbilden wollte, gelangte keins zur Meisterschaft. Qui trop embrasse mal étreint. Jenny von Gustedt[1]) wirft Adele vor, daß sie nicht die Kraft gehabt habe, sich zu beschränken, und daher weder ihr poetisches, noch ihr künstlerisches Talent zu Bedeutendem ausgebildet habe. Aber der Vorwurf müßte sich auch gegen die damalige weibliche Erziehung richten. — Adele beurteilt diese in ihrem Roman „Anna" sehr ungünstig. Die Heldin wird in eine Mädchenschule geschickt, aber sie kann dort nichts gründlich lernen. Dann soll sie „die Krümchen der brüderlichen Gelehrsamkeit auflesen" und dabei sein, wenn ein älterer Gymnasiast mit den Brüdern repetiert. — Adele war keine gegen den Strom schwimmende Natur, und so betrieb sie intensiv Musik, sie zeichnete, malte, schnitt aus, sie dichtete, sie schrieb allerhand für den Musen-Kaffee, sie lieferte Beiträge für das an Ottilies Theetisch erblühte und von Goethe protegierte „Chaos", ganz zu schweigen von der Lektüre, die sich über die schöne Literatur so ziemlich aller Kulturvölker ausdehnte oder doch ausdehnen wollte. All dieser Dilettantismus, neben dem eine geschickte häusliche Tätigkeit herging, vermochte die Jüngere schon nicht recht zu befriedigen, die Alternde gar nicht. „Ihr Genius entfaltet seinen Flug in einem Augenblick, wo sonst jedes Weib eine schmerzliche Leere empfindet," schreibt sie an die gleichaltrige Annette von Droste. Und ein ander Mal: „Glück auf! liebe Nette! Sie haben in sich ein beneidenswertes Glück, das eines in sich schaffenden, strebenden Talents, und es wird Sie über manche Qual hinwegtragen, denn es hebt Sie aus sich selbst heraus." Adele hielt sich nicht für genial, aber sie sehnte sich danach, etwas zu schaffen, das ihrer geistigen und menschlichen Bedeutung entsprochen hätte. „Schaffen ist Freude, und Freude ist fast Jugend"! Dieses Wort Hedwig Dohms fällt uns ein, wenn unser Blick über die vielen trüben Seiten in Adeles Tagebuch und Briefen gleitet, und wenn wir lesen, daß sie mit 23 Jahren einmal „sich gar nicht vor Staunen erholen kann, daß sie noch jung ist". Gott sei Dank hat die Frauenbewegung die weibliche Jugend verlängert. Das Alter ist weit hinausgerückt gegen früher. Aber es war nicht allein das innerlich Befriedigende, das über sich selbst Hinaushebende einer konzentrierten erfolgreichen Tätigkeit, was Adele fehlte, sie mußte auch, da es mit dem Heiraten nichts geworden war, mit dem die Mutter bestimmt gerechnet hatte, daran denken, für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten. Als Frau Schopenhauer kurz nach der Rückkehr nach Thüringen in Jena starb, zeigte es sich, daß Schulden da waren, und die Tochter mühte sich zu erwerben, um sie zu decken. Es ist wehmütig, ihr Tasten, ihr Fehlgreifen zu verfolgen. Mit ihrem Zeichnen und Malen konnte sie nichts mehr erreichen, wie aus den Briefen hervorgeht, die sie an Schorn[2]) richtete, der an der Spitze des Weimarischen Kunstlebens

[1]) geb. von Pappenheim. „Im Schatten der Titanen", von Lily Braun.

[2]) „Das nachklassische Weimar." Von Adelheid von Schorn. I. Bd.

Digitized by Google

stand und ihr freundlicher Berater war. Als auch der Arzt der Kränkelnden vom Malen abriet, vertauschte sie den Pinsel mit der Feder. Annette von Droste und Schücking sollen rezensieren. Sie schickt ihnen Gedichte. Die Freunde glauben, nur Begabung für das Prosaische an ihr zu bemerken. Sie schreibt „Haus-, Wald- und Feldmärchen", die bei manchen Anklängen durchaus nicht reizlos sind, einen vergessenen Roman, eine verschollene Geschichte, und gibt den Nachlaß der Mutter heraus. Annette von Droste urteilt nicht besonders günstig über das, was sie von ihr gelesen hat, es sei ein wenig veraltet, Kraft habe Adele nicht, aber Geschmack, minutiöse Zierlichkeit und gute Charakterzeichnung. Doch glaubt sie nur „beliebte Damenlektüre" von ihr erwarten zu können. Auch dieses bescheidene Ziel ist mit „Anna, einem Roman aus der nächsten Vergangenheit" nur so eben erreicht worden. Allerhand leicht erkennbare Weimarische Verhältnisse und Persönlichkeiten gaben dem Ottilie von Goethe gewidmeten Buch seinerzeit ein gewisses aktuelles, nun längst geschwundenes Interesse. Ach nein, mit der literarischen Produktion war es auch nicht viel. Aber ihre Silhouetten? Waren sie nicht zu verwerten, oder sah Adele gerade in dem eine Spielerei, was ihr größtes Können, was ein ernsthaftes eigenartiges Talent war? Vielleicht war beides der Fall. Später scheint sie zeitweise kranke Hände gehabt zu haben. Wie die zierlichen Bilder entstanden, erzählte mir eine alte Weimaranerin, die als Kind Adele Schopenhauer gekannt und ihr zugeschaut hatte. Sie zeichnete die Umrisse mit einer Nadel auf und schnitt dann mit wunderbarer Geschwindigkeit aus. Ihre geschnittenen Märchen sind viel mehr als ihre geschriebenen. Oft fabulierte sie nicht selbst, sondern war Illustratorin, wozu ihr feines poetisches Einfühlen sie besonders befähigte. Ein Märchen von Tieck illustrierte sie, während er es vorlas. In dem vorliegenden Silhouettenbuch, an dessen Inhalt die runden hübschen Bildchen, mit denen ihre Tagebücher verziert sind, nicht heranreichen, ist die nicht vollendete Illustration der phantastischen indischen Mythe des Kandu besonders bemerkenswert, und wir glauben dem Herausgeber gern, wenn er diese Blätter Meisterstücke der Silhouettenkunst überhaupt nennt.

Ihre schwarze Kunst vermochte die Tage der leidenden sorgenvollen Adele nicht licht zu machen. Der Philosophenbruder lebte abseits von ihr sein Einsiedlerleben. Da brachte die Freundschaft ihren letzten Lebensjahren Ruhe und Freude. Sie fand eine Heimat bei Sibylle Mertens in Bonn, mit welcher sie einen sogenannten Leibzuchtvertrag abschloß, der die Freundin zur Erbin ihres Vermögensrests einsetzte, ihr aber die Verpflichtung auferlegte, Adele bis zu ihrem Tode zu erhalten. Sie scheint in ihren Beziehungen zu dieser durch ihren Reichtum, ihre vielseitigen Sammlungen und ihre hervorragenden archäologischen Kenntnisse im Rheinlande sehr bekannten, dann auch in Rom Aufsehen erregenden Frau mehr Glück gehabt zu haben, als Annette von Droste, die ihre freundschaftlichen Erfahrungen mit ihr in dem Gedicht „Nach funfzehn Jahren" schildert. Mit Frau Mertens ging Adele für längere Zeit nach Italien, wo sie auch mit Ottilie zusammentraf. Sie schreibt dem Bruder von dort: „Über Italien werde ich wohl niemals viel reden, ich fühle den sehr großen Einfluß, den es auf meine ganze Seele gehabt: es hat mich von mir selbst gelöst und ganz fremde, ganz andere Interessen und Ideen mir geweckt. Daß mir die Kunst so viel gewähren könne, wußte ich nicht." Nach ihrer Rückkehr hat sie sich mit dem Plan eines großen

Digitized by Google

Reisewerks, in der Art, wie das später von Gsell-Fels geschaffene, beschäftigt, aber für eine so umfassende Aufgabe reichte ihre Lebenszeit nicht mehr aus. Im August 1849 starb sie in den Armen von Sibylle Mertens und wurde am hundertsten Geburtstag ihres großen väterlichen Freundes auf dem Bonner Friedhof begraben. Zur Erinnerung an den gemeinsamen römischen Aufenthalt setzte die Freundin eine italienische Inschrift auf den Grabstein! Sie lautet:

Qui riposa / Luise Adelaide Lavinia Schopenhauer / vissuta 52 anni / Egreggia di cuore d'ingegno di talento / Ottima figlia / Affetuosa e costante agli amici / Sostenne con nobilissima dignità d'anima / Mutamenti di fortuna / E lunga dolorosa malattia / Con pazienza serena / Ebbe fine de' mali a di' 25 Ag. 1849 / Le fece il monumento la sconsolata amica Sibilla Mertens-Schaafhausen. /

Arbeits- und Lebensverhältnisse der Frauen in der Landwirtschaft.

Besprochen von

Anna Papritz.

Nachdruck verboten. (Schluß von Seite 482.)

II.

Wir wenden uns nun dem nördlichen Teil unseres Vaterlandes zu. Sowohl in der Provinz Brandenburg wie in Mecklenburg hat der Großgrundbesitz eine viel größere Bedeutung, als in dem vorigen Berichtsgebiet; infolgedessen sind hier die einheimische freie Tagelöhnerin und die kontraktlich gebundene Arbeiterin die hervorstechendsten Typen, denen wir unsere Aufmerksamkeit schenken müssen. Beide ähneln sich in Lebens- und Arbeitsweise so vollkommen, daß wir sie zusammen betrachten können: Steigen des Geldlohnes, Rückgang des Materiallohnes, langsames Verschwinden des Hofgängersystems, allmählicher Rückgang der Frauenarbeit und das Auftreten der Wanderarbeiter sind die charakteristischen Zeichen der Entwicklung der Arbeitsverfassung der letzten 30 Jahre. Eine Arbeiterfrau von 50 Jahren sagt: „Jetzt brauchen wir Frauen ja kaum ein Viertel soviel auf Arbeit zu kommen, als damals, als ich mich verheiratete."

Das Gesamteinkommen der Familien beträgt, nach Umrechnung der Naturalien in Geldwert und einschließlich des Betrages aus Viehnutzung durchschnittlich 1400 ℳ; von diesen hat die Frau durch Tagelöhnern 200—400 ℳ verdient. Die Arbeitstage schwanken zwischen 33 und 300 im Jahr; die Stundenzahl der Arbeitstage bewegen sich zwischen 6 bis zu $11\frac{1}{2}$ Stunden; die Nachtruhe beträgt durchschnittlich 7 Stunden. Die Arbeitszeit der Frau erscheint der Bearbeiterin, Freiin zu Putlitz, noch immer hoch, im Verhältnis zu den mit der gehobenen Lebenshaltung gewachsenen Pflichten für die Kinder und Häuslichkeit. Sie hält es für wünschenswert, daß die Frauen allgemein, wie dies schon auf

Digitized by Google

vielen großen Gütern infolge des gestiegenen Lohnes des Mannes der Fall ist, nur halbe Tage auf Arbeit gingen, mit Ausnahme der Erntezeit. Die Erntearbeit und das Kartoffelaufnehmen macht den Frauen immer Freude, auch verdienen sie bei den Akkordlöhnen 2—3 ℳ täglich. Männerarbeit brauchen die Frauen nur in den seltensten Fällen zu verrichten, wohl nur bei Kleinbauern.

Die Durchschnittswohnung einer Gutstagelöhnerfamilie besteht aus folgenden Räumen: 1 zweifenstrige Stube, 1—2 einfenstrige Kammern, Küche, Boden, Keller und Stall. Betten sind fast immer in genügender Anzahl vorhanden. Die Kost ist ausreichend; es wird dreimal wöchentlich Fleisch genossen, sonst „Zusammengekochtes" (Bohnen oder Erbsen mit Kartoffeln und Speck), zum Frühstück belegtes Brot, abends saure Milch, Bratkartoffeln, Hering.

Eine Familienmutter mit vier kleinen Kindern hat folgendes Budget aufgestellt:

Ausgaben:	Kleidung	156 ℳ
	Viehanschaffung	120 „
	Nahrungsmittel, Fleisch	52 „
	Kaufmannswaren	365 „
	Verschiedenes	192 „
	Summa	885 ℳ
Einnahmen:	Geldlohn	448 ℳ 50 ₰
	Aus Viehverkauf	478 „ 50 „
	Summa	927 ℳ
	Überschuß	42 ℳ

Vergleichsweise sei das Haushaltungsbudget einer Familie mit drei schulpflichtigen Kindern aus Mecklenburg daneben gestellt:

Barlohn von Mann, Frau und Kindern	484 ℳ 25 ₰
Naturalien im Geldwert von	803 „ 80 „
Verdienst aus Viehhaltung und Acker	168 „ 20 „
Summa	1456 ℳ 25 ₰
Davon sind Bareinnahmen	584 ℳ 25 ₰
Die Ausgaben betragen	403 „
Überschuß	181 ℳ

Die große Divergenz in den Einnahmen ist damit zu erklären, daß die erste Familie nicht die in Geldwert umgerechneten Naturalbezüge aus der eigenen Wirtschaft mit in Anrechnung gebracht hat. Die Mecklenburgsche Familie hat außerdem viel sparsamer gewirtschaftet, da sie für „Kaufmannswaren" nur 124 ℳ (statt 365 ℳ), für „Verschiedenes" nur 49 ℳ (statt 192 ℳ) verausgabt hat.

Der jährliche Besitzzuwachs, der in Gestalt von großgezogenem Vieh, selbstgewebtem Leinen, eingelegten Vorräten besteht, ist nicht angegeben. Die Berichterstatter erwähnen fast alle, daß ordentliche Landarbeiter (sowohl in Brandenburg wie in Mecklenburg) jährlich zurücklegen können, was auch aus den Spareinlagen zu ersehen ist. Der Gesundheitszustand der weiblichen Jugend ist durchaus zufriedenstellend; bei den verheirateten Frauen zeigen sich vielfach (infolge der kurzen Schonzeit nach der Entbindung) Krampfadern und Unterleibsleiden, „doch hält auch hier die verhältnismäßig milde Art des größten Teils der Leiden dem hohen Prozentsatz ein wenig die Wage".

Die Schonzeit vor der Geburt ist bei 50 % der Befragten nicht vorhanden, schwankt bei den übrigen zwischen 2 bis 6 Wochen.

Digitized by Google

Nach der Geburt nimmt die Frau die häusliche Arbeit nach 3 bis 14 Tagen, die Arbeit beim Arbeitgeber nach 4 bis 6 Wochen wieder auf. Demnach sind diese Verhältnisse nicht so ungünstig, wie in Südwestdeutschland. In Mecklenburg herrschen sogar noch etwas bessere Zustände, sowohl in bezug auf die Gesundheit der Frauen (die Schonzeit vor und nach der Entbindung ist länger) wie bezüglich der Stillzeit und Säuglingssterblichkeit. Die Frauen haben durchschnittlich 5 bis 6 Kinder; Fehl- und Totgeburten sind selten; sie stillen ein halbes bis ein Jahr; die Säuglingssterblichkeit beträgt 13 bis 16 Prozent.

Ein typisches Beispiel der Lebensverhältnisse einer kontraktlich gebundenen Arbeiterin gibt folgendes Lebensbild:

„Die 43jährige Frau ist Arbeitertochter und diente während ihrer Jugendzeit in der Landwirtschaft. Sie hatte sich etwas zur Aussteuer erspart, doch mußte sie, als sie mit 23 Jahren einen Knecht heiratete, einiges auf Abzahlung nehmen. Das Ehepaar zog in die Stadt, kehrte aber der teuren Lebenshaltung wegen wieder auf das Land zurück. Jetzt haben sie Ersparnisse. Der Kontrakt verlangt, daß Mann und Frau im Sommer zur Arbeit kommen, der Mann auch im Winter. Sie erhalten außer dem Geldlohn freie Wohnung mit 4 guten Räumen und Deputat, sowie freien Arzt und freie Apotheke für die Familie. Tagelohn der Frau beträgt 1 ℳ, Akkordlohn 2 ℳ. Vier Kindern hat sie das Leben geschenkt. Ein Sohn ist erwachsen und Klempner geworden, drei Kinder sind noch schulpflichtig zu Haus. Die Frau schonte sich vor der Geburt ein Vierteljahr und stillte ihre Kinder 6 Wochen lang mit ausschließlicher Brustnahrung. Die Arbeit in der Häuslichkeit nahm sie nach 14 Tagen, bei dem Arbeitgeber nach 6 Wochen wieder auf. Sie war im letzten Jahr an keinem Tage durch Krankheit an der Arbeit gehindert und hat keinerlei chronisches Leiden. Daher erscheint ihr auch keine ihrer Arbeiten als zu anstrengend oder gesundheitsschädlich. An der Dreschmaschine hat sie im letzten Jahr gar nicht gearbeitet. Melken braucht sie nicht, weil Schweizer auf dem Gut angestellt sind. Sie ist eine fleißige und sparsame Hausfrau, die in Gütergemeinschaft mit ihrem Mann lebt und die Kolonialwaren, die sie zukaufen muß, bar bezahlt. Sie meint, stets genügend Zeit zur Zubereitung ihrer Mahlzeiten zu haben, doch bäckt sie ihr Brot nicht selbst. Sie sucht ihre Lage zu verbessern, sehnt sich nach keiner Unterweisung mehr und liest wenig. Kleinigkeiten in der Kinderkleidung fertigt sie selbst an und verbringt damit die Winterabende in ihrer Familie. Sie wünscht, daß ihre Kinder „etwas Besseres" werden sollen, doch weiß sie noch nicht was."

Freiin zu Putlitz schließt ihren Bericht über diese Arbeiterinnenkategorie mit den Worten: „Überall da, wo die Frauen nur halbe Tage oder nur vorwiegend in den Erntezeiten arbeiten, braucht das Familienleben nicht unter der Arbeit zu leiden. . . . Wo die Frau allerdings 300 Tage im Jahr auf Arbeit gehen muß, da muß dies natürlich Familienleben und Haushalt ungünstig beeinflussen."

Die Bauernmagd muß schwerer arbeiten als die Tagelöhnerin; in diesen Kreisen macht sich denn auch die Landflucht besonders geltend. Die Berichte über ihre Lebensweise lauten örtlich sehr verschieden; vielfach werden Kost und Wohnung als „ausreichend" und „gut" bezeichnet; andererseits schreibt eine Pfarrfrau (Brandenburg): „Die Zustände der Knechte- und Mägdekammern schreien zum Himmel", und ein Lehrer fordert „bessere Kost und Wohnung und kürzere Arbeitszeit". Die Mägde legen großen Wert auf die Aufnahme in die bäuerliche Familie und bevorzugen den Dienst, von dem es heißt: „hier achtet sich keiner höher als der andere".

Eine Gutsfrau äußert sich über diese Verhältnisse:

„Die Landflucht würde verhindert werden, wenn das dienende Personal bei vielen Arbeitgebern bessere Behandlung, Kost und Wohnung genießen würde, und es wird behauptet, ein Grund der Landflucht wäre darin zu suchen, daß die in früheren Zeiten üblichen Zusammenkünfte der jungen Leute in Spinnstuben usw. aufgehört hätten, da angeblich dadurch die Unsittlichkeit überhand nähme. Jetzt weiß der Knecht oder die Magd an den langen Winterabenden nicht, was sie an-

Digitized by Google

fangen sollen, und der Knecht geht womöglich in die Schenke oder sitzt bei seinem Mädchen herum, was noch viel schlimmer ist. Die Frage, wie es möglich sei, der weiblichen Jugend die Landarbeit, trotz der Unmöglichkeit die unsauberen Arbeiten auszuschalten, lieber zu machen, ist eine der schwerwiegendsten in der ganzen ländlichen Frauenfrage. .... Es wäre wichtig, Unterricht an den Winterabenden und Zusammenkünfte in edler Fröhlichkeit bei Gesangespflege usw. unter dem Einfluß einer mütterlichen gebildeten Frau einzurichten. Wo aber ist diese Frau in jedem kleinen Ort zu finden? Die Mädchen müssen fühlen, daß jemand, der an Bildung über ihnen steht, sie achtet, lieb hat und auf sie sieht und durch leichtfertiges, unsittliches Betragen ihrerseits betrübt und enttäuscht würde."

Die Frau und Tochter des Kleinbauern werden, nach der Mehrzahl der Berichte zu urteilen, weniger angespannt als ehedem, nur in Einzelfällen heißt es, daß sie gegen früher schwerer arbeiten müssen, „weil Dienstboten fast nie mehr zu bekommen sind". „Es scheint also, als ob einerseits durch den Dienstbotenmangel die Frauen stärker belastet werden, andererseits aber durch Maschinen und technische Erleichterungen und erhöhten Wohlstand dem ein wenig die Wage gehalten würde, und als ob das Verständnis der Bauern dafür, daß sie den Frauen die schwersten Arbeiten nicht zumuten dürfen, im Wachsen begriffen sei. Dies letztere entspringt einer gewissen Verfeinerung, die in alle Volkskreise einzudringen beginnt" — urteilt Freiin zu Putlitz.

Die Bearbeiterin glaubt, daß im allgemeinen die Besitzerskinder sittlich höher stehen als die Arbeiterkinder — „sie halten mehr auf sich" —, daß sie auch meist mehr lernen, weil man sie auf bessere Schulen schickt, daß physisch jedoch kein wahrnehmbarer Unterschied zwischen beiden Klassen besteht. Das Familien- und Eheleben beruht im allgemeinen auf einer gesunden Basis, eheverlassene Frauen gehören zu den größten Seltenheiten, der Alkoholkonsum hat abgenommen, der Wohlstand ist gestiegen. Die Arbeiter haben die Möglichkeit, ein kleines Eigentum zu erwerben und die Kleinbesitzerfamilien infolge der günstigen landwirtschaftlichen Konjunkturen vermittels größeren Landerwerbs zu Vollbauern aufzusteigen.

Trotzdem zieht auch in der Provinz Brandenburg die Landflucht immer weitere Kreise; als Gründe dafür werden „Abneigung gegen Feld- und Stallarbeit, Hoffnung auf bessere Löhne, leichtere Arbeiten, mehr Vergnügen, gehobenere soziale Stellung, bessere Heiratsgelegenheiten" angegeben.

Ein Pastor führt noch andere Gründe ins Feld, die sicherlich sehr beherzigenswert sind. Er schreibt:

„Besser kann es in dieser Beziehung nur dadurch werden, wenn von oben her ein besseres Beispiel gegeben wird. Fahren die Herrschaften alle 14 Tage nach Berlin, um dort Theater und dergleichen zu besuchen, so können und tun das Knechte und Mägde mit demselben Recht. Ist es jenen zu einsam auf dem entlegenen Dorfe, so ist es diesen erst recht zu einsam bei der heutigen Freizügigkeit. Das Recht auf Vergnügen ist an keinen Stand gebunden. — Die Güter sollten nicht als Handelsobjekte angesehen werden, die fortwährend veräußert werden. Nur ein Herr, der dauernd auf seinem Gute sitzt, wird ein Herz für seine Leute haben und ihre Sorgen und ihre Nöte verstehen. Es ist also zuerst zu verlangen, daß die Herren Rittergutsbesitzer ebenso wie die Geistlichen und Lehrer der Landflucht entsagen nnd bodenständig werden, zweitens, daß die Herren Besitzer auch Opfer zu bringen lernen, indem sie Kleinkinderschulen einrichten und Krankenschwestern anstellen, drittens muß vor allem für die konfirmierte Jugend und deren Unterhaltung gesorgt werden. Zu fordern sind ferner ein Gemeindehaus, hauswirtschaftliche Kurse und Fortbildungsschulen, deren sich Besitzer, Geistliche und Lehrer warm annehmen sollten."

Diesen Vorschlägen schließt sich Freiin zu Putlitz an, indem sie in ihrem Schlußbericht sagt:

Digitized by Google

„Von allen, die dem Landvolk das Landleben lieb machen möchten, müssen folgende Ziele klar ins Auge gefaßt werden: fortschreitende Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, Gewährung eines Gartens mit möglichst viel Obstbäumen, Beschränkung der Lohnarbeit der Frau auf halbe Tage und besondere Zeiten, Kuhhaltung, reichliche Schweine- und Geflügelhaltung, Festhalten am Naturallohn, Ausgestaltung der Sonntage zu wirklichen Ruhe- und Erquickungstagen. Die häusliche und sittliche Erziehung der weiblichen Jugend durch Wanderhaushaltungskurse im Winter ist zu fördern .... In materieller Beziehung werden die Lebensverhältnisse der Landarbeiterinnen infolge des Arbeitermangels von selbst immer günstiger reguliert werden müssen. Der Staat, der Kreis und die gebildeten Privatpersonen werden immer mehr in ein Verständnis für die Bedürfnisse der Landarbeiter und für ihr Streben nach sozialem Ansehen hineinzuwachsen haben und diesem durch Verschaffung echt ländlicher Bildungsmöglichkeiten entgegenzukommen suchen. Die innere Kolonisation wird voranschreiten und dem Arbeiter den Aufstieg zum Kleinbesitzer erleichtern."

Die Verhältnisse in Mecklenburg, die uns Dr. Priester in einer sehr eingehenden Studie schildert, sind denen in der Provinz Brandenburg sehr ähnlich, wenigstens was die Lage der Landarbeiterinnen und Kleinbesitzersfrauen anbetrifft. In materieller Hinsicht sind der Wohlstand, aber auch die Lebensansprüche dort noch mehr gestiegen; andererseits ist die Bevölkerung weniger von der Abneigung gegen landwirtschaftliche Arbeit angekränkelt. Die innere Kolonisation nimmt in erfreulicher Weise zu und das Bestreben der Leute richtet sich mehr auf die Erwerbung eines Eigenbesitzes als auf die „Annehmlichkeiten des Stadtlebens".

Da, wie gesagt, keine erheblichen Unterschiede zu verzeichnen sind, so muß ich es mir versagen, näher auf die Schilderungen Dr. Priesters einzugehen, wie ja überhaupt weder die Absicht noch die Möglichkeit vorliegt, in einer kurzen Besprechung dem Leser einen „Extrakt" der drei umfangreichen Arbeiten zu geben. Ihr Zweck ist lediglich der Wunsch, zu eingehendem Studium dieser Werke anzuregen,[1]) die uns in das Leben einer weiblichen Arbeiterschicht einführen, die bisher ein Stiefkind der Sozialpolitik war. Es ist ein unbestreitbar großes Verdienst des „Ständigen Ausschusses zur Förderung der Arbeiterinnen-Interessen",[2]) daß er durch seine Enquete in ein bisher noch wenig erforschtes Gebiet hineingeleuchtet hat. Möchten seine Veröffentlichungen dazu beitragen, Mittel und Wege zu finden, um einen schwerbelasteten Frauenstand zu heben und seine Lebensbedingungen zu erleichtern. Die Lektüre der vorliegenden Bände muß es jedem zum Bewußtsein bringen: die Agrarfrage ist in hohem Maße eine Frauenfrage. Die innere Kolonisation ist ein Mittel, um der Landflucht zu steuern, aber sie ist kein Allheilmittel; das lehrt das Beispiel Südwest-Deutschlands, wo gerade aus den kleinbäuerlichen Bezirken eine enorme Abwanderung nach der Stadt um sich greift, und zwar hauptsächlich darum, weil die Frauenwelt nach leichteren und günstigeren Lebensbedingungen strebt. Die innere Kolonisation wird nur dann ihren Zweck, uns eine gesunde, leistungsfähige Landbevölkerung zu erhalten, erfüllen, wenn es gelingt, die Bedingungen des Landlebens so zu gestalten, daß sie auch dem weiblichen Teil der Landbevölkerung ein dem modernen Kulturempfinden entsprechendes Dasein gewährleisten.

---

[1]) Sämtlichen drei Bänden sind zahlreiche Tabellen beigefügt.

[2]) Vorsitzende: Margarete Friedenthal-Berlin.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Der vierte Weg im preußischen Abgeordnetenhause.** Die Verhandlungen des preußischen Landtags über den vierten Weg wird die deutsche Frauenbewegung im Gedächtnis behalten als ein lehrreiches Beispiel für die Nichtachtung, mit der Fraueninteressen von Volksvertretern behandelt werden, die durch diese Interessen nicht unmittelbar berührt werden. Man kann wieder einmal summarisch sagen: eine Vertretung weiblicher Interessen existiert nicht. — Die Tatsache, daß es dem Minister gelungen ist, alle Parteien für das Oberlyzeum zu gewinnen und über das Urteil der Hochschullehrer glatt hinweggehen zu lassen, findet ihre Erklärung nur in der Unkenntnis und der daraus hervorgehenden Gleichgültigkeit der Abgeordneten in diesen Fragen.

Von den Reden der Volksvertreter brachte nur die des Nationalliberalen Dr. Herwig eine sachliche Würdigung der ganzen Frage. Man hatte den Eindruck: hätten die Nationalliberalen sich nicht schon im vorigen Jahr (wahrscheinlich ohne genügende Information) festgelegt, so würden sie heute nicht für den vierten Weg eintreten. Ein Muster von Sophistik war die Rede des Abgeordneten Kaufmann, der es sich in besonderem Maße zur Aufgabe gemacht hatte, die Geschäfte des Ministers zu betreiben und das Hohe Haus in langer Auseinandersetzung über den vierten Weg im Sinne der Regierung belehrte. Wie er dabei verfuhr, dafür ein paar Beispiele. Herr Abgeordneter Kaufmann ging von dem Gutachten der philosophischen Fakultät Göttingen über das Oberlyzeum aus und zitierte dagegen die folgende Äußerung des Ministers:

„Ferner könnten die Abiturientinnen der Oberlyzeen eine Nachprüfung machen in Griechisch und Latein oder in Latein und Mathematik oder in Mathematik und Naturwissenschaften, und es sei gerade vorgeschrieben worden, daß die dazu erforderlichen Nachstudien vor dem Eintritt in die Universität gemacht werden müßten. Die Abiturientinnen der Oberlyzeen müßten also vor dem Eintritt in die Universität die Nachprüfung machen. Dadurch sei gerade den Wünschen der Universitäten Rechnung getragen worden."

Herr Abgeordneter Kaufmann fährt dann fort:

„Ich muß sagen, in all den Protesten und Eingaben gegen den Erlaß wird von dieser Bestimmung nichts gesprochen. Ich habe sogar schon gehört, daß man darüber Bedenken äußerte, daß die jungen Mädchen während des Universitätsstudiums keine Zeit finden könnten, diese Nachprüfung zu machen. Es müsse durchaus verlangt werden, daß die jungen Mädchen vor dem Eintritt in die Universität die Nachprüfung machten. So wenig kannte man die Verfügung."

Dabei ist mit Eleganz über die Tatsache hinweggegangen, daß die Nachprüfung für die philosophische Fakultät nicht verlangt wird, und daß sich das Göttinger Gutachten nur auf die philosophische Fakultät bezieht, während alle „Proteste und Eingaben" die Ausdehnung der Nachprüfung auf die philosophische Fakultät fordern.

In derselben Art geht es weiter. Z. B. behauptet Herr Dr. Kaufmann, die Zahl von 313 Professoren sei gering, es gäbe neben 363 Ordinarien 33 ord. Honorarprofessoren, 156 Extraordinarien und 377 Privatdozenten. Herr Dr. Kaufmann konnte aber, da er ja die Eingabe des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium genau angesehen hat, sehr wohl wissen, daß der Verein nur die etatsmäßigen ordentlichen Professoren gefragt hat, der Prozentsatz also keineswegs gering, sondern sehr hoch ist.

Ebenso charakteristisch ist die Art, wie der unqualifizierbare Vorwurf von Herrn Direktor Fitschen, die Frauen hätten, indem sie dem Wort „Oberlyzeum" zur Erklärung „Lehrerinnenseminar" hinzufügten, in bewußter Unehrlichkeit über die Natur des Oberlyzeums falsche Vorstellungen erwecken wollen, von Herrn Dr. Kaufmann dem Abgeordnetenhause mitgeteilt wird, trotzdem über diesen Punkt längst Erklärungen abgegeben sind, die jeder loyale Mensch akzeptieren

Digitized by Google

mußte. Das Haus quittierte denn auch auf diese Verleumdung mit einem gläubigen „Hört, hört!“

Der Minister verbreitete sich zuerst über die Vorgeschichte der jetzigen Kontroverse über den vierten Weg. Er meinte, der Erlaß vom Oktober habe zunächst gar keine Gegnerschaft gefunden, erst nach einigen Monaten habe diese eingesetzt und sich schließlich bis zum gegenwärtigen Umfang gesteigert. Tatsächlich hat die Kritik des Oktobererlasses nur so lange auf sich warten lassen als notwendig ist, um Aufsätze drucken und erscheinen zu lassen. Wenn man dem Minister zunächst diese Kritik vorenthalten zu haben scheint, so wußte er doch wenigstens, daß die Universitäten sich schon früher einmal gegen den vierten Weg ausgesprochen hatten.

Im übrigen wiederholte der Minister seine Argumente aus der Budgetkommission. Aber er ergänzte sie um eine wertvolle Aufklärung, um ein Argument, über das wir bisher nur vermutungsweise etwas sagen konnten: er sagte klipp und klar, daß der vierte Weg der schwerere zur Universität sei, und daß sein letzter Zweck Erschwerung und Hemmung des Frauenstudiums sei. Er sagte wörtlich:

„Hätten wir aber die Oberlyzeen nicht fortgebildet, sie nicht in ihrem Bestande gestützt und wäre es dazu gekommen, daß die Studienanstalt die einzige höhere Lehranstalt für die weibliche Jugend geworden wäre, so wäre naturgemäß der Zudrang der Frauenwelt zu den Universitäten allmählich erheblich gestiegen. Denn wenn man erst einmal die Studienanstalt durchgemacht hat und damit ohne weiteres die Berechtigung zur Universität besitzt, ist der Schritt zur Universität sehr viel leichter, als wenn man vom Oberlyzeum kommt und sich nun mindestens ein Jahr hinsetzen, Nachstudien treiben und von neuem ein Examen machen muß und dann erst auf die Universität gehen kann. Ich glaube, gerade dieser Gang, der auf das Oberlyzeum folgt, der kein leichter Gang ist, wird ein guter Prüfstein sein, ob die junge Dame wirklich geeignet ist, sich dem Studium auf der Universität zuzuwenden. Von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus ist, glaube ich, die Maßregel gewiß zu billigen.“

Diese Sätze sollen sich die Eltern einprägen, die ihre Töchter studieren lassen wollen, und die Vorbildungsanstalt danach wählen.

Wenn sie das tun, so würden diese bedauerlichen Verhandlungen für die Fortentwicklung des Frauenstudiums wenigstens einen Vorteil gehabt haben.

* **Die höheren Lehranstalten für die weibliche Jugend.** Nach einer Ermittlung des Königlichen Statistischen Landesamts waren (nach einer Zusammenstellung, die wir der Vossischen Zeitung entnehmen) am 1. Februar d. J. 474 höhere Lehranstalten für die weibliche Jugend in Preußen vorhanden. Darunter befanden sich 5 Staatsanstalten, 255 Gemeinde-, 5 Stiftungs- und 209 Privatanstalten. Mehr als die Hälfte (genau 53,8 %) der Anstalten gehören also der Gemeinde und weitere 44,1 % sind Privatanstalten. An Unterhaltungskosten wurden aus Staatsmitteln 1 214 789 ℳ gezahlt, die Gemeinden trugen bei 11 937 198 ℳ, aus Stiftungsmitteln wurden 36 633 ℳ ausgegeben. In den Anstalten wurden 161 072 Mädchen unterrichtet, von denen 109 157 evangelischen, 40 321 katholischen, 11 258 jüdischen und 336 sonstigen Bekenntnisses waren. Das Lyzeum besuchten 147 136, das Oberlyzeum 9502, die Studienanstalt 4434 Schülerinnen. — Die Leitung von 5 Staats-, 243 Gemeinde-, 3 Stiftungs- und 31 Privatanstalten war in männlichen Händen; eine Privatanstalt unterstand einem Leiter und einer Leiterin, die übrigen 12 Gemeinde-, 2 Stiftungs- und 177 Privatanstalten hatten Leiterinnen, darunter eine private deren drei. Es gab also insgesamt 283 männliche und 194 weibliche Schulleiter. Außer diesen waren vollbeschäftigt akademisch gebildete oder gleichgestellte Lehrer 1510 männliche und 1029 weibliche, ordentliche Lehrer 487 und 3156, Elementarlehrer 116 und 271, technische Lehrer 108 und 1305, Sprachlehrerinnen 76. Von den gesamten 8058 vollbeschäftigten Lehrkräften standen 5320 unter männlicher und 2738 unter weiblicher Leitung. Außerdem wird noch Unterricht erteilt von 2163 nicht vollbeschäftigten Lehrern. — Nach mindestens einjährigem Besuche der Klasse I haben Ostern und Michaelis 1913 8441 (i. J. 1912 7848) Schülerinnen das Lyzeum mit dem Schlußzeugnisse verlassen, 468 (578) ohne dieses; nach mindestens zweijährigem regelmäßigen Besuche der Frauenschulklassen des Oberlyzeums erhielten 128 (112) das Schlußzeugnis. Der Reifeprüfung des Oberlyzeums haben sich 2173 (2173) Schülerinnen der wissenschaftlichen Klassen des Oberlyzeums unterzogen, davon 2052 (2034) mit Erfolg. Die Lehramtsprüfung haben von 1856 Seminaristinnen 1840 mit Erfolg bestanden, darunter 1310 evangelische, 504 katholische und 26 jüdische. Die Reifeprüfung haben 228 (i. J. 1912 188) Schülerinnen der Studienanstalten mit Erfolg abgelegt, davon 212 (169) der realgymnasialen und 16 (19) der gymnasialen Richtung. Nur sieben Prüflinge der realgymnasialen Richtung haben die Prüfung nicht bestanden.

Digitized by Google

Von diesen Ziffern sind vor allem die letzten interessant. Die Prüfungsresultate der Studienanstalten sind besser als die der Oberlyzeen: 3 % Mißerfolgen bei den Studienanstalten stehen 5 % bei den Oberlyzeen gegenüber.

Berufliches.

* **Ein weiblicher Museumsdirektor in Deutschland.** Nach dem unerwarteten Tode von Professor Fischer in Köln, dem Direktor des Museums für ostasiatische Kunst, ist dessen Leitung seiner Witwe übertragen worden. Fischer war Begründer dieses Museums, das seinem Sammelfleiß seine Entstehung verdankt. Er hatte in seiner Frau stets eine eifrige Mitarbeiterin und Förderin. Frau Fischer ist die zweite Frau, die mit der Leitung eines Museums in Deutschland beauftragt wird. Man wird sich erinnern, daß die bekannte und verdiente Anthropologin Fräulein Professor Dr. Meßtorf viele Jahre bis zu ihrem Tode diese Stellung am Museum in Kiel innehatte.

* **Die Zahl der Ärztinnen,** die im Deutschen Reich praktizieren, beträgt im Jahre 1913 annähernd 200. Anderen Ländern gegenüber ist sie übrigens noch ziemlich gering. Allein in London praktizieren gegenwärtig schon mehr als 200.

* **Ein weiblicher Redakteur in einer medizinischen Fachzeitschrift.** Die „Berliner Klinische Wochenschrift" schreibt: „An Stelle des kürzlich verstorbenen Generalsekretärs des Deutschen Zentralkomitees zur Bekämpfung der Tuberkulose, Oberstabsarztes Professor Dr. Nietner, ist Professor Dr. Lydia Rabinowitsch in die Redaktion der „Zeitschrift für Tuberkulose" eingetreten, deren Geschäfte sie gemeinsam mit Professor A. Kuttner weiterführen wird. Von der von Bernh. Fränkel und von Leyden begründeten, jetzt von Gaffky, Kirchner, Kraus, von Leube, Orth, Penzold herausgegebenen Zeitschrift, die im Verlage von Joh. Ambrosius Barth in Leipzig erscheint, liegt jetzt der 21. Band vor. Auf medizinischem Gebiet dürfte hier der erste Fall eines weiblichen Redakteurs vorliegen, zudem ein solcher, von dessen Mitarbeit man sich den besten Einfluß auf die Zeitschrift versprechen darf."

* **Im preußischen Volksschulwesen** ist überall eine starke Zunahme der Lehrerinnen zu beobachten. Im letzten Jahrfünft der amtlichen Schulstatistik (1906 bis 1911) vermehrte sich die Zahl der Lehrerstellen um 8,74, die der Stellen für Lehrerinnen aber um 39,2 %. Im Regierungsbezirk Potsdam amtieren in den kreisfreien Städten (über 25 000 Einwohner) im beginnenden Sommersemester an den Volksschulen 2113 Lehrer und 795 Lehrerinnen. Berlin-Lichtenberg hat 331 Lehrer und 100 Lehrerinnen. In Berlin-Schöneberg amtieren 211 Lehrer und 112 Lehrerinnen. Berlin-Wilmersdorf hat 138 Lehrer und 78 Lehrerinnen. Charlottenburg besitzt 531 Lehrer und 191 Lehrerinnen. Neukölln beschäftigt 510 Lehrer und 146 Lehrerinnen Potsdam hat 78 Lehrer und 38 Lehrerinnen, Spandau 181 Lehrer und 61 Lehrerinnen, Eberswalde endlich 54 Lehrer und 28 Lehrerinnen. In Berlin waren 1913 an den Gemeindeschulen 3293 Lehrer und 1704 Lehrerinnen beschäftigt. Das Verhältnis zwischen beiden stellt sich also auf 100 zu 51,6.

* **Eine Wohnungspflegerin** hat die Amtshauptmannschaft Chemnitz für ihren Bezirk angestellt. Ihr ist die Kontrolle der Kleinwohnungen übertragen. Chemnitz folgt damit dem Beispiel der Amtshauptmannschaften Auerbach, Glauchau, Freiberg und Leipzig, wo schon seit längerer Zeit Frauen beruflich als Wohnungspflegerinnen tätig sind.

* **Zur Ausbildung von Bibliothekarinnen.** Um dem Mangel an geeigneter Ausbildung von Bibliothekarinnen abzuhelfen, hat die Stadt Breslau und jetzt auch Magdeburg Kurse eingerichtet. In beiden Städten liegt die Leitung in den Händen des Stadtbibliothekars. In Breslau haben die Frauen, die die Kurse absolviert haben, fast alle Stellungen in der Stadt selbst gefunden. In Magdeburg soll die Ausbildung vier Halbjahre umfassen und im ersten Halbjahr an einer Volksbibliothek erfolgen. Daneben ist ein praktischer Kursus für Buchbinderei an der Kunstgewerbeschule zu nehmen. Das Schulgeld beträgt für Einheimische im 1. Halbjahr 50 ℳ, im 3. und 4. je 100 ℳ, während Auswärtige das Doppelte zu zahlen haben. Die Höhe des Schulgeldes im 2. Halbjahr bleibt späteren Vereinbarungen vorbehalten.

So wünschenswert diese Einrichtung ist, so kann doch das Bedenken nicht unterdrückt werden, daß eine Tendenz zur Überfüllung gerade dieses Berufes besteht.

* **Frauen im englischen Staatsdienst.** Der neue Staatshaushalt für England sieht folgende weibliche Beamtenposten vor: Im Local Government Board ist eine Frau als inspizierende Oberaufseherin mit 9000 ℳ Gehalt angestellt, während

Digitized by Google

sechs weitere Frauen mit einem Gehalt von 5000 bis 7000 ℳ als Inspektorinnen wirken. Das Ministerium des Innern hat eine Frau als Gefängnisinspektor angestellt und ihr ein Gehalt von 6000 ℳ angewiesen, das im Laufe der Dienstzeit bis auf 8000 ℳ steigt. Die männlichen Gefängnisinspektoren des Ministeriums des Innern beziehen 12 000 bis 14 000 ℳ Jahresgehalt. Das Handelsministerium hat zur Überwachung der Frauenindustrie und der Frauenarbeit eine Frau angestellt mit 9000 ℳ Gehalt. Auch im Zentralamt der Arbeiterbörse sind eine ganze Reihe von Frauen Beamte, die höchstgestellte von ihnen bezieht 8000 ℳ, und ihr Gehalt kann bis auf 9000 ℳ steigen. Ein anderes gut besoldetes Staatsamt ist das des „obersten weiblichen Schulinspektors"; die Frau, die dieses Amt versieht, bezieht 13 000 ℳ Gehalt. Im Gesundheitsamt erhält die älteste Ärztin 12 000 ℳ und kann bis zu 16 000 ℳ steigen; acht weibliche Gesundheitsinspektoren beziehen je 8000 bis 10 000 ℳ. Durch das neue Versicherungsgesetz sind eine Reihe weiterer gut dotierter Beamtenstellungen für Frauen geschaffen worden; der bestbezahlte Posten ist hier der des „Frauenkommissars" mit 20 000 ℳ. Auch das Ministerium für Ackerbau und Fischerei hat vor kurzem mit der Anstellung von Frauen begonnen.

* **Ein weiblicher Astronom,** Miß Cannon, ist von der Königlichen Astronomischen Gesellschaft Großbritanniens zum Ehrenmitglied ernannt worden. Diese seltene Auszeichnung ist in der Anerkennung begründet, die Miß Cannon durch die Entdeckung einer sehr großen Zahl von veränderlichen Sternen und anderen bedeutsamen Weltkörpern erworben hat. In der Sitzung der astronomischen Gesellschaft, in der die Auszeichnung verkündet wurde, hob der Vorsitzende hervor, daß Miß Cannon eine geradezu einzigartige Fähigkeit erworben habe, aus dem Spektrum eines Sterns den Typus zu erkennen, zu dem er nach seiner stofflichen Zusammensetzung und nach der sonstigen Eigenart des Spektrums gehört. Sie hat auf diese Weise die beispiellose Arbeit geleistet, etwa 150 000 Sterne nach ihrem Spektrum zu klassifizieren.

* **Zur Generalinspektorin im Verwaltungsdienst** im französischen Ministerium des Innern wurde eine Pariser Advokatin, Marie Gaitier, ernannt.

* **Weibliche Polizei in Kopenhagen.** In der dänischen Hauptstadt werden demnächst die beiden ersten weiblichen Polizeibeamten angestellt werden. Von den zwei in Frage stehenden Frauen wird die eine bei der Sittenpolizei und die andere bei derjenigen Abteilung angestellt werden, die vorzugsweise Vergehen von Kindern zu behandeln hat. Die weiblichen Polizeibeamten werden unter denselben Gehaltsbedingungen wie ihre männlichen Kollegen angestellt. Es wird beabsichtigt, die Zahl der weiblichen Polizeibeamten, wenn sich die beiden zuerst angestellten Frauen im Dienst bewähren, allmählich zu vermehren, und zwar möglichst derart, daß weibliche Untersuchungsbeamte immer dann zur Verfügung stehen können, wenn festgenommene Frauen oder Kinder vernommen oder visitiert oder dem Arrestlokal oder einem Hospital überführt werden sollen. Das Gehalt der weiblichen Polizeibeamten Kopenhagens wird sich zunächst auf 1300 Kr. (1450 ℳ) jährlich als Anfangsgehalt stellen.

* **Frauen im Gefängniswesen.** Während Deutschland erst einen vereinzelten Versuch gemacht hat, einer Frau die selbständige Leitung des Zentral-Frauengefängnisses in Wronke zu übertragen, hat man in New York sogar an die Spitze des gesamten Gefängniswesens der Stadt eine Frau gestellt. Frau Dr. Katharine Bement, die bereits seit 14 Jahren im Gefängniswesen gearbeitet hat, unterstehen zwei Gefängnisse, die große Zahl der Arbeitshäuser und die Besserungsanstalten für Männer, Anstalten, die über 5000 männliche Gefangene und 700 Frauen beherbergen, abgesehen von den 600 Angestellten, deren Kontrolle fast so schwierig ist, wie die der Sträflinge.

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Kirchliches Wahlrecht für die Frauen.** Die Breslauer Kreissynode ist mit großer Mehrheit für Verleihung des kirchlichen Wahlrechts an selbständige Frauen eingetreten. Auch Oberpräsidialrat Dr. Schimmelpfennig unterstützte warm den Antrag, den nur die Überorthodoxen bekämpften.

* **Frauen in städtischen Kommissionen.** In Oldenburg sind auf Grund des Gesetzes vom 6. Januar d. J., das den Frauen das passive Wahlrecht für die ständigen Kommissionen der Gemeindeverwaltung verleiht, vier Frauen in die Armenkommission gewählt worden.

* **Die Frauen in der Waisendeputation von Berlin.** Nachdem die Berliner Stadtverordnetenversammlung seinerzeit einstimmig beschlossen hatte, daß die städtische Waisendeputation ebenso wie die Armendirektion durch drei stimm-

Digitized by Google

berechtigte weibliche Mitglieder verstärkt werden solle, hat der Magistrat kurz und bündig erklärt, er könne sich dem Beschluß der Stadtverordneten nicht anschließen; er wolle nur zwei Frauen in die Waisendeputation lassen und ihnen nicht das Stimmrecht geben. Der Stadtverordnete Ullstein gab dem Bedauern über diese ablehnende Haltung des Magistrats gegenüber dem einmütigen Beschluß der Schwesterbehörde Ausdruck. Er sprach dabei die Hoffnung aus, daß trotz dieser befremdlichen Magistratsentscheidung die Frauen sich im Interesse der guten Sache nicht von der Beteiligung an der städtischen Waisenpflege abhalten lassen würden, zumal die Entwicklung schließlich doch trotz aller juristischen Beklemmungen des Magistrats dahin führen werde, daß die weiblichen Mitglieder der Waisendeputation volles Stimmrecht erhalten. Der sozialdemokratische Stadtverordnete Dr. Rosenfeld teilte das Bedauern des Vorredners und wies auf den früheren Vorgang hin, wo der Magistrat gleichfalls im Gegensatz zu dem Willen der Stadtverordneten die Zahl der weiblichen Mitglieder der Armendirektion auf zwei beschränkt hat. Stadtrat Löhning begründete den Standpunkt des Magistrats mit den schon früher geltend gemachten rechtlichen Bedenken, die nach seiner Meinung der Zulassung von stimmberechtigten weiblichen Mitgliedern der Waisendeputation entgegenstehen. Demgegenüber bedauerten die Stadtverordneten Rosenow und Cassel, daß der Magistrat nicht wenigstens den Versuch gemacht habe, diese Klippen zu umschiffen, was sehr wohl möglich gewesen wäre. Jedenfalls müssen sich einstweilen also die Frauen mit der Überzeugung trösten, daß alle Gruppen der Stadtverordnetenversammlung den Willen haben, ihnen wie in der Armendirektion so auch in der Waisendeputation das unbeschränkte Mitgliedsrecht zu verschaffen.

* **Das Frauenstimmrecht im englischen Oberhause.** Am 5. Mai kam im Oberhause eine Bill zur Verhandlung, die das politische Stimmrecht für diejenigen Frauen forderte, die schon das munizipale besitzen. Daß von den Mitgliedern des Oberhauses, nachdem durch die Suffragettes die Stimmung für die Sache gründlich verdorben ist, doch 60 für das Frauenstimmrecht eintreten (gegen 104 Gegner) ist bemerkenswert, um so mehr als manche der gegnerischen Stimmen nicht dem Frauenstimmrecht gelten, sondern der parteipolitischen Situation oder der Form, in der die Vorlage das Stimmrecht vertritt. Die Diskussion war — mit der einzigen Ausnahme des Marquis von Crewe, der die übliche Heiterkeitsrede hielt — durchweg sachlich und sehr interessant. Besonders bemerkenswert war die Rede des konservativen Earl of Lytton. Er hielt dem Hause vor, daß alle weiblichen Körperschaften jeglicher Art das Wahlrecht für Frauen verlangen, und daß sich 179 städtische Vertretungen, 50 Gewerberäte, 35 Gewerkvereine und die Arbeiterpartei in all ihren Vertretungen dieser Forderung angeschlossen hätten. Es beständen, führte er weiter aus, 53 Stimmrechtsgesellschaften, und darunter zähle die National Union 480 angeschlossene Vereine und 53 000 Mitglieder und verfüge über ein Einkommen von 45 000 £, von dem allein 8000 £ während des letzten Pilgerzuges gesammelt worden seien. Die streitbare Richtung besitze 15 000 Anhängerinnen und ein Einkommen von 36 000 £ und habe in einem Jahre 5000 Versammlungen veranstaltet.

Ein anderer temperamentvoller Verfechter des Frauenstimmrechts war der junge konservative Lord Willoughby de Broke, der darauf hinwies, daß das Reich nicht aus Parlamentsakten, sondern aus lebendigen Männern und Frauen bestehe, und daß das Wesen der parlamentarischen Tätigkeit die Sozialreform sein müsse. Allgemein bedauerten auch die Freunde der Sache das Vorgehen der Suffragettes, ohne sich dadurch in ihrer Stellung zu der Frage selbst beirren zu lassen. Jedenfalls bedeutet die Debatte trotz des negativen Ausgangs ein dem Frauenstimmrecht günstiges Symptom der Meinungen in führenden Kreisen. Man braucht sich nur vorzustellen, was es bedeuten würde, wenn im preußischen Herrenhause über ein Drittel der Mitglieder für das Stimmrecht votierten.

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein

hat dem Preußischen Abgeordnetenhaus nachstehende Petition eingereicht:

An das Hohe Haus der Abgeordneten
Berlin.

Der unterzeichnete Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein bittet das Preußische Abgeordnetenhaus dringend, bei der Besprechung des Kultusetats, Tit. Höhere Mädchenschulen, dafür eintreten zu wollen,

1. daß die Studienberechtigung der Oberlyzeen nur für eine Übergangszeit aufrechterhalten werde;
2. daß auf alle Fälle das geforderte Nachexamen auch für das Studium in der philosophischen Fakultät eingeführt werde.

Begründung.

Daß das Oberlyzeum, das keinen Unterricht in den alten Sprachen hat und in Mathematik und Naturwissenschaften kaum das Pensum des humanistischen Gymnasiums erreicht, weder für die sprachlich-historischen, noch für die mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächer die Ausrüstung gibt, die durch die verschiedenen Typen der höheren Lehranstalten für Knaben und die Studienanstalten erworben werden kann, ergibt ein bloßer Vergleich der Lehrpläne. Ein überwältigend einmütiges Urteil der preußischen Universitätslehrer hat diese Tatsache bestätigt, und die philosophische Fakultät in Göttingen hat in einem kürzlich erschienenen eingehenden Gutachten die Unzulänglichkeit des Oberlyzeums als Vorbildungsanstalt für die Universität im einzelnen dargelegt. Will man das Niveau des Frauenstudiums nicht in bedenklichster Weise herabdrücken und den Universitäten ein durchgängig ungenügend vorgebildetes Schülerinnenmaterial zumuten, so könnte es sich höchstens um die Frage handeln, ob man einzelnen besonders befähigten Schülerinnen des Oberlyzeums ausnahmsweise die Möglichkeit geben soll, zum Universitätsstudium zu gelangen. Die beiden Ministerialerlasse vom 3. April 1909 und vom 11. Oktober 1913 machen aber tatsächlich das Oberlyzeum zur normalen Vorbildung der preußischen Studentinnen.

Denn

a) schon heute übertrifft die Zahl der auf den Oberlyzeen vorgebildeten Studentinnen die der ordnungsmäßig auf der Studienanstalt vorgebildeten.

b) Die Erlasse wirken dahin, daß die Städte statt der Studienanstalten Oberlyzeen einrichten, weil sie meinen, den Zwecken des Universitätsstudiums mit dem Oberlyzeum ebensogut zu dienen und dabei die Ausgabe für 1 oder 2 Klassen sparen zu können.

Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß als Folge des Erlasses das Oberlyzeum die Studienanstalt noch mehr überflügeln wird, als es schon heute (bei 43 Studienanstalten neben 121 Oberlyzeen) der Fall ist.

Die Folgen der Erlasse sind also zwiefach bedenklich für das Frauenstudium. Es beziehen nicht nur jetzt eine große Anzahl von Studentinnen die Universität, die den Anforderungen an ihre Vorkenntnisse nicht gewachsen sind, sondern es wird sich, auf die Erlasse gestützt, fortan die ungeeignete Form der Universitätsvorbildung auf Kosten der geeigneten durchsetzen.

Die Studienberechtigung des Oberlyzeums wird abgelehnt von den Universitätslehrern und von den Frauen selbst — d. h. von all denen, die von den Folgen der Ministerialerlasse betroffen werden. Sie wird gewünscht von Leitern und Lehrkräften der Oberlyzeen im (an sich durchaus begreiflichen) Interesse ihrer Anstalten. Schon diese Tatsache sollte die Volksvertretung veranlassen, ihrerseits die Wirkungen der Ministerialerlasse zu prüfen und die Stellung zu ihnen einzunehmen, die den Interessen des preußischen Hochschulwesens entspricht.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.
J. A. Helene Lange, Vorsitzende.

Der Vorstand der Sektion für höhere und mittlere Schulen.
J. A. Mathilde Drees, Vorsitzende.

—◆—

Die Petition, die gleichfalls dem Preußischen Herrenhause zuging, ist am Abgeordnetenhaus ebenso spurlos vorübergegangen, wie die von über 300 Professoren unterzeichnete Petition des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium.

———

Digitized by Google

Landesverein Preußischer Volksschullehrerinnen.

Die zehnte ordentliche Versammlung des Landesvereins Preußischer Volksschullehrerinnen wird in den Pfingstferien dieses Jahres vom 31. Mai bis 3. Juni in Königsberg i. Pr. tagen. Die Verhandlungen finden in der Stadthalle statt. In den Hauptversammlungen stehen zur Beratung: „Die Wohnungsfrage und die Volksschule": a) „Wohnungselend", Referentin Hedwig Jastrow, b) „Wohnungsreform", Referentin Margarete Telschow, beide Berlin, und „Nach welchen Grundsätzen soll sich die Zusammenarbeit von Rektoren und Lehrern an der Volksschule vollziehen?" Referentin Olga Kuntz, Halle, Korreferentin Manon Coulon, Düsseldorf. Auch wird eine Ausstellung für Arbeitsunterricht mit der Versammlung verbunden sein. Gleichzeitig findet die fünfte Hauptversammlung des Deutschen Vereins abstinenter Lehrerinnen in Königsberg statt. Ort: Stadthalle.

Ein Instruktionskursus für die Pflege der weiblichen Jugend

verbunden mit der Jahreskonferenz des Evangelischen Verbandes zur Pflege der weiblichen Jugend Deutschlands, wird vom 2. bis 8. Juni in Berlin stattfinden. Referenten sind Pastor Lic. Füllkrug-Bentschen: „Entwicklung und Aufgaben der Pflege der weiblichen Jugend", Frau Frida Ufer-Barmen: „Bibelkunde", Pastor Hasse-Essen: „Enge und Weite in der Jugendpflegearbeit", Hofprediger Dr. Vogel-Potsdam: „Temperament und Erziehung", Fräulein Dr. von Rundstedt-Badingen: „Die gesundheitliche Förderung der Mitglieder unserer Vereine". Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an das Bureau des Evangelischen Verbandes zur Pflege der weiblichen Jugend Deutschlands, Berlin-Dahlem, Friedbergstr. 25/27, Post Groß-Lichterfelde-West, das auf Wunsch auch jede gewünschte Anzahl von Programmen gern zur Verfügung stellt.

Kursus in der Kinderfürsorge.

Der diesjährige 9. Fortbildungskursus der Centrale für private Fürsorge findet in Frankfurt a. M. vom 3. bis 13. Juni statt. Als Verhandlungsthema ist ausersehen: „Milieu und Anlage in ihrer Bedeutung für die Ursachen der Verwahrlosung und deren Bekämpfung." Dem Praktiker der Jugendfürsorge soll darin eine Gesamtübersicht über den derzeitigen Stand der wissenschaftlichen Meinungen und praktischen Bestrebungen gegeben werden, soweit diese für die Beurteilung der Ursachen der Verwahrlosung und für die Wahl der Erziehungsmittel von Wichtigkeit sind. Nach einer Erörterung der Milieu- und Vererbungstheorien werden die einzelnen schädigenden Einflüsse in ihrer tatsächlichen Gestaltung untersucht. Die Gefährdung der Kindererziehung durch die Umgebung (schlechte Wohnungsverhältnisse, Alkoholismus, Geisteskrankheit, Prostitution und Armut) auf der einen Seite, die Erziehungsschwierigkeiten als Folge abnormer Veranlagung auf der anderen Seite bilden die wichtigsten Beratungsgegenstände. Wie bei früheren Kursen werden die Vorträge durch Besichtigungen von einschlägigen Anstalten ergänzt. Anfragen und Anmeldungen zur Teilnahme sind an die Centrale für private Fürsorge, Frankfurt a. M., Stiftstraße 30, zu richten.

Frauenwoche Leipzig 1914

im Anschluß an die Sondergruppe: **Die Frau im Buchgewerbe und in der Graphik e. V.** auf dem Gelände der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik Leipzig 1914.

Kleiner Kongreß-Saal, Eingang A.

Dienstag, den 23. Juni, 5 Uhr:

Clara Viebig: Vorlesung aus eigenen Werken. — Fürstin Mechtild Lichnowsky: Vorlesung aus eigenen, unveröffentlichten Werken.

Mittwoch, den 24. Juni, 10 Uhr:

Führung durch die Maschinenfabrik Karl Krause, Zweinaundorfer Straße 59, mit Vortrag.

5 Uhr:

Sabine Lepsius: Vortrag. — Tilla Durieux-Cassirer: „Die Frau in der Bühnenkunst".

Donnerstag, den 25. Juni, 10 Uhr:

Führung durch die Hochschule für Frauen, Königstr. 18/20.

5 Uhr:

Professor Dr. med. Rahel Hirsch: „Die Wirkungen des Sportes auf den weiblichen Körper." — Professor Dr. med. Lydia Rabinowitsch-Kempner: „Die Aufgaben der Frau bei der Tuberkulosebekämpfung."

Freitag, den 26. Juni, 10 Uhr:

Führung durch das „Haus der Frau" auf der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. Versammlungsort: Teeraum im „Hause der Frau".

5 Uhr:

Dr. Elisabeth Lüders: „Die Aufgaben der Wohnungspflege und die Mitarbeit der Frau." — Hedwig Heyl: „Das ehrenamtliche gemeinnützige Wirken der Frau."

Sonnabend, den 27. Juni, 10 Uhr und 4 Uhr:

Führungen durch die Internationale Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik. Versammlungsort: Verwaltungsgebäude Eingang B.

Täglich 4 bis 5 Uhr:

Teestunde im Teeraum des „Hauses der Frau".

Eintrittskarten (für Herren und Damen) bei August Polich, Petersstraße; Linckesche Leihbibliothek und Buchhandlung, Burgstr. 1 bis 5; Frau Edith Mendelssohn-Bartholdy, Elsterstraße 40, und von 4 Uhr nachmittags ab an der Kasse des Kleinen Kongreß-Saales. Tageskarten für einen Nachmittag 3 ℳ; Dauerkarten (unübertragbar) für vier Nachmittage 10 ℳ.

Digitized by Google

Bücherschau

„Das Weltbild der Gegenwart." 5. Band: **„Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart".** Von Gertrud Bäumer. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1914. (Preis geb. 6,50 *M.*) „Ein Buch der Tatsachen" nennt die Verfasserin selbst diesen Band der von der Deutschen Verlagsanstalt herausgegebenen Enzyklopädie. Er soll zunächst „objektiv und gedrängt Zustände schildern, den gegenwärtigen Anteil der Frau an der Leistung der Familie, der Produktion, der gesellschaftlichen und staatlichen Verbände beschreiben". Dieser Aufgabe dient der erste Teil. Mit einer Sachkenntnis, die nur langjährige Arbeit auf diesem Gebiete gewähren kann, werden hier alle Tatsachen wirtschaftlicher, sozialer, politischer Art, die zum Verständnis der Lage der Frau im Volksleben der Gegenwart dienen können, in klarer, knapper Darstellung gegeben. Dabei ist zum ersten Male versucht, auch den veränderten Charakter der Hausfrauenleistung in diesem Zusammenhang zu erfassen. In drei wirtschaftlichen Lagen — der proletarischen, der mittelbürgerlichen und der höchsten Gesellschaftsschicht werden die wesentlichen Züge der verwandelten Kulturaufgabe der Hausfrau geschildert. Unentbehrlich für die Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Frauenfrage ist die auf der letzten Berufszählung beruhende, eingehende Darstellung der weiblichen Erwerbstätigkeit, doppelt wertvoll, weil keines der bisher vorhandenen Werke auf dieser letzten Zählung fußt. Ein besonders interessantes Kapitel ist auch die auf neuem Material beruhende Vergleichung der weiblichen Erwerbstätigkeit in den verschiedenen Ländern und ihrer Entwicklungstendenz. In internationalem Rahmen ist auch das Frauenstimmrecht in Berufsvertretung, Gemeinde und Staat behandelt.

Ein zweiter Teil des Buches schildert unter der Aufschrift „die neuen Anschauungen" die Ideenbildung in der Frauenbewegung selbst und die Stellungnahme von Gesellschaftstheorien und politischen Parteien zu dem Problem — gewissermaßen das Spiegelbild der Zustände in der Seele der Zeitgenossen, die Umwandlung von Tatsachen in Gedanken, Ideale, Willensantriebe. So gibt das Buch ein klares, lebendiges, in aller Knappheit vollständiges Bild von Frauenfrage und Frauenbewegung — ein Bild, das durch seine Objektivität vor allem auch der Aufklärung der Gegner dienen kann (sofern sie solcher Aufklärung zugänglich sind), und das allen, die in der Frauenbewegung arbeiten, als sicherer und zuverlässiger Führer in allen Einzelfragen warm empfohlen werden kann.

„Geschichte der Krankenpflege" von Urzeiten bis jetzt mit besonderer Berücksichtigung der letzten dreißig Jahre. Band III, herausgegeben und teilweise geschrieben von Lavinia L Dock, R. N., übersetzt von Schwester Agnes Karll. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin. (Preis geb. 10 *M.*) Mit dem III. Bande des von uns bereits früher besprochenen Werkes beginnt die Geschichte der allerneuesten Gegenwart. Um möglichst objektives und zuverlässiges Material zu beschaffen, hat die Verfasserin sich mit den maßgebendsten Persönlichkeiten des Berufs in jedem Lande in Fühlung gesetzt und und gewöhnlich einen ganzen Kreis derselben zur direkten Mitarbeit gewonnen, so daß sie das Ergebnis von deren Arbeit nur noch formte und übersetzte. Der III. Band greift die für den Beruf wichtigsten Länder zunächst heraus: Die Vereinigten Staaten und Großbritannien. Der Kampf um eine gründliche Berufsausbildung von seiten der Frau gegen das Utilitätsprinzip des Mannes ist der Grundton, die Forderung der Frau, sich vollwertig einsetzen zu dürfen für die Hebung der sozialen Not ihres Volkes, das Leitmotiv. Es folgen dann die nordischen Länder in ihrer schlichten Eigenart, dann Frankreich als Höhepunkt des Bandes. Die tragische Vertreibung der Ordensschwestern nach vielhundertjähriger Arbeit aus den Pariser Hospitälern; die rührenden Bemühungen, durch theoretische Kurse aus ganz ungebildetem, stark mit Analphabeten durchsetztem Menschenmaterial ein erträgliches Pflegepersonal für die zirka 30 000 Kranken und Siechenbetten der Weltstadt zu machen; im Süden des Landes die mutige junge Medizinerin, die als Doktordissertation „die Krankenpflege" wählt und in dieser energisch den Weg zum Florence Nightingale-System weist; Der Arzt-Bürgermeister, der bereitwillig den von ihr gegebenen Anregungen folgt; die neueste Phase der Pariser Bestrebungen haben nicht nur für Leute vom Fach Interesse, sondern bedeuten ein lebendiges Stück Menschheitsgeschichte. Über Deutschland ist nur das gebracht, was als absolutes Novum hervortritt, die Gestaltung einer selbständigen Fachorganisation durch die „freien" Schwestern, deren Daseinsberechtigung auch hier nicht mehr gut bestritten werden kann, seit die Statistik ergab, daß die alten Institutionen nur noch die größere Hälfte

Digitized by Google

der Krankenpflege zu leisten imstande sind. Die Übersetzung des IV. und letzten Bandes wird im nächsten Jahre erscheinen.

„Das Buch der Mütter." Ein Wegweiser zur Erziehung, Bildung und Unterhaltung unserer Kleinen. Mit einer kurzen Gesundheitslehre von Kreisschularzt Dr. Naumann und Buchschmuck von Kunstmaler Fr. Felger; herausgegeben von den Brüdern August, Gustav und Wilhelm Schlipköter. Mit zahlreichen Textzeichnungen und Figuren. Verlag der Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg 26. (Geschenkausgabe, eleg. geb. (groß Oktav), 4,50 *M*, Volksausgabe, einfach geb. 2,80 *M*.) Das Buch gibt in seinen drei Teilen: Wie erziehe ich mein Kind? Wie erhalte ich mein Kind gesund? Wie bilde, unterhalte und beschäftige ich meine Kleinen? und dem Anhang: Was schenke ich meinen Kindern? viele wertvolle Anregungen und Unterweisungen.

„Regina Himmelschütz". Eine Geschichte aus den bayerischen Bergen. Von Helene Raff. Mit Bildern von Arpad Schmidhammer. (Jungmädchenbücher Band 4.) Verlag von Jos. Scholz in Mainz. (Preis in Leinen gebunden 3,50 *M*.) Dieser neue Band der „Jungmädchenbücher" bietet eine gute, spannende und doch ganz lebenswahre Erzählung mit dem Hintergrund der großen Kriege. Sie würde genau so gut für Knaben passen, wenn eben nicht ihr Held weiblichen Geschlechts wäre, von dem sich ja in diesem Alter „stolz der Knabe" wendet. Die Schilderung dieses tüchtigen, arbeitsreichen Lebens, die nicht mit dem glücklich erreichten Ehehafen abschließt, sondern das Bauernkind aus der engen Heimat durch seine ganze Entwicklung hindurch begleitet bis wieder in die Heimat zurück, ist gesund und natürlich. Schade nur die kleine Konzession am Schluß: das Prinzlein als deus ex machina, das eigentlich die wahre und echte Lehre des Buchs, daß Arbeit und Tüchtigkeit hochbringen, verdirbt. Die nächste Auflage des Buchs sollte diese ganz unberechtigte und störende kleine Episode fortlassen.

„Von Engeln und Teufelchen." Märchen von Thea von Harbou. Mit 10 Vollbildern in Vierfarbendruck und zahlreichen Textillustrationen nach Zeichnungen von Werner Hahmann. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. (In künstlerischem Einband 6,80 *M*.) Eine bunte Welt, in der die gütige, allgeliebte Mutter Maria der Legende, die sich der Engelchen und verirrten Teufelchen, wie der frierenden Menschenkinder annimmt, den Mittelpunkt bildet. Für ängstliche Gemüter darf nicht verschwiegen werden, daß der Umgangston im Reiche Junker Satans ein sehr ungeschminkter ist; einzelne Kapitel — wie etwa Junker Satan auf der Brautschau — wären vielleicht besser fortgeblieben. Aber es ist schwer, den Standpunkt des pedantischen Pädagogen dieser munteren Märchenwelt gegenüber einzunehmen.

„Fräulein Kapitän." Seeroman von Sophus Bonde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Preis 3 *M*, geb. 4 *M*.) Der Verfasser von „Schimannsgarn" hat hier einen an Ereignissen überreichen Seeroman geschrieben, der literarisch und psychologisch recht harmlos erscheint, aber von Liebhabern bunter Abenteuer und handgreiflicher Moral gern gelesen werden mag.

„Zerneckes Leitfaden für Aquarien- und Terrarienfreunde." Vierte, gänzlich neu bearbeitete Auflage von C. Heller und P. Ulmer. Mit 200 Abbildungen im Text. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. 1913. (In Originalleinenband 7 *M*.) Das schon in den früheren Auflagen weitverbreitete Buch ist durch die beiden bekannten Fachleute, die die neue Auflage besorgten, in jeder Beziehung auf den Stand der Gegenwart gebracht worden. Die Teile, die sich mit dem technischen Betrieb beschäftigen, sind ganz umgearbeitet, die neuere Literatur ist durchweg berücksichtigt und die Nomenklatur dem Stande der Wissenschaft angepaßt. Eine Reihe neuer Abbildungen, besonders unretuschierter Naturaufnahmen, ist hinzugekommen, so daß das Buch seinem Zweck wieder in hervorragendem Maße dienen kann.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Brennecke, Dr. Geh. Sanitätsrat. Quousque tandem. Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten. Marburg a. L. Verlag der christlichen Welt. Pr. 50 ₰.

Der deutschen Hausfrau Soll und Haben. Wirtschaftsbuch für alle Tage des Jahres. Leipzig. Max Hesse Verlag.

Führer durch die Ostseebäder 1914 für 50 Pf., franko 70 Pf. Herausgegeben vom Verband Deutscher Ostseebäder zu Berlin, Unter den Linden 76 a. Der Führer ist auch in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes für 50 Pf. erhältlich. (Verlag M. Bauchwitz, Stettin).

Gebhardt, Florentine. Wenn es herbsten will. Neue Gedichte. Buch-

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,

die zum Studium des Französischen nach Paris gehen.

8 Rue Villejust 8.

Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.

Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.

Examen: Ostern. Anfang: Juli.

Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.

Antonie Pflücker, Officier d'Académie.

Digitized by Google

schmuck von Margarete Gebhardt. 1. Aufl. Verlag: R. Zacharias, Magdeburg-N.

Görlich-Hinderfin (Martin Maria Horst). Johanna Stegen anno 1813. Ein deutscher Heidesang. Druck und Verlag von Richard Gahl. Berlin N.

Gnade, Elisabeth. Winter. Gedichte. R. Zacharias, Verlagsbuchhandlung. Magdeburg-N. Geh. 1,80 *M*.

Günther, Agnes. Von der Hexe, die eine Heilige war. Marburg an der Lahn. Verlag der christlichen Welt. Pr. geh. 0,80 *M*, geb. 1,50 *M*.

Heimann, Eduard. Das Sexualproblem der Jugend. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1913. Pr. 0,80 *M*.

Hein, Gustav. Werner Stauf der Monist. Eine Geschichte aus dem Diesseits und Jenseits. Halle (Saale). Richard Mühlmanns Verlagsbuchhandlung (Max Große). 1914. Pr. brosch. 3 *M*, geb. 4 *M*.

Hölzke, Hermann. Die deutsche Literatur von den Anfängen der Moderne bis zur Gegenwart. Dritte völlig umgearbeitete und stark erweiterte Auflage von „Zwanzig Jahre deutscher Literatur". Verlag Theodor Gerstenberg, Leipzig. Geh. 4 *M*, geb. 5 *M*.

Mannström, Oscar. Bilder und Blätter aus der Geschichte der schwedischen Nüchternheitsbewegung. Berlin. Mäßigkeitsverlag. 1913.

Martens, Kurt. Pia. Der Roman ihrer zwei Welten. Egon Fleischel & Co. Berlin. Pr. 5 *M*.

Mecke, Johanna. Leitfaden der Berufskunde. C. C. Buchners Verlag. Bamberg. Pr. geb. 3 *M*.

Nolpa, Hans. Der Flachschnitt in Holz und Linoleum nebst dem modellierten Flachschnitt. Anleitung für Anfänger mit vielen bildlichen Beispielen und detaillierten Vorlagen für allerlei Arbeiten. Ravensburg. Verlag von Otto Maier. Pr. 1,20 *M*.

Oberwarth, Lillie. Mutterbriefe. Leitfaden zur Pflege und Ernährung des Säuglings. 2. Aufl. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 1913. Pr. 1,20 *M*.

Oppermann, W. Kirchengeschichtliche Quellensammlung für den Schulgebrauch. Verlag von Quelle & Meyer. Leipzig. Pr. 0,50 *M*.

Puls, Prof. Dr. Alfred, Direktor des Kgl. Gymnasiums zu Husum. Macbeth und die Lady bei Shakespeare und Schiller. Eine kritisch-ästhetische Untersuchung. Gotha 1913. Verlag E. F. Thienemann. Pr. 0,80 *M*.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,

Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Oberamtmannsfamilie in der Provinz Sachsen eine evangelische für höhere Schulen geprüfte Lehrerin für einen Knaben von 7½ Jahren (Ostern 1915 kommt noch ein 5½jähriges Mädchen hinzu). Lateinkenntnisse, sowie Musik Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Sofort sucht Familie in der Provinz Sachsen für ein Mädchen von 9 Jahren eine evangelische für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Einem 17jährigen Jungen sind Nachhilfestunden zu erteilen. Musik ist sehr erwünscht. Gehalt 900 *M* und freie Station.

3. Sofort sucht Direktorsfamilie in Westfalen für ein Mädchen 16, einen Knaben 12 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Musik- und Mathematikkenntnisse Bedingung. Gehalt 840 *M* und freie Station.

Gymnasialkurse für Frauen.

(Gegründet von Helene Lange 1893.)

Vorbereitung a. d. Reifeprüfung in 4 ansteigend. Jahresklassen.

Aufnahmebed.: 9 J. höh. Mädchensch. Beginn Michaelis.

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.

Beginn **Ostern.**

Für Auswärtige wird gute Pension nachgewiesen.

Prospekte. — Sprechzeit Dienstags und Freitags 5—6.

Berlin W., Keithstrasse 11 **M. Strinz,** Direktorin.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe

Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen

von **Frau Elise Brewitz.**

BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.

A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule.

Handelslehrerinnen-Seminar.

Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Frauenbildungs-Verein Frankfurt a. Main.

Mitglied des Deutschen Fröbel-Verbandes, Unterweg 4.

Im Kindergärtnerinnen-Seminar werden Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen (Hortnerinnen) mit staatlicher Abschlußprüfung ausgebildet. Diese Ausbildung ist ihrer Vielseitigkeit wegen die günstigste Vorbildung für die verschiedenen sozialen Arbeitsgebiete. Beginn: April und Oktober. Dauer der Kurse 1½ resp. 2½ Jahre. Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung bietet die Haushaltungsschule des F.-B.-V., ebenfalls Unterweg 4. Pension im Hause. (75 M. monatlich.).

E. Schwarz, Leiterin des Seminars. **M. Siebert,** Leiterin der Haushaltungsschule.

Der Vorstand.

Braunfels a. d. Lahn

zwischen Taunus und Westerwald

Familien-Pension

von

Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Digitized by Google

4. Zum 1. August sucht adlige Familie in Pommern für zwei Mädchen von 12 und 13 Jahren eine evangelische für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musik Bedingung. Gehalt bei freier Station 800 ℳ.

5. Zum 1. August sucht adlige Familie in Pommern für drei Mädchen von 11, 10 und 6 Jahren eine evangelische für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Erfahrung und Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Zum 1. evtl. 15. August sucht adlige Familie in Pommern für drei Mädchen im Alter von 11, 10 und 8 Jahren eine evangelische für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit guten Musikkenntnissen. (Französin ist im Hause). Gehalt nach Übereinkunft.

7. Zum 1. evtl. 15. August sucht Domänenpächterfamilie in der Provinz Posen für ein Mädchen von 14 Jahren eine evangelische für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

8. Zum 1. September sucht Generalkonsulsfamilie in Südrußland für drei Mädchen von 14, 11 und 9 Jahren eine geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Gute Sprachkenntnisse, Musik und Mathematik Bedingung. Gehalt 1800 ℳ und freie Station.

9. Zum 1. Oktober sucht Rittergutsbesitzersfamilie in Ostpreußen für drei Mädchen 13, 10 und 6 Jahre alt, eine evangelische für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Musik- sowie Mathematikkenntnisse Bedingung. Gehalt 900 ℳ bei freier Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2416. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt bei

von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart über das Buch „Die Frau in Volkswirtschaft u. Staatsleben der Gegenwart" von Gertrud Bäumer

Wir bitten, die Beilage besonders zu beachten.

Gemeindepflegerin gesucht, die in Säuglingsfürsorge und Krankenpflege ausgebildet ist. Gehalt 1400 M., steigend 3jährig um je 100 M. bis 1900 M. und 150 M. Mietszuschuß.

Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnissen sind baldigst zu richten an den Magistrat Posen.

Ältere Dame sucht geb. D. zur Teilung besserer Wohnung; April 15; ev. früher. (Gegens. Unabhängigk.). Berlin W.

Evang. Fröbelseminar, Cassel.

I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar f. Ausbildung von Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**

Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer**, Generalsuperintendent.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge, geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place. Bryanston Square, London W.**

W. Moeser Buchdruckerei — Sep.-Konto „Die Frau"
BERLIN S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35

Von nachstehenden Artikeln unserer Zeitschrift „Die Frau" haben wir Separatdrucke herstellen lassen:

Helene Lange:
Die Verbreiterung des vierten Weges 20 Pfg.
Der Weg zum Frauenstimmrecht 20 Pfg.

Dieselben sind durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung obiger Preise zuzüglich 5 Pfg. Porto direkt vom Verleger zu beziehen.

In unserem Verlage ist erschienen:

Beiträge zur Ästhetik und Kunstgeschichte

von Edith Landmann-Kalischer, Gertrud Kühl-Claassen, Gertrud Kantorowicz

Preis elegant gebunden 12,— M.
Mit ca. 54 Abbildungen.

INHALT:

Kunstschönheit als ästhetischer Elementargegenstand.
Von Edith Landmann-Kalischer.

Landschaft und Raumgefühl in der Malerei des Trecento. Giotto und Duccio.
Von Gertrud Kühl-Claassen.

Über den Märchenstil der Malerei und die Sienesische Kunst des Quattrocento.
Von Gertrud Kantorowicz.

Berlin S. 14, Stallschreiberstr. 34. 35. **Verlag von W. MOESER BUCHHANDLUNG** Hofbuchh. Sr. Maj. d. Kaisers u. Königs.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 20/21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

1. Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen): für Familien und Anstalten.
2. Jugendleiterinnen für Horte, Kinderheime etc.
   Beide Kurse schliessen mit staatl. Prüfungen ab.
3. Handfertigkeits-Lehrerinnen (staatl. anerkannt u. unter staatl. Aufsicht).
4. Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eigenen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.
5. Kinderpflegerinnen.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Vorklassen für schwachbefähigte Kinder,
1 Elementarklasse (20 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderlesestube,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterinnen Fräulein **Johanna Sicker** und Fräulein **Lili Droescher.** — **Sprechstunden:** Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge** u. s. w. Leiterin: **Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: Dienstag und Freitag von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Lesehalle BERLIN

Die Frau

Herausgeberin: Helene Lange.

Verlag: W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 10 Juli 1914

Die Suffragettes in deutscher und englischer Beleuchtung.

Von

Helene Lange.

Das englische Unterhaus hat am 11. Juni eine große Debatte über die Regierungsmaßnahmen gegen die Suffragettes gehabt, die wir am Schluß dieses Heftes in voller Ausführlichkeit wiedergeben. Die Beratung über den Etat des Ministeriums des Innern nahmen einige Parlamentsmitglieder zum Anlaß, um ihrer Unzufriedenheit darüber Ausdruck zu geben, daß die Regierung mit der militanten Bewegung nicht fertig wird. Diese Kritik entspricht einer augenblicklich sehr verbreiteten Volksstimmung, die sogar von großen Frauenorganisationen geteilt wird. Der Nationalbund der Frauenstimmrechtsvereine unter Mrs. Fawcett hat gerade eben wieder einen energischen Protest gegen die kriegerischen Methoden ausgesprochen. Wird doch seine eigene Propaganda auf das empfindlichste dadurch unterbunden, daß es fast nicht mehr möglich ist, öffentliche Versammlungen für das Stimmrecht abzuhalten. Weiter noch ging der große politische Bund der liberalen Frauen, dessen Generalversammlung am 9. Juni in einer scharfen Resolution die Regierung zu entschiedeneren Maßnahmen aufforderte. Die Resolution macht dem Kabinett direkt den Vorwurf der Schwäche, indem sie betont, daß die augenscheinliche behördliche Ohnmacht diesen Gesetzwidrigkeiten gegenüber das Rechtsbewußtsein weiter Bevölkerungskreise verwirren und zersetzen muß. Lady Carlisle als Vorsitzende des Bundes protestierte gegen eine falsche Ritterlichkeit, die ein Gesetz den Frauen gegenüber nicht mit der Schärfe anwendet, die Männer im gleichen Fall zu erdulden haben würden. Den Geist dieser Resolution atmeten auch die Vorwürfe, die im Parlament erhoben wurden. Daß eine allgemeine Erbitterung gegen die Suffragettes herrscht, ist aus vielen Kundgebungen des Publikums zu erkennen. Manches, was man ihnen gegenüber getan hat, grenzt ganz nahe an Lynchjustiz.

Digitized by Google

Diese Sachlage kommt im englischen Parlament zur Diskussion. Es ist eine Meinung über die Gewalttätigkeiten an und für sich. Keiner, der sie nicht verurteilt. Aber eben deshalb ist die Art, wie das Parlament über die Frage verhandelte, so bemerkenswert. Interessant durch die Auffassung sowohl als durch die Form der Äußerung.

Von dem letzten zuerst. Die englische Sprache kennt kein Wort wie „Wahlweiber". Sie kennt — in bezeichnendem Unterschied von der deutschen — überhaupt jenes herabsetzende Synonym für „Frau" nicht, das bei uns Lebemännern und Philistern gleich geläufig ist. Die englischen Männer haben nicht das Bedürfnis empfunden, ihren Gefühlen einen derartigen Ausdruck zu schaffen. Man hat die Suffragettes aufs schärfste verurteilt, ein Redner wie der andere, aber kein einziger hat sie beschimpft.

Und die Auffassung. Sie ist durch zwei Tatsachen bezeichnet. Erstens: man versteht in England, daß der Drang nach politischer Freiheit eine Leidenschaft werden kann und daß auch Frauen einer solchen Leidenschaft fähig sind. Man respektiert den aufrichtigen Willen, die tiefe Überzeugung, die am Ursprung der Bewegung steht, deren Entgleisungen man jetzt bedauert. „Niemand," so sagte Lord Cecil, „der die Geschichte der Bewegung studiert hat, kann zweifeln, daß die Namen von Persönlichkeiten mit ihr verbunden sind, deren Motive man bewundern, ja verehren müßte." Und zweitens: man glaubt auch jetzt noch an den Ernst der Frauen, die an den Gewaltmethoden festhalten. Mc Kenna hat nicht nur seine Überzeugung ausgesprochen, wenn er behauptet, daß die Frauen im Gefängnis sterben werden, wenn man sie sterben läßt. Er führt das Gutachten des Arztes an, der die militanten Gefangenen aus langer Erfahrung kennt und von ihrem entschlossenen Willen zum Märtyrertum überzeugt ist. „Leute, die zweifeln, daß diese Frauen nicht nur den Tod riskieren, sondern auch tatsächlich auf sich nehmen würden für etwas, was ihnen das Höchste auf Erden ist, befinden sich in einem verhängnisvollen Irrtum." .... Und selbst wenn eine Bewegung, die diesen Grad von Leidenschaftlichkeit angenommen hat, auch ungesunde Instinkte, Hysterie und Abenteuerlichkeit aufpeitscht, so weiß man in England doch den Ursprung und Kern von diesen Erscheinungen zu trennen. Man vergißt nicht, daß die Aussicht auf die Versöhnungsbill im Jahre 1911 die Gewalttätigkeiten zum Stillstand brachte — ein Beweis, daß die Frauen sich selbst und ihre Gefolgschaft durchaus in der Gewalt hatten — und daß erst die Durchkreuzung der Versöhnungsbill durch die Reformbill der Regierung die Erbitterung wieder aufflammen ließ. Das Volk, die Politiker, die unmittelbar unter den Ausschreitungen leiden, haben die Gerechtigkeit zuzugestehen, daß der Verlauf der Stimmrechtssache im englischen Parlament an den Ausbrüchen der Enttäuschung mit schuld sei.

Es gibt keinen größeren und für uns beschämenderen Gegensatz als die Rede- und Urteilsweise der englischen Politiker und den Jargon der deutschen Zeitungen in dieser Sache. Ich rede nicht von den Konservativen, von jenen, die grundsätzlich jede demokratische Regung als eine Volksseuche ansehen. Für sie ist der Standpunkt der ganzen Frauenstimmrechtsbewegung gegenüber gegeben. Ich rede von der führenden liberalen Zeitung der deutschen Reichshauptstadt, dem „Berliner Tageblatt", das nie über irgend eine Frauensache so unerschöpflich beredt geworden ist wie über diese — übrigens nicht ohne gleichzeitig der englischen Presse den Rat zu geben, den Suffragettes nicht so viel Beachtung zu schenken.

Digitized by Google

Es ist nicht besonders angenehm, die Bemerkungen zu wiederholen, mit denen in zwei Leitartikeln Herr Theodor Wolff und Herr Emil Ludwig[1]) ihre Ansicht über die Suffragettenfrage meinen würzen zu müssen. Aber ich muß eine Illustrationsprobe geben. „Von den Engländerinnen hat Byron gesagt, die Leidenschaft sitze bei ihnen im Kopf. Im Grunde ist es gleichgültig, aus welchem Körperteil der Zorn der Suffragetten kommt." (T. W.) „Daß die Suffragettes unlogisch sind, ist nur eine Eigenschaft ihres Geschlechts."... „Viel schlimmer ist, daß sie so feige sind!... Während sie Menschen und Werke zerstören... laufen sie nicht die geringste persönliche Gefahr. Im Gegenteil, sie haben viel Genuß! Denn daß dies alles ein sexuelles Problem ist, bleibt niemandem zweifelhaft, der sie mit Augen sah." Unter diesen Militants „ist auch nicht eine, die Leidenschaft bewegt. Diese Dinge sind wenig ästhetisch, aber sie sind".... „Hat man deshalb als Mittel vorgeschlagen, sie alle von Staats wegen zu verheiraten, so ist das sicher mehr als ein Bonmot." (E. L.)

Vielleicht werden nun die Herren vom „Berliner Tageblatt" gegen diese Zitate einwenden, daß ich die Blüten ihres Witzes um ihre diskrete Wirkung bringe, wenn ich sie plump aus dem kunstvollen Zusammenhang ihrer Feuilletons herauslöse. Vielleicht werden sie überhaupt meinen, daß die Frauenbewegung zu spießbürgerlich sei, um den Esprit zu würdigen, mit dem hier ein trockener Stoff zubereitet wird. Aber ich gestehe mit Vergnügen, daß mir die Ästhetik dieser Zubereitung nicht eingeht und daß ich im Gegenteil nirgends eine staunenswertere geistige Genügsamkeit finde als in der Produktion und Konsumtion von Witzen aus dieser Sphäre.

Ich lasse es, wie gesagt, dahingestellt, ob in den Fanatismus der Bewegung Instinkte, wie die mit so erlesenem Geschmack hier angedeuteten, mit hineingeflutet sind. Das ist wahrscheinlich — bei dieser wie bei anderen Volksbewegungen. Über die Rolle, die sie dabei spielen, ist der Arzt, auf dessen Gutachten sich Mc Kenna stützt, anderer Meinung als Herr Ludwig. Wer kompetenter ist, brauche nicht ich zu entscheiden; ebensowenig wie die Frage, ob sechs bis acht Tage Hungerstreik als ein „Genuß" zu bezeichnen ist, und ob man von Menschen, die mit dieser Aussicht Gefängnisstrafen riskieren, noch behaupten kann, daß sie feige seien. Auch darüber ist man in England ganz anderer Ansicht. Was ich aber unterstreichen möchte, ist die Tatsache, daß eine liberale Zeitung keine, schlechtweg keine andere Betrachtungsweise für die Vorgänge in England übrig hat als diese. Bei den Konservativen findet die Frauenbewegung das Herrenbewußtsein und den grundsätzlichen Patriarchalismus; das Privileg, das sich die Freigeistigen vorbehalten, sind die Zynismen. Ja es scheint, daß erst von dieser Seite her und in dieser Aufmachung die Sache des Frauenstimmrechts im „Berliner Tageblatt" salonfähig wird. Denn wann hätte sie je dort die Beachtung gefunden, die ein ernsthafter Liberalismus — ob zustimmend oder ablehnend — einer großen Wahlrechtsbewegung selbstverständlich schuldet!

Herr Ludwig bestreitet nun freilich, daß es sich um eine solche handelt. In der ganzen englischen Frauenstimmrechtsbewegung sei vielleicht eine ganz kleine Schar, die aus Idealismus am Werke sei. Die Mehrheit wolle sich auf diesem Umwege gesellschaftlich einführen oder überhaupt irgendwie betätigen.

---

[1]) Nr. 284: T. W., „Unsere Cousinen." Nr. 289: Emil Ludwig, „Die Schreckensherrschaft."

Digitized by Google

Urteile dieser Art sind beinahe ebenso billig wie die zur Kulturseuche gewordene Herleitung aller seelischen Dinge aus der Sexualsphäre. Man kann ohne irgendwelchen geistigen Aufwand jedermanns Motive verdächtigen und die Menschlichkeiten, die auch einer großen Sache anhaften, für die Hauptsache und für ihr eigentliches Wesen erklären. Jeder Spießbürger freut sich dann, im Bilde zu sein. Aber es ist schwer zu verstehen, was für ein Interesse der Liberalismus daran haben könnte, all seinen Witz aufzubieten, um dem Spießbürger diesen Dienst zu tun. Wer nicht von vornherein entschlossen ist, die Vorgänge in England so anzusehen wie das „Berliner Tageblatt", müßte der einfachen Überlegung zugänglich sein, daß eine Sache, die ein halbes Jahrhundert vergeblich um ihren Erfolg kämpft, nicht gerade das leichteste Mittel ist, sich gesellschaftlich einzuführen. Dazu gibt es in allen Ländern sehr viel leichtere und bequemere Wege als die Beteiligung an einer politisch-demokratischen Bewegung. Wer überhaupt, Freund oder Gegner, die Dynamik dieser Stimmrechtsbewegung — in England oder anderswo — objektiv zu sehen gewillt ist, könnte an den großen Beweisen nicht vorübergehen, die ihre Entstehung, ihr Wachstum, ihre führenden Persönlichkeiten, die Opferwilligkeit ihrer Anhänger, ihr idealistischer Mut einer Welt von Widerständen gegenüber für die seelische Tatsache erbringen, auf der alle Demokratie ruht: daß nämlich das Bürgerrecht dem einzelnen zu einem moralischen Gut zu werden vermag, für dessen Besitz und Behauptung kein Opfer zu groß ist.

Was speziell England angeht, so sehen wir seit John Stuart Mill die Anhänger und Anhängerinnen des Frauenstimmrechts von Hunderten auf Tausende und Millionen steigen. Wir sehen Organisationen auf Organisationen zu ihrer Vertretung aus der Erde schießen — heute beträgt die Zahl der Landesverbände 53 —, wir sehen die englische Kirche für das Frauenstimmrecht Partei nehmen (sämtliche Bischöfe stimmten im Oberhaus dafür), wir sehen seit den achtziger Jahren riesige politische Frauenverbände entstehen, in beiden Parteien, mit Tausenden und aber Tausenden von Mitgliedern, wir sehen Straßenumzüge von einer Riesenhaftigkeit und imposanten Organisation wie nie zuvor, wir sehen die Arbeiterpartei als Partei für das Frauenstimmrecht eintreten und den neutralen Bund der nicht militanten Stimmrechtsvereine unter der Führung einer unionistischen Vorsitzenden, Mrs. Fawcett, sich mit ihr verbünden, wir sehen die Frauen über das Gemeindewahlrecht bis in die Provinzialverwaltungen vorrücken — — alle diese Tatsachen waren und sind einer deutschen liberalen Zeitung gleichgültig. Aber die paar hundert Frauen (man vergleiche die von Mc Kenna gegebenen Zahlen), die seit 1906 ins Gefängnis gekommen sind, und an deren Verhalten sich sexualpathologische Erörterungen knüpfen lassen, die sind interessant. Die geben Veranlassung, sich mit der Sache zu befassen, nach denen wird sie eingeschätzt. Ich habe vom ersten Anfang an die Methoden der Suffragettes verurteilt und tue es noch. Ich halte ihr ganzes Vorgehen für den schwersten Schaden, der unserer Bewegung zugefügt werden konnte. Aber für die Richtigkeit der Spekulation, daß man erst den Sensationsnerv berühren muß, um sich hörbar zu machen, gibt es wahrlich keinen schlagenderen Beweis als die Auswahl, die das „Berliner Tageblatt" unter Berichtenswertem und Gleichgültigem aus der englischen Frauenbewegung getroffen hat.

Emil Ludwig beschwört in seinem Aufsatz den Geist von Mary Wollstonecraft — er nennt sie, vermutlich dank einem Druckfehler seiner in diesen Dingen natürlich

Digitized by Google

nicht versierten Zeitung „Lady Wolston Kraft" — und er meint, „ihre edlen Züge würden sich verzerren, wenn sie sähe, was ihre Enkelinnen heute treiben." Ich weiß nicht, was sie, die feurige Anhängerin der Revolution, zu den Suffragettes sagen würde. Sie, die nach dem Wort ihres Gatten „ein guter Hasser" und zugleich doch eine sehr weibliche Frau war, würde vermutlich die Leidenschaft verstehen, aber ihre Äußerungen mißbilligen. Zu dem Ton aber, den diese beiden Aufsätze gegen die Frauenbewegung als solche anschlagen, würden sich allerdings ihre Züge — nicht verzerren, aber zu einem Lächeln voll Ironie und Resignation verziehen; sie würde daran denken, daß auch ihre ehrenwerten Zeitgenossen sie eine wütende Amazone, ein Mannweib, eine Poissarde, eine Hyäne in Unterröcken nannten, während heute ihre „edlen Züge" selbst Herrn Ludwig davon überzeugen, daß diese Epitheta nur ihre Erfinder charakterisieren.

Mode, Qualität und Sozialpolitik.

Von

Grete Blumenthal.

Nachdruck verboten.

Wenn wir täglich entweder lächelnd oder gleichgültig an all den wandelnden Modetorheiten, an denen wir Frauen ja leider den größten Anteil haben, vorübergehen, kommen uns bestenfalls moralische, vielleicht auch ästhetische Bedenken. Wohl niemand aber macht sich in solchen Augenblicken klar, welch ungeheure Bedeutung der Mode in wirtschaftlicher Beziehung beizumessen ist und wie diese Betrachtung alle anderen geringfügiger erscheinen läßt.

Aufgabe der folgenden Ausführungen soll es daher sein, die Mode als Wirtschaftsphänomen zu betrachten, während von einer kulturhistorischen Darstellung, die sämtliche Entstehungsphänome der Mode zu berücksichtigen hätte, in diesem Rahmen Abstand genommen werden muß.

Bevor ich kurz auf die Entstehung der Mode eingehe, möchte ich einige Definitionen über die Mode selbst anführen. Friedrich Theodor Vischer bezeichnet sie als „einen Allgemeinbegriff zeitweise gültiger Kulturformen". Simmel sieht in ihr „eine unter den vielen Lebensformen, durch die man die Tendenz nach sozialer Egalisierung mit der nach individueller Unterschiedenheit zusammenführt". Brentano sieht in dem „Bedürfnis nach Anerkennung durch andere, sowie in dem Bedürfnis nach Abwechslung ihre eigentlichen Ursachen". Mir scheint, als ob die Definition Simmels die wichtigsten Beweggründe für die Mode angibt; hinzu käme noch der Nachahmungstrieb, der im einzelnen Menschen gewisse Herdeninstinkte auslöst, der die niedriger Gestellten dazu treibt, die Moden der Bessersituierten nachzuahmen, die ihrerseits wieder einen großen Teil ihrer Anregungen aus den Kreisen der eleganten Lebewelt beziehen. Es ist ganz erstaunlich, wie sehr den Frauen unserer Kreise überhaupt das Gefühl dafür abhanden gekommen zu

Digitized by Google

sein scheint, wie entwürdigend dies Gebahren für sie ist. Alles dies geschieht aber unter einem gewissen Zwange, den die Mode ausübt, und der das Individuum selbst jeder eigenen Verantwortung für sein Tun enthebt, „es ist eben Mode". Ihr eigentliches „In-die-Erscheinung-treten" verdankt die Mode jedoch dem Zusammenwirken von Handel und Industrie, ohne deren Hilfe ihre Massenverbreitung nicht denkbar wäre. Der Zeitpunkt, in dem die Mode anfängt, eine Rolle im Wirtschaftsleben zu spielen, fällt für Deutschland in den Beginn der Stadtwirtschaft, demnach auf das 12. und 13. Jahrhundert; doch kann man sie um diese Zeit noch als „Tracht", als bleibende Erscheinung ansprechen. Ein rascher Wechsel ist nach Schmoller erst in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu beobachten. Die der Stadtwirtschaft vorangegangene Periode der geschlossenen Hauswirtschaft, in der Produktion und Konsumtion durch die Herstellung aller Gebrauchsartikel im geschlossenen Rahmen der Familie engstens miteinander verbunden waren, diese Periode verhinderte naturgemäß das Aufkommen der Mode vollständig, da die oben erwähnten Bedürfnisse nicht vorhanden waren. Erst durch die Erweiterung des Wirtschaftsgebietes, durch das Einsetzen der Austauschwirtschaft ist nun bald eine schnellere Entwicklung der Mode festzustellen, die sich selbst durch die politischen Maßregeln des Merkantilismus (Kleiderordnungen, Polizeibestimmungen usw.) nicht aufhalten ließ. Mit dem Einsetzen des wirtschaftlichen Liberalismus aber, Ende des 18., Anfang des 19. Jahrhunderts, mit der Überzeugung, daß die Arbeitsbefähigung von allen Fesseln befreit, daß jedem Menschen Gelegenheit gegeben werden sollte, seinen Neigungen entsprechend einen Beruf zu wählen, in diesem Proteste gegen alles, was die Entwicklung des Wirtschaftslebens irgendwie hindern konnte, wird die Mode zu einem wirtschaftlichen Machtfaktor, der sich mit der wachsenden Ausbreitung des Kapitalismus mehr und mehr entfaltet: im Übergang vom handwerksmäßigen Kleinbetrieb zum industriellen Großbetrieb in der kapitalistischen Wirtschaft sehen wir die Grundbedingungen für die heutige Mode. Sie ist, um mit Sombart zu sprechen, „des Kapitalismus' liebstes Kind, sie ist aus seinem innersten Wesen entsprungen und bringt seine Eigenart zum Ausdruck wie wenige andere Phänomene des sozialen Lebens unserer Zeit".

Wenn man sich nun die Frage vorlegt, in welcher Betriebsform die Produkte für die Modeindustrie hergestellt werden, so ergibt es sich, daß die hausindustrielle Betriebsverfassung, namentlich in der Konfektionsindustrie, vorherrscht, ja, daß ohne sie diese Industrie gar nicht möglich wäre. Die Ursachen hierfür sind hauptsächlich in den großen wirtschaftlichen Vorteilen zu suchen, die dem Unternehmer aus dieser Organisationsform erwachsen. Während er sonst gezwungen wäre, an einem Ort eine größere Betriebsstätte zu errichten, braucht er auf diese Weise kein derartiges Unternehmen zu gründen. Er spart dadurch einen Teil der Unkosten eines eigenen Betriebes, Maschinen usw., er entzieht sich ferner fast ganz den erheblichen Lasten der Sozialversicherung und entledigt sich durch all diese Umstände eines großen Teils des auf ihm lastenden Risikos, hervorgerufen durch den fortwährenden Wechsel in der Mode. Die Heimarbeit ermöglicht es dem Unternehmer weiterhin, den Umfang der beschäftigten Arbeiter je nach Bedarf auszudehnen oder zu beschränken, Arbeiter einzustellen oder zu entlassen, ohne selbst die geringsten Schwierigkeiten davon zu haben. Begünstigt wird diese Tendenz noch dadurch, daß die Heimarbeit heute eine Art Zufluchtsort für die industrielle Reservearmee bildet, für all die unzähligen Menschen, die keine dauernde Beschäftigung haben, für die

Digitized by Google

Schar ungelernter Arbeitskräfte, die sich zu den billigsten Bedingungen zur Verfügung stellen. Typisch ist diese von der Willkür der Mode diktierte Betriebsverfassung in der Konfektionsindustrie, die den größten Teil ihrer Waren, wie bereits angeführt, in dezentralisierten Betrieben in der Wohnung der Heimarbeiter oder der Zwischenmeister herstellen läßt, eben weil durch die Unsicherheit der Saisonindustrien, durch diesen dauernden Wechsel ein ständiger Fabrikbetrieb unrentabel wäre, weil wertvolle Maschinen, Charakteristiken des geschlossenen Großbetriebes nur dann das in sie investierte Kapital verzinsen, wenn sie dauernd, d. h. ohne Unterbrechung in Betrieb sind. Hand in Hand mit den wirtschaftlichen Vorteilen für die Unternehmer geht die ungeheure Ausnutzung der Arbeiter bis aufs äußerste, die geradezu jämmerlichen Bedingungen, zu denen der größte Teil der Heimarbeiter — es sind ja meistens Frauen — arbeitet, die schlechten hygienischen Verhältnisse, vielfach hervorgerufen durch die Wohnungsfrage; dienen doch 96 % aller Arbeitsräume zum Kochen, Waschen, Wohnen und Schlafen zugleich. Das sind die üblichen Begleiterscheinungen für einen Berufszweig, der an wirtschaftlicher Bedeutung mehr und mehr zugenommen hat und der dringend einer Sanierung bedarf. Es wäre deshalb im sozialpolitischen Sinne gesprochen durchaus wünschenswert, wenn an Stelle der Heimarbeit die Werkstattarbeit in gewissen Betrieben treten würde, denn das würde einen weiteren Schritt zur Festlegung der Arbeitszeit und der Löhne bedeuten.

Der Einfluß der Mode beschränkt sich aber nicht allein auf die Betriebsform, sondern übt auch auf den Arbeitsrhythmus eine tiefgehende Wirkung aus. Infolge des fortdauernden Modewechsels, der ja schon dadurch eine Qualitätsverschlechterung garantiert, daß Gegenstände, Kleider, Hüte mit dem Sinne erstehen, sie nach etwas längerer oder kürzerer Frist wieder abzulegen, werden alle Arbeitskräfte über ihre Kräfte hinaus durch ein übermäßig rasches Tempo im Arbeitsprozeß angespannt und nach Befriedigung dieser Laune auf Wochen und Monate hindurch völlig arbeitslos zurückgelassen. Ganz besonders trifft dies in der Konfektion zu. Die Berufszählung von 1907 z. B., die Zahl wird heute erheblich größer sein, gibt an, daß 2 645 531 Menschen im Bekleidungsgewerbe tätig waren; es dürfte deshalb zweifellos der Mühe lohnen, näher auf deren Verhältnisse einzugehen. Hierbei zeigt es sich vor allem, daß infolge der Tatsache, daß die verschiedenen Aufträge seitens der Produzenten meist erst zu den letzten Terminen gegeben werden, weil diese die Entwicklung der Mode erst abwarten wollen, ehe sie an eine Massenproduktion gehen, der Arbeitsrhythmus natürlich ein sehr unregelmäßiger und beschleunigter ist, besonders in der Damenkonfektion, woselbst man vor Überraschungen nie gesichert erscheint. Sogar in der Damenmaßschneiderei fallen die Aufträge auf einen sehr kurzen Zeitraum zusammen, weil die betreffenden Auftraggeber scheinbar fürchten, bei etwas früheren Bestellungen später nicht mehr ganz auf der Höhe zu sein. Eine Notiz der Textilwoche vom Mai d. J. sagt z. B. folgendes: „Die vierwöchentliche Ruhe auf dem Rohseidenmarkt hat endlich einer lebhafteren Stimmung Platz gemacht. Freilich herrscht bezüglich der ferneren Entwicklung der Moderichtung noch eine gewisse Unsicherheit, so daß sich die Fabriken nicht entschließen können, ihren Bedarf auf längere Zeit hinaus zu decken."

In der Herrenkonfektion ist die Herstellungsmethode eine wesentlich gleichmäßigere, weil der Wechsel hier infolge des verminderten Bedürfnisses nach

Digitized by Google

dekorativem Wechsel im Bekleidungsausdruck des männlichen Geschlechts nicht entfernt die Rolle spielt wie bei der Damenkonfektion.

Der Einfluß des Modewechsels auf die einschlägigen Industrien, kann den Untersuchungen von Albert Rasch über das Eibenstocker Stickereigewerbe zufolge ein zwiefacher sein. Entweder besteht die Veränderung nur in einem Wechsel der Musterung, bei dem das Verfahren ziemlich das gleiche bleibt, oder aber der Wechsel besteht in einem völligen Verfahrenswechsel, einer gänzlichen Produktionsverschiebung. Im ersteren Fall kommt es hauptsächlich darauf an, daß die Maschinen eine sogenannte große „Verfahrensbreite" haben, d. h. daß sie dafür eingerichtet sind, verschiedene Produkte je nach Bedarf herzustellen. Es finden solche Ausgleiche in der Produktion vielfach in der Stickerei- und Posamentenindustrie statt. Weit verhängnisvoller ist jedoch die zweite Art des Modewechsels, innerhalb derer die Veränderung derartig einschneidend ist, daß ihr mit den eben erwähnten technischen Mitteln nicht begegnet werden kann. In solchen Fällen kann ein „Produktionsschwund" eintreten, wie es bei Gelegenheitsmodeindustrien, wie Neuburger in seinem Werk über die Mode anführt, häufig der Fall ist; er erinnert hier z. B. an das Diabolospiel. Andererseits gerieten Seidenfabriken vor einigen Jahren in große Schwierigkeiten, als die Mode plötzlich vom Taffet zur weichen Seide überging. In ähnliche Bedrängnis gerieten die Juponsherstellen, die mit der Einführung der engen Röcke zum Teil ihre Betriebe einstellen mußten, während die Schuhwarenfabriken in dieser Zeit einen großen Aufschwung erlebten. Ein starker Beweis dafür, wie fernerhin die Industrie und der Handel von der Mode beeinflußt werden, ist die Pleureuse gewesen. Während nach Schellwien im Jahre 1907 die Einfuhr von Straußenfedern einen Wert von 6 547 000 *M* repräsentierte, stieg sie im folgenden Jahre auf 9 166 000 *M*, obwohl gerade das Jahr 1908 für das ganze Wirtschaftsleben ein besonders schlechtes war, und der Umsatz fast überall zurückging. Weiter sei eine Notiz aus der Textilwoche vom Januar 1914 über die Damenhutbranche erwähnt: „Das Jahr 1913 war eines der unerfreulichsten der letzten Dezennien infolge des plötzlichen Umschwungs in der Mode, die unerwartet kleine statt großer Formen vorschrieb. Es war unmöglich, die Fabrikation mit der gebotenen Schnelligkeit auf diesen Geschmackswechsel einzustellen, und so konnte dem Bedarf nicht rasch genug entsprochen werden. Auf diese Weise gingen die Verkäufe bedeutend zurück."

Das durch den Modewechsel übermäßig beschleunigte Tempo bewirkt eine außerordentlich starke Beeinflussung des sozialen Lebens in der Richtung der Oberflächlichkeit einerseits und einer weiteren starken Beeinflussung der Qualitätserzeugnisse andererseits durch die billige Massenfabrikation, die einer völligen Qualitätslosigkeit gleichzusetzen ist. Daß dieser qualitätslose Herstellungsprozeß dem Arbeiter selbst jede Freude an der Arbeit nehmen muß, ist wohl als selbstverständlich anzusehen. Es ist aber nicht allein dieses. Durch die Herstellung von Schleuderwaren muß auch jedes Gefühl der Verantwortlichkeit für die Waren schwinden, ja, es muß eine gewisse Unsolidität in den Arbeitern hervorgerufen werden, wenn sie, wie es z. B. in der Heimarbeit für die Konfektionsindustrie häufig geschieht, das schlechte Garn, das sie zum Nähen benutzen, noch über Wachs laufen lassen oder es durch Öl ziehen müssen, damit es wie Seide glänzen soll. Wissen doch die Arbeiter ganz genau, daß der Käufer betrogen wird, und wissen

Digitized by Google

sie doch eindringlich, daß der Zwischenmeister ihnen häufig geantwortet hat, daß das Stück nur so lange zu halten braucht, bis es abgeliefert ist. Andererseits erscheint es zweifellos, daß die Qualitätsarbeit trotz der Sorge um das tägliche Brot unzweifelhaft eine größere Befriedigung gewährt als eine Arbeit, die ohne Rücksicht auf Qualität hergestellt wird. Daß es selbstverständlich auch Industrien gibt, in denen beste Qualitätsware in Heimarbeit hergestellt wird, davon wird später noch zu reden sein. Insbesondere soll an einem praktischen Beispiel, über das Albert Rasch in einem Aufsatz in Schmollers Jahrbüchern berichtet hat, angeführt werden, wie groß der wirtschaftliche Einfluß ist, den ein einziges Gewerbe auf die Industrie ausüben kann, am Eibenstocker Stickereigewerbe. Aus wirtschaftlichen Gründen waren die Bewohner dieser Stadt seit Jahrhunderten auf einen Ergänzungserwerb angewiesen, und Frauen und Kinder blieben Generationen hindurch im Sticken und mit der Herstellung von Wäschebesatz beschäftigt. Mit dem Eintritt der Neuzeit jedoch, mit dem Aufkommen der Technik entsteht von verschiedenen Seiten starke Konkurrenz, große Industrien drohen mit ihrer besseren Produktion die Eibenstocker zu verdrängen. Diese gaben erst die Fabrikation des Wäschebesatzes auf und versuchten dann auf ihren Maschinen Perlenbesätze herzustellen. Es folgt ganz unerwartet eine große Nachfrage und als Korrelat eine derartige Verschlechterung der Qualität, daß sie nach einigen Jahren keinen Absatz mehr findet. Dieselbe Tatsache wiederholt sich bei einer anderen Stickerei, bis endlich die Leute erkennen, welchen Weg sie einzuschlagen haben. Sie stellen fortan bunte Besatzstickerei her und halten „auf gute Zusammenstellung der Farben und zeichnerisch gute Muster". Hierin liegt das Entscheidende für diese Industrie, daß sie sich, wie Rasch ausführt, durch äußerst billige Preisstellung die Vertiefung der Muster auf dem Markt behaupten wollte. Auf diese qualitätsbestimmte Weise gelang es ihr, abermals einer neuen Konkurrenz zu trotzen, die darin bestand, daß Barmen dieselben Artikel gewebt und mit geringeren Kosten maschinenmäßig herstellte. Es blieb also für das Eibenstocker Gewerbe die einzige Rettung, Qualitätsware herzustellen, um sich auf dem Wirtschaftsmarkt zu behaupten: ein Sieg der Qualitätskonkurrenz.

Nachdem die Einflüsse auf den Arbeitsrhythmus somit festgestellt sind, soll in folgendem gezeigt werden, wie sich die Arbeitsbedingungen innerhalb der Mode gestalten und welche Einflüsse die Qualitätsarbeit auf die Höhe der Löhne ausübt. Leider sind nun die Produkte, die als Qualitätsarbeit zu bezeichnen sind, und die deshalb hohe Löhne erzielen könnten, z. B. in der Berliner Modeindustrie, fast lächerlich gering im Vergleich zu den minderwertigen Artikeln und der Durchschnittsware. Qualitätsarbeit, in Heimarbeit hergestellt, findet sich in folgenden Gewerben: in der Damen- und Herrenkonfektion, Wäschekonfektion und -fabrikation, besonders in der Weißstickerei, woselbst die Gegenstände für den Hof hergestellt werden, in der Kinder- und Knabenkonfektion, Schürzenfabrikation usw. Diese Arbeiterinnen verdienen, den Erhebungen des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen in den Jahren 1907—12 zufolge, über 20 ₰ die Stunde und umfassen 20 % der Arbeiterinnen dieser Enquete. Ein immerhin noch guter Mittelgenre wird in der Damen- und Kinderkonfektion, der Herren- und Knabenkonfektion, der Trikotnäherei, der Schirmnäherei usw. hergestellt. Der Verdienst geht hier bereits auf 16 ₰ die Stunde herunter, und sie umfaßt 26 % der Arbeiterinnen. Die dritte Kategorie,

Digitized by Google

die der billigsten Massenware, weist erschreckend hohe Zahlen auf, so sind z. B. 57 % der Herrenkonfektionsartikel schlechtester Qualität in Heimarbeit von Frauen hergestellt, während die besseren Sachen größtenteils von Männern durch Werkstätten und Ateliers geliefert werden. 65 % der Schirmnäherei steht auf der gleichen niedrigen qualitativen Stufe, 59 % der Wäschefabrikate sind Schleuderwaren, 64 % der Schürzen, 84 % der Maschinenstrickerei. Die Löhne betragen hier höchstens 15 Pf. die Stunde und 54 % aller Arbeiterinnen sind mit der Verfertigung dieser Gegenstände beschäftigt.

Ich glaube, diese Zahlen sagen genug, sind sie doch ein deutlicher Beweis dafür, wie erbärmlich die Arbeitsbedingungen bei dieser qualitätslosen Herstellung sind, bei der es besonders schwer hält, bessere Löhne zu erwirken, weil die Waren zu Schleuderpreisen verkauft werden.

In diesem Zusammenhang zwischen Qualitätsarbeit und Entlöhnung spielen auch die Weißen Wochen und die 95-Pf-Tage eine große Rolle. In der Textilwoche vom Januar d. J. wird darüber berichtet, wie ungünstig die Weißen Wochen auf die Qualität einwirken. Sie schreibt: „Um mit billigen Angeboten das Publikum heranzuziehen, mußte man Waren der minder guten Qualität in größeren Mengen auf Lager halten. Die Käufer haben aber erkannt, daß gerade bei Wäsche die teuren Artikel im Gebrauch am billigsten sind, und so haben die niedrigen Preise während der Weißen Woche ihre Werbekraft zum großen Teil verloren. In diesem Jahre ließen die Umsätze der Weißen Wochen überall nach, und es hat sich erwiesen, daß das reguläre Geschäft für alle Teile vorzuziehen ist." Das Blatt berichtet ferner, daß die 95-Pf-Tage einen Krebsschaden für die Wäschebranche bedeuten. „Sowohl Lieferant wie Detaillist können an den wenigsten Artikeln bei dieser Veranstaltung etwas verdienen, sie legen im Gegenteil noch Geld zu."

Andererseits zeigt diese Enquête, daß in Gewerben, in denen die Arbeiter eine richtige Lehrzeit durchgemacht haben, die Entlöhnung auch eine dementsprechend höhere ist, ich erinnere z. B. an die Weißstickerei. Trotzdem kann man aber leider bisher nicht sagen, daß die Qualitätsarbeit eo ipso auch eine Lohnerhöhung zur Folge haben müßte; denn wenn wirklich an Stelle des Akkordlohns der Stunden- oder Stücklohn tritt, so bleibt zu berücksichtigen, daß eine Arbeiterin bedeutend längere Zeit zur Herstellung eines gut gearbeiteten Gegenstandes gebraucht als zur Verarbeitung von Massenartikeln, und daß sie dadurch meistens auf keinen größeren Wochenverdienst rechnen kann als eine Kollegin, die vielleicht im Akkordlohn billigste Wäsche herstellt. Ich habe hierbei die Industrie der echten Spitzen im Auge, die doch gewiß höchste Qualitätsarbeit darstellt. Die Lohnquote beträgt in diesem Gewerbe schon 80—90 % der gesamten Produktionskosten im Gegenteil zu den Löhnen in der Konfektionsindustrie, die 5—20 % des Verkaufspreises ausmachen. Wollte man hier also die Löhne erhöhen, würde der Preis der Spitzen ebenfalls wesentlich gesteigert werden müssen, so daß eine Absatzschwierigkeit, besonders im Hinblick auf die starke Konkurrenz der Maschinenspitze, die unmittelbare Folge sein würde. Verhaegen gibt in seinen Untersuchungen über la dentelle belge Brüssel 1912 an, daß Arbeiterinnen bei 12—13stündiger Arbeitszeit bei gangbaren Spitzensorten selten mehr als 1—1,25 Franken täglich verdienen. Er erzählt von einer alten Armenhausbewohnerin, die mit ihren kunstvollen Arbeiten täglich 30 Centimes erwarb. Was die wirtschaftliche Lage der handarbeitenden Schicht gegen-

Digitized by Google

über derjenigen, die Maschinenarbeit herstellt, noch besonders erschwert, ist aber der Umstand, daß sie auch in stiller Zeit ihre Beschäftigung fortführen muß, während in Fabrikbetrieben mit Hilfe technischer Mittel auch andere Gegenstände hergestellt werden können, um über die Krisenzeit hinwegzuhelfen.

Trotz all dieser Mißstände aber kann man heute sagen, daß das Bedürfnis nach Qualitätsarbeit entschieden gestiegen ist, und daß die Unternehmer ihrerseits ausgebildete Arbeiter verlangen, die besser entlohnt werden müssen, und es vielfach geradezu bedauern, daß ein solch großer Mangel an diesen Arbeitskräften herrscht. Gerade diese Tatsache scheint einen Beweis dafür zu erbringen, daß nunmehr immer weitere Kreise von dem Gedanken der Notwendigkeit der Herstellung von Qualitätsarbeit erfüllt werden, und daß die Einsicht darin, daß Deutschland nur dann seine Stellung unter den Mächten und auf dem Weltmarkt behaupten kann, wenn es von der Herstellung billiger Massenartikel absieht, daß diese Einsicht immer weitere Verbreitung findet. Weil die kulturell niedriger stehenden Länder, z. B. China und Japan, uns in der Herstellung der billigen Massenartikel durch anspruchslosere Lebensführung, billigere Arbeitskräfte und Rohstoffe weit überlegen sind, müssen wir uns, die wir in kultureller Beziehung weit über diesen Ländern stehen, auf unsere eigentliche Aufgabe, eben auf die Qualitätsarbeit, und zwar auf die Fertigfabrikation, weil wir keine Rohstoffe besitzen, beschränken. Dr. Käthe Gaebel sagt (Die Lage der Heimarbeiterinnen): „daß die Tatsache, daß für die besseren Qualitäten augenscheinlich höhere Löhne gezahlt werden können, für das Lohnproblem von größter Wichtigkeit ist; die Tatsache zeigt uns den einen Weg an, auf dem wir zu gesünderen Verhältnissen in der Hausindustrie kommen können: Erziehung der Industrie und der Arbeiterschaft zur Qualitätsleistung."

Besonders der letztgenannte Punkt scheint von besonderer Bedeutung zu sein, da von der Ausbildung und den Lebensbedingungen der Arbeiter die Herstellung von qualitativ hochstehenden Waren abhängt, und der Mangel an guten Arbeitskräften sich hier am deutlichsten bemerkbar macht. Genau so unrichtig wie der Einwand, den man heute häufig von Unternehmerseite hört, nämlich, daß Deutschland infolge seiner großen Belastungen durch sozialpolitische Aufgaben nicht konkurrenzfähig auf dem Weltmarkt bleiben könne, genau so hinfällig erscheint die Befürchtung, daß wir an der Zahlung von hohen Löhnen, respektive an der Herstellung von Qualitätsarbeit zugrunde gingen, und daß die Fabrikation von billigen Massenartikeln, gleichbedeutend mit einem minderwertigen Arbeiterstamm, einträglicher sei. Naumann sagt einmal (Neudeutsche Wirtschaftspolitik) hierzu: „Billige Arbeit ist schlechte Arbeit, denn man kann von einer Arbeiterschaft, die dürftig lebt, keine moralischen und technischen Heldentaten verlangen. In aller Welt erreichen nur diejenigen Arbeitskäufer etwas, die anständig zahlen. Mit allen geringen Waren sind der Unternehmer, Arbeiter und Käufer betrogen, weil sie sich um etwas abgemüht haben, was keiner Mühe wert war. Wir müssen als Volk den Satz begreifen lernen, daß nur der höhere Mensch höhere Waren schaffen kann."

Hand in Hand mit der Herstellung qualitativ hochstehender Waren geht auch eine Veränderung der Entlöhnungsformen, wie wir sie in der Edelmetall- und Spielwarenbranche z. B. finden. Der Akkordlohn weicht mehr und mehr zurück, weil gute Waren eben nicht in dauernder Hast hergestellt werden können; das üble Zwischenmeistersystem ist in diesen Gewerben im Schwinden begriffen,

Digitized by Google

worunter man die Ausübung eines Zwangs auf die Arbeiter versteht, ihren Lohn wieder in Waren umzusetzen, die dem Zwischenmeister gehören, der sie dann gewöhnlich in Schulden hält. So berichtet Verhaegen von einem Fall, daß eine Zwischenmeisterin eine Spitzenarbeiterin 2 Jahre lang hat arbeiten lassen, um einige Meter Stoff zu bezahlen. Diese beispiellose Ausnutzung menschlicher Arbeitskraft ist heute in modernen Qualitätsbetrieben, in denen Stundenlöhne gezahlt werden, ausgeschlossen und muß es aus Rentabilitätsgründen bleiben.

Nachdem die Einflüsse der Mode 1. auf die Betriebsform, 2. auf den Arbeitsrhythmus und 3. auf die Höhe der Löhne klargelegt sind, bleibt nur noch übrig, zu sehen, wie der ewige Arbeitwechsel einerseits und die vom Qualitätsbetrieb bedingte Kontinuität andererseits auf die Arbeiter einwirkt. Ich möchte da wiederum Dr. Gaebel a. a. O. anführen, die da sagt: „Die Unregelmäßigkeit, die im Saisoncharakter wichtiger Hausindustrien begründet liegt, läßt zwar zeitweise den Wochenverdienst zu annehmbarer Höhe ansteigen, hebt aber nicht den mittleren Jahresverdienst, auf den es allein ankommt, und bringt es mit sich, daß die Kraft der Arbeiterin zeitweise in einer Weise ausgenutzt wird, die bei unserer Fabrikgesetzgebung sonst undenkbar wäre und die lebhaft an die Zustände des kapitalistischen Zeitalters erinnert."

Es ist in den Modeindustrien etwas Selbstverständliches geworden, daß die Arbeiter monatelang im Jahr völlig ohne Arbeit sind und dann oft nur 2 bis 3 Monate während der Saison Beschäftigung finden. Falls es ihnen nicht gelingt, während stille Zeit in ihrem eigenen Gewerbe vorherrscht, in einem anderen tätig zu sein, sind sie vielfach gezwungen, die Hilfe der Armenpflege in Anspruch zu nehmen, um sich und ihre Familie vor dem Untergang zu retten. In Paris hat sich daher vor einigen Jahren eine Schneiderinnenorganisation gebildet, ein »comité de la mutualité et de la solidarité féminine«, das es sich zur Aufgabe gemacht hat, seinen Mitgliedern in Zeiten der saison morte beizustehen durch Errichtung einer Unterstützungskasse, eines Arbeitsateliers und einer Stellenvermittlung.

Eine kontinuierliche Beschäftigung im Gegensatz zu diesen mehr oder weniger wechselnden Betriebsformen würde einmal die Leistungsfähigkeit der Arbeiter heben und eine Verbesserung der Qualität zur Folge haben. Sie würde ferner, wie Dr. Rauecker — dem die Anregung zu dieser Arbeit zu verdanken ist — an einer Stelle anführt, „eine größere Berufsseßhaftigkeit und Ausdauer im Beruf zur Folge haben und würde bei fortschreitender Abnahme modischer Neubildungen einerseits und steter Vermehrung veredelter Industrien andererseits die Beharrung des Arbeiters an Stelle der Freizügigkeit treten lassen. Die Qualität der Arbeitsleistung brächte somit die Schollenseßhaftigkeit mit sich."

Damit wäre der letzte Punkt dieser Betrachtung erreicht, und es soll nur noch kurz auf die Einflüsse der Mode auf die Materialverarbeitung eingegangen werden. Der Wunsch, die qualitativ hochstehenden Waren für den Massenverbrauch in billigster Ausführung, äußerlich aber möglichst ähnlich den guten herzustellen, treibt den Produzenten dazu, Materialtäuschungen zu begehen und zu Surrogaten zu greifen. Sombart (der moderne Kapitalismus, Bd. II) unterscheidet hier drei verschiedene Formen:

Digitized by Google

1. die Ersetzung der früheren Stoffe und der früheren Form, ohne Qualitätsverschlechterung;
2. die Verschlechterung der Qualität, des Stoffes oder seiner Bearbeitung;
3. Ersetzung von Stoff und Form durch minderwertige Surrogate.

Zu diesem letzten Punkt mag als Illustration eine Notiz dienen, die aus dem Jahresbericht 1911 des Königl. Materialprüfungsamtes entnommen ist, wo es heißt: „Das Wolltuch beschwert man mit Fremdkörpern, gibt ihm ein bestechendes Äußere, ersetzt die Dicke der Scherhaare durch eingewebte und eingesponnene Baumwolle. Der Seidenfärber hat gelernt, durch Beschwerung aus 1 kg 2 bis 3 kg zu machen. Kunstseide wird täuschend ähnlich der Naturseide hergestellt und mit dieser verarbeitet auf den Markt gebracht."

Eine weitere erhebliche Verschlechterung der Qualität tritt im Gefolge des Submissionswesens einher. In ihm wird durch Vergebung von Aufträgen an den Mindestfordernden die Qualität der Herstellung an sich schon stark vermindert, wozu noch das allgemein gültige Phänomen tritt, daß der Handwerkerstand, um überhaupt Aufträge zu erhalten, mit Surrogaten arbeitet, um den Preis dementsprechend niedrig halten zu können.

Den Bestrebungen des Deutschen Werkbundes, der durch Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk eine Veredelung der gewerblichen Arbeit herbeiführen will, ist es zu danken, daß gegen diese Art der Materialverwendung schärfster Protest eingelegt wurde, der sich heute schon praktisch in der Organisation von Qualitätskartellen zeigt. Die Aufgabe dieser Kartelle besteht darin, die Absatzbedingungen, die Zahlungsart zu regeln und eine gewisse Vereinheitlichung in der Mode herbeizuführen, vor allem aber auf die Herstellung von Qualitätsarbeit zu halten. Durchgeführt sind diese Zusammenschlüsse u. a. im erzgebirgischen Posamentenverband, in der Schuhindustrie, deren Produzenten sich vereinigt haben, um insbesondere eine Vereinheitlichung der Mode und Formen zu erstreben. Zur Durchführung dieser Aufgabe wurde eine Kommission eingesetzt, „um für die nächste Saison Richtlinien aufzustellen, und zwar unter Benutzung und organischer Fortentwicklung der gangbaren Muster der verflossenen Saison".

Im Gegensatz zu diesen qualitätsbestimmten Betrieben ist es bisher in den Modeindustrien noch nicht gelungen, einen derartigen Zusammenschluß zu erzielen; der große Wechsel in der Mode und die Spezialisierung auf diesem Gebiet lehnen jeden Zwang völlig selbstverständlich ab, entziehen sich der Organisation und damit der Möglichkeit zur Kontinuität nach außen, zur besonderen Ordnung nach innen.

Nachdem somit all die verhängnisvollen Einwirkungen der Mode auf das Wirtschaftsleben kurz gekennzeichnet sind, drängt sich unwillkürlich die Frage auf, was denn im Wirtschaftsleben der Völker unserer Tage bisher geschehen ist, um diese Auswüchse zu bekämpfen. Und ferner: können wir es heute verlangen, daß sich unsere Frauen von der Nachahmung der französischen Moden und unsere Männerwelt vom englischen Einfluß emanzipieren? Gibt es heute bereits einen eigenen deutschen Stil?

Was die erste Frage, die Bekämpfung der heutigen Mode betrifft, so steht der deutsche Werkbund hier abermals an erster Stelle durch seine Typisierungsbestrebungen, die praktisch in der Herstellung von Typenmöbeln gipfeln. Es sind dies Hausgeräte, die vollständig auf maschinellem Wege durch die Deutschen

Digitized by Google

Werkstätten für Handwerkskunst und die Vereinigten Werkstätten erstmalig entstanden und nur von den Händen der Arbeiter im letzten Stadium ihrer Herstellung zusammengesetzt sind. Sie ermöglichen es auch den weniger wohlhabenden Kreisen, eine geschmackvolle Einrichtung zu erstehen nnd die einzelnen Gegenstände je nach Bedarf mit der Zeit zu ergänzen. „Auf diese Weise wird, wie Dr. Rauecker (Das Kunstgewerbe in München) sagt, dem fast krankhaften Trieb nach Abwechslung Einhalt geboten, und nur durch jeden Verzicht auf ein Entgegenkommen gegenüber dem kaufenden Publikum kann eine Beschränkung der Produktionskosten für immer wachsende Neuherstellung bezweckt, und die freigewordenen Mittel zur Aneignung künstlerisch hochstehender Entwürfe verwandt werden." Naumann weist in seinem Büchlein „Der Geist im Hausgestühl" auf den tiefen Zusammenhang zwischen dem Charakter des Hausgeräts und dem des Menschen hin und meint: „Man hat in der Literatur so viel von dem Einfluß des allgemeinen Milieus auf das Individuum geschrieben, aber meines Wissens die nächste Umgebung des Menschen dabei zu wenig beachtet. Eine Hauseinrichtung muß auch auf die Art der Kleidung und selbst die Lektüre zurückwirken, sobald sie innerlich begriffen worden ist. Wenn ich mir denke, ich hätte immer gute Bücherregale gehabt, so würde Einband und Auswahl meiner Bücher dadurch sicher gewonnen haben, das aber bedeutet, wenn man es zu verallgemeinern sucht, daß alle Gewerbe sich mit heben müssen, wenn eins sich hebt."

Was aber die zweite Frage nach einem deutschen Stil betrifft, so äußerte sich Goethe einmal zu Eckermann darüber, daß es Leute gäbe, die sich in den vergangenen Stilarten einrichteten. Er nannte das eine Maskerade und sagte, „so etwas steht im Widerspruch mit dem lebendigen Tag, in den wir gesetzt sind". Ich glaube, daß, wenn Goethe heute noch unter uns weilte, er sicher noch manches Mal mit solchen Äußerungen an Eckermann herantreten würde. Denn obgleich man im Laufe der letzten Jahre im deutschen Kunstgewerbe von einem deutschen Stil bereits sprechen gelernt hat, von einem Stil, der sich von der Nachahmung der Stilarten vergangener Jahrhunderte loslöste, und sich in einer „Synthese des künstlerischen Könnens und der technischen Tüchtigkeit", wie Peter Behrens es definiert, „die Aussicht auf die Erfüllung der Sehnsucht nach einer Kultur, die sich in der Einheitlichkeit aller Lebensäußerungen zu erkennen gibt", offenbart, ist leider in allen Gewerben, die der Mode unterworfen sind, noch nichts von einer Emanzipation zu finden. Paris und London spielen nach wie vor die erste Rolle, täglich nehmen wir all das Fremde in uns auf und ahmen es nach, ohne daß es im geringsten zu unserm Wesen und Charakter paßte. In Amerika hat man kürzlich den Versuch der Nationalisierung der Mode mit Erfolg durchgeführt. Sollten wir nicht auch hierzu imstande sein und einen einheitlichen Formenausdruck schaffen können? Eine englische Schriftstellerin hat einmal die Worte gesagt: „Viele Menschen wünschen einer guten Sache Gedeihen, aber nur wenige wollen zu ihrem Gelingen mithelfen und erst recht wenige wollen etwas daran wagen. Irgend jemand muß es tun, aber warum gerade ich? ist die stets wiederholte Frage schwächlicher Liebenswürdigkeit. Irgend jemand muß es tun, warum also nicht ich? ist der Ruf eines jeden Dieners der Menschheit. Zwischen diesen beiden Sätzen liegen ganze Jahrhunderte moralischer Entwicklung." —

Digitized by Google

Das Haus der Frau auf der Werkbundausstellung in Köln.

Von

H. D. Gallwitz.

Nachdruck verboten.

Es ist ein bedeutender Merkstein in der Entwicklung der Frauenarbeit, in ihrer Stellung in der Öffentlichkeit, daß man sie zu der Ausstellung in Köln, mit welcher der deutsche Werkbund zum erstenmal ein umfassendes Zeugnis seines Geistes ablegt, herangezogen hat. Und nicht in jener altbekannten, teils widerwilligen, teils verbindlichen Art und Weise: „die Damen dürfen wir wohl auch nicht ganz vergessen" — welche charakteristisch war für die Art, wie man sie im Geistesleben dabei sein läßt, sondern in Reih und Glied mit den Künstlern, unter eigener Verantwortung, im eigenen Hause.

Die Frau in der Kunst ist ein Kapitel für sich. In ihrer Natur liegen Grenzen des Schöpferischen, die keine Entwicklung je imstande sein wird zu sprengen; Grenzen, die sie von vornherein dem schaffenden Manne auf diesen Gebieten unterordnen. Wiederum aber sind auch Gaben und Züge in ihr vorhanden, die sie zu künstlerischer Anschauung, zu künstlerischem Ausdruck geradezu prädestinieren: die Leichtigkeit der Anempfindung und Nachempfindung, das bewegliche Temperament, die lebhafte Phantasie, der Schönheitssinn u. a. m. Seit wir im Menschengeschlecht eine Kultur haben, hat die Frau als Künstlerin aus dieser ihrer Veranlagung heraus Bedeutendes geleistet. Anfangend von den primitiven bunten Punkten und Strichen, mit denen sie das erste plumpe Hausgerät und das grobe Gewebe verzierte, bis zu den Malereien der Nadel, die aus den Frauenklöstern und Kemenaten des Mittelalters hervorgingen, und zu der Fülle des anmutig Schönen in allen Zweigen des neueren Kunstgewerbes. (Die Stellung der Frau zur absoluten, reinen Kunst ist hier, weil nicht zur Sache gehörig, beiseite zu lassen.)

Das Dekorieren und Verzieren, was so viel heißt als: etwas Vorhandenes schöner machen wollen, war der Wesenskern künstlerischer Frauenarbeit bis an die Schwelle der neuen Zeit. Gerade dieses Moment des rein Verzierenden aber hat im Werkbundprogramm nicht nur stillschweigend keinen Platz gefunden, sondern ist nachdrücklich von ihm ausgewiesen worden; und mit ihm alles, was seine Werte auf die reine Phantasie, auf die Nachempfindung und die Wiederbelebung entschwundener erprobter Kunstformen stützt. Die große kunstgewerbliche Bewegung, die in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bei uns in Deutschland Platz griff, hatte zunächst höchst bedeutsame Befruchtungen und Leistungen gezeitigt. Die Kunstgewerbemuseen wurden zu einer weitgehenden Gegenwartsmission herangezogen, indem man ihnen die kunstgewerblichen Schulen angliederte; man lernte an den Vorbildern eines damals ausgestorbenen veredelten Handwerkes und einer Handwerkskunst wieder das solide Material, die gediegene Arbeit, die gute Form an sich

Digitized by Google

schätzen und anwenden. Die Kehrseite dieses unzweifelhaften Fortschrittes aber war, daß es von jenen Ausdrucksmomenten vergangener Zeiten und Kulturen wie ein Bann der Beeinflussung ausging, dem die Schaffenden sich nicht zu entziehen vermochten. Der Künstler und das Kunsthandwerk belebten nacheinander den Stil der Gotik, der Renaissance, des Rokoko, des Empire und Biedermeier usw., die den Architekten und Innenarchitekten, wie dem Kleinkunstgewerbe die Formen an die Hand gaben. Nur der Ausdruck der eigenen Zeit mit ihren ganz bestimmt entwickelten eigenen Bedürfnissen, Problemen und Materialien blieb unausgelöst. Die Überzeugung, daß ein Weitergehen auf diesem Wege uns, wenn auch fürderhin zu sehr geschmackvollen Leistungen im Rahmen verschiedener übernommener Stile verhelfen würde, nie aber zu einer aus uns unmittelbar herausgesetzten und sich folgerichtig im Zusammenhang mit uns sich immer weiter entwickelnden Art, zu einem eigenem deutschen Stil, — diese Überzeugung schlug in der Mitte der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts wie ein Blitzstrahl in die Künstlerschaft ein. Dazu kam die sehr begründete Befürchtung, daß starke schöpferische Kräfte durch diesen engsten Anschluß an die Vorbilder der Vergangenheit in ihrer Entwicklung und Entfaltung gehemmt würden. Die neue Bewegung formierte sich zur Tat in der Gründung des Werkbundes im Herbst des Jahres 1907. Es galt eine Arbeitsgemeinde auf der Basis einer gemeinschaftlichen starken Überzeugung, wie diese sie war, zu gründen. Nur einige der Hauptgesichtspunkte des Bundes mögen hier Erwähnung finden. Das Kunstgewerbe hatte bislang sein Augenmerk darauf gerichtet, die Handwerkserzeugnisse schön zu gestalten; der Werkbund erkannte und führte aus, daß diese Kultivierung heutzutage nur einem kleinen und bestimmt begrenzten Gebiet von Gegenständen zugute zu kommen vermag, denn in der Gegenwart regieren die Erzeugnisse der Industrien und nicht mehr die des Handwerks. So galt es eine Veredelung anbahnen, die auf der Grundlage maschineller Materialbereitungen und Techniken aufgebaut werden konnte. Die notwendige Voraussetzung dafür, die im Werkbund Tatsache geworden war, war der Arbeitszusammenschluß der Künstler und der Industriellen. Um den herrschenden Materialien von heute, dem Eisen, Beton usw. Rechnung zu tragen und den Problemen der Bauweise, die von ihnen bestimmt werden, holte der Werkbund auf den Gebieten der Baukunst nicht nur mehr die Architekten, sondern auch die Ingenieure und nicht nur den Monumental- und Wohnbau, sondern die Fabrik, die Brücke, die Maschine, das moderne Fahrzeug usw. usw. in den Ring seines Programmes hinein; denn überall, auf allen diesen Baugebieten, kann ein schöpferisches Temperament sich zum Ausdruck bringen. Freilich im Zusammenhang mit dem Werkbundgedanken nur unter der Voraussetzung, daß es unter eine bestimmte Aufgabe sich stellt. Obenan steht die Forderung der Sachlichkeit.

Es ist ein Wort eines der geistigen Führer des Werkbundes: Für Spaziergänger ist bei uns kein Platz. Das heißt so viel als: strenge Arbeit, Einsetzen der Persönlichkeit, Kampf mit dem Objekt! Es ist nicht an dem, daß der Gestaltende an die Dinge herangeht und seine Phantasie und sein Können ihnen gegenüber in Anwendung bringt, indem er ihre Formen verschönert oder das Ornament spielen läßt — hier gilt es, die Form selbst erst nachschaffend aus dem Ding zur Erscheinung zu erlösen, die Struktur zu finden und zu bilden, die zu vollster Freiheit des materiellen Gesetzes führen kann; zu jenem vollkommenen Ausdruck, der dann weiter-

Digitized by Google

hin durch das Dekorative und das Ornament nur mehr vielleicht stärker zu betonen, und zu beleben, nie aber beliebig aus der freien Erfindung heraus so oder so abzuwandeln ist. Dieser strengen Gesetzmäßigkeit, die dem Wege zur Freiheit vorausleuchtet, unterstehen im Werkbundgedanken der Baumeister nicht weniger als der Innenarchitekt, die Erzeugnisse der Textilindustrie nicht weniger als die bunte Arbeit alles dessen, was künstlerische Lösung der Gebrauchsgegenstände heißt.

Für Spaziergänger ist kein Platz im Werkbund. Gerade die Frau war bislang durch Natur und Verhältnisse viel zu sehr eine Spaziergängerin auf den Wegen der angewandten Kunst gewesen. Man ließ sie freundlich gewähren in ihrer Planlosigkeit, bei der unter Umständen so Hübsches herauskam. Aber nun ist sie in Köln mündig gemacht, ihr Haus steht vollgültig neben den Ausstellungen der besten und größten im deutschen Kunstleben. Die Frau wird nicht mehr mit einem „in Anbetracht dessen" behandelt und gewertet — mit gleichem Maß wird gemessen werden. Wenn das Haus der Frau in Köln mithin eine latente Erklärung ist, daß in der Beurteilung ihrer Leistungen auf jedes mit Handschuhen-anfassen verzichtet wird, so wird dieses Haus auf der andern Seite freilich auch das Recht für sich in Anspruch nehmen dürfen, daß ihm in den Beurteilungen mit einer vollen Sachlichkeit und mit jenem Maß eines guten Willens zum Verständnis begegnet wird, ohne welche jede Kritik zu einer Unverschämtheit ausartet. Im Sinne solcher Voraussetzung berührte es sehr eigentümlich, daß in einer Vorbesprechung der Werkbundausstellung (die durch die Lokalpresse ging) Robert Breuer in vernichtender Kürze und Schärfe dem Haus der Frau jede, aber auch jede Bedeutung absprach. Mehr als andere Schaffende erfährt die in der Kunst arbeitende Frau von heute einen für sie schlimm verhängnisvollen Sinn des alten, menschlich anständigen Meistersingerprinzipes, dem Richard Wagner in seiner Oper folgenden Ausdruck gegeben hat: „Der Merker werde so bestellt, daß weder Haß noch Lieben das Urteil trübe, das er fällt." Die Frauen werden aus dieser ihrer Ausstellung in Köln viel zu lernen haben für ihr Schaffen, für ihre Ziele; auch Gleichmut zu lernen haben der Beurteilung manches „Merkers" gegenüber; und die Kraft des prachtvollen Carlyle-Wortes: „Arbeiten und nicht verzweifeln!"

Das architektonische Bild des Hauses (nach dem Entwurf der Architektin Frau Knüppelholz-Roeser-Berlin) ist sehr sympathisch in seiner ruhigen Gliederung und dem Fehlen irgendwelcher nicht rein sachlicher Betonungen oder Steigerungen. Im Sinne des Dekorativen wirkten lediglich die Keramikumrahmungen des Portales (aus dem Atelier Johanna Biehler und Minni Goossens), deren feines Blau diskret zu dem Wandton gestimmt war. Als vortreffliche keramische Arbeiten fielen weiterhin die Vasen und Platten der Schülerinnen van de Veldes auf; sehr fein in der Farbe und reizvoll in der Zeichnung (Brentano, Veit). Die Vasen der Frau Schmidt-Pecht, Konstanz, und eine in ihrem Zusammenklang von persönlichem Ausdruck und Stil stark wirkende Gruppe von Elena Lukisch-Makowska, Hamburg, die als Mittelfigur des Gartens figurierte, seien auf diesem Gebiet noch besonders hervorgehoben. ..... In der Raumkunst sind die besten Namen die wir in der Gegenwart unter deutschen Frauen auf dem Gebiet kennen, vertreten: Fia Wille, Else Oppler-Legband, Elisabeth v. Baczko, Lilly Reich u. a. m. Auch mit den dankbaren Aufgaben der Schaufensterdekorierungen, zu denen große Firmen die Aufträge gestellt hatten, war von diesen Künstlerinnen Vortreffliches

Digitized by Google

geleistet worden..... Nicht ganz glücklich am Platz, unorganisch und wie ein „auch dabei sein wollen" wirkend, war die kleine Gemäldeausstellung, in welcher gute Namen mit nicht durchweg guten Bildern vertreten waren..... Sehr viel anregender, lebensvoller, kann man sagen, präsentierte sich hingegen die Plastik. Bedeutsam vor allem in den Arbeiten von Milly Steger, Hagen i. W., die eine sehr reife Plastik „Die Freude" ausgestellt hat, deren Original später Aufstellung in der Stadthalle in Hagen finden wird, und in den Negerköpfen von Sophie Wolff, Paris..... Reich war die Ausbeute an guten Eindrücken unter den Textilarbeiten, Webereien, Schmuckarbeiten, Spitzen, Spielzeugen usw. Besonders hervorragend hier durch die eigenartige Technik der Nähmaschinenstickerei wie durch ihre Farbigkeit die Kleider von Frau Irene Euken, Jena. Als erfreuliches Bild an und für sich sowohl wie auch als Beweis dafür, wie die Frau in den zeitgemäßen Forderungen des Kunstgewerbes sich mit Erfolg einzugliedern vermag, war die Sammlung der Plakate, der Packungen und Reklamebilder, die sehr gutes Niveau hatte..... Verschiedene Ausstellungen der gewerblichen und Fachschulen, Textilwerkstätten usw. zeigten, daß der neue Geist der künstlerischen Frauenarbeiten angefangen hat, durch die Pädagogik in weite Kreise sich zu übertragen.

Ricarda Huch.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

In der Generation der Fünfzigjährigen, die wir in diesem und dem vorigen Jahre feierten — Hauptmann, Schnitzler, Dehmel, Flaischlen —, steht Ricarda Huch vollkommen abgeschlossen und selbständig. Man könnte eher Verwandtschaften der Männer untereinander aufzeigen, durch die sie sich als Söhne der gleichen Zeit erweisen, als Beziehungen, sei es der Abhängigkeit oder des Einflusses, von ihr zu anderen. Hat man anfangs eine gewisse Anlehnung an Keller bei ihr gefunden, so ist doch der Grundton ihres Wesens, die Seele ihres Werkes so sehr anders, daß diese Anlehnung heute nicht mehr bedeutet wie irgendeine belanglose Gewohnheit oder Gebärde, durch die ein Mensch noch eine ferne Erinnerung an einen anderen mit sich trägt. Im epischen Stil der Ricarda Huch kann ein feineres Ohr hier und da eine solche leise Kellersche Reminiszenz entdecken. Aber ihre Persönlichkeit ist, künstlerisch ganz vom eigenen Kern aus bestimmt, so groß geworden, daß in das Wesen ihrer Kunst keine uneignen Elemente mehr hineinreichen.

Ricarda Huch ragt in die Sphäre der wenigen und seltenen Künstler, deren Persönliches nicht nur Tönung eines Allgemeinen, sondern Kern und Mitte ist. Das ist das Wichtigste, das von ihr gesagt werden muß.

Wir sind für eben diese Unterscheidung in dem letzten Jahrzehnt hellsichtiger geworden, als wir es je waren. Sie ist nicht mit Begriffen wie schöpferisch,

Digitized by Google

original, oder dergleichen gegeben. Oder wenigstens — man müßte diese abgenützten Begriffe wieder neu fühlen lernen. So daß sie einen Menschen und Künstler beschrieben, der aus dem unauflöslich und unvergleichlich eigenen Kern seines Ich bis in den äußersten Umkreis seiner Wesensäußerungen hinein alles mit elementar eigenstem Leben füllte, der an keiner Stelle durch Einflüsse, durch die tausendfache Macht des fremden Geisteslebens ausgelöscht wird, sondern alles sich zum Wesen und Ausdruck umzuschaffen vermag.

Gerade aber dies Persönlichsein ist nur zu erleben, nicht zu beschreiben. Ein paar Sätze von Ricarda Huchs Prosa genügen, es zu fühlen. Nicht an bestimmten äußeren Kennzeichen und Merkmalen, sondern dem Zusammenklingen und Verbundensein aller Ausdrucksmittel zu einem unterscheidbar einmaligen Lebensklang.

In der Stimmung dieses Liedes ist das, was man historische Auffassung nennt, von einer intellektuellen zu einer allgemeinen seelischen Lage erweitert. Das Anschauen der geschichtlichen Welt, eines Ozeans unermeßlicher seelischer Kräfte voll Herrlichkeit und Vernichtung, ist bei Ricarda Huch geknüpft an eine innere Haltung, die man fatalistisch nennen könnte, weil sie bestimmt ist durch das große Gefühl des unberechenbar Schicksalhaften des Lebens, aber für die doch dieser Ausdruck zu starr und zu resigniert klingt. Denn dieser Fatalismus ist keine skeptische kühle Ergebung, sondern eine innere Verwandtschaft, ein persönliches Wissen um die primären, die eigentlichen, irrationalen Mächte, um Willen und Wahn. Sowohl in den historischen wie in den anderen Romanen liegt diese Unterscheidung zwischen dem bewußten, planenden und überlegenden Wollen des Gehirns und dem stärkeren, lebendigeren, geheimeren dunklen Willen des Blutes irgendwie zugrunde. Wer im Bunde ist mit diesen Naturmächten der Seele, den tragen sie empor — Garibaldi, der alte Königssproß in „Von den Königen und der Krone" — aber unser Planen bewegt und lenkt sie nicht. Ihre Logik siegt über die unsere und vollzieht unsere Schicksale. Der Graf Federigo Confalonieri kann — bei allen Siegen, die sein elastischer Wille und seine Intelligenz über die niederdrückende Macht der Gefängnisjahre erkämpft — niemals wieder den Anschluß an die Welt draußen finden, in der das Leben weiterfloß, während seines stillstand. Ein Stück lebendige Entwicklung kann man nicht künstlich ersetzen.

Diesem Grundgefühl von der unzugänglich treibenden Wildheit des Lebens gibt der große Stoff des Dreißigjährigen Krieges einen denkbar ausdrucksvollen Gegenstand. Wie verschieden hätte sich dieser große Stoff behandeln lassen! Man konnte — wie es Schiller tat — die Führer als die großen Akteurs zeichnen, deren Bewegungen alles andere mitziehen. Man konnte — moderner — die objektiven Mächte, Geld, Wirtschaft, Ideen, Verwaltungssysteme, in ihren Wirkungen verfolgen und beschreiben. In beiden Fällen hatte man die ungeheuren Ereignismassen der Zeit zusammengeschoben und zu ein paar Komplexen geordnet. So macht es Ricarda Huch nicht. Denn sie möchte das seelische Leben der Zeit überall erfassen, wo es sich zeigt, dieses Leben, das, elementar und unaufhaltsam, wild und unbestimmbar wie Meer oder Sturm durch diese dreißig Jahre hindurchbraust. Von hier aus trifft sie ihre Auswahl, und von hier aus entsteht die unerschöpfliche Bilderfolge dieses Romans, in der die Gewalten der Zeit, grausig oder heiter, in den Großen und den Kleinen, aufleuchten und reden.

Digitized by Google

In dieser Betrachtungsweise ist eine persönliche, menschliche Größe, die neben der künstlerischen Kraft und durch sie hindurch in besonderem Maße bewegt und erschüttert. Ein hoher — man möchte fast sagen: moralischer — Mut sieht aller Niedrigkeit, Grausigkeit und Unbezähmbarkeit des Menschen unerschrocken ins Auge, und eine tiefe, freudige Lebensliebe läßt gelassen und zuversichtlich „ihre Sonne scheinen über Gute und Böse".

Diese Verbindung von Tapferkeit und Milde, von stärkster Leidenschaft und gelassener Weisheit, von unerschöpflich üppiger Phantasie und philosophischer Haltung, von Zartheit und Kraft, Heiterkeit und Schwere in einer Frau anschauen zu können, ist das kostbarste Geschenk, das uns deutschen Frauen in einer Zeit des Kampfes vom Schicksal gegeben werden konnte.

Mathilda Wrede.

Von

Selma Lagerlöf.

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Nachdruck verboten.

I.

Als ich im Winter 1912 zum ersten Male in meinem Leben das Museum von Helsingfors ansah, blieb mein finnländischer Begleiter ganz plötzlich vor einem der Bilder stehen.

„Ich glaube, dieses Bild", sagte er, „möchten wir von allem, was hier im Museum ist, wohl am allerungernsten hergeben."

Indem er dies sagte, warf ich einen Blick auf das Bild. Es war das Porträt einer Frau mit glatt gescheiteltem Haar und einfacher dunkler Kleidung. Sie war nicht mehr jung, sie war auch nicht schön, und das ganze Bild war so ausgeführt, daß man merkte, daß der Künstler es vermieden hatte, es in irgendeiner Weise auffällig zu machen.

„Wen stellt das Bild vor?" fragte ich, während ich so davor stand und mir klarzumachen suchte, aus welchem Grunde es ein so warmes Lob erhalten hatte.

„Das ist Mathilda Wrede von Arvid Järnefelt," sagte der Finne, und man hörte es am Ton, daß er glaubte, nicht mehr sagen zu müssen, damit ich alles verstehe.

Ich hatte jedoch noch nie von Mathilda Wrede etwas gehört, so daß mir der Name nichts sagte. Aber ehe er noch zu Ende gesprochen, war es mir, als fielen mir die Schuppen von den Augen, so daß ich sehen konnte, wen ich vor mir hatte.

Ich sah es wohl an den mageren, kräftigen Händen und an dem Kleide, das keinen Knopf, keine Falte, kein Häkchen mehr hatte als streng notwendig war. Das heißt, zu allererst sah ich es doch an dem blanken Glanze der himmelwärts blickenden Augen, der nicht von Tränen oder sonst etwas Irdischem herrührte. Ich hatte eine von jenen vor mir, denen Gott befohlen hatte, wider die Arglist und das Elend der Welt zu kämpfen und nie und nimmer an sich selbst zu denken.

„Mathilda Wrede, das ist wohl eine Heilige," sagte ich, während ich mich bemühte, mit gefaßter Stimme zu sprechen, denn es lag etwas unbeschreiblich Rührendes über dem Bilde dieser einsamen Frau, die ihre Bürde mit Verzückung trug, obgleich man merkte, daß sie sie fast zu Boden drückte.

„Ja, sie ist wohl etwas in dieser Art," sagte der Finnländer. „Sie verbringt ihr Leben damit, Rettungsarbeit unter den Gefangenen zu vollbringen. Sie mag heute

Digitized by Google

wohl etwa vierzig Jahre alt sein, und sie hat dies von klein auf immer getan. Sie gehört einem alten vornehmen Geschlecht an, aber für sie existiert nichts anderes als die armen Verbrecher. Ihnen gibt sie alles, was sie geben kann, Zeit und Geld, Fürsorge und Pflege."

Noch lange sprachen wir über Mathilda Wrede weiter. Er erzählte, daß sie die Beziehungen mit ihren Schützlingen auch, nachdem sie aus dem Gefängnis gekommen waren, weiter unterhielt. Aber um die Leute mit dem rechten Nachdruck ermahnen zu können, arbeitsam und ehrlich zu bleiben, hatte sie sich entschlossen, selbst von derselben Summe zu leben, über die ein Arbeiter, der Frau und Kinder hat, für seine eigene Person verfügen kann, das heißt, etwa 35 Ore im Tage.

Sie war in jeder Weise bestrebt, diesen Armen auch in rein praktischer Weise zu helfen. Sie durften bei ihr aus- und eingehen, wie sie wollten. Wenn niemand anders, so nahm sie sie als gute Freunde bei sich auf. Sie war auch ungeheuer populär bei ihnen. Durch die eleganten Straßen von Helsingfors konnte sie gehen, ohne daß ein Mensch ihr nachsah, aber kam sie durch ein Hintergäßchen, dann hörte man es von allen Seiten flüstern: Da geht das Fräulein! Da geht das Fräulein! Man konnte ja nicht immer so sicher sein, daß das gerade ihr galt, aber bald hörte man auch ein: Da geht Mathilda, und da war ja kein Zweifel mehr möglich.

Auf meine Frage sagte er mir auch, wie sie selbst war. Das Bild hier war in gewissem Sinne irreführend. Es gab nur die Hauptrichtung ihres Lebens an. Wenn man sie im Alltagsleben traf und die schlanke Gestalt und die große kühne Adlernase sah, hatte man sofort das Gefühl, daß sie aus einem alten Kriegergeschlechte stammte. Sie war heiter, freimütig und lebhaft und hatte keine andere Sorge, als daß sie nicht genug Geld besaß, um ihren Schützlingen all die Hilfe angedeihen lassen zu können, die nötig war. Daß sie sich für ihre armen Freunde, die Verbrecher, opferte, schien ihr etwas ganz Selbstverständliches und keineswegs Rühmenswertes. Es war ihr Handwerk, und sie hatte ihre Freude daran. Sie verstand es, die besten Eigenschaften dieser Menschen hervorzulocken, sie erzählte auch gerne von ihnen und schilderte sie dann mit ebensoviel Liebe wie Humor.

Schließlich fragte ich, ob sie Erfolg gehabt habe.

„Sie sehen es selbst," sagte der Finnländer und wies auf das Porträt. „Es ist nicht so leicht, ihr auf die Länge zu widerstehen."

Einige Tage später machte ich die persönliche Bekanntschaft von Mathilda Wrede, aber nicht über dieses Zusammentreffen möchte ich jetzt sprechen. Hier will ich nur einige Ereignisse aus ihrem Leben darstellen, wie sie mir zum Teil von ihr selbst erzählt wurden, zum Teil von ihren Freunden.

II.

Als Mathilda Wrede noch ein junges Mädchen von 18 oder 19 Jahren war, träumte sie mehrere Nächte hintereinander von einem Manne, der sie um Hilfe anflehte. Sie sah ihn deutlich, sie hörte ihn jammern und klagen, sie wurde von Mitleid ergriffen und wollte ihm beispringen, aber wie es im Traume gewöhnlich geht, konnte sie ihre Absicht nicht ausführen, sondern erwachte erregt und ängstlich, während die Tränen über ihr Gesicht strömten.

Diesen Mann, den Mathilda Wrede im Traum gesehen hatte, traf sie recht bald in Wirklichkeit. Ihr Vater, der damals Gouverneur von Wasa war, hatte eines Tages einen Strafgefangenen, der früher einmal Anstreicher gewesen war, in das Gouverneurhaus holen lassen und ihm aufgetragen, dort ein paar alte Möbel zu übermalen. Während der Gefangene damit beschäftigt war, ging sie, die junge Gouverneurstochter, vorbei und er blickte von der Arbeit auf. Sie blieb stehen, ohne sich vom Fleck rühren zu können. Das war der Mann aus ihrem Traum. Sie erkannte sein Gesicht Zug für Zug. Und sie war ganz erstaunt, als er, nachdem er einen gleichgültigen Blick auf sie geworfen hatte, sich niederbeugte und weiter arbeitete, ohne etwas zu sagen. In der ersten Verblüffung hatte sie erwartet, daß auch er sie

Digitized by Google

erkennen und die Gelegenheit wahrnehmen würde, sie noch einmal um Hilfe anzuflehen.

Obgleich der Mann nichts sagte, konnte sie sich doch nicht von der Vorstellung befreien, daß er in großer Angst lebte und etwas für ihn geschehen müsse. Er stand da ganz gelassen bei seiner Arbeit, nichts verriet, daß sein Inneres in Aufruhr war, aber sie war doch fest überzeugt, daß es sich so verhalten müsse.

Der Traum und die Traumstimmung kam mit solcher Macht zurück, daß sie sich nicht klarmachen konnte, daß sie keine volle Wirklichkeit hatte. Das einzig Wichtige schien ihr, jetzt, wo sie dazu imstande war, etwas für den Gefangenen zu tun, und sich nicht in der nächsten Nacht wieder im Schlafe um seinetwillen ängstigen zu müssen.

Fast ohne daß sie wußte, wie es zuging, begann sie mit ihm von seiner Seelenverfassung zu sprechen, von Sündennot und Erlösung. Sie war wohl schon damals warm religiös, Leserin oder Pietistin, wie man es nun nennen will, aber sie war auch scheu und hatte Angst, verlacht zu werden, und an einem anderen Tage hätte sie etwas Derartiges nicht zu tun vermocht. Als sie sich bewußt wurde, worauf sie sich eingelassen hatte, hatte sie ein Gefühl, als wenn sie auf gefährliches Eis hinausgewandert wäre, ohne daran zu denken, daß es jeden Augenblick unter ihr einbrechen könnte.

Während sie so zum vollen Bewußtsein zurückkehrte, beeilte sie sich, das, was sie zu sagen hatte, mit ein paar kurzen Sätzen abzuschließen. Dann blieb sie schweigend stehen, und es war ihr recht peinlich zumute. Sie hatte keine Ahnung, was sie gesagt haben konnte. Es war ihr ein schmerzliches Gefühl, daß sie sich hatte hinreißen lassen, jene Liebe zu Christus zu offenbaren, die das süßeste Geheimnis ihren jungen Herzens war. Der Mann dort drüben machte sich vielleicht über sie lustig, oder er war vielleicht zornig, daß ein Kind, wie sie, sich vermessen wollte, ihm, der ein erfahrener und reifer Mann war, Trost zu bringen.

Am liebsten wäre sie von allem davongelaufen, aber dann sagte sie sich, daß dies feig gewesen wäre. Was sie nun auch gesagt haben mochte, sie wollte dafür einstehen.

Der Gefangene, mit dem sie gesprochen hatte, verhielt sich ganz still. Er arbeitete langsam und sorgfältig weiter, wie um Zeit zu gewinnen. Doch es dauerte nicht lange, so war er fertig. Aber dann beschäftigte er sich mindestens ein paar Minuten damit, die Pinsel abzustreichen. Erst als auch dies geschehen war, wendete er sich ihr zu.

Da sah sie, daß der Mann gerührt war. Er hatte sie keineswegs ausgelacht. Während er so über die Arbeit gebeugt dastand, hatte er geweint.

Er sah aus, als müßte er große Dinge durchlebt haben, aber er erzählte ihr nichts davon. Zu ihr sagte er nur ein paar Worte:

„Es ist schade," sagte er mit starker Betonung, „daß das Fräulein nicht ins Gefängnis hinunterkommen und auch mit den andern sprechen kann."

Damit ging er. Aber seine Worte wirkten auf das junge Mädchen wie eine Erleuchtung.

Alles, was ihr an diesem Tage widerfahren war, schien ihr eine Kundgebung der Absichten des Höchsten mit ihr zu sein. In ihrem Herzen fühlte sie die Gegenwart ihres Gottes, den sie liebte, und voll Hingebung und Gehorsam faltete sie ihre Hände.

„Wenn du willst, daß ich zu all jenen gehe, die in Ketten und Gefängnissen schmachten und mit ihnen von dir spreche, warum sollte ich es nicht tun?"

III.

Einige Jahre später saß Mathilda Wrede eines Tages im Salon des Generalgouverneurs in Helsingfors und wartete darauf, vorgelassen zu werden.

Sie war sehr bleich und hielt die Hände eng verschlungen; damit niemand merkte, wie sie zitterten. Es war auch nicht zu verwundern, daß sie sich in großer Spannung und Unruhe befand. Wenn sie den mächtigen Mann dort drinnen nicht bewegen konnte, Barmherzigkeit mit ihr zu haben, dann war sie nicht imstande, ihr Lebenswerk zu vollbringen.

Ihr Lebenswerk zu vollbringen — — — ach, man kann sich schon denken, was es war, das sich ihr in den Weg gestellt hatte. Ein junges, schwärmerisches Herz kann sich

Digitized by Google

wohl in einem bewegten Augenblick entschließen, seinen Wirkungskreis unter jenen zu suchen, die in den Gefängnissen des Landes schmachten. Aber damit ist ja die Frage nicht gelöst. Man muß auch Gelegenheit haben, seine Mission durchzuführen. Es kann unter manchen Verhältnissen leichter sein, mit den Heiden, die auf der anderen Seite des Weltmeeres wohnen, in Berührung zu kommen, als mit Verbrechern, die der Staat hinter Schloß und Riegel verwahrt hält.

Bis vor ganz kurzem war es ihr doch keineswegs schwer geworden, die Aufgabe durchzuführen, die Gott ihr anvertraut hatte. Ihr Vater hatte ihr alle Freiheit gelassen, das Gefängnis in Wasa zu besuchen, und da hatte sie ihre ersten Erfahrungen gesammelt. Wohl war ihr manches mißlungen, aber im großen ganzen hatte sie doch den Eindruck gehabt, daß ihre Arbeit zum Segen gereiche.

Es hatte sie auch verwundert, ja, es war ihr fast unbegreiflich erschienen, daß sie nicht weiter arbeiten dürfen sollte. Aber nun hatte ihr Vater seine Stellung aufgegeben, die Familie war nach Helsingfors übersiedelt, und da hatte die Behörde sich geweigert, ihr die Gefängnistüren zu öffnen.

Sie hatte hier und dort angeklopft, aber nirgends Gehör gefungen. Und jetzt hatte sie sich nach vielen vergeblichen Versuchen entschlossen, ihr Ansuchen dem Generalgouverneur selbst vorzutragen.

Man muß versuchen, sich hineinzudenken, was das gerade für sie bedeutete. Sie mußte zu einem russischen Beamten gehen, der ihrer Religion fremd war, und ihr wichtigstes Interesse in seine Hand legen.

Sie hatte genau darüber nachgedacht, was sie sagen sollte, um ihn zu bewegen, um ihn zu der Erkenntnis zu bringen, daß sie von Gott berufen war, daß sie nicht aus kindlicher Laune handelte, daß sie wirklich die Macht hatte, auf die Verbrecher einzuwirken und ihre Seelenrichtung zu ändern.

Aber trotz alledem war sie mit jedem Augenblick, der verstrich, immer überzeugter, daß sie nicht die geringste Aussicht hatte, damit durchzudringen. Sie quälte sich selbst, wie man es zu tun pflegt, wenn man dasitzt und wartet. Gott hätte ihr wohl schon geholfen, wenn sie Hilfe verdiente, aber das war sicherlich nicht der Fall. Er hatte sie geprüft, dies war seine Art, ihr zu zeigen, daß sie nicht würdig war, für ihn zu arbeiten.

Plötzlich zuckte sie zusammen und errötete heiß. Sie sah aus wie ein Verbrecher, der auf frischer Tat ertappt wird. Sie hatte eine plötzliche Entdeckung gemacht. Sie fühlte in diesem Augenblick, daß ihre Arbeit unter den Gefangenen von größter Bedeutung für ihr eigenes Glück war. Gefangene, denen sie hatte helfen können, pflegten ihr zu danken. Aber sie verdiente diesen Dank nicht, weil sie ihnen um ihres eigenen Glückes willen zu helfen versuchte. Sie liebte diese Arbeit, und es würde für sie ein furchtbarer Verlust sein, sich ihr nicht widmen zu können.

Bisher hatte sie, wenn sie in die dunklen Zellen ging und sich stundenlang abmühte, um einen Verbrecher zum Gefühl seiner Schuld zu erwecken, geglaubt, daß sie dies aus Liebe zu Gott tat. Aber Gott wußte, daß sie nur so handelte, weil es ihr selber Befriedigung gewährte. Und darum sollte ihr die Arbeit genommen werden.

Wieder und wieder durchforschte sie ihr Herz. Warum hatte sie die Arbeit unter den Gefangenen gewählt? Nur weil es sie mehr als irgend etwas anderes gefesselt hatte. Jetzt, wo es damit zu Ende war, würde ihrem Leben jeder Inhalt fehlen. Sie war es, die diese armen Menschen viel nötiger brauchte, als diese ihrer bedurften. Für sie konnte Gott in seiner großen Macht jederzeit einen anderen Helfer erwecken.

Diese Überzeugung senkte sich mit zermalmender Schwere auf sie herab. Sie war schon bereit, ihrer Wege zu gehen und die ganze Sache auf sich beruhen zu lassen; aber ehe sie noch mit diesem Entschluß ganz fertig war, gab ihr der Türhüter ein Zeichen, daß nun sie an der Reihe war.

Da glaubte sie, nicht mehr zurück zu können, aber während sie die wenigen Schritte in das nächste Zimmer ging, dachte sie: das ist doch sehr unnötig. Nicht dieser Mann hat die Entscheidung in der Hand. Ich bin schon gerichtet. Ich weiß schon, daß alles vergeblich ist.

Digitized by Google

Als sie in etwa fünf Minuten zurückkam, hatte sie die bestimmte Zusage des Generalgouverneurs. Es sollte eine Verordnung erlassen werden, die ihr gestattete, alle Gefängnisse Finnlands zu besuchen. Alle Hindernisse waren aus dem Wege geräumt; der Weg lag offen vor ihr.

Sie war furchtbar erschüttert. Sie verließ das Audienzzimmer mit einem so erregten Gesicht, daß die andern, die noch warteten, ihr mitleidige Blicke zuwarfen. Als sie endlich auf die Straße hinunterkam, fing sie zu weinen an.

Der Weg offen, freier Zutritt zu allen Gefängnissen. Wie war dies nur möglich? Wie hatte sie dies zustande gebracht?

Das war das seltsamste. Die Worte, die ihn überzeugen sollten, daß sie berufen und auserwählt war, waren ihr in demselben Augenblick genommen, in dem sie sich selbst zugestehen mußte, daß sie nur für ihr eigenes Glück, ihre eigene Befriedigung arbeitete.

Was sie nun gesagt hatte, das hatte sehr bleich und kalt geklungen. Sie war selbst über ihre Kälte erschrocken und war in einige Ausrufe ausgebrochen, die nicht aus der Tiefe ihres Herzens kamen, sondern einen unwahren Eindruck machten. Sie merkte auch gleich, daß er sie nicht ernst nahm, und sie konnte ihn nicht umstimmen; denn sie konnte nicht vergessen, daß sie nur für sich selbst kämpfte. Das raubte ihr den Mut.

Als der Gouverneur ihr gegen Ende der Audienz ganz plötzlich gesagt hatte, ihr Ansuchen sei bewilligt, da hatte sie ihm kaum glauben wollen.

Sie begriff nichts. Noch während sie jetzt über die Straße ging, begriff sie nichts. Aber dann erinnerte sie sich an den Ausdruck im Gesichte des Generalgouverneurs, als er mit ihr gesprochen hatte, und plötzlich konnte sie das deuten, was in seiner Seele vorgegangen war.

Wie er so da saß, hatte er gedacht, daß es zwei Arten von Enthusiasten in der Welt gibt: die echten, die, solange das Leben währt, an einer einzigen Schwärmerei festhalten. Das sind beschwerliche und gefährliche Menschen, denen muß man von Anfang an alle möglichen Hindernisse in den Weg legen. Die andere Art wiederum sind solche, die eine Zeitlang heftig brennen, aber gar bald müde werden und sich nach Abwechslung sehnen. Diese soll man gewiß nicht hindern. Im Gegenteil, man soll sie ermuntern und sie gewähren lassen, ohne sie durch Widerstand anzuspornen. Sie werden ja ohnehin unfehlbar von selber müde.

Und nun begriff sie, daß sie zu der letzteren Art gerechnet worden war, und daß man darum ihren Wunsch bewilligt hatte. Sie hatte ihn durchgesetzt, weil sie ihn nicht hatte dazu bringen können, an ihre Berufung zu glauben.

„Ach, mein Gott," sagte sie, „hast du nur mit mir gespielt?"

Sie wunderte sich über sich selbst. Warum hatte es sie vorhin so sehr erschreckt, daß sie an ihren Beruf als an ein Glück gedacht hatte? Was lag darin Böses? War es nicht ein Zeichen, daß sie von Gott eben für dieses Werk geschaffen war?

Er brauchte sie, und er hatte sie zu seinem Werkzeug geformt.

IV.

Da war ein alter Mann, der hieß Lauri. Er saß im Zellengefängnis in Abo, und eines Vormittags war Mathilda Wrede eine ganze Stunde lang bei ihm in der Zelle gewesen. Sie hatte ihm geholfen, einen Brief nach Hause zu schreiben, und da war so viel, das sie sagen sollte, und so viel, das sie nicht sagen sollte. Der Alte redete hin und her und kam nie zu einem Ende. Sie gab sich alle Mühe, geduldig zu sein, aber er war ganz ungewöhnlich weitschweifig und schwerfällig, und sie war todmüde, bis er endlich gesagt hatte, was er wollte.

An diesem selben Tage wurde sie zum Gefängnisdirektor gerufen und bei ihm bis gegen halb drei Uhr aufgehalten. Sie pflegte sonst zwischen zwei und drei in die Stadt zu gehen und dort zu Mittag zu essen, aber nun sagte sie sich, daß es noch das beste war, ihr Mittagsmahl aufzuschieben, denn um drei mußte sie ja wieder im Gefängnis sein. Sie hatte dann, was man einen allgemeinen Empfang nennen konnte. Der Direktor hatte ihr nämlich ein Zimmer

Digitized by Google

eingeräumt, wo sie um diese Zeit die Gefangenen, die ihre Hilfe wünschten, empfangen durfte.

Nachdem sie den ganzen Tag so beschäftigt gewesen war, fühlte sie sich sehr ermüdet und war recht unangenehm berührt, als sie das Empfangszimmer betrat und sah, daß der alte Lauri da stand und auf sie wartete.

„Nein, aber Lauri," sagte sie, denn sie glaubte, es nicht überstehen zu können, seine langatmigen Geschichten noch einmal anzuhören. — „Ich habe doch heute schon eine volle Stunde mit Ihnen gesprochen. Sie dürfen den andern die Zeit nicht wegnehmen, Lauri."

Aber Lauri beachtete die Zurechtweisung gar nicht.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Fräulein," sagte er. „Diesmal werde ich schon nicht so langsam sein. Aber sehen Sie, Fräulein, es war nämlich so, ich hatte heute draußen auf dem Hofe zu tun, ich sollte einen Wagen ausbessern, und da habe ich das Fräulein nicht nach Hause gehen sehen, und drum denke ich mir, daß das Fräulein heute kein Mittagessen gehabt hat und —"

„Nein, allerdings nicht, Lauri, aber gerade deshalb" — —

Der Alte strahlte vor Zufriedenheit, als er hörte, daß er richtig geraten hatte.

„Und als ich nun mein Mittagbrot bekam," sagte er, „da habe ich an das Fräulein gedacht. Und Gott sei Dank, hatten wir heute Fleischsuppe mit Kartoffeln. Denn wenn es Erbsen gewesen wären, da hätte ich ja nichts aufheben können. Aber so habe ich Kartoffeln und Brot für das Fräulein eingesteckt."

Damit versenkte Lauri seine Hand in die Tasche und zog zwei kleine Kartoffeln und ein Stück schmutziges Brot heraus, das er ihr in seiner feuchten, verschmierten Hand reichte.

„Denn sehen Sie, Fräulein, was Sonne und Blumen für die sind, die draußen in der Welt frei herumgehen, das sind Fräulein für uns, die wir eingesperrt sitzen," sagte der Alte, „und darum — — —"

Sie wußte selbst nicht, als sie die Gabe empfing, ob sie mehr Rührung oder mehr Angst davor empfand, daß er nun auch vielleicht noch den Genuß haben wollte, zu sehen, wie sie ihren Hunger stillte. Aber zu allem Glück ging er gleich seiner Wege, ohne auch nur ihren Dank abzuwarten.

Aber da eilte sie ihm nach. „Lauri," rief sie, „Sie können das nächste Mal reden, solange Sie wollen. Sie haben mir mehr als Brot gegeben, Sie haben mir etwas gegeben, woran ich mein ganzes Leben lang mit Freude denken kann."

V.

Juho Jokkinen und sein Kamerad Eino Illonen sitzen an einem Samstagabend im Brunnenpark in Helsingfors. Es ist gerade kein angenehmes Wetter, es stürmt und regnet, aber Jokkinen und Illonen, die Wetter und Wind nicht viel Beachtung zu schenken pflegen, sind in bester Laune. Wie sollte es auch anders sein? Sitzen sie nicht da, in einer abgelegenen Ecke des Parkes, die Taschen voll Bierflaschen, im Begriff, sich einen recht vergnügten Abend zu machen.

Jokkinen ist ein alter Helsingforser, während Illonen erst kürzlich in die Hauptstadt gekommen und in den Verhältnissen noch nicht ganz bewandert ist.

Er ist vom Lande hereingekommen, um Droschkenkutscher zu werden und hält sich eigentlich für zu gut, um mit Jokkinen umzugehen, der ein alter Zuchthäusler ist, aber er konnte der Lockung der Flaschenhälse nicht widerstehen, die aus Jokkinens Taschen hervorgucken.

Während Jokkinen einen Korkzieher hervorzieht und in den Kork der ersten Flasche preßt, lobt er eifrig den Punkt, an dem sie sich befinden. „Sag' mal, mein Junge, hast du je eine bessere Lage gesehen? Da ist nichts dran auszusetzen! Feine Aussicht übers Meer, was? Und in den letzten zehn Jahren ist hier kein Polyp vorübergekommen."

Jokkinen macht, während er dies sagt, eine kleine erläuternde Handbewegung und wirft einen Rundblick auf die Umgebung. Der ganze Park liegt so gut wie menschenleer da. Nur eine Frauengestalt taucht in der Ferne zwischen den Bäumen auf.

Digitized by Google

Illonen kann sich kaum jemand Harmloseren vorstellen, aber Jokkinen hört nicht auf zu fluchen, daß es gerade ihr einfallen muß, heute in den Brunnenpark zu kommen, wo ein armer Teufel gehofft hat, nach aller Plage und Rackerei der Woche einmal eine vergnügte Stunde zu haben.

„Vor wem hast du denn solche Angst?“ fragt Illonen.

„Kennst du sie nicht?“ ruft Jokkinen. „Na ja, richtig, du hast noch nichts mit ihr zu tun gehabt. Das ist ein Fräulein, die uns im Gefängnis zu besuchen pflegte.“

Illonen lacht vor Verachtung. „Ach so, so eine, die zu denen, die eingekastelt sind, kommen und ihnen Gottes Wort verkündet. Aber du wirst doch kein solcher Waschlappen sein? Du bist doch jetzt ein freier Mensch.“

Jokkinen sieht sich ganz ratlos um und versteckt die Flasche hinter seinem Rücken. „Siehst du nicht, ob sie herkommt?“

„Ja, ich glaube schon. Aber sei doch nicht so feig,“ sagt Illonen und lacht laut. „Laß sie nur rankommen und predigen. Ich werde ihr schon die Antwort nicht schuldig bleiben.“

Er bringt Jokkinen zur Besinnung. Der ehemalige Zuchthäusler richtet sich wieder auf und beginnt den Korkzieher einzuschrauben.

„Ja, siehst du,“ sagt er entschuldigend, „sie predigt nämlich nicht. Sie ist nicht wie die andern. Im Zuchthaus haben wir immer die Tage gezählt, bis sie gekommen ist. Während ich weg war, ist sie auch zu meiner Frau gegangen und hat sich erkundigt, wie es ihr ergeht. Ich hatte damals keinen andern Freund in der Welt als nur sie. Es ist doch ein verteufeltes Pech, daß sie gerade heute Abend hier vorbeikommen muß.“

„Ach was,“ sagt Illonen, „scher' dich doch nicht um sie! Das sind lauter Kniffe, um euch windelweich zu machen. Solche Leute wollen die Armen immer bekehren, damit sie selbst ruhig und sicher in ihren feinen Häusern wohnen können.“

„Bei manchen mag es so sein,“ sagt Jokkinen, „aber bei der hier nicht. Sie ist die Tochter eines Gouverneurs, aber sie wohnt in einem einzigen Zimmer, und sie hat es nicht seiner, als daß wir beide jederzeit ganz ungeniert zu ihr zu Besuch kommen können.“

„Na, wenn du solche Angst hast,“ meint Illonen, „so werfen wir die Flaschen ins Wasser und gehen nach Hause.“

„Habe ich etwas anderes gesagt, als daß es ein verdammtes Pech ist, daß sie gerade heute da sein muß? Aber Angst habe ich keine. Sieh mal her!“

Mit einem herausfordernden Knall fährt der Pfropfen aus der Flasche, gerade als die einsame Frau an ihnen vorbeigeht. Sie geht mit gesenktem Kopfe und hat die Saufbrüder am Wegesrand noch nicht bemerkt. Doch jetzt wirft sie ihnen einen langen Blick zu, bleibt sogar einen Moment stehen, aber geht dann gleich weiter, den Hügel hinauf.

Als sie vorbei ist, pufft Jokkinen Illonen mit dem Ellbogen.

„Hast du die Augen gesehen?“ fragt er mit einem beinahe entsetzten Tonfall seiner heiseren Schnapsstimme.

Er hat so laut gesprochen, daß die Vorübergehende ihn sehr wohl gehört hat, aber sie setzt ihre Wanderung fort.

Jokkinen umklammert den Hals der Flasche. Er will sie heben und daraus trinken, aber plötzlich stellt er sie wieder hin.

„Nanu, Jokkinen?“ sagt Illonen und will die Hand auf die Flasche legen, aber der Kamerad stößt ihn fort.

„Fräulein!“ ruft er.

Die Angesprochene dreht sich um und bleibt zögernd stehen.

„Sehen Sie her!“ ruft er und hebt die Flasche hoch.

„Mathilda Wredes Wohl,“ ruft er mit einem unbeschreiblichen Tonfall, und im selben Augenblick dreht er die Flasche um und läßt ihren ganzen Inhalt auf den Boden rinnen.

Und Illonen, der wider Willen von diesem Schauspiel gepackt ist, sieht all das Bier fortfließen, ohne eine Bewegung zu machen. Im nächsten Augenblick ist Mathilda Wrede bei ihnen.

„Ach, Jokkinen,“ sagt sie, „wie haben Sie mich froh gemacht! Wissen Sie, ich war gerade heut Abend so traurig. Ich hatte das Gefühl, daß all meine Mühe ganz

Digitized by Google

umsonst ist. Schließlich ging ich aus, weil ich dachte, ich würde in der frischen Luft ein bißchen besseren Mutes werden. Aber als ich euch hier sitzen sah, da wurde ich noch trauriger. Und ich war so müde, daß ich euch gar nichts zu sagen vermochte. Es ist ja doch so zwecklos, dachte ich mir. Aber jetzt habt ihr mich wieder ganz frisch und munter gemacht, jetzt bin ich gar nicht mehr traurig. Und jetzt sollt ihr alle beide mit mir in die Stadt kommen und bei mir Kaffee trinken."

„Ach, das Fräulein kann doch nicht mit uns gehen."

„Und ob ich kann."

Und sie wanderte der Stadt zu, mit Jokkinen und Illonen, den zwei stolzesten Kerlen von Helsingfors.

VI.

Es ist in einer Zelle im Helsingforser Gefängnis. Eine große, hagere Dame, in sehr einfachem, anliegendem grauen Kleide ist eben eingelassen worden, und die Türe hat sich hinter ihr geschlossen. Vor ihr auf dem Boden liegt ein Mann in Gefängniskleidern ausgestreckt. Er hat nicht die leiseste Bewegung gemacht, als die Tür sich öffnete, und liegt noch immer regungslos da, den rechten Arm über den Augen.

Die besuchende Dame tut eine Weile gar nichts, sondern begnügt sich damit, den Liegenden zu betrachten. Das ist ein Mann, von dem sie schon viel gehört hat, kein gewöhnlicher kleiner Dieb oder Fälscher, sondern ein großer Verbrecher, ein Waldräuber, der ein halbes Dutzend Menschen ermordet, Reisende ausgeplündert und mehrere Sprengel dort oben an der russischen Grenze unsicher gemacht hat. Als er nun endlich eingefangen und zu lebenslänglicher Strafarbeit verurteilt wurde, hat er sich so stark und wild gezeigt, daß das Gefängnispersonal beinahe ratlos ist und es für lebensgefährlich ansieht, seine Zelle zu betreten. Sie, die nun ganz einsam und wehrlos da drinnen steht, mußte einen förmlichen Kampf mit dem Gefängnisdirektor bestehen, bis sie die Erlaubnis erwirkt hat, diesen Gefangenen zu besuchen.

„Hallonen," sagt sie schließlich mit leiser, aber ganz sicherer Stimme. „Ich bringe Ihnen Grüße von Ihren Verwandten in der Wasagegend."

Der liegende Mann antwortet nichts auf diese Anrede. Er schläft oder stellt sich schlafend. Sie weiß es nicht recht.

Sie wartet eine Weile, dann beginnt sie wie zuvor: „Ich habe Grüße an Sie, Hallonen, von Ihren Verwandten."

Der Mann beharrt dabei, ihr nicht zu antworten. Da beugt sie sich hinab und zupft ein wenig an seinem Rockärmel.

Im selben Augenblick, in dem sie ihn berührt, schnellt der Mann, der da mit Fesseln an Händen und Füßen liegt, vom Boden auf und steht wie durch ein Wunder aufrecht vor ihr. Sie staunt über seine außerordentliche Geschmeidigkeit und Behendigkeit, und noch mehr staunt sie über ihn selbst, wie er jetzt vor ihr steht. Er ist der größte Mann, den sie je gesehen hat, ein richtiger Riese, aber so gut gewachsen, daß er ihr geradezu als das Urbild eines Menschen erscheint. Sein Gesicht ist ebenso schön wie alles andere an ihm, und seine Haltung ist die eines Fürsten.

Die Besucherin war unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen, als er so plötzlich vom Boden in die Höhe schnellte. Und sie hat auch allen Grund, sich zu fürchten, denn der Gesichtsausdruck des Räubers ist im höchsten Maße drohend. Er sieht aus wie ein Mann, dessen Geduld aufs äußerste gereizt ist, und der nun beim geringsten Anlaß bereit sein kann, seine gefesselten Hände zu einem Schlage zu erheben, der schwer genug fallen kann, um jeden zu töten, den er trifft.

Er hat es gleich gemerkt, daß er sie erschreckt hat, und er lächelt ein hämisches Lächeln.

„Wer sind denn Sie?" fragt er mit einem Ausdruck, als spräche er zu einer kriechenden Ameise auf einem Waldwege.

Sie nennt ihren Namen und wiederholt, daß sie ihm Grüße bringt. Sie ärgert sich über sich selbst, daß sie in bedrücktem Tone spricht. Nun hat sie jedoch den ersten augenblicklichen Eindruck der Angst überwunden. Was sie jetzt empfindet, ist eine nieder-

Digitized by Google

drückende Hoffnungslosigkeit. Sie hat das Gefühl, daß sie in den Käfig eines schönen Tieres des Waldes gekommen ist, das sie sich nicht imstande fühlt, zu zähmen und zu beherrschen.

Der Räuber kümmert sich noch immer nicht um ihre Grüße, aber ihr Name fällt ihm auf.

„Mathilda Wrede," sagt er, „da sind Sie vielleicht mit dem General in Wasa verwandt?"

„Mein Vater war General und Gouverneur in Wasa. Kannten Sie ihn, Hallonen? Er ist jetzt tot."

Der große, stattliche Gefangene mißt sie mit einem geringschätzigen Blick.

„Der General war ein schmucker Mann. Schade, daß Sie ihm nicht nachgeraten sind!"

Als er das gesagt hat, zieht sich sein Körper wie zu einem Sprung zusammen, und seine Augen glitzern boshaft. Man könnte glauben, daß er versucht, die Besucherin zu reizen, ihm eine unfreundliche oder strafende Antwort zu geben, um einen Vorwand zu finden, sie anzugreifen. Während Mathilda Wrede noch zögert, ob sie etwas auf die letzte Bemerkung erwidern soll, begegnen ihre Augen den seinen, und sie sieht rasch den mordlustigen Funken, der im Augenwinkel lauert. Sie sieht, daß ihr Leben in Gefahr ist, aber dies erweckt ganz plötzlich ihre besondere Begabung, jene Intuition, die sie lehrt, wie sie verbrecherische und verirrte Menschen behandeln muß. Als sie sich dessen bewußt wird, kehrt ihre ganze Sicherheit wieder, und es belustigt sie sogar, zu sehen, wie durchdrungen dieser ungezähmte Waldmensch von seiner Überlegenheit ist, trotz des Elends, in das er geraten ist.

„Alle können nicht so schön sein wie Hallonen und mein Vater," antwortet sie ganz keck. „Aber wir müssen ja doch auch versuchen, zu leben."

Die Spannung in der Haltung des Räubers läßt nach, und er richtet sich wieder auf. Das ist nicht die rechte Gelegenheit zuzuschlagen. Ihre Antwort hat ihn entwaffnet.

„Sie sind ja eine ganz verständige Person," sagt er und lacht. „Ich habe geglaubt, Sie sind nur hergekommen, um zu predigen."

Wieder der böse Blitz im Auge. In allem, was er sagt, liegt eine Falle. Er will sie reizen, ihm jene scharfe Antwort zu geben, die ihm den Anlaß bieten soll, sich auf sie zu stürzen.

Doch ihre Antwort kommt würdig und mit untrüglicher Sicherheit:

„Wenn Gott Ihnen eines Tages gestattet, Hallonen, sich Ihm zu nähern, werde ich sehr froh sein, Ihnen den Weg zu seinem Throne zeigen zu dürfen. Bis dahin ist es besser, wenn wir von etwas anderem sprechen."

Der Räuber scheint sie nicht verstehen zu wollen.

„Warum sind Sie dann hergekommen, wenn Sie nicht predigen wollen?" fragt er streng.

„Ich komme zu Ihnen, Hallonen, wie zu den anderen hier im Gefängnis, um Ihnen all die Hilfe zu bringen, die in meiner Macht steht. Ich kann Ihnen Briefe schreiben, ich kann Ihnen Nachrichten von Ihren Nächsten verschaffen, und wenn es irgendwo im Walde eine Frau oder ein Kind gibt, die jetzt Not leiden, weil Sie gefangen sind, so kann ich auch ihnen Hilfe bringen."

„Das sind lauter Ausflüchte," ruft der Räuber. „Es kommt doch auf nichts anderes heraus als auf Buße und Bekehrung. Sie sind nur hergekommen, damit ich meine Sünden bereue. Aber ich will nicht. Ich habe viel zu viel Böses getan, um noch bereuen zu können."

Er hat sich selbst in Zorn gesprochen, er ist ganz rot vor Wut, und er rutscht dicht zu ihr hin und schüttelt seine geballten Fäuste vor ihrem Gesicht.

Sie versteht, daß er mit ihr Händel sucht, aber während sie mit jedem Augenblick, der vergeht, ihr Leben in immer größerer Gefahr sieht, stellt sie sich vor, in welchem Zustande der Erregung dieser Sohn der Wildnis sich befinden muß. Sie begreift, daß dieser Mann, der sich mit seiner Kraft und Schönheit gebrüstet, der sich in seinem Ort als Großmacht gefühlt hat, furchtbar darunter leiden muß, ein verachteter Gefangener zu sein. Sie fühlt instinktives Mitleid mit dem gefangenen Königsadler.

Das macht es, daß sie sich weder reizen noch einschüchtern läßt. Sie antwortet noch

Digitized by Google

immer mit derselben Sanftmut: „Ich bin nicht hier, um Ihnen zu schaden, Hallonen.“

Vielleicht wird er von einem Zittern des Mitgefühls in ihrer Stimme angenehm berührt. So etwas ist ihm nicht mehr begegnet, seit sein Elend begann. Er läßt die Hand wieder sinken, schlurft ein paarmal in der Zelle hin und her und setzt sich dann auf eine schmale Pritsche, die einzige Sitzgelegenheit der Zelle.

„Trauen Sie sich herzukommen und sich neben mich zu setzen?“

Das ist natürlich eine neue Falle. Er späht gierig nach einem Zögern bei ihr. Mit Absicht hat er sich so gesetzt, daß er zwischen sie und die Türe kommt.

Sie weiß augenblicklich, was weniger gefährlich ist, und sie geht hin und setzt sich neben ihn.

„Ich möchte Ihnen etwas sagen,“ beginnt er. „Aber Sie erzählen wohl alles denen dort draußen?“

Sie macht eine erzürnte Bewegung. „Glauben Sie, ich erzähle etwas wieder, was mir ein Gefangener anvertraut hat?“

Er schweigt jetzt einen Augenblick, dann beginnt er ganz unvermittelt mit ihr vom Walde und der Wildnis zu sprechen. Er beschreibt ihr Sonnenaufgänge und Sturmnächte, große, schöne Bäume, die er liebt, geheimnisvolle Waldseen, starke listige Tiere, deren Lebensweise er nachahmen zu wollen scheint. Er spricht von all diesem schöner als irgendein Dichter und dazu mit der eingehendsten Kenntnis. Sie hört ihm mit solchem Interesse zu, daß sie beinahe vergißt, wem sie lauscht.

Plötzlich springt er so heftig auf, daß die Fesseln klirren, und er sagt mit leidenschaftlicher Sehnsucht:

„Können Sie nicht verstehen, daß einer, der dort draußen gelebt hat, es in einem solchen Loch nicht aushalten kann? Man muß sich in irgendeiner Weise befreien.“

„Ich verstehe schon, daß Sie sich sehnen, Hallonen,“ sagt sie.

Er steht jetzt drüben an der Wand und lehnt sich daran. Sein Gesicht ist ganz kalt und unerschütterlich geworden und mit unheilverkündender Ruhe sagt er:

„Ich will Ihnen jetzt sagen, woran ich dachte, als ich vorhin dalag und Sie hereinkamen. Ja, ich schwor mir selbst mit allen Eiden zu, den ersten Menschen, der in meine Zelle kommen würde, zu erschlagen.“

Er verstummt für einen Augenblick, aber da sie ganz still sitzen bleibt und nichts erwidert, fährt er fort:

„Ich muß mich in der einen oder anderen Weise frei machen, das können Sie doch verstehen. Ich glaubte, ich hätte schon so viele ermordet, daß es für die Todesstrafe reichte. Aber nein! Darum bin ich gezwungen, noch einen oder zwei oder drei totzuschlagen, so viele als nötig sind, um ein Ende zu machen. Ich habe es gestern versucht, aber es ist nicht gelungen.“

„Sie wollen mir also sagen, Hallonen,“ sagt sie, noch immer ohne von der Pritsche aufzustehen oder dem Gefängniswächter, der zweifellos vor der Türe steht und das Betragen des gefährlichen Gefangenen beobachtet, ein Zeichen zu geben, „daß Sie mich erschlagen wollen.“

„Das war die ganze Zeit meine Absicht,“ sagt er. „Aber ich denke mir nun, daß ich doch eigentlich einen Mann gemeint habe, als ich mir das zuschwor. Darum können Sie meinethalben Ihrer Wege gehen, aber gleich.“

„Und wenn ich nicht gehen will, Hallonen?“

„Es ist jetzt nicht die Zeit zu Späßen, Fräulein. Ich habe mein letztes Wort gesagt. Wenn Sie gleich gehen wollen, dann sollen Sie verschont sein.“

Er wartet darauf, daß sie sich entfernt, aber sie rührt sich nicht.

„Sie sollen rasch Ihrer Wege gehen, sonst — —“

Sie richtet einen ruhig fragenden Blick auf ihn.

„Sie wollen ja den ersten totschlagen, Hallonen, der hereinkommt, wenn ich fortgegangen bin?“

„Das habe ich gesagt.“

„Da verstehen Sie doch, Hallonen, daß ich bleiben muß.“

„Sie müssen bleiben?“

„Ich kann mich nicht auf Kosten eines andern retten, Hallonen, wenn jemand sterben muß, warum sollte ich es nicht sein?“

Digitized by Google

Sie wendet sich ein wenig von ihm ab, faltet die Hände und vertieft sich in ihr Gebet, ohne zu ihm hinzusehen. Und im selben Augenblick nimmt ihr Gesicht einen Ausdruck der Sehnsucht und der strahlenden Hoffnung an. Nun ist der Augenblick der Befreiung gekommen. Endlich ist sie vorbei, diese Wanderung durch Bosheit und Elend, vorbei ist alle Müdigkeit, alles Mißlingen, vorbei der Kampf, der doch nie zu dauerndem Siege führen kann. Jetzt harrt ihrer nur Frieden, Freiheit, Erlösung von allem Übel.

Sie hört den Mann drüben an der Wand ein paarmal mit seinen Ketten rasseln. Sie hört ihn schwer nach Atem ringen. Endlich kommt er ihr näher. Sie hört einen rohen, wilden Schrei aus angstvoll zusammengepreßter Kehle.

Aber darauf folgt kein tödlicher Schlag, wie sie es erwartet hat, sondern der Räuber stürzt plötzlich zu Boden und liegt ihr zu Füßen, weinend, fassungslos, schmerzlich schluchzend, ohne die Kraft, seine Bewegung zu beherrschen.

Mit einem Seufzer beugt sie sich über ihn. Gerettet also, gerettet, um weiterzuwandern auf mühseligen Pfaden durch stechende Dornen und Giftschlangen.

Das Junior League Hotel für Frauen und Mädchen in New York.

Von

Elisabeth Müller.

Nachdruck verboten.

Jenseits der Eleganz, da, wo in New York die 78. Straße auf den East River mündet, liegt im freundlichen Gewande von hellglasierten Ziegeln, das Antlitz dem Fluß zugewandt, ein sechsstöckiges Gebäude: das Junior League Hotel, Hotel for Women. Pfeilergetragene Loggien, die durch alle Geschosse gehen bis hinauf zum luftigen Dachgarten, nehmen seine Frontmitte ein. Aus großen, blanken Augen schaut es frei nach drei Seiten: nördlich den East River hinunter, auf dem die großen Dampfer nach Boston ziehen, südlich über den Kinder-Spiel- und -Turnplatz zu seinen Füßen bis dort, wo das luftige Gehänge der nach Long Island hinübergreifenden Queenborough-Brücke das Bild abschließt und gegenüber auf das im ebbe- und flutbewegten Strom liegende Blackwells Island, mit seinem vielartigen Menschenleid. Denn dort drüben breiten sich in weiten Rasenflächen, zwischen Blumenbeeten die Irrenanstalt, das Gefängnis und das Hospital für Lungenkranke aus.

Die hohen Doppelglastüren des Eingangs lassen helles Licht fluten auf die weißen Marmorstufen der Treppe und den freundlichen Vorraum mit der »office«. — Dort fragt man den neuen Ankömmling: „Woher der Art und Fahrt?“ sonst aber auch nichts. Es genügt, daß du ein weibliches Wesen bist, das sich auf ehrenhafte Art den Lebensunterhalt erwirbt — sei es als Lehrerin oder als Ladenmädchen, als Tänzerin oder als Krankenpflegerin, als Künstlerin oder als Schreibmaschinenfräulein — und du bist freundlich aufgenommen und wirst deinem Geldbeutel entsprechend untergebracht. Je nach Lage des Zimmers, je nachdem du es allein für dich zu haben wünschest oder bereit bist, es mit ein oder zwei anderen Damen zu teilen, bezahlst du 6 Dollar resp. $4\frac{1}{2}$ Dollar Pension die Woche, alles in allem; dem Tagesgast wird 1 Dollar angerechnet für Quartier und Verpflegung. In den Zimmern, die sämtlich hell tapeziert, mit elektrischem Licht und Heizung ver-

Digitized by Google

sehen sind, verfügt jeder neben dem guten Bett über einen Wandschrank, eine hohe Kommode mit Spiegelaufsatz und einen Stuhl ganz selbstherrlich, während Tisch und Papierkorb Gemeingut sind. Gemeinsam sind auch die Waschräume, deren jeder Stock zwei aufweist zu je sechs Becken mit Warm- und Kaltwasserleitung. Wer es nicht sonderlich schätzt, seine Morgentoilette in Gesellschaft zu machen, dem bleibt es unbenommen, sich in die Einsamkeit eines der vierzig Badezimmer zurückzuziehen, die das Haus aufweist und die jederzeit zur freien Benutzung stehen. Zwischen 7—8 Uhr morgens fliegt der Aufzug fleißig auf und ab, denn dies ist die Zeit der Frühstücksstunde und der Eßsaal befindet sich im Erdgeschoß. An runden Tischchen ist für 3—4 Personen gedeckt; die Aufwärterinnen in hübschen, hellen Kleidern servieren nach Wunsch Kaffee, Tee oder Milch; daneben hast du das Anrecht auf hot or cold cereals, d. h. Hafer- oder Grießbrei oder braun geröstete knusprige Flocken, die man sich mit Zucker und Sahne anmacht, ferner auf ein Ei, gekocht, gebacken oder gerührt, und auf Brot und Butter soviel du magst. Einmal in der Woche gibt es sogar Kotelettes oder gebackenen Fisch zum ersten Frühstück. — Vor dem Verlassen des Speisesaals sieht man einzelne vorn zur Anrichte gehen, wo sie sich für 5 Cents = 20 Pfennig Butterbrote und Obst zum Mitnehmen erstehen. Da der Beruf die weitaus größere Zahl der Bewohnerinnen tagsüber vom Heim entfernt, ist eine Mahlzeit in der Mitte des Tages nicht vorgesehen. Die vereinzelten, die zu Hause bleiben, können sich zum lunch um 12 Uhr anmelden und erhalten dann für 15 Cents = 60 Pfennig etwa folgendes: Kotelettes mit Kartoffelpüree, Salat, Obstpie als Nachtisch, Kaffee, Tee oder Milch.

Von 7—9 fährt ein Omnibus, dessen Benutzung unentgeltlich ist, zwischen dem Junior League Hotel und den 3—4 Blocks entfernten Stationen der Hoch- und Straßenbahn hin und her und befördert alle, die nicht gern gehen, und dazu gehören wohl die allermeisten Amerikanerinnen. Nach Feierabend holt Franks vielfassender Wagen die Müden wieder ab, die gleich unter Lachen und Plaudern die Erlebnisse des Tages auszutauschen beginnen, um die Unterhaltung dann weiter fortzusetzen während des abendlichen dinners, der Hauptmahlzeit, die aus Suppe, Fleisch, Gemüse, Salat oder Kompott und süßer Speise besteht mit Kaffee, Tee oder Milch. Danach folgt wohl für die meisten die Zeit der Erholung und Ruhe; manche fühlen das Bedürfnis nach einem Tänzchen im großen Saal oder haschen einander in den Laubengängen des Dachgartens, je nach der Jahreszeit; die einen musizieren, andere suchen die Bibliothek auf mit ihren guten Büchern und vielen Zeitschriften, oder das besonders hübsche Schreibzimmer. Wieder andere sieht man mit geheimnisvollen Bündeln in einer Tür des Untergeschosses verschwinden; folgen wir ihnen, so gelangen wir in die Waschküche, deren Einrichtungen für 5 Cents die Stunde jedem zur Verfügung stehen. Da kann man seine Wäsche kochen, reiben, schwenken, bläuen, stärken im abschließbaren Heißluftraum trocknen und nachher bügeln. Mit Opferung weiterer 5 Cents erkauft man sich das Recht auf die Segnungen der Nähstube, d. h. der Nähmaschine und Bügeleinrichtung oder der Schreibmaschine.

An den warmen Sommerabenden beleben sich die Loggien; da schaukeln die Hängematten und Schwingsitze, durstige Augen, die den ganzen Tag nur nüchterne Arbeitsräume gesehen haben, trinken das goldene Licht und die Weite. Und wie köstlich atmet sich die reine Luft, die vom Ozean her weht über Long Island. Und über Blackwells Island mit seinen Blumen, seinen grünen Rasenflächen und seinem großen, großen Leid. —

Die kürzerwerdenden Tage und kühleren Abende vereinsamen die Loggien und versammeln die Gruppen in den Innenräumen, dem oben erwähnten Saal, wo musiziert und getanzt wird, in Bibliothek und Schreibzimmer oder dem schönen Wohnraum, der jedem Stockwerk eingefügt ist. Handarbeitende, Lesende, Kartenspielende vereinigen sich um den Tisch mit der Stehlampe; die Müden und die Heimlichplaudernden suchen das Halbdunkel auf, das weiche Liegesofa und die Tiefe

Digitized by Google

der lederbezogenen Klubsessel, aus denen es so schwer wird, sich zu erheben, wenn schließlich die Zeit des Zubettgehens kommt. — So schön ist alles, so gediegen, so vornehm. — Der gedämpfte Teppich, der Stoff der Wände, die Bilder, die elektrischen Lampen und Lämpchen, — alles geschmackvoll, alles sauber und wohl gehalten. — Auf einmal klingelt das Telephon (das auch zu jedem Wohnraum gehört), — die zunächst Sitzende oder die Neugierigste, die Dienstbereiteste oder die Ahnende, kurz — eine eilt zum Apparat: Hallo! — Ist Miß Brown da? — Ja, hier! — Sie möchte herunterkommen, es ist Besuch da! — Der Freund oder die Freundin schaukelt sich im Empfangsraum, der zu ebener Erde liegt und eine ganze Anzahl Besucher zu fassen vermag; um das große Zimmer herum kristallisieren sich fünf kleinere, ganz kleine sogar, ganz intime Stübchen, die nur ein Sofachen und einen Schaukelstuhl an Sitzgelegenheiten aufweisen, wo man ganz ungestört ist, wo niemand uns belauschen kann, wenn der schwere Vorhang vor die Türöffnung geschoben wird. An Sonntagen, zumal an regnerischen, sind Stube und Stübchen fortwährend besetzt, denn man hat viel Besuch hier. Du kannst deinen Besuch auch zum Essen einladen, — das Sonntagsdinner, das in die Mitte des Tages fällt, ist festlich genug; es gibt Roastbeaf oder Geflügel und bei besonderen Anlässen das non plus ultra der Amerikaner: Truthahn mit Kronsbeerkompott; zum Nachtisch sommers und winters stets Eis. Und so bewirtest du deinen Gast fürstlich für 25 Cents (1 ℳ).

Einmal im Monat ist »banquet«, ein Fest, zu dem du alle jungen Herren deiner Bekanntschaft auffordern mußt. — Da gibt's im buntgeschmückten Saale Kostümtänze, Aufführungen, Vorträge aller Art; es werden Erfrischungen gereicht, wie Limonade, Butterbrötchen, Backwerk und weder hierfür noch für das »orchestre« (1 Klavier- und 1 Violinspieler) etwas berechnet; alle sind Gäste des Heims.

Dabei ist das Junior League Hotel nicht etwa eine durch Stiftungen ins Leben gerufene Einrichtung, sondern ein rein geschäftliches Unternehmen der »City and Suburban Homes Company« und wurde vor 3 Jahren mit einem Kapital von 300 000 Dollar gegründet, das sich mit 4 % verzinst. Die 264 Zimmer bieten Raum für 328 Personen und sind stets besetzt. Um Ausgaben und Einnahmen in richtigen Einklang zu bringen, dazu gehört natürlich eine tüchtige wirtschaftliche Leitung, und diese liegt in den Händen einer deutschen Dame, Frau Boll, die mit Klugheit und Energie auch das bunte Heer der Einwohnerinnen überwacht. Ihrem scharfen Blick kann sich keine Unsauberkeit oder Unordnung irgendwelcher Art entziehen; bei allen Zugeständnissen an das Recht der Jugend auf Fröhlichkeit und unter Berücksichtigung des amerikanischen Freiheits- und Selbständigkeitsdranges weiß sie doch mit feinem Takt einzugreifen, sobald es gilt, die Würde und den Ruf des Hauses zu wahren.

Ein ähnliches Heim würde auch in unseren Großstädten einem fühlbaren Mangel abhelfen, der zwischen den teureren, kaum so vorbildlich eingerichteten Pensionen und den doch nicht auf gleicher Stufe stehenden Mädchenheimen besteht. Es wäre deshalb mit Freuden zu begrüßen, wenn sich bei uns ebenfalls uneigennützige Geldgeber fänden, die das Kapital für ein solches Unternehmen zur Verfügung stellten und sich mit ähnlich geringem Vorteil begnügten.

Digitized by Google

Sophie, Kurfürstin von Hannover.

Zu ihrem 200. Todestag am 8. Juni 1914.

Von

Dr. Selma Stern.

Nachdruck verboten.

Der 30jährige Krieg wütete im Land, als Sophie von Hannover geboren wurde. In unversöhnlicher Feindschaft stand Nachbar dem Nachbarn, Katholik dem Protestanten, Bruder dem Bruder gegenüber. Der ganze europäische Kontinent war in Flammen. Als sie in des Lebens Mitte stand, kämpfte im Süden Christentum und Islam, Orient und Okzident einen schicksalsschweren Kampf; im Westen brannte die Kriegsfackel, die der Sonnenkönig entzündet, im Osten eroberte sich das Haus Romanow mit dem Schwert in der Hand seinen Platz in der Geschichte. Im Norden verblutete sich Schwedens Macht durch die tolle Genialität seines Königs, während in England Bruderkämpfe und Parteikriege tobten. Als sie die Augen schloß, war eben der spanische Erbfolgekrieg zu Ende, der Deutsche gegen Deutsche, Staaten gegen Staaten gehetzt.

Diese reichbewegte, wilde Zeit ist der Hintergrund, auf dem Sophiens Leben sich abspielt. Zwischen den großen Persönlichkeiten, die dem 17. Jahrhundert ihr Gepräge gaben, zwischen Ludwig XIV., dem Großen Kurfürsten, Cromwell, Peter dem Großen, Wilhelm III. von Oranien und Karl XII. steht die feine Gestalt der pfälzischen Königstochter und beansprucht auch für sich ihren Platz im Pantheon der Geschichte.

Im Haager Exil, wohin der unglückliche Winterkönig Friedrich V. von der Pfalz und seine Gemahlin Elisabeth, die Tochter Jakobs I. von England nach der Schlacht am Weißen Berg sich geflüchtet hatten, erblickte am 14. Oktober 1630 die Urenkelin der Maria Stuart das Licht der Welt. Als zwölftes Kind von den Eltern ohne große Freude begrüßt, loste man ihr aus verschiedenen Namen (sämtliche fürstliche Patenschaften waren bereits durch die elf übrigen Kinder in Beschlag genommen) den Namen Sophie aus. Als sie 2 Jahre alt war, starb der Vater, dessen heiteres Naturell vom Mißgeschick nie hatte gebeugt werden können. Die Mutter, kalt, klug und ehrgeizig, dachte nie daran, den Kindern den Vater zu ersetzen oder auch nur ihr Vertrauen zu gewinnen. Fremd und kühl ging sie ihr ganzes Leben an ihnen vorüber, ließ sie alle fern von sich erziehen und führte sie nur manchmal wie dressierte Pferdchen ihren Gästen zur Erheiterung vor. „Der Anblick ihrer Affen und Hunde war ihr", wie Sophie später in ihren Memoiren schrieb, „angenehmer als der ihrer Kinder." Von dieser Mutter hat Sophie, wiewohl sie innerlich nie Fühlung mit der böhmischen Königin gewonnen hat, doch die fast hochmütige Abwehr und den Stolz der Stuarts, wie die herbe Verschlossenheit ihres Wesens geerbt. Doch war ihr als glückliches Gegengewicht vom Vater das leichtblütige Pfälzer Gemüt, die fröhlich unbesorgte Art des Genießens und die Freude an allem Schönen als Erbe überkommen.

Kaum war Sophie so alt, daß „sie fortgeschafft werden konnte", so sandte sie ihre Mutter nach Leyden, wo ihre Erziehung an diesem ganz nach deutscher Art eingerichteten Hof einer alten Gouvernante, Frau von Pleß, die einst schon den Vater unterrichtet hatte, und deren beiden, ebenfalls schon ältlichen und pedantischen

Digitized by Google

Töchtern anvertraut wurde. In einem wie in einem Kloster geregelten strengen Leben, wurde hier den Kindern des Winterkönigs viel Gottesfurcht, viel Gelehrsamkeit, vor allem das ganze Zeremoniell des Hofes von morgens bis abends beigebracht. „Ich wurde", so erzählt Sophie in ihren Memoiren, „in sehr großer Frömmigkeit nach der Lehre Calvins erzogen. Man lehrte mich den Heidelberger Katechismus auf Deutsch, und ich wußte ihn ganz und gar auswendig, ohne ihn zu verstehen. Um 7 Uhr morgens stand ich auf und mußte alle Tage im Nachtgewand zu Fräulein Marie von Quat gehen, einer der Töchter, von denen ich gesprochen habe, die mich zu Gott beten und die Bibel lesen ließ. Darauf lehrte sie mich die Vierzeiler Pibracs, während sie die Zeit dazu benutzte, um sich die Zähne zu putzen, die das immer sehr nötig hatten, und sich den Mund zu spülen. Die Grimassen, die sie dabei schnitt, sind mir viel besser in der Erinnerung geblieben als alles, was sie mich lehren wollte." Dann wurde das Kind angekleidet, worauf ein Lehrer nach dem andern, darunter der sehr willkommene Tanzmeister, antrat, der die Kleine bis 11 Uhr unterrichtete. Um 11 Uhr begann dann das sehr feierliche Diner an einer langen Tafel. „Wenn ich in den Saal trat, fand ich alle meine Brüder nebeneinander aufgestellt und hinter ihnen ihren Gouverneur mit ihren Hofkavalieren zur Seite in derselben Reihenfolge. Auf Befehl mußte ich erst eine sehr tiefe Verbeugung vor den Prinzen machen und eine kleine vor den übrigen, darauf noch eine sehr tiefe, wobei ich mich ihnen gegenüberstellte, dann noch eine kleine vor meiner Gouvernante, die, wenn sie mit ihren Damen in den Saal trat, mir sehr tiefe machten. Ich mußte ihnen auch noch eine machen, wenn ich ihnen meine Handschuhe zum Aufheben gab, und darauf noch eine, wenn ich mich wieder meinen Brüdern gegenüberstellte, noch eine, wenn die Hofkavaliere mir ein großes Becken zum Händewaschen brachten, noch eine nach dem Gebet, und endlich die letzte, wenn ich mich an den Tisch setzte, was wohlgezählte neun ausmacht." Am Sonntag und Mittwoch wurden immer noch zwei Prediger und zwei Professoren zur Tafel zugezogen. Um 2 Uhr wurde der Unterricht fortgesetzt, der bis 6 Uhr dauerte. Um $^1/_2$ 9 Uhr schickte man dann das Kind zu Bett, nachdem es ein Kapitel aus der Bibel gelesen und zu Gott gebetet hatte.

Diese eintönige, pedantische Erziehung, von frömmelnden, lebensmüden Damen geleitet, war nicht dazu angetan, ein lebhaftes und geistsprühendes Kind auszufüllen, und die kleine Prinzessin rächte sich für die Langeweile, die sie ausstehen mußte, durch allerhand mutwillige und tolle Streiche. Aber sie hat bei diesem streng einfachen und puritanischen Leben die Kunst der Selbstbeherrschung und der Unterordnung gelernt, und die Fürstin des galanten Zeitalters hat auch, dank ihrer Erziehung, jede kleine und kleinste Form der damals so hochwichtigen Etikette befolgt.

Als Sophie zehn Jahre alt war, starb ihr zwei Jahre jüngeres Brüderchen, das mit ihr zusammen erzogen worden war. Die Mutter nahm nun die Tochter zu sich an den Haager Hof. Haag war damals der glänzende Mittelpunkt des eben nach langen schweren Kämpfen um seine Unabhängigkeit so mächtig emporblühenden, selbstbewußten holländischen Staates. Plötzlich aus dem öden Einerlei eines Klosterlebens mitten in das bunte Treiben des oranischen Hofes versetzt, glaubt Sophie, als sie „so viel Menschen, so viel Abwechslung und keine Lehrer mehr sah, Paradiesesfreuden zu erleben". Statt die Bibel zu lesen, erheiterte sie sich jetzt, eine Rolle in den Dramen Corneilles und Racines auswendig zu lernen, die man am Hofe aufführte. Statt die alten Gouvernanten nachzuahmen, lauscht sie nun mit großen Augen den Lehren, die ihre schönen und geistvollen Schwestern ihr predigten. An der ältesten, der stets etwas zerstreuten Elisabeth, der berühmten Freundin Descartes, die später Äbtissin von Herford wurde, bewunderte sie neidlos die große Gelehrsamkeit und die Sicherheit, mit der sie die Probleme der Wissenschaft zu behandeln verstand. Die zweite, die liebenswürdige, muntere, witzige Luise Hollandine, die als katholische Äbtissin von Maubuisson ihr Leben schloß, setzte durch ihr starkes Zeichentalent ihre Umgebung in Staunen. Ganz anders wie diese

Digitized by Google

beiden gelehrten ältesten Schwestern war die strahlend schöne Prinzessin Henriette mit ihren aschblonden Haaren, dem Teint wie Lilien und Rosen, den sanften Augen und der wunderschönen Stirn. Sie war ganz Weib, sanft und weich, hatte Freude an weiblichen Arbeiten und an Naschwerk. Sie vermählte sich später mit dem Fürsten Sigismund Rakoczy von Siebenbürgen.

Trotz der starken Konkurrenz, die für Sophie die bewunderten Schwestern bildete, gewann sie bald am Hof alle Herzen für sich. Das einst magere und häßliche Kind war zu einer schönen Jungfrau erblüht. Sie hatte ein lebhaftes, feines Gesicht, natürlich gewellte, hellbraune Haare, eine, wie sie selbst schrieb, wohlgeformte, aber nicht sehr große Figur und die Haltung einer Prinzessin. Dazu kam, daß man bald ihre Schlagfertigkeit und ihren Witz entdeckte, und der ganze Hof eine Art Sport damit trieb, sie zu reizen, damit sie sich in ihrer sicheren, etwas boshaften Art verteidige. Selbst der kühlen Königin gewann sie manchmal durch ihren neckischen Frohsinn und ihre übermütige Heiterkeit ein freundliches Lächeln ab.

Man hat Sophiens Spottlust, die Art, wie sie bei jedem Menschen sofort die Fehler entdeckte, ihre treffende, oft ironisch geißelnde Charakteristik ihrer Umgebung für Lieblosigkeit ausgelegt. Doch lieblos war Sophie sicher nicht. Nur jung inmitten die Intrigen und den Klatsch eines Hofes gestellt, sucht sich das Mädchen, das früh gelernt hatte, Menschen und Dinge zu überschauen, sicherzustellen vor dem tollen Wirbel der großen Welt. Haag war damals die Zufluchtsstätte der Engländer, die der Tod Karls I. aus ihrer Heimat vertrieben hatte. Im Haag wurden von den Emigranten all die Pläne geschmiedet, die den Sturz der Cromwellschen Herrschaft und die Einsetzung des jungen Prinzen von Wales, Karl II., zum Ziele hatten. Ihr Haupt, Lord William Craven, der heimlich mit Königin Elisabeth vermählt gewesen sein soll, dachte an eine Vermählung seines Lieblings Sophie mit dem englischen Fürsten. Doch Sophie durchschaut besser als ihre Umgebung, die schon anfing, der zukünftigen Königin von England Weihrauch zu streuen, den wankelmütigen und leichtfertigen Sinn des Vetters. Sie war klug genug, nicht auf seine Lockungen einzugehen und seine Liebenswürdigkeit nicht für bare Münze zu nehmen. Angewidert von den Intrigen am Hof, wo der eine Teil sie liebevoll umschwärmte, der andere sie um die Gunst der Engländer beneidete, bat sie die Mutter, Haag verlassen zu dürfen, ehe die Wankelmütigkeit und Treulosigkeit Karls II. sie in eine mißliche Lage versetzte.

Sie war eben doch nicht leicht genug, sich in das leichtfertige Treiben am Hofe zu schicken. Von Putz und Tand, Tollheiten und Tanz sehnte sie sich weg nach Ernst und Arbeit.

In Heidelberg hatte damals ihr 13 Jahre älterer Bruder, Karl Ludwig, seine Residenz aufgeschlagen, nachdem der Westfälische Frieden ihm das Land seiner Väter zurückgegeben hatte. Ein vielbewegtes Leben lag bereits hinter ihm. Die Jahre der Verbannung hatte er in fremden Ländern verlebt, hatte wiederholt in die englischen Wirren eingegriffen und mit Englands Unterstützung 1638 sogar den Versuch gemacht, sein pfälzisches Erbe wiederzuerobern. Nicht ohne seine Schuld war das Unternehmen damals gescheitert, und ein zweiter Versuch, die Armee Bernhards von Sachsen-Weimar für seine Zwecke zu gewinnen, hatte zu seiner Gefangenschaft in Frankreich geführt. Später hatte er in den Kämpfen seines englischen Oheims mit dem Parlament eine nicht einwandfreie, unklare und schwankende Rolle gespielt. Von dem Augenblick aber, da er Einzug gehalten in das Schloß der Wittelsbacher, hatte der genußfrohe, etwas leichtfertige Kavalier mit eisernem Pflichtgefühl wieder gutzumachen gesucht, was sein Land unter den furchtbaren Stürmen des Krieges gelitten hatte. Man hat Karl Ludwig mit Recht den Wiederhersteller der Pfalz genannt. Mit rastlosem Fleiß hat er versucht, das Land wieder zu bevölkern, das einer Trümmerstätte glich, wüste Felder urbar zu machen, fremde Kolonisten ins Land zu ziehen und Handel und Industrie zu heben. Unvergeßlich aber bleibt mit dem Namen dieses Fürsten die Neugründung der Universität Heidel-

Digitized by Google

berg verknüpft. Die „uralte, hochprivilegierte Universität", die seit 1630 außer Wirksamkeit gesetzt war, und deren herrliche „palatinische Bibliothek" in den Wirren des Kriegs nach Rom geschleppt worden, wurde durch Karl Ludwig zu neuem Leben erweckt. Die glänzendsten Professoren, unter ihnen Freinsheim, Fabrizius, Beger, Spanheim, Cocceji, vor allem Samuel Pufendorf, wurden an die Universität gerufen. Man vermutet sogar, daß Karl Ludwig selbst zu dem großen Meisterwerk des Lehrers für Natur und Völkerrecht, zum unsterblichen Monzambano, einige Beiträge geliefert hat. 1672 machte er die Gleichberechtigung aller Konfessionen der Hochschule zum Gesetz und wagte es sogar, den Juden Spinoza, der freilich den Ruf ablehnte, zum Lehrer der Philosophie, mit dem Versprechen völliger Lehrfreiheit, nach Heidelberg zu berufen.

Zu diesem Bruder, dessen sinnlich frohe, frische, durchaus gesunde Natur ihrem Wesen so verwandt war, fühlte sich Sophie von jeher am stärksten hingezogen. Mit ihm verband sie außerdem die gleiche, vornehm französische, holländische, vielseitige Bildung ihrer Zeit, die gleiche geistige Regsamkeit, die gleichen Anschauungen über göttliche und menschliche Dinge. Ihn bat Sophie damals um Aufnahme in Heidelberg. Und sie bat nicht umsonst. Mit wahrhaft väterlicher Liebe bot Karl Ludwig seiner jungen Schwester seine Residenz als zweite Heimatstätte an, und eine innige Seelenfreundschaft verband bald die beiden hochstrebenden Geschwister.

Doch wurde auch das schöne Schloß zu Heidelberg kein Asyl für Sophiens ruhesuchende Seele. Wohl verlebte sie erhebende Stunden in der Neckarstadt, die ihr immer als Parnaß erscheint, wo Weisheit und Vernunft blühen, und sie schwelgt später in Erinnerung an die geistigen Genüsse, die die kräftig emporblühende Universität ihr bot.

Aber das junge Mädchen wurde auch täglich mit hineingerissen in die unseligen Wirren, die die Ehe Karl Ludwigs trübten. Einst leidenschaftlich verliebt in die schöne, aber gänzlich unbedeutende, eigensinnige und liebloſe Charlotte von Hessen, hatte der Fürst, trotzdem ihn seine eigene Schwiegermutter, die hochgesinnte Amalie von Hessen, vor dem launischen und koketten Wesen ihrer Tochter gewarnt hatte, die Prinzessin geheiratet. Wenn er aber geglaubt hatte, durch seine Liebe den starren Sinn seiner Gattin zu beugen, sah er sich bald getäuscht. Nach einem verzweifelten siebenjährigen Ringen, nach heftigen Szenen, die seine Eifersucht und ihre Launen hervorgerufen hatten, ließ sich der Kurfürst, da eine Scheidung auf Widerstand stieß, Luise von Degenfeld, eine Hofdame seiner Frau, zur linken Hand antrauen und und erhob sie zu dem Rang einer pfälzischen Raugräfin.

Sophiens ehrliche und gerade Natur erschrak vor diesen ungesunden Verhältnissen. Von allen Parteien die Vertraute, fühlte sie sich unbehaglich, eine Rolle in diesem Stück zu spielen, das mehr einer Farce, denn einem ernsten Drama glich. So sehnte sie sich zum zweitenmal hinaus aus dem friedlosen Kreise der Ihren. Aber wohin? Die Tochter des länderlosen Königs hatte ja keine Heimat. Und sich dem geistlichen Stande zu widmen, wie zwei ihrer Schwestern es taten, widerstrebte ihrer kräftigen, lebensfreudigen Natur. So wählte sie, kurz entschlossen, unter mehreren Freiern den flotten, gewandten, glänzenden Herzog von Hannover, Georg Wilhelm. Georg Wilhelm war ein Mann von starker Sinnlichkeit, luxuriös und genußsüchtig, ein typischer Fürst des galanten Zeitalters, der so oft als möglich die Last der Regierung von seinen Schultern schüttelte, um in Holland, England, Spanien, Frankreich, vor allem Italien, wo das Leben leichter floß als bei seinen schwerfälligen Untertanen im Pumpernickelland, dem rauschendsten Genuß zu huldigen. Um seinem kostspieligen Junggesellentreiben ein Ende zu machen, hatten seine Räte, seine Landstände und seine Familie, nachdem ihre Einsprache immer vergeblich gewesen war, ihn zu einer Heirat gedrängt, und er wählte nach längerem Widerstreben die geistvolle Pfälzerin. Aus der ganzen Art, in der Sophie später von dem Herzog spricht, geht hervor, daß sie den liebenswürdigen Mann liebgewonnen hatte, dem sie so rasch ihr Jawort gegeben. Aber mit einem eisernen Willen und einem herben Stolz hat sie diese

Digitized by Google

Liebe zu überwinden gesucht, als der Herzog sich ihrer nicht würdig erwies. Von Heidelberg aus hatte sich dieser, nachdem 1656 dort der Ehevertrag unterzeichnet worden war, mit seinem jüngeren Bruder Ernst August nach Venedig begeben, um wie alljährlich dort die Freuden des italienischen Karnevals zu genießen. Und in den Armen einer schönen Griechin, in dem Trubel und den glänzenden Festen der Lagunenstadt vergaß der Fürst, daß droben im Norden eine anmutige Braut seiner harrte.

Um einen Skandal zu vermeiden, bat er Ernst August, an seiner Stelle Sophie zu heiraten, indem er durch Brief und Siegel gelobte, niemals sich selbst zu verehelichen und einst alle seine Länder den Söhnen Ernst Augusts und dessen Gemahlin zu vermachen. Und Ernst August, dem die hannoveranischen Landstände die Genehmigung erteilten und die Apanage erhöhten, erschien bald darauf als Brautwerber in Heidelberg.

Sophie ging auf das schnöde Tauschgeschäft ein. Wie tief der Verrat sie schmerzte, wie sehr ihr Stolz unter dem unwürdigen Handel litt, hat wohl nie ein Zug in ihrem kühlen, schönen Gesicht verraten. Es rollte ja das Blut der Stuarts in ihren Adern! Wohl sagen die seelenvollen, dunkeln Augen ihres Bildes, daß das Mädchen im Heidelberger Schloß auch Sehnsüchte kannte und Träume. Aber ohne mit der Wimper zu zucken, erklärte sie damals ihrem Bruder, „daß sie niemals eine andere Neigung empfunden, als die für eine gute Versorgung, und wenn sie diese bei dem jüngeren finden könne, so würde sie keine Trauer darüber empfinden, den einen um des andern willen zu verlassen". Freilich war Ernst August ihr kein Fremder. Sie hatte ihn schon in Holland kennen gelernt, wo der schöne junge Mann allen gefallen hatte. „Aber da er der jüngste von drei Brüdern war, hielt man ihn nicht für eine Heirat geeignet. Wir spielten zusammen Guitarre, wobei er die schönsten Hände sehen ließ. Er tanzte prachtvoll. Er schickte mir Musikstücke und begann einen Briefwechsel mit mir, den ich aber abbrach, weil ich fürchtete, man könne meine Freundschaft für ihn falsch auslegen." Nun, da sie sich entschlossen hatte, wie sie später schrieb, „ihn zu lieben", war sie sehr froh, „ihn liebenswürdig zu finden".

Am 7. Juni 1658 wurde der neue Ehevertrag unterzeichnet, und am 17. Oktober zu Heidelberg die prunkvolle Hochzeit gefeiert. „Am Tage der Feier," so beschreibt Sophie selbst ihr Fest, dessen Schilderung von kulturhistorisch großem Werte ist, „kleidete man mich nach deutscher Mode an, ganz weiß in Silberbrokat, die aufgelösten Haare geschmückt mit einer großen Diamantenkrone des Hauses. Meine vier Hofdamen trugen meine Schleppe, die von einer fürchterlichen Länge war. Der Kurfürst und mein Bruder, der Prinz Eduard, führten mich, und der kleine Kurprinz und der Herzog von Zweibrücken führten den Herzog Ernst August. Vierundzwanzig Edelleute gingen vor uns her mit Fackeln in der Hand, die mit Taffet in den Farben unserer Wappen geschmückt waren, die meinigen blau und weiß, die des Herzogs rot und gelb. Zahlreiche Kanonen wurden in dem Augenblick, als der Geistliche uns miteinander verbunden hatte, abgefeuert, und man setzte uns unter verschiedene Thronhimmel einander gegenüber — der Kurfürst hatte den seinigen seitwärts — während man das Tedeum sang. Darauf führte man uns in unsere Gemächer, wo ich auf die Pfalz Verzicht leisten mußte, wie es die Herzogin von Orléans auch bei ähnlicher Gelegenheit getan hat." Später fand dann das Essen an einer ovalen Tafel statt, nach dem Souper wurde »à l'Allemande« getanzt, wobei die Prinzen wie gewöhnlich mit Fackeln vor und hinter dem Brautpaar hertanzten.

Nach einigen Tagen reiste Ernst August nach Hannover seiner jungen Gemahlin voraus und schickte ihr von dort ein großes Gefolge, während Carl Ludwig, der sie bis Weinheim begleitete, ihr auf eigene Kosten ein Geleite bis an die hannoveranische Grenze mitgab. Nach schwerem Abschied von dem geliebten Bruder, ihrem »cher papa«, setzte Sophie dann ihre Reise bis in die Nähe Hannovers fort, wo ihr Gemahl und dessen drei Brüder sie in festlichem Aufzug abholten und

Digitized by Google

unter dem Donner der Kanonen die junge Herzogin feierlich in die neue Heimat geleiteten.

So hielt die Tochter des Winterkönigs als länderlose Fürstin Einzug im Lande Heinrichs des Löwen. Denn Ernst August besaß noch kein eigenes Land. Die Braunschweigischen Herzöge hatten, nachdem sie durch ewige Familienstreitigkeiten und ständige Teilungen die Macht der welfischen Lande zersplittert hatten, 1636 nach einem neuen heftigen Erbstreit eine Verteilung der Landschaften vereinbart, die fortan bestehen blieb. Danach erhielt von den beiden Hauptlinien des Hauses die ältere das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel, die jüngere lüneburgische Linie den größeren Anteil in den Fürstentümern Lüneburg-Celle, Grubenhagen und Calenberg-Göttingen. Doch war auch dieser Besitz wieder in zwei selbständige Teile zerlegt worden, so daß Lüneburg-Celle mit Grubenhagen dem einen, das Fürstentum Calenberg-Göttingen dem anderen Zweig des lüneburgischen Hauses zugeteilt worden war. Georg Wilhelm, der zweite von vier Brüdern, war seit 1648 regierender Herzog von Hannover, und an seinem Hofe sollte das junge Paar leben, bis das Bistum Osnabrück in Besitz Ernst Augusts käme. Denn nach einer der seltsamsten Bestimmungen des westfälischen Friedens sollte immer ein jüngerer Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg abwechselnd auf einen katholischen Bischof in der Herrschaft Osnabrück folgen, ein Fall, der für Ernst August nach dreijähriger Ehe eintrat.

In ihren Memoiren hat Sophie selbst launig und humoristisch ihr Eheidyll am hannoveranischen Hofe geschildert. Schon nach wenigen Wochen des Zusammenlebens mit Ernst August konnte sie ihrem Bruder nach Heidelberg „das große Wunder ihres Jahrhunderts" melden, sie liebe ihren Gatten. Und der Herzog, der sie nur aus Berechnung geheiratet, hatte sich ebenfalls bald in seine kluge junge Frau verliebt. „Bevor er mich heiratete," schrieb Sophie später, „hatte er geglaubt, ich sei ihm gleichgültig, da er mich aus Eigennutz heiratete. Jetzt aber zeigte er sich derart für mich eingenommen, daß ich mir einbildete, er würde mich sein ganzes Leben lang lieben, und ich betete ihn derartig an, daß ich mich verloren glaubte, wenn ich ihn nicht sah."

In dieser ersten Zeit ist sie so wunschlos glücklich, daß sie glaubt, „im goldenen Zeitalter zu leben" und über den Liebkosungen des Gemahles sogar ihre schönen Bücher über Cäsar und Alexander, wie den Seneka und den Epiktet beiseite liegen läßt.

Nun aber begab es sich, daß auch in Georg Wilhelm, der mit Ernst August eng befreundet war und an allen Unterhaltungen, Spielen, Jagden und Spaziergängen des jungen Paares teilnahm, die alte Neigung wieder erwachte, und ihn beim täglichen Zusammensein mit der anmutigen und geistvollen Schwägerin eine heftige Leidenschaft erfaßte. In ohnmächtigem Zorn über seinen Leichtsinn, der ihn einst den köstlichen Edelstein hatte wegwerfen lassen, besaß er nicht Selbstbeherrschung genug, seine Gefühle zu verbergen. Er sagte es der jungen Frau offen, daß er die Auflösung der Verlobung bereue und gab ihr mit Wort und Blick die tiefe Liebe zu erkennen, die ihn unglücklich mache.

Sophie war in einer schwierigen Lage. Auf der einen Seite stand der Gemahl, der sie innig liebte, der aber mit wachsender Eifersucht die steigende Glut seines Bruders bemerkte und das harmloseste Wort, das Sophie an den Schwager richtete, falsch auslegte. Auf der andern Seite war aber auch in ihr, trotz der Liebe zu ihrem Gatten, nicht ganz ihre alte Neigung zu Georg Wilhelm erstorben, dessen edel angelegte, arglose Natur mit ihrer bestrickenden Liebenswürdigkeit und echt fürstlichen Noblesse immer wieder von neuem eine starke Anziehungskraft auf sie ausübte. Aber sie war kräftig genug, die Konflikte nicht zu einem Roman aufzubauschen. Das Drama von den feindlichen Brüdern, das hier im Entstehen war, verwandelt sie unter liebenswürdigem Lächeln in eine humoristische Idylle. Mit schalkhafter Heiterkeit und kühler Zurückhaltung weist sie den Schwager in die gebührenden Grenzen zurück. Mit unermüdlicher Sorge sucht sie den eifersüchtigen

Digitized by Google

Eheherrn von ihrer unwandelbaren Treue zu überzeugen, und mit einem vergnügten Lachen läßt sie sich von ihm überwachen, weiß sie doch, daß ihr Benehmen ihn bald eines Besseren überzeugen wird. „Es gewährte mir die allergrößte Befriedigung, daß ich mich, wenn er nachmittags schlief, ihm gegenüber auf einen Stuhl setzen mußte, und daß er dann seine Beine rechts und links von mir auf meinen Stuhl legte, damit ich ihm nicht entwischen könnte, was oft stundenlang dauerte, und eine andere, die ihn weniger als ich geliebt hätte, gelangweilt haben würde."

Ein Schatten nur auf ihr Glück warfen die wiederholten Reisen ihres Gemahls nach Italien. Winter für Winter trieb es ihn, die gewohnten Freuden zu genießen, während Sophie durch ihre Mutterpflichten — sie hatte inzwischen dem Herzog mehrere Söhne geschenkt — im Norden festgehalten wurde. Eine liebe Abwechslung war es für sie deshalb, als im Jahre 1659 ihr Bruder ihren inständigen Bitten nachgab und ihr seine siebenjährige Tochter Elisabeth Charlotte zur Erziehung anvertraute. Das Kind hatte bis dahin eine freudlose Jugend in Heidelberg verlebt, wo das Schloß noch gleichzeitig zwei Gemahlinnen des Kurfürsten beherbergte. Nie in ihrem Leben hat Liselotte vergessen, was sie ihrer Tante zu danken hatte, die ihr die treueste Mutter war, ihr die besten Erzieher gab und jeden Fortschritt, den das begabte und lebhafte Kind machte, mit stolzer Genugtuung dem Vater berichtete.

Vier Jahre weilte Liselotte bei Sophie, und als Carl Ludwig sie 1663 wieder zu sich nahm, versicherte ihm die Schwester unter Tränen, „daß wenn sie auch zwanzig Kinder gebären würde, doch keines ihr lieber sein würde als Liselotte".

Ein ununterbrochener, intimer Briefwechsel hat beide Frauen ihr ganzes Leben verbunden, und die berühmte Herzogin von Orléans hat am frivolen, französischen Hof sich fast täglich an ihren stillen Schreibtisch geflüchtet, um ihrer „herzlieben Tante" die Sehnsucht und Not ihres gequälten Herzens zu klagen.

Im Jahre 1661 erlöste der Tod des Bischofs von Osnabrück, Franz Wilhelm von Wartenberg, das junge Paar aus seiner peinlichen Stellung am hannoveranischen Hof. In Iring, dessen reizende Lage Sophie voll Zufriedenheit dem Bruder schildert, wird nun Hof gehalten, und wenn 18- bis 20 000 Taler Revenuen, die der neue Bischof von Osnabrück bezieht, gerade auch nicht viel ist, freut sie sich doch ihrer neuen Würde, Landesmutter zu sein. Ob sich freilich die junge Bischofin, die mit dem Philosophen Franz Merkur von Helmont über seine Lehre von der Seelenwanderung diskutiert, die als erste Frau in die Bergwerke des Harzes fährt, sich für die Herstellung der Münzen und die Sprache seiner Bewohner interessiert, innerlich wohlfühlt in der neuen prosaischen Heimat, verrät sie nicht. Jedenfalls klingt es mehr wie Galgenhumor, wenn sie einmal dem Bruder schreibt: „Alle Musen, mit denen ich Umgang pflege, haben schöne Titel, als da sind: Präsidentin, Statthalterin, Landhofmeisterin, Großvogtin, Obristin. Nichtsdestoweniger habe ich mit ihnen eine lange Konferenz abgehalten, in der reiflich erwogen wurde, in welcher Jahreszeit die Würste am besten seien, und nach langen Beratungen wurde entschieden: zur Zeit des Kuckucks."

Und scheint es nicht, als mache die Prinzessin vom Pfälzer Musenhof, die einst bei einem Besuch in Heidelberg von sämtlichen Fakultäten der Universität in feierlicher Ansprache begrüßt worden war, sich über sich selber lustig, wenn sie ein andermal in ihrer ironischen Weise meint: „Wozu sich ärgern, wenn man essen, trinken und schlafen, schlafen, trinken und essen kann! Alles ist eitel! Was nützt es uns, daß man nach unserem Tode spricht: dieser Fürst sah alles, jede Ungerechtigkeit machte ihm Pein, für seine Nachfolger tat er viel, bei jeder Dummheit seiner Diener fürchtete er, daß man ihn deswegen tadeln werde usf. Ruhe des Geistes ist ein schönes Ding, da unsere leibliche Gesundheit daraus folgt. Denen, die der Herr lieb hat, gibt er's im Schlaf. Wir schieben Kegel, halten Ringelrennen, gehen alle Jahre nach Italien, und inzwischen gehen die Dinge nicht zu schlecht für einen kleinen Bischof, der in Frieden leben kann und in Kriegszeiten der Hilfe seiner Brüder versichert ist."

Digitized by Google

Daß aber Essen und Trinken, Kegelschieben und mit den Kindern Psalmen singen sie doch nicht ganz ausfüllen, beweist der Enthusiasmus, mit dem sie den Plan begrüßt, 1664 dem Herzog nach Italien zu folgen. Die Seiten in ihren Memoiren, in denen sie diese italienische Reise schildert, gehören zu dem Feinsten und Geistvollsten, was je über Italien geschrieben worden ist, und sind eine wahre Fundgrube für den Kulturhistoriker des 17. Jahrhunderts. Mit hellem Auge sah sie auch das Kleinste und Unbedeutendste, mit scharfem Verstand analysierte sie rücksichtslos das Geschaute. Die hohe Stellung ihres Mannes, die es ihr ermöglichte, in den höchsten Kreisen Aufnahme zu finden, hat sie benützt, um ein anschauliches Gemälde von der gesellschaftlichen Kultur und den Sitten des Italien der Barockzeit zu geben. Noch lag ja auf der Apenninenhalbinsel der Zauber ihrer großen Zeit. Noch war das Leben im Lande der Renaissance reicher und hundertfältiger als wo anders. Rauschender war hier der Genuß, üppiger und ausgelassener die Freude. Noch lag auf den kleinen Höfen der italienischen Fürsten etwas von dem Glanz der Tage, da ein Tasso seinem Herrn sein Epos überreichte, und Michelangelo ihm das Grabmal errichtete.

Aber die Fürstin vom Norden ist zu gesund, um nicht auch die Dekadenzstimmung zu fühlen. Wohl bewundert sie die herrlichen Paläste und Gärten, die Kirchen und Dome, die Statuen und Gemälde. Wohl entzückt sie der Geist und das anmutige Benehmen der Italienerinnen, und mit Begeisterung betrachtet sie ihre schönen, rhythmischen Bewegungen beim Tanz. Wohl führt sie auch selbst in der Karnevalszeit allerhand kleine Tollheiten mit Gatten und Hofdamen in Venedig aus. Aber sie ist doch zu ernst, zu deutsch, um Gefallen zu finden an dem Land der lockeren Sitten, „wo man nur an Liebeleien denkt, wo die Frauen sich entehrt glauben, wenn sie keine Galans haben, wo die Nonnen für nichts anderes Sinn haben als für Männer, und wo die Kirchen das Stelldichein der Verliebten sind". — „Ich hatte immer gelernt, daß die Koketterie eine Sünde sei, und ich fand die Moral Italiens dem ganz entgegengesetzt."

Auch die Religion des katholischen Landes unterzieht die aufgeklärte Fürstin einer strengen Prüfung. Die Casa Santa mit dem Marienbild zu Loretto lockt ihr nur ein spöttisches Lächeln ab. Das Wunder, meint sie, sei in der Tat sehr groß, wenn man sieht, daß Leute dumm genug sind, so weit herzukommen und ein solch häßliches Marienbild mit zerbrochener Nase anzubeten und darin ihr Heil zu suchen.

Mitten unter den Orangen-, Zitronen-, Lorbeer- und Myrthenbäumen in Rom sehnt sie sich nach den krummgewachsenen Apfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen des Heidelberger Schlosses, deren Früchte sie doch wenigstens mit Erlaubnis des Kurfürsten genießen könne, während hier „diese garstigen, bärtigen Kardinäle, diese Exzellenzen und dummen Fürsten die schönsten Paläste und Gärten hätten, ohne sie zu benutzen, und ohne daß eine Fürstin darin luftwandle".

Während sie so eifrig das Land studiert, geht ihr Mann seinen galanten Abenteuern nach. Mit stolzer Würde sucht sie sich in ihr Los zu schicken. Sie klagt nie über die Untreue ihres Gemahls und hat kein einziges Mal versucht, ihm gleiches mit gleichem zu vergelten. Es war ja Sitte ihrer Zeit, daß die kleinen und großen Fürsten, die die prächtigen Bauten und den üppigen Hofhalt des Sonnenkönigs nachahmten, nach seinem Vorbild auch an ihren Höfen die schamloseste Mätressenwirtschaft einführten. Dies Schicksal einer Fürstin war so allgemein, daß Liselotte damals schreiben konnte: „Welchen Herrn findet man, so allein seine Gemalin liebt und nicht was anderes dabei hat."

Inzwischen, während Ernst August der Schönheit Maria Colonnas, der einstigen Jugendgeliebten Ludwig XIV., huldigte, ging es in Hannover ziemlich drunter und drüber her. Im März war der älteste der Brüder, Christian Ludwig, der Herr von Grubenhagen und Celle gestorben. Der dritte der Brüder, Herzog Johann Friedrich, benützte die Abwesenheit Georg Wilhelms, des zweitältesten Bruders, um sich Celles zu bemächtigen. Nur das tatkräftige Eingreifen Ernst Augusts und seiner Gemahlin, die damals rasch herbeieilten, rettete das Land vor dem drohenden

Digitized by Google

Bürgerkrieg. Im Hildesheimer Vergleich erhielt Georg Wilhelm die größere Hälfte des Lüneburgischen Landes mit der Residenz Celle, Johann Friedrich wurde Herzog von Hannover (Fürstentümer Calenberg, Göttingen, Grubenhagen).

Dieses Eintreten des Bischofspaars für den leichtsinnigen Bruder war nicht ganz altruistischer Natur. Verlor Georg Wilhelm die Fürstentümer des ältesten Bruders, dann war auch für Sophiens Kinder die Aussicht auf die große Erbschaft, die bei dem Tauschgeschäft von 1658 ihnen versprochen worden war, dahin.

Um Georg Wilhelms Benehmen zu verstehen, der damals so leichtfertig seine Länder aufs Spiel setzte, heißt es, wie immer bei ihm: »cherchez ta femme«. Seine neue Geliebte, die ihn für den Verlust der Schwägerin trösten sollte, war die schöne Eleonore d'Olbreuse. Sie war Südfranzösin, Tochter eines hugenottischen Edelmannes aus der Provinz Poitou und damals Hofdame der Prinzessin von Tarent. Sie war eine Dame von tadelloser Vergangenheit und jetzt klug genug, auf die Wünsche des Herzogs nicht früher einzugehen, als bis dieser sie zu seiner Gemahlin erwähle. Georg Wilhelm kämpfte einen schweren Kampf. Auf der einen Seite war er an das Versprechen gebunden, sein Leben im Cölibat zu verbringen, auf der andern Seite drängte seine heißblütige Natur nach Befriedigung seiner Leidenschaft.

Doch Ernst August und seine Frau begünstigten die Sache. Eine Verbindung Georg Wilhelms mit dem französischen Edelfräulein schien ungefährlich, war doch damit die ewige Sorge beseitigt, der wankelmütige Herzog könne eines Tages doch eine ebenbürtige Ehe schließen und erbfähige Deszendenz bekommen. So wurde Eleonore nach Iring eingeladen. Und durch Ernst Augusts und Sophiens Vermittlung, die sorglich in der ganzen Angelegenheit das Interesse ihres Hauses zu wahren verstanden, ließ sie sich nach langem Zögern überreden, im Jahre 1665 eine sogenannte Gewissensehe mit Georg Wilhelm einzugehen, d. h. Eleonore verzichtete auf Namen und Stand, erhielt aber den Titel Frau von Harburg, eine Jahresrente von 2000 Talern und das Versprechen eines Witwengehalts von 6000 Talern. Ihr Mann mußte geloben, lebenslang mit ihr verbunden zu bleiben (de ne l'abandonner jamais). Das Aktenstück wurde von beiden Beteiligten, sowie von Ernst August und Sophie unterzeichnet.

Anfangs verkehrte man an beiden Höfen freundlich miteinander. Sophie war froh, den Schwager mit seinen leidenschaftlichen Huldigungen von sich abgelenkt zu wissen und fand auch die d'Olbreuse, die weltklug es verstand, anfangs bescheiden in den Hintergrund zu treten, „eine liebenswürdig ernste Frau, mit gemessenem Benehmen, die wenig und nur angenehm sprach".

Doch gelang der Französin das Wunder, mit dem niemand wohl gerechnet hatte. Die energische ehrgeizige Frau wußte den flatterhaften Schmetterling in ehrlicher Liebe und Treue an sich zu fesseln und übte mit der Zeit einen immer größeren Einfluß auf ihn aus. Die im Jahre 1666 geborene Tochter Sophie Dorothea wurde von dem zärtlichen Vater reich mit Geld und Gut ausgestattet, und im Jahre 1674 gelang es ihm auch, dank seiner engen Verbindung mit dem Kaiser, den er im Reichskrieg unterstützte, Eleonore und die Tochter in den reichsgräflichen Stand als Gräfinnen von Wilhelmsburg erheben zu lassen.

Daß er dann im Jahre 1676 zu einer kirchlichen Eheschließung schritt, um Mutter und Kind vollständig zu legitimieren und beiden eine ehrenvolle und gesicherte Stellung zu verschaffen, war nur noch eine logische Folge seiner bisherigen Bemühungen.

Am Hofe von Osnabrück war man außer sich über diesen Schritt. Georg Wilhelm hatte zwar die bindendsten Versicherungen gegeben, nach wie vor sollten seine Länder nach seinem Tod an Ernst August und dessen Söhne fallen, und für den Fall, daß aus seiner Ehe Söhne hervorgingen, sollten diese von der Erbschaft ausgeschlossen sein und nur den Titel „Grafen von Wilhelmsburg" führen.

Doch Sophie konnte den Schlag nicht verwinden. Ein kleines französisches Edelfräulein führte nun gleichberechtigt mit ihr den stolzen Titel „Herzogin von

Digitized by Google

Celle“ und wurde vom Kaiserlichen Gesandten mit „Hoheit“ angeredet. Ein kleines, hugenottisches Edelfräulein war Herrin an einem der glänzendsten deutschen Höfe und verstand sogar diese Rolle würdig und tadellos zu spielen. Und dieses kleine, französische Edelfräulein wagte es sogar, als Sophie den häßlichsten Klatsch über diese „Creatur“, über die »demoiselle de Poitou«, wie sie jetzt Frau von Harburg nannte, verbreitete, gleiches mit gleichem zu vergelten und Sophie als die Tochter des „Winterkönigs“, des „Königs ohne Thron“ (roi en idée) zu verspotten. (Schluß folgt.)

Die Gärten der Zukunft.

Von

Anna Luise Waechter.

Nachdruck verboten.

Nicht an Gärten fehlt es heute den Menschen. — Im Drängen und Gestalten der Kunstbestrebungen unserer Zeit hat sich wohl keine unter allen ein so starklebendiges und so zielbewußtes Gefühl zu sichern vermocht wie gerade die Gartenkunst. Wie zu keiner anderen Zeit beansprucht der Garten heute sein Recht. Er spricht zu uns in einer Fülle von Formen und Farben, vermischt mit feinen, lieblichen Erinnerungen uralter Blumenpflege und langvergessener Gartenkunde.

Das Beste vergangener Jahrhunderte hat man versucht sich zurückzuholen zugunsten der heutigen Gärten, während man die Geschmacklosigkeiten, wie sie ein verzerrter Rokokostil mit seinen Verschnörkelungen aufwies, endlich glücklich überwunden hat. Die bösen Ausschmückungen technischer Art, die barbarisch nachgeahmte Natur, reduziert auf kleine Flächen, liegen ebenfalls bereits hinter uns. Eine junge schlichtschöne Technik hat sich siegreich neue Gartenideale zu schaffen gewußt. Jüngere Stadtteile mit ihren Schöpfungen moderner Villengärten, städtischen Blumenanlagen und grünen Rasenflächen sind vielfach beredte Zeugen dieser neu erwachenden und schöner denn je sich offenbarenden Kunst. Auf meist beschränktem Platz, wie er in der Villenvorstadt dem Garten nur reserviert werden kann, deuten einfache Linien in klarer Zweckmäßigkeit und reiner Form die Beziehung zu ihrer Umgebung an. Dabei übertrifft man sich selbst innerhalb des gegebenen Raumes, der Natur eine Farbenfülle und Formenschönheit abzulauschen, wie man sie früher nie geahnt hat. Die satten Farben, die in jeder Jahreszeitenfreude, vom lichtesten Hell bis zum tiefsten Dunkel, unserer Begeisterung entgegenwarten, vermindern die sonst vielleicht zu herb und streng empfundene Einfachheit. Man hat sich wieder daran erinnert, daß von jeher der Garten zum Hause gehörte, er tritt wieder in direkte Beziehung zu demselben. Die Räume des Hauses erweitern sich, ihr Ausbau und die Anlage des Gartens sind einander verwandt. So entsteht durch den gemeinsam verbindenden Stil ein Ganzes: „das deutsche Haus und sein Garten!“ Diese gesundglückliche Idee einer lebendigen Beziehung zwischen dem Leben der Familie im Haus und dem im Garten hat eine köstliche Verheißung, nämlich die, daß Sonne, Luft und Licht schnell bei der Hand zu haben sind, ihre Wirkung wird zur lieben Gewohnheit und vermag so einen heilsamen Einfluß auf alle Hausbewohner auszuüben. Und doch kommt bei dieser Art Gartennutzung der erhoffte Zweck nicht zum vollen Ausdruck.

Die moderne Gartenanlage, die dem inneren und äußeren Charakter des Hauses angepaßt sein soll, stellt meist bei ihrer Übergabe ein fertiges kleines Kunstwerk

Digitized by Google

dar. Durch eine oft geradezu fehler- und lückenlose Abgeschlossenheit bleibt sie indessen dem Herzen des Besitzers fern und fremd. Sie ist ihm gewissermaßen die schöne Form, an der er sich freut, ohne Verständnis für ihren Inhalt zu haben. Wie eine gekaufte — „gute Stube" — so liegt der Garten fertig möbliert da. Sein eigenstes Wesen, sein Werdegang, die Kenntnis und persönliche Sorgfalt seiner Pflege, sind dem Eigentümer meist verschlossene Gebiete. Ohne selbsttätige und verstehende Anteilnahme aber sinkt der Garten zum leeren Schaustück herab. Das darf er keinesfalls! Jede öffentliche Anlage könnte einen solchen Hausgarten ersetzen. Da, wo jede persönliche Beziehung zu demselben fehlt, darf auch niemand erwarten, daß ihm sein Garten die unmittelbaren Vorgänge der Natur, deren wahre und echte Freuden vermitteln wird. Ein solcher Prunkgarten errinnert verzweifelt an automatenhafte Effekthascherei, wenn nur das schöne Ganze imponiert, die Blicke der Vorübergehenden lockt! Das frische Grün, die Farbenpracht, der Duft der Blüten ziehen unwiderstehlich an, und dem Besitzer scheint sehr daran gelegen, gerade diesen prächtigen äußern Eindruck festzuhalten, denn — ach vielleicht drängt und überbietet ihn schon der wetteifernde Nachbar. Aber, was X. kann, das will er auch können! Und so muß denn der Garten bringen, was die Jahreszeit nur zu bieten vermag und noch einiges darüber. Fast wie auf der Bühne arbeitet mit einer für den Laien erstaunlichen Schnelligkeit und geheimnisvollen Maschinerie, die wie „hinter den Kulissen" wirkt, eine bezahlte Kraft. Bei einem so ordnungsmäßigen und pünktlich bestellten Gartenzauber verläßt uns allmählich, auch den harmlosesten Beschauer, die ursprüngliche Freude daran. Die Absicht der zur Schau gestellten guten Sachen vermindert das Interesse. In allererster Linie aber wird dem Eigentümer der Genuß an seinem Eigentum genommen, denn bei der Benutzung darf die ständige Vorsicht, den guten Eindruck nicht zu stören, nie vergessen werden. Wenn aber bei der Besichtigung eines Parkes oder Gartens, den uns der Besitzer voll Stolz zeigt, ein Diener auf dem Fuße folgt, um mit dem Rechen unsere Spuren zu verwischen, wo bleibt dann der eigentliche Zweck und Sinn des Gartens?

Es ist ein ander Ding, ob wir als oberflächlicher Zuschauer genießen oder aber mitschaffend und, wo das nicht sein kann, wirklich miterlebend und nicht zum Schein. Überall, in jeder Wesensbeziehung, liegt hierin der große Unterschied, aber nirgends so fühlbar wie dann, wenn es sich um die Natur selbst handelt. Ihr kommen wir nicht nahe als müßiger oder zufälliger Betrachter. Nur indem wir uns mit den elementaren Urbegriffen des geheimen Werdens und Seins in der Natur vertrautmachen, eröffnet sie uns eine neue Welt. Hier schöpft der unnennbaren Genuß und Frieden mitten im Zeitenkampf und aller Unruhe, der sich so ein Stück Gartenland erobert und im wahrsten Sinne des Wortes — zu eigen macht.

Ebenfalls, wenn auch in anderer Weise unvollkommen, scheinen die Gärten des Mittelstandes, die sogenannten Liebhaber- oder Familiengärten. Hier wird über Mangel an Selbstbetätigung oder Nichtnutzung kaum zu klagen sein. Aber die Unkenntnis einer rationellen Gartenpflege bringt leider auch bei den leidenschaftlichsten Amateuren nur einen recht bedauernswerten Typus dieser Gartengattungen hervor. Neben grotesken, unschönen, ja für unsern heutigen Geschmack fast unmöglichen Formen, verkümmert so manches, weil ihm nicht der rechte Platz und trotz aller Liebe und Sorgfalt nicht die notwendige Pflege zuteil wird. Da kann man auf einem verhältnismäßig winzigen Fleckchen Landes alles zusammen gepackt finden, was seinen physiologischen und geographischen Bedingungen nach himmelweit voneinander getrennt sein müßte. Dort sehen wir zu dicht gepflanzt, hier zu hoch, — die Wurzeln liegen bloß, da ist's zu sonnig, zu trocken oder zu schattig, zu naß oder zu kühl für diese oder jene Pflanzengattung. Wenn uns bei der korrekten und etwas konventionellen Schönheit der eleganten Villengärten das Herz nicht warm werden wollte, so droht es dem, der auch nur ein wenig vom notwendig Wissenswerten versteht, hier überzulaufen vor — ja, ist es nun Mitleid oder Grauen

Digitized by Google

oder beides vereint, angesichts dieses Martyriums, das hier inmitten eines zarten und feinen Lebens, wie es das der uns umgebenden Pflanzenwelt darstellt, erduldet wird. Unwissenheit scheint hier Grausamkeit, ja mehr noch — Verbrechen. Und stille Tragödien, die von erbitterten Kämpfen alles Wachstums, von leidensvollem Unterliegen alles dessen, was da scheinbar sinnlos vergehen muß, erzählen könnten, spielen sich hier täglich stumm und schmerzlich ab. Des Naiv-Erstaunten Interesse ob dieser betrübenden Tatsachen ist jedoch keineswegs so schnell erschöpft, weitere Versuche werden mit einer geradezu bewundernswerten Ausdauer gemacht. Als Entschuldigung für Nicht-Gelungenes müssen die schlechten Sorten, die geringen Qualitäten der Händler und Handelsgärtner herhalten. Dann und wann hat auch einer vom Fach einmal Zutritt in diese unvergleichlichen Potpourri-Gärten. Er wird für kurze Tage bestellt, findet diese oder jene Krankheit — schlägt allerlei Änderung vor — preist ein neues Mittel — rät zu neuen Versuchen und verläßt den Schauplatz, ich bin überzeugt mit dem Bewußtsein, daß mit und ohne seine Hilfe Hopfen und Malz hier verloren seien. Wenden sich nach seinem Fortgang die Schäden nicht zur Besserung, so beginnen bittere Klagen über die betreffende Hilfskraft — Gärtner oder Gärtnerin. — Beide taugen überein nichts! Er, das weiß man ja schon lange sozusagen vom Hörensagen oder von früheren Erfahrungen, ist stets nur für seinen Vorteil, versteht nichts vom Garten und vergrößert den Schaden nur. Aber sie, das ist doch eine neue und ernste Enttäuschung, denn gerade von diesem Beruf — hätte man da nicht erwarten können, daß die gebildete Frau sich dies Gebiet gewissermaßen — erobern — würde? Niemandem indessen scheint heute zu trauen zu sein! — Woran nun die eigentliche wirkliche Ursache liegt, das machen sich nur wenige klar. Daß es geradezu auch für den größten Gartenkünstler sowie für den einfachen aber gut geschulten Gärtnergehilfen oder die Gehilfin eine absolute Unmöglichkeit ist, aus soviel Verkehrtheiten etwas dauernd Gutes zu schaffen, das will niemand einsehen. Aus solchen Gärten müßte alles oder die Hauptsache ausgerottet werden, um mit neuem, frischem Bestand neue Kulturen zu beginnen, die Lage, Klima, Bodenverhältnissen Rechnung tragen würden. Der Gärtner tut, was für den Moment getan werden kann, um diesen oder jenen Schaden abzuwehren, diese oder jene belanglose Änderung günstig wirken zu lassen. Meist ist es infolgedessen nur eine Art Augendienst, den er gegen seine Überzeugung zu leisten hat. Es entsteht eine Art unhaltbarer Zustand in diesen Gärten, mit der Aussichtslosigkeit einer Danaidenarbeit zu vergleichen. Die Wurzel des Übels könnte nur dann richtig gefaßt und beseitigt werden, wenn sie in ihrer tatsächlichen Ursache erkannt würde, als die völlige — Ignoranz der Gartenliebhaber. Natürlich gibt es hier wie bei den Villengärten rühmliche, ja sogar hervorragende Ausnahmen, die sich nach und nach eine fast vollständige Gartenkenntnis gebildet haben. Sie haben jedoch den Fehler eben leider nur — Ausnahmen zu sein.

In ein viel richtigeres Verhältnis ist der Garten des Arbeiters, der Garten des Volkes, zu seinem Besitzer getreten. Hier nimmt, wenn nicht ein eigenes Fleckchen vor oder hinter dem Haus, was in der Vorstadt ja nur selten, in der Großstadt kaum je zu finden ist, der Schrebergarten den Platz längst ein, den auch in bemittelteren Klassen der Garten zweckmäßig einnehmen sollte. Wird man auch hier vergeblich die schöne Form suchen, so findet man doch allenthalben ein gesundes blühendes Wachstum, ganz im Gegensatz zu den eben erwähnten Gärten. Das Schreberland hat ja auch eine andere Aufgabe als nur die des reinen Geschmackes zu erfüllen. Die Verschiedenheit in der Ausführung der Gärten liegt begreiflicherweise daran, daß der Arbeiter aus seinem kleinen Besitz möglichst viel Nutzen ziehen möchte. Seine ganze Familie wird zu dieser Nutzbarmachung herangezogen. Durch die Ansiedlung der Nachbargärten ist oft schneller Rat zur Hand, wie dem oder jenem Gelingen beizukommen ist. So lernen oft schon die Kleinsten durch eigene Anschauung das Entstehen der Arten, das, was ihnen zur Pflege not tut, und das, was ihrem Wachstum schädlich ist. Es ist eine Art praktischer Naturunterricht, der ihnen daraus erwächst. So erwerben mühelos und

Digitized by Google

als etwas Selbstverständliches selbst die Kinder eine gründliche Kenntnis mancher Bäume und Sträucher und vieler Pflanzen. Nichts geht im Wachsen und Werden, im Welken und Vergehen hier vor sich, was nicht mit Freude oder Teilnahme beobachtet oder behütet würde. Hier gelingt es, daß die bei Großstadtkindern oft so schmerzlich vermißte Gelegenheit, Natur genießen zu können und in ihr leben zu können, erreicht und gepflegt wird. Schaffend und feiernd genießen so Eltern und Kinder im kleinen Ausschnitt der Natur das Leben im Freien.

Es ist anzuerkennen, daß zur Hebung dieser Gärten in vielfacher Weise gesorgt wird, so z. B. durch das behördlich organisierte Institut der Obst- und Gartenbau-Wanderlehrer, durch dauernde Kurse oder durch vorübergehende Wanderkurse von Gärtnern oder Gärtnerinnen, sowie durch zahlreiche, von Korporationen gegründete und zum Teil behördlich unterstützte Vereine und Verbände. So ist es kaum wunderzunehmen, daß diese Schrebergärten ihren Zweck wirklich erfüllen, und man kann nur wünschen, daß jene gemeinnützigen Bestrebungen zur Erhaltung dieser Idee immer mehr Mittel gewinnen, um ein größeres Publikum heranziehen zu können. Denn was außerhalb dieser Schrebergärten ohne diese auskommen muß, ist leider ein erheblich größerer Prozentsatz.

Die drei geschilderten Garten-Kategorien, die man durch einige Variationen noch differenzieren könnte, liefern in der Hauptsache diese am häufigsten sich wiederholenden Typen, angesichts deren man sich fragt, ob wohl eine Möglichkeit vorhanden ist, jene wahrhaft großen Schäden erfolgreich zu beseitigen, und das glücklich Bestehende nach besten Kräften zu fördern. Wer aber würde auf einem bis daher so unterdrückten und nebensächlich behandelten Gebiet reformierend wirken können? Und wer würde Zeit haben, sich von Grund auf belehren zu lassen? Niemand hat heute Zeit! Die Großen gehen ihren Geschäften nach und werden in dem, was immer so war, keinen plötzlichen Wandel schaffen wollen. Aber vielleicht die Kleinen, wenden wir uns an sie. Wenn anders niemand zu gewinnen ist, so werden vielleicht die Kinder die Forderung nach dem Idealgarten erfüllen, wenn wir sie dazu anhalten und ihnen zur rechten Zeit die Augen öffnen. Gebt den Kindern Gärten, Gärten am Haus, Gärten vor der Stadt, Gärten an der Schule; gebt ihnen Menschen, die sie in der Pflege erfolgreich lehren und anweisen. Eine liebevollere kleine Gemeinde in ihrer innigen Beziehung zur Natur wird schwerlich gefunden werden können.

Die Einrichtung von Kinderlehrgärten, denn solche sind von einer Reformbewegung längst geplant, ist schon verschiedentlich zur Sprache gekommen. Hier und da sind auch vereinzelte Typen solcher Gärten entstanden, aus dem Interesse Einzelner, für private Anstalten, ins Leben gerufen. Geht man diesen Einrichtungen nach, so findet man manche derartige Veranstaltung an Erziehungsheimen, Reformschulen, Kinderhorten, Besserungsheimen, die den offiziellen Schulunterricht pflegen und nebenbei die Idee des Kinderlehrgartens fast vollkommen verwirklicht haben. Aber auch staatliche Anstalten haben sich dieser Idee nicht ganz verschließen können, und der Schulgarten gehört auch hier nicht mehr zu einer ganz seltenen Erscheinung. Nur findet man ihn hier in der ausschließlichen Form des sogenannten Versuchsgartens der experimentellen Botanik, angegliedert an naturwissenschaftliche Fächer, sowie in einzelnen primitiven Stadien der unteren Klassen, ebenfalls verbunden mit dem naturwissenschaftlichen Unterricht. Der Idee dieser Gärten liegt jedoch weniger als bei den Erziehungsheimen die praktische Erlernung des Gartenbaus, die gesunde körperliche Betätigung, der erziehende Einfluß zugrunde, als vielmehr eine glückliche Verbindung des theoretisch Erlernten mit dem praktisch zu Veranschaulichenden. Von diesen botanischen Schulgärten bis zu den geplanten Reform-Kinder-Lehrgärten ist allerdings noch ein weiter Schritt. Wie sehr aber die Verwirklichung solcher Gärten für Kinder, deren Einrichtung und Leitung in fachlich geschulter Hand liegt, eine nicht nur schultechnische Frage von hoher Bedeutung ist, sondern auch eine wichtige Kulturangelegenheit für die physische und psychische Entwicklung unserer Jugend und somit unseres ganzen Volkslebens,

Digitized by Google

beweisen die Erfolge und Erfahrungen ähnlicher Einrichtungen innerhalb Deutschlands sowie anderer Kulturländer. Gerade diese Kinderlehrgärten sind mustergültig verwirklicht in den deutschen Landerziehungsheimen im Harz, Thüringen, Rhön, Oberbayern, in der Schweiz. In Frankreich hat sich die **Ligue pour l'éducation morale de la jeunesse** des Gartenunterrichts als einer ihrer hauptsächlichsten Faktoren mit großen Erwartungen und Erfolgen angenommen. Von dort übernommen findet man im Belgischen Staate ähnliche Bestrebungen und eine Reihe praktischer Versuche, die bereits von glücklichen Erfahrungen und Erfolgen reden können. Von einem dieser belgischen Kindergärten kann ich mit persönlicher Überzeugung berichten, da seine Einrichtung und Leitung längere Zeit in meiner Hand gelegen hat. **Oeuvre de Régénérescence sociale par l'enfant** war der leitende Grundgedanke dieser Reformschule. Mein Unterricht verteilte sich auf drei Stufen: A, B, C. Es war wohl kaum einer unter dieser kleinen Gesellschaft der Jüngsten, der nicht schon mit Vergnügen Spaten und Gießkanne gehandhabt hätte. Ebenso waren Blumen pflücken, auf die Bäume klettern, Äpfel und Birnen schütteln etwas, das bei den meisten schon in das bekannte Reich ihrer Kinderphantasie gehörte. Mehr im Spiel als im Ernst hatten sie solche einzelnen Vorgänge alle schon erlebt. Der nun beginnende Unterricht verlangte naturgemäß eine ernste systematische Methode. Jedes der Kinder erhielt seine eigenen Gerätschaften, sein eigenes Stück Land und eigene Mittel, dieses zu kultivieren. Der Umfang dieser einzelnen, für die Kinder geteilten Parzellen entsprach der Kraft und Fähigkeit jeder Altersstufe, **1 qm** war das geringste Maß der Erde, das diese Jüngsten als Eigentum erhielten. Nach der Aufteilung des Landes begannen die Erdarbeiten. Umgraben der Erde durch jedes Kind in seinem Reich. Es wurde hierbei ganz methodisch vorgegangen. Die Kinder hatten die richtigen Griffe, die genaue Spatentiefe beim Graben einzuhalten, das Zerschlagen der Scholle, das Unterbringen des Dunges. Hierbei setzten einfache, dem Alter verständliche Erklärungen ein. Der zweckmäßige Sinn jeder Arbeitsleistung mußte von allen begriffen sein. Auch die äußere Haltung der Kinder, das richtige Atemholen, das gleichmäßige Bücken und Aufrichten, das rechtzeitige Pausieren, wurde ihnen vorschriftsmäßig beigebracht. Diese im Anfang wenig anziehende Erdarbeit ward, richtig ausgeführt, gerade später allen zur Lust. Wie groß der Nutzen dieser Erdarbeit für die Gesundheit ist, wird ja neuerdings allenthalben anerkannt. Um aber neben der immerhin mechanischen Arbeitsleistung die Phantasie der Kinder nicht ganz auszuschalten, beginnt man auf die äußere Gestaltung des Gartens hinzuweisen. So reift langsam in ihnen der Gartenplan. Um zu vermeiden, daß unmögliche kleine Gartenscheusale entstehen, macht man ihnen begreiflich, daß die äußere Form des Gartens seinen Raum- und Zweckverhältnissen nicht widersprechen darf. Zweck und Raumverhältnisse bedingen meist Flächenarbeit. Grotten, Gräben, Burgen-Entwürfe werden infolgedessen erbarmungslos abgewiesen. Man darf aber nicht die Initiative des Kindes einschränken, das Mögliche muß nach diesen ersten notwendigen Weisungen dem Kinde als Schöpfer selbst überlassen werden. Die Seligkeit dieser Selbstbestimmung wurde von ihnen sehr verschieden empfunden. Geheimnisvoll trugen die kleinen Köpfe ihre Pläne mit sich herum, oder sie sprudelten übervoll von Vorschlägen und Möglichkeiten, bis die Stunde kam, die über die Form entscheiden sollte. Das erste Jahr brachte viel verschlungene Formen, krause Arabesken, bis die eigene Erfahrung das Kind gelehrt hatte, daß schlichte Zweckmäßigkeit sich mit vollständiger Raumausnutzung, sowie mit einem bescheidenen Anspruch auf Schönheit am besten deckt. Danach kamen die Aussaaten, die feinen Arbeiten, die so viel Behutsamkeit und saubere Verteilung verlangen, sie waren allen eine gute Übung in Geduld und Reinlichkeit. Zur Aussaat verwendet man in diesen ersten Jahren die Sorten, die eine schnelle und sichere Keimfähigkeit am besten verbürgen. Gemüse und Obst zu ziehen, hielt ich für diese Jüngsten zu verfrüht. Nach den Aussaaten ruhte die gärtnerische Tätigkeit der Kinder, ihre Geduld wurde auf Probe gestellt. Inzwischen aber konnten Wege

Digitized by Google

eingefaßt werden und äußere Verschönerungen in der Einzäunung der kleinen Gärten, Hecken und Gatter, vollendet werden. Da der Garten in freier Natur lag, war die Natur selbst in solchen stillen Zeiten des Wartens die beste Lehrmeisterin. Es entstanden Naturstunden unter freiem Himmel. Die Beobachtung der Kinder wurde auf die sinnlich wahrnehmbaren Lebensformen gerichtet, den Boden, die Phänomene des Witterungswechsels, die sie umgebenden Pflanzen, Blumen, Blüten und Bäume. Die Geräusche der Natur, ihre fortwährende Veränderung und Bewegung, den Zusammenhang alles Lebens in ihr, das sich unaufhörlich von Ruhe zur Bewegung, von fester Form zu neuer Gestaltung entwickelt, hiervon erhielten die Kinder eine erste Ahnung, die ihnen im Laufe des Gartenunterrichts in den verschiedenen Jahreszeiten die Gewißheit brachte, daß alles in der Natur in einem ewigen Kreislauf des Kommens und Gehens begriffen ist. Der einheitliche Zusammenhang in der Natur erschloß sich ihnen und damit ein beginnendes Verständnis für die Gesetze der Pflanzenwelt in ihr. Die staunende Bewunderung bei dem ersten zarten Keimen, dem ersten Grün, das sich den Kindern zeigt, ist wundervoll zu beobachten. Das Wachsen-Sehen wird das Motiv der Tage.

Jetzt war es leicht, in dem Kinde das Bewußtsein einer persönlichen Pflicht gegenüber diesen zarten Erscheinungen, die sein Eigentum waren, zu wecken. Der instinktmäßige Egoismus, der in diesem Alter vorherrscht, wurde auf naturgemäßem Wege zu einer Art beschützenden Fürsorge. Das Warten der kleinen Pfleglinge brachte viel Aufgaben mit sich. Die zarten Pflänzchen wollten sorgsam behütet, vor zu starkem Wetterwechsel geschützt sein, denn noch drohten späte Nachtfröste, auch der Einfluß der Sonnenstrahlen war oft zu gewaltig. Es mußte vorgesorgt werden, gedeckt und geschützt. Eine eigene Umsicht entstand für die Lebensbedingung der verschiedenen Arten, gerade das, was bei Stadtkindern so selten anzutreffen ist, wurde hier auf eine leichte Art ausgebildet: die Kenntnis der zweckentsprechenden Pflege jeder einzelnen Pflanze. Ein lebendiges und immer reges und vor allen Dingen sinngemäßes Verantwortungsgefühl entwickelte sich als etwas Selbstverständliches und als selbständige Äußerung in den Kindern wie ein angeborner Sinn. Wohl mit unermüdlicher Geduld mußte man belehren, wo man sah, daß etwas noch nicht begriffen war. Aber mit Ermahnungen durfte man auf diesem Gebiet nicht verschwenden. Denn die Gartenarbeit kann, wie keine andere, zu einer Erfahrungswissenschaft werden, die sich bei rechter Anweisung auch ein Kind selbst erobern und aneignen kann. So unfehlbar schnell, so lückenlos unausbleiblich folgen Ursache und Wirkung aufeinander wie auf keinem andern Gebiet. Ein solches Erziehungsfeld muß jedoch für sich selbst sprechen dürfen, wohl mit ergänzender Erklärung, denn um so unmittelbarer und nachhaltender wird dann die Wirkung sein. Wehe dem, der von der kleinen Gesellschaft die Erfahrung an sich selbst erleben mußte: die unausbleiblichen Folgen einer unterlassenen gärtnerischen Aufgabe. Keine Blüten, keine Früchte begrüßten den kleinen Besitzer auf seinem Grund und Boden, während der sorgsame Nachbar durch voraufgegangene Pflichterfüllung und Bedachtsamkeit reich belohnt wurde. In dem aufmerkenden Kinde dämmert die erste Ahnung davon, daß ohne eigene Mühe kein Preis ist, daß Erfolg und Mißerfolg in einem ursächlichen Zusammenhang stehen in geheimer Beziehung zu unserm Wollen und Vollbringen. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit zu beobachten gehabt, daß unter dem Zwang dieser Erkenntnis eigene Willensmotive in dem Kind frei wurden. Keine Moral, kein noch so leuchtendes Beispiel von Fleiß und gutem Willen wußte eindringlicher zu überzeugen, als eine so persönlich erlebte Erfahrung. Ebenso häufig aber als eine Unachtsamkeit zeigt sich ein blinder Übereifer. Es scheint schwer zu sein, sich in einem gewissen Alter das Gießen versagen zu können. Bekanntlich aber ist physiologisch nichts schädlicher für die Pflanze als Überzufuhr von Feuchtigkeit. In der Folge meist schlimmer als eine Periode von Trockenheit. Die Gewebe und Zellbindungen versäuern, verlieren ihre Funktionsfähigkeit und gehen schließlich in Fäulnis über. Die Pflanze ist wehrlos gegenüber dem Schwemmen, während sie manche natürliche Waffe gegen

Digitized by Google

die Dürre aufzubringen vermag. All dies muß begreiflich gemacht werden, denn hieraus entstehen die Schäden, die sich später in falscher Behandlung der armen Gärten so bitter rächen. Das Kind muß schon jetzt lernen und empfinden, daß es mit lebenden Wesen zu tun hat, es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, eigene Beobachtungen zu machen und das Nichtverstandene sich erklären zu lassen. So nur wird das Leben und die Entwicklung seiner eignen Blumen und Pflanzen ihm im Laufe der Zeit eine Mitteilung von Naturleben und Naturkunde geben, die sich zu einer dauernd innigen und lebendigen ausbilden kann.

Wie sehr gerade — abgesehen von dem Verständnis allgemeiner Naturkunde und der damit verbundenen Hoffnung einer späteren liebevolleren und zweckmäßigeren Gartenfürsorge, als diese den heutigen Städtern möglich ist — ein unmittelbarer und ursprünglich entstandener Kontakt mit der Natur für die Wesensbildung des Kindes von tiefster Bedeutung ist, versteht man, wenn man an die Brüskerie der Kinder denkt, die fast allgemein in einem bestimmten Alter anzutreffen ist. Kinder sind grausam, pflegt man zu sagen, ohne sich Rechenschaft zu geben, weshalb sie es sind. Sie sind es wahrscheinlich aus einem sehr natürlichen Grunde. Der Sinn für das Wesen der Dinge fehlt ihnen noch. Ihre Entdeckungs- und Eroberungs- und Erfinderinstinkte sind es meist, die sie dazu verleiten, einzudringen, zu zerstören, um so, wenn auch unbewußt, sich den Einblick in die Einheit der Dinge, in das Warum zu verschaffen. Durch das Erleben einer Pflanze vom ersten Samenkorn an vermittelt sich ihnen eine Einsicht für das, was die Natur hervorbringt und beabsichtigt. Eine beginnende Ehrfurcht vor dem Werdenden und dem Gewordenen wird die natürliche Folge ihrer eigenen Mühe und Arbeit. Niemand unter den kleinen Gartenbesitzern, habe ich beobachtet, war weiter so gedankenlos, Blumen zu zertreten, zu zerpflücken oder sie unnütz am Wege liegen zu lassen. Wie sehr aber die Kinder sehen lernten und empfinden, ließ sich aus manchen Fragen konstatieren. Sie bewunderten Form und Farbe, sowie die einzelnen Teile in ihrer unvergleichlichen Schönheit, die Anordnung des Ganzen, die Vielseitigkeit in allen Nuancen, die Kontraste, in einem Wort die Vollendung in der Natur, wie und wo sie sich ihnen nur bot. Selbständig schlugen die Kinder die Schmückung ihres Saales vor, Tischblumen und Fensterschmuck, woran später zur Ausbildung ihres Geschmackes und Schönheitssinnes konsequent festgehalten worden ist.

Neben diesem allgemeinen gärtnerischen und kulturellen Nutzen, den die Kinder-Gartenarbeit in einer so heilsamen Weise ausübte, möchte ich noch auf einen andern Einfluß hinweisen, der mir in unserer Zeit von besonderer Wichtigkeit scheint: der soziale Einfluß dieser körperlichen Arbeitsleistung sowie das Bewußtsein und die Verantwortung eines Besitztums. Durch die Übernahme seines Stück Landes wurde das Kind zum Besitzer eines kleinen Grundstückes. Neben ihm und um ihn herum wurden in gleicher Weise Eigentumsrechte geltend gemacht. Lauter Zentralen von selbständigen Rechten und Pflichten waren entstanden. Nun galt es, die Grenzen zu wahren, Rücksichten für den Nachbarsitz anzuerkennen, eigene für sich zu fordern, den andern Rechte einzuräumen, die man für sich selbst beanspruchen wollte. Zuerst Zank und Streit! In der Folge aber entsprang daraus ein gewisses rechtliches Solidaritätsgefühl. Es scheint fast, daß Gerechtigkeitsinstinkte nirgends so fein und scharf entwickelt sind wie gerade bei Kindern. Und es bedarf oft nur eines geringen Anstoßes, um dieselben in gebotene Schranken zurückzuweisen. Auch von dem Wert der Arbeit erhält das Kind eine erste Ahnung — den ersten realen Eindruck. Von selbst kommt es nun darauf, die Arbeit anders einzuschätzen, als es ihm vorher ohne die Kenntnis eigener Mühe und Pflege möglich war. Es wird den Landmann besonders, das tägliche Brot und die Arbeitenden allenthalben mit respektvolleren und verstehenderen Augen betrachten lernen.

Eine solche Entwicklung durch jene Direktive, die das Kind, unabhängig von Zwang, Schablone und Vorschrift in seiner Individualität sich vorwärtsbewegen läßt, bietet eine gute Aussicht für die Bildung gesunder, willensfester und freier Charaktere.

Digitized by Google

Stufe B und C bauten sich auf dieser Unterstufe auf, die für alles Kommende grundlegend gedacht sein sollte. Die Gärten waren im Raum größer, in der Bewirtschaftung differenzierter, das System hingegen blieb das gleiche. Obst- und Gemüsebau wurden bei den vorgerückteren Altersstufen rationell gepflegt. Nach Abschluß aller Gartenkurse waren dem Schüler die wichtigsten und hauptsächlichsten Gartenkulturen zu eigen geworden. In den oberen Klassen wurde der Garten zum Versuchsfeld im Anschluß an die botanischen Stunden.

Diese Art Kinderlehrgärten mögen auf den ersten Blick primitiv erscheinen, und doch — Resultate von unschätzbarem Wert lassen sich auf einem so naturgemäßen und einfachen Wege in der Entwicklung und Ausbildung der Kinder erzielen. In den letzten Jahren ist auch bei uns, meist von Frauenvereinen eingeleitet, verschiedentlich der Versuch gemacht, Gartenlehrkurse für Erwachsene und Kinder zu eröffnen. Eine günstige Gelegenheit, vorübergehend durch einzelne Stunden oder durch ganze Kurse in das Wesen des Gartenbaues einzudringen. Ganz zu erfüllen vermögen jene Wanderkurse oder nicht-dauernden Einrichtungen die Idee der Ideal-Kinder-Lehrgärten nicht. Um zu ermöglichen, daß ein Kind in das Wesen seines Gartenlehrganges tief eindringt und seine Erfahrungen als eine Art fest konzentrierten Besitz sich selbst sammelt, dazu gehört jahrelange, liebevolle und konsequente Führung, am besten von ein und demselben Menschen.

In einigen größeren Städten finden sich Gärtnerinnen, die ihr praktisches Arbeitsgebiet dahin erweitert haben, einen Kinderlehrgarten als dauernde Einrichtung zu führen. Selbst in Berlin, der Großstadtzentrale, findet sich seit kurzem eine derartige gesunde und glückliche Möglichkeit, Großstadtkindern Arbeit und Leben in der Natur zu vermitteln (Frau Maria Keller, Dahlem). Vereinzelt stehen jedoch solche Versuche da, ihr Gelingen bleibt Gewinn Einzelner. Um aber den Garten als Erziehungsfaktor der gebildeten und der Volksjugend wirksam sprechen zu lassen, bedürfte es anderer Mittel und Wege. Die Frage müßte, wie das in anderen Ländern bereits vielfach glücklich durchgeführt ist, so auch bei uns von seiten der Schulen und Schulbehörden zu lösen sein.

Nur auf diesem Wege würde es möglich sein, einen Ideal-Zukunftsgarten zu schaffen, zum unentbehrlichen Nutzen, zur unversiegbaren Freude des Familienlebens als festen unverlierbaren Bestand. So nur würden schließlich die stummen Schau- und Protzengärten oder jene unglücklichen Typen alter Familien- und Mietsgärten, die als Sammeltopf oder Versuchsfeld der verschiedensten Geschmacksrichtungen einen sehr zweifelhaften Rang im Bereich der Gartenkunst einnehmen, verschwinden können. So auch nur könnten dauernd die Bestrebungen der Schrebergartenbewegung aufsteigend unterstützt werden.

Der ersehnte Ideal-Schulgarten würde helfen ein Geschlecht heranzuziehen, das mit kundigen Händen und sehenden Blicken die Natur besser zu begreifen imstande ist, als es das heutige Geschlecht vermag.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Bildungswesen.

* **Zweierlei Maß.** Vom Abgeordneten v. Campe wurde kürzlich, um der alten Forderung der Volksschullehrer um Zulassung zum Universitätsstudium nachkommen zu können, die Ausgestaltung der Lehrerseminare zu höheren Lehranstalten befürwortet. Der „Kreuzzeitung" wird dazu geschrieben:

„Die wissenschaftliche Vorbildung zu akademischen Studien war bisher das Privileg unserer höheren Schulen. An deren Stelle soll nun für die Volksschullehrer das Seminar treten. Soll aber das Seminar eine gleichartige Vorbildung vermitteln, so muß auch der wissenschaftliche Unterricht an den Seminaren dasselbe leisten, wie an unseren höheren Schulen. Das Seminar soll aber anderseits Lehrerbildungsanstalt bleiben. Es erhält also ein doppeltes Ziel: Vorbildung zum Lehrberuf und wissenschaftliche Vorbildung zu akademischen Studien (und zwar wohlgemerkt zu einem anderen akademischen Studien gleichwertigen Studium). Ist man denn allen Ernstes der Meinung, daß die schwere und hohe Aufgabe, zum akademischen Studium vorzubereiten, noch durch die Vorbereitung zum Lehrberuf belastet werden darf, und umgekehrt? Eins von den beiden Zielen muß zu kurz kommen, wahrscheinlich beide. Der Antrag v. Campe geht von einer völligen Verkennung und Unterschätzung des in dem wissenschaftlichen Unterricht unserer höheren Schulen steckenden Arbeitswertes aus."

Sehr richtig! Für die Frauen hat das aber natürlich keine Geltung. Es fragt sich nun nur: hält man die Fähigkeiten der Frauen für so viel bedeutender oder die Frage ihrer Bildung für so viel gleichgültiger als bei den Männern?

* **Die Errichtung einer Kunstakademie für Frauen in Düsseldorf** wird durch Verhandlungen im Abgeordnetenhause in einigermaßen sichere Aussicht gestellt. Es lag eine Petition des Stadtverbandes für Frauenbestrebungen und der Vereinigung Düsseldorfer Künstlerinnen vor, das Abgeordnetenhaus möge der Errichtung einer Kunstakademie in Düsseldorf seine Zustimmung erteilen. Der Berichterstatter empfahl die Petition zur Erwägung, und der Regierungsvertreter erklärte, daß, da das Grundstück und das Schulgebäude von der Stadt Düsseldorf unentgeltlich zur Verfügung gestellt werde, man den Antrag weiter verfolgen könne, ohne indessen schon jetzt bindende Versprechungen abzugeben. Man wird einige Bedenken darüber nicht unterdrücken können, ob die Errichtung einer besonderen Frauen-Kunstakademie statt der Eröffnung der Akademie für die Frauen der richtige Weg ist. Es wird damit ein Prinzip verwirklicht, dem im gesamten übrigen Hochschulwesen auf das entschiedenste entgegengearbeitet werden muß. Diese Bedenken könnten nur dann unterdrückt werden, wenn mindestens die Lehrer der Akademie auch bei den Frauen unterrichteten und wenn möglichst viel gemeinsame Klassen eingerichtet würden.

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Das Frauenstimmrecht in Dänemark.** In den gegenwärtigen politischen Kämpfen in Dänemark nimmt die Frage des Frauenstimmrechts eine Mittelpunktstellung ein. Das liberale Ministerium hatte eine Verfassungsänderung eingebracht, in der das Frauenstimmrecht auf allgemeiner demokratischer Grundlage enthalten war. Diese Vorlage wurde im Abgeordnetenhaus mit großer Majorität angenommen, nachdem bei den letzten Wahlen die Liberalen eine starke Majorität errungen hatten. Im Landsthing (Oberhaus) jedoch scheiterte die Vorlage mit einer Majorität von nur wenigen Stimmen. Da das Ministerium mit der Vorlage steht und fällt, sind Neuwahlen ausgeschrieben, bei denen es darauf ankommt, die Majorität auch im Landsthing zu erwerben. Da es sich nur um wenige Stimmen handelt, so ist der Sieg der Liberalen und damit des Frauenstimmrechts in Dänemark ziemlich sicher.

Digitized by Google

Die Debatte des Englischen Unterhauses über die kriegerischen Methoden der Suffragettes.

Wir bringen diese Verhandlungen des Unterhauses über die Suffragettes nach dem ausführlichen Bericht des „Manchester Guardian". Trotzdem wir den Gewalttätigkeiten als solchen niemals an dieser Stelle Raum geopfert haben, meinen wir doch, daß diese Verhandlungen für unsere Leser Interesse haben, weil sie auf diese Weise den objektiven Einblick in den Stand der Dinge bekommen, den unsere deutsche Tagespresse vermissen läßt.

Bei der Beratung des Etats für das Ministerium des Innern beantragte Lord Cecil einen Abzug von dem Budget um 100 Pfund, um die Aufmerksamkeit des Hauses auf die fortgesetzten Gewalttaten zu lenken, die durch die sogenannten Suffragettes begangen werden und auf das Verhalten der Regierung gegenüber diesen Gewalttaten. Die Abgeordneten, so sagte Lord Cecil, würden seiner Meinung sein darüber, daß die gegenwärtige Lage sehr ernst sei. Ihm schiene, daß die Anzahl der Gewalttätigkeiten nicht die schlimmste Tatsache sei. Schlimmer sei die offene Nichtachtung des Gesetzes (ironische Zurufe). Er sei sehr froh, die Zurufe der Nationalisten zu hören, die in ihrer Parteigeschichte sich immer dadurch ausgezeichnet hätten, daß sie überzeugte Stützen von Gesetz und Ordnung seien. Natürlich verstände er diese Zurufe. Sie meinten, daß eine Ähnlichkeit bestände zwischen dem, was augenblicklich in Irland vor sich ginge und den Gewalttaten der Suffragettes. Er beabsichtige nicht, zu erörtern, ob das, was in Irland geschehen sei, gerechtfertigt oder ungerechtfertigt wäre. Er wolle nur sagen, daß das, was dort vor sich ginge, als Rebellion bezeichnet werden könne. Aber zwischen Rebellion und Anarchie sei eine ungeheure Kluft gesetzt. Rebellion wäre unter gewissen Umständen zu rechtfertigen, Anarchie wäre niemals zu rechtfertigen. Sie wäre ein Angriff auf das Grundprinzip der Zivilisation und habe niemals Erfolg gehabt. Es unterliege keinem Zweifel, daß Anarchie in allen Formen unterdrückt werden müsse. Die Erbitterung des Publikums wüchse jeden Tag, und es seien sehr deutliche Anzeichen dafür da, daß eines Tages die Volksmenge die Strafe in ihre eigene Hand nehmen würde. Das würde Lynchjustiz bedeuten, die das Grauenhafteste in der Welt sei. Das würde bedeuten, daß die Unschuldigen für die Sünden der Schuldigen bestraft würden. Er hoffe und glaube, daß die Regierung es dazu in keiner Weise kommen lassen würde und daß die Regierung bereit sei, dafür zu sorgen, daß alle, die eine friedliche politische Propaganda betrieben, denselben Schutz erführen wie jedermann sonst.

Eine andere schlimme Tatsache sei die furchtbare Kraftverschwendung, die in dieser Bewegung tatsächlich getrieben würde. Niemand, der die Geschichte der Bewegung studiert habe, könne zweifeln, daß Personen mit ihr verknüpft seien, die von Motiven getrieben würden, die jeder bewundern, sogar verehren müßte. Sie hätten großen Heroismus und große Selbstaufopferung gezeigt, wie verstockt und mißleitet sie auch sein möchten. Es sei etwas außerordentlich Erschütterndes in dem Gedanken, daß dies Material an glänzenden Fähigkeiten so mißbraucht würde, wie das im gegenwärtigen Augenblick geschehe. Er hoffe, das Haus würde einen wesentlichen Unterschied machen zwischen den Führern und der Gefolgschaft der Bewegung. Die Führer der Bewegung, glaube er, begannen ihre Desperadopolitik mit vollkommener Überlegung, und ihre Motive waren ursprünglich ehrenhaft und aufrichtig. Er habe allerdings die ernstesten Zweifel, ob sie es noch wären. Er glaube, daß ihnen jetzt viel mehr an dem Bestehen ihrer Organisation, ihrer Macht und ihrer Geldmittel gelegen sei, als an dem schließlichen Erfolg ihrer politischen Propaganda. Was die Gefolgschaft beträfe, so beurteile er sie anders, und zwar diejenigen von ihnen, die nicht bezahlt würden, sondern die sich der Agitation aus Idealismus und Fanatismus angeschlossen hätten. Die Ergebenheit dieser Gefolgschaft Mrs. Pankhurst gegenüber sei eine sehr ernsthafte Sache. Sie und vielleicht auch ihre Tochter wären in der Tat fast allein verantwortlich für den gegenwärtigen Stand der Dinge. Aber selbst Mrs. Pankhurst würde ihre Gefolgschaft nicht haben bewegen können, auf diese Bahn des Verbrechens zu gehen, wenn nicht wieder und wieder durch die Regierung in dieser Sache die entschiedensten Fehler gemacht worden wären. Als im Anfang die kriegerischen Taten belangloser Charakter gehabt hätten, hätte man eine unbillige Strenge gezeigt. Man hätte die Sache viel zu ernsthaft behandelt. Im Zusammenhang damit habe er immer die Methode der Zwangsfütterung für einen schweren Fehler gehalten, und der nächste Fehler sei die augenscheinliche Ungleichheit in der Behandlung der verschiedenen Gefangenen gewesen. Mrs. Pankhurst wäre immer nach verhältnismäßig leichter Strafe ohne jede Zwangsfütterung aus dem Gefängnis entlassen worden, während Frauen von geringerer Bedeutung beständig zwangsweise ernährt und viel längere Zeit im Gefängnis festgehalten worden seien. Die ganze Politik des Katz- und Maus-Gesetzes habe sich als ein Mißerfolg erwiesen, und die Wirkung dieser Fehler sei in der Tat sehr groß gewesen. Vor 1911 habe man durch die Anstrengungen der anderen Frauen einen Waffenstillstand mit den Militanten in der Tat erreicht. Man hoffte, daß man eine Privatbill durch das Parlament bekommen würde, und die Militanz hörte auf. Dann kam die Reformbill der Regierung, die als ein überlegter Versuch angesehen wurde, die Aussichten der Privatbill zu vernichten. Es kam die höchst verhängnisvolle Rede des Schatzkanzlers, der sich zu rühmen schien, daß er und seine Maßnahme die sogenannte Versöhnungsbill torpedot habe.

Er schaltete als im höchsten Grade ungerecht und vollständig nutzlos den Vorschlag aus, daß die Anhänger des Frauenstimmrechts im Parlament alle Versuche aufgeben sollten, das Stimmrecht durchzusetzen, bis diese Gewalttätigkeiten aufgehört hätten. Er möchte dem Hause aufs eindringlichste nahelegen, wie wichtig es sei, daß

Digitized by Google

die Frage mit absoluter Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit behandelt würde. Niemand sollte eine Hoffnung erwecken, die nicht erfüllt werden könnte. Aber jetzt hätten sie sich mit den Symptomen der Agitation zu befassen, und er wiederhole seinen Vorschlag der Deportation. Er freue sich, daß dieser Vorschlag ausgeführt werden könne. Er begrüße die Mitteilung, die bekannt geworden sei, daß die Regierung im Begriff sei, die Geldmittel der Gesellschaft anzugreifen, und er könne nicht verstehen, warum dies, wenn es überhaupt möglich sei, nicht schon vor Jahren geschehen sei. Er frage auch, ob es nicht möglich wäre, die französischen Behörden zu veranlassen, gegen eine der Hauptorganisatoren der Gesellschaft vorzugehen, die in Paris lebe. Der Stand der Dinge sei skandalös und sei der Sache des Frauenstimmrechts im höchsten Maße gefährlich. Er hoffe, die Regierung werde Mitteilungen machen, die das Haus befriedigten und die kund täten, daß man wirklich die Sache klug, durchgreifend und wirksam in die Hand nehmen wolle.

Mr. Mc Kenna sagte, er bedaure nicht im geringsten den Ton und das Temperament von Lord Cecils Rede und weise darauf hin, daß die Regierung es mit einer Erscheinung zu tun habe, die in der englischen Geschichte absolut ohne Präzedenzfall wäre. Wir haben, so sagte er, eine Anzahl von Frauen, die Verbrechen begehen nicht mit den üblichen Absichten oder den üblichen Motiven eines Verbrechers, sondern mit der Absicht, eine politische Sache bekanntzumachen und das Publikum so zu plagen, daß es ihnen schließlich nachgibt. Die Zahl der Frauen, die tatsächlich solche Verbrechen ausführen, sei verhältnismäßig klein, aber die Zahl derer, die mit ihnen sympathisieren, sei außerordentlich groß. Und die Schwierigkeit für die Polizei bei ihren Bemühungen, diese Form des Verbrechens zu bestrafen und den angerichteten Schaden an den Verbrechern zu rächen, beruhte hauptsächlich darin, daß die Verbrecher soviel Unterstützung fänden unter den gutsituierten und durchaus achtbaren Bevölkerungsklassen, so daß die gewöhnliche Anwendung des Gesetzes fast unmöglich gemacht wäre. Im Jahre 1906, als die kriegerische Agitation begann, sei die Zahl derer, die wegen Vergehen dieser Art ins Gefängnis gekommen wären, 31 gewesen, im Jahre 1909 stieg sie auf 156, 1911 auf 188, 6 Männer eingeschlossen, und 1912 auf 290, 2 Männer eingeschlossen. 1913 fiel die Zahl auf 183 und 1914 betrüge sie bis jetzt 103. In diesen Ziffern wären die Wiederholungsfälle eingeschlossen. Augenscheinlich sei aus diesen Zahlen der Schluß zu ziehen, daß bis 1912 die Zahl der Verbrechen sich dauernd vermehrte, und daß seit dem neuen Gesetz (Katz- und Maus-Bill) die Zahl der Vergehen stark gefallen sei. Allerdings seien die Gewalttätigkeiten ernster geworden. Aber er betrachte doch Lord Cecils Kritik an dem Gesetz für nicht begründet.

Er sei sich bewußt, daß die öffentliche Entrüstung stark im Steigen begriffen sei. Das Publikum sei empört nicht nur durch die Verbrechen an sich, sondern vor allem durch ihre Sinnlosigkeit und durch die Torheit einer politischen Propaganda, die sich in unserm Lande durch solche Mittel vorwärtszubringen trachte. Man müsse jedoch nicht vergessen, daß der ausgesprochene Zweck von Mrs. Pankhurst und ihren Freunden, indem sie diese Propaganda treiben, darin bestünde, das Publikum so zu beunruhigen und zu irritieren, daß das Publikum seine Entrüstung gegen die Regierung wendete, und so diese Regierung und alle Regierungen im Lande unmöglich zu machen, bis die Frauen das Stimmrecht erlangt hätten. Er glaube nicht, daß dieses Ziel erreicht werden würde. Aber er verweise als auf eine Illustration ihrer Methoden auf den ungehörigen Ton, den die Suffragettes dem König gegenüber angenommen hätten. Sie müßten ihrer eigenen Freunde wegen einen einleuchtenden Grund finden für ihre Haltung und deshalb behaupteten sie, daß ihr ungehöriges Benehmen in der Gegenwart des Königs ein Protest gegen das sei, was sie Seiner Majestät unkonstitutionelle Haltung nennen, nämlich seine Weigerung, eine Deputation zu empfangen. Alle Untertanen des Königs hätten das Recht der Petition, vorausgesetzt, daß die Petition in achtungsvollen Ausdrücken abgefaßt sei. Aber es bestünde kein allgemeines Recht der Untertanen auf eine persönliche Audienz zu dem Zweck, eine Petition zu präsentieren. Es sei die Pflicht des Home-Secretary, Seiner Majestät jede achtungsvoll abgefaßte Petition zu unterbreiten, die ihm für das Frauenstimmrecht präsentiert würde, und er weigere sich nicht, die Petition vorzulegen, selbst wenn die Maßnahme, die verlangt würde, unkonstitutionell oder unausführbar sei. Es sei auch die Pflicht des Home-Secretary, Seiner Majestät zu raten, welche Schritte auf eine solche Petition hin unternommen werden sollten. Er stelle dies fest, um den Suffragettes und ihren Freunden auch den geringsten Grund zu entziehen, ihre Ungehörigkeiten gegenüber dem König fortzusetzen. Die Verantwortung für die Haltung des Königs ruhe auf ihm, und es sei lächerlich, wenn die Suffragettes behaupteten, daß ein Bruch konstitutioneller Rechte auf seiten des Königs vorliege, wenn er auf den Rat des Home-Secretary sich weigere, eine Deputation von ihnen zu empfangen.

Er habe dies erwähnt als eine Methode, die von den Frauen angenommen sei, um ihre Sache bekanntzumachen. Er müsse den Frauen einen gewissen Grad von Klugheit bei diesen Methoden zugestehen. Sie hätten bis jetzt keine Demonstration gemacht, die so wirksam gewesen sei wie die letzten Absurditäten dem König gegenüber. Er möchte, daß die Presse aller Parteien diesen Dingen nicht soviel Beachtung schenkte, ihnen wenigstens keine Kopfzeilen widmete, und wenn möglich, überhaupt nicht über sie berichtete. Er sei sicher, daß — wenn man die kriegerischen Methoden totschwiege — das mehr helfen würde, ihnen ein Ende zu machen, als irgend etwas anderes, was die Regierung tun könnte. Er sage nicht, daß vernünftige Veranstaltungen, ihre Reden und ihre Argumente, nicht vollen Anspruch auf Bekanntmachung durch die Presse haben sollten, aber er bedauere außerordentlich, in einer Zeitung nach der anderen zwei oder drei Spalten zu finden, die der Verbreitung der Gewalttaten gewidmet wären. Er möchte auch bemerken, daß man sich nicht verleiten lassen solle, die Summe dessen, was von diesen Frauen

Digitized by Google

begangen würde, zu übertreiben. Es sei zweifellos, daß eine Anzahl der Verbrechen, die man den Suffragettes zuschriebe, besonders Brandstiftungen, tatsächlich das Werk von sogenannten bona fide-Verbrechern seien, die ihre Häuser wegen der Versicherungsgelder ansteckten und Suffragettenliteratur umherstreuten, um den Verdacht auf sie zu lenken. Der Betrag des Schadens durch Brandstiftungen seitens der Suffragettes sei ganz unbedeutend, verglichen mit dem Feuerschaden, der durch Zufälle entstünde.

Indem er sich nun den verschiedenen Methoden zuwende, die der Regierung vorgeschlagen werden, so bestünden, soviel er wüßte, vier Vorschläge. Der erste wäre, sie sterben zu lassen (Zurufe), und der schiene ihm im Augenblick der beliebteste zu sein, der zweite sei, sie zu deportieren, der dritte, sie als Geisteskranke zu behandeln (Zurufe) und der vierte, ihnen das Stimmrecht zu geben (Gelächter und einige Zurufe). Die, welche sagen: „Laß sie sterben, wenn sie sterben wollen", begründen ihren Vorschlag gewöhnlich durch die Vermutung, daß, wenn man diesen Frauen sagen würde, daß man sie sterben lassen würde, sie ihre Nahrung nehmen würden. Ich möchte dem Hause im Gegensatz zu dieser Ansicht die Meinung eines ärztlichen Sachverständigen mitteilen, der von Anfang an eine genaue Kenntnis der Suffragettes gehabt hat. Er sagt, daß die Gefangenen überzeugt sind, es würde ihrer Sache helfen, wenn eine von ihnen im Gefängnis stürbe, daß sie dies zu tun wünschen, daß sie jede ärztliche Prüfung aufs entschiedenste ablehnen und den Hungerstreik heimlich durchführen. Wir haben der Tatsache ins Gesicht zu sehen, daß sie bereit sein würden, zu sterben. Es gibt Leute, die denken, daß — wenn 2 oder 3 Todesfälle im Gefängnis vorkämen, die Gewalttätigkeiten aufhören würden. Nach meiner Meinung gab es niemals eine größere Täuschung, und das ist der Standpunkt, auf dem ich stehe und von dem aus ich bis aufs Letzte alle die bekämpfen werde, die die Methode, die Gefangenen sterben zu lassen, annehmen möchten. Weit davon entfernt, den Gewalttätigkeiten ein Ende zu machen, würde dies, glaube ich, der stärkste Impuls zu neuen Gewalttätigkeiten sein, den wir überhaupt geben könnten. Für jede Frau, die im Gefängnis stirbt, würden Dutzende von Frauen herkommen, um sich die gleiche Märtyrerkrone, für die sie es halten, zu verdienen (Zuruf: Woher wissen Sie das?). Ich weiß mehr von diesen Frauen als das verehrte Mitglied, von dem der Zuruf kam. Die verehrten Mitglieder kennen die Natur dieser Frauen nicht. Ich spreche nicht aus Bewunderung für sie. Sie sind hysterische Fanatiker, aber verbunden mit diesem Fanatismus haben sie einen Mut, der ein Teil dieses Fanatismus ist und der zweifellos vor nichts zurückschreckt, und die verehrten Mitglieder, die zweifeln, daß die Suffragettes den Tod nicht nur riskieren, sondern auch erdulden würden für das, was sie für das Höchste auf Erden halten, irren sich durchaus. Manche von ihnen wünschen zu sterben, und die diesen Wunsch haben, werden unterstützt durch Scharen von andern, die das bewundern würden, was sie Heroismus nennen. Wenn wir bedenken, daß bei diesen Frauen das Verbrechen als eine Demonstration benutzt wird, so müssen wir nicht vergessen, daß es kein Mittel geben würde, diese Demonstration wirksamer zu machen, als sie im Gefängnis sterben zu lassen. Ich bin auch sicher, daß, wenn auch die öffentliche Meinung heute dafür ist, sie sterben zu lassen, nach 20 oder 30 Todesfällen im Gefängnis eine heftige Reaktion der öffentlichen Meinung eintreten würde, und die Herren, die jetzt so leichthin sagen: „Laß sie sterben", würden die ersten sein, die in einem solchen Falle die Regierung tadeln würden.

Diese Politik könnte auf jeden Fall nicht ohne ein neues Gesetz angenommen werden. Die gesetzliche Verantwortlichkeit für das Leben der Insassen müßte von den Gefängnisbeamten genommen werden. Glauben die verehrten Mitglieder, daß ein Gefängnisarzt — ein humaner Mann — es mit ansehen würde, wenn eine Frau durch Hunger und Durst langsam zugrunde ginge, wenn er wüßte, daß er sie am Leben halten könnte? Glauben die verehrten Mitglieder, daß wir imstande wären, unter diesen Bedingungen Ärzte überhaupt in unserm Dienst festzuhalten? Ein Arzt würde denken, und ich würde es auch tun, wenn ich eine Frau dort so liegen sehen würde, was hat diese Frau getan? Sie mag sich der Polizei widersetzt haben. Wenn wir einmal damit anfangen, sie sterben zu lassen, so werden wir damit fortfahren müssen, und wir werden Frauen sterben sehen nur aus Hartnäckigkeit. Ich glaube nicht, daß dies eine Politik ist, die sich bei näherer Überlegung dem britischen Volk empfiehlt, und was mich anlangt, so kann ich mich niemals dazu hergeben, diese Politik durchzuführen.

Mit Bezug auf das empfohlene Mittel der Deportation, so hieße das die Schwierigkeit nur in einige Entfernung zu verlegen. Wohin sollte man sie deportieren? Wenn man sie nach St. Kilda schickte und die Insel nicht als ein Gefängnis behandelte, würden die wohlhabenden Freunde der Suffragettes eine Jacht nehmen und sie wieder holen. Wenn man St. Kilda als ein Gefängnis behandelte, würden die Suffragettes den Hungerstreik dort versuchen. Ein Platz wird dadurch nicht weniger Gefängnis, daß man den Raum vergrößert. Was den dritten Vorschlag angehe, so sei seine Meinung, daß die Frage, ob Leute als Geisteskranke zu behandeln wären oder nicht, eine medizinische wäre. In vielen Fällen, wo die Symptome genügend gewesen wären, um die Gefangenen durch einen Arzt prüfen zu lassen, wäre dies geschehen. Aber in keinem Fall hätten sich die Ärzte bereitgefunden, die Gefangenen als Geisteskranke zu bezeichnen. Er könne durch kein Gesetz ein Zeugnis bekommen, das der ärztlichen Meinung widerspräche. Daher sei dieser Vorschlag unausführbar. Es bliebe der letzte Vorschlag, daß man den Frauen das Stimmrecht geben sollte. Was auch über die Vorzüge und Mängel dieses Vorschlags gesagt werden könne, so sei es klar, daß er nicht hier beim Etat diskutiert werden könne. Er sei als Home-Secretary nicht verantwortlich für den Stand der Stimmrechtsgesetzgebung. Er habe aber auch nicht nötig, seine Meinung zu verschweigen, daß dieser Vor-

Digitized by Google

schlag nicht vom Standpunkt eines Heilmittels für den gegenwärtigen Stand der Ungesetzlichkeit ernsthaft erörtert werden könne. Die Klage, die man allgemein gegen die Regierung erhöbe, fuhr er fort, richte sich gegen das, was man als die Schlaffheit der Regierung bezeichne und daß die Frauen für ihre Gewalttätigkeiten nicht genügend bestraft würden. Es gäbe allerdings keine größere Illusion. Nach seiner Meinung seien 6 oder 8 Tage Hunger- und Durststreik eine sehr viel härtere Strafe als 2 oder 3 Monate gewöhnlichen Gefängnisses.

Lord Cecil unterbrach, um zu sagen, daß sie sich aber dadurch nicht an weiteren Verbrechen hindern ließen. Mr. Mc Kenna erwiderte, daß das ein ganz anderer Punkt sei. Man könne mit genau soviel Recht verlangen, daß wir gewöhnliche Verbrecher verhindern, wieder Verbrechen zu begehen, wenn sie aus dem Gefängnis entlassen sind. Er habe sich mit einer Statistik aller Gefangenen versehen, die unter dem Katz- und Maus-Gesetz entlassen wären. Ihre Gesamtzahl sei 83. Von diesen seien 7 noch im Gefängnis, 8 hätten ihre Strafe abgesessen oder bezahlt und 15 hätten die kriegerischen Methoden aufgegeben. Von den übrigen wären 6 aus dem Lande entflohen und 20 unauffindbar. Die übrigen, hauptsächlich Frauen mit geringen Strafen, weil sie an den Störungen um den Buckingham-Palast Anteil genommen hätten, wären an Aufenthaltsorten, die der Polizei bekannt wären. Diese Tatsachen geben keinen Grund zu der Behauptung, daß das Gesetz ganz unwirksam gewesen sei, wenn man sie vergleicht mit dem Stand der Dinge, ehe das Gesetz in Kraft trat. Zu jener Zeit sahen wir uns einem Zustand gegenüber, bei dem Frauen, die an Epilepsie, Schwachsinn und anderen Arten von Krankheiten litten, gebraucht wurden, um diese Verbrechen zu begehen, da sie unfähig wären, Strafen zu ertragen, Frauen dieser Art könnte man gar nicht gewaltsam ernähren. Diesem Zustand ist ein Ende gemacht. Wenn man gegen eine Bewegung dieser Art kämpft, muß man erwarten, daß man es zuletzt noch mit den entschlosseneren und gewaltsameren Naturen zu tun hat. Er hätte seinerseits niemals eine Verminderung der Schwere der Verbrechen erwartet, sondern eher eine Verstärkung. Wir haben es mit einem Geist zu tun, der im versteckten letzten Grunde zu jedem Verbrechen fähig ist. Ich bin überzeugt, daß auf die Dauer der einzige Weg, mit dieser Sache wirksam fertig zu werden, geduldiges und entschlossenes Vorgehen ist, bei dem aller Anschein von unnötiger Härte vermieden wird. Keinesfalls dürfen wir es zulassen, daß die Gefangenen das gewinnen, was sie als Krone des Märtyrertums bezeichnen würden.

Was für Schritte könnte man noch tun? Er zweifelte nicht, daß diejenigen, die es anginge, benachrichtigt worden wären, ihre Fonds so zu etablieren, daß der Arm des britischen Gesetzes sie nicht erreichen könne. Aber es gibt noch andere Möglichkeiten. Ich spreche von ihnen nur als von Möglichkeiten, weil — während wir sie schon lange gern angewendet hätten, wir bis jetzt noch nicht die Mittel dazu hatten. Wir sind jetzt nicht ohne Hoffnung, daß wir Beweise haben werden, die uns instand setzen, gegen die zahlenden Mitglieder in einem Zivilprozeß vorzugehen. Wenn es uns gelingt, so werden die unterstützenden Mitglieder persönlich haftpflichtig werden für alle angerichteten Schäden. Es ist eine Frage der Beweisführung. Wir hoffen — ich will nicht sagen glauben — wir haben Ursache, zu hoffen, oder vielmehr, die Lage der Dinge gibt uns größere Ursache zu hoffen, daß wir ausreichende Beweise gegen diese Mitglieder finden werden. Ich habe ferner veranlaßt, daß die Frage erörtert wird, ob man nicht gegen die Geldgeber außerdem strafrechtlich vorgehen kann. Wir haben die Beweise nur erlangen können durch unsere nicht seltenen Haussuchungen in den Bureaus und unter dem Eigentum der Gesellschaft, und natürlich konnte vorher kein Prozeß derart eingeleitet werden. Wir hatten das Material nicht dazu. Wenn wir einen Prozeß anstrengen und es uns gelingt, die Geldgeber persönlich verantwortlich zu machen für alle angerichteten Schäden, so bin ich sicher, daß die Versicherungsgesellschaften dem Beispiel folgen werden, das ihnen die Regierung gegeben hat und ihrerseits Prozesse anstrengen, um die Kosten wiederzuerlangen, die ihnen durch die Verbrechen erwachsen sind. Wenn dies geschieht, so zweifle ich nicht, daß die Tage des kriegerischen Vorgehens gezählt sind. Die Gewalttätigkeiten leben nur von den Beiträgen reicher Frauen, die, indem sie selbst die Vorteile des Reichtums genießen, der ihnen durch die Arbeit anderer zufällt, jenen Reichtum gegen die Interessen der Gesellschaft ausnutzen und ihre unglücklichen Opfer dafür bezahlen, daß sie alle die Schrecken des Hunger- und Durststreiks aushalten. Was wir auch für Gefühle haben mögen gegen jene unglücklichen Frauen, die im Land herumgehen brandstiftend und Eigentum zerstörend für 30 Schillinge bis zu 2 Pfund in der Woche, wie müssen erst unsere Gefühle sein Frauen gegenüber, die ihr Geld geben, um die Verrichtung dieser Verbrechen zu veranlassen, indem sie es ihren Schwestern überlassen, die Strafe zu erleiden, während sie selbst im Luxus leben! Wenn es unserm Vorgehen gelingt, die Existenzmittel der sozialen und politischen Frauenliga ganz zu vernichten, so werden wir, glaube ich, die Macht von Mrs. Pankhurst und ihren Freunden zu Ende kommen sehen.

Mr. Cave (Unionist) bezeichnet diese Verbrechen als einen Angriff auf die Gesellschaft. Die Gesellschaft muß sich verteidigen, und was für Mittel auch der Minister des Inneren zu dem Zweck vorschlagen würde, sie würden die Unterstützung aller Parteien erhalten, vorausgesetzt natürlich, daß die Mittel vernünftig seien. Er sei betrübt, in den Zeitungen einen Brief eines der Führer zu sehen, der, während er die kriegerischen Methoden verurteilt, meint, daß das beste Mittel sei, das Stimmrecht zu gewähren. Niemals würde unser Land sich in dieser Weise einschüchtern lassen; wenn jemals eine Regierung sich einfallen ließe, dem Verbrechen nachzugeben, irgend etwas der Gewalt zuzugestehen (ironische Zurufe), was nicht durch Vernunft verteidigt werden könne (Gelächter), so würde das Stimmrecht keinen Wert mehr haben. Es sei der Vorschlag gemacht worden, daß man den Frauen erlauben sollte, im Gefängnis zu sterben, wenn

Digitized by Google

sie darauf bestünden, ihre Nahrung zu verweigern. Er möchte wissen, ob man der Regierung gesagt habe, daß das gesetzlich möglich sei. Er selbst habe Zweifel in dem Punkt. Die Deportation würde nicht alle Schwierigkeiten beseitigen. Man müsse doch den Frauen erst den Prozeß machen, und während des Prozesses würden sie hungerstreiken, und wenn sie dann verurteilt wären, so würden sie auf dem Transport hungerstreiken. Man könne sie nicht als Geisteskranke behandeln, ohne daß ihnen das ein ärztliches Zeugnis bescheinigt. Es bleibe die Frage, ob es nicht möglich wäre, nicht nur die einzelnen Geldgeber der Frauenorganisation, sondern die Organisation selbst zu treffen. Er zweifle, ob die Organisation in einem solchen Falle dem Gewerbegerichtsgesetz unterstände, wie es eine gewöhnliche Gewerkschaft tun könne. Wenn das so wäre, so wäre es möglich, daß nicht nur die Frauen persönlich, sondern die ganze Gesellschaft haftpflichtig gemacht werden könne für Schäden, und man könne Urteilssprüche gegen die Union als solche ebenso wie gegen ihre wohlhabenden Mitglieder erreichen, die Mittel für Verbrechen zur Verfügung stellten.

Mr. Keir Hardie (Arbeiterpartei) sagte, wenn man im Anfang der kriegerischen Bewegung mehr Takt und Duldung gezeigt hätte, so wäre die Entwicklung nicht gekommen, die jeder jetzt beklagte; obgleich es viel Leute gäbe, die gegen die Methoden der Suffragettes wären, glaube er doch, daß die Masse des Volkes das, was geschehen sei, gleichgültig und duldsam ansähe, und zwar aus dem Grunde, weil man den Frauen immer noch das Frauenstimmrecht vorenthalte. Die Agitation für das Frauenstimmrecht, kriegerisch oder nichtkriegerisch, würde weitergehen, bis das Haus den Frauen gerecht würde, indem es sie unter die Bürger aufnehme.

Graf Winterton schlug vor, ob man nicht medizinische Angestellte von Irrenhäusern, die lange und tägliche Erfahrung mit Zwangsernährung hätten, nach Holloway versetzen könne, damit sie diese Prozeduren dort ausführen könnten.

Sir Markham glaubt, daß viel von der Störung dadurch entstanden wäre, daß vor 4 Jahren die Regierung die Frage nicht sofort fest anfaßte, indem sie einfach sagte, daß die, die sich weigerten, Nahrung zu sich zu nehmen, die Konsequenzen ihrer eigenen Handlung auf sich nehmen müßten. Man behauptete, daß, wenn es den weiblichen Gefangenen erlaubt würde, zu sterben, eine Reaktion im Lande eintreten würde. Es sei viel mehr weichliche Sentimentalität hier im Hause als draußen im Lande. Die Zeit sei gekommen, wo das Parlament sagen müsse, daß die, die derartige Schritte täten, die Verantwortung dafür tragen müßten. Er könne nicht glauben, daß Frauen, denen man 30 Schilling bis zu 2 Pfund in der Woche bezahle, dafür Selbstmord begehen würden, obgleich unter den Frauen solche wären, die sicherlich sterben würden. Das Haus sollte sich aber daran erinnern, daß ihre Vorfahren für die Freiheit des Volks in diesem Lande Ströme von Blut vergossen hätten, und heute in diesen Tagen weichlicher Sentimentalität erlaube man, daß das Gesetz verachtet und Verbrechen begangen würden. Diese Störungen würden nicht lange weitergehen, ohne daß Mord vorkommen würde, und was soll man dann tun? Jeden Augenblick könne man in die Lage kommen, das entscheiden zu müssen. Sollte man unter den Bestimmungen der Katz- und Maus-Bill eine Person aus dem Gefängnis hinauslassen, die ein Verbrechen begangen hätte, das irgend jemandes Tod herbeigeführt hätte, und die eine Woche später ein neues Verbrechen begehen könnte? Wenn man ein Gesetz macht, muß man es ausführen. Die Regierung hat einen kläglichen Mißerfolg gehabt, und das Katz- und Maus-Gesetz hat kläglich versagt, das zu erreichen, was die Regierung damit bezweckte. Es habe keinen Sinn, von Deportation zu reden. Man möge nur das Gesetz ausführen. Das Land blicke auf die Regierung und erwarte, daß Gesetz und Ordnung aufrechterhalten würden. Er würde für den Abstrich am Etat stimmen als Protest gegen die Haltung, die die Regierung eingenommen habe.

Mr. Gwynne (Unionist) sagte, wenn der Home-Secretary mit der Sachlage nicht fertig würde, so solle er lieber zurücktreten und es einen andern probieren lassen. Wenn der Home-Secretary mit dem gegenwärtigen Zustand zufrieden sei, so sei es eben das Publikum nicht. Habe er wirklich gemeint, daß das Katz- und Maus-Gesetz das äußerste sei, was die Behörde leisten könne? Der Home-Secretary würde sich weiter mit den Schwierigkeiten abfinden müssen, wenn er im Amt bliebe, was der Himmel verhüten möge (Gelächter). Wahrscheinlich fürchte er sich deshalb, die Frauen sterben zu lassen, weil er für sein eigenes Leben besorgt sei.

Mr. Wedgwood sagte (nach einigen Bemerkungen von dem der Gegenpartei angehörenden Vorredner), er gäbe zu, daß es sehr unangenehm sei, diese Schwierigkeiten zu haben, aber er bäte das Haus, die Sache auch einmal vom Standpunkt der Militanten selbst anzusehen. Wenn sie eine so starke Partei im Volke fähig fänden zu solchem Vorgehen, so sei das einzige, was das Unterhaus zu tun habe, sehr genau in Erwägung zu ziehen, ob ihre Klagen berechtigt seien oder nicht. Es sei ihre Pflicht, Recht und Unrecht der Leute in Erwägung zu ziehen, die so handelten. Bis heute sei diese Frage im Haus noch keineswegs ernsthaft betrachtet.

Mr. Hume-Williams (Unionist) sagte, der Vorschlag, daß die wahre Lösung sei, der Gewalt nachzugeben und unter Drohungen zu gewähren, was das Parlament ohne Drohungen verweigert hätte, sei unausführbar. Er möchte auf die Möglichkeit hinweisen, die Ansicht der Frauen des ganzen Landes über das Stimmrecht zu hören, und als eine Verbesserung des Katz- und Maus-Gesetzes schlüge er vor, daß, wenn man die Frauen aus dem Gefängnis entließe, man jedenfalls eine Person ernennen müsse, die für ihr Verhalten verantwortlich sei.

(Vom Regierungstisch:) Für jede Maus eine Katze (Heiterkeit).

Digitized by Google

Verschiedenes.

„Der Tag der Mona Lisa“, Einakter von Felicitas Leo, wurde bei dem von dem Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia“ in Wien kürzlich ausgeschriebenen Wettbewerb als beste unter den eingesandten dramatischen Arbeiten preisgekrönt.

*** Selma Lagerlöf in der schwedischen Akademie.** Selma Lagerlöf ist zum Mitglied der nur von 18 Personen gebildeten schwedischen Akademie gewählt worden. Selma Lagerlöf ist die erste Frau in der Akademie seit ihrem 128jährigen Bestehen.

*** Zu dem Artikel: Rechte und Leiden der unehelichen Kinder** (Juniheft) gehen uns nachstehende Ausführungen zu:

„Auf den Appell des Amtsgerichtsrat Landsberg hin möchte ich daran erinnern, daß schon vor geraumer Zeit der Bund für Mutterschutz den Vorschlag gebracht hat, jede erwachsene weibliche Person mit dem Titel „Frau“ zu bezeichnen. Würde dieser Plan verwirklicht werden, so wäre auch die unverehelichte Mutter und ihr Kind vor peinlichen Situationen bewahrt. Meines Erachtens ist es jedoch nicht angängig, Unterschiede in der Verleihung dieses Prädikats zu machen, wie sie der Referent im Auge hat. Ganz abgesehen davon, daß er der doppelten Moral mit solcher Forderung das Wort redet; denn die pflichtvergessenen Väter will er ja ihres „Mannes“-titels nicht berauben; er verlangt auch etwas praktisch kaum Durchführbares. Bekanntermaßen ist ein überwiegender Prozentsatz der unehelichen Mütter wirtschaftlich nicht in der Lage, mit ihrem Kinde zusammen zu bleiben und ihren mütterlichen Gefühlen freien und natürlichen Lauf zu lassen. Sie geben das Kind gewöhnlich in Pflege. Eine solche Mutter entäußert sich ihrer Mutterpflichten, nicht wahr! Soll man ihr nun den Ehrentitel „Frau“ entziehen oder lassen? Sie gibt vielleicht ihren ganzen Verdienst für das Kind her, um das Pflegegeld aufzubringen, das der gewissenlose Kindesvater nicht zahlt. Dieser Umstand spricht für ihre Rehabiliterung. Sollte ihr diese nun verweigert werden, wenn sie in der glücklicheren Lage ist, vom Vater ihres Kindes nicht verlassen zu sein, wenn er die Alimente zahlt? Wie will man entscheiden, welche Mutter ihre Pflichten dem Kind gegenüber besser erfüllt? — Und ein anderer Fall: Eine Mutter hat $3^1/_2$ Jahre ihr Kind aufopfernd versorgt, sich nach Landsberg den Frauentitel also verdient; aus einer zwingenden Notlage heraus tut sie das Unmütterlichste, was sie tun kann, und gibt das Kind her. Sollte jetzt aus der Frau plötzlich ein Fräulein gemacht werden? Gewöhnlich sind die Komplikationen größer, unlösbarer, die Entscheidungen entsprechend schwieriger. Man sollte davon absehen, derartige Unterscheidungen zu machen. Da auch der Verfasser von den etwas erweiterten Rechten der Unehelichen noch keine „heuschreckenschwarmartige“ Vermehrung ihrer Zahl erwartet, wird er mit mir einig sein, daß die Verleihung des Frauentitels das Geringste ist, was den unehelich Mutter Gewordenen eine Gesellschaft gewähren kann, die sonst so rigoros rechtlich und sozial ihre mißbilligende Haltung zum Ausdruck bringt.“ Martha Stern.

Totenschau.

Bertha von Suttner ist am 21. Juni nach kurzer Krankheit im 71. Lebensjahre in Wien gestorben. Manche wenig bedeutende schriftstellerische Leistung der letzten Jahre hat bei vielen die Erinnerung an den großen, nachhaltigen und berechtigten Erfolg ihres Romans „Die Waffen nieder“ in den Hintergrund gedrängt; er tritt nun als ihr eigentliches Lebenswerk wieder hervor. In ihren Lebenserinnerungen spricht sie von der Veranlassung des Romans. Es waren einerseits die Schilderungen von Florence Nightingale von den Gräueln und Leiden des Krieges, andrerseits der Umstand, daß sie erfuhr, es bestehe in London eine Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe gemacht habe, an die Stelle der Waffenentscheidung das Internationale Schiedsgericht zu setzen. Da beschloß sie ihrerseits für diesen Gedanken zu wirken, aber nicht durch Theorie und Abhandlung, sondern durch die Darstellung der ganzen grausigen Wirklichkeit. Die heutige Generation, für die die Friedensbestrebungen schon ein wesentlicher Zug in dem Kulturbild unserer Zeit sind, kann sich kaum eine Vorstellung von dem ungeheuren Aufsehen machen, das der Roman erregte, von den leidenschaftlichen Debatten, die er auslöste. Er ist der Ausgangspunkt für die Begründung der Friedensbewegung in Deutschland und Österreich geworden, der Bertha von Suttner, zuerst im Verein mit ihrem Gatten, nach dessen Tode, den sie als das größte Ereignis in ihrem Leben bezeichnet, in treuer Erfüllung der gemeinsam erkannten und begonnenen Aufgabe ihr ganzes Leben geweiht hat.

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Der Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte

feierte Ende Mai das Jubiläum seines 25jährigen Bestehens. Seine Entwicklung spiegelt ein gutes Stück von der Geschichte der Frauenbewegung und im engeren Sinne von dem Werden des Berufsbewußtseins und überhaupt des modernen Berufstypus der Frau wider. Der Verband fing mit 50 Mitgliedern an und zählt heute 34 000. Er hat die Vertretung der sozialpolitischen Forderungen des Standes, der wirtschaftlichen Interessen und der Fach- und Fortbildung seiner Mitglieder gleichmäßig vielseitig und schlagfertig durchgeführt. Konnte er ursprünglich ohne Hilfe und Initiative von Nichtstandesangehörigen nicht ins Leben treten, so ist allmählich alle geistige und organisatorische Leitung in die Hände der Berufsangehörigen übergegangen. Bei der Jubiläumstagung wurden die Fragen des kaufmännischen Bildungswesens, der Jugendpflege und Jugendfürsorge, des Angestelltenrechts, der Gehaltsverhältnisse verhandelt. Die Gründung eines Altersheims, für das schon seit lange Mittel gesammelt werden, geht in der nächsten Zeit ihrer Verwirklichung entgegen. Dieses Heim wird seinen Namen nach der Vorsitzenden des Vereins Fräulein Agnes Herrmann erhalten.

Der Landesverein Preußischer Volksschullehrerinnen

beschäftigte sich auf seiner Pfingstversammlung zu Königsberg i. Pr. zunächst mit dem Thema: „Die Wohnungsfrage und die Volksschule." Die erste Rednerin, Hedwig Jastrow-Berlin, sprach über „Wohnungselend" und gab auf Grund eigener Anschauung und umfangreichen statistischen Materials ein ergreifendes Bild der durchaus unzulänglichen Wohnungsverhältnisse, in denen ein großer Teil der Volksschuljugend aufwächst. Sie schilderte u. a., wie die Überfüllung der Wohnungen, die oft vorhandene Feuchtigkeit, der Mangel an Spiel- und Tummelplätzen in der Nähe der Häuser die Gesundheit der Kinder beeinträchtigen und welchen verderblichen Einfluß das enge Zusammenleben, der Mangel der Geschlechtertrennung, das Abvermieten, das Schlafgängertum auf die Kinder üben. Das Wohnungselend bekämpfen zu helfen erklärte die Rednerin für eine Pflicht der Volksschullehrer und -lehrerinnen und ihrer Standesorganisationen.

Über die „Wohnungsreform" gab Margarete Telschow-Berlin zunächst einen geschichtlichen Überblick und zeigte dann, wie seit mehreren Jahrzehnten Private, meist Arbeitgeber, die gemeinnützige Bautätigkeit, die Kommunen und der Staat bemüht gewesen sind, billige und gute Kleinwohnungen zu schaffen. Bei der Erörterung der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege wurde der Wunsch ausgesprochen, daß im preußischen Wohnungs-Gesetzentwurf eine Einfügung geschehen möchte, die ausdrücklich die Notwendigkeit der Mitarbeit der Frauen erwähnte.

Als Ergebnis der Verhandlungen wurde die Annahme folgender Resolution beschlossen: „Angesichts der bestehenden Wohnungsnot und ihrer schädigenden Einflüsse auf die Arbeit der Volksschule beschließt der Landesverein, in Wort und Tat für Maßnahmen, die zur Verbesserung des Wohnungswesens getroffen werden, einzutreten und es seinen Mitgliedern ans Herz zu legen, als freiwillige Helferinnen an der amtlichen Wohnungsaufsicht und -pflege teilzunehmen. Überzeugt von der Notwendigkeit der Frauenarbeit auch auf diesem sozialen Gebiete, wird er das Haus der Abgeordneten bitten, im neuen Wohnungsgesetz Art. 4 § 1 die Mitarbeit der Frauen als beamtete Wohnungsaufseherinnen und ehrenamtlich tätige Helferinnen gesetzlich festzulegen."

Das zweite Thema der Verhandlung war: „Nach welchen Grundsätzen soll sich die Zusammenarbeit von Rektoren und Lehrern an der Volksschule vollziehen?" — Die erste Vortragende, Fräulein Olga Kuntz-Halle, vertritt grundsätzlich die autoritative Schulleitung in der freieren Form, wie sie durch den Ministerialerlaß von 1908 etwa angebahnt ist. Das Rektorat, so führte sie aus, muß auch fernerhin bestehen bleiben. Der Schulleiter wird von der Behörde ernannt. Er soll Erfahrung in der Volksschularbeit besitzen. Bei Besetzung des Rektorats an Mädchenschulen muß bei gleicher Qualifikation der Bewerber die Frau vor dem Manne den Vorzug haben. Solange nicht eine durchgreifende Reform der Lehrerbildung erfolgt ist, muß vom Schulleiter das Rektoreramen verlangt werden. Der Rektor ist die Mittelstelle zwischen den Organen der Schulaufsicht und dem Lehrer. Er ist verantwortlich für die Verwaltung der Schule und die Durchführung der amtlichen Bestimmungen. Der Schulleiter ist nicht der Dienstvorgesetzte des Lehrers; es

Digitized by Google

steht ihm nur das Recht der Ermahnung zu. Der Klassenlehrer führt seine Klasse selbständig und unter eigener Verantwortung innerhalb der Grenzen, die durch den Lehrplan, die amtlichen Bestimmungen und durch die Konferenzbeschlüsse gezogen sind.

Die Korreferentin, Fräulein Manon Coulon-Düsseldorf, begründete die Thesen, in denen der Gegensatz in den Ansichten zwischen der Referentin und ihr hervortrat: 1. Die Kreisschulinspektion ist die unterste Instanz der Schulaufsicht. 2. Jede Ortsschulaufsicht ist zu beseitigen. 3. Die Verwaltung der mehrklassigen Schulen liegt dem Lehrerkollegium unter dem Vorsitz des Schulleiters ob. 4. Bei Anstellung des Schulleiters ist die Bewährung im Volksschuldienste maßgebend. 5. Das Hospitierrecht aller Mitglieder des Lehrerkollegiums.

In der Diskussion über die Referate wurden nur die Punkte dem Verein zur Entscheidung vorgelegt, in denen der Standpunkt der Rednerinnen verschieden war. Nach einer lebhaften Diskussion, an der sich auch mehrere Rektoren beteiligten, kam die Meinung des Landesvereins durch die Annahme folgender Leitsätze zum Ausdruck.

1. Die unterste Instanz der Schulaufsicht ist die Kreisschulinspektion. Jede Ortsschulinspektion ist zu beseitigen. — 2. Jedes mehrklassige Schulsystem bedarf eines verantwortlichen Leiters. Der Schulleiter hat keine Disziplinarbefugnis. Es steht ihm nur das Recht der Ermahnung zu. — 3. Die Lehrerkonferenz hat die Aufgabe, alle Maßnahmen zur Aufrechterhaltung von Ordnung und Zucht, zur Herbeiführung eines einheitlichen Schulbetriebes, zur Förderung der erziehlichen und unterrichtlichen Tätigkeit der Lehrer zu beraten und über ihre Annahme innerhalb ihrer Zuständigkeit zu beschließen. — 4. Solange nicht eine durchgreifende Reform der Lehrerbildung erfolgt ist, muß vom Schulleiter das Rektorenexamen verlangt werden. Bei Anstellung des Schulleiters ist die Bewährung im Volksschuldienst und die Persönlichkeit maßgebend. Bei der Besetzung des Rektorats an Mädchenschulen muß bei gleicher Qualifikation der Bewerber die Frau den Vorzug haben. — 5. Dem Rektor steht das Hospitierrecht, aber nicht die Hospitierpflicht zu. — Bei Maßnahmen, die den Lehrer betreffen, ist der Schulleiter stets vorher gutachtlich zu hören. Bei Beschwerden der Eltern über einen Lehrer ist der Rektor die erste Instanz; er ist aber verpflichtet, mit dem Lehrer Rücksprache zu nehmen. — 7. Der Verkehr zwischen den Eltern und der Schule geschieht durch den Klassenlehrer. Dieser hat das Recht der Urlaubserteilung an den Schüler bis zu drei Tagen.

Bei der Vorstandswahl lehnte die erste Vorsitzende Elisabeth Schneider, die seit der Gründung des Landesvereins das Steuer desselben mit starker Hand geführt hat, eine Wiederwahl ab, ebenso die beiden Vorstandsmitglieder Eugenie Horwitz und Martha Brassel. In den Vorstand wurden neu gewählt: als erste Vorsitzende Eva Kulke-Berlin, weiter Anny v. Kulesza Berlin-Lichtenberg und Paula Borchert-Königsberg. Dem Vorstande gehören nun also folgende Damen an: Eva Kulke, Anna Kregin, Margarete Telschow, Anny v. Kulesza, Bertha Brandtner, Lina Korte, Olga Dandorff, Sophie Roth, Paula Borchert.

In einer Mitgliederversammlung fand dann eine Ehrung für die aus dem Amte scheidende Vorsitzende Elisabeth Schneider durch Überreichung einer Adresse und die Übergabe einer „Schneider-Stiftung" statt. Elisabeth Schneider wurde zur Ehrenvorsitzenden des Landesvereins ernannt.

Der Vorstand der Victoria-Fortbildungs- und Fachschule

macht im Anschluß an verschiedene Mitteilungen in der Presse darauf aufmerksam, daß an seiner Anstalt Kurse zur Vorbereitung auf die technischen Seminare wie auf die Volksschullehrerinnen-Seminare eingerichtet und seit Jahren in Gang sind. Es war in den Berliner Unterrichtsveranstaltungen eine Lücke vorhanden; für die strebsame weibliche Jugend aus der Volksschule fehlte die Möglichkeit, sich die Kenntnisse anzueignen, die zu dem Eintritt in ein Seminar notwendig sind. Diesem Bedürfnis glaubte der Vorstand durch Einrichtung der obengenannten Vorbereitungskurse entsprechen zu sollen, da gerade diese Aufgabe mit in dem Rahmen seiner sozialen Arbeit liegt.

Außerordentlicher württembergicher Frauentag.

Unter dem Titel Hygiene und Frauenbewegung veranstaltete der Verband württembergischer Frauenvereine unter dem Vorsitz seiner Gründerin, Fräulein Mathilde Planck, vom 4.—7. Juni in Stuttgart einen Kongreß, der im Anschluß an die kürzlich eröffnete württembergische Hygiene-Ausstellung eine wirksame zweifache Propaganda bedeutete. Fräulein Dr. Auguste Lange-Halle sprach über die Mitarbeit der Frau in der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege, Landeswohnungsinspektor Baurat Daser über die Wohnungsaufsicht in Württemberg mit Betonung der wünschenswerten Mitarbeit der Frau in der Wohnungspflege und Stadtarzt Dr. Lempp über öffentliche Säuglings- und Kinderfürsorge. Sittlichkeit und Volksgesundheit behandelte Professor Dr. Flesch-Frankfurt als Gegner der Reglementierung der Prostitution. Frau Wegscheider-Ziegler entwarf in einem Vortrag über Alkoholismus und Bevölkerungsproblem ein sonniges Bild von einer alkoholfreien Zukunft. Einen populären Vortrag mit Lichtbildern hielt Frau Ella Law-Dresden über die gesunde Frau und die Mode. Schwester Agnes Karll beleuchtete die volkserzieherischen Aufgaben der Krankenpflegerin und sprach dabei von einer hygienischen Mission der Frau. Daß sich dieser Gedanke in den Ländern mit Frauenstimmrecht bereits verwirklicht hat, erfuhr man u. a. aus dem Vortrag, den Frau Martha Voß-Zietz zum Schluß des Kongresses hielt.

Digitized by Google

Bücherschau

Dichtung.

„Abendliche Häuser." Roman von E. von Keyserling. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis 3,50 *M*, geb. 4,50 *M*.) Im letzten Grunde hat Keyserling immer denselben Stoff: das Leben des ostpreußischen Landadels als Typus einer durch äußerliche soziale Bedingungen und innere Mächte des Bluts und der Seele vollzogenen Dekadenz. Immer schildert er in der erstickenden Einsamkeit und Ereignislosigkeit eines in unausweichliche Bahnen festgelegten Lebens gefangene Menschen, deren Kraft und Wille keinen Raum und kein Echo findet und die eben darum auf die Bahn der Vernichtung getrieben werden. Ein sinnloses Verhängnis steigt auch hier aus dem Gegensatz wilder unruhiger Kräfte und dem in unerbittliche Gesetze festgelegten Lebenszuschnitt. Auf diesen Gütern, deren Lichter sich über die weite Ebene, die sie allein beherrschen, abends grüßen, warten die alten Leute in Pflichtbewußtsein und adligem Selbstgefühl, „bis sie abgerufen werden". Und aus diesem Warten machen sie den ganzen Sinn ihres Lebens. Die Mädchen wachsen voll Unruhe und Ungeduld weltfremd auf, drängen, wie die Motten zum Licht, zur Verbindung mit lebendigen Kräften außerhalb der eigenen Welt und besitzen doch nicht die Fähigkeit, in diesem Draußen Wurzel zu fassen. Die jungen Männer reizt die patriarchalische Gebundenheit ihres Lebens, die Verfeinerung ihrer Nerven und Instinkte in Verbindung mit der Tatsache, daß sie als Herren in einer Welt von Untertanen leben, zu unruhigen Abenteuern und heimlicher Befriedigung einer Energie, die sonst nirgends die ihr gemäße Betätigung findet. Alles, was scheinbar zu Gesundung und Natur führen kann, wird gebrochen durch die Übermacht unveränderlicher Verhältnisse. Der Held dieses Romans, eine Gestalt, wie sie Keyserling oft geschildert, der leichtsinnige, leidenschaftliche, skeptisch ironische, kavaliermäßige Junker, findet in dem frischen, geraden, gesunden Mädchen, das schon einmal in der Welt draußen war, die Liebe, die ihm das Leben füllen und seßhaft machen könnte. Und nur durch einen zufälligen, sinnlosen, launenhaften Rückfall in ein altes Abenteuer zerstört er sein Leben. In dem Symbol dieses Ereignisses kommt der eigentümliche Fatalismus, mit dem Keyserling seine Menschen und ihr Milieu betrachtet, zum Ausdruck. Die unruhige Leidenschaft nervös Verfeinerter, die kein ursprünglicher, einfacher, sittlicher Wille wie ehemals mehr bändigt, vernichtet sich auf jedem Wege, den das Schicksal nimmt, so oder so. Die Durchführung der Ereignisse, die Schilderung der Menschen und der Natur ist wieder mit derselben starken Kunst der Stimmung, mit dem gleichen feinen und schwermütigen Humor, dem gleichen starken Gefühl für den seelischen Ausdruck von Häusern, Landschaften, Situationen gegeben.

„Der Fall Meynell." Roman von Mrs. Humphry-Ward. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Cornelia Bruns. Stuttgart, Engelhorns Verlag. Eine Übersetzung des Romans der bekannten Schriftstellerin hätte aus künstlerischen Gründen nicht gelohnt. Seit Robert Elsmere ist der Roman durch die Schule des Naturalismus hindurchgegangen und die Darstellung ist in dieser Schule kräftiger, psychologischer und realistischer — d. h. im ganzen weniger romanhaft — geworden. Diese Entwicklung hat Mrs. Humphry-Ward nicht mitgemacht. Wie Robert Elsmere, ja mehr noch, weil die ursprüngliche Frische fehlt, ist dieser Roman eben romanhaft, soweit er sich mit persönlichen psychologischen Dingen befaßt. Was aber die Übersetzung des Romans rechtfertigt, ist das Problem, das im Mittelpunkt steht. Der Fall Meynell ist die englische Parallele zu dem Fall Jatho, und es ist ohne Zweifel höchst interessant, aus der sehr treffenden und mit den Zuständen sehr vertrauten Schilderung der Verfasserin zu sehen, wie sich diese selben Vorgänge innerhalb der englischen Kirche abspielen. Soweit es sich um dieses Hauptmotiv handelt, ist auch die Darstellung selbst kräftig und auf eine gute Art nüchtern, und von einer Sachlichkeit, die in dem romanhaften Teil des Buches mit seinen Liebesgeschichten vermißt werden muß. Die außerordentlich interessante Geschichte einer englischen kirchlichen Bewegung, die der unsrigen ähnlich ist, findet man hier wie kaum an einer anderen Stelle, und deshalb sind wir sicher, daß der Roman bei nicht englisch lesenden Deutschen in seiner Übersetzung weite Verbreitung finden wird.

„Meine frühesten Erlebnisse." Von Karl Spitteler. Verlag: Eugen Diederichs, Jena 1914. Spittelers Jugenderinnerungen gehören zu den feinsten kinderpsychologischen Studien, die unsere biographische Literatur aufweist. Alle glücklichen Bedingungen kommen hier zusammen,

Digitized by Google

die Tatsache, daß die Erinnerung dieses Mannes selten weit in die früheste Kindheit zurückreicht, die Fähigkeit des Dichters, das Undeutliche, Schwerfaßbare dieser Kindererlebnisse zu schildern und schließlich die gesunden und kräftig eigenartigen Verhältnisse seines Vaterhauses und seiner schweizerischen Heimat. So ist ein Buch entstanden, das nicht nur dem Jugendpsychologen mehr gibt, als er bisher irgendwo zu finden vermochte, sondern das zugleich für jeden andern eine außerordentlich reizvolle, dichterisch und menschlich gleich anziehende Lektüre bilden kann. Man kann nur wünschen, daß Spitteler diese seine Jugenderinnerungen autobiographisch fortsetzt.

Zur Frauenfrage.

„Liebe und Stimmrecht." Von Gabriele Reuter. S. Fischer-Verlag, Berlin 1914. (Preis 60 ₰). Diese zwei, wie es scheint, recht heterogenen Begriffe stellt Gabriele Reuter in einen ursächlichen Zusammenhang. Die wirtschaftlichen Verhältnisse haben für die Frau die Forderung des Stimmrechts zur absoluten Notwendigkeit gemacht.. Dieser Forderung steht das entgegen, was der Mann bisher als Liebe der Frau gegenüber kennt: die Geschlechtsliebe, die ihn veranlaßt, die Frau als sein Besitztum zu betrachten, „mit dem zu schalten und zu walten er das Recht hat". Solange er die Frau „liebt als ein Objekt, um sein ästhetisches Empfinden zu befriedigen, wird er voller Sorge sein, daß sie im Kampf mit dem Leben etwas von ihrer süßen Schöne, von der Unberührtheit einbüßt, die sein Gemüt in so tief poetische Wallungen versetzt". Ehe nicht jene andere Liebe, die dem geliebten Menschen vor allen Dingen freie Entwicklung gönnt, in ihm erwacht, ist keine Aussicht auf Gewährung des Stimmrechts da. Man wird einwerfen, sagt Gabriele Reuter: „Der Staat ist nicht dazu da, um den Frauen zu Experimenten ihrer Entwicklung zu dienen." Und sie antwortet: „Doch — gerade dazu ist er da. Seit Staaten existieren, waren sie Tummelplätze für Experimente zur Menschheitsentwicklung: Absolutismus — Demokratie — Monarchismus — Republik — Tyrannei — Parlamentarismus ... Waren alle diese Formen, die sich in den verschiedenen Staatswesen abgelöst haben, nicht lauter Experimente, die Völker unternahmen, um sich in ihnen, an ihnen zu entwickeln?" „Die Teilnahme der Frauen bedeutet einen Zufluß neuen Blutes — bedeutet noch unerprobte Kräfte im Staatsleben. Wohlan — mache man den Versuch, sie einzustellen." Eine ungewöhnliche Begründung, deren Richtigkeit sie aber an dem Vorbild beweist, das die deutschen Frauen in ihrer Liebe zum Manne der Gegenwart gegeben haben: „Mit der höchsten Liebe lassen Deutschlands Mütter ihre Söhne in die Fiebersümpfe, die Durstqualen, unter die vergifteten Waffen der Neger in die Kolonien, um die Erde zu erringen .... Werden Deutschlands Männer sich von Deutschlands Müttern beschämen lassen?"

„Hygienische Fürsorge für Arbeiterinnen und deren Kinder." Von Dr. med. Agnes Bluhm in Weyl's Handbuch der Hygiene. 2. Auflage. 7. Band. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth. Die Arbeit ist eine besonders gründliche Darstellung des Problems des Arbeiterinnenschutzes vom sozialpolitischen und hygienischen Standpunkt. Die Verfasserin, mit derselben Sicherheit beide Gebiete beherrschend, untersucht zunächst die Frage der besonderen Gefährdung der Arbeiterinnen durch Krankheitsgefahren, die aus ihrer Berufstätigkeit hervorgehen. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß die Frau an sich keine geringere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten zeigt als der Mann, daß nur die Verbindung der Berufsarbeit mit den Gattungsfunktionen und den damit zusammenhängenden physiologischen Vorgängen die Widerstandsfähigkeit der Frau herabsetzt, so daß die erwerbstätige Frau im Durchschnitt etwas häufiger und intensiver erkrankt als ihre männlichen Berufsgenossen. Auf Grund dieser Feststellung, die aus umsichtiger Verwertung des statistischen Materials gewonnen ist, kommt Dr. Bluhm zur Aufstellung der Aufgaben, die Staat, Arbeitgeber und private Fürsorge hinsichtlich der sozialen Hygiene der Arbeiterinnen erfüllen müssen. Die heutigen Fürsorgeleistungen werden dargestellt. Eine sehr lehrreiche und wertvolle Zusammenstellung des gesetzlichen Arbeiterinnenschutzes in den europäischen und einigen außereuropäischen Ländern bildet einen dankenswerten Bestandteil der Arbeit. Ebenso enthält sie eine Zusammenstellung der Wohlfahrtseinrichtungen für Arbeiterinnen. In einem weiteren Teil wird die hygienische Fürsorge für Heimarbeiterinnen erörtert, ebenso wie das vorige Problem auf der Grundlage eines umfassenden Tatsachenmaterials. Selbstverständlich bleiben die Vorschläge, wenn auch ihr Zweck ein sozial-hygienischer ist, nicht auf sozial-hygienischem Gebiet im engeren Sinne, sondern greifen berufspolitische Maßnahmen, wie Mindestlöhne in der Heimarbeit, mit auf als Mittel, die auch angewendet werden müssen, um einen besseren hygienischen Schutz der Arbeiterinnen zu erreichen.

„Die Bücher der Frau." Band 1 und 2: Die Frau. Was sie von Körper und Kind wissen muß. Von Dr. W. Liepmann, Privatdozent a. d. Kgl. Universität in Berlin, Frauenarzt. 2 Bände mit vielen Abbildungen, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig. (Jeder Band fein gebunden 4 M.) Die ersten beiden Bände einer neuen Serie von „Büchern der Frau" liegen hier vor. Sie geben eine umfassende Einführung in die Kenntnis vom weiblichen Körper, seine Entwicklung und seine Pflege sowie alles, was sich auf das Kind bezieht, unter steter Berücksichtigung des Gesichtspunktes, ein gesundes Geschlecht heranziehen zu wollen. Die weiteren Bände des Unternehmens werden enthalten: 3. Dr. Hessen, Wege zur Frauenschönheit. 4. B. Schulze-Smidt, Billiger Haushalt. 5. E. Krukenberg-Konze, Die Erziehung des Kindes zur Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit. 6. A. von Gleichen-Rußwurm, Die gebildete Frau in Literatur, Kunst und Wissen. 7. L. Frost, Zu Hause und in der Gesellschaft. 8. H. Heyl, Behagliches Heim. 9. R. Szczesny, Rezeptschatzkästlein für die praktische Frau. 10. Kleffel v. Westernhagen, Gesunde Küche.

Digitized by Google

Kurze Anzeigen.

„Die Persönlichkeit." Monatschrift für lebens- und geistesgeschichtliche Forschung. Herausgeber: Eduard Schneider. Verleger: Hans Lüstenöder, Frankfurt a. M., Bauſtr. 10. (Preis vierteljährlich 2,80 *M.*) „Die Persönlichkeit" will Leben und Werk eigenartiger und bedeutender Männer und Frauen aller Zeiten in den Vordergrund des Dargebotenen stellen. In den bis jetzt erschienenen sechs Heften sind u. a. Wagner, v. Scharfenberg, Fichte, Börries v. Münchhausen, Detlev v. Liliencron, Charles Richat, Wilhelm Jordan, Auguſte Rodin aus kundigen Federn zur Darstellung gelangt.

Im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig, gelangten in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" folgende Bändchen zur Ausgabe:

J. W. Bruinier: Das deutsche Volkslied. E. Samter: Die Religion der Griechen. H. Nemitz: Die altdeutschen Maler in Süddeutschland.

Kleine Mitteilungen.

Ausbildung von Hortnerinnen. Aus den Landtagsverhandlungen über das Kinderhortwesen geht hervor, daß zurzeit großer Mangel an geeigneten Hortnerinnen und Hortleiterinnen besteht, und daß daher jungen Mädchen, die einen sozialen Beruf suchen, dringend die Ausbildung als Hortnerin, die mit einem staatlichen Examen abschließt, geraten werden kann. Die Ausbildung zur Hortnerin geschieht in dem Seminar des Jugendheims, Charlottenburg, Goethestr. 22, und dauert 1½ Jahre. Bedingung zur Aufnahme in das Seminar ist das Abschlußzeugnis einer 10klassigen höheren Mädchenschule.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Salbern, Th. von. Das Margaretenbuch. 26. Aufl. Wolfenbüttel 1913. Verlag von Julius Zwißler.

Schöneberger, Dr. Fr. u. W. Siegert. Was unsere Söhne wissen müssen. Ein offenes Wort an Jünglinge. 11. bis 16. Tausend. Mit 20 Abbildungen. Verlag „Lebenskunst-Heilkunst", Berlin SW 11, Hallescheſtraße 20. (Pr. 0,90 *M.*).

Was unsere Töchter wissen sollten. Zur Aufklärung für die erwachsene

Précis de l'Histoire
de la
Littérature française
par
Helene Lange.
Leitfaden der Geschichte der französischen Literatur für Schulen und zum Selbstunterricht.
33. Auflage. — (66.—67. Tausend)
Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius)
Zimmerstr. 94.
Preis geb. 1,60 M.

Gymnasialkurse für Frauen.
Gegründet von Helene Lange 1893.
Vierjährige Vorbereitung auf die Reifeprüfung im Aufbau auf das Lyzeum.
(Bei besonders Begabten genügt auch Reife für Klasse I.)
Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.
Prospekte. — Sprechzeit: Dienstags und Freitags 5—6.
Berlin W., Keithstrasse 11. **Martha Strinz,** Dir.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule.
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Soziale Frauenschule
Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 65
Direktorin: **Dr. Alice Salomon.**
Unterstufe: Grundlage für eine Ausbildung von besoldeten und ehrenamtlichen Kräften zur sozialen Hilfsarbeit.
Oberstufe: Fachliche Ausbildung für berufsmässige Arbeit auf allen Gebieten sozialer Fürsorge.
Fotbildungskursus mit Praktikantenjahr.
Dauer der Ausbildung 2—3 Jahre.
Hospitantenkursus vormittags und abends.
Prospekte durch das Bureau, **Berlin W. 30.**

Evang. Pröbelseminar, Cassel.
I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar f. Ausbildung von Kindergärtnerinnen** und **Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**
Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Digitized by Google

weibliche Jugend. 6.—10. Tausend. Mit 21 Abbildungen. (Preis 0,90 M).

Schuffen, Wilhelm. Medard Rombold. Stuttgart und Berlin. 1913. Deutsche Verlagsanstalt. Geh. 3 M, geb. 4 M

Stieler-Marshall, E. Musik. Die Geschichte einer jungen Komponistin. Grethlein & Co., G. m. b. H., Leipzig. Pr. 3,50 M

Uxkull, Lucy Gräfin. Rote Nelken. Ein sozialer Roman. 1913. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfl. Stuttgart und Berlin. Geh. 4 M, in Leinenband 5 M

Vollmar, Rose, Städt. Fortbildungsschullehrerin, Charlottenburg. Praktische Lebenskunde in der Mädchenfortbildungsschule. Dessau. Verlag der Hofbuchdruckerei von C. Dünnhaupt. Pr. geb. 2 M

Waser, Maria. Die Geschichte der Anna Waser. Ein Roman aus der Wende des 17. Jahrhunderts. Stuttgart und Berlin. 1913. Deutsche Verlagsanstalt. Pr. brosch. 5 M, geb. 6 M

Wissenschaft und Bildung, Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Preis pro Band geh. 1 M, geb. 1,25 M

Pfordten, Dr. Hermann Frhr. v. d. Beethoven. Mit einem Porträt. Zweite durchgesehene Aufl.

Bissing, Prof. Dr. Frhr. W. v. Die Kultur des alten Ägyptens. Mit 58 Abbildungen.

Wolff, Schwester Cäcilie. Zwischen Leben und Tod. Roman einer Privatschwester. Wismar. Hinstorffsche Buchhandlung. 1913.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,

Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Konsulsfamilie in Griechenland für ein Mädchen 11, und einen Knaben 8 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Zum 1. Juli sucht adlige Familie in Westpreußen für einen Knaben von 7½ Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Ein 6jähriges Mädchen ist teilweise zu beaufsichtigen. Gehalt bei freier Station 720 M.

3. Zum 1. August wird in freiherrliches Haus in Westpreußen eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung gesucht für zwei Knaben von 10 und 9, und ein Mädchen von 7½ Jahren. Latein ist Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Zum 1. August sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Niederlausitz, für zwei Mädchen von 7 und 9 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Gehalt nach Übereinkunft.

5. Zum 15. August sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Neumark, für zwei Mädchen, 10 und 7⅕ Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Guter Klavierunterricht Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

6. Zum 1. September sucht Baronsfamilie in Österreich für ein Mädchen von 11 und einen Knaben von 8 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Perfektes Französisch sowie Musik Bedingung. Gehalt bei freier Station 1200 M.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. **Joachim Buslik.**

Bisher hat die Schule **163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums-** und **Röntgen-Assistentinnen** ausgebildet.

Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Ptund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge, geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place. Bryanston Square, London W.**

Seminar der Musikgruppe Berlin E. V.
Berlin W. 57, Pallasstraße 12.
Beginn: 1. Oktober.
Ausbildung von Lehrerinnen für
Schulgesang, Klavier und Violine.
Vorbereit. auf d. staatl. Prüfung. — Abschlußprüfung d. Verbandes.
Prospekt kostenfrei.

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,

die zum Studium des Französischen nach **Paris** gehen.

8 Rue Villejust 8.

Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.

Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.

Examen: Ostern. Anfang: Juli.

Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.

Antonie Pfücker, Officier d'Académie.

Bei Vergebung von
REKLAME
wende man sich an
REKLAME RAUTH
Berlin-Friedenau, Ringstr. 41
Telephon: Amt Uhland 4961

Digitized by Google

7. Zum 1. September sucht Generalkonsulsfamilie in Belgien für zwei Knaben von 9 und 6½ Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit perfektem Französisch (gute Familie ist Bedingung). Gehalt nach Übereinkunft.

8. Zum 1. Oktober sucht Forstmeistersfamilie in Pommern für zwei Mädchen von 12½ Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt bei freier Station 720 ℳ.

9. Zum 1. Oktober wird in freiherrliches Haus in Mecklenburg für ein Mädchen, 13, und einen Knaben, 9 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung gesucht. Perfektes Englisch, Musik Bedingung. Gehalt 1000 ℳ und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2416. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

[redacted]

Dieser Nummer liegen Prospekte bei

des Verlages von B. G. Teubner in Leipzig, betr. Wertvolle Bücher für die deutsche Frau und Mutter

von C. Fratsch, Lackfabrik und Chem.-techn. Fabrik, Inhaber: Ludwig Krohn, Fürstl. Lipp. Hoflieferant, Reinickendorf-Ost, Justusstraße 15, betr. Ripulimento, gesetzlich geschützt 67576, Möbel-Auffrischungs- und Reinigungs-Tinktur. Einige Tropfen genügen, um alle schmutzigen, fleckig und blind gewordenen Möbelstücke im Augenblick wie neu und blitzend vor Glanz erscheinen zu lassen. Flasche 50 Pfg.

Wir bitten, die Beilagen besonders zu beachten.

[redacted]

Haus Gandersheim

Rheinische Gärtnerinnenschule mit Seminar

Kaiserswerth am Rhein

Im Laufe des Sommers und Herbstes 1914 werden folgende Kurse abgehalten:

zwei Gartenbaukurse für Lehrerinnen,
ein Ferienkursus für Studentinnen,
zwei Kurse für Obst- und Gemüseverwertung.

Man erbitte Prospekt

Braunfels a. d. Lahn

zwischen Taunus und Westerwald

Familien-Pension

von

Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Kurhaus

Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges, vornehmes Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke

Neuzeitlicher Komfort. Klinische Behandlung. Moderne therapeutische und diagnostische Einrichtungen. Zwei Ärzte, eine Ärztin; leitender Arzt **Dr. Muthmann.** Prospekt und Auskunft durch die Verwaltung

Studentin gesucht als Pensionärin zu alleinstehender Dame. Oktober. Berlin W. Referenzen unbedingt erwünscht. Zuschriften unter M. 500 an die Expedition dieses Blattes, Berlin S. 14, erbeten.

Ältere Dame sucht geb. D. zur Teilung besserer Wohnung; April 15; ev. früher. (Gegens. Unabhängigk.) Berlin W. Zuschriften unter W. 510 an die Expedition dieses Blattes, Berlin S. 14, erbeten.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Kyffhäuserstrasse 20/21.

HAUS I

Pädagogisches Seminar.

Berufsausbildung zu:

1. Kindergärtnerinnen (Fröbelsche Erzieherinnen): für Familien und Anstalten.
2. Jugendleiterinnen für Horte, Kinderheime etc.
   Beide Kurse schliessen mit staatl. Prüfungen ab.
3. Handfertigkeits-Lehrerinnen (staatl. anerkannt u. unter staatl. Aufsicht).
4. Kombinierte Kurse zur Vorbereitung für den eigenen häuslichen Beruf, für soziale Hilfstätigkeit auf dem Gebiete der Jugendfürsorge.
5. Kinderpflegerinnen.

Haus I.

HAUS II

Seminar:

1. für Hauswirtschafts- und Gewerbeschul-Lehrerinnen;
   für Kochen und Hauswirtschaft.
2. Fortbildung für Gewerbeschul-Lehrerinnen.
3. Ausbildung für Lehrerinnen für häusliche Krankenpflege.
4. Ausbildung von Landpflegerinnen.

Viktoria-Heim I und II:

Pensionate für auswärtige Schülerinnen.

Neben dem **theoretischen Unterricht** dienen der praktischen Ausbildung der Schülerinnen folgende Einrichtungen:

Der Haushalt der Anstalt,
5 Kindergärten (zirka 450 Kinder),
1 Jugendhort für Knaben u. Mädchen (80 Kinder),
1 Mädchenhort (30 Kinder),
2 Vermittl.-Klassen (45 Kinder),
2 Vorklassen für schwachbefähigte Kinder,
1 Elementarklasse (20 Kinder),
3 Werkstätten für Handfertigkeits-Unterricht,
Kinderlesestube,
Kinderspeisung,
Kinderbaden,
Elternabende.

Leiterinnen Fräulein **Johanna Sicker** und Fräulein **Lili Droescher.** — **Sprechstunden:** Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr.

Haushaltungsschule.

1. **Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
2. **Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigne Haus.**
3. **Ausbildung als Hausbeamtin.**

Fach-Kurse.

Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse.

Ausbildung für das eigne Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterin Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Soziale Frauenschule

des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I und der Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit.

Ausbildung für berufsmässige und freiwillige soziale Arbeit.

Die theoretische Unterweisung erfolgt durch **Kurse in den Sozialwissenschaften,** die praktische durch **Anleitung in der Hauswirtschaft, Kinderpflege** und **Jugendfürsorge, Armenpflege, Arbeiterinnenfürsorge** u. a. m. Leiterin: **Dr. Alice Salomon. Sprechstunden** der Geschäftsführerin: **Dienstag** und **Freitag** von 10—12 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Städtische Lesehalle

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 11

August 1914

Bischöfe, Pfarrer und das Frauenstimmrecht.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die anglikanische Kirche hat auf einem am 9. Juli unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury in London tagenden Kongreß (Representative Church Council) den Frauen das Stimmrecht gegeben. Dieser Council besteht aus Bischöfen, Geistlichen und Laienvertretern. Von den Bischöfen haben 22 für und 3 gegen die Gleichberechtigung der Frauen als kirchliche Wähler gestimmt, von den Geistlichen 90 dafür und 15 dagegen, von den Laienvertretern 76 dafür und 72 dagegen. Ein Beschluß gilt nur dann als angenommen, wenn er innerhalb jedes der drei Stände eine Majorität hat. Die Frauen bekommen durch diesen Beschluß das Recht der Wahl zu den Gemeindevertretungen, ein weiterer Beschluß fügte diesem Recht das der Wählbarkeit hinzu; es können in die Gemeindevertretungen Frauen bis zu einem Drittel der Mitglieder dieser Körperschaften gewählt werden.

Der Beschluß ist in dreifacher Hinsicht wichtig. Erstens dadurch, daß ein so konservatives und hierarchisches Gebilde wie die „Kirche von England", in der die Laienvertretung sich überhaupt erst spät entwickelt hat, den Frauen mit so entschiedener Majorität das Wahlrecht gibt. Zweitens dadurch, daß es eben in diesem Augenblick geschieht; daß die Kirche das Streben der Frauen nach Gleichberechtigung zu einer Zeit erfüllt, in dem England voll Feindseligkeit gegen dieses Streben ist; daß die Kirche sich nicht scheut, eben jetzt auf die Seite der Frauen zu treten, da ihre Bewegung durch die Suffragettes diskreditiert ist. Und drittens: als Konsequenz der Stellung, die von den Bischöfen dem politischen Stimmrecht der Frauen gegenüber eingenommen ist. Bei der letzten Abstimmung im Oberhaus sind sämtliche 24 Bischöfe, die dem Oberhaus angehören, für das politische Frauen-

Digitized by Google

stimmrecht eingetreten. Es ist natürlich nur folgerichtig, wenn die Kirche, die sich geschlossen für die politische Gleichberechtigung der Frauen einsetzt, sie auch in ihrer eigenen Organisation durchführt.

Charakteristisch ist übrigens dabei, daß die Minorität gegen die Frauen bei Bischöfen und Geistlichkeit so gering, bei den Laienvertretern so groß war. Pflegen doch Bischöfe und Geistlichkeit den Laien gegenüber das konservativere Element zu sein. Trotzdem ist dieser Unterschied nicht verwunderlich. Es ist nur menschlich, daß Liberalismus und Gerechtigkeit ihre Grenze da finden, wo der eigene Besitzstand bedroht ist.

Die Opposition gegen den Antrag äußerte sich trotzdem nur sehr schwach. Es war nicht viel gegen das Argument des Bischofs von Southwell zu sagen, daß die Frauen, da sie in den Gemeinden sehr vielfach die Arbeit täten, einen Anspruch auf das Recht hätten. Wenn man es ihnen versagen würde, meinte der Antragsteller, so würde man die besten Frauen aus der kirchlichen in die soziale, philanthropische und politische Arbeit treiben, zu Körperschaften, die sie gern aufnehmen würden. Der Bischof von London sagte, er könne sich keinen schwereren Schlag gegen die Frauen im Kampf um ihre Freiheit denken, als daß ihre Kirche sich weigern sollte, ihnen das Stimmrecht zu geben. Der Erzbischof von York stellte der Ritterlichkeit der Versammlung anheim, zu urteilen, ob nicht die Frauen im ganzen Lande der Kirche, ihrer Geschichte, ihrem Leben und ihrer Arbeit näher stünden als die Mehrzahl der Männer. Wenn man die große Zahl der weiblichen Wähler fürchte, so müsse er sagen, daß es keine anständige Haltung gegen die sei, die einen großen Teil der Arbeit in der Kirche täten, wenn man ihre Befähigung zugestehe, aber ihre Zahl fürchte.

Diese Äußerungen britischer Kirchenfürsten sind charakteristisch für die Stellung, die man überhaupt in der englischen Staatskirche letzthin zu modernen sozialen und sozialpolitischen Fragen eingenommen hat. Die Kirche hat sich in ihren bischöflichen Vertretern verschiedentlich höchst freimütig für Forderungen sozialer Gerechtigkeit eingesetzt; so haben z. B. die Bischöfe von Oxford und Birmingham in eindrucksvollster Weise für gesetzliche Mindestlöhne gewirkt. Die Stellung zu dem Freiheitskampf der Frauen ist nur ein weiterer Ausdruck dieser Gesinnung.

* * *

Uns deutschen Frauen drängt die Debatte dieser Londoner Generalsynode einen betrüblichen Vergleich auf zwischen dieser großzügigen freiheitlichen Anerkennung der Frauen in einer von mächtigsten Traditionen gehaltenen, durch ihren hierarchischen Konservatismus bekannten Staatskirche und der kleinlichen Herrschsucht und kümmerlichen Bedenklichkeit, die sich in unserer, in vieler Hinsicht so viel freieren Kirche bis weit in ihre liberalsten Kreise hinein — von den Generalsuperintendenten gar nicht zu reden — den Frauenstimmrechtsforderungen gegenüber gezeigt hat. In den angelsächsischen Ländern ist auch die politische Wahlrechtsforderung der Frauen vielfach als unmittelbar religiöse aufgetreten. Aus dem Quell des protestantischen Selbstverantwortlichkeitsgedankens haben Susan B. Anthony, Lucretia Mott, Josephine Butler, Florence Nightingale und viele andere ihren Anspruch auf das Stimmrecht begründet. Es ist nur konsequent, daß die anglikanische Kirche den Geist von ihrem Geist in der Stimmrechtsbewegung anerkennt und sich nun zu ihm

Digitized by Google

bekennt. Bei uns hat man diese vielen Frauen natürliche Verbindung durchgeschnitten, indem man künstlich einen Gegensatz zwischen Religion und Rechtsforderungen konstruiert hat. Geradezu ein Denkmal dieser Engherzigkeit und kleinlichen Geschlechtseitelkeit ist die Stellung des Zentralausschusses für Innere Mission, die er in Thesen zur Frauenbewegung ausgesprochen hat (vgl. Maiheft der „Frau"): „Die Innere Mission als solche nimmt zu den kirchlichen, kommunalen und politischen Wahlrechtsbestrebungen der Frauenbewegung keine Stellung, wenn sie auch im Interesse der christlichen Frauenbewegung selbst es mit Befriedigung begrüßt, daß der Deutsch-Evangelische Frauenbund es ablehnt, das politische Frauenstimmrecht zu fordern." Die Innere Mission ist das Sammelbecken der protestantisch-charitativen Frauenarbeit. Ich weiß nicht, ein wie großer Bestandteil ihrer Arbeit Frauenarbeit ist. Jedenfalls repräsentiert sie einen Teil aller der sozialen Einflüsse, die von der Liebesarbeit der christlichen Frau ausgehen. Ist die Innere Mission die Stelle, um — nach grundsätzlicher Neutralitätserklärung — das Frauenstimmrecht als eine Gefahr der christlichen Frauenbewegung abzulehnen? Ist sie die Stelle, um sich sogar mindestens für eine Verzögerungspolitik in der Frage des kirchlichen Frauenstimmrechts auszusprechen, indem sie sagt: „Diese Mitwirkung (der Frau am kirchlichen Gemeindeleben) ist auch schon jetzt im Organismus der Gemeinde unter den bestehenden Ordnungen möglich. Erst wenn diese Ordnungen in ausreichendem Maße benutzt sind, wird die Frage aufzuwerfen sein, ob weitere Bestimmungen für eine größere Beteiligung der Frau zu erstreben sind. Für diese Mitwirkung ist die Erlangung des kirchlichen Wahlrechts keine notwendige Voraussetzung. Im übrigen geht die Frage des Wahlrechts über die Kompetenz der Inneren Mission hinaus."

Wie kläglich und kleinlich klingt das gegenüber der einfachen Gerechtigkeit in den Worten des Erzbischofs von York, daß es nicht »fair« sei, die Arbeit der Frauen anzunehmen und die Rechte nicht mit ihnen teilen zu wollen. Wieviel besser würde es gerade dieser Stelle angestanden haben, sich für ihre Mitarbeiterinnen mit dem Freimut der englischen Geistlichkeit einzusetzen, statt in dem gönnerhaften Ton dieser Erklärung die Frauen auf eine weitere „Bewährung" zu verweisen!

Etwas nackter noch als diese Thesen der Inneren Mission hat einmal (siehe Februarheft der „Frau" 1913 Seite 311) die Hamburger Synode den Standpunkt »pour l'homme le pouvoir, pour la femme le devoir« vertreten, indem sie die Petition des Deutsch-Evangelischen Frauenvereins um das Frauenstimmrecht in jeder Form glatt ablehnte und dann bemerkt, daß die Mitarbeit der Frau in der Gemeindepflege nur auf das wärmste zu begrüßen sei: „Es wäre sehr zu wünschen, daß die Pflege der Armen und Kranken und Einsamen, die Fürsorge für die Kleinen in Krippe und Warteschule, die Sammlung der heranwachsenden weiblichen Jugend, die Mitarbeit in Kindergottesdiensten und Mädchenhorten, die Aufbringung der notwendigen Geldmittel wie bisher und in gesteigertem Maße von der Frauenwelt getragen würde." Arbeiten und zahlen dürfen in der christlichen Kirche die Frauen, regieren wollen die Männer.

Von solcher naiven Betonung des Herrenstandpunktes in der Ablehnung des kirchlichen Frauenwahlrechts geht es aber bei uns noch einen Schritt weiter ab von dem, was nach unserer Auffassung in dieser Frage christlich und protestantisch wäre, das ist die direkte Verfolgung und Bekämpfung. Ihr widmet sich im besonderen

Digitized by Google

das „evangelische und deutsche Blatt": Glaube und Tat, das Herr Pfarrer Julius Werner herausgibt und dem man mit Fug und Recht den Untertitel geben könnte: „Organ zur Bekämpfung der deutsch-evangelischen Frauenbewegung".

Vor mir liegen die Nummern 1, 3, 5, 6, 7, 8, 9, 10 des laufenden Jahrganges, von denen jede ungefähr 3 bis 5 ihrer 16 Spalten mit Denunziationen gegen den Deutsch-Evangelischen Frauenbund anfüllt. Ich habe in vierzig Jahren der Arbeit für die Frauenbewegung eine lange Skala von mehr oder weniger nobler Feindseligkeit und alle Sorten von Gegnern kennen gelernt, aber ich muß sagen: etwas Abstoßenderes als diese christliche Christenverfolgung des Herrn Pfarrer Werner und die pharisäische Selbsterniedrigung der ihn in seiner Polemik unterstützenden Damen ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Das Blatt ist der Mittelpunkt einer „christlich-nationalen Gruppe gegen die Frauenemanzipation", die, wie es in ihrem Jahresbericht ebenso schön wie vermutlich notgedrungen heißt, „mehr Gewicht auf Gesinnungsgemeinschaft als auf große Zahl" legt. Umringt von diesen Getreuen, widmet sich der Herausgeber der edlen Aufgabe, die christlich-konservativen Kreise mit Mißtrauen gegen alle die evangelischen Frauen zu erfüllen, die für irgendeine Rechtsforderung, kirchlich oder politisch, eintreten. Es ist erstaunlich, welchen Spürsinn, welche forensische Dialektik, welchen Fleiß der Herr Pfarrer der Frankfurter Paulskirche als freiwilliger Detektiv auf den Wegen des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes entfaltet, beseelt natürlich „lediglich durch den Drang, der Wahrheit zu dienen", und sich selbst kommentierend durch Leitartikel, in denen es heißt, daß „der Überwinderkampf, zu dem uns das Beispiel von Jesus Christus selber aufruft, ohne Gehässigkeit geschehen müsse".

Diese „Wahrheit" des Herrn Pfarrer Werner ist der Satz, daß „die kirchlich-soziale Frauenleistung durch die Verquickung mit Wahlrechtsforderungen entwertet werde", daß man überhaupt nicht gleichzeitig zur rein religiös-ethischen Inneren Missionsarbeit gehören und das kirchliche oder kommunale Wahlrecht und andere juristische Rechtsforderungen programmatisch fordern könne. So bemüht sich Pfarrer Werner, dem Deutsch-Evangelischen Frauenbund die Beziehung zu kirchlichen Körperschaften, wie hier zur Inneren Mission, abzuschneiden; einer großen Gemeinschaft von Frauen, die ein modernes Lebensproblem vom Standpunkt der evangelisch-kirchlichen Weltanschauung lösen wollen, die Arbeit auf dem gemeinsamen Boden ihrer Kirche unmöglich zu machen. Man kann vom Standpunkt der Frauenbewegung Bedenken gegen ihre Organisation nach Konfessionen haben — ich selbst teile diese Bedenken und habe sie oft ausgesprochen. Mit welchem Recht man aber von positiv evangelischer Seite gegen eine evangelische Frauenbewegung kämpft, wird ewig rätselhaft sein. Es wäre das auf katholischem Boden schlechthin undenkbar. Der katholische Frauenbund ist keineswegs konservativer als der evangelische — im Gegenteil. Es gehören viele Stimmrechtlerinnen zu ihm, die aus ihrer Überzeugung gar kein Hehl machen. Aber man erinnere sich daran, mit welcher Einmütigkeit seinerzeit eine in einem Privatbrief geäußerte Kritik des Fürstbischofs Kopp am katholischen Frauenbund zurückgewiesen wurde — eine Kritik, die sich natürlich mit dem Ton des Herrn Werner in keiner Weise vergleichen ließ.

Was nun schließlich die von Herrn Pfarrer Werner behauptete Irreligiosität und Unsittlichkeit des Gedankens der Gleichberechtigung der Frau in der Kirche

Digitized by Google

anlangt, so weiß ich nicht, ob Herr Pfarrer Werner aus Frankfurt den 22 englischen Bischöfen und 90 Geistlichen, die sich für das kirchliche Frauenstimmrecht aus innerster Überzeugung einsetzten, ob er allen ausländischen und deutschen Vertretern des Gedankens, ob er allen Männern und Frauen solcher Kirchen und Gemeinden, die das Stimmrecht der Frauen eingeführt haben, ob er all diesen und den evangelischen Bürgerinnen der Frauenstimmrechtsländer die Möglichkeit der „Zugehörigkeit zur rein religiös-ethischen Inneren Missionsarbeit", die Fähigkeit zur reinen christlichen Liebesbetätigung absprechen will? Um diese der christlich-nationalen Gruppe vorzubehalten, die es versucht — um es mit den Worten des Patriarchen im Nathan zu sagen:

..... „das Wohl
Der ganzen Christenheit, das Heil der Kirche
Auf irgendeine ganz besondere Weise
Zu fördern, zu befestigen."

Was einen aber freilich noch mehr wundert als die christliche Herrenmoral ihres Seelenhirten, ist die demütige Ergebenheit von Frauen, die sich zum Kampf gegen ihre Geschlechtsgenossinnen mißbrauchen lassen.

Allerdings scheint es dabei auch einige Abtrünnige zu geben. Im Briefkasten wird einmal berichtet, daß zwei Töchter für ihren Vater „Glaube und Tat" kurz entschlossen abbestellt haben, und daß ein Ehemann bittet, ihm das Blatt in sein Bureau zu schicken, und nicht nach Hause, weil sonst seine Frau „Krach schlägt".

Ärsta.

Die schwedischen Frauen auf der Baltischen Ausstellung.

Von

Maria Kassow.

Nachdruck verboten.

Wenn Nils Holgersson jetzt auf dem Rücken seiner Wildgans über Schonen dahinflöge, so würde ihm die Landschaft nicht wie ein langweiliges karriertes Tuch erscheinen. Auf einem Zipfel davon sähe er statt der flachen geradlinigen Felder und Wiesen eine plötzlich entstandene Stadt mit schneeweißen Türmen, roten treppenartigen Dächern, blauen birkenumkränzten Teichen, wehenden Fahnen und nie verstummender Musik. Das würde dem kleinen Flieger wie ein Stück Märchenland vorkommen. Und die Menschen da unten, die ameisenartig herumwimmeln? Die haben wenig Zeit, sich dem Märchenzauber hinzugeben.

Welche Ausdehnung schon in räumlicher Hinsicht die Baltische Ausstellung bei Malmö hat, sieht man daraus, daß allein der von Deutschland in Anspruch genommene Platz ungefähr 15 000 Quadratmeter beträgt. — Aber darauf kommt es uns hier nicht an. Wir gehen vorüber an dem Riesenturm am Eingang, der abends zu einem nach den befreundeten Küsten hinüberleuchtenden Fanal wird, wir kreuzen den arkadenumgebenen Hauptplatz, dessen Springbrunnen dem Turm gleichkommen möchte, lassen die russischen, dänischen, deutschen Gebäude seitwärts liegen,

Digitized by Google

gehen vorbei an den schwedischen Hallen, deren Fassaden am sichtbarsten den von dem genialen Erbauer der Ausstellung, Ferdinand Boberg, gewählten, für Schonen eigentümlichen mittelalterlichen Giebelstil — wir kennen ihn aus Norddeutschland — wiedergeben. Wir widerstehen der Versuchung, im Motorboot zur Kunstausstellung zu fahren, oder den bizarren Verdandibau zu besehen, oder in den Baltischen Tempel, das Krematorium, zu treten, und biegen in den von der schwedischen Kronprinzessin angeregten Blumenweg ein. Er führt zum Königspavillon, und von dort sind es nur wenige Schritte zur schwedischen Frauen-Ausstellung. Vornehm abseits von dem eigentlichen Getümmel, dem Sausen der Maschinen und dem Stöhnen der Geigen, fern vom Nöjesfelt, dem Bereich der üblichen Belustigungen, und doch nicht zu übersehen, liegt Årsta mitten in seinem altmodischen Garten.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke, diese Nachbildung des altschwedischen Schlosses Årsta, wo Fredrika Bremer aufwuchs, wo sie ihre Schriftstellerlaufbahn begann und unter inneren Kämpfen heranreifte zur Bahnbrecherin der schwedischen Frauenbewegung, und wo sie altersmüde die Augen für immer schloß. Dankbarkeit und Pietät haben dieses Haus geschaffen, und so ist es nicht zu verwundern, daß ein schöner Geist der Einmütigkeit es durchzieht. Wir finden alle Bestrebungen, die schwedische Frauen — von Schonens belebten Flächen bis hinauf zu den einsamen Höhen Lapplands — verfolgen, hier in irgendeiner Weise zum Ausdruck gebracht. Auch einige Gemälde und Zeichnungen sind zum Schmuck verwendet, sonst ist die künstlerische Ausstellung der Frauen in der allgemeinen Kunsthalle. Wenn man die Freitreppe zu dem weißen Gebäude, dessen hohes Dach ein kleiner Turm krönt, heraufgestiegen und durch das altertümliche Portal getreten ist, sieht man in dem untern Stockwerk eine weite Halle vor sich. Fredrika Bremers Bild begrüßt uns. Auf einer Estrade ist dem Fredrika-Bremer-Bund ein Ehrenplatz bereitet, ist doch seiner Initiative diese Frauenausstellung zu danken. Sein dreißigjähriges Wirken, das in Gründung von Schulen jeder Art, in Veranstaltung von Vortragskursen, in Herausgabe von Zeitschriften und Vergebung zahlreicher Stipendien[1]) zu den mannigfaltigsten Studienzwecken besteht, ist hier in übersichtlicher Weise zu erkennen, durch Druckwerke, statistische Angaben und eine Sammlung von Bildern der hervorragendsten beteiligten Frauen. Die geistvollen Züge von Sophie Leijonhufvud-Adlersparre, der Gründerin, sehen wir von Künstlerhand modelliert an der Wand. Jetzt steht Frau Agda Montelius an der Spitze des weitverzweigten Bundes. Ein anderer Ehrenplatz ist der im vorigen Jahre verstorbenen Königin Sophie von Schweden, der Mutter des Königs, bekanntlich eine Nassauische Prinzessin, gewidmet. Es kann nicht auf ihre dort veranschaulichte vielseitige philanthropische Tätigkeit eingegangen werden, nur ihre allereigenste Schöpfung „Sophiahemmet", eine Stiftung zur Ausbildung von Krankenschwestern, sei hervorgehoben. Die Sophienschwestern sind längst über ganz Schweden verbreitet. Tat die edle königliche Spenderin viel, so zeigt ein dickes Buch, in dem die bedeutendsten bekannten weiblichen Schenkungen seit alter Zeit jetzt zusammengestellt sind, wie zahlreiche Geberinnen aus nicht fürstlichem Blut Schweden gehabt. Ich erwähne nur Margareta Hvitfeldt, Witwe des Thomas Iversen Dyre aus Gothenburg, deren Stiftung von 1664 jetzt viel genannt wird. Tausende von Kronen fließen Jahr für Jahr der Testamentsbestimmung gemäß der „studierenden Jugend" zu; daß aber heute die studierende weibliche Jugend an diesen Wohltaten teilhaben müßte, wollen die Kuratoren nicht anerkennen. Doch die schwedischen Frauen lassen sich nicht leicht abschrecken. Wie viele und wie vielerlei Eingaben sie an Regierung und Behörden gemacht haben, darüber gibt ein gewichtiges Buch dort auf der Estrade Auskunft. Die ältesten der Rechte, von denen die an den Wänden entlang laufenden gemalten Spruchbänder im Wortlaut der betreffenden Gesetzesparagraphen berichten, haben sich die Frauen noch nicht selbst erkämpft. Es ging auch sehr

[1]) Die Zahl der Stipendiatinnen, die durch den Fredrika-Bremer-Bund zu einer für sie geeigneten Tätigkeit gelangten oder auf dem Wege dazu sind, beträgt 363.

Digitized by Google

langsam voran. Erst 1686 erhielten die unverheirateten Frauen, „obwohl sie unter Vormundschaft stehen", (bevormundet blieben sie ihr Leben lang) die Erlaubnis, testamentarisch über ihr Eigentum zu verfügen, und nicht früher als 1845 ward der Tochter das gleiche Erbrecht mit dem Sohn zuerkannt. Daß eine unverheiratete Frau mit 25 Jahren mündig wurde, setzte dann Fredrika Bremer durch. Es war die erste weibliche Errungenschaft. Andere folgten. Mit einem verzeihlichen Neid durchblättert die deutsche Besucherin das Album mit den Bildern der 87 weiblichen Gemeinderatsmitglieder Schwedens. Ein anderes zeigt uns zwölf Frauen, die in Königliche Komiteen als Mitberatende, ja als Referenten berufen wurden. Unter ihnen sehen wir das feine leidende Gesicht der Königin Sophie. Für das noch nicht errungene politische Stimmrecht wird in mehr als 200 Vereinen gearbeitet, besonders durch eine planvoll betriebene staatsbürgerliche Ausbildung und durch patriotische Vorträge, in denen die brennende Frage der Landesverteidigung die gebührende Berücksichtigung findet. Karten und statistische Tabellen erklären diesen Zweig der Frauenarbeit, und fast alle bedeutenden weiblichen Persönlichkeiten des jetzigen Schweden sind in der beigefügten Bildersammlung zu finden. Die Hauptführerin auf diesem Gebiet ist Dr. Lydia Wahlström. Sie ist Historikerin von Beruf und nicht nur eine gediegene Gelehrte, sondern auch eine geborene Rednerin und hat die schöne Gabe des Maßhaltens. Ich erinnere mich gern der Vorträge aus Schwedens Geschichte, die ich vor einigen Jahren in Stockholm von ihr hörte. Die Bilder der Männer, die für die rechtliche Gleichstellung der schwedischen Frau eintraten, hat man dankbar in Årsta aufgenommen und dem Denker Thorild einen hervorragenden Platz gegönnt, der im 18. Jahrhundert darauf aufmerksam machte, daß man die Frauen doch in erster Linie als Menschen ansehen müsse, ehe man sie als Geschlechtswesen betrachte. — Wie unendlich viel birgt diese Halle! Ich kann nur einzelnes herausgreifen und muß ganz darauf verzichten, die reizvolle Art zu schildern, in der die Fürsorge für alles Hilfsbedürftige vom Säugling aufwärts bis wieder hinab zu den greisen Bewohnern des Altersheims dargestellt ist. Außerordentlich interessant ist es, die Wechselwirkung der Völker aufeinander zu beobachten. Haben wir Deutsche z. B. von der schwedischen Gymnastik gelernt, so finden wir hier den Fröbelschen Kindergarten, und was ließe sich nicht noch auf beiden Seiten hinzufügen. Einen großartigen Begriff bekommt man von der schwedischen Mäßigkeitsbewegung. Und wie übersichtlich ist die Entwicklung des Mädchenschulwesens von seinen Anfängen bis zur Samskola anschaulich gemacht. Seit mehr als 40 Jahren gibt es schon höhere Töchterschulen, die auf das Abiturientenexamen vorbereiten, und 1872 bezog Betty Petterson stolz als erste Studentin die Universität. Die Erlaubnis zur Ablegung der akademischen Prüfungen, anfangs mit Ausnahme der juristischen und theologischen, wurde im folgenden Jahr erteilt. Jetzt zählte ich im Mitgliederverzeichnis des seit 1904 bestehenden Vereins akademisch gebildeter Frauen weit über 400 Namen. Einen breiten Raum nimmt die Haushaltungsschule ein. Ich hatte Gelegenheit, einen Vortrag der Vorsteherin der großen wirtschaftlichen Schule in Uppsala, Fräulein Ida Norrby, über „Heimproduktion" zu hören, den sie bei einer agrarischen Versammlung für ländliche Hausfrauen hielt, und in dem es sich nicht nur um materielle, sondern auch um ideelle Werte, um das Festhalten an der altschwedischen Volkskunst, handelte. Die schwedische Kochkunst lernt man auch in Årsta schätzen. In einem schönen Eßsaal können Damen und Herren zu allen Tageszeiten speisen und in der Pergola im Garten sich erfrischen. Der Andrang ist groß.

Nun steigen wir in den ersten Stock zu Fredrika Bremers Privaträumen hinauf. Da ist, treu kopiert, der vornehme Salon ihrer Eltern, in dem die junge Fredrika keine so elegante Gesellschaftsfigur machte, wie ihre Mutter wünschte; wo im Familienzusammensein jede leise Regung geistiger Selbständigkeit von dem gebieterischen Vater erstickt wurde. Auf eine spätere glücklichere Zeit deuten die Bilder hervorragender Menschen, ihrer Freunde, die sie verstanden. Das war damals, als Fredrika jubelte: „Ich lebe!" Man lese Klara Johanssons schöne

Digitized by Google

Charakteristik „Vandrerskan", in dem als Vorläufer dieser Ausstellung erschienenen Almanach „Fredrika Bremers Bild". Durch das feine, behagliche Schreibzimmer, in dem man immer eine der leitenden Damen trifft — Frau Silfverbrand-Erikson ist Värdinna in der unteren, Fräulein Platen in der oberen Etage und Fräulein Matilda Widegren, Vorsteherin von Statens Normalskola in Stockholm, unterstützt die beiden Damen — wo man in zuvorkommendster Weise jede gewünschte Auskunft erhält, gelangt man in die mehrere hundert Bände umfassende Bibliothek. — Erhielten wir zuvor eine Übersicht über die Entwicklung der Frauenbewegung und die Höhe der Frauenleistungen Schwedens, so weitet sich hier das Bild. Unser Blick schweift zurück ins ferne Mittelalter und fällt auf die Erscheinungen des Tages. Er umfaßt das Älteste und das Allerneueste, das schwedische Frauen denkend und dichtend schrieben. Mit einem monumentalen Werk setzt diese Frauenliteratur ein, mit den »Revelationes Sanctae Birgittae«. Der mehr als 400 Jahre alte vergilbte Foliant liegt auf einem altarartigen Tisch und die altersgeschwärzte Holzstatue der Heiligen blickt darauf herab. Die große Mystikerin schrieb ihre Offenbarungen, in denen sich tiefe Religiosität mit echt dichterischer Inspiration und glühender Phantasie verbindet, auf Schwedisch, aber ihre Beichtväter haben alles ins Lateinische übersetzt. Die furchtlosen Ermahnungen, die sie aus dem Rom Rienzis den Päpsten in Avignon zuruft, die leidenschaftlichen Klagen über den Zustand der Kirche, die strengen Lehren, die sie an ihren König, zu dessen Geschlecht sie gehört, richtet, die von Christus empfangene Weisung, einen Orden zu gründen — alle ihre großartigen Visionen. Das schwedische Birgittinerkloster Vadstena, das eine kulturfördernde Stätte wurde, sehen wir im Bilde, und eine Karte zeigt die zahlreichen einstigen Klöster dieses Ordens in Europa. Noch ein interessantes mittelalterliches Werk berichtet von Birgittas Tochter, der heiligen Äbtissin Catharina. Ein paar weltliche große Frauen sind wenigstens abgebildet, die Stifterin der nordischen Union, wie ihr Grabdenkmal sie zeigt, und die bereits an der Schwelle der neueren Zeit stehende Kristina Gyllenstjerna, die kühne Verteidigerin von Stockholms Schloß gegen Christian II. von Dänemark. Mit weitem Sprung gehts jetzt vom Beginn der Reformation zur Gegenreformation, zu Königin Kristina, von der ich in der Bibliothek nur die „Pensées" finde. Sie sind in Rom geschrieben. Wie pygmäenhaft erscheint die geistreiche Schreiberin, wenn man an die römische Birgitta denkt. Zur Zeit Carls XII. taucht zuerst eine Repräsentantin des Bürgertums auf, die brave bescheidene Sophie Elisabeth Brenner, genannt „das Ehrenweib". Sie gebar 15 Kinder und machte sehr viele Gedichte, weil, wie sie sagt, „ihr lieber und leutseliger Eheherr sich sonderlich daran belustiget". Eine wirkliche Dichterin spricht aus einem kleinen roten Band zu uns, die Hirtin des Nordens, wie ihre ausländischen Freunde, Urania, wie sie selbst sich nannte. Hedwig Charlotta Nordenflycht hat ihre Klagen um den verlorenen Gatten, die Lieder „der trauernden Turteltaube", mit Herzblut geschrieben, und wie ergreifend sind die letzten Verse vor ihrem tragischen Ende. Freilich war „das gelehrte Frauenzimmer Schwedens im 18. Jahrhundert" nicht ohne eine gewisse gespreizte Pose, aber es bleibt ihr unvergessen, daß sie in ihren Schriften tapfer für ihr Geschlecht eintrat. Wo Frau Nordenflycht leidenschaftlich in die Saiten der Leier, mit der sie sich malen ließ, greift, begnügt sich ihre, um mehrere Jahrzehnte jüngere Antipodin, Anna Maria Lenngren, mit Anwendung leichter Ironie. Sie will es nicht mit den Männern verderben. Aber die witzigen „Skaldeförsök" der originellen Dichterin gehören der Gustavianischen, der Rokokozeit an, da möchte ich erst an Königin Luise Ulrike, die Gründerin der Vitterhets-Akademie erinnern. Ihre Hohenzollernaugen sahen wir zwischen den andern Bildern der bedeutendsten schwedischen Königinnen im Speisesaal, aber sind ihre Briefe nicht hier? Nein. Bloße Briefsammlungen sind nicht aufgenommen. Die gewissenhaften Aufzeichnungen ihrer Schwiegertochter aber, der spätern Königin Charlotte, auch einer deutschen Prinzessin, stehen in schwedischer Übersetzung, soweit sie erschienen sind, in stattlichen Bänden da. Wenn ganz veröffentlicht, werden sie für die schwedische Geschichte eine

Digitized by Google

ähnliche Bedeutung wie Saint Simons Memoiren für die französische haben. Die letzte Gottorpsche Königin reicht, ihrer Lebensdauer nach, hinein in die Romantik, und ich sehe mich nach Euphrosynen — im Alltagsleben Frau Nyberg genannt — um. Aber weder bei N. noch bei E. entdecke ich ihre, mir ganz unbekannten, einst von der Akademie belobten Gedichte. Sie sind nicht aufzutreiben gewesen. Versunken und vergessen. Fehlen eigentliche romantische Dichterinnen, so gibt es interessante Dichterfreundinnen und Gönnerinnen. „Die Vertraute der schönen Geister", Tegnérs „Beichtmutter", Gräfin Martina von Schwerin, schildert Professor Ewert Wrangel-Lund nach ihren mehr als tausend Briefen und ihren literarischen Versuchen, und Frau Malla Silfverstolpe-Montgomery erzählt selbst in bändereichem Tagebuch ihr mit den bedeutendsten Menschen der Zeit verknüpftes, sehr freundschaftsbedürftiges Leben. So genau, daß sie echte Momentaufnahmen der Kultur jener Periode hinterlassen hat. Es war die Zeit, wo den schwedischen Frauen die Feder immer vertrauter wurde. Welchen Umfang die weibliche Romanproduktion annahm, zeigt uns die Bibliothek, wo doch gesichtet worden ist. — Der leitende Gedanke, nach dem sie zusammengestellt und von Dr. Valfrid Palmgren-Munch-Pedersen geordnet ist, war übrigens nicht, eine Auslese, sondern eine charakteristische Sammlung zu schaffen, in der alle Art weiblicher Schriftstellerei vertreten wäre. Auch einige Bücher über Frauen sind aufgenommen. — Wir kennen hier diese bändereichen Werke der Flygare-Carlén, der M. S. Schwartz, weniger die aristokratischen Romane der Freifrau von Knorring. Sehr genau kennen wir Fredrika Bremers Romane, und man hat in Deutschland immer ihre literarische Bedeutung zu würdigen gewußt, aber den sozialen Einfluß, den ihre Schriften in Schweden ausübten, die Wirkung des Tendenzromans „Hertha" z. B. macht man sich bei uns noch nicht immer klar. Ein schönes Denkmal setzte ihr Sophie Leijonhufvud-Adlersparre in der ausgezeichneten Biographie, die ihre Nichte Sigrid Leijonhufvud vollendete. — Immer dichter kommen jetzt die Frauenschriften, immer kühner sind die Fragen, die zur Diskussion gestellt werden. Victoria Benediktsons (Ernst Ahlgrens) und Frau Edgren-Lefflers Problemromane und Novellen und Alfhild Agrells verwandte dramatische Arbeiten stehen vor uns. Und dort eine lange Reihe Bände, Ellen Keys Werke. Der Essay wird zur beliebten Literaturgattung durch sie, wird zur Arena, in welcher die geistigen Kämpfe vor sich gehen. Neben der Fortdauer der sozialen Interessen können wir ein Wachstum des historischen Interesses beobachten. Die jungen Akademikerinnen wenden sich häufig der Geschichte zu. Ellen Fries, der erste weibliche Dr. phil. in Schweden, gibt das Beispiel. In ihre Fußtapfen tritt die schon erwähnte Sigrid Leijonhufvud, cand. phil. und Bibliothekarin an der K. Vitt. H. o. Ant. Akademie, die einige feine historische Bücher geschrieben hat. Ich nenne nur „Agneta Horns Lefverne", das die Schicksale von Axel Oxenstiernas Enkelin zum Gegenstand hat. Von Dr. Lydia Wahlström seien die Biographie E. G. Geijers und die „Nutidsfrågor", die sich mit kirchlichen und frauenrechtlerischen Dingen beschäftigen, erwähnt. Im Zusammenhang mit dieser Richtung stehen eine Reihe von Veröffentlichungen kultur- oder literarhistorisch wertvoller Familienaufzeichnungen. Lotten Dahlgren hat auf Grund solcher einige geistreiche Zeit- und Sittenbilder geschaffen, so „Ur Ranſäters Familje-Arkiv" und „Lyran", und eines der geschätztesten schwedischen Werke der letzten Jahre ist „Ur Solnedgången", worin die kürzlich verstorbene Enkelin Geijers, Frau Hamilton-Geete, die letzte Lebenszeit ihres Großvaters schildernd, ein schönes Bild des damaligen Uppsala gibt mit reicher Verwendung alter Niederschriften. Die Biographie ist immer ein beliebtes Arbeitsfeld der Frauen gewesen; hervorzuheben sind Maria Holmströms „Jenny Lind" und Louise Nyström-Hamiltons „Ellen Key". Auch im Roman können wir die erwähnte historische Strömung fühlen, so bei Matilda Malling, deren unterhaltende Bücher die deutschen Besucherinnen vom Regal bekannt anblicken, Sophie Elkans psychologisch feine historische Romane, z. B. „Konungen", in der Übersetzung „Von Gottes Gnaden" genannt, werden Freunde bei uns finden. — Sie, deren Bild mit einem Lorbeerkranz umwunden auf dem Tisch inmitten der Bibliothek steht, Selma Lagerlöf, ist

Digitized by Google

uns so innig vertraut, daß ich nur der Freude über ihre kürzlich erfolgte Aufnahme in die Akademie Ausdruck gebe. Schon oft hat die schwedische Akademie Schriftstellerinnen ausgezeichnet, auch Fredrika Bremer; wir lesen hier die Namen dieser Frauen, sehen Medaillen, aber zum erstenmal ist eine Frau zum Mitglied gewählt, wird einer der 18 akademischen Fauteuils von einer Frau eingenommen werden. Geht nicht ein befriedigtes Lächeln über die Mienen der im Bilde die Wände zierenden geistigen oder künstlerischen Arbeiterinnen? — Aber ich bin schon zu lange in diesem grünen, blumengeschmückten Raum (ganz Årsta ist blumengeschmückt). Ich eile vorbei an einer großen Zahl von Erzählerinnen. Elin Wägner-Landquist sei als eine der Allerneuesten nur noch erwähnt. Sie scheint in ein etwas tendenziöses Fahrwasser einzulenken, wenigstens im „Federhalter", dem Stimmrechtsroman. Den journalistischen Beruf, den sie so frisch darin schildert, übt sie selbst aus; sie arbeitet jetzt in der Redaktion von „Idun". Die Frauenzeitschrift „Hertha", früher „Dagny", leitet Ellen Kleman mit bekannter Gewandtheit. Eine hervorragende Kraft ist die an Stockholms Dagblad mitwirkende Klara Johansson (Huck Leber), cand. phil., deren feine Goethe-Arbeiten wohl in einem der dicken Bände mit kleineren Drucksachen stecken, die durchzusehen ich keine Zeit finde. Zur Steuer der Wahrheit sei erwähnt, daß eine recht mäßige Biographie von Schiller hier ist. Tyra Kleen sollte die deutsche Frau genauer studieren, sie machte sie vielleicht dann nicht mit der Bemerkung: „Köchin mit starken Handgelenken" ab. Auf Dissertationen, Schul-, Lehr-, Kinderbücher, auf soziale und andere Zeitschriften, auch auf die musikalischen Kompositionen, welche die reiche Bibliothek enthält, gehe ich nicht ein. Ich werfe nur noch einen Blick in das anstoßende urgemütliche Zimmer mit Schlafkabinett, das der für Altersheime der Lehrerinnen sammelnde Verein so eingerichtet hat, wie er es den Veteraninnen der Schule bereiten will. Mit Hochachtung vor den Leistungen der schwedischen Frauen, mit reichem inneren Gewinn und herzlicher Dankbarkeit für das liebenswürdige Entgegenkommen verlasse ich Årsta, wo ich mich heimisch fühlte. Das „Seid umschlungen Millionen", womit das Musikfest auf der Ausstellung nicht ohne symbolische Bedeutung endete, wird wohl immer ein schöner Traum bleiben, aber die Frauen der Kulturvölker finden sich mehr und mehr. Fredrika Bremers Wort: „Hebe die Frau, und sie wird die Menschheit heben" paßt als Motto für unser aller Streben.

Luise Aston.

Ein Lebensbild aus den Anfängen der Frauenbewegung.

Von

Dr. phil. Helene Nathan.

Nachdruck verboten.

In den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, da sich in Deutschland unter den beweglichen Köpfen eine wahre Sintflut von Reformideen auf allen Gebieten erhob, da man freiheits- und fortschrittslüstern am Alten rüttelte und einengende Fesseln zu zersprengen sich sehnte, rieben auch diejenigen zum erstenmal von langem Schlummer die Augen, die bisher das Weltgeschehen meist passiv betrachtet hatten: die Frauen. Zu den Debütantinnen der Bewegung gehörte eine Frau, die mit wahrhaft ungestümer Leidenschaft die neue Bühne betrat und so großes Aufsehen erregte, daß ihr Name bald viel genannt wurde; aber ebenso

Digitized by Google

rasch geriet sie nach einer kurzen Spanne genossener Triumphe wieder in Vergessenheit und die Nachwelt flocht ihr keine Kränze. Verdient sie das auch in der Tat nicht, weil ihr Einfluß auf die Frauenbewegung viel zu gering war, so ist ihre Erscheinung doch interessant genug, um als ein Dokument für die Wurzeln der Frauenbewegung, für ihre ersten Unarten, für die Aufnahme, die man ihr bereitete, gewürdigt zu werden. Das Leben dieser Frau war so romanhaft, daß Rudolf von Gottschall einen günstigen Stoff für die Schriftstellerinnen der Zukunft darin erblickte.

Am 26. November 1814 wurde Luise Hoche zu Gröningen bei Halberstadt geboren, ein Pfarrerstöchterlein, das viel mehr von dem Blute ihres feurigen und freiheitsdurstigen Verwandten, des republikanischen Generals Hoche, geerbt zu haben schien als es dem Milieu entsprach, dem sie entstammte; „Utopien einer spießbürgerlichen Phantasie", so nannte sie späterhin die so vielfach verherrlichten Pfarrheime. Das reichbegabte, sorgfältig erzogene Mädchen wurde frühzeitig gezwungen, eine Ehe mit dem reichen englischen Fabrikanten Samuel Aston einzugehen. An der Seite dieses ungebildeten, prosaischen und brutalen Mannes ward sie, die Schwärmerische, Gemütvolle, tief unglücklich. Ein halbes Kind noch, suchte sie sich für das, was sie entbehren mußte, zu entschädigen durch das, was ihr das Geld und die Reize ihrer Person verschaffen konnten; mit einem Gefolge von Freundinnen machte sie Reisen, schwelgte im Luxus, ließ sich anschwärmen und fand Freude daran, die große Zahl ihrer Verehrer zum besten zu halten. Zu tollen, übermütigen Streichen geneigt, lud sie in Göttingen oft eine Schar von Studenten zum Kaffee und verdrehte ihnen so die Köpfe, daß das Universitätsgericht ihren Mann bat, sie aus Göttingen zurückzurufen, da sonst die Hörsäle leer stünden. Als der König von Hannover gestorben war, kutschierte sie mit ihren Damen in scharlachroten Gewändern durch die Straßen; sich so dem Spiel ihrer Launen hinzugeben, ihrer exotischen Phantasie die Zügel schießen zu lassen, das war ein wenig Balsam für ihr gequältes Herz.

Nachdem ihre Ehe mit Aston geschieden worden war, begab sie sich nach Berlin; dort hoffte sie geistige Anregung zu finden, dort versuchte sie sich literarisch zu betätigen und ihren Hang zum Verkehr mit berühmten Männern zu befriedigen. Oft versammelte sie eine Gesellschaft geistreicher und illustrer Menschen um sich; Männer wie Varnhagen von Ense, Corvin und Held zählten zu ihren Gästen und waren entzückt von ihrer Unterhaltung, von ihrer anmutigen, eleganten Erscheinung, von ihrem zarten, hübschen, von vielen blonden kleinen Locken umgebenen Gesicht, aus dem gefühlvolle blaue Augen ebenso beredt zu sprechen wußten wie ihre einschmeichelnde, klangvolle Stimme. Vollkommen von ihr gefesselt war der junge Rudolf von Gottschall, in dessen Herzen sie alle anderen Frauengestalten verdunkelte und der ihr seine leidenschaftlichen Liebesgedichte „Madonna" und „Magdalena" widmete. Sie erschien ihm als „das Ideal eines schönen, freien, nicht in der Ehe philisterten Weibes", und so groß war der Einfluß, den diese „moderne Aspasia" auf ihn ausübte, daß er erklärte, in jener Epoche seines Lebens sei für viele spätere leidenschaftliche Akkorde seiner Muse der Grundton angeschlagen worden. Gerade als sich Luise Aston in der ihr sympathischen Atmosphäre Berlins eingelebt hatte, in dem Augenblick, da sie mit ihrer ersten Gedichtsammlung vor die Öffentlichkeit treten wollte, traf sie der Bannstrahl der preußischen Polizei. Als sie 1846 um Verlängerung ihrer

Digitized by Google

Aufenthaltskarte einkam, erhielt sie abschlägigen Bescheid und die Aufforderung, auf dem Polizeipräsidium zu erscheinen. Dort fing man ein harmloses Gespräch mit ihr an, interpellierte sie auch über ihre Ansichten betreffs Moral und Religion, ließ heimlich ein Protokoll darüber anfertigen und überredete sie zur Unterzeichnung. Daraufhin wurde ihr im März eröffnet, sie müsse Berlin binnen 8 Tagen verlassen, „weil sie Ideen geäußert und ins Leben rufen wolle, welche für die bürgerliche Ruhe und Ordnung gefährlich seien". Ihre Gesuche an den Minister, an den König blieben fruchtlos, Luise Aston mußte fort in die Verbannung — nach Köpenick.

War diese so verführerische Frau auch der preußischen Regierung gefährlich geworden? Wodurch hatte sie die Aufmerksamkeit der hohen Polizei erregt? Wahr ist, daß sie mit politisch verdächtigen Personen verkehrte, aber das allein konnte nicht der Grund ihrer Ausweisung sein, denn dann hätte man anders im damaligen Berlin aufräumen müssen. Für verderbenbringend hielt die Regierung ihre Anwesenheit in Berlin hauptsächlich deshalb, weil ihr böses Beispiel geeignet schien, Tugend und Sitte in der Frauenwelt zu lockern, weil man fürchtete, sie wolle die Frauen aufrührerisch machen und unter einer bisher so friedlichen Bevölkerungsschicht Emanzipationsbestrebungen organisieren. Eine Frau, die frivole Herrengesellschaften besuchte, Bier trank, Zigarren rauchte, Herren zum Tanz aufforderte und was das Schlimmste war, nicht den landläufigen Glauben an Gott und die Heiligkeit der Ehe teilte, eine solche Frau berechtigte zu den übelsten Erwartungen. Einzig und allein die eben erwähnten Äußerlichkeiten ihres Auftretens und das Bekenntnis des Protokolls boten der Polizei eine Handhabe, um gegen Luise Aston vorzugehen; schriftstellerisch hatte sie damals noch nicht Propaganda für ihre Ideen gemacht, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Klatsch, anonyme Treibereien, gehässige Angriffe in Zeitungen bei ihrer Ausweisung mitwirkten. Welches Aufsehen ihre Extravaganzen nach George Sands Muster, z. B. ihr Auftreten in Männerkleidern, im damaligen Berlin erregten, läßt sich wohl denken; es sind lächerliche Überspanntheiten, die uns allerdings durch Gottschalls Bemerkung, daß alles bei ihr zu sehr den Stempel der Grazie und Liebenswürdigkeit trug, um abstoßend zu wirken, in etwas milderem Lichte erscheinen; sie blieb immer Dame, und wenn sie zu den Berliner Freien kam — sie verkehrte bei ihnen und war Mitglied des Rütli — so begegneten ihr selbst diese Zyniker mit der größten Höflichkeit. Ihre Ausweisung ist, wie sie selbst sagt, eine Posse, die aber den Zeitgeist besser enthüllt als manches große Trauerspiel; die sinnlose Ängstlichkeit, die Bevormundungssucht und der bedenkliche Übereifer des damaligen Systems treten in dieser Affäre klar zutage. Für die liebevolle Fürsorge, die man ihr widmete, quittierte Luise Aston mit einer Anklage- und Verteidigungsschrift „Meine Emancipation, Verweisung und Rechtfertigung", Brüssel 1846, in der sie giftige Pfeile gegen den christlichen Liebesstaat schleudert und die schneidende Schärfe ihres Witzes und ihrer Ironie an seiner Gewissenspolizei ausläßt. Die Ereignisse des Jahres 1848 öffneten auch ihr die Tore Berlins wieder; ob und in welcher Weise sie ihre Teilnahme an dem Freiheitskampf zunächst kundgab, ist mir nicht bekannt. Als Krankenpflegerin ging sie dann mit den Truppen nach Schleswig-Holstein und waltete dort getreu ihres Amtes, nicht ohne auch mancherlei Beute für ihre Eitelkeit zu machen: eine Narbe, die sie von einem Kugelschuß an der Hand zurückbehielt und das Bewußtsein, dem allbekannten Feldherrn, General Wrangel, einigen

Digitized by Google

Eindruck gemacht zu haben. Gegen Ende des Jahres 1848 gab sie in Berlin eine Zeitschrift „Der Freischärler" heraus, die aber nur ein kurzes Dasein fristete. Schon nach wenigen Nummern wurde das Blatt verboten und Luise Aston abermals gezwungen, Berlin zu verlassen. Vergebens suchte sie sich irgendwo niederzulassen, auch aus Breslau, Hamburg und Leipzig wurde sie ausgewiesen. So wandte sie sich dann nach Frankreich, kehrte 1850 zurück, vermählte sich mit dem Bremer Arzt Dr. Eduard Meier, den sie in den Krimkrieg begleitete und mit dem sie ein rastloses Wanderleben führte, aus welchem sie 1871 der Tod abrief.

Was war es, das diese Frau zu einem „öffentlichen Charakter" unter den Emanzipierten machte, was veranlaßte sie, kämpfend für sich und ihre Mitschwestern vor die Öffentlichkeit zu treten? Wie bei Luise Otto das Mitleid, das Mitleid mit dem Elend der Elenden, so waren auch bei Luise Aston Gefühlsregungen bestimmend für ihre Erweckung zur Teilnahme an allgemein menschlichen Fragen, zur Selbstbesinnung. Ihre unglückliche, ohne Liebe geschlossene Ehe drückte ihr die Feder in die Hand zum Kampf für das Selbstbestimmungsrecht, für das Glück und die Freiheit ihrer Mitschwestern. Unter dem Einfluß George Sands, „die ihr Sinnen und ihr Trachten heiligte", unter dem Einfluß des jungen Deutschland bekehrte sie sich zu einer neuen Ethik, deren Verkünderin sie sein wollte, machte sie sich zum Apostel der freien Liebe. Emanzipation des Geistes und des Herzens, so hieß ihr leidenschaftlicher Losungsruf. Sie raste förmlich gegen den landläufigen Tugendbegriff, der soviel Heuchelei erzeuge, gegen die sogenannte Heiligkeit der Ehe, hinter der sich so oft recht Unheiliges verbirgt; nicht einen Seelenbund, einen Seelenhandel sanktioniere die Ehe meist. Schuldig und unsittlich erscheinen ihr allein diejenigen, die ihre Persönlichkeit ohne Liebe hingeben. Für sie liegt Tugend nur im Glück, zu beglücken ist ihrer Meinung nach des Weibes heiligste Bestimmung; daraus ergibt sich für sie der Satz: „Des Weibes Glück ist die Liebe", aber nun folgert sie weiter: „Das Glück der Liebe ist die Freiheit". Freiheit braucht sie, da ihr „die Persönlichkeit des Geliebten immer nur der zeitweilige Träger ihres Liebesideals sein kann, da sie keinem Manne unbedingte Herrschaft einzuräumen vermag". Ihre Anschauungen tragen das immer wiederkehrende Gepräge von Sturm- und Drangperioden; wenn sie die „ungebundene Schrankenlosigkeit" eines nur sich selbst gehorchenden Lebens verherrlicht, wenn sie ihren Abscheu gegen „die sogenannten Mittelstraßen" ausdrückt und auffordert, sich von solcher Halbheit zu emanzipieren, „gleichviel, in welches Extrem man dabei geht", so erinnert man sich ähnlicher Töne aus der Wertherzeit, und man vernimmt die Sprache des jungen Deutschland. Mit ihren Protesten gegen unberechtigten Zwang, gegen Heuchelei und Pharisäertum kämpfte sie denselben Kampf wie Gutzkow, Laube und Mundt, als sie gegen die Konventionsehen, gegen den Einfluß der Kirche auf Liebe und Ehe ihre Stimme erhoben. Auch „die Emanzipation des Fleisches" war ja eine Programmforderung des jungen Deutschland; aber was Luise Aston darunter verstand, erinnert schon mehr an die ausgearteten Lehren der Saint-Simonisten. Phantastisch veranlagt, vielleicht auch ein wenig sensationslüstern und eitel, stürmte sie in blinder Leidenschaft gegen jedwede Schranke los; die von der Natur gegebenen Unterschiede zwischen den Geschlechtern wollte sie, die doch so sehr Weib war, einfach übersehen und leugnen. Auf solche Weise gelangte sie zu einer maßlosen Überspannung und Zuspitzung der Freiheitsideen und verlor dabei den Boden unter den

Digitized by Google

Füßen. Was ihren Feldzug für die Rechte des Herzens trotz alledem sympathisch macht, was unwiderstehlich bei ihr anzieht, das ist die ungeheure Lebensfreudigkeit, die in all ihren Schriften hervortritt und der letzten Endes ihre ganze Weltanschauung entspringt. Ihre Gedichtsammlung „Wilde Rosen“[1]) ist ein einziger Hymnus auf Leben, Freude und Glück; Fanfarenklänge froher Diesseitigkeit und ungestümer Lebensbejahung durchziehen diese schwungvollen Lieder.

„Schlagt die Gläser all in Scherben,
So vergeh die alte Welt!
So mag sterben und verderben,
Was das Herz in Fesseln hält!“

Ihre leidenschaftliche Sehnsucht nach Freiheit des Individuums im Geistes- und Empfindungsleben schuf ihr bald eine Verbindungsbrücke zu den Freiheitsbestrebungen der Zeit auf politischem und sozialem Gebiet. Wo konnte sie anders auf Erfüllung ihrer Wünsche rechnen als in einem Staat, der die einzelnen vom Druck des Absolutismus erlöste und ihnen Bewegungsfreiheit gewährte? „Wenn den unterdrückten Knechten erst der Freiheit Sonne scheint, wird das Weib mit gleichen Rechten einst dem freien Mann vereint.“

Für ihre politische Gesinnung legt am besten Zeugnis ab der Roman „Revolution und Contrerevolution“, der wie alle ihre Schriften Selbstbekenntnisse enthält. Zwar versucht sie es, sich selbst, die geschilderten Verhältnisse und Personen ein wenig zu verschleiern, aber es gelingt ihr schlecht, und nur allzu gern wüßte man, wieviel von den interessanten Enthüllungen aus dem Parteigetriebe auf Wahrheit, wieviel auf Dichtung beruht. Von welch großem Reiz wäre es z. B. zu erfahren, ob Lichnowski wirklich ein so ränkevolles Doppelspiel spielte, ob die Frauen im Parteileben in der Tat derartig mitwirkten, wie es der Roman darstellt. Auf welcher Seite Luise Astons Neigung steht, darüber ist kein Zweifel; sie ist Demokratin mit Leib und Seele, und als solche zeigt sie den üblichen Haß gegen die „feigen Weißbierbourgeois, die das Volk um die Früchte des 18. März betrogen haben“. Nach den ersten Enttäuschungen und Anzeichen der Reaktion hoffte sie von dem Kampfplatz im Norden, von Schleswig-Holstein aus eine politische Regeneration. Die abermaligen Enttäuschungen, die sie hier erlebte, schildert sie in dem eben erwähnten Roman und in ihrer Zeitschrift „Der Freischärler“, die wahrscheinlich wegen dieser unangenehmen Enthüllungen aus Schleswig-Holstein verboten wurde. Nach ihrer Darstellung ist der Waffenstillstand von Malmö eine völlig abgekartete Sache, ein Verrat ohnegleichen, bei dem die todesmutige Schar der Freiwilligen leichtsinnig hingeopfert wurde. Das Beste in der sonst unbedeutenden Zeitschrift sind die Gedichte Luise Astons, die sie unter Hinzufügung einiger neuer 1850 als „Freischärlerreminiscenzen“ herausgab. Varnhagen von Ense kann in seinem Tagebuch sein Staunen darüber nicht unterdrücken, daß eine derartige Veröffentlichung im Jahre 1850 möglich war, und in der Tat rechtfertigt die Kühnheit einzelner Verse — z. B. in dem Gedicht „In Potsdam“ — dieses Staunen sehr wohl. Die Ereignisse des Jahres 1848, Blums Tod, die Auflösung der preußischen Nationalversammlung usw., Frauenliebe und -leben bilden das Thema der Gedichte. Alle sind getragen von lebendigem Freiheitsgefühl, dem sie oft kraftvoll und

[1]) R. v. Gottschall sagt in seinen Jugenderinnerungen, daß er dieser Sammlung manches Eigene zugesellt habe.

Digitized by Google

wuchtig mit markigen Worten Ausdruck geben. Mächtig zittert die Erregung des Augenblicks in ihnen nach, so z. B. in dem Gedicht „Berlin am Abend des 12. November 1848" mit seinen kurzen, dumpfdröhnenden Endzeilen: „Glimm, o glimm, heiliger Grimm" — „Noch ist von Groll das Maß nicht voll" — „Freiheit und Glück gibt Republik."

Zur sozialen Frage nahm Luise Aston die Stellung ein, die ihr als einer echten Demokratin gebührte. Sie wünschte dringend, daß die Lage der Arbeiter gebessert würde, sie war voller Erbitterung über „die Geldtyrannen, die nicht einmal die bescheidensten Prozente einer maßlosen Einnahme auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen wollten", und sie prophezeite ihnen, wenn sie nicht nachgeben würden, „eine Revolution, der gegenüber die französische Revolution nur ein politisches Kegelschieben war." Die Werke der Barmherzigkeit hielt sie zur Abhilfe der sozialen Not für völlig unzureichend, unangebracht schon deshalb, weil die Wohltaten eine Erniedrigung für die Bedürftigen bedeuteten. Aber bei alledem war sie vom Kommunismus weit entfernt, in den sozialistischen Ideen sah sie nur chimärische Zukunftsbilder. Worauf gründete sie nun ihre Hoffnung auf eine bessere Zukunft? Es ist der typische Glaube des vormärzlichen Liberalismus an die weltbeherrschende Macht der Idee, der sich auch bei ihr in den siegesgewissen Worten äußert: „Die Arbeit der Denker wird und kann nicht vergebens sein, die Macht des Gedankens wird und muß die Welt unterwerfen."

Die Romane, in denen Luise Aston ihre Ideen kundgibt, „Aus dem Leben einer Frau", „Lydia" und „Revolution und Contrerevolution" sind mit Recht der Vergessenheit anheimgefallen; ihre Menschen sind nur das Sprachrohr für ihre Ideen, die umständlich und mit großem Pathos auseinandergesetzt werden. Die Charaktere sind alle ein wenig auf die Spitze getrieben, die Handlung ist oft unklar und verwirrt. Dazu kommt der längst verblaßte, überladene, süßliche Stil, der Blüten folgender Art zeitigt: „Wie welkes Laub vor dem Hauche des Frühlings zerstob ihre fromme Sentimentalität vor dem Atem wahrer Leidenschaft. Statt einer künstlichen geruchlosen Blume blühte die süßduftende Zentifolie einer tiefen glutvollen Liebe in ihrem Herzen empor." Bedeutend mehr Talent als in ihren Romanen zeigt Luise Aston in ihren Gedichten, die ebenso formgewandt wie lebendig empfunden sind und jene kraftvolle Leidenschaft aushauchen, die ihr eigen war.

Daß eine Erscheinung wie die ihre der Frauenbewegung damals eher schadete als nützte, ist klar; sie schreckte vielleicht auch manchen Freundlichgesinnten zurück, und die Gegner sahen nun vollends eine ernstliche Gefahr in ihr. Wie es W. H. Riehl späterhin formulierte, waren sie wohl alle der Ansicht, daß „die Sozialisten an solche Überweiblichkeit den Strick knüpften, um die historische Gesellschaft zu erwürgen." Den Nachlebenden und Nachprüfenden, die so manche ärgere Dosis von Emanzipationsgelüsten ertragen mußten, werden Luise Astons Schwächen in milderem Lichte erscheinen. Wohl kaum wird man sich dem Eindruck Gottschalls entziehen können, der sie als eine in vieler Hinsicht geniale Persönlichkeit bezeichnete; neben so vielen tüchtigen und sittlich starken Charakteren stand sie, wenn auch nicht gleich tugendhaft, so doch gleich tapfer, aufrecht und lebensvoll an der Wiege der Frauenbewegung.

Digitized by Google

Die Knüpferin.

Von

Fritz Müller.

Nachdruck verboten.

Ihr Vater war in der Fabrik. Ihre Mutter war in der Fabrik. Die Baumwolle war es, die sie alle vier ernährte: Den Vater, die Mutter, das Mädel, die Fabrik.

Die Baumwolle dadrin hatte die Sonne in Texas wachsen lassen. Die Sonne von Texas steckte in der Baumwolle. Und heraus kam sie wieder in mancherlei Form; als Küchenfeuer bei Vater, Mutter und Mädel; als Brot und Wein bei dem Direktor; als Dividende bei den Aktionären. Alles kommt von der Sonne. Nur die Wege sind verschieden lang.

Beim Mädel, der Marie, war der Weg zur Sonne nicht länger wie bei andern Kindern auch. Vors Haus hinaus, da war sie schon.

Daß das Haus ein graues kleines Viereck war, eins von vierundachtzig gleichen vor den Toren der Fabrik, das kümmerte die Sonne nichts und kümmerte die Marie nichts. Ein Kind hat anderes zu tun, als zwischen den und jenen Häusern neidische Vergleiche anzustellen. Ein Kind will leben. Und wenn die Marie sommers auf dem magern Angergrase saß und mit Sand und Steinen spielte, lebte sie nicht schlechter und nicht besser als die Direktors Emma auf dem etwas saftigeren Gras im Park. Und nur den einen Unterschied empfanden beide: der Park war eingezäunt, der Anger nicht.

Das war auch in der Schule nicht viel anders. Ein Volk und eine Schule. Also saß das Mädel, die Marie, nur ein Bänklein hinter der Direktors Emma. Die Kleider allerdings — Aber nicht die Kleider waren es, die was lernen wollten, nicht an die Kleider richtete der Lehrer seine Fragen, sondern an die Marie und die Emma.

Und zu Hause das Essen? Das ist schon richtig: bei der Marie gab es Wasser und dort drüben Wein. Ach, Wein und Wasser, Wasser und Wein — und wenn nun einer käme aus dem Lande Kanaan und wandelte alles Wasser dieser Erde um in Wein und ließe reines Wasser nur im Saft der Trauben, was stünde an der Spitze aller Köstlichkeit? Die Wasserflasche auf dem Tisch von Maries Eltern.

Das freilich sagte sich die Marie nicht. Billig wäre solche Fälschung. Nein, wo der Weg der Emma in die Töchterschule zweigte und sie nicht mehr ein Bänklein vor der Marie saß, da begann bei dieser wie bei allen Marien dieser Erde das Vergleichen, da sprang zum erstenmal der bittre Satz ins Leben: die haben's besser.

Knapp vor der Firmung sagte ihr der Priester:

„Wirst du nicht satt wie jene? Und hast du nicht ein Stücklein heilige Not voraus?"

Der Priester meinte es nicht heuchlerisch, sondern einfältig. Aber trotzdem hätte ihm die Marie fast was Böses drauf erwidert. Sie besann sich aber auf die Firmung.

Nicht sehr lange nach der Firmung kochte sie zum erstenmal für die Familie.

Und nicht sehr lange nach dem ersten Kochen kam die Schwester an die Reihe. Sie selbst ging in die Fabrik, zur Baumwolle. Wessen Eltern im Königreich der Baumwolle Heimatrecht haben, der bleibt auch dabei. Die Fäden sind sehr fest und zähe.

In der Fabrik wurde sie Knüpferin. An den soviel hundert Spindeln, die ihr Leben jetzt umstellten, rissen dann und wann die Fäden. Die knüpfte sie.

Die knüpfte sie stündlich, täglich, jährlich.

Digitized by Google

Und dann und wann summte sie ein Lied dazu.

Wie . . .?

Nun, wir alle bringen es im besten Fall zum Knüpfen abgerissener Fäden und summen dann und wann ein Lied dabei.

Einmal aber schnurrte eine unsichtbare Spindel an dem Wunderwerk der Spinnmaschine und warf den Faden durch das Fenster in das Land. Dem ging die Marie nach und kam zur Liebe.

Sie liebte wie alle Baumwollmarien: Geradezu. Also nicht verbogen und innerhalb des Geflechtes von soundso viel Satzungen, wie so manche Emma. Aber bei der Liebe ist das nicht sehr wesentlich. Wesentlich ist Jauchzen und Betrübnis. An diesen beiden haben alle Marien, alle Emmas ihren wohlgemessenen Anteil.

Ihr Mann war gut und selten roh. Andere sind roh und selten gut. Also war es die Marie zufrieden.

Auch damit, daß sie zum Manne die Baumwolle behielt. In der gleichen Fabrik wie er. Nur war er unten bei den Feuerkesseln, und sie oben bei den Spindeln. Ohne die Feuerkessel wären die Spindeln nicht gelaufen. Ohne die Spindeln hätten die Feuerkessel keinen Sinn gehabt.

So ähnlich wurde auch ihre Ehe. Beide gaben zusammen einen Sinn und hatten sich lieb bis tief in ihr tägliches Gewerkel hinein. Zu mehr hat's keiner noch gebracht in seiner Ehe.

Und am Sonntag Nachmittag kam ein guter Kamerad und spielte die Gitarre, während Marie sang. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten", sang sie, und „Muß i denn zum Städtele hinaus" und noch zwei oder drei solche Lieder. Und manchmal, des Abends, lasen sie sich aus einem alten Buche was Bewegtes vor.

Zur selben Zeit hörte die Emma mit ihrem Mann den Lohengrin und den Parsifal und begeisterte sich ein wenig für Nietzsche.

Dann blieb die Marie eine Zeitlang von der Baumwolle fort. So lange, bis das kleine Mädel, das sie bekam, kräftiger krähen konnte.

Danach teilte sie sich. Man könnte sagen, sie drittelte sich: zwischen dem Mann, dem Kind und der Baumwolle. Bei allen Dreien knüpfte sie unermüdlich abgerissene Fäden, Fäden der Baumwolle, Fäden der Liebe, Fäden der Geduld.

Dann kam ein zweites Mädel. Dann ein Bub. Dann wieder ein Mädel. So kam es, daß das Fabriksdrittel kleiner werden mußte. Aber ganz wurde es nicht ausgelöscht durch das Kinderdrittel. Vom vierten Kinde ab ging es wieder in die Höhe. Denn jetzt konnte schon die erste Tochter kochen.

„Wie damals ich auch," sagte die Mutter und ging in die Fabrik, „wie später auch die Tochter meiner Tochter."

Aber es war keine Wehmut dabei. Es war ihr recht so. Was wissen wir, die wir bedauern wollen, von dem Erdreich, woraus der Knüpferin das Dasein sich geformt hat? Wenig wissen wir von ihren Leiden, nichts von den Wurzeln ihrer Freuden.

Dann wurde sie alt. Sie geht in keine Fabrik mehr. Sie sitzt am Ofen und strickt.

Ich habe sie besucht. Daß sie eine Heldin sei, habe ich ihr gesagt. Sie hat mich nicht verstanden.

Sie versteht so vieles nicht. Von Nietzsche hat sie nie etwas gehört. Von Goethe hörte sie einmal den Namen und sah seinen Kopf im Buchhändlerladen. Von Heine hat sie einmal ein Lied gesungen. Und als jemand einmal von Richard Wagner sprach, dachte sie an die Gitarre eines guten Kameraden.

Ihr könntet lächeln. Aber tut es lieber nicht. Denn ich bin sicher, ihr versteht auch vieles nicht von ihrer Welt. Da hätte sie zu lächeln. Verhaltet es euch gegenseitig, ihr vergebt euch nichts.

Und schaut mir nicht geringschätzig oder gleichgültig auf die müden Hängeschultern dieser Frau am Ofen. Sie haben eine Familie tragen helfen und eines Volkes Industrie.

Digitized by Google

Die Wege der jungen Dichter.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Die Lyrik ist immer Weltanschauungsausdruck gewesen. Selbst als Gelegenheitsdichtung, als persönliche Aussprache über persönliche Einzelerlebnisse hat sie ein Stück Metaphysik in sich getragen. Das liegt schon im Rhythmus als solchem; sein Wellenschlag, das Gesetz, das da bewegt und bändigt, treibt und anhält, ausströmen läßt und zusammenfaßt, entsteht nicht an der Peripherie des zufälligen Einzelerlebnisses, das im Gedicht seine Gestalt empfängt. Es ist tiefer und zentraler. Es gebietet aus einer seelischen Mitte her, in der, zumeist unbewußt, alle Mächte unsres Wesens sich sammeln. Sie alle gemeinsam — in einem unauflöslichen Geheimbund — bestimmen diese Folge von Spannung und Entladung, Verdichtung und Zerstreuung, die Form und Rhythmus heißt, bestimmen sie wenigstens insoweit, als der Dichter nicht nachahmt, sondern sein Gebilde aus eigenstem Wesen erschafft.

Neben diesem irrationalsten Ausdruck des jeweiligen Lebensgefühls im Rhythmus enthält das lyrische Gedicht noch andre uneigentliche, mittelbare Möglichkeiten, Weltanschauung aufzunehmen und auszusprechen. Die Art, wie ihm die Natur zum Symbol wird, überhaupt das Verhältnis zum Bilde, sagt dem Verstehenden unerschöpflich viel von dem innersten seelischen Quell, dem das Gedicht entströmt. Und schließlich: der Inhalt. Auch das Gedicht, das nicht Gedankenlyrik ist, das vielleicht nichts Gesinnungsmäßiges enthält, spricht eine bestimmte Haltung zum Leben aus, lehnt ab und nimmt an, klingt mit oder bleibt stumm.

Es gilt also ein für allemal: die Lyrik ist Weltanschauungsausdruck.

Aber es gilt heute besonders. Mehr als je, und viel viel stärker als noch für die Generation derer, die heute auf dem Gipfel des Mannesalters stehen.

Der Naturalismus fand die ihm eigene Form nicht in der Lyrik. Er mußte und wollte sich erst den Stoff der verwandelten Welt neu gewinnen. Von der selbständigen Gültigkeit der Dinge außer uns selbst durchdrungen, wollte er ihnen gerecht werden, sie darstellen. Das Subjekt wird zurückgedrängt. Der Roman und das Drama — weiträumige Gefäße zur Aufnahme von Tatsachen, Zuständen, kurz Sachlichkeiten, herrschen vor. Die Lyrik gilt, soweit sie Momentbilder dieser Wirklichkeit zu geben vermochte und soweit das Bedürfnis nach pathetischem Ausdruck des neuen Wirklichkeitsgefühls bestand. Weil sich der Naturalismus einer ehrlicheren Haltung zur Erotik rühmte, entstand eine Liebeslyrik, deren Verve mindestens so sehr durch ihre programmatische Bedeutung wie durch das eigentliche Erlebnis an sich bestimmt wurde.

Dann kam eine große Renaissance der Lyrik. Im Zeichen der Form durch Stefan George. Als Rückkehr zur Seele als der eigentlichen Wirklichkeit bei

Digitized by Google

Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke. Stefan George tilgte in dem strengen Dienst an dem „Gebilde" des Gedichts beinahe jede Beziehung zu einem Stoff. Seine letzten Gedichte sind wie kostbare schwere Gefäße für Weihrauch und Myrrhen einer feierlichen Lebensstimmung ohne inhaltliche Beziehung. Bei Hofmannsthal schwindet das Willensverhältnis zur Außenwelt, und damit ist der Realitätscharakter dieser Außenwelt getilgt. Außen und Innen verschmelzen auf jener geheimnisvollen Brücke, die das Ignorabimus der Wissenschaft umhüllt: in der Impression. Die Frage: was bin ich? — steht grüblerisch in der Mitte der Hofmannsthalschen Dichtung, und der seelische Dunstkreis um diese Frage herum ist das eigentliche Element seiner Lyrik. Sie blüht aus dem Schatten des bangen Staunens, mit dem Hofmannsthal dem Verstricktsein unseres persönlichen Lebens in das unermeßliche Fluten des Seins zuschaut. Die Erfahrung, daß wir nicht uns gehören, sondern nur Maschen eines Netzes sind, dessen Fäden nicht wir spinnen und schürzen, ist das lyrische Erlebnis, von dem Hofmannsthal stets und ausnahmslos ausgeht. Die Intensität seines Fühlens ist nicht Ichgefühl, sondern stärkstes Bewußtsein von der Übermacht des Nicht-Ich.

Bei Rainer Maria Rilke erscheint dieses selbe Gefühl größer und frommer. Wenn Hofmannsthal in dem Geheimnis des Daseins Magie und Schicksal sieht, sucht Rilke die Klarheit und Schlichtheit Gottes darin zu finden. In alle Erscheinung fühlt er Seelenhaftes gebunden, und dieses Seelenhafte dichterisch zu befreien, ist seiner Lyrik letzte Absicht. Auch sie ist ichlos, ja erlöster noch als die Hofmannsthals. Kein Wille und keine Leidenschaft drängt seine Seele zur abgeschlossenen von sich aus bewegten Kraft zusammen, sondern Andacht, Mitfühlen weitet ihre Grenzen, bis sie verlöschen und die Seele nicht mehr bei sich, sondern nur in der Welt ist — bei Regen und Wind, bei Rosen und Tieren, bei vergangenen Menschen und alten Bildern, kleinen Kindern, verlassenen Häusern ....

Rilke und Stefan George sind Gegenpole des Künstlerischen. Stefan Georges Kunst wurzelt in der Glut, Kraft und Geschlossenheit des Ichseins. Er selbst ist sich Offenbarung oder ein anderer Mensch. Nicht die Welt, die Kreatur, in die er sich verliert. Das „Wesen" fühlen, das heißt für ihn: die als Gebilde verleiblichte Einheit der Person. Alles Leben besteht für ihn als Gebilde, nicht als gestalt- und grenzenlose Kraft.

* * *

Die jungen Dichter der Gegenwart haben von der vierfachen Tradition nichts übergangen. Immer noch ist bei ihnen das Wirklichkeitsfeuer, die erobernde Energie des Naturalismus lebendig. Sie redet, sei es als allgemeines Pathos, sei es als rein künstlerischer Wille, oder überkommene Ausdruckserziehung, bei fast allen Neuesten so durchschlagend mit, daß man in beschränktem Sinn von einer Nachblüte des Naturalismus sprechen kann. In dem Temperament jener Dichter, die sich anonym in der Vierteljahrsschrift der „Quadriga" aussprechen (Verlag von Bernhard Vopelius in Jena), in dem sich selbst überschlagenden Ausdrucksrealismus Johannes R. Bechers, bei Franz Werfel, René Schickele, Max Herrmann, Alfred Wolfenstein — überall ist die starke Nachwirkung der naturalistischen Wahrheitsauffassung zu sehen — mindestens in der Art, wie die Sprache den Dingen ohne Umschweife zu Leibe geht und sich vor nichts fürchtet.

Digitized by Google

In den Dichtern der „Quadriga" ist Dehmel eine eigentliche Gefolgschaft erstanden. Im Industrielande, am Niederrhein, sammeln sich Männer werktätiger moderner Arbeit, „Werkleute", wie sie sich nennen, zu einem kleinen entschlossenen Trupp, der eine Kunst aus dem Geist und Willen des Industrievolkes vertritt; eine Kunst, durchweht von dem Atem technisch-industriellen Schaffens, von der Energie des Unternehmers, der Präzision des Kaufmanns. Ihre Kulissen bilden Häfen und Elevatoren, Brücken und schmetternde Züge, Hochöfen und Fördertürme — die Sirenen rufen, die Räder treiben, Flammen sausen, und über den Himmel zuckt der Feuerschein der Schlote und Halden. Das ist Zolas Welt, aber diese Dichter stehen ihr mit durchaus anderer Stimmung gegenüber: als Mitschöpfer, straffer, wollender. Zola ist neben ihrer Knappheit und Schneidigkeit breit, gestaltlos, — untechnisch. Er schildert von außen her weit ausladend, umständlich und weitläufig diese neue industrielle Welt im Roman; hier aber wird der lyrische Funke aus ihr herausgeschlagen, ihre eigene Seele prägt sich Worte und Bilder, sucht ihren Rhythmus.

Ein solcher Versuch ist rein als Äußerung künstlerischen Willens wertvoll und bedeutsam — trotz manches dichterisch Mißglückten. Daß aus der modernen Arbeit, ausschließlich aus ihrem seelischen Bereich, aus ihren Spannungen, Siegen, Hoffnungen, aus dem Bewußtsein ihrer Größe und Weite, der freudigen Gehobenheit ihrer Ausblicke, aus der Wucht ihrer Bilder und sinnlichen Eindrücke die Freudigkeit zum dichterischen Ausdruck kommt (nachdem der malerische schon soviel eher gefunden war), ist der Beachtung wert. Als Anfang.... noch hängt der Mantel der alten pathetisch-rhetorischen Ausdrucksform über dieser Kunst, aber hier und da reckt sie den Arm, strafft sie den Schritt auf eine Art, die jene Verkleidung kräftig zurückwirft.

Wenn hier in einer kräftigen Abhebung gegen den Ästhetizismus und mit einer energischen Wendung auf die großen Inhalte des äußern, des Tatlebens, ein neuer Weg gesucht wird, so bleiben die Pioniere dieses Weges immerhin vereinzelt. Die wahrhaft entwickelnden Kräfte der neuen Lyrik scheinen in eine andere Richtung zu weisen.

* * *

Im Zusammenhang mit dem Futurismus und Kubismus der Malerei steht eine gleichlaufende Bewegung in der Dichtung. In den Zeitschriften der revolutionären Kunst „Die Aktion", „Der Sturm" — besonnener und genießbarer: „Die neue Kunst" — erscheint dieser Parallelismus auch in Personalunion. Daß von der älteren Generation Frank Wedekind und Heinrich Mann hier Pate stehen, Mombert und Arno Holz zu neuem Ansehen kommen, bezeichnet sowohl die elementaren Bestandteile wie die Ausdruckstendenzen dieser Dichtung. Aus Erdgeist, Rausch des Blutes, Leidenschaft der Sinne, steigt eine Mystik, die sich in glühenden kosmischen Phantasien, oder in konvulsivischen „Erlösungen" auslebt.

Über der Geburt des Dichters Johannes R. Becher funkeln die Sterne Kleist und Novalis. Ob sie seiner tobenden Kräfte wirklich einmal Herr werden, steht noch dahin. Man lernt ihn kennen aus den Dichtungen „Die Gnade eines Frühlings" (Gedichte) — Erde (ein Roman) — De profundis Domine (eine Folge hymnischer Konfessionen). Alle im Verlage von Heinrich F. J. Bachmair, München. Bechers Freunde sagen von ihm, daß er über die „reine Form" Stefan

Digitized by Google

Georges zur „inneren Form" strebt (Die Aktion). Praktisch bedeutet das, daß Becher die Lyrik zunächst einmal ins durchaus Chaotische zurückführt. Er schleudert seine Wortexplosionen heraus und wartet, ob vielleicht irgendein Rhythmus sich ihrer bemächtigen, sie binden und tragen wird. Manchmal glückt's, manchmal hapert's. Vorläufig aber macht sich der Wille zur Kraft noch erheblich bemerkbarer als die Kraft selbst. In De profundis Domine ringt ein durch alle menschlichen Abgründe von Liebe, Sünde, Elend, Ekel und Lebensenthusiasmus hindurchgeschrittener Mensch um seinen Frieden mit Gott, seine Erlösung. Das religiöse Grunderlebnis aber ist eingekleidet in einen ungeheuren Wust der stärksten Worte, der tönendsten Apostrophen, der grellsten, schauerlichsten Bilder, wie ein barocker Heiliger in die schweren, gewalttätigen Wogen seiner übertriebenen Falten. Und selten sind die Stellen, da man Intensität und Glut an der unwillkürlichen Inbrunst des Ausdrucks spürt, meist wird man das Gefühl der mit Absicht forcierten Gebärde nicht los. So bleibt schließlich als unbezweifelbarer Eindruck nur der einer zu Sturm und Drang leidenschaftlichen Seele, eines üppigen Materials, das sich vielleicht einmal zur Form klärt.

Gegen George, Hofmannsthal und Rilke erhebt dieser Kreis junger Kraftgenies überlegene Kritik. George, „dem auch meine Verehrung bis zu einem gewissen Grade gehört" — das ist noch das beste, was man zu sagen weiß. Mit Rilke aber ist es, wie wenn wir nach Jahren „die Geliebte unsrer jungen Tage als bedeutungslose Kleinbürgersehefrau wiedersehen" — und gar Hofmannsthal „wird immer nur für einen kleinen Kreis blutarmer Adeliger von Wert sein". Es ist klar, man will in der Form noch einmal wieder da anfangen, wo Arno Holz stehen geblieben ist, man will die Poesie aus den Marmorschlössern und gepflegten Parks der großen gebundenen Formkünstler entführen in — — ja, man weiß noch nicht recht, ob in die wilde Natur oder ins Cafehaus.

* * *

Und doch leben, selbst noch bei grundsätzlicher Abkehr, in den Gedichten der Jungen diese Vorbilder. Sie sind da am stärksten, wo man zugleich am entschiedensten das Gefühl hat, daß sich hier das Leben der Lyrik schöpferisch verwandelt.

Hier wäre zu allererst an Werfel zu denken, den ich aber auslasse, weil in dieser Zeitschrift schon ein eigener Aufsatz über ihn gestanden hat. Statt mancher andren nehmen wir Ernst Stadler und seine Sammlung „Der Aufbruch" (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig 1914). An ihm kann man deutlich das Zusammenfließen von Elementen aus Rilke und Stefan George sehen. Denn zweierlei Sehnsucht ist in diesen Gedichten wach: die eine nach einem höchsten Intensitätsgrad der Spannung und Gewalt des Lebensgefühls, nach einem starken Dasein — sie ist Georgisch —, die andre nach dem Mitsein in der Welt, mit aller Kreatur, nach Aufgehen in allem Gewaltigen und Lieblichen, was außer uns da ist, um an ihm teilzuhaben und mit ihm groß und innig und leidenschaftlich zu sein. Diese Sehnsucht betet:

„O laß die Härte, die mich engt, zergehn,
Nur Tor mich sein, durch das die Bilder gehn,
Nur Spiegel, der die tausend Dinge trägt,
Allseitend, wie dein Atemzug sich über Welten regt."

Digitized by Google

Diese Sehnsucht zieht hin in alle heißen Niederungen des Irdischen, sie treibt:

„Trübem, Ungewissem, schon Verlornem mich zu schenken, mich zu weihen,
Selig singend Schmach und Dumpfheit der Geschlagenen zu fühlen,
Mich ins Mark des Lebens wie in Gruben Erde einzuwühlen."

Es ist sehr merkwürdig, wie hier ein altbekannter Zug des Naturalismus — die unverschleierte Erfassung des Elends, des Trieblebens, aller primitiven Seelenmächte, aller Zustände, die den Menschen in seiner kreatürlichen Dumpfheit und Blöße zeigen — mit ganz neuer innerer Bedeutung wiederkommt. Der alte Naturalismus deckte das alles auf aus einer Art wissenschaftlichem Wahrheitsbedürfnis und aus sozialer antibourgeoiser Proteststimmung. Heute aber sucht man in diesen Sphären den nackten, unverkleideten Menschen, um dadurch auch zu sich selbst zu kommen, zum allerletzten Menschlichkeitskern in sich. Daß so etwas auch programmatisch gemeint ist, sagte der erste Aufsatz der ersten Nummer einer neuen Zeitschrift „Die weißen Blätter", der betitelt ist „Von dem Charakter der kommenden Literatur" (in dem nächsten Heft wurde als Druckfehlerberichtigung mitgeteilt, es müsse heißen „über einen Charakter der kommenden Literatur")... Da heißt es in den wenigen Sätzen, die nach eingehender kritischer Auseinandersetzung mit der Generation der nun Fünfzigjährigen wirklich von der kommenden Literatur sprechen, „sie wird anfänglich sein und ohne Eloquenz, gar nicht sozial wird sie sein, aber brüderlich, gar nicht erlöserisch, aber fromm, fromm im hergebrachten Sinne, sie wird keine Stoffe entdecken, die sie mit Fanfaren ausbläst, sie wird deutlich und einfach sein und vor der komplizierten Seele nicht in die Knie brechen, sondern die Wunder der einfachen Seele anbeten, Zorn wird Zorn sein, ganz undifferenziert, und Haß wird Haß sein ebenso, aber doch wird sie froh sein, weil sie von der Welt ist, von dieser Erde mit dem Himmel darüber.... Und wird ein heißliebendes Denken der Welt in allen sein". Also eine Rückkehr zu einem ganz einfachen Daseinsgefühl — nach Art der Einfalt des alten Mystikers. An deren Sprache erinnert die Lyrik dieses Kreises nicht selten. Als Beispiel nur Verse aus einem der Gedichte, die in jener Zeitschrift erschienen.

„Trage mich, du tiefer Zug,
Zu Sonnentau und Falkenflug.
Blume, Vogel, Baum und Tier
Will ich wieder werden!
Land zu sein, ist Begier,
Ich in mir muß sterben."....

Aber zurück zu Stadler.

Er spricht von jenem ununterschiedenen Verbundensein mit allem kreatürlichen Leben als von einer „Befreiung".

— — — Jedes Ding war neu und ging
In tiefer Herzenswallung mir entgegen, sich zu schenken, so wie am Altar,
Das Opfer freudig, ganz in Glück gekleidet. Und in jedem war
Der Gott. Und keines war, darauf nicht seine Güte so wie Hauch um reife Früchte hing.
Mir aber brach die Liebe alle Türen auf, die Hochmut mir gesperrt:
In Not Geschorte, Bettler, Säufer, Dirnen und Verbannte
Wurden mein lieb Geschwister. Meine Demut kniete vor dem Licht, das fern in ihren Augen brannte,
Und ihre rauhen Stimmen schlossen sich zum himmlischen Konzert.

Digitized by Google

Ich selbst war dunkel ihrem Leid und ihrer Lust vermengt — Welle im Chor
Auffahrender Choräle. Meine Seele war die kleine Glocke, die im Dorfkirch-
himmel der Gebete hing,
Und stetig läutend in dem Überschwang der Stimmen sich verlor
Und ausgeschüttet in dem Tausendfachen unterging."

Aus allem Begehren, stürmischen Fordern, aus allem Grübeln und faustischen Ringen mit der Problematik des Lebens, aus dem unruhigen Dienst weiter Pläne zurückkehren, und ruhen in dem offenen Reichtum des Daseins, der jedem gehört, der Mensch sein will, und von der keine äußeren Umstände, sondern nur die selbstverschuldete Zersplissenheit der Seele uns scheiden können: das ist der Weg, den diese Generation sucht. Man denkt an die Jugendbewegung der Wandervögel, von der ja diese jungen Dichter zum Teil auch schon beeinflußt sind, und erkennt in der Lyrik den Ausdruck einer starken, immer weiter um sich greifenden Lebensstimmung, eine große, stille und mächtige Gegenwelle aller einfachsten Daseinsinstinkte gegen die zur Selbstentfremdung führende Überladung mit Zivilisation. Davon gibt in Rhythmus und Stimmung das folgende Gedicht einen sehr starken Eindruck:

Ende.

Nur eines noch: viel Stille um sich her wie weiche Decken schlagen,
Irgendwo im Alltag versinken, in Gewöhnlichkeit, seine Sehnsucht in die Enge
bürgerlicher Stuben tragen,
Hingebückt, ins Dunkel gekniet, nicht anders sein wollen, geschränkt und gestillt,
von Tag und Nacht überblüht, heimgekehrt von Reisen
Ins Metaphysische — Licht sanfter Augen über sich, weit, tief ins Herz geglänzt,
den Rest von irrem Himmelsdurst zu speisen —
Kühlung Wehendes, Musik vieler gewöhnlicher Stimmen, die sich so wie Wurzeln
stiller Birken stark ins Blut dir schlagen,
Vorbei die umtaumelten Fanfaren, die in Abenteuer und Ermattung tragen,
Morgens erwachen, seine Arbeit wissen, sein Tagewerk, fest bezirkt, stumm aller
Lockung, erblindet allem, was berauscht und trunken macht,
Keine Ausflüge mehr ins Wolkige, nur im Nächsten noch sich finden, einfach
wie ein Kind, das weint und lacht,
Aus seinen Träumen fliehen, Helle auf sich richten, jedem Kleinsten sich verweben,
Aufgefrischt wie vom Bad, ins Leben eingeblüht, dunkel dem großen Dasein
hingegeben.

Aus solchem einfach gewordenen, entlasteten, allen natürlichen Beziehungen zurückgeschenkten Dasein erblüht auch diesem Dichter ganz unmittelbar das mystische Erlebnis Gottes. Frommsein!

„Lösche alle deine Tag' und Nächte aus!
Räume alle fremden Bilder fort aus deinem Haus!
Laß Regendunkel über deine Schollen niedergehn,
Lausche: dein Blut will klingend in dir auferstehn.
Fühlst du: schon schwemmt die starke Flut dich neu und rein,
Schon bist du selig in dir selbst allein
Und wie mit Auferstehungslicht umhangen —
Hörst du: schon ist die Erde um dich leer und weit
Und deine Seele atemlose Trunkenheit,
Die Morgenstimme deines Gottes zu umfangen."

* * *

Nicht bei allen von diesen jungen Dichtern erscheint dieses innerste Gefühl der neuen Lyrik so weltanschauungsmäßig ausgesprochen, aber auch bei den andren

Digitized by Google

besteht das Wesen des lyrischen Erlebnisses in diesem In-den-Dingen-sein und Sich-eins-fühlen. Von den Offenbarungen, die ein solches Einsinken in den Sinn der Erscheinungen schenkt, geht der Schwung zur künstlerischen Gestaltung aus. René Schickele, der Elsässer, zum Beispiel umspannt mit den Motiven seiner Gedichte (Die Leibwache, Leipzig, Verlag der weißen Bücher. 1914) allerdings einen viel weiteren Spielraum: Pamphlete von schneidender Schärfe und kecker Leichtigkeit, ein elsässischer Bildersaal mit geschichtlichen Gestalten und Momenten — im ganzen Gedichte von epischer Stofflichkeit. Aber doch ist die seelische Atmosphäre, aus der jedes Erlebnis bei ihm seine Farbe bekommt, dieses gleiche pantheistische Mitgefühl; aus ihm quillt die wundervolle Innigkeit seines Pfingstgedichtes:

Die Engel unserer Mütter
sind auf die Straße gestiegen.
Das Raufherz der Väter
stiller schlägt.
Feurige Zungen fliegen
Oder sind wie Kränze
auf Stirnen gelegt.

Gehör und Gesicht kennen keine Grenze,
wir sprechen mit Mensch und Tier.
Was unser Blick trifft, antwortet: „Wir".
Die Kiesel am Weg sind schallende Lieder,
jeder Pulsschlag kommt von weither wieder,
Blühendes strebt, von keinen Flammen beschwingt.
Die Fische schaukeln den Himmel auf ihren Flossen
und sind von blitzenden Horizonten umringt,
Sonne tanzt auf dem Rücken der Hunde.
Jedes ist nach Gottes Gesicht in Licht gegossen
und weiß es in dieser einzigen Stunde
und erkennt Bruder und Schwester und singt.

Über die Form ist noch etwas zu sagen. Wenn ohne Zweifel Rainer Maria Rilke es war, der dieses neue fromme Verhältnis zu den Erscheinungen des Weltwesens erschloß, so scheidet sich doch diese jüngere Generation von ihm in der Form. Hier geht sie hinter die starke Stilisierung, die reine Ausformung Rilkes, das archaisch Steife, spruchartig Einförmige seiner Verse zurück auf die Versuche Arno Holz', vom natürlichen Rhythmus der Sätze auszugehen. Das hängt aufs innigste mit dem Geist dieser Lyrik zusammen, diesem allumfassenden innigen Eindringen in das Wesen der Lebenserscheinungen.

Ein Gedicht Stadlers heißt:

Form ist Wollust.

„Form und Riegel mußten erst zerspringen
Welt durch aufgeschloss'ne Röhren dringen:
Form ist Wollust, Friede, himmlisches Genügen,
Doch mich reißt es, Ackerschollen umzupflügen.
Form will mich verschnüren und verengen,
Doch ich will mein Sein in alle Welten drängen
Form ist klare Härte ohn' Erbarmen,
Doch mich treibt es zu den Dumpfen, zu den Armen,
Und in grenzenlosem Michverschenken
Will mich Leben mit Erfüllung tränken."

Digitized by Google

Aber unbewußt wirkt auf die junge Generation die enorme Formkultur der Rilke, George, Hofmannsthal, und so steht der neuen Auflockerung des lyrischen Stils doch ein Gehaltensein durch ein feines, differenziertes Rhythmusgefühl gegenüber. Diese Syntheſe von kühner und launischer Freiheit und rhythmischem Fug ist besonders fruchtbar bei Schickele. Er ist — Elsässer — minder metaphysisch und graziöser als Stadler; wo Stadler schwer und schlicht ist, ist er keck und feurig auch in der Form.

* * *

Alfred Wolfenstein — „Die gottlosen Jahre" (Verlag von S. Fischer, Berlin) unterscheidet sich von diesen anderen durch ein Übermaß an Geist oder, um es noch spezifischer zu sagen: Intellektualität und eine Schwäche der seelischen Wurzelkräfte. Vielleicht war noch nie ein Dichter so sehr Großstadttypus. Mit einer qualvollen Leere des Gemüts verbindet er eine ungemeine Schärfe, Reizbarkeit und nervöse Differenziertheit des Erlebens, und eine ebenso große Ausdrucksfähigkeit der Sprache und des Rhythmus. Die impressionistische Kunst, Gegenständliches in Seelenhaftes umzusetzen, besitzt er fast wie eine Handschrift; kein Gedicht, das nicht neue Schwingungen und Tönungen seelischer Zustände aus dem Ungesagten in das Reich sprachlicher Gestalt emporhöbe und das nicht dazu neben dem Wort den Rhythmus eindrucksvoll zu handhaben verstände. Die alltäglichen Impressionen der Großstadt, die Straßen, die Laternen, die Fensterreihen, die Ausrufer, die strömenden Menschenmassen — alles erscheint zurückgeführt auf seine Energien. Man nehme etwa das Gedicht „Der Flieger":

„Über der Arbeit des Fußes, über klebendem Rad
— Über dem bauchigen Luftschiff, über der Stadt
Fliegt auf nichts als seinem Gedanken
Fliegt mit keinem als der Wolken Schwanken,
Unerschrocken, von den Vögeln umschrocken,
Fliegt in die Stille mit des Motors Glocken
Ziellos, naturlos, flügellos, zügellos,
Eine Stirn einer Luft in den unkenntlichen Schoß —"

Die negative Seite dieser Sammlung und zugleich das Bewußtsein des Dichters von ihr ist mit dem Titel ausgedrückt: „Die gottlosen Jahre." Herrgott, wie ist diese Jugend frühreif, gequält, unnaiv, verbraucht und nervös! Wie unheimlich klug und bewußt! wie herzlos und erregbar zugleich, wie genußerfahren und leidensfähig — und wie einsam.

„Entstürzt dem ersten Garten und mit keiner zweiten
Musik als meinem Warten —: spürt mich stehen."

Das Anfangsgedicht der Sammlung, das mit diesen Worten schließt, erfaßt das seelische Stadium dieser jugendlichen Hypochondrie als ein Interregnum, dem eine neue Zeit des Glaubens und der Wärme folgen wird, die „das tiefe Herz aus seiner Schwäche hebt". Daß in diesem Hinausschauen ganz dasselbe als Sehnsucht lebt, was anderen Lyrikern schon Besitz ist: jenes Einbezogensein in den allgemeinsamen Lebensaustausch, zeigen die Gedichte des letzten Teils, der die Gesamtüberschrift trägt: „Das neue Bewußtsein" (Freilich immer noch stark in sich befangen und noch fern von dem frommen Sichverlieren in den Dingen, das die neue Lyrik sucht).

Digitized by Google

„Was ich heut an Menschen treffe
Schwindet nicht wie sonst von dannen,
Immer macht ein feines Spannen
Uns sogleich bekannt und dehnt sich... und hält aus und klingt.
Denn ich bin wohl endlich, endlich
Nicht bloß innen, nicht bloß ferne!
Mich vertretend folgen gerne
Euch die Lüfte, Steine, Wälder wie von mir beschwingt."

* * *

Ausschließlicher als die einer anderen ist die Lyrik der jungen Generation Weltanschauungsausdruck. Das persönliche Gefühl, etwa im individuellen erotischen Erlebnis, tritt ganz zurück. Ein Liebeslied in jenem Sinn ist weder bei Stadler noch bei Schickele oder Wolfenstein. Ihr lyrisches Gefühl ist weiter — es ruht ganz in der religiösen Sphäre. Eine neue, dem alten Mystizismus verwandte Welt- und Naturfrömmigkeit erhebt sich aus der Seele der Neuzeit. Ihr Werden sieht man allerorten, und es scheint ein frohes Zeichen, daß die Kraft zu solcher Sehnsucht von all den zersetzenden Mächten der Zeit nicht zerstört ist.

Die russische Frau.

Von

Emma Dormien.

Nachdruck verboten.

„Es gibt Frauen in Rußland mit ruhigem Ernst im Antlitz, edler Kraft in den Bewegungen, mit dem Blick einer Königin. Nur ein Blinder vermag sie nicht zu sehen, dem Sehenden aber, der einer von ihnen begegnet, ist es, wie wenn ihn die Sonne anlachte." Mit diesen Worten hat der Dichter Nekrassow nicht nur die Frau seiner Zeit, sondern auch die heutige, tatkräftige Russin gezeichnet. Diese scheinbar äußerlichen Züge sind das getreue Spiegelbild ihres reichen, „königlichen" Innenlebens. Wollen wir die Seele und den Wert der russischen Frau für die Höherentwicklung ihres Volkes recht verstehen, so müssen wir auch ihren Kampf und ihre Aufopferung für die Freiheitsidee kennen. Selten haben Frauen anderer Nationen so schwer, mit solcher Hingebung und Willensstärke sich ihre kulturelle Bedeutung erkämpft wie die russische Frau. Ihre Erfolge sind nicht mit den Errungenschaften der Frauen anderer Länder zu vergleichen, sondern nur an den politischen und wirtschaftlichen Umständen zu messen, die sie zu überwinden hatten!

Der entmutigendste und aufreibendste Kampf ist jener, der sich gegen eine mit der Geschichte eines Landes verschmolzenen Weltanschauung richtet. In Rußland stellte sich den Frauen der sie so vernichtende Patriarchalismus entgegen. Noch heute besteht er, vielleicht ein wenig abgeschwächt, im modernen Rußland fort. Er ist die Voraussetzung für die russische Staatsidee. Die vollkommene Überwindung des Patriarchalismus würde notwendigerweise auch eine Umwandlung der Staatsidee nach sich ziehen. Hier zeigt sich die ungeheure politische Bedeutung der russischen Frauenbewegung, die seit Dezennien an den Festen des Patriarchalismus hämmert; hier tritt auch das Riesige ihres Unternehmens hervor, dessen Bewältigung fast aussichtslos erscheinen möchte. Die Schwere ihres Vorhabens empfindet sie wohl;

Digitized by Google

so ist es auch ganz erklärlich, daß sie sich mit Begeisterung jeder Revolution anschließt, ist doch diese der weit kürzere Weg zur Verwirklichung ihrer Freiheitsidee. Wir können diesen Zug durch die ganze Geschichte des 19. Jahrhunderts verfolgen. Der russische Justizminister Graf Pahlen zählte z. B. in seinem 1874 erschienenen Berichte neben 620 Männern, die in 37 Gouvernements wegen politischer Vergehen angeklagt waren, 158 Frauen! An den Volksaufständen der Nikolaischen Zeit waren 25 % Frauen beteiligt und ebenso viele wurden in die Verbannung nach Sibirien geschickt, weil sie der gutsherrlichen Gewalt den Gehorsam verweigerten (Amfiteatrow). Auch die Revolution von 1905 hat in den Frauen der „Intelligenz" und sogar der „Gesellschaft" Unterstützung gefunden.

Ihre aktive Beteiligung an den politischen Ereignissen ist keineswegs erst durch die Frauenbewegung hervorgerufen worden. Lange bevor die Gedanken der geistreichen George Sand ihre Anhänger in Rußland fanden, hat das der Russin eigene starke Freiheits- und Gerechtigkeitsempfinden in den Frauen der Dekabristen seinen Ausdruck gefunden. Das Kapitel der Dekabristinnen ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte der russischen Frau. In der Zeit der politischen Wirren, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, kämpften sie aus tiefer politischer Überzeugung — das bestätigen die Memoiren der Wolkonskaja — an der Seite ihrer Männer, folgten ihnen selbstlos in die Verbannung und ertrugen wortlos in den von polarischer Kälte erstarrten Gegenden die entsetzlichsten Qualen.

Die Freiheitsbegeisterung ist der Grundzug ihres Wesens. Auf ihn ist die schnelle und radikale Entwicklung der russischen Frau zurückzuführen, auf ihn die eiserne Willensstärke, mit der sie ihre Ideen durchsetzte und die schweren Folgen ertrug. Aber auch das demokratische Empfinden, das bei ihr stärker als im Manne entwickelt ist, wächst mit der Sehnsucht nach Freiheit und macht sie zur gütigen Helferin, die ihre Kräfte dem allgemeinen Wohl opfert. Diese Tatsachen mußten angeführt werden, um das uns Westeuropäern Fremde ihres Wesens und Handelns zu begreifen, bevor wir die Ursachen streifen, die das Erwachen der russischen Frau bewirkten.

Die erste Anregung zu der bisher unbekannten Emanzipation verdankten die russischen Frauen der französischen Schriftstellerin George Sand. Ihre Werke, die in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in Rußland große Verbreitung fanden, offenbarten eine Weltanschauung, die das gerade Gegenteil der patriarchalischen war und die beschämende gesellschaftliche Stellung der Frau verurteilte. Nicht mehr in Demut solle die Frau vor ihrem „Herrn" kriechen, auf sich selbst solle sie sich besinnen und mit ihren berechtigten sittlichen Ansprüchen an das Leben hervortreten. Das wirkte. In der russischen Frau regte sich plötzlich ein keuscheres Gefühlsleben, ein innerer Stolz, Eigenschaften, für die „Philosophinnen" des Katharinischen Zeitalters nur geistreichelnde Phrasen fanden. Die neue Form des hohen Liedes der Liebe war so anziehend und überzeugend, daß sie eine „Gefühls"revolution erzeugte. Die Frauen sollten nicht mehr das Tier im Menschen wecken, sondern aus dem Tier durch ihre reine Liebe einen Menschen machen! So lautete George Sands Forderung. Zur Freiheit führe nur ein Weg: Die höhere Kultur des Innenlebens! Mit der Zurückgewinnung der moralischen Führung würde sie die ihr gebührende Stellung in der menschlichen Gesellschaft wieder einnehmen. Alexander Herzen gestaltete dann in seinen Werken die Gedanken der Sand als Forderung nach Gleichberechtigung der Geschlechter und gab damit der aufkeimenden Frauenemanzipation, die bis dahin nur ganz privater Natur war, ein Programm.

Neben George Sands Gedanken wirkte die Erziehungsmethode des Smolna-Instituts für die Frauenemanzipation günstig, wenn das auch nicht der Absicht seiner Gründerin entsprach. Die Gemahlin Pauls I., Maria Feodorowna, eine württembergische Prinzessin, die sehr unter den Ausschweifungen der damaligen Zeit zu leiden hatte, wollte für die jungen Aristokratinnen ein sicheres und gutes Erziehungsinstitut schaffen, in dem sie vor der Unsittlichkeit ihrer Umgebung bewahrt würden. Denn die Schulen, die noch unter Katharinas Initiative entstanden sind,

Digitized by Google

legten auf Sittlichkeit keinen Wert, ja ein ausschweifender Lebenswandel galt jenen Menschen noch als Zeichen höchster Vornehmheit. Frei von politischer Tendenz war Maria Feodorowna bei der Gründung des Instituts jedoch nicht. Die französische Revolution hatte auch in Rußland demokratische Strömungen erzeugt, die das Fundament der Monarchie bedrohten. Ganz richtig ging sie von dem Gedanken aus, daß die Frau als Mutter, wenn sie die richtige Erziehung erhalten habe, das Geistesleben ihrer Kinder zugunsten des Absolutismus beinflussen könne. Sie ließ deshalb die Institutsschülerinnen ganz in der Verehrung des Absolutismus erziehen. Glückliche Menschen hat sie mittels dieser Methode nicht herangebildet, wohl aber erbitterte Kämpferinnen für die Frauenfreiheit. Die jungen Mädchen, die das Institut verließen, sahen sich plötzlich in eine Welt versetzt, mit der sie im geistigen wie seelischen Mißverhältnis standen. Sie lehnten sich gegen den Stumpfsinn und die Brutalität der ihnen zugeteilten Männer auf. Kurz: es kam die Zeit der unglücklichen Ehen, die in der klassischen Literatur am packendsten von Pissemski geschildert worden ist.

Zu den vielen Enttäuschungen, die die Frau innerhalb des Familienlebens erlitt, kamen noch politische Umstände, die geeignet waren, ihren Glauben an den Absolutismus zu erschüttern und ihren Klassenstolz zu vernichten. Mit Abscheu sahen diese fein empfindenden Frauen die rohe Behandlung der Leibeigenen, ihr trauriges Dasein. Und langsam erwachte in ihnen die Demokratie der sechziger Jahre, deren Lebensaufgabe die soziale Arbeit wurde. Wohin die Vorkämpferinnen der Frauenbewegung zielten, hören wir aus der Verteidigungsrede der Sophia Bardina: „Wir sind bestrebt, die Armut auszurotten, die die Hauptursache alles sozialen Elends und so auch der Familienzerrüttung ist!“ — Die mutigen Aristokratinnen gingen „ins Volk“. Sie wurden die Führerinnen der Frauen der untersten Schichten, die sich jetzt auch nach Unabhängigkeit vom Manne sehnten und mit Forderungen nach freier Arbeit, nach Heimstätten, Arbeits- und Bildungsvereinen hervortraten. Die meisten Anhänger zog die Bewegung aus der jüngeren Generation, deren Wollen auf höhere Bildung gerichtet war, die ihr die Heimat versagte. Jenseits der Grenzen aber lockten die Bildungsstätten, die ihren Wissenshunger stillen konnten: Paris, Heidelberg, Zürich! Um sich nun vom Familienjoch zu befreien und den Fremdenpaß zu erlangen, verfielen die Frauen auf die Scheinehe, die sie mit einem Gleichgesinnten eingingen. Diese Ehe bestand nur auf dem Papier, denn gleich nach der Trauung trennten sich diese platonischen Gatten wieder, vielleicht für alle Zeiten. Die Regierung verfolgte die Scheinehe aufs strengste. Aber erst in den siebziger Jahren gelang es ihr, die Zahl dieser Bündnisse zu vermindern, nicht durch Strafen und Drohungen, sondern — durch den Ausbau des Bildungswesens für die weibliche Jugend! Das war ein schwerer Schritt für die Regierung, denn in der tiefgreifenden Volksbildung sah sie nur eine Begünstigung des von Westen herüberkommenden Sozialismus und Atheismus. Vom gleichen Standpunkt aus beurteilte sie das Studium der Frauen an ausländischen Universitäten. Aus diesem Grunde kam der berüchtigte Erlaß vom 21. Mai 1873 zustande, eine schwere Verleumdung der russischen Frauen, die oft um des Fortschritts willen im Auslande darbten. Doch mit dieser niedrigen Anklage war es nicht genug; sie bedrohte die studierenden Russinnen, falls sie nicht bald zurückkehrten, mit den schwersten Strafen. Die Drohungen waren überflüssig, denn das Ausland wies diese Frauen aus, deren Ehre von der eigenen Regierung in so schmählicher Weise diskreditiert worden war. Das waren die Erlebnisse der ersten Studentinnen Europas! Aber noch mehr: die „tugendsamen“ Gegner der Frauenemanzipation eröffneten jetzt, ermutigt durch das Vorgehen der russischen Regierung, die Kampagne der Schmutzliteratur....

Die Bewegung vermochten sie nicht aufzuhalten. Je härter der Kampf, desto größere Charaktere wuchsen unter den Frauen auf. Jede, die sich dem Freiheitsideal hingab, hatte kühn mit dem Leben abgerechnet; sie wußte: lebenslänglicher Kerker, Sibirien, auf jeden Fall aber war ihr ein früher Tod gewiß. Von den

Digitized by Google

vielen Verurteilten ertrug nur eine, die Figner, eine zwanzigjährige Kerkerhaft, die anderen erlagen ihrer Gefangenschaft binnen 2 bis 5 Jahren.

Erst in den letzten Jahren hat die Bewegung einen ruhigeren Charakter angenommen, weil sie auf eine stattliche Anzahl bemerkenswerter Erfolge zurückblicken kann. Vor allem hat sie humane Gedanken in die wüsten Zustände des russischen Lebens getragen und dadurch auch einige soziale Reformen bewirkt. Die Armut ist zwar nicht beseitigt, wie die radikalen Idealistinnen früherer Generationen träumten, aber manches Elend ist gemildert worden. Der Außenstehende ahnt kaum den Einfluß, den die Bewegung auf die Bessergestaltung des sozialen Lebens ausgeübt hat. Man unterschätzt in Rußland die soziale Frauenarbeit und vergißt nur zu leicht und gern, was ihr zu danken ist. Das Familienleben, das gerade in Rußland eine so große Lockerung durch die erdrückende wirtschaftliche Lage des Proletariats erleidet, bedarf der Festigung. Wie aber soll sie erreicht werden, wenn die Gatten, wie das oft in Rußland vorkommt, meilenweit auseinander leben, um den nötigen Unterhalt für sich zu erwerben? Die Schäden dieser Zersplitterung sind unberechenbar. Wenn nun die russische Frau bestrebt ist, vor allen Dingen den lächerlich geringen Lohn der Arbeiterin zu verbessern — die Erziehung der Kinder fällt ja ihr zu —, so ist dies keine egoistische Forderung, sondern für das Familienglück eine unbedingte Notwendigkeit. Ein glückliches Familienleben schafft bessere, gesündere, sittenreinere Menschen und fördert das Heimatgefühl. Auch die Prostitution, die in Rußland eine so erschreckend große Verbreitung gefunden hat, ist hauptsächlich eine Folge der wirtschaftlichen Not. Kann aber eine Lohnerhöhung erreicht werden, wenn die Arbeiterklasse auf so niedriger geistiger Kulturstufe steht, kaum zählen und noch weniger lesen und schreiben kann? Die russische Regierung bequemt sich nur zu Reformen, wenn sie vom Volke dazu getrieben wird und auch dann führt sie diese noch höchst mangelhaft durch. Soll das Volk sittlich gehoben werden, muß es auch aufgeklärt werden, um für sich sprechen zu können. Diese Arbeit der Aufklärung besorgen nun seit Jahren die fortschrittlichen Frauen und erfüllen damit ihre große politische Aufgabe. Anfangs gingen sie als Feldschererinnen unter die niedrigsten Schichten der Bevölkerung und lehrten sie lesen und schreiben, um sie für die politischen Interessen heranzubilden. Heute ruht das russische Schulwesen in den Städten und Semstwoschulen fast ausschließlich in Händen der Frauen, sie werden von den Gemeinden bevorzugt, weil sie über ein größeres Wissen verfügen als ihre männlichen Kollegen. Frauen sitzen auch in der Schulverwaltung und haben für neue Methoden und Verbesserungen im Schulwesen gesorgt. In den Jahren 1888 bis 1898 verminderte sich z. B. die Zahl der Analphabeten um 24 %! Auch einige höhere Schulen haben sich die Frauen im Laufe der Jahre „erobert". Der heutigen Russin, die das Gymnasium absolviert hat, stehen die Fakultät der schönen Künste offen, mehrere Lehrerinnenseminare, das medizinische Fraueninstitut, die Petersburger höheren Frauenkurse (eine Frauenuniversität), eine juristische Frauenhochschule und eine technische Schule für Frauen, die die erste dieser Art in Europa war. — In den Medizinalausschüssen haben sie die Gleichberechtigung der Geschlechter durchgesetzt und seit 1900 finden wir sogar Direktorinnen von Frauengefängnissen.

Werfen wir noch einen Blick auf die Frau im Familienleben, so können wir feststellen, daß sich hier das Ansehen der Frauen bedeutend gebessert hat. In den Kreisen der „Intelligenz" ist der Patriarchalismus tatsächlich überwunden.

Aber das Wesentliche der Frauenbewegung, die politische Gleichberechtigung, hat die Russin nicht erreicht, ja sie scheint von dieser weiter entfernt zu sein als im Jahre 1905, in dem die Sozialisten, die Arbeiterpartei und die konstitutionellen Demokraten das Frauenstimmrecht befürworteten. Der Grund ist in der augenblicklichen Schlappheit der Linksparteien zu suchen, die angesichts ihrer Erfolge einige Punkte ihres radikalen Programms vorläufig aufgeschoben haben. Die Frauenbewegung, die eng mit dem politischen Leben zusammenhängt, hat natürlich unter der Wirkung dieser politischen Lage zu leiden, jedoch nicht zu ihrem Nachteil,

Digitized by Google

denn dieser Ruhe bedarf auch sie, um neue Kräfte für große Aufgaben zu sammeln.

Zwei Wege gibt es für die Erlangung der politischen Gleichberechtigung der russischen Frau: der eine ist der längere, der ermüdende, der durch die natürliche Entwicklung zum ersehnten Ziele führt. Er ist abhängig von der Frauenarbeit, der Bildung, der Entfaltung der Industrie und dem Wohlstande des Landes. Der andere, der weit kürzere, führt über die Revolution. Daß in der russischen Frau für beide Wege ungeheure Kräfte schlummern, beweist die Geschichte ihrer Emanzipation.

Frauenarbeit in Krisenzeiten.

Von

Gertrud Bueck.

Nachdruck verboten

Aus den Berichten der Krankenkassen wie aus den Veröffentlichungen des Reichsarbeitsblattes geht deutlich hervor, daß, während die Männerarbeit in Krisenzeiten abnimmt, zur gleichen Zeit bei den Frauen eine Zunahme der Zahl der Beschäftigten eintritt. Bei einer in Form einer Notiz jüngst veröffentlichten Zusammenstellung von Steigerung und Abnahme der Frauenarbeit in den Wirtschaftsperioden von 1909 bis 1913 in der „Sozialen Praxis" hat sich ergeben, daß für die Frauenarbeit überhaupt keine Abnahmeziffern zu buchen waren. Während im März 1909 ein starker Rückgang der Beschäftigung der Männer eintrat, war bei der weiblichen Arbeiterschaft noch eine Zunahme von 47 750 Personen zu buchen; im März 1910 erfolgte unter gleichen Bedingungen eine Zunahme von 99 322 Personen. In dem schlechten Arbeitsmonat, im Dezember 1912, trat immer noch eine Zunahme der Frauenarbeit mit 56 027 Personen, und im Dezember 1913, wiederum bei starker Abnahme der Mannesarbeit, eine Zunahme von 10 942 Arbeiterinnen ein. — Vergleicht man zur Kontrolle nun diese Zahlen mit den Kassenberichten der Versicherungsanstalten, so findet man dort nur eine einwandfreie Bestätigung jener Notiz. Nach den Berichten der Krankenkassen nahm im September 1913 die männliche Leistungskraft nämlich um 0,48 v. H. ab, die der weiblichen zur gleichen Zeit um 1,38 v. H. zu. Im September 1912 fand eine Abnahme der männlichen Arbeit um 0,53 v. H., eine Zunahme der weiblichen Arbeit um 2,13 v. H. statt. Im Oktober 1913 nahm die männliche Leistungskraft um 0,63 v. H. ab, die weibliche dagegen um 2,11 v. H. zu, im November erfolgte eine Abnahme von 0,67 v. H. bei einer Zunahme von immer noch 0,33 v. H. — Der Beschäftigungsgrad der männlichen Personen war in den ersten 4 Monaten des vergangenen Jahres besser als 1912, er hielt sich vom Mai bis Juni auf gleicher Höhe und wurde vom Juli an erheblich schlechter als im Jahre 1912. Der Beschäftigungsgrad der weiblichen Personen war dagegen in sämtlichen Monaten besser als im Vorjahre.[1]) — — Als Rückkontrolle seien nun wiederum hierzu noch die folgenden Zahlen angeführt: die Arbeitsgesuche nahmen für 1913 auf Grund der Berichte der Arbeitsnachweise bei den männlichen Arbeitern um 4,70 v. H., bei den weiblichen dagegen um 9,60 v. H. zu, das Angebot der offenen Stellen stieg aber nur bei den weiblichen Personen, und zwar um 4,53 v. H., während es für das männliche Arbeitsangebot um 6,99 v. H. zurückging. Die gleiche Bewegung mußte sich so auch demnach bei den besetzten

[1]) Vgl. Reichsarbeitsblatt, Februar 1914.

Digitized by Google

Stellen finden. Dort trat eine Steigerung zugunsten der Frauen um 5,56 v. H., ein Rückgang zuungunsten der Männer um 5,89 v. H. ein. — Die gleiche Erscheinung zeigt sich auch im neuen Jahre. Nach dem Februarhefte des Reichsarbeitsblattes standen über Januar 1914 für 434 000 männliche Arbeitsuchende 185 000 offene Stellen zur Verfügung. Für 85 000 weibliche Arbeitsuchende dagegen 81 000 offene Stellen.

Es fragt sich nun, ob diese Tatsachen durchgehend als ein erfreulicher und gesunder Zustand in der Entwicklung der Frauenarbeit in der Industrie anzusprechen sind. Man könnte darauf am besten mit einem zögernden Ja und einem desto festeren Nein antworten, denn so erfreulich es ist, für die Arbeiterin einen gesicherten Platz in der Industrie zu wissen, so bedauerlich und für die Zukunft mit bösen Schäden verknüpft ist der Grund, aus dem die günstigeren Arbeitsbedingungen der Frauen auf dem heutigen Arbeitsmarkte sich herausentwickeln. Erfolgt sie doch leider aus der momentanen Wirtschaftskrisis.

Unter wirtschaftlichen Krisen verstehen wir ja bekanntlich vorübergehende allgemeinere Stockungen in dem volkswirtschaftlichen Leben, die zumeist als Rückschlag gegenüber besonders reger und gewinnbringender Tätigkeit auftreten. Sie erscheinen als Börsenkrisen, herbeigeführt durch übermäßige Spekulation, und haben in ihrer Gefolgschaft zumeist die allgemeinen Kreditkrisen. Letztere führen wieder leicht zu Handelskrisen, wenn Handel und Industrie in ihrer Tätigkeit durch die verminderten oder, was ja erscheinungsmäßig immer eintritt, durch die verteuerten Darlehne übermäßig gehemmt werden. Meist entstehen Handelskrisen aber durch Absatzstockungen, herausgebildet durch Überproduktion, Kriege, Kriegsnervosität oder durch eine Verminderung der allgemeinen Kaufkraft des Landes. Diese Absatzstockungen sind ja allgemein unter der Bezeichnung „Industriekrisen" bekannt. Es wäre aber richtiger, hier von „Depressionen" zu sprechen, da unseren Absatzstockungen heute der akute intensive Charakter der früheren Zeiten genommen ist. (Industriedepressionen hatten wir: 1873—78, 1887/88, 1890—94, 1901/2, 1911— .) Es sind diese Depressionszeiten wirtschaftliche Störungen mehr oder minder schwerer Natur, durch die zuvorgenannten Gründe bewirkt, oder als Ausfluß der Anarchie unseres Wirtschaftslebens hervorgegangen. In der Regel beginnen solche Zustände, wenn Nominalkapitalien vernichtet und dadurch die Kaufkraft hauptsächlicher Arbeitsabnehmer reduziert ist, oder wenn die Kapitalbesitzer das Vertrauen in die Ertragserzielung des Kapitalumsatzes verloren haben. Die Depressionszeiten bedeuten in all ihren Begleiterscheinungen stets nach mehreren Richtungen wirtschaftlicher Arbeit einen Prozeß der Korrektur gegen Überproduktion mit der praktischen Pointe der Arbeitsverringerung und Betriebseinschränkung. In der Industrie kommt als Folgeerscheinung hiervon die Zeit der Kündigung, der Verkürzung der normalen Arbeitszeit, die Nichtgewährung von Überstunden, kurz, eine in jeder Form durchgeführte Anpassung der Produktion an die Nachfrage. Das Verwertungsstreben des Kapitals, das sonst nur insoweit nach den Bedürfnissen der großen Menge fragt, als diese den Weg zum Profit weisen, tritt in solchen Zeiten in die engste Verbindung mit der positiven Marktlage. Es wird nur der vorhandene Anspruch gedeckt, und die Konkurrenz erschöpft sich in zwei Aufgaben: Produktion von billiger Stapelware, Lieferung von erhöhter Qualitätsarbeit. Industrien, die es aushalten können, arbeiten dann zumeist in erster Linie für ihr Lager. In diesen drei Gruppen tritt nun folgendes ein. Neben der allgemeinen Produktionsbeschränkung entlassen die auf Stapelware arbeitenden Industrien nach Möglichkeit gelernte teure Arbeitskraft, um sie durch die an- oder ungelernte billige Arbeitskraft zu ersetzen, die für die Stapelware vollkommen genügt. Die zur hoch qualifizierten Lieferung übergegangene Industrie entläßt die angelernte Arbeiterschaft, beschränkt die Qualitätsarbeit und stellt zu allen Hilfs-, Neben- wie sonst noch verbleibenden mechanischen Arbeitskräften die billigsten Hände ein, um so die Herstellungskosten nach Möglichkeit trotz der Qualitätslieferung zu entlasten. Die für Lager arbeitenden Industriezweige, die auf eine baldige Aufbesserung des Marktes spekulieren, arbeiten

Digitized by Google

völlig für ihre Rechnung, und es bedarf keines weiteren Kommentars, daß sie kein Bedürfnis danach haben, sich auf einer hohen Lohnquote zu halten. Da nur der Form nach produziert wird, nirgends sich die Hast einer Lieferungszeit zeigt, kommt man mit der angelernten und ungelernten Arbeit ohne Herstellungsschäden aus.

Die Tendenz aller Krisen und Depressionszeiten sind somit außer der Arbeiterentlassung ein Abstoßen der teuren Arbeitskraft, eine Nachfrage nach billiger Arbeit. Damit haben wir denn auch die Lösung für die Abnahme männlicher Arbeitskraft in stillen Wirtschaftszeiten und die Zunahme der weiblichen Hände: Man braucht billige Arbeitskräfte, und die Frauenarbeit ist ja leider — leider noch so schön billig — — und willig zu haben.

Es ist nun bedauerlicherweise nicht nur die Billigkeit der Frauenarbeit, die sie dem Unternehmer in schlecht rentierenden Wirtschaftsperioden so schätzbar macht Es kommen da noch verschiedene andere Gründe in Betracht. Erstens ist die billige Frauenarbeit weit leichter uud bequemer zu bekommen als die Männerarbeit. Das folgt daraus, daß die Arbeiterin noch nicht das Selbstgefühl und zum großen Teil die objektiv bewertende Achtung vor der Leistung ihrer Arbeitskraft hat. In Hochkonjunkturzeiten ist sie geneigt, sich und ihren Arbeitswert erheblich zu überschätzen, in stillen Perioden kriecht sie willig und instinktlos an jedem Platze unter, froh, das dürftigste Tagesbrot zu erlangen. Dem arbeitenden Manne, dem etwa gleich der Frau dieses Ehrbewußtsein seiner Arbeitskraft noch fehlt, fällt, will er seine Arbeit zum Unterpreis abgeben, die Organisation in den Rücken. Wenn er auch wollte: er darf nicht zum Unterpreis arbeiten. Die Frauenarbeit ist aber bekanntlich noch sehr mangelhaft und dürftig organisiert. (Insgesamt waren 1908 in Deutschland 2 421 950 Arbeiter organisiert, das ist etwas mehr als der fünfte Teil der gesamten Arbeiterschaft, von über 10 Millionen. Von den 1907 gezählten $3\frac{1}{2}$ Millionen Arbeiterinnen waren dagegen nur [1908] rund 179 000 und [1911] 640 000 Personen organisiert!) Also auch hier kommt der Arbeiterin keine Hilfe zu ihrem Besten.

Das ist der eine und natürlich der Hauptgrund, der der Arbeiterin den Zuspruch in Krisenzeiten einträgt. Dazu kommt ein weiteres, das einmal auf ihre Organisationslosigkeit und weiter auf ihre spezifische Weiblichkeit zurückzuführen ist. Weil die Arbeiterin unorganisiert ist, läßt sie sich leichter entlassen, da es in ihrem Temperamente auch nicht liegt, sich gegen die Leitung aufzulehnen, so packt sie geduldig ihre Sachen und trägt sie resigniert von neuem zum Arbeitsplatz. Um sich an ihre Arbeitsstelle zu halten, hat sie eigentlich nur das eine Mittel, nämlich jenes, sich mit dem Vorarbeiter und dem Werk- und Abteilungsführer gutzustellen, — das ist aber auch alles. — — Da in Depressionszeiten in vielen Industriezweigen eine Änderung der Arbeitsausführung eintritt, verwendet man auch darum gern Frauenhände: weil diese leichter umlernen, gedankenloser die Vorschrift nacharbeiten, während der angelernte männliche Arbeiter bei der einmal angeeigneten Sorgfalt bleibt und oft nur schwer zu bewegen ist, sich von der exakten zur minderwertigen Handhabung zu gewöhnen. Er verliert dann auch meist die Lust und versucht anderweitig untergebracht zu werden. Zugunsten der Arbeiterin muß hier allerdings gesagt werden, daß sie zu $^3/_4$ kaum angelernt ist, ihr die einzelne Handhabung nicht so in Fleisch und Blut übergegangen ist wie dem Manne, und sie eine gewisse Freude daran empfindet, eine gewisse Befriedigung darin fühlt, sich dem Verlangten schnell anpassen zu können. Um jenes Umarbeiten zu vermeiden, das immer mit einer gewissen Produktionsstörung verbunden ist, deren Beendigung nicht mit Bestimmtheit anzugeben ist, greift man in manchen Industrien in Depressionszeiten fast ganz zur ungelernten Arbeitskraft, von der man aus Erfahrung weiß, in welchem Zeitraume ein Beherrschen der Tätigkeit erfolgt. Wiederum liegt hier ein der Frauenarbeit günstiges Moment vor. Während der Mann danach strebt, gut entlohnter Qualitätsarbeiter zu werden, ist die Frauenarbeit ja leider noch immer, mit einem geringen Prozentsatz Ausnahme, ungelernte Arbeit.

Digitized by Google

Mit ihrer billigen, brauchbaren, ungelernten Arbeit schlägt die Frau also die teure, qualifizierte, organisierte Arbeit des Mannes. — Es ist unmöglich, dies als einen Vorteil anzusehen. Und zwar weder für die Frauen selbst noch für die Industriearbeit im allgemeinen. Mit dem Prinzip der ungelernten Arbeit wird die in der Industrie tätige Frau kaum die so notwendige Forderung: „Gleicher Lohn für gleiche Leistung" verwirklichen. Mit ihrem geduldigen Einspringen zu Unterlöhnen wird sie nie die Möglichkeit erlangen, in die Sphäre der Tarifabschlüsse einzudringen, wird sie vor allem zu einer ungesunden Konkurrenz berechtigter Forderungen, kurz, stellt sie sich als Lohndrückerin dar. Mit ihrem unorganisierten planlosen Zugreifen, ohne Forderung, ohne Bewertung ihrer Arbeitsleistung, wird sie sich schwerlich den geachteten Platz schaffen, den ihre Arbeit in der Industrie verdient. Die Arbeiterin muß daher unbedingt dahin erzogen werden, nicht nur für den Tag, ja auf Stunden nur hinaus zu arbeiten. Sie muß ihren Blick weiten. Und wenn sie von sich aus auch die Meinung hat (und das ist ja der Kern der meisten Übel der heutigen Frauenarbeit): meine Arbeit ist ja nur ein Notbehelf bis zur Ehe, dann sollte sie sich doch sagen: wenn ich meinen Platz aufgebe, tritt meine jüngere Schwester dafür ein, und wenn die ihn auch wiederum mit der Ehe vertauscht, kann ihn eines meiner Kinder vielleicht schon wieder einnehmen. Die Arbeiterin muß sich bewußt werden: daß sie sich unter normalen Umständen niemals von der Arbeit, dem Arbeitsfeld, lösen kann! Sie schaltet die Folgeerscheinungen des Arbeitsmarktes auch während ihrer Ehe niemals aus ihrem Leben aus, sondern wird in der Dauer ihres ganzen Daseins von ihren Formen ergriffen. Drücken die Frauen ihren Lohn, so drücken sie damit den Männerlohn, stehen sie zum mindesten einer Lohnerhöhung entgegen, der Lohn des Ehemannes sinkt so unter diesen Folgeerscheinungen oder steigt nicht und die Ehefrau trägt den Schaden mit; verdient die Tochter nichts, wird die Mutter davon berührt usw. usw. Das sind ja bekannte Tatsachen und man fragt sich darum immer von neuem, wie können unsere Arbeiterinnen nur auch heute noch sagen: ach, eine Organisation lohnt nicht, ich trete ja doch bald wieder aus, warum soll ich das schöne Geld jetzt bezahlen, oder etwa: ach, für mich genügt es, lieber das bißchen als gar nichts. Diese Gedankenlosigkeit rächt sich doch so bitter — gerade an den verheirateten Frauen.

Dies äußerlich sehr erfreuliche Eindringen der Frauenarbeit in Krisen- und Depressionszeiten ist durchgehends ein Scheinerfolg und könnte nur an einem Punkte sich zu einem Vorteil gestalten. Es ist ja ganz klar, daß nach den Motiven, aus denen heraus die Einstellung vermehrter Frauenarbeit in der Industrie erfolgt ist, von einem positiven Eindringen der Frauenarbeit in die Industrie nicht die Rede sein kann. Ihr Eindringen ist eine reine Frage der Produktionsgestaltung. Hebt sich der Markt, wird die Kaufkraft wie der Güterumlauf gesteigert, geht der Kapitalseinsatz zu der Fabrikation von Qualitätsarbeit wieder über, an der erstens regelmäßig mehr verdient werden kann, und die zweitens der Stützpunkt unserer internationalen Marktkonkurrenz ist, wird die Frauenarbeit entbehrlich! Es tritt dann eine völlige Rückbewegung ein, d. h. an Stelle ungelernter angelernte, an Stelle angelernter qualifizierte gelernte Arbeit. Die Anforderungen an die Arbeitshand, die Kenntnis, die Anforderungen an die Beherrschung des Materials steigen, der Gewinn macht auch für Hochlöhne die Produktion noch rentabel — die Nachfrage nach ungelernter Arbeit sinkt. Als Vorteil käme bei dem Eindringen der Frauenarbeit in Krisen nur das in Frage: daß die Frauen es in der Zwischenzeit verstanden hätten, dem Unternehmertum ihre besondere Geeignetheit in der Industrietätigkeit erkennen zu lassen. Man kann aber leider nicht sagen, daß dies bis jetzt besonders gelungen ist. Man hat in der Feinmechanik, der Elektroindustrie, der Spielwarenfabrikation bedeutende Frauenarbeitsvermehrung eintreten lassen. Das beruht aber auf einer sehr alten Erkenntnis, die schon im 18. Jahrhundert der Frau den Platz in der jungen Industrie verschaffte, die auch die Kinderarbeit einst in die Industrie hineingezogen hat, nämlich auf dem Vorteil ihrer kleineren, geschickteren Hand. Die Erkenntnis, daß die Frau schneller lernt, anpassungsfähiger, zwar nicht

Digitized by Google

gehirnkräftiger, wohl aber gehirngewandter ist, daß eine von ihr leicht erlangte Routine das Fehlen der Muskelkräfte ausgleicht, diese Erkenntnis ist in der Bewertung der Frauenarbeit in der Industrie noch nicht durchgedrungen. In Unternehmerkreisen wenigstens nicht. Sie erscheint nur, wenn damit eine Unterbietung und recht deutliche Billigkeit verbunden ist — dann erinnert man sich allerdings dieser Vorteile. Ist die Industrie aber in der Lage, besser zahlen zu können, dann ist die Frauenarbeit mit einem Schlage wieder minderwertig, nur zum Notbehelf geworden, nur weil man doch nicht lauter gut bezahlte Kräfte halten kann, ist sie in zweiter Hand auch zu gebrauchen. Man wird diesen Vorgang leider in absehbarer Zeit erleben können. Aus den Gebieten der Fingerfertigkeit wird man die Industriearbeiterin zwar nie vertreiben; aber was hilft ihr der Vorteil? Als auf leidlich bezahlte Stellen wird der Ansturm der Konkurrenz sich wie eine brandende Welle dann dorthin werfen, und die Arbeiterin wird, nach ihrem alten Prinzip, für den Tag, für eine Woche versorgt zu sein, mit dem Optimismus der Jugend, die stets auf bessere Tage hofft, mit dem Egoismus der Jugend, die sich stets mit ihren Rechten in die ersten Reihen schiebt, für billiges Geld zu haben sein. Die Arbeiterinnen werden oft gedankenlos, meist aus Not, froh, von der Straße fort zu sein, oder des Wartens und Suchens nach einer Arbeitsstelle müde und überdrüssig, ohne sich der Tragweite ihrer Handlung eigentlich bewußt zu sein, ihre Vorgängerin unterbieten. Die Arbeiterin wird, wenn sie ihre Lohntüte erhält, murren wie der Mann — aber sie wird immer noch nicht handeln wie der Mann, das heißt, sich zusammenschließen, sich mit dem zähen Willen, ihre Stellung zu verbessern, organisieren, wie der Mann das seit Jahren tut.

Man sagt sehr oft, daß die Lasten der Organisation zu schwer für die Arbeiterin sind. Man bedenke doch aber, einer wieviel schwereren Aufgabe der Mann einst gegenüberstand. Mit dem Gedanken an das Scheitern nicht nur seiner Existenz, sondern der Existenz seiner ganzen Familie ist er in die Organisation hineingegangen, deren Erfolge im Beginne durchaus noch nicht sicher standen. Niemand wird verkennen, wie schwer die Aufgabe für die Arbeiterin sein würde, die überall benachteiligt ist. Wieviel Hindernisse sich ihr vor allem bei einem Streben, zur gelernten Arbeit überzugehen, in den Weg schieben würden. Oft ist es zunächst einfach noch eine Unmöglichkeit für sie. Aber zur Erkenntnis der Notwendigkeit, zur angelernten und gelernten Arbeit überzugehen, sollte sie langsam hindurchdringen. Es ließe sich mit einer praktischen Anwendung zuerst dort beginnen, wo das Unternehmertum selbst auf die Qualitätsarbeit seiner Arbeiterinnen hinzielt, wo es im Interesse der Rentabilität der Ware wie ihres Absatzgebietes, vor allem im Kampfe um die internationale Konkurrenz, der Qualitätsarbeit bedarf. Der typische Fall ist hier das große Industriegebiet der Konfektionsbranche. Die Konferenz für Arbeiterinneninteressen hat in diesem Februar erst wieder eingehend gezeigt, wie weitgehend das Unternehmertum hier an der Qualitätsarbeit der Frau interessiert ist. Hier müssen die Hebel angelegt werden.

Auf starke Hemmnisse muß die Ausführung naturgemäß auch dort treffen, arbeiten doch gerade in der Konfektion eine erhebliche Anzahl von verheirateten Frauen und eine noch stärkere von Witwen, die einfach um des täglichen Brotes willen nicht in der Lage sind, sich auch nur 14 Tage anlernen zu lassen. Eine Organisation könnte aber wenigstens einen schärferen Druck auf die unverheiratete Arbeiterin ausüben, die nur nicht lernen will, um gleich zu verdienen oder weil sie ja doch bald heiratet. Von wie vielen Frauen, die nach der Ehe wieder gezwungen sind, zur Fabrikarbeit zurückzukehren, hört man die Klage, daß sie in ihrer Mädchenzeit, als die Möglichkeit dazu noch vorlag, sich nicht wenigstens haben anlernen lassen. Ebenso häufig findet man allerdings, daß die Frauen ihrerseits nicht darauf dringen, daß nun die Tochter nachhole, was sie verabsäumten. Die Notwendigkeit des Lebens hat eine harte Hand und ununterbrochene Arbeit stumpft ab. Trotz allem und allem aber muß es das Streben der Arbeiterin einzig und allein zu ihrem eigenen Besten sein, sich nicht nur zum Notbehelf in die Industrie einschieben zu lassen, sondern sich einen festen Platz in ihr zu schaffen, der sich nicht

Digitized by Google

nur nach den Formen der Marktproduktion richtet. — Die Arbeiterin wird und kann diese Lebensstellung aber nur erreichen, wenn sie es dem Manne gleichtut, wenn sie es versucht, mehr und mehr zur angelernten und gelernten Arbeit überzugehen, in erster Linie: wenn sie den Willen, die Kraft und die Opfer aufbringt, sich fest zu organisieren. Sie ist schon heute ein wesentlicher Bestandteil des deutschen Industrieheeres geworden, gestützt auf diese Tatsache wird sie, wenn auch langsam, den notwendigsten Teil ihrer Forderungen erreichen.

Einer unserer bekanntesten modernen Nationalökonomen O. v. Zwiedineck-Südenhorst schreibt in seinem Werke: Sozialpolitik[1]) vortrefflich: „Wie heute die Dinge liegen, kann auf die umfangreiche Erwerbstätigkeit der Frau überhaupt nicht mehr ohne Kulturverlust verzichtet werden. — An eine vollständige Ersetzung dieser durch männliche Kräfte ist gar nicht zu denken. So haben wir eine Ursache offenbar im Bedarf an weiblicher Arbeit in Produktion und Verkehr." — Dies Bewußtsein ihrer „Gebrauchs-Macht" muß die Arbeiterin zu erlangen suchen, davon muß sie durchdrungen sein, hier muß sie auszunutzen versuchen, wie der Arbeiter es heute überall zu tun bestrebt ist. — Großzügig, wirksam ist aber auch dies Mittel nur anwendbar: durch die Organisation, die Disziplin und den Zwang der Organisation.

Sophie, Kurfürstin von Hannover.

Zu ihrem 200. Todestag am 8. Juni 1914.

Von

Dr. Selma Stern.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 618.)

Drei Jahre blieben die Beziehungen zwischen den Höfen von Celle und Osnabrück gespannt. Inzwischen aber wuchs Sophie Dorothea zu einem bildschönen, klugen Geschöpf heran und wurde, da sie dank der Freigebigkeit ihres Vaters eine reiche Erbin war, eifrigst umworben. Von diesen Freiern drohte nun wiederum eine Gefahr für die Realisierung der Erbansprüche, zudem gönnte man am Hofe von Osnabrück dem künftigen Gatten Sophie Dorotheas das reiche Privatvermögen nicht, das jene mit in die Ehe bekam.

Georg Wilhelm seinerseits, vom rein politischen Standpunkt aus, wünschte eine dauernde Vereinigung aller Lüneburgischen Lande und des Hausvermögens in einer einzigen Hand. So machte er 1679 den Vorschlag, Sophie Dorothea mit Georg Ludwig, dem ältesten Sohn des Bischofpaares, zu vermählen. Nach dreijährigen Verhandlungen, in denen Ernst August es durchzusetzen wußte, daß der Bruder ihm selbst die Summe von 150 000 Talern und einen jährlichen Zuschuß von 50 000 Talern zusagte, kam 1682 die Ehe zustande. „Es ist eine bittere Pille, schrieb damals Sophie, aber wenn man sie mit 100 000 Talern jährlich vergoldet, wird man die Augen schließen und sie hinunterschlucken."

Es war ein häßlicher Handel, und er sollte sich bald bitter rächen. Sophie Dorothea, ein schönes, temperamentvolles und leidenschaftliches Weib, in dessen Adern das Blut der französischen Mutter rollte, fühlte sich vom ersten Augenblick an unglücklich und heimatlos am Hof ihres Mannes. Sophie machte aus ihrem Widerwillen gegen die illegitime Tochter der verhaßten d'Olbreuse keinen Hehl, während Georg Ludwig, ein „hochmütiger, frostiger und mit seinen zweiundzwanzig

[1]) Verlag Teubner 1911 S. 437.

Digitized by Google

Jahren schon verlebter" Jüngling, ihr häufig zu verstehen gab, daß er die Ehe nur als ein der Größe seines Hauses gebrachtes Opfer ansehe und die junge Frau offen seiner Mätressen wegen vernachlässigte.

Sicher hat Sophie Dorothea selbst zu manchen Anschuldigungen Anlaß gegeben. Sie besaß einen starken Hang zur Koketterie, den sie selber eingestand, und der nun durch die kühle Geringschätzung des Gatten gesteigert wurde. Doch daß sie Georg Ludwig die Treue gebrochen, ist wohl kaum anzunehmen, denn die Verleumdungen aus der Feder Sophiens und Elisabeth Charlottens entspringen nicht unparteiischen Quellen. Und ist es ihr zu verdenken, daß das unglückliche junge Weib in seiner verzweifelten Einsamkeit den Plan faßt, aus dem Welfenschloß zu fliehen, wo der Gatte kalt und rücksichtslos an ihr vorübergeht und sie die kühlen Augen der Schwiegermutter höhnen?

Nur freilich der Retter war schlecht gewählt. Graf **Königsmarck**, dem sie rückhaltlos ihr Vertrauen schenkte, war ein Abenteurer von sehr bedenklicher Vergangenheit, ein Bruder der berüchtigten, langjährigen Geliebten Augusts des Starken Aurora von Königsmarck. Ihn selbst nennt der Herzog von Wolfenbüttel, Anton Ulrich, der sonst immer und überall Sophie Dorothea verteidigt, in seinem Roman, „Die römische Oktavia", einen Mann, „der alle Wollüste liebete und aus dergleichen sich kein Gewissen machte". Dieser **débauché** der schlimmsten Sorte sollte Sophie Dorothea bei ihrem Fluchtversuch behilflich sein. Ob sie in ihrer Einsamkeit und Verzweiflung diesen Kavalier geliebt, ob er ihr nur das Werkzeug sein sollte, ihren Plan auszuführen, da ihre Eltern nicht die Erlaubnis zu einer Trennung von ihrem Gatten gaben, muß dahingestellt bleiben. Der Plan wurde entdeckt. Am Abend des 1. Juli 1694 wurde Graf Königsmarck, als er das Schloß verließ, verhaftet und ist seitdem spurlos verschwunden. Niemand hat je erfahren, wie das Ende seines Lebens gewesen ist. Gegen Sophie Dorothea wurde eine peinliche Gerichtsuntersuchung eingeleitet, wegen „ehelicher Untreue und versuchter Desertion". Untreue gegen ihren Gatten aber konnte man ihr nicht nachweisen, und man ließ auch, um den Schein eines Zusammenhangs zwischen Königsmarcks Verschwinden und ihrem Prozeß zu meiden, diesen Punkt fallen. Der Gerichtshof, der aus hannoveranischen und celleschen Räten bestand (Georg Wilhelm mußte selbst die Hand gegen seine Tochter bieten), schied die Ehe wegen „vorsätzlicher Desertion" der Prinzessin. Dem Prinzen Georg Ludwig wurde das Recht der Wiederverheiratung ausdrücklich zugesprochen, die unglückliche Sophie Dorothea wurde als der allein schuldige Teil verurteilt und ihr eine Wiederverheiratung unmöglich gemacht. Der hannoveranische Hof bot alles auf, das letztere durchzusetzen, um nicht durch eine zweite Ehe Sophie Dorotheas sich weitere Ungelegenheiten zu bereiten und von neuem die Erbschaft zu gefährden. Die Vertraute der Prinzessin, Eleonore von dem Knesenbeck, ihre treueste Hofdame, wurde in strenge Gefangenschaft gesetzt. Ihr selbst wurde die Rückkehr nach dem väterlichen Hof versagt, um ihr die Möglichkeit zu nehmen, ihren gutmütigen Vater mit der Zeit umzustimmen, und sie wurde nach dem einsamen, mit Wall und Graben umgebenen Schloß Ahlden auf celleschem Gebiet an der Leine gebracht, wo sie bis zu ihrem Tode in strenger Haft gehalten wurde. Jeder Verkehr mit der Außenwelt wurde ihr abgeschnitten, ihr Briefwechsel einer genauen und mißtrauischen Kontrolle unterzogen, und es wurde ihr nicht erlaubt, je wieder ihren Vater oder ihre Kinder — sie hatte ihrem Gatten einen Sohn, den späteren englischen König Georg II., und eine Tochter Sophie Dorothea geboren, die sich nachmals mit Friedrich Wilhelm I. von Preußen verheiratete und Mutter Friedrichs des Großen wurde —, zu sehen.

Zweiunddreißig Jahre hatte die schöne Gefangene Zeit, über die verworrenen Geschicke ihres Lebens nachzugrübeln und ihr eigenes, vielleicht geringes Vergehen zu sühnen. Und verzweifelt hat sie wohl oft in stillen Abendstunden die Hände gerungen, wenn unten am Fluß die kleinen Bauernkinder, die eben noch vergnügt durch die Wiesen getollt, sich scheu und ängstlich davonschlichen, da unter den hohen Fenstern des Schlosses die dunkle Gestalt der bleichen Prinzessin von Ahlden erschienen war.

Digitized by Google

Ganz wird wohl nie der Schleier gelüftet werden, der so geheimnisvoll die ganze Katastrophe verhüllt. Das rätselhafte Verschwinden des Grafen Königsmarck zwar, die ängstliche Sorge des hannoveranischen Fürstenhauses, jede Aufklärung zu vermeiden, der ganze Sagenkreis, der sofort mit allen möglichen romantischen Fabeln die schöne Gefangene von Ahlden umspann, hat von jeher Dichter und Forscher angezogen, ohne daß sie das Geheimnis haben lösen können. Gerade die wichtigsten Aktenstücke im hannoveranischen Archiv sind beseitigt, die Aktenstücke des Prozesses nur durch Zufall erhalten. Die Briefe der Liselotte von Orléans, die sonst mindestens zweimal wöchentlich ihrer Tante schrieb, fehlen ebenfalls über diesen Vorgang vom Jahre 1694. Sie sind wohl von Sophie selbst vernichtet worden. Und die Kurfürstin selber schweigt sich über diese Sache aus, oder geht in ihren Briefen mit einigen allgemeinen Bemerkungen darüber hinweg.

Uns interessiert an dieser Stelle nur, wie weit man die Katastrophe Sophie zur Schuld anrechnen kann. Die sensationsgierigen Publizisten und Dichter der früheren Zeit, die den dankbaren Stoff behandelten, übersahen meist Sophiens Anteil an der Tragödie. Erst neuere Forschung hat die Kurfürstin selbst in den Vordergrund gerückt. Doch Worte wie Schuld und Unschuld sind hier nicht am Platze. Die Katastrophe des Jahres 1694 ähnelt mehr dem Ausgang einer antiken Schicksalstragödie, wo das Verhängnis eines Hauses furchtbar strafend den Unglücklichen zermalmt. Das Verhängnis ist hier in dem Tauschgeschäft des Jahres 1658 zu suchen, und aus ihm resultieren all die unseligen Folgen. Sophie Dorothea büßt eine unbesonnene Tat, die Vater und Oheim einst begangen, als sie um Geld und Genusses willen ein junges Leben schnöde verhandelten.

Beschleunigt wird freilich der krasse Ausgang der Tragödie durch Sophiens Abneigung gegen ihre Schwiegertochter. Aber hier standen eben zwei Welten einander schroff gegenüber. Die beiden Frauen konnten ihrem ganzen Wesen nach einander nicht nahekommen. Die ahnenstolze Stuarttochter mit dem kühlen Blut, jeder Zoll Königin, nur bedacht auf die Würde ihres Hauses, auf der anderen Seite die Tochter einer unebenbürtigen Mutter, nur Weib in allem und dazu bestimmt, ihr Leben der Leidenschaft und Liebe zu weihen. Eine Romantikerin auf der einen Seite, die sich nicht fügen kann in den engen Kreis des Gegebenen, und deren Sehnsucht und Träume nicht hineinpassen in das alte Schloß eines deutschen Kleinstaates, auf der anderen Seite die kluge Realpolitikerin, die nur das Wirkliche in den Kreis ihrer Berechnung zieht, und die die andere nicht versteht, wie die kühle Vernunft die Romantik nicht versteht.

Während all dieser häuslichen Wirren überblickt von ihrem kleinen Fürstenhof aus Sophie aufmerksam und gespannt die wechselnden Bilder um sich her. Ohne sich selbst in die Politik einzumischen, politisiert sie doch ständig mit ihrem Bruder. Riesengroß hatte sich damals die Macht Ludwigs XIV. erhoben und ganz Europa in Flammen gesetzt. Seine Politik, die Zwietracht in Deutschland, wo ein Staat mißgünstig auf den andern schaute, auszunützen, um seine Gegner einzeln für sich zu gewinnen, hatte die kleinen und großen Fürstenhöfe in Bewegung gebracht. Karl Ludwig, der im holländischen Rachekrieg anfangs neutral geblieben, war nach der Verwüstung der Pfalz offiziell auf die Seite des Kaisers übergetreten. Auch Ernst August und Georg Wilhelm hatten sich auf die Verführungskünste des »roi soleil« nicht eingelassen und tapfer bei der Reichsarmee gekämpft. Der Sieg der Herzöge an der Conzer Brücke vom Jahre 1675, wo auch der junge Georg Ludwig die ersten Kriegslorbeeren errungen hatte, erfüllte Sophie mit stolzer Freude über die „braven Nachkommen des Arminius". So scharf die kluge Fürstin auch ihre Zeit durchschaut und weiß, daß vom Wiener Hof wenig Dank zu erwarten sei, wo die „Bigotterie so groß ist, daß zu erwarten steht, derselbe werde nie anders als mit Worten denen helfen, welche er nicht in der wahren Kirche glaubt", ist ihre Politik doch durchaus deutsch. Sie jammert über die Gewalttaten der Franzosen und des „christlichen Türken", Ludwig XIV., wie über das Verhalten des Kaisers und der Mächte, welche das arme Deutschland den

Digitized by Google

Schauplatz des Krieges und des Elendes sein ließen. Sie geriet außer sich über das schreiende Unrecht, das an Carl Ludwig verübt wurde, als Ludwig XIV. nach Errichtung seiner Reunionskammern auch pfälzische Gebiete beanspruchte und französische Truppen in der Pfalz einrücken ließ. Sie ist empört, daß von deutscher Seite dem Bruder keine Hilfe geboten wurde, daß die deutschen Fürsten so lässig und indolent waren, sich von dem übermütigen Nachbarn Gewalttat auf Gewalttat gefallen zu lassen. Sie klagt, daß in „Celle alles verfranzt sei von oben bis unten", und sie wandte sich sogar an den französischen Gesandten in Celle mit der Bitte, er solle Ludwig XIV. einen Bericht von dem schändlichen Treiben der Franzosen in der Pfalz senden, da doch Ludwig sicher eine solche Behandlung und Ungerechtigkeit nicht dulden würde.

So sehr sie auch selbst die hohe Kulturblüte Hollands und Frankreichs bewundert, wünscht sie dennoch, daß ihre Söhne nur deutsche Höfe kennen lernten, damit sie für die schwerfällige Nation, für die sie nun doch einmal bestimmt seien, paßten und sich nicht mit der Vorliebe für eine fremde Abneigung gegen die eigene Nation angewöhnten.

Der angebetete Sonnenkönig ist für sie nur der »roi très peu chrétien«, der nur mächtig werde durch die Dummheit der andern.

Freilich kann sie bei einer Reise nach Frankreich, die sie 1680 mit ihrer elfjährigen Tochter Sophie Charlotte macht, um ihre Schwester, die Äbtissin des Klosters Maubuisson, und die geliebte Liselotte zu besuchen, sich ebensowenig wie die andern dem Zauber des glänzenden Hofes von Versailles entziehen, wo man es so fein verstand, ihren Geistesgaben zu huldigen. Auch die vielgerühmte Liebenswürdigkeit Ludwigs XIV. übte auf sie anfangs ihre faszinierende Wirkung aus, und sie nennt ihn „den angenehmsten und nobelsten Mann seines Königreiches". Doch entdeckt sie bald in ihm den „ziemlich gutmütigen, etwas trägen Genußmenschen", der in Wirklichkeit nicht so groß sei, wie man ihn mache. „Er hat seine Augen nicht überall, wenn er sie auf seine Fontanges richtet, und da Jagd und Komödie ihn ohne Aufhören beschäftigen. Er ist ein angenehmer Bonvivant in seiner Familie, welcher gute Gesinnungen hat, aber sich nicht die Mühe geben mag, jede Sache näher zu untersuchen. Er ist glücklich, macht schöne Worte und Mienen; übrigens ist er ein Mensch wie jeder andere; nur in den Versen gilt er für einen Gott."

So scharf und richtig sie aber all ihre Zeitgenossen durchschaut, die Bedeutung des Großen Kurfürsten allein vermag sie nicht zu fassen. Über den Sieg von Fehrbellin, der damals Europa zum erstenmal die Größe des jungen Preußenstaates enthüllte, meint sie ironisch: „Vielleicht hat den Kurfürsten von Brandenburg der Geist Gottes, durch Wein ihm eingeflößt, solch gute Taten verrichten lassen, denn man sagt ja, daß Gott die Trunkenbolde und die Kinder beschirmt." Und sie wird nie müde, diesen „Magot", dieses „Kupfergesicht" zu verspotten, „der zu den Hunden gehöre, welche bellen aber nicht beißen, der ein richtiger Geuse sei, weil er nie einen Pfennig Geld habe".

Ihr Urteil ist sicher nicht frei von Eifersucht auf den Nachbarstaat, der damals wie Hannover mächtig emporstrebte, und eben bei Warschau und Fehrbellin seine ersten Heldentaten vollbracht, während Ernst August, der politisch begabteste und ehrgeizigste seiner Brüder, alles daran setzte, sein Land in den Vordergrund der europäischen Politik zu drängen. Schon als kleiner Bischof von Osnabrück hatte er es verstanden, sich eine angesehene Stellung im Reich zu verschaffen. Als ihm dann im Jahre 1680 durch den Tod des kinderlosen Johann Friedrich das schöne Herzogtum Hannover zugefallen war, hatte er, der als Deutschlands erster Edelmann galt, einen glänzenden Hofstaat in Hannover eingerichtet. Auf allen Schlachtfeldern, wie im Türkenkrieg, hatte er seine Truppen gestellt, hatte am Reichskrieg gegen Frankreich teilgenommen und sich später in die nordischen Verwicklungen gemischt. Als bedeutendsten Erfolg aber hatte er durch seine zielbewußte Politik im Jahre 1692 nach langen Verhandlungen mit dem Kaiser die neunte Kurwürde an das Haus Hannover gebracht.

Digitized by Google

Daheim war Ernst August ein scharfer Regent, schuf Ordnung und Wohlstand und beugte besonders in kluger Weise einer Zersplitterung der welfischen Lande vor, indem er das verhängnisvolle Teilungsprinzip abschaffte und seinem erstgeborenen Sohn die alleinige Nachfolge in Hannover sicherte. Freilich fügten sich die andern Söhne nicht gleich diesem Primogeniturgesetz, und Sophie stand anfangs offen auf der Seite der Benachteiligten gegen den Vater. Die große Liebe ihres Lebens gehörte eben ihren Kindern, versicherte sie doch einmal, sie würde sie bei einer zweiten Sintflut ebenso sorgfältig wie der liebe Gott die Tiere in die Arche Noah gerettet haben, damit keine Art zugrunde gehe. Trotzdem sie sich nicht genug tun kann, über die Eigenart und die Geistesgaben ihrer Kinder zu plaudern, ist sie doch keine blinde Mutter und hat früh auch ihre Fehler erkannt. Am ältesten, Georg Ludwig, tadelt sie das Phlegma und die Verschlossenheit seines Wesens. Den zweiten, Friedrich August, findet sie boshaft wie einen Dämon. Karl Philipp nennt sie einen Querkopf. Maximilian Wilhelm erinnerte sie als Kind viel an die alten Herzöge von Braunschweig, die zu all ihren Dienern du sagten, Netze strickten und aus Holzhumpen „Broihan" tranken. Ihre einzige Tochter Sophie Charlotte war ihr anfangs nicht lerneifrig genug, und sie spielte ihr schon zu sehr die große Dame. „Wie mir aber", fügt sie bei dieser Schilderung hinzu, „doch alle Kinder am Herzen liegen, setzt mich in Erstaunen." Und sie wird wieder ganz Zärtlichkeit, wenn sie von ihrem Jüngsten, Ernst August, spricht, dem gemütlichsten und umgänglichsten von allen, der zufrieden und glücklich täglich wohl tausendmal seine Groschenpuppe, Hans Lump genannt, küsse, einerlei, ob draußen Frieden herrsche oder sich die Kaiserlichen schlagen.

Nach dem Primogeniturgesetz verließen zu ihrem größten Schmerz die Söhne die Heimat. Drei traten in kaiserlichen Dienst, zwei davon fielen 1690, der eine in Albanien, der andere in Siebenbürgen, der dritte wurde 1703 im spanischen Erbfolgekrieg erschossen, als er an der Spitze seines Kürassierregiments die Donau durchschwamm.

Der drittälteste Sohn aber, Maximilian Wilhelm, begnügte sich nicht mit seinem Protest gegen das Primogeniturgesetz, sondern zettelte eine Verschwörung gegen den Vater an, die jener blutig und streng unterdrückte. Innerlich immer entzweit mit Ernst August und ständig verschuldet, trat er unter dem Einfluß eines Jesuiten zum Katholizismus über, und die Mutter, die ihm über seine ewigen Geldverlegenheiten weghalf, hat ihn trotz ihrer flehentlichen Bitten nie mehr gesehen. Nur an ihrer Tochter Sophie Charlotte, die ihr so ähnlich war an Geist und Charakter, sah sie die Mühen und Sorgen ihrer Erziehung belohnt. Die erste Königin von Preußen hat der Mutter nur Ehre gemacht.

Zur selben Zeit, in der Sophie aus der glücklichen Iburger und Osnabrücker Abgeschiedenheit an die Spitze des geräuschvollen Hofstaates von Hannover gestellt wurde, starb Karl Ludwig, nachdem seine letzten Jahre durch häusliche Leiden, politische Sorgen uud Krankheit ein trauriger Abschluß seines reichen Lebens gewesen waren. In einem ununterbrochenen, intimen Briefwechsel hatte Sophie die kleinen und kleinsten Sorgen und Freuden dem Bruder mitgeteilt, dem sie selbst die treueste Freundin und Beraterin gewesen war. Sie hat die Liebe zu ihrem Bruder bis über das Grab hinaus gepflegt. Den verwaisten 14 Kindern der verstorbenen Luise von Degenfeld ist sie bis zu ihrem Tode die gütigste Mutter geblieben, und sie hat alles aufgeboten, um jene vor Not und Mangel zu schützen.

Damals im Trauerjahr um Bruder und Schwester, — Elisabeth, die Äbtissin von Herford, war wenige Monate vor Karl Ludwig einem langen Leiden erlegen — griff die Fünfzigjährige zur Feder. Während um sie Stille und Trauer herrscht — der Gatte war wieder einmal in Italien, diesmal als erklärte Mätresse in seinem Gefolge die Gemahlin des Ministers Platen führend —, beschwört sie, um die Not ihrer Seele zu betäuben, die schönen Bilder der Vergangenheit herauf. Während Ernst August der Nebenbuhlerin die Schönheit des Südens zeigt, erzählt sie ohne Bitterkeit von den seligen Stunden, die die junge Liebe des Gatten ihr bereitet. Während die Bewohner der Pfalz um ihren gütigen Fürsten trauern, errichtet sie

Digitized by Google

dem Manne, der ihr Vater und Mutter gewesen, ein unvergängliches und lebendiges Denkmal.

Ihre Memoiren besitzen ja nicht die große, novellistische Kunst und den dramatischen Effekt wie die berühmten Lebenserinnerungen ihrer Urenkelin, der Markgräfin von Bayreuth, die so gewandt und geistreich zu plaudern versteht, die stets tausend Töne und Nuancen findet. Ihre Briefe werden auch nie das Gemeingut des deutschen Volkes werden, wie die herzgewinnenden, schlichten der pfälzischen Liselotte. Dazu fehlt ihr die Naivität und das urwüchsig starke Gefühl der Pfälzerin, wie das leidenschaftlich heiße Temperament der Schwester Friedrichs des Großen.

Aber in einem eleganten schönen Französisch, frisch und einfach, läßt sie an uns die ganze bewegte Zeit ihres reichen Lebens vorüberziehen, reich an äußeren Ereignissen und innerem Erleben. Plastisch und lebendig malt sie alle Personen, die ihr begegnet, oft voll feiner, beißender Ironie, oft voll liebenswürdig sonnigem Humor. Freilich schreckt sie in ihren Memoiren wie auch in ihren Briefen oft vor Derbheiten nicht zurück. Aber was uns heute burschikos und unfein erscheint, war einer Zeit, die sich an den Predigten Abrahams von Santa Clara und an den „Geschichten" von Moscherosch ergötzte, nur der gewohnte Stil. Es galt, sich erst langsam durchzuwinden durch den Schmutz, den Krieg und Religionsstreitigkeiten angehäuft hatten, und da war gerade die Derbheit und die Satire die Schaufel, die diesen Schmutz wegräumen mußte.

Von den andern Sünden aber ihres Jahrhunderts, der Nachäfferei des Auslands, dem verwälschten Geckentum, der Entfremdung von deutscher Art und Sitte, der Verleugnung von deutscher Nationalität, hat sich Sophie zu befreien gesucht. Freilich konnte sie sich dem mächtigen Zug ihrer Zeit nicht entziehen, und die meisten ihrer Briefe wie ihre Memoiren sind in französischer Sprache abgefaßt. Nur an die raugräflichen Kinder schrieb sie in einem urwüchsigen und drolligen Deutsch. Aber auch diese Briefe verleugnen die von Schupp und Laurenberg so angefeindete und gegeißelte „Sprachmengerei" des à la Mode-Zeitalters nicht. Italienische, französische, englische, holländische Worte wirbeln wild durcheinander und stören den glatten Fluß ihrer Rede.

Dagegen scheint, und das ist so recht ein Zeichen ihrer so durchaus gesunden, kernkräftigen Natur, die sentimental gezierte und weichliche Schäferpoesie ihrer Zeit keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Denn sie erwähnt sie mit keinem Wort, während sie den besten und wertvollsten Roman ihrer Zeit, den Simplicissimus des Grimmelshausen zitiert, den Molière kennt und sich auf der italienischen Reise den lustigen, derben, aber in seinen Sittenschilderungen großartigen französischen Renaissanceroman, den Gargantua des Franz Rabelais vorlesen ließ. Und was sie über die damals so beliebten, moralisch belehrenden, uns heute so anwidernden schwülstigen und lüsternen Staatsromane denkt, beweist eine treffende Bemerkung über die „durchlauchtigste Syrerin Aramena" ihres nachbarlichen Verwandten, des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, den damals die „fruchtbringende" Gesellschaft mit dem stolzen Namen „der Siegprangende" feierte. Er habe, erklärte sie dem Fürsten boshaft, in seinem Roman die Bibel ins Burleske übersetzt.

Ihr Geschmack sind kräftige, hübsche Satiren, gesunde Schwänke und merkwürdige Erzählungen. Auch die deutschen Sprichwörter liebt sie sehr und wendet sie oft gelungen und drollig genug an.

Ihr suchender und nach einer klaren Weltanschauung verlangender Geist aber greift nach dem Tiefsten und Bleibendsten. In ihrer Jugend hatte sie sich ein Weltbild nach den Lehren der stoischen Moralphilosophen Epiktet und Seneka geformt. Nun mitten im Leben stehend, betrachtet die reife Frau mit klarem Blick die erwachende, großartige Geisteswissenschaft ihrer Zeit, die anfing, sich langsam frei zu machen von dem Zwang der mittelalterlichen Scholastik und der Gebundenheit der Theologie. Mit Begeisterung las sie Descartes und von der Philosophie Spinozas war sie entzückt. Würden die Lehren Spinozas befolgt, schreibt sie einmal, so würden auch die kirchlichen Parteien bald einig unter sich sein. Und

Digitized by Google

als sie vom Tode Spinozas hört, meint sie, er sei von den Glaubensfanatikern vergiftet worden, denn die Mehrzahl der Menschen lebe von der Lüge.

Schon früh hatte sie selbst mit der starr calvinistischen Lehre gebrochen, die weder ihr Herz befriedigen noch ihre Zweifel zum Schweigen bringen konnte. Im Haag hatte die Religion keine große Rolle gespielt, zwei ihrer Geschwister waren sogar aus weltlichen Motiven zum Katholizismus übergetreten. In Heidelberg hatte sie die religiöse Toleranz Carl Ludwigs kennen gelernt, der so weit ging, in Mannheim eine der heiligen Eintracht gewidmete Kirche für den Gottesdienst aller drei Bekenntnisse zu bauen. Dann war sie, selbst reformiert, Gemahlin eines lutherischen Fürsten geworden, dessen einer Bruder, Johann Friedrich, katholisch war.

Sie selbst spottet wiederholt und oft frivol über Religion. Wiederholt schreibt sie in der Kirche Briefe an ihren Bruder, wobei sie nicht die wunderliche und langweilige Predigt des Pfarrers, wohl aber der Gemahl stört, der gerade während des Gottesdienstes laut eine Komödie liest. Sie spottet wiederholt über die Rechtgläubigkeit der andern, besitzen doch ihrer Ansicht nach diejenigen, die viel Glauben haben, wenig Vernunft. In Venedig ging sie sogar einmal, um sich zu belustigen, heimlich zur Beichte.

Aber trotz all dieses Spotts denkt sie viel nach über göttliche Dinge. Kein Mensch, meint sie, dürfe ohne innere Überzeugung den Glauben wechseln, in dem er geboren, und der Übertritt ihres Sohnes Maximilian zur katholischen Kirche verursachte ihr bitteres Leid.

Alle Wunder, alles Übernatürliche wird von ihrer Skepsis verworfen. Manches an ihrer Religionsphilosophie erinnert an Voltaire, der seine Spott, mit dem sie die Dogmen lächerlich zu machen sucht, die bissigen Sarkasmen, mit denen sie die Priester der Kirche angreift, und dabei wieder ihr tiefer Glaube an die Existenz eines Gottes, eines ewigen Wesens, das alles leitet, dessen Vollkommenheit in Dingen besteht, die wir nicht besitzen, der immer gewesen ist, und der nie ein Ende nehmen wird. — Es ist sicher kein Zufall, daß Sophiens großer Urenkel, Friedrich von Preußen, der die feine Ironie und die Spottsucht seiner Ahne geerbt, im Philosophen von Ferney einen geistigen Verwandten gefunden hat.

Weit über dem konfessionellen Gezänk ihres Jahrhunderts stehend, predigt Sophie in tiefem Ernst eine Lehre der reinen Menschlichkeit und der werktätigen Nächstenliebe. Es sind Worte, die an die Humanitätsphilosophen des 18. Jahrhunderts gemahnen, wenn sie in einem Briefe an die Raugräfin Luise schreibt: „Die Religion besteht nicht im Namen: Gott lieben von ganzem Herzen und von ganzem Gemüt und von allen Kräften und seinen Nächsten als sich selber, ist das Gesetz und die Propheten, wie die Schrift sagt; das andere ist ein Haufen Pfaffengezänk und weltliche Interessen, die die Christen voneinander halten, da räsonable Leute sich nicht an kehren. Ich halte, man wird einen in der anderen Welt nicht fragen, von was für einer Religion man gewesen ist, sondern ob man Gutes getan hat."

Man denke sich diese Anschauungen in einem Jahrhundert, das eben infolge konfessioneller Gegensätze den blutigsten und schrecklichsten Krieg durchgemacht, den die Weltgeschichte kennt, wo eben im Staate des mächtigsten Herrn von Europa die Einheit des Katholizismus mit Feuer und Schwert durchgeführt worden war, wo der Reichstag in Regensburg für alle religiösen Fragen sich noch in zwei getrennte Körperschaften schied, und wo am Kaiserhof zu Wien jeder Akatholik für einen Ketzer galt.

Von ihrem Standpunkt der vollständig religiösen Toleranz aus unterstützt sie auch ihren großen Freund Leibniz auf das eifrigste, der damals mit heißem Eifer die christlichen Bekenntnisse zu einen suchte, indem er im katholischen wie im protestantischen Lager alle politischen Vorteile einer solchen Verbindung auseinandersetzte. Sie vermittelte durch ihre französischen Beziehungen eine Verbindung zwischen Leibniz und Bossuet, dem Haupt der gallikanischen Kirche, freilich ohne jeden Erfolg. Denn den französischen Reunionsbestrebungen schwebte ein anderes Ziel vor als dem deutschen Philosophen, dem man damals vorschlug, die Welt vom Ernst seiner Friedensliebe durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche zu überzeugen.

Digitized by Google

Mit Leibniz verband Sophie, wie auch ihre Tochter, Charlotte von Preußen, bis zu ihrem Ende ein lebhafter Briefwechsel. Sie bewunderte die von Leibniz gepriesene Harmonie der göttlichen Weltordnung, aber sie schätzte auch in dem Philosophen den angenehmen, liebenswürdigen Menschen, und sie hat es „angenehm empfunden, daß sich ihr Freund auf dem glatten Boden des Hofes ebenso gewandt zu bewegen wußte, wie in den luftigen Regionen der Spekulation" (Fester).

Die so über Philosophie spekuliert und über die tiefsten Probleme der Welt und des Menschen meditiert, steht doch mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Im Jahre 1698 war nach langem, traurigem Siechtum ihr Gatte, den sie bis zuletzt unermüdlich und aufopfernd gepflegt hatte, gestorben. Ihr ältester Sohn Georg Ludwig war ihm als Kurfürst in Hannover gefolgt und hatte im Jahre 1705, als nach Georg Wilhelms Tod das schwer erkämpfte Herzogtum Celle endlich ihm zufiel, alle Länder der heutigen Provinz Hannover in seiner Hand vereint. Der alte Welfenstaat war wiederhergestellt. — Der Tochter des Königs ohne Land winkte aber noch der Besitz eines der mächtigsten Staaten Europas. In England war die protestantische Linie der Stuarts am Aussterben. Nach der letzten glorreichen Revolution von 1689, die Sophiens Vetter, Jakob II. vom Thron gestoßen, hatte die englische Nation durch ein Reichsgrundgesetz bestimmt, daß die katholischen Stuarts von der Nachfolge für immer ausgeschlossen sein sollten. Auf Jakob II. war sein Schwiegersohn, der große Oranier Wilhelm III., in England gefolgt, derselbe, der in Europa der Mittelpunkt des Widerstandes gegen Ludwig XIV. gewesen, und der es nun so klug verstand, sich den Wünschen des Parlaments zu fügen. Seine Schwägerin Anna, die seine Nachfolgerin sein sollte, war durch den Tod des Herzogs von Gloceſter kinderlos und selbst immer kränklich. Die einzige, direkte, protestantische Erbin war die Tochter der Stuartin Elisabeth: Sophie. So war Hannover mit einem Schlag das Land, das die Blicke aller Staaten auf sich lenkte, Sophie die Fürstin, auf der die Hoffnung einer großen Nation ruhte. Sie selbst war ja durchaus legitimistisch gesinnt und stand der geflüchteten katholischen Stuartfamilie völlig sympathisch gegenüber, doch war sie ehrlich genug, sich über die Aussicht zu freuen, einst die Krone des großen Staates an ihr Haus zu bringen. Und als ihr Erbe gefährdet, als bei Beginn des spanischen Erbfolgekrieges Ludwig XIV. versuchte, die vertriebenen Stuarts mit Frankreichs und Spaniens Hilfe wieder nach England zu bringen, da kämpft die Frau in Hannover klug und mutig um den Besitz ihrer Kinder. Am denkwürdigen 18. Januar, dem Tag, an dem Friedrich I. von Preußen und ihre Tochter zu Königsberg sich die Königskrone aufs Haupt setzten, wendet sie sich in einem diplomatischen, zurückhaltenden Brief an Wilhelm III. und bittet ihn um seinen Rat in der Sukzessionsfrage. Der Brief hatte den gewünschten Erfolg. Der Oranier nahm jetzt die Regelung der Thronfolge selbst in die Hand, und auf seinen Antrag bestimmte das Parlament, daß Sophie und ihre protestantische Nachkommenschaft nach Prinzessin Annas kinderlosem Ableben die englische Krone erben sollte. Freilich gab es noch viele Kämpfe zu bestehen, bis die Nachfolge gesichert war. Die Kurfürstin war zu skeptisch, um mit Sicherheit auf den Besitz eines Landes zu rechnen, wo es so viele Parteien gab, und sie war zu klug, um nicht zu fürchten, daß ihr Sohn, der absolute Fürst eines deutschen Kleinstaates, im parlamentarischen England zu sehr als Souverän auftreten würde. Sie vermied es deshalb auch ängstlich, wie Georg Ludwig, an den Kämpfen der Whigs und der Tories auf der Insel teilzunehmen.

Doch konnte sie es nicht verhindern, daß vornehme Engländer sie, wie einst in ihren jungen Tagen, auf ihrem einsamen Witwensitz zu Herrenhausen umschwärmten, die an der Greisin, wie damals an der pfälzischen Prinzessin, die Schärfe ihres Geistes und ihren Witz bewunderten. Doch wie als Mädchen ließ sich auch die alte Frau nicht durch die Schmeicheleien betören, sondern berechnete bitter die großen Opfer, die diese Huldigungen sie kosteten. Jede Kronbotschaft von England verschlang ungeheuere Summen, die Naturalisierungsakte vom Jahre 1706 hat die Kurfürstin sogar einen großen Teil ihres Jahreseinkommens gekostet. Als

Digitized by Google

ihr Lord Macclesfield in feierlicher Audienz im Schloß von Hannover kniend die Sukzessionsakte überreichte, mußte sie ein ganzes Gefolge von 40 Personen, das hinter ihm kniete, kostbar und fürstlich beschenken.

Und doch mußte sie bis zum Schlusse fürchten, daß all ihre Sorgen und Opfer vergeblich waren. Königin Anna von England, die die Nachfolge ihres katholischen Bruders wünschte, intrigierte fortwährend gegen eine Reise Sophiens nach England, wie gegen die Aussetzung eines Jahresgehaltes an die zukünftige Königin. Ja, es kam so weit, daß Anna an Sophie, Georg Ludwig und den Kurprinzen bittere Briefe schrieb, in denen sie heftig das Verlangen abwies, den Kurprinzen nach England zu berufen und sogar drohte, wenn man auf dem Wunsch bestände, die hannoveranische Nachfolge in Frage zu stellen.

„Das wird mein Tod sein," rief damals die 84jährige Kurfürstin aus, als sie Annas Brief empfing. Tatsächlich warf sie die Aufregung aufs Krankenlager. Doch erholte sich ihre kräftige Natur bald wieder, und sie speiste nach einigen Tagen, es war am 8. Juni, schon wieder an der Hoftafel.

Gegen Abend machte sie trotz des trüben regnerischen Tages noch den gewohnten Spaziergang im geliebten Herrenhauser Park, in dem sie immer so gern dem Konzert der Nachtigallen und Frösche gelauscht. Ihre Enkelin, die Kurprinzessin Karoline, und die Gräfin von Bückeburg begleiteten sie. In lebhaftem Gespräch unterhielt sie sich angeregt über Politik, über die englische Thronfolge und über alltägliche Dinge. Plötzlich wankte die Frau, die eben noch so frisch geplaudert, und kurze Zeit später hielten ihre Begleiterinnen eine Tote im Arm. Ein Herzschlag hatte sie in wenigen Minuten schmerzlos und heiter, wie sie es immer gewünscht, aus dem Leben genommen.

Schon am 10. August starb auch die Königin Anna, und Georg Ludwig bestieg als Georg I. den englischen Thron.

Senza turbarmi al fin m'accosto — ohne Furcht gehe ich dem Tode entgegen. Diese Devise hatte die Kurfürstin für ihre Medaille vom Jahre 1696 gewählt als Umschrift einer Sonne, die eben am Himmel heiter untergeht. Dies Bild ist symbolisch für das Leben der klügsten und geistvollsten Fürstin des 17. Jahrhunderts. Strahlend und schön wie die Sonne am Morgen hatte es begonnen, glühend und voll war es am Mittag, und friedlich und leuchtend ging es des Abends dahin. Sie war eine gute Philosophin, und sie hat ihrer Philosopie bis zum letzten Augenblick gelebt. Eine treue Schülerin des großen Optimisten Leibniz, hat sie bis zum Tod in Leid und Verdruß sich die „Heiterkeit des Gemüts" und „die Ruhe der Seele" bewahrt und hat stets „dem Herrn in Freuden gedient".

Menschlich nahe, wie ihrer Nichte Liselotte, werden wir wohl der Kurfürstin nie kommen. Dazu ist das Lächeln zu kühl, das ihre Lippen umspielt, zu abwehrend der Blick in den dunkeln klugen Augen, zu stolz die Zurückhaltung in ihrer aufrechten Gestalt. Aber sie deshalb lieblos zu nennen und ihr Mangel an Gemüt vorzuwerfen, scheint doch verfehlt. Sicherlich war sie eine durch und durch intellektuelle Natur. Aber soll die Frau kein Gemüt besessen haben, die ihren Kindern und Nichten die verstehendste und gütigste Mutter war, und die für diese Kinder vor keinem noch so schweren Opfer zurückschreckte? Sicherlich war sie eine durch und durch leidenschaftslose Natur. Aber soll die Frau lieblos gewesen sein, die $1\frac{1}{2}$ Jahre nicht vom Schmerzenslager ihres Gatten wich, der ihr die Treue so übel belohnte, und die als 70jährige noch täglich am Krankenbett der Gräfin Platen weilt, um ihr, die ihr die bittersten Stunden ihres Lebens bereitete, durch ihre gütige Verzeihung die letzten traurigen Stunden zu verschönen?

Jedenfalls wollen wir nicht richten und mäkeln, sondern stolz sein, daß diese wackere und adlige Fürstin unser war, die in einer dunkeln Zeit mutige Vorkämpferin gewesen für echte Toleranz und reine Menschlichkeit.

Digitized by Google

Neue Aufgaben für die Berufsvereine der Lehrerinnen und Beamtinnen.

Von

Else Fisch.

Nachdruck verboten.

Nach Jahrzehnten partikularistischer Zersplitterung und oft gegenwartsfremder Sonderbündelei der verschiedenen Lehrer- und Beamtenorganisationen in Deutschland, nach verschiedenen mißlungenen Versuchen zur Herbeiführung einer gemeinsamen Vertretung gemeinsamer Interessen mehren sich die Zeichen dafür, daß die Lehrer- und Beamtenschaft nunmehr Wege gefunden hat, die zu diesem erstrebenswerten Ziele führen.

Gemeinsame Nöte zwingen Beamte und Lehrer auf diese Wege. Nöte wirtschaftlicher und geistiger Art sind es, die der gemeinsamen Arbeit die Aufgaben diktieren.

Und wie immer, wenn die Zeit für einen Gedanken reif ist, regt es sich an allen Enden. In Bayern ist die „Arbeitsgemeinschaft von Berufsvereinen mittlerer Staatsbeamten" gegründet worden, die unter Zurückstellung aller trennenden Gesichtspunkte eine Reihe von Beamtenfragen gemeinschaftlich vertreten will. In Württemberg besteht ein Verband der Staatsbeamten-, Unterbeamten- und Lehrervereine. In den Thüringischen Staaten ist die gemeinsame Arbeit für eine einheitliche Beamtenbesoldung und ein einheitliches Beamtenrecht von der Fortschrittlichen Volkspartei aufgenommen worden. Im Reich und in Preußen sind die unteren Beamten zu einer „Sozialen Arbeitsgemeinschaft" zusammengetreten. Im Elsaß haben sich die Verbände der mittleren und unteren Eisenbahnbeamten zu gemeinsamer Arbeit gefunden, in Hessen arbeiten höhere, mittlere und untere Beamte miteinander, und in Oldenburg gibt es eine Gemeinschaft, die Staatsbeamte und Lehrer umfaßt.

Die Lebensfähigkeit solcher Arbeitsgemeinschaften verschiedenartiger Zusammensetzung beweist, daß ein Zusammengehen von Beamten der verschiedensten Kategorien und Lehrern mindestens in der Vertretung großer, grundsätzlicher Fragen möglich ist.

Bei diesen Gründungen handelt es sich im wesentlichen um den Bereich eines einzelnen Bundesstaates und die Bearbeitung seiner gesetzgebenden Körperschaften. Abweichend und schwieriger ist die Aufgabe in den Thüringischen Staaten, in denen die Vereinheitlichung der wirtschaftlichen und rechtlichen Lage der Beamten die Möglichkeit eines Beamtenaustausches schaffen soll.

Die Bestrebungen und Ziele aller dieser Vereinigungen können aber nur als Etappen auf dem Wege zu einer einheitlichen Gestaltung des Beamtenrechts für das gesamte Gebiet des Deutschen Reiches gelten. Bei der außerordentlich komplizierten politischen und verwaltungsrechtlichen Gestaltung des Reiches wird dieses letzte Ziel natürlich nur durch lange, mühselige, gewiß streckenweise unfruchtbare Arbeit zu erreichen sein. Kommen doch zu den Unterschieden in den einzelnen Bundesstaaten die Sonderrechte der Gemeinden, Kreisorgane u. a. hinzu, so daß das Gebiet fast unübersehbar erscheinen will.

Sollen wir deshalb zurückstehen und warten, ob Saaten aufgehen und reifen, die wir nicht pflanzten und pflegten?

Digitized by Google

Männer und Frauen der interessierten Kreise haben diese Frage durch die Tat beantwortet, indem sie am 28. Oktober vorigen Jahres in Berlin den „Arbeitsausschuß zur Herbeiführung einer zeitgemäßen Regelung des Beamtenrechts" gründeten. Hieran beteiligten sich der Berliner Lehrerverein, die Vereinigung für Schulpolitik zu Berlin, der Verband mittlerer Reichs-Post- und Telegraphenbeamten, der Verband der unteren Post- und Telegraphenbeamten, der Verein deutscher Lokomotivführer (Reichsverband), der deutsche Kanzleibeamtenbund, der Verband der Unterbeamten des Deutschen Reiches, der Verband der Schuldiener Groß-Berlins, der Verein der expedierenden Sekretäre und Kalkulatoren der höheren Reichsbehörden, der Verband der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenbeamtinnen, der Verein Berliner Stadtsekretäre, der Verband der mittleren Staatseisenbahnbeamten des Verwaltungsdienstes und die Ortsgruppe Berlin des Bundes der Festbesoldeten mit zusammen etwa 220 000 Mitgliedern. Eine Anzahl weiterer Vereine und Verbände haben inzwischen ihren Beitritt erklärt oder unterhandeln darüber. Außerdem hat der Ausschuß mit verschiedenen der vorgenannten Körperschaften, die die Interessen der Beamten in einzelnen Bundesstaaten vertreten, Fühlung genommen.

Als Anlaß zur Gründung bezeichnete der Ausschuß in einem Werbeschreiben folgende Umstände:

1. die verschiedenartige Gestaltung des Beamtenrechts in den einzelnen Bundesstaaten und die sich hieraus ergebende Unübersichtlichkeit dieses Rechts,
2. die Unvollkommenheit des jetzigen Beamtenrechts aller Bundesstaaten, das in vielen Beziehungen nicht mehr den Zeitverhältnissen entspricht,
3. die fortschreitende Entwicklung der sozialen Versicherungsgesetzgebung, die durch die Reichsversicherungsordnung mit der Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Hinterbliebenenversicherung, sowie durch das Angestelltenversicherungsgesetz den Arbeitern und Angestellten nicht nur Kranken-, Unfall-, Pensions- und Hinterbliebenenfürsorge, sondern insbesondere auch in umfangreicher und mustergültiger Weise das Heilverfahren für die Versicherten und zum Teil auch für ihre Angehörigen gewährt,
4. die zunehmende Neigung, insbesondere bei den Kommunalverwaltungen, Beamtenstellungen mit Personen zu besetzen, die gegen Privatdienstvertrag angenommen werden.

An dem Ausschuß beteiligen kann sich jeder in Deutschland bestehende, selbständige Beamtenverein oder Beamtenverband, ein Begriff, der natürlich die Lehrerorganisationen mit umfaßt. Der jährliche Kostenzuschuß beträgt für jedes angefangene Mitgliedertausend 5 *M*, mindestens aber 20 *M*.

Das „Beamten-Jahrbuch", das als Beiheft zu der bei J. Heß, Stuttgart, in Vierteljahrsheften erscheinenden Zeitschrift „Arbeitsrecht" von dem Vorsitzenden des Ausschusses A. Falkenberg und Dr. Heinz Potthoff herausgegeben wird (Jahrespreis zusammen 8 *M*), darf als Organ des Ausschusses betrachtet werden.

Die Aufgaben des Ausschusses ergeben sich im wesentlichen aus den zitierten Sätzen des Werbeschreibens. Sie haben das wirtschaftspolitische, das beamtenrechtliche und das staatsbürgerliche Gebiet zu umfassen. Natürlich greift der Ausschuß im Rahmen seiner Zwecke überall da ein, wo die Sachlage es bedingt. So hat er zu dem Gesetzentwurf über die Wiederaufnahme eines Disziplinarverfahrens, der dem Reichstag und dem Preußischen Landtag vorliegt, durch Petitionen und in der Presse Stellung genommen.

Im übrigen ist er damit beschäftigt, die Wünsche und Forderungen der einzelnen Lehrer- und Beamtenkategorien zu sammeln und zu sichten, um sie nach endgültiger Bearbeitung bei den gesetzgebenden Körperschaften und in der Öffentlichkeit zu vertreten. Es wird einer langen Zeit bedürfen, bis diese Arbeit völlig abgeschlossen ist, denn Hunderte von Verschiedenheiten der Lage sind zu beachten und zu berücksichtigen.

Über einzelne grundsätzliche Fragen aber dürfte leichter Einheitlichkeit zu erzielen sein, und aus diesen eine herauszugreifen, ist unsere Aufgabe in diesen Blättern.

Digitized by Google

Naturgemäß gehen die Interessen der männlichen und weiblichen Lehrer- und Beamtenschaft in den meisten Fragen Hand in Hand, so daß eine Mitarbeit der Frau fast entbehrlich scheinen möchte. In einzelnen dieser Punkte aber bedarf es entgegen der bestehenden Gewohnheit einer Betonung der Fraueninteressen, die sonst übersehen werden. Hierher gehört vor allem die Ausdehnung der zu schaffenden Fürsorgeeinrichtungen von den Familienmitgliedern der verheirateten männlichen Beamten, die bisher fast einzig berücksichtigt werden, auf die Familienangehörigen, die mit der unverheirateten Beamtin oder Lehrerin einen Haushalt bilden und sehr oft von ihr unterstützt oder ganz unterhalten werden. Weiter erscheint weibliche Mitarbeit nötig für die Ausgestaltung der Forderung nach etwaiger besonderer Fürsorge für weibliche Beamte, durch Entschädigung für den Verlust des Pensionsanspruchs bei Heirat u. a. Grundsätzlich dürften die männlichen Beamten diese Forderung unterstützen, denn sie soll im Sinne der Handhabung bei dem Versicherungsgesetz für Angestellte einen Ausgleich für den gänzlichen oder fast völligen Wegfall der Hinterbliebenenrente bilden. Hierdurch soll Hand in Hand mit der Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Leistung der Anreiz fortfallen, Frauen vorwiegend aus Ersparnisgründen anzustellen.

Wird sich so im Verlaufe der Tätigkeit des Ausschusses die positive Mitarbeit der Frauenberufsorganisationen noch in mancher Beziehung als wünschenswert erweisen, so erscheint sie — und zwar schon jetzt — dringend geboten zur Abwendung von Beschlüssen, die für die berufstätige Frau von einschneidender, nachteiliger Bedeutung werden könnten. Daß der Ausschuß Mittel und Wege zu einer nachdrücklichen Bearbeitung von Presse und Parlament zu finden weiß, hat er bei seinem ersten Hervortreten bei Gelegenheit der Novelle zum Beamtengesetz bewiesen. Daß die Regierungen seine Wünsche und Forderungen beachten, darf nach den bisherigen Erfolgen einzelner großer Berufsorganisationen erwartet werden. Endlich: daß er in den Parlamenten nicht tauben Ohren predigen wird, ist außer jedem Zweifel. Sind uns doch besonders aus dem Reichstag wahre Wettläufe der Parteien um die Gunst der Beamtenschaft bekannt. Und die bisherige Klage der Parteien über die Unübersichtlichkeit der Beamtenwünsche infolge der Zersplitterung der Beamten- und Lehrerschaft in zahllose Einzelorganisationen verliert ihren Hauptgegenstand durch die Vereinheitlichung der Interessenvertretung, die der Ausschuß darstellt. Haben schon bisher die zahlenmäßig großen Verbände mit einem warmen Interesse der Volksvertretung rechnen können, so wird es der Ausschuß um so mehr, da er schon bei seiner Gründung eine weit größere Masse hinter sich stehen hatte, als irgendeine Beamten- oder Lehrerorganisation aufzubringen vermag.

So freudig man die Vereinheitlichung der Interessenvertretung durch den Arbeitsausschuß begrüßen kann, so möchte fast ein Bedauern darüber aufsteigen, daß dieses großzügige Werk zu einer Zeit begonnen ist, in welcher der Kampf gegen die Vorherrschaft des Mannes in der Berufsarbeit, der Kampf um sachliche Wertung der Frauenarbeit noch so ungeklärt ist wie in unseren Tagen. Der Ausschuß bildet eine starke Waffe für die Berufsorganisationen. Über jedem Zweifel steht es, daß die Gründer mit dem Willen zu unparteiischer Sachlichkeit auch an die Frauenfrage herangehen. Ebenso außer Zweifel aber ist es auch, daß Sachlichkeit gerade in dieser Frage besonders schwer möglich ist, wenn Interessen kollidieren. Daher kann es nicht wundernehmen, wenn die Forderung

> „die Zahl der weiblichen Beamten darf niemals mehr als 20 % der Zahl der mittleren Beamten betragen. Weibliche Beamte dürfen nicht Vorgesetzte von männlichen Lehrern und mittleren Beamten sein"

erhoben wird und von mancher Seite lebhafte Zustimmung findet.

Es würde zu weit führen, auf das Für und Wider der Gründe für diese Forderungen hier näher einzugehen. Nur darauf sei verwiesen, daß mit demselben Rechte, dem Gefühl sich gekränkt glaubender Manneswürde, sich auch die unteren Beamten gegen die Überordnung der Frau als mittlere Beamtin auflehnen dürften,

Digitized by Google

und daß dadurch der Sturmlauf gegen bereits erworbene Frauenrechte, der in der Lehrerschaft geübt wird, eine neue, weite Ausdehnung erfahren würde. Gelingt es nicht, die Forderung nach Festsetzung einer Prozentzahl der nach Regelung durch Bedarf und Bewährung unterzuordnen und den zweiten Teil dieser Forderung zu streichen, so wird und muß die Frauensache hierdurch schweren Schaden erleiden.

Die notwendige Änderung dieser Ausschußforderungen kann aber nur dann gelingen, wenn die Ausschußarbeit bei den Lehrerinnen- und Beamtinnenvereinen und -verbänden künftig das Maß von Interesse findet, das man füglich voraussetzen sollte. Wird es schon einer oder wenigen Vertreterinnen im Ausschuß schwerer möglich sein, von den Gründen besonderer Frauenforderungen zu überzeugen, so kann vor allem mit einem bereitwilligen Entgegenkommen der Vertreter der männlichen Organisationen viel weniger gerechnet werden, wenn diese auf der Frauenseite weiter den bisherigen Mangel an Interesse für die Vertretung der eigenen Angelegenheiten sehen. Daher ist es nötig, daß die Lehrerinnen- und Beamtinnenorganisationen alle anderen Rücksichten — Arbeitsüberhäufung und dergl. — hintan stellen und sich zur Mitarbeit im Ausschuß entschließen. Auch die, denen es an Zeit zu positiver Mitarbeit fehlt, können durch die Beteiligung an der Abwehr drohender Schäden eine wichtige Gegenwartsaufgabe erfüllen. Diejenigen aber, die sich vielleicht in einer so günstigen Lage befinden, daß ihnen die Arbeit für sich selbst entbehrlich erscheint, sollten es als soziale Verpflichtung auffassen, solidarisch an der Besserung der Lage minderbegünstigter Frauenberufe mitzuwirken.

Bekunden die Lehrerinnen- und Beamtinnenorganisationen das angemessene Interesse, so ist bei dem Geist, der in dem Ausschuß herrscht, mit Sicherheit zu erwarten, daß die Frauensache die nötige Förderung erfährt und vor Schädigungen bewahrt bleibt.

Für den Entschluß zur Beteiligung an der Ausschußarbeit muß für die weiblichen Organisationen die Erwägung ins Gewicht fallen, daß nach Art der Frauenarbeit in verschiedenen der in Frage kommenden Berufe auch im günstigsten Falle nur eine kleinere Zahl von Frauenorganisationen den männlichen Vereinen und Verbänden gegenübergestellt werden können. So gibt es z. B. im Bereiche der Eisenbahnverwaltung nur eine einzige weibliche Organisation gegenüber zahlreichen männlichen. Daher muß jeder weibliche Berufsverein, der der Sache fernbleibt, sich bewußt sein, daß er dadurch die Frauensache unendlich mehr schädigt, als etwa eine fernbleibende Männerorganisation die Sonderinteressen der männlichen Lehrer und Beamten. Bei der viel kleineren Stimmenzahl, die die Frauen für die Ausschußarbeit aufzubringen vermögen, fällt jeder Ausfall sehr schwer ins Gewicht.

Hoffen wir, daß die Frauen die Forderung des Tages, welche die durch den Arbeitsausschuß geschaffene Interessenvertretung ihnen auferlegt, in ihrer Tragweite erkennen und die neuen Wege gehen, die sich ihnen öffnen. Sonst könnte der Tag kommen, an dem sie ihr Zaudern und ihre Teilnahmlosigkeit beklagen, die sie an vielleicht schweren Schädigungen gerechter Fraueninteressen mitschuldig machten.

Die Adresse des Vorsitzenden des „Arbeitsausschusses zur Herbeiführung einer zeitgemäßen Regelung des Beamtenrechts", Herrn' Chefredakteurs Alb. Falkenberg, ist Berlin-Friedenau, Kaiserallee 70; zur Auskunfterteilung ist auch die Geschäftsstelle des Verbandes Deutscher Reichs-Post- und Telegraphenbeamtinnen Berlin N. 58, Schönhauser Allee 129, bereit.

Digitized by Google

Städtische Lesehalle BERLIN Dennewitz-Str.

Die Berufe der weiblichen Blinden und ihre Verdienstaussichten.

Nachdruck verboten.

Wollen wir die weiblichen Blinden in dem für sie doppelt schweren Kampf um eine Existenz zeigen, dann müssen wir ein sehr ernstes Bild entrollen. Aber soll hier wirlich etwas gebessert werden, so ist es wohl vor allem nötig, zu zeigen, wo die Hilfe einsetzen kann.

Die Zahl der für die Blinden in Betracht kommenden Berufe ist vorerst noch beschränkt. Es wurde zwar in letzter Zeit mehrfach angeregt, blinde Mädchen als Korrespondentinnen auszubilden, oder sie in der Zigarrenindustrie zu beschäftigen. Ob sich das durchführen läßt, muß die Zukunft erst lehren. Hier sei einmal nur die Rede von den bis jetzt schon in Frage kommenden Berufen. Es sind da zu nennen: der Beruf der wissenschaftlichen, Sprach- oder Musiklehrerin, Masseuse, Handwerkerin und Handarbeiterin. Der Beruf einer wissenschaftlichen Lehrerin ist den weiblichen Blinden insofern zugänglich, als sie an Seminaren aufgenommen und auch zum Examen zugelassen werden. Doch wird ihnen schon bei der Aufnahme mitgeteilt, daß sie keine Aussicht auf staatliche Anstellung haben. Trotzdem ergreifen immer wieder intelligente blinde Mädchen diesen Beruf, in der Hoffnung, an einer Blindenanstalt Anstellung zu finden, was in Frankreich auch häufig geschieht. Hier in Deutschland haben diese Bestrebungen meist denselben negativen Erfolg wie diejenigen, durch das Erteilen von Nachhilfestunden einen Erwerb zu finden. Auch die Verdienstaussichten der Damen, welche sich speziell die Musik oder fremde Sprachen als Lehrfach wählten, sind nicht viel besser. Wollen sie ihre vielfach staatlich geprüften Kenntnisse überhaupt verwerten, so sind sie oft gezwungen, das schon für ein Stundenhonorar von 50 ₰ zu tun.

Die Massage kommt für Deutschland als Blindenberuf erst seit etwa 10 Jahren in Betracht. Ärztliche Autoritäten, unter anderen der vor einigen Jahren verstorbene Berliner Universitätsprofessor Zabludowski und Dr. Eggebrecht-Leipzig, haben gerade diesen Beruf als sehr geeignet für Blinde erklärt und sind mit Wort und Tat warm für die Ausbildung Blinder in Massage eingetreten. Doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Aufmerksamkeit der Ärzte und ihrer Patienten genügend auf diesen Blindenberuf zu lenken. So kommt es, daß auch diejenigen, die sich diesem Berufe zuwandten, noch schwer unter Arbeits- und Verdienstlosigkeit zu leiden haben.

Als Handwerke kommen für die weiblichen Blinden Stuhlflechten, Besen- und Bürstenbinden und vereinzelt auch das Klavierstimmen in Betracht. Zu letzterem sind neben guter Gesundheit und einem fein ausgebildeten Gehör aber auch starke Nerven erforderlich, die bei den weiblichen Blinden nicht immer anzutreffen sind. So überläßt man diesen Beruf fast immer den männlichen Blinden. Stuhlflechten und Bürstenbinden kann man wohl als die weitverbreitetsten Blindenberufe bezeichnen. Soweit sie unter der Protektion einer Anstalt oder eines Fürsorgevereins betrieben werden können, sind sie bis jetzt noch immer am lohnendsten. Beim Stuhlflechten können Tagesverdienste erzielt werden, die zwischen 1,70 ℳ und 2,20 ℳ schwanken. Besonders flinke und exakte Arbeiterinnen können einen Tagesverdienst von 2,50 ℳ erzielen. Beim Bürstenbinden sind die Verdienste schon wieder etwas niedriger. Doch kann auch hier ein Tagesverdienst von 1,60 ℳ bis 1,70 ℳ erreicht werden. Dies sind aber immerhin auch Berufe, die nur dort

Digitized by Google

einigermaßen gesichert erscheinen, wo die Handwerkerinnen in Anstalts- oder Vereinswerkstätten beschäftigt werden, oder die zu Hause angefertigten Arbeiten von den genannten Institutionen zum Verkauf übernommen werden können.

Ganz besonders ernst ist die Lage der blinden Handarbeiterin. Hier muß durchschnittlich mit einem Tagesverdienst von 50 *Pf.* gerechnet werden. Es gibt wohl einzelne Artikel, mit denen ein höherer Verdienst zu erzielen wäre, aber es fehlt an Gelegenheit, sie umzusetzen. Die Maschinenstrickerin hat noch die besten Verdienstchancen unter den Handarbeiterinnen. Aber um diese ausnützen zu können, muß es ihr gelingen, von einem Geschäft oder einer Anstalt ständig Aufträge zu erhalten. Daß den Anstalten und Fürsorgevereinen in bezug auf Arbeitsvermittlung hier aber auch Grenzen gezogen sind, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Statistik. Es gibt in Deutschland 34 000 Blinde, denen etwa 50 Anstalten und Vereine gegenüberstehen.

Hier heißt es, auf Auswege sinnen, die zu einer Aufbesserung der Verdienstaussichten führen können. Kehrt die Blinde nach der Ausbildung in der Anstalt in die kleinen Verhältnisse zurück, aus denen sie meistens stammt, dann tritt die Notwendigkeit des Geldverdienens oft recht schroff an sie heran. Wie die Verhältnisse in den Arbeiter- und Handwerkerfamilien nun einmal liegen, ist es Pflicht für jede Hand, die sich dort nach Brot ausstreckt, dasselbe auch verdienen zu helfen. Das wird der einzelnen Blinden bei dem heute bis aufs höchste gesteigerten Konkurrenzkampf und dem sich meist bitter fühlbar machenden Mangel an Absatz aber immer schwieriger.

Der Wunsch, die kläglichen Verdienstaussichten etwas zu heben, sowie der Gedanke, die Mädchen zur Betätigung in Küche und Haus anzuleiten, damit sie in verdienstlosen Zeiten durch Übernahme der Hausarbeit die Hausfrau entlasten und in den Stand setzen, sich lohnende Beschäftigung zu suchen, führte vor etwa drei Jahren zur Gründung einer Frauenzeitung in Blindendruck. Diese Zeitschrift „Die Frauenwelt" besteht aus einem Hauptblatt, das allgemein interessierende Artikel bringt, einer Kochbuch- und einer Handarbeitsbeilage, die ihren Leserinnen Anleitung zu modernen Handarbeiten, wie Bast-, Peddigrohr-, Perl-, Knüpf-, Smyrna-, Klöppel- und Frivolitätenarbeit gibt.

Der geistige Verkehr und Gedankenaustausch, den diese Zeitschrift unter den weiblichen Blinden ermöglichte, führte zur Gründung des Vereins der blinden Frauen und Mädchen, der die Bestrebungen der weiblichen Blinden energischer und wirksamer vertreten kann, als das einer Zeitschrift möglich ist.

Was leistet nun aber der Verein der blinden Frauen und Mädchen? Zunächst wurde es durch Vereinsgründung möglich, „Die Frauenwelt" den Mitgliedern zu dem billigen Preise von *M* 2 zu liefern, obgleich die Herstellungskosten in dem teuren Blindendruck bedeutend höher sind. Solche Mädchen, denen es schwer wird auch diesen kleinen Beitrag zu zahlen, erhalten Freiexemplare.

Gleichzeitig mit dem Verein wurde ein Leihinstitut für Handarbeitsmuster, Musterbeschreibungen und selten gebrauchte oder schwer zu beschaffende Arbeitsgeräte ins Lebeu gerufen, das von jedem Mitgliede unentgeltlich benutzt werden kann. Diese Einrichtung wurde von unseren Mitgliedern besonders freudig begrüßt und während ihres kurzen Bestehens schon recht eifrig benutzt.

Ferner wurde ein Unterstützungsfonds gegründet, aus dessen Zinsen Geldunterstützungen an besonders bedürftige Mitglieder gewährt werden sollen. Dieser Fonds, in dem sich am Ende des ersten Geschäftsjahres, Dezember 1913, 1100 *M.* befanden, muß allerdings erst noch anwachsen, ehe wir an die Verteilung von Unterstützungen denken können.

Sollen wir nun wirklich die gesteckten Ziele erreichen, sollen die Hoffnungen, welche viele unserer Mitglieder auf den Verein setzen, in Erfüllung gehen, dann bedürfen wir der Unterstützung der weitesten Kreise, sowohl in finanzieller als auch in ideeller Hinsicht. Wir hoffen durch Anschluß an Frauenvereine und Privatpersonen unserem Ziele immer näher zu kommen, vor allem aber durch Empfehlung

Digitized by Google

unserer Mitglieder und durch Vermittlung von Aufträgen die Erwerbsmöglichkeit zu heben.

Wir wenden uns daher auch an die Leserinnen dieses Blattes mit der herzlichen Bitte, dem Verein der blinden Frauen und Mädchen als unterstützende Mitglieder beizutreten, um dadurch auch ihrerseits an der Besserung der ernsten Lage der weiblichen Blinden mitzuhelfen. Der Mindestbeitrag ist auf 2 *M* festgesetzt und wird in dem im Herbst erscheinenden Tätigkeitsbericht quittiert.

Eine einmalige größere Spende fließt dem Unterstützungsfonds zu. Zu jeder weiteren Auskunft sind stets gerne bereit

Mina Roth, Hanau a. M., Hospitalstr. 7
1. Vorsitzende.

Erna Goldschmidt, Frankfurt a. M., Kettenhofweg 57
1. Schriftführerin.

Diskussion.

Noch einmal: die Suffragettes.

Es ist festzustellen, daß das Berliner Tageblatt seit kurzem einen etwas angemesseneren Ton in der Behandlung der englischen Stimmrechtsbewegung angeschlagen hat. Herr Emil Ludwig hat ein übriges getan und ein Feuilleton geschrieben über „die anderen Suffragetten“ (Nr. 355), in dem er seinen Standpunkt durch einige mühsame Geistreicheleien und neue Unrichtigkeiten und haltlose Behauptungen zu retten sucht.

Die anderen Suffragetten, — so und nicht anders benennt er die zahlreichen Stimmrechtsorganisationen, die mit Recht ein großes Gewicht darauf legen, sich schon durch den Namen von den Suffragettes deutlich abzuheben. Dieses „unlogische“ Recht, das sich jeder Journalist nimmt, dem sein Name nicht gefällt, bestreitet ihnen Herr Ludwig; er findet den Namen Suffragettes „ethymologisch“ richtig und braucht ihn auf die nicht unwillkommene Gefahr hin, seine Leser zu verwirren.

Herr Ludwig konzentriert seine Betrachtung in dem Vorwurf gegen die konstitutionelle Frauenstimmrechtsbewegung, daß sie nicht genug täte, ihren Abscheu gegen die Suffragettes bekanntzumachen. Er hat eine Dame des Vorstandes jener Organisation interviewed und ihr gesagt: „Warum lassen Sie nicht jede neue Mitgliedschaft von der bündigen Erklärung abhängen, daß, wer Ihnen beitritt, leidenschaftlicher Gegner der militanten Frauen ist? Warum lassen Sie nicht Ihre gesamte Arbeit stehen und liegen, und werfen sich in eine Agitation größten Stils gegen die Gewalttätigen? Das Feld ist frei, ganz England wartet auf eine solche Agitation! Nichts würde Ihren Gedanken populärer machen als der entschlossene Kampf gegen ein paar tausend Frauen, vor denen ein von seiner Regierung nicht geschütztes Land zittert, weil sie ihre krankhafte Zerstörungswut mit dem Namen einer Idee zu bemänteln wissen.“ So will Herr Emil Ludwig jener Engländerin gegenüber geredet haben.

Ich stelle mir vor, daß zu mir ein englischer Journalist käme, und mir Ratschläge für die Handhabung meiner deutschen Angelegenheiten gäbe. Ich weiß nicht einmal, ob ich so höflich wäre wie jene Engländerin. Ich würde ihm wahrscheinlich noch etwas runder sagen, daß ich und meine Landsleute diese Dinge wohl besser zu beurteilen verstünden. Zumal, wenn er mir mit solchen lächerlichen Vorschlägen käme.

Digitized by Google

Was heißt denn: „eine Agitation größten Stils?“ Die konstitutionellen Stimmrechtsorganisationen fassen bei jeder Generalversammlung die schärfsten Resolutionen gegen die Suffragettes. Es gehört deshalb auch ohne Herrn Ludwigs Vorschläge niemand zu ihnen, der nicht Gegner der Militanz wäre. Sie verbreiten diese Resolutionen so gut und so zahlreich sie können. Herr Ludwig betont, daß die Resolutionen „ganz kleines Format“ hätten, als ob er andeuten wollte, daß man dieses Format wähle, um sie möglichst unwirksam zu machen! Da alle englischen Zeitungen, denen die Resolutionen in diesem kleinen Format zugehen, sie ihrem großen Leserkreise übermitteln, so gibt es tatsächlich in ganz England keinen Menschen, der nicht wüßte, daß die Militanz von allen anderen Organisationen abgelehnt wird. Was sollen sie nun noch weiter tun? Sollen sie sich etwa an den Lynchversuchen des Pöbels beteiligen oder dazu aufhetzen? Sollen sie sich aufmachen und unter Frau Pankhursts Logis eine Bombe legen? Eben das, was Herr Ludwig über die korrumpierende Wirkung dieser anarchistischen Methoden sagt, hat noch gerade der große Bund der liberalen Frauen in einer scharfen Erklärung sogar gegen die Regierung ausgesprochen. Was bleibt denn übrig als solche Erklärungen? Solange Herr Ludwig das nicht zu sagen weiß, sind seine Reden einfach Geschwätz, das nur schlecht die Nebenabsicht verbirgt, eine große freiheitliche Bewegung zu diskreditieren.

Des weiteren verbreitet sich Herr Ludwig wieder über die „Feigheit“ der Suffragettes. Die Gewaltakte würden feige und ohne alles Risiko in die Wege geleitet. Die Verbrecherinnen lachten nach ihrer Verurteilung dem Richter in die Zähne: „Nach drei Tagen Hungerstreik bin ich wieder frei.“ Zufällig hat gerade jetzt Mr. Mc Kenna öffentlich genug, als daß Herr Ludwig es drüben hätte lesen können, festgestellt, daß bei den „Verbrecherinnen“, d. h. den Brandstifterinnen, Bilderzerstörerinnen usw. die Katz- und Maus-Act nicht angewendet wird, sondern die Zwangsfütterung. Eine Anzahl von Ärzten hat nämlich bei Mc Kenna eine Petition gegen die Zwangsfütterung eingereicht, und Mc Kenna hat diese Auskunft gegeben. Diese Verbrecherinnen also läßt man nicht heraus — begreiflicherweise, weil sie ja sofort wieder ähnlichen Schaden anrichten könnten —, sondern man unterzieht sie einer Prozedur, die von allen Sachkundigen als eine Folter ohnegleichen geschildert wird. Abgesehen davon, daß, auch nach Mc Kennas Meinung, die stete Wiederholung von Hunger- und Durst-Streik bis an die Grenze der Lebensmöglichkeit wohl auch ein „Risiko“ genannt werden darf, kann man also bei den schwereren Verbrecherinnen von Feigheit vollends nicht reden. Was mir aber feige scheint, das ist, mit dem sicheren Rückhalt der Erklärung Mc Kennas, er werde es unter keinen Umständen zu einem Märtyrertod kommen lassen, zu behaupten, die Frauen würden nicht den Mut haben, zu sterben. Auch hier wird wohl die englische Regierung, die es unter keinen Umständen darauf ankommen lassen will, etwas besser Bescheid wissen als Herr Ludwig. „Eine einzige Frau, die Mut bewiese und wirklich ihr Leben aufs Spiel setzte um eines Gedankens willen, der den Gewalttätigen nur Vorwand ist, würde allen Männern tiefer imponieren als alle feigen Zerstörungen ohne Aussicht auf exemplarische Strafe auf der einen und alle Stimmrechtsvereine auf der anderen Seite. Plötzlich hätte die Bewegung einen Helden, heute hat sie nur arbeitsame Köpfe und Gassenbuben.“

Nun, es ist nach allem Vorangegangenen nicht sehr logisch, daß Herr Ludwig verspricht, sich durch einen „Helden“ unter den Suffragetten bekehren zu lassen. Aber wir wollen es zur Kenntnis nehmen. Vielleicht wird doch, trotz aller Umsicht der Regierung, sich noch zeigen, daß Herrn Ludwigs Risiko bei diesem Versprechen größer war, als er jetzt annimmt. Bis dahin werden wir es nach wie vor bedauern, daß eine große liberale Zeitung dieses Ranges eine große freiheitliche Bewegung mit solchen Feuilletons abspeist.

Man wird auch auf die Ratschläge des Herrn Ludwig das Wort anwenden dürfen, das in einem Aufsatz voll Gerechtigkeit und Noblesse Professor Mendelssohn-Bartholdy aus Würzburg im Juniheft der Deutschen Strafrechts-Zeitung sagt: „Daß aber auch in dem

Digitized by Google

bösartigsten und gemeingefährlichsten Suffragettendelikt noch dieser innerste Kern von Rechtsfanatismus steckt, das macht die Bekämpfung für die Justiz so schwer und läßt auch die schärfsten Gegner des Frauenstimmrechts und die Politiker, die unter den persönlichen Angriffen der Militanten am meisten zu leiden haben, nicht zu leichtherziger Anwendung der Gewalttaten schreiten, die ihnen jeder Zeitungsschreiber und jede ‚Stimme aus dem Publikum' empfiehlt."

Wir haben genügend — auf dem Groß-Lexikon-Format dieser Zeitschrift — unsere vollständige Ablehnung der Methoden der Suffragettes zum Ausdruck gebracht, um uns diesem gerechten und verständnisvollen Urteil ganz anschließen zu können.

Helene Lange.

Theorie und Praxis der gewerblichen weiblichen Fortbildungsschule.

Im V. Verwaltungsbericht des preußischen Landesgewerbeamtes ist ein Referat des Ministerialdirektors Dr. Neuhaus wiedergegeben, das durch seine ebenso erstaunliche wie uns leider nicht unbekannte Logik im Verhältnis von Theorie und Praxis eine Beleuchtung verdient. Es handelt sich um die weibliche Fortbildungsschule. Wir zitieren zunächst den Referenten:

„Die Frage nach der Gestaltung des gewerblichen Fach- und Fortbildungsunterrichts der weiblichen Jugend gehört meines Erachtens zu den schwierigsten Problemen, die uns gestellt sind, sie steht auch im Vordergrunde des öffentlichen Interesses, und die moderne Frauenbewegung hat sich der Frage mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit bemächtigt und versucht, die Lösung zu beeinflussen.

Meine Herren! Je mehr diese Frauenbewegung sich den von der Natur gegebenen und historisch überkommenen Bindungen entgegensetzt, je mehr sie die Erhaltung der Familie und der Nation, wenn nicht ganz ablehnt, so doch in die zweite Linie schiebt, statt dessen aber nach ökonomischer und rechtlicher Selbständigkeit und nach politischer Geltung strebt, um so mehr wird es Aufgabe der Staatsregierung und aller sonst Berufenen sein, dafür zu sorgen, daß bei der Erziehung der weiblichen Jugend die natürlichen Lebenszusammenhänge: Gattung, Familie und Nation nachdrücklich betont werden. Im letzten Novemberheft der Preußischen Jahrbücher hat eine Frau Anna Schellenberg unter dem Titel ‚Die wirtschaftlichen Tatsachen und die Ziele der Frauenbewegung' einen sehr lesenswerten Aufsatz veröffentlicht, in dem diese Fragen ausführlich behandelt werden. Sie sagt u. a.:

‚Wie der Sozialismus, ist die Frauenbewegung rein sozial und wirtschaftlich orientiert, wie dieser eine internationale Erscheinung. Wie beim Sozialismus, wie bei allen Kämpfen großer Massen ist der ethische Grundsatz der eudämonistische: „Das größte Glück der größten Anzahl der gerade jetzt Lebenden." Nur daß bei den Frauen noch das Wort „Frauen" hinzutritt, und so das an sich schon verwerfliche Prinzip eine ganz andere gefährliche, zerstörende, weil auf eine Gruppe beschränkte Prägung erhält. Wie beim Sozialismus ist ihre Doktrin rationalistisch und ihre Ethik utilitaristisch und darum abgewandt von der Historie wie vom Glauben an ein Absolutes. Wie beim Sozialismus umschließt ihr selbstgewähltes Gebiet nicht Persönlichkeit, Familie, Nation, sondern Beruf, Organisation — wirtschaftlich und politisch —, Gesellschaft. Ökonomische Funktionsform also an Stelle lebendiger Daseinswerte, Beziehungen an Stelle von Wesen.'

Dies alles gilt wohlgemerkt von der bürgerlichen Frauenbewegung, bei der sozialdemokratischen ist es ja selbstverständlich. Ist diese Charakteristik zutreffend — und ich glaube, sie ist es —, so wird man den Bestrebungen der modernen Frauenbewegung, maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung des Fach- und Fortbildungsschulwesens für die weibliche Jugend zu erlangen, mit einer gewissen Vorsicht begegnen müssen."

So weit zunächst der Herr Ministerialdirektor.

Typisch ist daran die Art, sich über die Frauenbewegung zu unterrichten. Ihr gegenüber gilt nämlich bei vielen eine merkwürdige Methode der Quellenforschung, die etwa auf den Grundsatz zu bringen wäre: man studiert eine Partei am besten aus der Darstellung ihrer Gegner. Man studiere die Interessen der deutschen Industrie aus dem Organ des

Digitized by Google

Bundes der Landwirte oder die konservative Politik aus dem „Vorwärts". Mit demselben Nutzen und Effekt kann man die Frauenbewegung aus einem Aufsatz von Frau Schellenberg studieren, dessen sozialpolitische Dilettantismen und Torheiten übrigens im weiteren Verlauf einen Fachmann wie den Ministerialdirektor des Landesgewerbeamtes wohl von der Unorientiertheit der Verfasserin hätten überzeugen können. Aber so etwas stört den nicht, der gern ein eigenes Vorurteil bestätigt zu sehen wünscht.

Tatsächlich hat nicht die Frauenbewegung sich „von der Natur gegebenen und historisch überkommenen Bindungen" entgegengesetzt, sondern eine wirtschaftliche Entwicklung, an der die Frauenbewegung ganz unbeteiligt ist, hat diese Bindungen aufgelöst. Die Frauenbewegung will nichts anderes als helfen, daß die Tatsache dieser Auflösung anerkannt wird, soweit sie besteht, und daß man, statt gefühlvolle und romantische Betrachtungen darüber anzustellen, die praktischen Maßnahmen ergreift, die sie notwendig macht.

Merkwürdigerweise nun muß Herr Ministerialdirektor Neuhaus, nachdem er die Frauenbewegung und ihre Betrachtung der wirtschaftlichen Notwendigkeiten abgelehnt und sich für Frau Schellenbergs wirklichkeitsfremde Verherrlichung der „natürlichen" Aufgaben der Frau so ganz und gar eingesetzt hat, einen glorioſen Rückzug antreten, um auf die Tätigkeit seiner eigenen Verwaltung zu kommen. Er fährt nämlich mit Bezugnahme auf Frau Schellenberg fort:

„Meine Herren! Das alles kann man unterschreiben, aber ein anderes ist es, sich mit diesen Fragen in einem wissenschaftlichen Aufsatz theoretisch auseinanderzusetzen, ein anderes in der Staatsverwaltung verantwortlich der Not des Tages gerecht zu werden. Und in der Staatsverwaltung bei der Regelung des Fach- und Fortbildungsschulwesens für die weibliche Jugend kommen wir um die harte und ganz gewiß unerfreuliche Tatsache nicht herum, daß in der deutschen Industrie eine halbe Million Ehefrauen gewerblich tätig sind, daß Hunderttausende von Frauen und Mädchen beruflich tätig sein müssen, um leben zu können."

Na also! Besser kann die Frauenbewegung auch nicht argumentieren! Aber indem der Herr Ministerialdirektor das „Absolute" der Frau Schellenberg endgültig verläßt und sich den Realitäten zuwendet, macht er ihr in der Tür noch einmal eine Rückwärtsverbeugung.

„Freilich, eins werden wir nicht außer acht lassen dürfen, der natürliche Beruf der Frau ist und bleibt, Hausfrau und Mutter zu sein, und wenn die wirtschaftliche Entwicklung es — leider Gottes — dahin gebracht hat, daß viele Frauen dazu verdammt sind, diesen ihren natürlichen Beruf zu verfehlen oder die sich daraus ergebenden Pflichten hintanzusetzen, um nur leben zu können, so kann das für die Verantwortlichen kein Anlaß sein, diesen ersten und Hauptberuf der Frau zu ignorieren; aber wir werden doch bei der Einrichtung der Fortbildungsschulen für die weibliche Jugend nicht ganz außer acht lassen dürfen, daß diese Jugend auch Anspruch darauf hat, beruflich gefördert zu werden, damit nicht die Frauen gerade auf die sogenannte „ungelernte Arbeit" angewiesen bleiben. Daraus ergibt sich eine unerwünschte Zwiespältigkeit der Ziele dieser Schulgattung, die in abstracto nicht zu versöhnen sind. Gleichwohl wird sich von Fall zu Fall unter sorgfältiger Beachtung der örtlichen Verhältnisse eine befriedigende Gestaltung gewinnen lassen. Zu verwerfen ist meines Erachtens die Auffassung, als ob es Ziel und Aufgabe der Fach- und Fortbildungsschulen sein könnte, die Weiblichen beruflich so weit zu fördern, daß sie in dem Wettbewerb mit Männern auf gleiche Bezahlung wie diese rechnen könnten. Es gehört das bekanntlich zu den Zielen der Frauenbewegung. Die Führerinnen gehen dabei meines Erachtens von der irrigen Voraussetzung aus, daß es die mindere Berufstüchtigkeit sei, die die Frauen bei dem Wettbewerb zu Lohndrückern werden ließe. Nicht die mindere Berufstüchtigkeit, sondern ceteris paribus, die von der Natur gegebene mindere körperliche Leistungsfähigkeit bewirkt es, daß die Frau mit geringerem Lohn fürlieb nehmen muß."

Auch dieser Schlußkompromiß ist uns zu geläufig. Die Frauenbewegung fordert die gleiche berufliche Schulung der Mädchen nicht nur „eudämonistisch", um der gleichen Bezahlung an sich willen, sondern auch wegen der größeren Gefahr der minderwertig geschulten als lohndrückende Konkurrentinnen. Daß sie damit im Gesamtinteresse handelt, sehen jetzt

Digitized by Google

auch einsichtige männliche Berufsorganisationen ein. So faßte der Technikerverband angesichts der in seinen Beruf eindringenden minderwertigen Frauenarbeit den folgenden Beschluß:

> „Der Verbandstag hält eine baldige Regelung der Ausbildung und Betätigung der in die Berufsstellungen von männlichen technischen Angestellten eintretenden Frauen für dringend erforderlich und bekennt sich zu den grundsätzlichen Forderungen, daß 1. die Zulassung zum Unterricht an den staatlichen und staatlich anerkannten Fachschulen für Schüler beiderlei Geschlechts unter denselben Bedingungen hinsichtlich der praktischen Vorbildung erfolgt, 2. die Genehmigung zum Unterrichtsbetrieb an privaten Anstalten von der Erfüllung dieser Bedingungen abhängig gemacht werde, 3. unter der Voraussetzung gleicher Vorbildung in gleichartigen Stellungen für weibliche technische Angestellte, dieselben Arbeitsbedingungen gelten wie für männliche."

In dieser Resolution ist jedenfalls mehr Logik als in der Argumentation, daß die Frau ceteris paribus durch ihre geringere körperliche Leistungsfähigkeit zur Lohndrückerin wird. Worin sollte der Vorteil für den Unternehmer liegen, eine Frau an Stelle eines Mannes zu beschäftigen, wenn die Lohndifferenz nur Ausdruck ihrer quantitativen Leistungsdifferenz ist? Sein Vorteil liegt darin, für gewisse Leistungen, die sonst Durchgangsarbeit höher qualifizierter Angestellter und Arbeiter waren, eine Kategorie halbgelernter weiblicher Arbeitskräfte einzuschieben, die auf dieser Stufe genügen und nicht höher aufsteigen können. Oder er liegt, bei der ungelernten Arbeit, darin, die gleiche Leistung von der Frau billiger zu bekommen, weil ein Überangebot ungelernter weiblicher Kräfte da ist. In jedem Fall könnte die bessere berufliche Schulung den Lohndruck durch die Frauen vermindern.

Gertrud Bäumer.

Zur Frauenbewegung

Bildungswesen.

* **Eine neue akademische Preisträgerin** ist die 23jährige Medizinerin Ursula Sater, die den ersten Stiftungspreis der Universität München für eine Arbeit erhielt, die den Titel trägt: „Untersuchung der Wirkung kleinster Gaben von Äthyläther auf das isolierte Herz auf Grund der von Dixon angegebenen fördernden Wirkung des Alkohols auf das Herz." Die Arbeit trug ein Motto aus Goethes Maximen und Reflexionen: „Denken ist interessanter als Wissen, aber nicht als Anschauung." Das Fakultätsgutachten lautete, daß das mit Sorgfalt und großem Fleiß festgestellte Untersuchungsergebnis des Verfassers einen wertvollen Fortschritt bedeute zur Kenntnis über die Wirkung des Alkohols und des Äthers, so daß ihm der erste Preis zuzuerkennen sei. — Bei Öffnung des Kuverts ergab sich die Autorschaft einer Studentin.

* **Kunstakademie für Frauen in Düsseldorf.** Vom Stadtverband für Frauenbestrebungen in Düsseldorf geht uns folgende Zuschrift zu.

„Im Heft 10 des 21. Jahrganges der Zeitschrift ‚Die Frau' befindet sich unter der Rubrik ‚Zur Frauenbewegung' eine Notiz über die Errichtung einer Kunstakademie für Frauen in Düsseldorf, in der es u. a. heißt:

‚Man wird einige Bedenken darüber nicht unterdrücken können, ob die Errichtung einer besonderen Frauen-Kunstakademie statt der Eröffnung der Akademie für die Frauen der richtige Weg ist. Es wird damit ein Prinzip verwirklicht, dem im gesamten übrigen Hochschulwesen auf das entschiedenste entgegengearbeitet werden muß. Diese Bedenken könnten nur dann unterdrückt werden, wenn mindestens die Lehrer der Akademie auch bei den Frauen unterrichteten und wenn möglichst viel gemeinsame Klassen eingerichtet würden.'

Wir erlauben uns, zum Verständnis der Sachlage einige Punkte aus der vom ‚Stadtverband für Frauenbestrebungen' und der ‚Vereinigung Düsseldorfer Künstlerinnen und Kunstfreundinnen' eingereichten Petition mitzuteilen:

‚Nachdem wiederholte Eingaben um Zulassung von Frauen zu der Königlichen Kunstakademie in Düsseldorf auf bis jetzt nicht zu beseitigende Hindernisse gestoßen sind, ist in den interessierten Kreisen der Plan einer Kunstakademie entstanden. Es ist den künstlerisch begabten Frauen Düsseldorfs und der dichtbevölkerten Provinzen Rheinland und Westfalen bisher auch bei größten

Digitized by Google

Geldopfern keine Gelegenheit zu gründlicher, systematischer künstlerischer Ausbildung geboten..

Es ist daher dringend zu erstreben, daß den wirklichen Talenten unter den Frauen eine völlig gleichwertige und ebenso leicht zu erreichende Ausbildung zu Gebote stehe wie den Männern....

Für die Errichtung einer Frauenkunstschule in Düsseldorf erscheint der jetzige Zeitpunkt besonders günstig, da durch eine räumliche Annäherung an den Akademieneubau sich große Vorteile ergeben würden. Es wird dadurch möglich:

1. daß die Lehrer der Kunstakademie für Männer auch an der Frauenkunstakademie unterrichten können,
2. daß der Unterricht in einem Teil der theoretischen Fächer für die Schüler und Schülerinnen gemeinsam ist,
3. daß die Schülerinnen die Lehrmittel der Akademie, vor allem Bibliothek und Bildersammlung mitbenutzen,
4. daß bei einem Aufhören der Gründe gegen den gemeinsamen Unterricht für Männer und Frauen die Vereinigung der beiden Anstalten keine Schwierigkeiten macht.'

Aus dem Angeführten ist ersichtlich, daß die Düsseldorfer Frauenvereine nach wie vor die Öffnung der deutschen Kunstakademien für die Frauen als das erstrebenswerte Ziel ansehen, und daß bei der Errichtung einer besonderen Frauenakademie in Düsseldorf dieses Ziel immer im Auge behalten werden soll. Die jetzige Direktion hat bestimmte Zusagen gemacht, daß die neuen Frauenklassen dem Akademiedirektor unterstellt und von demselben Lehrkollegium unter Benutzung der vorhandenen Lehrmittel unterrichtet werden sollen."

Berufliches.

* **„Vertreterinnenlos."** Unter diesem Titel bringt „Die Lehrerin" (B. G. Teubner Verlag, Leipzig) Ausführungen von Franziska Ohnesorge, denen wir im Interesse der Lehrerinnen zu weitester Verbreitung mit verhelfen möchten.

„Die Aufgabe, einzuspringen, wo Krankheit oder Urlaub Vertretungen an einer Schule nötig machen, fällt im allgemeinen den jungen, Anstellung suchenden Lehrerinnen zu. Während man für die freiwerdenden Lehrerstellen anstandslos die jungen Lehrer vom Lande oder aus den kleinen Orten übernimmt, haben die Lehrerinnen in vielen Städten überhaupt keine Aussicht auf Anstellung, wenn sie sich nicht vorher einige Jahre als Vertreterinnen der Schulbehörde zur Verfügung gestellt haben. Die Stadt Berlin hat dies kürzlich offiziell festgelegt in einer Mitteilung, daß sie künftig auch Meldungen junger Lehrerinnen von außerhalb berücksichtige. Es heißt darin:

‚Da aber die Schulverwaltung einen großen Teil der zahlreichen Vertretungen erkrankter oder aus einem anderen Grunde beurlaubter Lehrer und Lehrerinnen durch weibliche Hilfskräfte decken muß, verlangt sie von den Bewerberinnen eine Ausstellung, daß sie zunächst sich für bezahlte Vertretungen zur Verfügung stellen.'

Über die Besoldung dieser Vertreterinnen aber gab die Magistratsnachricht folgenden offenherzigen Aufschluß:

‚Die Einnahmen aus den übertragenen Vertretungen reichen aber auch im letzten Jahre vor der Anstellung, wo in der Regel festes Monatsgehalt bewilligt wird, nicht aus, um aus ihnen die Kosten für den Lebensunterhalt, für Kleidung und Wohnung vollständig zu decken. Es muß deshalb geraten werden, daß sich nur solche junge Lehrerinnen von außerhalb um Anstellung im Berliner Gemeindeschuldienst bewerben, deren Eltern in der Lage sind, ihren Töchtern während der Tätigkeit als Vertreterin einen Zuschuß zu gewähren. Dies gilt sowohl für die wissenschaftlichen, für Volksschulen oder für höhere Schulen geprüften Lehrerinnen wie für die Fachlehrerinnen.'

Diese Bekanntmachung hat glücklicherweise in der Berliner Presse einiges Aufsehen erregt. Die ‚Tägliche Rundschau' gab sie mit den oben angewendeten Sperrungen wieder und knüpfte die Bemerkung daran:

‚Wie wir festgestellt haben, herrschen ähnliche Verhältnisse überhaupt in Groß-Berlin. Wir können diese Zustände nur lebhaft bedauern und hoffen dringend, daß möglichst rasch Wandel eintritt.'

Das ‚Berliner Tageblatt' aber beschäftigte sich in längeren kritischen Auseinandersetzungen damit und kam zu der Forderung, man solle den Vertreterinnen von vornherein ein festes auskömmliches Monatsgehalt geben und für ihre volle Beschäftigung sorgen, sei es, daß man sie in der beschäftigungslosen Zeit den überlasteten Rektoren als Schreibhilfe überweise, sei es, daß man sie zu täglich zweistündigem Unterricht unter der Aufsicht eines Rektors oder eines erfahrenen Lehrers verpflichte. Es bezeichnete den jetzigen Zustand als ‚der Reichshauptstadt wenig würdig', wies darauf hin, daß den Eltern der jungen Lehrerinnen schon dadurch weitere Geldopfer zugemutet würden, daß die städtische Schuldeputation noch die Ablegung einer weiteren Prüfung für den technischen Unterricht verlange, und hob den unberechtigt großen Abstand zwischen der in Berlin üblichen Besoldung eines 25jährigen Lehrers und einer ebenso alten Lehrerin hervor: 1220 *M*. An den vom Magistrat gewünschten Zuschuß der Eltern glaubte es nicht, sondern eher daran, daß man versuchen wird, die mangelhafte Einnahme in den ersten Jahren

Digitized by Google

durch Privatstunden zu erhöhen. ‚Die Folge davon aber ist, daß die Gesundheit schon frühzeitig untergraben wird und — daß nach erfolgter Anstellung das so sehr häufige Fehlen eintritt.‘

Hoffentlich merkt man sich für die Zukunft den hiermit festgestellten Zusammenhang zwischen der sozialen Notlage der jungen Lehrerinnen und den Lehrerinnenversäumnissen, und hoffentlich wirkt die Kritik der Tagesblätter dahin, daß nicht nur in Berlin, sondern auch anderswo diese Notlage nicht mehr derartig im finanziellen Interesse der Städte ausgenutzt wird.

Wenn infolge Lehrerüberflusses auch junge Lehramtskandidaten einmal das Schicksal der jungen Lehrerinnen teilen, so empfindet die Lehrerschaft und wohl auch die Öffentlichkeit das als unbillige Härte, was für die Lehrerinnen im allgemeinen als unabweisbare Notwendigkeit hingenommen wird. So hatte vor einiger Zeit die ‚Sächsische Schulzeitung‘ festgestellt, daß von den sächsischen Seminarabiturienten der Jahrgänge 1910/12 über 300 erst nach einem Jahre in eine Hilfslehrerstelle eingerückt waren. Gegen 200 waren über 1/4 bis zu 1/2 Jahr insgesamt stellenlos, über 50 noch über ein halbes Jahr hinaus. Sie schrieb dazu:

‚Nicht wenig Fälle hat es sicher gegeben, in denen junge Lehrer, die als Vikare tätig waren, mit Beginn der großen Ferien ihre Stellvertretung aufzugeben hatten, so daß sie während der Ferien natürlich ohne Bezahlung waren. Es muß bitter für einen jungen Mann sein, der, obgleich er gern arbeiten möchte, sich von seinen Eltern, die sich vielleicht selbst nicht in den besten wirtschaftlichen Verhältnissen befinden, noch ein weiteres halbes Jahr oder noch länger ernähren lassen muß. Wie kann ein Lehrer, der so oft wechseln muß, zu einer ruhigen und steten Arbeit kommen! Kann er mit Begeisterung erfüllt sein, wenn er sich sagen muß, daß er nur 8—14 Tage in dieser Stelle bleibt, um dann in eine andere zu gehen, in der ihm kein längerer Aufenthalt beschert ist? Für seine Ausbildung, für seine Vorbereitung zur Wahlfähigkeitsprüfung können solche Zeiten der Unruhe offenbar nicht von Segen sein... Eine Wandlung der Verhältnisse tut also sehr not.‘

Alles wahr und richtig; aber um wie viel mehr gilt es von den jungen Lehrerinnen, die nicht nur 1/4 oder 1/2 Jahr, sondern, wie die Berliner Zeitungen sagen, 4—5 Jahre in so unruhiger und unbefriedigender Weise arbeiten müssen. Vertretungen können nicht aus der Welt geschafft werden, und so werden junge Lehrkräfte diese Art der Arbeit immer wieder auf sich nehmen müssen; aber wenn man sie ihnen auch nicht ersparen kann, so sollte man sie doch wenigstens in den Stand setzen, sie frei von äußeren Sorgen leisten zu können.“

Rechtliche Stellung der Frau.

* **Die Freikonservativen und das Frauenstimmrecht.** Die Schlesische freikonservative Partei-Korrespondenz äußert sich folgendermaßen zum Frauenstimmrecht:

„Die Schlesische freikonservative Parteileitung hat, wie aus verschiedenen Nummern unserer Partei-Korrespondenz ersichtlich, bereits mehrmals ihre Stellung öffentlich dahin präzisiert, daß den Frauen in kommunaler wie kirchlicher Beziehung unbedenklich das Stimmrecht zu gewähren ist. Sie weiß sich in dieser Auffassung völlig eins mit ihrem verewigten Führer Wilhelm von Kardorf, der sich wiederholt als warmer Freund der Frauenbewegung bekannt und seiner Hoffnung Ausdruck gegeben hat, daß die Zeit seine Parteifreunde in dieser Beziehung eines Besseren belehren werde.“ Die schlesische Gruppe der Freikonservativen sollte sich nur ein wenig darum kümmern, daß die „Post“ etwas mehr im Geiste Kardorfs sich zur Frauenbewegung stellt. Übrigens hat schon die „Nordd. Allg. Ztg.“ über diese Erklärung der Freikonservativen Alarm geschlagen und sie als den Anfang vom Ende erklärt.

* **Neue soziale Ehrenämter für Frauen in Baden.** Die erste badische Kammer hat ein Gesetz über die Berufsvormundschaft angenommen, das bestimmt, daß dem Berufsvormund Frauen als Hilfspersonen beigegeben werden können. Ein Entwurf zum Rechtspolizeigesetz sieht die Ernennung von Frauen zu Gemeindewaisenräten vor.

* **Frauenstimmrecht in Dänemark.** Durch den Sieg der liberalen Mehrheit im Landthing (Oberhaus) des dänischen Parlaments ist die Verfassungsrevision und damit das Frauenwahlrecht in Dänemark absolut gesichert.

* **Die Aussichten des Frauenstimmrechts in Schweden** haben sich mit dem Rücktritt des liberalen Ministeriums naturgemäß verzögert. Die Frauen haben jetzt dem Ministerium Hamarskjoeld eine Petition mit 350 000 Unterschriften eingereicht, die ihren Eindruck nicht verfehlt hat. Wenn auch im Augenblick andere politische Aufgaben die Regierung beschäftigen und die Meinung des Kabinetts über das Frauenstimmrecht nicht so einheitlich ist wie unter dem früheren Ministerium, so scheint es doch, als ob der Stimmrechtsgedanke in konservativen Kreisen an Boden gewönne.

* **Gesetzliche Ehereform in Schweden.** Seit 1909 ist in Schweden eine parlamentarische

Digitized by Google

Kommission zur Revision des Familienrechts eingesetzt. Gegenwärtig hat diese Kommission unter Zuziehung von Sachverständigen, darunter 4 Frauen, neue Bestimmungen für die Ehescheidung aufgestellt. Sie schlägt vor, die Möglichkeit einer Trennung der Ehe für ein Jahr gesetzlich zu schaffen. Wenn beide Ehegatten den Antrag dazu stellen, kann diese Trennung gestattet werden, ohne daß sie Gründe dafür anzuführen brauchen. Wenn nach diesem Jahr Scheidung von beiden Teilen gewünscht wird, so kann sie ohne weiteres vollzogen werden. Fordert nur ein Teil die Trennung, so müssen Gründe angegeben werden. Als solche gelten: Verletzung der Unterhaltspflicht, Trunksucht, unsittliches Leben, Unvereinbarkeit der Charaktere und Überzeugungen. Bei Trunksucht und Verletzung der Unterhaltspflicht kann die Ehe auch ohne ein vorangehendes Jahr der Trennung sofort geschieden werden. Die Entscheidung darüber, ob die Gründe zur Scheidung ausreichen, liegt beim Richter. Wenn einer der Ehegatten wissentlich den anderen mit einer Geschlechtskrankheit infiziert, so kann der Infizierte binnen 6 Monaten Scheidung verlangen.

Die Entscheidung über die Kinder treffen die Eltern gemeinsam, können sie sich nicht einigen, so trifft sie der Richter.

* **Zum Frauenstimmrecht in der Kirche von England.** Im Leitartikel dieser Nummer ist über den denkwürdigen Beschluß der Generalsynode der anglikanischen Kirche betreffend das Frauenstimmrecht berichtet. Die Nachrichten über die Ausdehnung des Rechtes in den englischen Berichten wichen voneinander ab. Die Church Times, die den ausführlichsten Bericht über die Diskussion bringen (Nummer vom 17. Juli S. 86 und 87), geben an, daß der Antrag betreffend die Beschränkung der weiblichen Mitgliederzahl in der Gemeindevertretung auf ein Drittel der Gesamtheit angenommen sei. Es heißt da: „Die Versammlung nahm dann an (mit 94 gegen 61 Stimmen), daß nicht mehr als ein Drittel der Mitglieder der Gemeindevertretung Frauen sein sollten." Diesem Bericht entspricht die Angabe in unserem Leitartikel. Es scheint nun aber, als ob hier ein Fehler des Berichterstatters der Church Times vorliegt. Denn in allen nach Druck des Leitartikels dieser Nummer an uns gelangten späteren Berichten und Aufsätzen heißt es, daß die Zahl der wählbaren Frauen nicht beschränkt sei. Jedenfalls ist also in den Church Times „adopted" statt „rejected" gesetzt, und es ergibt sich, daß die Kirchenversammlung nicht nur die Beschränkung der weiblichen Mitglieder auf ein Drittel, sondern auch die in einem weiteren Antrag geforderte Festlegung auf die Hälfte der Gemeindevertretung abgelehnt hat. Sie hat den Frauen also das unbeschränkte aktive und passive Gemeindewahlrecht gegeben, und das, trotzdem sie wußte, daß die Zahl der weiblichen Wähler größer sein würde als die der Männer und sie deswegen unter Umständen auch in der Gemeindevertretung die Majorität haben würden. Abgelehnt wurde aber die Vertretung der Frauen in den Diözesansynoden, die ihrerseits die Vertreter des Church Representative Council zu wählen haben. Es scheint jedoch, als ob die unterlegenen Freunde dieses weiteren Frauenrechtes sich bei seiner Ablehnung nicht beruhigen werden. Denn es wird schon von einer Diözesanversammlung berichtet, die unter Führung ihres Bischofs beschloß, in der Frage der weiblichen Mitglieder für die Unabhängigkeit der Diözesen von diesem Beschluß der Generalsynode einzutreten.

* **Stimmrechtstaktik in England.** Der große Bund der liberalen Frauen in England hat bei seiner letzten Generalversammlung nur noch mit einer ganz knappen Majorität beschlossen, an der alten Taktik festzuhalten und die Unterstützung solcher liberaler Kandidaten, die sich nicht auf das Frauenstimmrecht festlegen, nicht zu verbieten. Innerhalb der liberalen Frauenorganisation hat sich nun eine liberale Frauenstimmrechtsorganisation gebildet, die eine schärfere Taktik den liberalen Kandidaten gegenüber empfiehlt. Die Gattin des Ministers Acland wies in einer kürzlich abgehaltenen Versammlung darauf hin, daß die schwächliche Haltung des liberalen Frauenbundes dahin führen werde, den Gegensatz zwischen Liberalismus und Arbeiterpartei zu verschärfen. Die Kandidaten der Arbeiterpartei sind festgelegt auf das Stimmrecht, wenn aber liberale Frauen ihre Hilfe ebenso wie ihren Stimmrechtsfreunden auch solchen Kandidaten zuteil werden ließen, die nicht für das Frauenstimmrecht eintreten, so sei das eine Benachteiligung der anderen und müsse Mißstimmung hervorrufen. Da zwei Drittel aller jetzigen liberalen Parlamentarier und fast die ganze liberale Presse auf seiten des Frauenstimmrechts wären, würde die Taktik, nur Stimmrechtsfreunde zu unterstützen, jetzt leicht durchführbar sein und Erfolg versprechen.

Digitized by Google

Bücherschau

Dichtung.

„Geschichten aus zwei Welten." Von Arthur Holitscher. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis 3 *M*, geb. 4 *M*.) Arthur Holitscher gehört eher zum Typus des feinen Journalisten als des Dichters. Er besitzt eine außerordentliche Empfindsamkeit für die ästhetische Auswertung bestimmter seelischer Spannungen, und auf die feine Sensation ist im Grunde auch jede seiner Geschichten angelegt. Dabei sind bestimmte Mischungen charakteristisch, z. B. Humor und Grausen in der Erzählung von dem jungen blühenden Kerl, der aus lustiger Renommiersucht vor einem Mädchen es dem Landstreicher nachtun will mit einer Fahrt als blinder Passagier unter dem Wagenboden eines Pazifik-Schnellzuges. Allen diesen Geschichten haftet das Flüchtige des Reisenden an. Ihre seelische Atmosphäre bestimmt ein Gefühl von dem Strom des Vergehens, in den die Menschen vergeblich ihre Anker werfen. Das macht wehmütig, mitleidig und leichtfertig zugleich und gibt eine besondere gefühlvolle Art von Humor. Das ist sehr anziehend in der wehmütig lustigen Geschichte von den alten Künstlern in Rom, die nicht spüren, daß ihre Jugend dahin ist und als Karnevalsgespenster einer vergangenen Zeit ein harmlos-peinliches samtberocktes und langhaariges Bohèmeleben führen.

„Beudel & Co." Ein Chikago-Roman von Henning Berger. S. Fischer Verlag, Berlin 1914. (Preis 4 *M*, geb. 5 *M*.) Man möchte fast glauben, daß dieser Roman mit dem schwedischen Auswanderungsproblem zusammenhängt. Bekanntlich ist die chronisch starke Auswanderung in Schweden eine schwere nationale Frage. Henning Berger schildert den erfolglosen Lebenskampf der schwedischen Auswanderer in Chikago an einem Schicksal, um das sich viele andere gruppieren. Sie alle zeigen, daß diese Menschen dem harten Macht- und Geldkrieg drüben nicht gewachsen sind und, wenn sie nicht geradezu unter die Räder kommen, so doch auch niemals ihre Träume erfüllt sehen. Henning Berger versteht es nun sehr gut und hat das auch schon in anderen Büchern gezeigt, das sichere, laut-energische Leben großer Städte aus der Stimmung dessen zu schildern, der heimatlos am Wege steht, ein wenig an die Wand gedrückt und im Grunde nicht dazu gehörig, aber doch abhängig mit seinem kleinen Schicksal von diesen großen wirtschaftlichen Gewalten. Alles gewinnt für ein solches Auge ein unheimliches, schreckhaft gesteigertes Leben. Der Glanz erscheint blendender, das unübersehbare Geflecht der Börsenvorgänge schicksalhafter, die Not hoffnungsloser, die Katastrophen gewalttätiger. Mit solchen von der Angst geweiteten Augen ist dieses Chikago gesehen, von solchen in hoffnungslosem Kampf zermürbten Nerven empfunden. So entstehen Visionen von ungeheurer Eindringlichkeit: Straßenbilder, Arbeitskämpfe, das Welthotel, die Börse, das Bureau der großen Dampferlinie. Daneben ist der eigentliche Roman nicht so sehr straff — man spürt, daß er sozusagen hinzuerfunden ist zu dem vorher vorhandenen Motiv.

„Das Gefängnis zum preußischen Adler." Eine selbsterlebte Schildbürgerei. Von Bruno Wille. Mit einem Bild des Gefängnisses. 1. bis 5. Tausend. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1914. (Preis 3 *M*, geb. 4 *M*.) Es war unter dem Regiment des Kultusministers Bosse, als Berlin einmal zu intensivem Nachdenken über die Bedeutung von Ministerialerlassen aus längst vergangenen Zeiten angeregt wurde. Auf Grund eines solchen Ministerialerlasses aus den 30er Jahren oder noch weiter zurück im vorigen Jahrhundert wurde dem Sprecher der freireligiösen Gemeinde, Bruno Wille, durch das Provinzial-Schulkollegium die Erteilung von Unterricht an die Kinder dieser Gemeinde bei hoher Geld- ev. Haftstrafe verboten. Die seltsame „Schildbürgerei", die dann folgte, bildet den sehr lehrreichen aber auch sehr fesselnden und interessanten Inhalt des vorliegenden Buches. Ob dabei wohl einigen die Augen aufgehen werden? — Aber die das nötig hätten, lesen es nicht. Zu ihnen würde auch die Poesie nicht sprechen, die das widersinnige Erlebnis verklärt und die Lektüre zu einem besonderen Genuß macht. Äußerlich endete die Angelenheit damals mit einem „auf unbestimmte Zeit" erteilten Urlaub aus dem Gefängnis, der heute noch währt.

„Rolf Tanner." Erzählung von Rudolf Blümel. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Pr. 2,50 *M*, geb. 3,50 *M*.) Ein nachdenkliches Buch für Pädagogen. Eine Jugendgeschichte, wie sie uns jetzt so oft geboten wird, aber echter und tiefer als manches Modeprodukt dieser Richtung. Was in der Seele eines heran-

Digitized by Google

wachsenden Jungen vorgeht, wird in kurzen Skizzen, die ihn handelnd und leidend zeigen, anschaulich dargestellt.

„Inlchen im Lande der Freiheit." Von Carolus Adolphus. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Preis geh. 2 *M*, geb. 3 *M*.) Wen es lockt, die amerikanischen Verhältnisse durch Rixdorfer Spießbürgeraugen und in Rixdorfer „Deutsch" aufzunehmen, der mag sich an diese nicht eben sehr wahrscheinliche Millionärsfrau Juleken Schunke wenden. Er wird zugleich eine nicht üble Satire auf den Reise-Spießbürger darin finden. Man sucht einen unsrer Diplomaten hinter „Carolus Adolphus" und spricht von „Enthüllungen". Es kann nicht eben als Gipfel des Geschmacks bezeichnet werden, die durch Juleken Schunke zu geben.

„Mit Kursbuch und Scheckbuch." Waggonbetrachtungen eines Mitteleuropäers. Von Hans von Kahlenberg. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Preis 2 *M*, geb. 3 *M*.) Das Buch ist auf ein flüchtiges Durchblättern im Coupé berechnet, wo man Leichtheit und — Seichtheit nicht eben schwer nimmt. Der Witz ist nicht immer echt. Aber die Verfasserin ist der Ansicht: „Das ganze Weib ist eine einzige Lüge. Was bliebe vom Weibe, wenn man alle Lüge wegnähme? Etwas ungeheuer Häßliches, ungeheuer Trauriges und gänzlich Überflüssiges: die Suffragette oder das Lasttier." — Sie muß es ja wissen.

Neuausgaben.

„Bibliothek der Romane." Band 30: K. Ph. Moritz: **Anton Reiser.** Band 31: Tolstoi: **Auferstehung.** Band 32: Oskar Wilde: **Das Bildnis des Dorian Gray.** (Preis pro Band 3 *M*.) Inselverlag, Leipzig. Auf eine bequeme Art den Anton Reiser lesen zu können, das literargeschichtlich so benannte Vorbild des Wilhelm Meister, mag manchen sehr literarischen Menschen willkommen sein. Ob ein breiterer Kreis über die Weitläufigkeit eines vorgoethischen Romans von einem nicht eben erstklassigen Erzähler zum Genuß der Zeit- und Kulturschilderung darin durchdringen kann, ist fraglich. Daß die sonst gut ausgewählte Serie gleichzeitig Wildes Dorian Grey und Tolstois Auferstehung herausbringt, ist ein Beweis ihrer Vielseitigkeit. Man möchte fast einen bewußten Einfall in einer Zusammenstellung sehen, bei der Tolstois gewaltiges Epos des Gewissens neben dem stärksten Dokument einer amoralischen Lebensanschauung steht. Die unausgesprochene Anweisung, beides nebeneinander zu lesen, wird sich jedem bewähren, der es versucht. Die Größe Tolstois und die verführerische Feinheit Wildes steigern sich gegenseitig.

„Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen." Herausgegeben von Ernst Wieneke. Weimar, Gustav Kiepenhauer, 1914 (Preis geb. 6 *M*). Die beiden Schlegel gehören zu den Frauen, mit denen die Literaten nicht müde werden, sich zu beschäftigen, und die immer wieder ein dankbares Lesepublikum in Aussicht stellen. Auch diese Briefsammlung wird es finden. Die umfangreichen Bände der Waitzschen und Erich Schmidtschen Ausgabe sowie die zweibändige Raichsche Ausgabe der Briefe von Dorothea sind selbstverständlich für eine wirkliche Vertiefung in diese vielverschlungenen Lebensschicksale und geistigen Werdeprozesse unentbehrlich; aber auch diese Auswahl gibt die Möglichkeit eines ersten Einblicks. Besondere Schwierigkeiten bot die Auswahl der Briefe von Dorothea, da dem Herausgeber die Benutzung des im Besitze der Veitschen Erben befindlichen literarischen Nachlasses versagt war. Dennoch ist es ihm gelungen, viel charakteristisches Material zusammenzubringen. Dem Bande sind vorzüglich reproduzierte Bilder beigegeben: Die bekannten von Caroline und von Auguste Böhmer, Dorothea nach einer Bleistiftzeichnung in der Varnhagensammlung, ein Jugendbildnis Friedrich Schlegels und das Selbstbildnis von Philipp Veit.

Philosophie, Pädagogik.

„Der Neubau des Lebens." Richtlinien von Ralph Waldo Trine. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb. Verlag von J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart. (Preis in elegantem Leinenband 4 *M*.) Der Neubau des Lebens ist für den Verfasser nur auf einem Grunde aufzuführen: auf dem des Christentums, aber im vollständigsten Gegensatz zum Christentum der Kirchen. Im Grunde sagt er altbekannte Dinge, wenn er nachweist, daß dies Christentum mit dem, was Jesus gewollt hat, keine Gemeinschaft mehr hat; dennoch ist die ganze Art seiner Darstellung und die Vollständigkeit seines Aufrisses wohl geeignet, diese Wahrheit mit aller Klarheit dem öffentlichen Bewußtsein nahezubringen. Und damit zugleich die Notwendigkeit einer Änderung und den Schaden, den die Gewöhnung an die Unwahrheit unserer jetzigen Stellung zur Religion für das geistige Leben mit sich bringt. — Es ist das letzte Werk des amerikanischen Denkers, das wir noch aus der Feder seines eifrigsten Jüngers in Deutschland in vorzüglicher Übertragung erhalten konnten; er hat den Schluß des Manuskripts auf seinem letzten Wege zur Post gegeben.

„Die Zukunftsschule." Von M. von Babo. Verlag von W. Spemann, Stuttgart 1914. Das Buch gehört zu denen, über die nicht ein kurzes Referat gegeben werden kann. Es faßt nicht mehr und nicht weniger als eine völlige Neugestaltung unseres Schulwesens ins Auge. Dafür ist ein Umfang von 200 Seiten nur gerade genug, und um sich ein einigermaßen zutreffendes Urteil darüber zu bilden, ob die Verwirklichung für eine nähere oder fernere Zukunft möglich ist, muß man es eben lesen. Ein paar Andeutungen über das, was den eigentlichen Inhalt bildet, seien in folgendem gegeben. Das Buch will die Schule zu einer echten Bildungsstätte des jungen Menschentums ausgestalten. Es will auf dem Gebiet der pädagogischen Prinzipien nichts spezifisch Neues bringen, da es kaum einen wirklich guten pädagogischen Gedanken gibt, der nicht schon irgendwo und irgendwann einmal ausgesprochen ist. Der einzige Punkt, in dem es Anspruch auf Neuheit macht, ist die

Digitized by Google

Art der praktischen Ausgestaltung der anerkannten pädagogischen Wahrheiten, d. h. also ihre Übertragung auf die Schulpraxis. Wenn die Verfasserin „Erziehen" auffaßt als „fürs Leben fähig machen", so muß sie einen andern Mittelpunkt für die Schule suchen als Schreiben, Lesen, Rechnen, deutsche Sprache und fremde Sprachen, die bisher ihren Mittelpunkt bilden. Es ergeben sich ihr von selbst vier Lebensfächer, die den Kernpunkt aller Schulbildung ausmachen sollen: Naturkunde, Gegenwartskunde, Erdkunde und Geschichte. Von diesen soll das zweite, nämlich die Gegenwartskunde, in die Kenntnis der Wirklichkeit einführen, je nach dem Entwicklungsgrad und der Aufnahmefähigkeit der Kinder. Die Übermittlung dieser vier Lebensfächer soll aber nicht im alten Stil als Gehörtes oder Gelesenes, sondern möglichst als Geschautes, Selbstgefundenes geschehen. Die Zukunftsschule soll erst im dritten Schuljahr mit dem Schreib- und Leseunterricht beginnen, nachdem in den beiden ersten Schuljahren ein planmäßiges Erweitern des kindlichen Vorstellungskreises durch Natur- und Gegenwartskunde vorausgegangen ist. Die Verfasserin führt nach diesen grundlegenden Ausführungen eingehend die Praxis der einzelnen Lebensfächer, ihre Verarbeitung durch das lebendige Wort (Vortrag, Singen, Sprachlehre, Fremdsprachen) sowie durch die darstellenden Fächer (Aufführen, Bauen, Modellieren und Zeichnen, Handarbeit) aus. Neben diese vier Lebensfächer treten dann als allgemeine Fächer Rechnen, Turnen und Religion. — Ein stärkerer Umsturz alles Bestehenden ist in der Tat nicht wohl denkbar. Es fragt sich, ob gerade das nicht ein Hindernis für die Reform sein wird. Wie können bei dem gegenwärtigen Zug auf praktische Verwertung alles Erlernten die breiten Schichten es riskieren, ihre Kinder nur zu „reinem Menschentum" bilden zu lassen? Der beste, ja vielleicht der einzige Weg, um die Möglichkeit einer solchen Reform zu beweisen, wäre die Durchführung in einzelnen Anstalten, wie man es mit den Landerziehungsheimen gemacht hat. Vielleicht ließe sich in der Tat von diesen aus eine solche Reform langsam in die Wege leiten. Daß sehr viel Tüchtiges und pädagogisch Wertvolles in dem Buch steckt neben manchem, womit man nicht übereinstimmen kann, wird die Lektüre lehren.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Buchenau, Dr. Artur. „Kurzer Abriß der Psychologie." Für den Unterricht an höheren Schulen, an Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, sowie für das eigene Studium. Berlin 1914, Georg Reimer.

Dümke, Gertrud. „Lehrbuch für den Zeichen- und Kunsthandarbeits-Unterricht in Mädchen-Fortbildungsschulen." Leipzig und Berlin. Julius Klinkhardt. Preis kart. 1,20 *M.*

Eckardt, Dr. Wilhelm. „Praktischer Vogelschutz." Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Theodor Thomas. Preis 1 *M.*

Förster, Dr. Ernst. „Pfadfinderinnen." Leipzig 1914. Verlag von Otto Spamer. Pfadfinderverlag.

Grassl, Medizinalrat Dr. „Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Ursachen und seine Bedeutung." Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten und München 1914.

Jeßner, Dr. S., Sanitätsrat. „Behandlung kosmetischer Hautleiden" (Schönheitsfehler). Dritte Auflage. Mit 11 Abbildungen im Text. Würzburg, Karl Kabitsch. Preis 2,50 *M*, geb. 3 *M.*

Kann, Dr. Arthur. „Die Schönheitsfehler der Haut und ihre Behandlung." Dritte Auflage. Berlin W. 30, Oscar Coblenz 1914. Preis 1 *M.*

Kiefer-Steffe, Margarete. „Erdenheimat, du liebe." Gedichte. Schweidnitz, L. Heege Verlag. Preis 1,50 *M*, geb. 2,50 *M.*

Kinkel, Walter. „Vom Sein und von der Seele." Gedanken eines Idealisten. Zweite, vermehrte Auflage mit Buchschmuck, von Ida Bleil. Gießen 1914, Alfred Töpelmann (vormals J. Ricker).

„Kultur und Fortschritt." Hefte für Volkswirtschaft, Sozialpolitik, Frauenfrage, Rechtspflege und Kulturinteressen. Gautzsch bei Leipzig, Felix Dietrich.

Allgemeiner Deutscher Frauenverein.

Wir suchen seit Jahren nach einem Exemplar des ersten Jahrganges der **„Neuen Bahnen"**, des i. J. 1865 von Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt begründeten Organs des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, besonders nach der ersten Nummer desselben. Sollte uns jemand mitteilen können, wo dieser Jahrgang sich noch in einer Bibliothek oder im Privatbesitz befindet, so würden wir im Interesse des Vereins sehr dankbar dafür sein. Auch von der ersten Frauenzeitung, die Louise Otto unter dem Motto: „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen" herausgab, hat sich, wie es scheint, kein Exemplar mehr erhalten. Wir möchten auch darauf unsere Nachforschungen richten. Zuschriften in dieser Angelegenheit erbitte ich unter meiner Adresse: Berlin-Grunewald, Gillstraße 9.

Helene Lange,
Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Helene Lange-Stiftung

Zum 1. Oktober d. Js. ist ein Stipendium von fünfhundert Mark zum Zweck einer wissenschaftlichen Arbeit zu vergeben. Bewerberinnen, die ihren Studiengang durch eine akademische oder Staatsprüfung abgeschlossen haben, wollen ihre Bewerbung bis zum 1. September an die unterzeichnete Vorsitzende einreichen. Der Bewerbung ist beizufügen:

1. ein selbstgeschriebener Lebenslauf;
2. Nachweise über Studiengang, wissenschaftliche Qualifikationen und den Zweck der Verwendung des Stipendiums.

Helene Lange, Berlin-Grunewald, Gillstraße 9.

Gymnasialkurse für Frauen.

Gegründet von Helene Lange 1893.

Vierjährige Vorbereitung auf die Reifeprüfung im Aufbau auf das Lyzeum.

(Bei besonders Begabten genügt auch Reife für Klasse I.)

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.

Prospekte. — Sprechzeit: Dienstags und Freitags 5—6.

Berlin W., Keithstrasse 11. **Martha Strinz,** Dir.

Digitized by Google

Levinger, Wilhelm. „Die Reform des Mietrechtes." 25 ₰

Katscher, Leopold. „Neue Beiträge zur Volkswohnungsfrage."

Pudor, Dr. Heinrich. „Familienpolitik." 50 ₰

Kempf, Dr. Rosa. „Das Interesse der Industrie an der Ausbildung der weiblichen Arbeiterschaft."

Bernays, Dr. Marie. „Lehrwerkstätten und Schulen in der Textilindustrie."

Liepmann, H. „Schulen für die Wäschekonfektion." 75 ₰

Bruns, Pfarrer P. „Kinderhandel." 50 ₰

Sorge, Marie. „Frauenlieder." Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1914. Preis brosch. 1,50, geb. 2,80 ℳ.

Strümpell, A. v. „Blutkreislauf und Arteriosklerose." Wien, Leipzig, Hugo Heller u. Cie. Preis 1 ℳ.

„Über Einrichtung von Volkskindergärten." Schriften des deutschen Fröbelverbandes. Frankfurt a. M. Druck von Gebrüder Knauer. Heft II.

Walter-Segel, Olga. „Und er soll dein Herr sein." Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. Leipzig, Wien.

Wegscheider, Prof. Dr. Rudolf, Haeckel, Geh. Rat Prof. Dr. Ernst, u. a. „Wilhelm Ostwald." Festschrift aus Anlaß seines 60. Geburtstags. Wien, Leipzig, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky.

Weichert, Ludwig. „Ellen Key und ihre Ethik." Eine Wertung ihrer Bedeutung für die deutsche Frauenwelt. Berlin SW. 61. Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt.

„Wissenschaft und Bildung." Leipzig, Quelle & Meyer. Preis pro Band geb. 1,25 ℳ.

Ewald, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. A. „Stoffwechsel und Diät von Gesunden und Kranken." 115 Seiten, mit Abbildungen und 1 Tafel.

Lienhard, Professor Friedrich. „Das klassische Weimar." 2. Auflage.

Frey, Professor Dr. A. „Schweizer Dichter." 168 Seiten.

Müller, Professor Dr. F. „Arznei- und Genußmittel, ihre Segnungen und Gefahren." 152 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen.

Stets vorrätig

die **Einbanddecke**

für

„DIE FRAU"

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit Frankfurt a. M.

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit.

I. Teil: **Pflegerische Ausbildung.**

II. Teil: **Theoret. Fachklasse.**

III. Teil: **Fortbildungskurs.**

Dauer der Ausbildung 2 1/2 Jahre.

Beginn der pflegerischen Arbeit sofort, der theoretischen Fachklasse 1. Oktober.
Prospekte durch die Direktion: **Große Friedbergerstraße 28 II.**

PARIS.

Für Lehrerinnen und Studentinnen,

die zum Studium des Französischen nach **Paris** gehen.

8 Rue Villejust 8.

Verein Deutscher Lehrerinnen in Frankreich.

Unter dem Schutze I. M. der Kaiserin.

Französische Lehrkurse: (Mit Beihilfe des Reichsschulfonds u. der Magistrate deutscher Städte).

1. Trimester 1913/14 vom 15. Oktober bis 31. Dezember.
2. „ „ „ 6. Januar „ 31. März.
3. „ „ „ 15. April „ 30. Juni.

Preis: 100 Francs das Trimester, 40 Francs den Monat.

Professoren der Sorbonne. Mitglieder der Pariser Universität.

Examen: Ostern. Anfang: Juli.

Näheres durch die Leiterin der Vereinskurse.

Antonie Pflücker, Officier d'Académie.

Braunfels a. d. Lahn

zwischen Taunus und Westerwald

Familien-Pension

von

Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. **Joachim Buslik.**

Bisher hat die Schule **163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums-** und **Röntgen-Assistentinnen** ausgebildet.

Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Digitized by Google

Pension von Kierski

BERLIN W 62
Lutherstr. 33
empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Welche Dame würde den Verkauf von **Brüsseler Damen-Wäsche und Blousen** an Private übernehmen? Offerten an **Boîte 818, Brüssel 1 (Belg.).**

Erstklassige Brikets

Michel

M. 7,40 für 1000 Stck.
Riesenformat 7, Halbsteine M. 0,73 für 1 Zentner, feinstes Brennholz billigst.
Michel-Briket-Vertrieb
Neukölln, Knesebeckstr. 14/8
Telephone: 1610 und 2133.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Zum 1. August sucht Hüttendirektorsfamilie, Russisch-Polen, für drei Mädchen von 14, 13 und 9 Jahren eine geprüfte Lehrerin mit Erfahrung und perfektem Französisch. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Zum 15. August sucht Generaldirektorsfamilie, Lausitz, für ein Mädchen von 14 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit guten Sprach- und Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Zum 1. September sucht Baronsfamilie in Österreich für ein Mädchen, 11, einen Knaben, 8 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Perfektes Französisch, sowie Musik Bedingung. Gehalt bei freier Station 1200 ℳ.

4. Zum 15. September sucht Familie in Ägypten für zwei Mädchen von 14 und 11 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen (evtl. Violine). Gehalt 1200 ℳ und freie Station.

5. Zum 1. Oktober wird in gräfliches Haus in Mecklenburg für zwei Mädchen von 15 und 8 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit guten Sprachkenntnissen gesucht. Gehalt 1200 ℳ und freie Station.

6. Zum 1. Oktober sucht Rittergutsbesitzersfamilie in der Provinz Sachsen für ein Mädchen, 11, zwei Knaben, 9 und 7 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit etwas Erfahrung. Latein- und Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt bei freier Station 1000 ℳ.

7. Zum 1. Oktober sucht Baronsfamilie, Süddeutschland, für zwei Mädchen von 13 und 8 Jahren und einen Knaben, 6 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin. Musik, Zeichnen, Handarbeit und Turnen Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

Précis de l'Histoire
de la
Littérature française
par
Helene Lange.
Leitfaden der Geschichte der französischen Literatur für Schulen und zum Selbstunterricht.
33. Auflage. — (66.—67. Tausend)
Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius)
Zimmerstr. 94.
Preis geb. 1,60 M.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für technische Lehrerinnen für Handelsschulen.

Seminar der Musikgruppe Berlin E. V.
Berlin W. 57, Pallasstraße 12.
Beginn: 1. Oktober.
Ausbildung von Lehrerinnen für
Schulgesang, Klavier und Violine.
Vorbereit. auf d. staatl. Prüfung. — Abschlußprüfung d. Verbandes.
Prospekt kostenfrei.

Soziale Frauenschule
Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 65
Direktorin: **Dr. Alice Salomon.**
Unterstufe: Grundlage für eine Ausbildung von besoldeten und ehrenamtlichen Kräften zur sozialen Hilfsarbeit.
Oberstufe: Fachliche Ausbildung für berufsmässige Arbeit auf allen Gebieten sozialer Fürsorge.
Fotbildungskursus mit Praktikantenjahr.
Dauer der Ausbildung 2—3 Jahre.
Hospitantenkursus vormittags und abends.
Prospekte durch das Bureau, **Berlin W. 30.**

Evang. Pröbelseminar, Cassel.
I. **Anerkannte Frauenschule.**
II. **Anerkanntes Seminar z. Ausbildung von Kindergärtnerinnen** und **Jugendleiterinnen.** Mit staatlicher Abschlußprüfung.
III. **Töchterheim—Hausmutterschule.**
Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **D. Pfeiffer,** Generalsuperintendent.

Studentin gesucht als Pensionärin zu alleinstehender Dame. Oktober. Berlin W. Referenzen unbedingt erwünscht. Zuschriften unter M. 500 an die Expedition dieses Blattes, Berlin S. 14, erbeten.

Digitized by Google

8. Zum 1. Oktober sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Ostpreußen, für zwei Mädchen von 12 und 13 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musik- und Sprachkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Zum 1. Oktober sucht Rittergutsbesitzersfamilie, Pommern, für ein Mädchen, 13 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung, guten Musik- und Sprachkenntnissen. Einem 17jährigen Mädchen sind einige Musik- und Literaturstunden zu erteilen. Gehalt bei freier Station 1200 ℳ.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

[redacted]

Dieser Nummer liegt ein Prospekt bei

des Medizinisch-chemisch-bakteriologischen Untersuchungs- und Lehr-Instituts, verbunden mit Röntgen-Laboratorium Dr. Fritz Elsner Nachf. Besitzer und Leiter: Dr. Joachim Euslik in Leipzig, Beilstraße 12.

Wir bitten, die Beilage besonders zu beachten.

[redacted]

Kurse zum Studium der Englischen Sprache

(mit Beihilfe des Reichsschulfonds)

veranstaltet mit sechs englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Honorar für die viermonatliche Dauer eines Kurses Zehn Pfund, einschliesslich des Phonetischen Kurses und der Universitätsvorlesungen. Abschlussexamen und Zeugniserteilung. Wöchentliche Pensionspreise für Einzelschlafzimmer 24 Schillinge, geteiltes Schlafzimmer 18 Schillinge.

Nur deutsche Lehrerinnen werden zugelassen.

Prospekte durch das **Vereinsbureau, 16 Wyndham Place. Bryanston Square, London W.**

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges, vornehmes Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke

Neuzeitlicher Komfort. Klinische Behandlung. Moderne therapeutische und diagnostische Einrichtungen. Zwei Ärzte, eine Ärztin; leitender Arzt **Dr. Muthmann.** Prospekt und Auskunft durch die Verwaltung

W. Moeser Buchhandlung — Sep.-Konto „Die Frau"
BERLIN S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35

Von nachstehenden Artikeln unserer Zeitschrift „Die Frau" haben wir Separatdrucke herstellen lassen:

Helene Lange:

Die Verbreiterung des vierten Weges 20 Pfg.
Der Weg zum Frauenstimmrecht 20 Pfg.

Dieselben sind durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung obiger Preise zuzüglich 5 Pfg. Porto direkt vom Verleger zu beziehen.

W. Moeser Buchhandlung, Hofb. Sr. Maj. d. Kais. u. Königs, Berlin S. 14

Soeben ist von den

Schriften des preussischen Zentralverbandes für die Interessen der höheren Frauenbildung

zur Ausgabe gelangt:

Die Lage der höheren Mädchenbildung in den kleineren Städten und grossen Landgemeinden Preussens

Herausgegeben vom Vorstand

Preis 50 Pf., (mit Porto 55 Pf.).

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar

zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw., } staatl. Abschlussprüfg.
3. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugn.),
4. **Fortbildungskursus** für Hortarbeit,
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar

zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag** für Haus I von 10—12 Uhr, für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Herausgeberin:
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser, Berlin.

21. Jahrg. Heft 12

September 1914

Staatliche Lesehalle
BERLIN
Dunckerstr. 13

Krieg.

Von

Helene Voigt-Diederichs.

Am 30. Juli kommen wir aus Mitteldeutschland in die nordische Heimat. Noch ist die Mobilmachung nicht befohlen; Rußland zögert, niemand weiß etwas — noch war die Spannung der Stadtbevölkerung jeden Augenblick bereit, sich in Hoffnung zu lösen.

Unterwegs sieht es ernster aus. In der Nähe von Kiel sind alle Bahnen und Bahnhöfe voll von Militär in der neuen graugrünen Felduniform. Zwei Frauen in unserem Abteil sitzen mit tapferen Gesichtern, aber immer wieder laufen die Tränen über ihr Gesicht. Langsam schleppt sich der Zug hinauf zur Hochbrücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal — sie steht unter starker militärischer Bewachung. Weiter gehts zwischen verstreuten Buchenwäldern und goldenem Feld zur Schlei — auch hier an der friedlichen Brücke über dem Meeresarm dasselbe Bild; alles starrt von geschulterten Gewehren — von Spielzeug, das lebendig wird an Geist und Leib und sich zu Schicksalsträgern von ganz Europa auszuwachsen scheint.

In meiner Heimat, dem abseits gelegenen Gut, voll von Geschwistern und Geschwisterkindern, die zum Teil als Gäste anwesend sind, finden wir alles noch hoffnungsvoll, nur halb beunruhigt von dem, was die Zeitungen widersprechend melden, und dem, was wir unterwegs gesehen. Hat man nicht andere Mittel zu kämpfen und auszugleichen als Blut? Jedes Herz, jedes Volk muß erschrecken; Rußland wird alles tun, den Weltkrieg abzuwenden!

Am folgenden Tag bleibt alles ungewiß. Die Zeitungen berichten nichts Bestimmtes; „drohende Kriegsgefahr" sagt noch nicht das Schlimmste. Man ist stolz darauf, wie unerschrocken Deutschland seine Fragen an das Ausland stellt.

Digitized by Google

Noch der nächste Tag scheint keine Entscheidung zu bringen. Jeder spricht hoffnungsvoll, aber das Gefühl wird ernster mit jeder Stunde. Draußen in der Ferne scheint sich lautlos ein ungeheures Geschehn vorzubereiten. Man fühlt es, aber man hört es nicht. Die Luft ist wie mit Watte gepolstert. Man telephoniert mit den Nachbarn — über den Postbezirk hinaus gibt es keine Verbindung mehr.

Alles zerstreut sich in Arbeit und Fleiß. Blau ist der Himmel, sommerlich heiter — ein spielendes Kind, das den Ernst der Stunde nicht begreift. Auf den Feldern wartet die Ernte — niemand mag irgend etwas anderes als das allgemein Notwendige tun, dankbar noch, daß er's kann; von persönlichen Liebhabereien weiß keiner mehr.

Alle Stunden sammelt sich ein Häufchen in Haus oder Hof, man wartet auf Nachricht und weiß doch, daß keine da sein kann; aber muß nicht der Sommerwind das Schweigen rings durchbrechen und das Schicksal wissen, das unser aller Schicksal ist!

Meine älteste Schwester beschließt ihre plötzliche Rückkehr nach Hamburg, wo häusliche Pflichten sie binden — wer weiß, ob sie morgen noch durch kann. Mit ihr reist ein junger Dresdener, er gehört zu den ersten, die ins Feld müssen. Seine Hochzeit steht bevor, Unruhe und Ungewißheit treiben ihn heim zu seiner Braut; kaum ist er fort, als ein Telegramm ihn zu seiner Behörde ruft.

Es wird Abend. Wir kommen vom Felde heim und finden unsere Mutter auf der Bank unter den alten Linden; blutig liegt das Abendlicht auf der weißen Wand, im Giebel über der Haustür leuchtet ruhig selbstbewußt die schwarze Jahreszahl: 1803 — sie kündet nur das eine noch: den Anfang einer großen geschichtlichen Zeit; hundert Jahre sind es, seit der Völkerkrieg sein Schlangenhaupt zum Frieden duckte....

Die liebste Mutter! Ihre treuen Hände halten den schwarzen Strumpf, still gefaßt, immer noch hoffend, blickt ihr junggebliebenes Gesicht unter den weißen Scheiteln. Arbeit für andere — damit hat sie während ihres langen, opfervollen Lebens bis zur Stunde noch jedes Gespenst verscheucht — uns zum Heil, die wir an der Sonne ihres Wesens aufwuchsen. Sie sucht nach ihren Erinnerungen von 1870/71 — damals wurde von ihren zehn Kindern erst das zweite geboren. Sie erinnert sich nicht an unmittelbar Schlimmes. Ein paarmal mußten Wagen gestellt werden, das ist alles, was sie weiß. Dann, als Pastors kamen mit der Nachricht des ersten deutschen Sieges — sie und Vater trugen gerade einen Korb mit Kirschen aus dem Garten — großen, schwarzen, längst stehen die Bäume nicht mehr — und in ihrer Freude aßen sie alle drauf los, bis nichts mehr im Korbe drin war....

Wir lächeln, freuen uns an der leisen Heiterkeit der lieben Frau — wird nicht alles, was kommt, früh genug kommen? Plötzlich schlagen die Hunde an, ein Radfahrer fliegt die Allee herauf. Alle treten an ihn heran, er fragt nach meinem Bruder — der ist nicht da, in die Stadt gefahren, da gibt er meiner Mutter ein Telegramm: morgen der erste Mobilmachungstag!

Alle sitzen ernst, nicht überrascht, heimlich hat niemand mehr an eine andere Lösung geglaubt. In der Ferne hört man die Glocken läuten. Ein zweiter Bote kommt und bringt einen Zettel mit der Bitte, seinen Inhalt im Gutsbezirk bekanntzugeben — Abendmahlszeiten sind angesetzt für alle, die hinausgehen, und ihre Angehörigen.

Digitized by Google

Erst spät findet einer nach dem andern zum Essen sich ein, Grütze und Schwarzbrot warten lange umsonst auf dem Tisch. Niemand stellt Vermutungen auf, fürchtet — jedes Gespräch ist sachlich, befreiter fast als in den Tagen der Spannung. Es ist nichts mehr da, was den einzelnen betrifft — niemand kann mehr tun als seine Schuldigkeit, alles andere ist Schicksal.

In der späten Dämmerung des Sommerabends sucht man das Freie. Schwül und totenruhig ist die Luft, schwer von dem einzigen Gefühl, das heut Millionen von Menschen verbindet. Zwischen den Eschen versinkt der rote Halbmond. — Die Kriegsfackel, die in die gelben Felder niederglüht. Wo werden Hände sein, den Segen rings zu schützen?

Weiter den Heckenweg entlang vor der Tagelöhnerkate steht eine Gruppe von Menschen um den Arbeiter herum, der morgen, gleich am ersten Tag, von Frau und Kind weg muß, wahrscheinlich nach Straßburg hinab. Alle sprechen mit fernen feierlichen Stimmen — wie weit die Kanonen tragen — daß ja nicht jeder Soldat ins Feuer kommt — und daß dieses etwas ist, was niemand ändern kann. Keine falsche Begeisterung, kein Opfermut — die einfache selbstverständliche Notwendigkeit, der freiwillig gehorcht werden muß. Auch die Frau weint nicht, der schlichte Ernst des Mannes hat sich ihr mitgeteilt.

Gegen zehn Uhr kommt mein Bruder aus der Stadt zurück. Alles sammelt sich erwartungsvoll um den Lampentisch des alten Kinderzimmers, aber niemand fragt. Ernst und erschöpft bleibt der Bruder abseits im Stuhl; nach einer Weile erst fängt er zu sprechen an, berichtet in abgerissenen Sätzen.

Ringsherum auf den Gütern sieht es trostlos aus. Besitzer, Verwalter, Knechte müssen weg. Brot, das fehlen wird, steht im Feld — Brot, das nicht geborgen werden kann. Acht Kinder einer Arbeiterin — Söhne und Schwiegersöhne — ziehen hinaus. Auf einem Hof in der Nachbarschaft bleibt nur die Bäuerin mit acht Kindern zurück, auch die Pferde bis auf ein einziges müssen gestellt werden. Teuerung steht bevor. Die Kaufleute schlagen auf. Ein Pfund Salz in Schleswig hat schon vierzig Pfennig gekostet. Ausländische Futterstoffe werden weder zu bezahlen noch zu haben sein. Kein Ferkel mehr los zu werden, und wenn man Geld zugibt. Dabei gegen vierzig Zuchtsäue im Stall — man muß ein Stück Weideland einzäunen und sie hinausjagen, was leben bleibt, bleibt leben. Die Bahn nach Kiel befördert keine Milch mehr. Die eine Genossenschaftsmeierei in der Nähe hat nur noch für zwei Tage Kohlen, von der anderen muß der Meierist weg.

Die ernste Stimme schweigt eine Weile, dann fährt sie schwerer fort: die beiden Brüder, zum Landsturm gehörig, werden jedenfalls auch einberufen. Die ganze Küste muß bewacht werden! Meine Mutter erblaßt, niemand sagt ein Wort — dann hält sie ihre Näharbeit eifriger ins Lampenlicht. „Das trifft nun alle" steht auf ihrem schmerzlich befestigten Gesicht.

Es ist fast Mitternacht, jeder sagt dem anderen ein ernstes, liebes Wort zum Gutenacht. Man muß schlafen, Kräfte zusammenhalten, jeder Tag wird sie nötiger brauchen.

Ich bin noch draußen mit den Brüdern. Schwarz und ungeheuer heben sich die Linden über den langen dunklen Firsten, in den Lücken zwischen den Kronen, sternenlos, ein silberner Himmel. Der Nachtduft zieht, die Pferde stampfen im

Digitized by Google

Stall, die jungen Eulen schluchzen — alles ist da, still, friedevoll, gegenwärtig. Und doch begreift man nicht, daß dies unmittelbar augenblicklich ist. Die Zeiten sind vertauscht, irgendwie wird die Weltgeschichte Wirklichkeit — das Heut versinkt, gehört zur hirtenfrommen Vergangenheit.

Ein fernes Rollen — Extrazüge mit Soldaten auf der Schleibrücke? Nein, ein Wagen; Lichtscheine fallen, er biegt in die Allee herauf — hält vorm Haus. Ein Mann mit einer Mappe steigt heraus. „Ich komme noch zu später Stunde", sagt er bedeutungsvoll.

Drinnen auf der Hausdiele händigt er gegen Unterschrift meinem Bruder einen verschlossenen Umschlag der Militärbehörde aus. Dann grüßt er und geht; wenig Augenblicke später humpelt sein Wagen in die Nacht hinaus.

Wir beugen uns über den Tisch. Mein Bruder, der vor Erregung kaum lesen kann, breitet eine Vorschrift nach der anderen vor sich aus. Verbote, Mobilmachungstage, Veränderung der Fahrpläne, Einlieferung von Pferden, Vorschriften für Brieftaubenbesitzer, Bestimmungen über Wasserfahrzeuge — nichts von augenblicklicher Wichtigkeit, aber jedes Blatt ein Dokument, das Zeugnis ablegt von der Schwere des Augenblicks, von der Arbeit, die in diesen Tagen von den Behörden geleistet und vorbereitet ist.

Endlich Schlaf auch für die letzten. Deutlich erkennt man: eine Pforte schließt sich — ein Gleiten im Dunkel — die nächste tut sich auf: was wird es sein, das beim Erwachen dem Blick entgegendroht?

Die späte Sonntagspost berichtet kaum Neues. Da steht das Schachbrett von Europa, fertig zum Anfang — wer tut den ersten Zug? Der Zar hat um Frieden gebeten, während sein Land weiterrüstet; jetzt sitzt er in seinem Zimmer und weint. Dänemark? Dänemark wird abwarten. Italien, obgleich es der im Bündnis bloß angeheiratete, nicht blutsverwandte Teil ist, Italien wird mitmachen; aber indem man das behauptet, steigt schon der Zweifel auf. Viel wichtiger ist: was wird England tun? Aber kann das überhaupt eine Frage sein — wäre es möglich, daß das stammverwandte Volk sich jemals auf die Seite der Unkultur stellen könnte! Und ist es nicht das moralische Gefühl gerade dieses Landes, das gegen die Sache der Königsmörder sich wehren muß!

Privatbriefe berichten von der Begeisterung der Städte; alle Parteien verbinden sich, zusammengerissen von dem tiefsten Erlebnis des schon dem Kinde abgedroschenen Wortes: Einigkeit macht stark.

„Ich komme zum letztenmal," sagt der Postbote. „Morgen muß ich nach Köln — schwere Artillerie. Das trifft ja nun jeden, und es muß sein, wie es ist." Seine Stimme ist die des sachlich entschlossenen Mannes, nur die starken Farben seines Gesichtes werden heller, als er spricht.

Im schwarzen Kleid kommt mit ihrem Kinderwagen die Frau des Oberschweizers aus dem Kirchdorf zurück — morgen muß ihr Mann gehen, da haben sie schnell ihr Kleinstes noch taufen lassen.

Schwer und schwül lastet der Himmel. Man müßte zum Weizen hinaus. Aber das Feld für die Schweine ist herzurichten. Nachmittags hört man Stunde auf Stunde ihr klägliches Stöhnen und Schreien; ein Hufnagel wird in ihre Nase getrieben, so daß sie nur weiden, nicht wühlen können. Endlich werden sie hinausgejagt. Alle Kinder helfen mit Stecken und Zuruf; manchmal bricht eins aus der

Digitized by Google

Schar heraus. „Haut den Serben!“ klingen ihre frohen Stimmen hinter dem Flüchtling her. Mein Bruder überdenkt sorgenvoll: wird es nicht das beste sein, der Marine den ganzen Milchviehstapel zur Verfügung zu stellen? Beide Schweizer fort — die Arbeit verlangt gelernte Leute — kommt der Feind ins Land: was wird das Schicksal der Herde sein? Dennoch, es sind die besten Milchkühe des Bezirks — ein Entschluß, der nicht übereilt werden darf. So bewegen sich seine schweren Gedanken, und doch bleibt sein Auge gütig, sein Mund findet Neckworte für die Schar der Schwesterkinder, unter denen mit schimmernden Fragegesichtlein das Kleinste der Kleinen geht. Eine Zeitlang sucht es für sich allein nach einer Antwort, dann rückt es doch heraus: Wo ist denn das Mobil, das jetzt gemacht wird?

Es hat leise geregnet am Nachmittag, trotzdem ist eine junge Schar zum Hocken aufs Weizenfeld gezogen. Durchnäßt, mit leuchtenden Augen kommen sie heim — neue Garbenreihen stehen. Das ist die Kriegsarbeit, die auch sie leisten können. „Aber es sind nur unsere Arme!“ sagt eine Fünfzehnjährige, „wenn man mit seinem Geist nur auch was tun könnte!“

Nicht mehr das eigene Brot, das Brot des Vaterlandes ist es, was gesichert werden muß. Noch sind ja die russischen Arbeiter im Land, mit ergebenen Händen — wie lange noch ergeben? Daran denkt wohl keiner jetzt. Die wenigen, die mein Bruder beschäftigt, fühlen sich als Polen: Russe muß was auf Kopf kriegen ...

Sonntag abends zur Erntezeit — wird sie je vollendet sein? Was wird sein, wenn sie vollendet ist? Wird noch am Himmel die alte Sonne stehen? Die Einbildungskraft arbeitet kaum; alles ist Tatsache; darüber hinaus — wenn man zu schauen anfängt — will kein Leben mehr sein, das nicht aus seinen Bahnen geschleudert wird.

Aber niemand denkt, niemand fragt — stolz ergeben heißt es für jeden wie für alle: feststehen in der Kraft des großen Augenblicks.

Die große Zeit und die Frauen.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

An dem Tage, da ich dies schreibe, sind zwei Wochen seit der deutschen Mobilmachung verflossen. Sie sind so voll von inneren und äußeren Erlebnissen, von Aufgaben, die erst im Umriß auftauchten, dann bestimmter wurden, oft auch neue Gestalt annahmen, daß man selbst sich kaum zurückrufen kann, wie man am Beginn dieser Zeit empfand. Bei Tausenden von uns hat sich ein so volles Maß praktischer Arbeit über den Tag ausgebreitet, daß man nicht mehr wie zuerst sich nur dem vollen Eindruck der Ereignisse an den Grenzen hingeben kann. Die mächtige Spannung des Wartens löst sich auf in den Anforderungen jeder Stunde.

Digitized by Google

Aber in den Pausen der eigenen Arbeit kommt die ganze ungeheure Größe der Vorgänge, die wir erleben, über uns. Wir Frauen fühlen sie mit. Wir sind gewiß, daß heute mehr Frauen als 1870/71 die geschichtliche Bedeutsamkeit des großen Krieges mit vollem Bewußtsein erleben. Heute müssen die geistigen Fortschritte der Frauenbewegung sich zeigen in der Klarheit und dem Ernst, mit dem die Frauen diese Zeit erfassen.

Das Größte dieser Zeit ist die Vereinheitlichung nach innen. Das Wort: „Es gibt keine Parteien mehr" ist nicht nur eine Parole, sondern, als es ausgesprochen wurde, schon Ausdruck einer Tatsache gewesen. Nicht der Überschwang einer Stimmung hat diese Einheit geschaffen, sie ist die Frucht einer schönen Reife unseres Volkes, der Reife des Verstehens, daß dem äußeren Feinde gegenüber der Gegensatz der Parteien schwinden muß und schwinden darf, ohne daß wir unseren Überzeugungen untreu werden. Wir wissen, daß nach dieser Zeit unsere Ideale über den Ausbau unseres Staatslebens wieder ihr eigenes Recht beanspruchen werden. Heute aber sind wir eins.

Wir Frauen fühlen diese Einheit in einem doppelten Sinne. Als eine nationale und als eine soziale. Die erste erfuhren wir überwältigend in den ersten Tagen. Die andere gilt es jetzt zu schaffen, und es wird vor allem unsere Aufgabe sein, das zu tun.

Denn groß und größer stieg in diesen Tagen das gewaltige soziale Problem vor uns auf, das dieser Krieg bedeutet. Der Wille unseres ganzen Volkes, aller derer, die jetzt noch zu Hause sind, einander zu helfen, wird die innere Wehrkraft sein, von der Sieg und Niederlage genau so sehr abhängt, wie von unseren äußeren Erfolgen. Diesen Willen sollen wir schaffen helfen, diese Einsicht sollen wir verbreiten.

Sind die Frauen dafür gerüstet?

Diese beiden Wochen haben uns eine nicht zu bewältigende, nicht unterzubringende Fülle von Hilfsbereitschaft bei den Frauen gezeigt. Vieles davon ist momentane Ergriffenheit, vieles wirkliche sittliche Kraft. Aber mit dieser Fülle kam die Frage: wohin damit? Diese Frage war leicht zu lösen, wo der Hilfsbereitschaft die Brauchbarkeit für soziale Arbeit und die Einsicht in wirtschaftliche Zusammenhänge zur Seite stand. Und das — wir sind stolz, es sagen zu dürfen — war bei Tausenden der Helferinnen der Fall. Aber diese Frage wurde um so schwerer, je weniger Einsicht sich mit dem begeisterten Willen verband.

Noch niemals ist uns wohl so zum Bewußtsein gekommen, wie sehr seit 1870 unsere ganze Volkswirtschaft sich verändert hat. Damals gab es noch viel mehr Menschen, die in ihrem kleinen Eigenbetrieb lebten. Handwerker, Ackerbürger, Landwirte. Auch der Haushalt produzierte noch mehr selbst. Die Parole in schwerer Zeit war „Sparen". Heute ist jeder einzelne ganz anders in die großen wirtschaftlichen Zusammenhänge verflochten. Wir sehen Erschütterungen unseres Wirtschaftslebens, wie es sie niemals gab.

Viele Frauen sind sich dieser neuen Zusammenhänge noch keineswegs in vollem Umfange bewußt geworden; das zeigt ihr Verhalten nach mancher Richtung.

Zuerst — in den ersten Tagen der Lebensmittelpanik — kauften sie Vorräte. Daß das nicht nur egoistisch, sondern wirtschaftlich in jedem Sinne unvernünftig war, wußten sie nicht. Sie trieben, sich selbst zum Schaden, die Preise in die

Digitized by Google

Höhe. Das ging dann schnell vorüber, teils weil die Behörden einsetzten, teils, weil man Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, daß man am 10. August den Zucker genau so gut kaufen konnte, mit dem man sich am 1. August auf Monate versorgt hatte.

Nachhaltiger werden andere Unbesonnenheiten wirken. Es ist tragisch, aber wahr: verhängnisvoller als die Unbesonnenheit des Egoismus droht jetzt die der Liebe zu werden.

Die freiwillige Arbeit und das ängstliche Sparen.

Die freiwillige Arbeit. Es ist wiederum begreiflich, daß der Enthusiasmus, die frauenhafte Fürsorglichkeit eine besondere Befriedigung darin findet, für unsere Soldaten etwas zu tun. Sie kämpfen für uns — wir wollen ihnen Gutes antun. Der Wunsch ist so natürlich. Die Mutter, die ihren Sohn draußen hat, die Gattin, deren Mann im Feld steht, sie denkt natürlich: kann ich zunächst für ihn nichts tun, so arbeite ich für irgendeinen, und andere Mütter und andere Frauen werden für ihn arbeiten.

Und doch setzt die Volkswirtschaft ihr schweres Fragezeichen zu diesem guten Willen. Bekleidungsamt und Rotes Kreuz sind mit die größten Arbeitgeber für weibliche Hände. Tausende von Arbeiterinnen sind brotlos. Wo sollen sie Beschäftigung finden, wenn ihnen die freiwillige Liebestätigkeit große Lazarettlieferungen aus der Hand nimmt? Und welche furchtbaren Folgen muß gerade diese Arbeitslosigkeit haben!!

Die Frauen, die soviel Zeit haben, möchten nicht nur Geld geben, sie möchten etwas tun. Und es will ihnen so schwer eingehen, daß heute durch eine Näherin, die man bezahlt, dem Vaterland, der deutschen Volkswirtschaft, ein größerer Dienst geschieht, als durch das Hemd, das man selbst näht. Es ist eine falsche Rechnung, daß ja doch dieses Hemd um den Arbeitslohn billiger für den Staat wird, denn der Staat kann und wird die Näherin nicht verhungern lassen; was an einer Stelle erspart wird, muß an der anderen ausgegeben werden. Es ist aber unendlich viel weiser, sittlicher, gesunder, daß einem Menschen durch Arbeit, als daß ihm durch Geld geholfen wird.

Jede Frau sollte sich heute noch eher überlegen: wie kann ich den Mitschwestern Arbeit schaffen, als: wie kann ich mir Arbeit schaffen. Schließlich läßt sich doch auch für diese letzte Frage eine bejahende Antwort finden. Es geht nur nicht so schnell mit der Möglichkeit, ungeschulte Kräfte in die soziale Arbeit einzustellen, wie die Ungeduld vieler sich das gewünscht hat.

Das ganze große Gebiet der Kinder- und Familienfürsorge wird noch viel Platz für freiwillige Arbeit haben in dem Maße, als es erst jetzt durch Not und Bedürfnis wächst und wächst. Dieses soziale Gebiet aber, das ist heute in erster Linie das Feld, auf dem die Frauen ihre Siege suchen sollten. Sie sollten sich sagen, daß die soziale Gesundheit unseres Volkslebens das Gut ist, um das sie ringen müssen — und daß alles, was sie hier erreichen, denen da draußen noch mehr zugute kommt als Strümpfe und Leibbinden, so notwendig sie sind.

Zu diesem Kampf gegen die inneren Feinde der Not, Depression und Ratlosigkeit gehört vor allem die Stärkung des sozialen Verantwortungsgefühls, das viele, aber nicht alle heute gezeigt haben. Die Dienstbotenentlassungen haben die Schwierigkeiten des Arbeitsmarktes beträchtlich erhöht. Es ist ohne weiteres zuzu-

Digitized by Google

geben, daß viele Frauen zu diesen Entlassungen einfach gezwungen sind, und es wäre sehr unrecht, einen Stein auf die zu werfen, die unter dem Druck unentrinnbarer Notwendigkeit handeln. Aber die bloße Ängstlichkeit hat hier auch ihre Rolle gespielt. Und die Parole jener volkswirtschaftlich unkomplizierten Vergangenheit: Sparen, sparen um jeden Preis. Auch Gefühlsmomente. Man will entbehren, freiwillig entbehren, wo es so viele gezwungen müssen. Man will es sich auch ohne Not unbequem machen, wo so viele auf jede Bequemlichkeit verzichten müssen.

Das ist ethisch einwandfrei, volkswirtschaftlich aber ebenso bedenklich wie die freiwillige Liebesarbeit, die Berufskräfte verdrängt. Und zwar in der gleichen Richtung. Sicher ist heute jeder übertriebene Luxus unangebracht, auch bei denen, die ihn sich auch jetzt noch leisten können. Er widerspricht selbst dem primitivsten Anstandsgefühl. Aber wer deswegen meint, sich alles versagen zu sollen, was über die bare Lebensnotdurft hinausgeht, wer kein Buch, keinen Kunstgegenstand mehr kaufen, keine Zeitschrift mehr halten will, kein Theater und Konzert besuchen, wer seinen Kindern die Musikstunden entzieht, der ist mit schuld an dem Ruin ganzer Berufsklassen, die dem Frieden, der Kultur ihre Entwicklung danken und die durch schwere Zeiten hindurchgebracht werden müssen, bis sie wieder den Werken des Friedens und der Kultur dienen können. Zu unseren, der Frauen Aufgaben, gehört auch die, das Abreißen der Fäden zu verhindern, die aus der alten Kulturepoche in die neue hinüberführen sollen.

Und darum: wer nicht dringend sparen muß, verwende seine Mittel in der Weise, daß er anderen über die furchtbare Stockung hinüberhilft, die jetzt unser Land heimsucht, so hinüberhilft, daß es schließlich doch ihre eigene Arbeit ist, die sie hält. Die einzelnen und ganze Volksgruppen. Der Vorschlag, den ich kürzlich machen hörte, keine neuen Winterkleider zu kaufen, um anderen helfen zu können, ist doch noch für eine nicht unbedeutende Schicht unseres Volkes dahin zu korrigieren: Winterkleider kaufen und anderen helfen. Wenn hinter dem sehr brav gemeinten Vorschlag eine klare volkswirtschaftliche Vorstellung von der Bedeutung des Konsums für die gegenwärtige Lage stände, so — wäre er gar nicht gemacht worden. Wem noch Kaufkraft geblieben ist, der helfe der deutschen Industrie, das Vertrauen auf die Zukunft behalten, der zeige selbst, daß es ihm geblieben ist. Es gibt noch eine deutsche Zukunft!

Ich glaube, wir dürfen sagen, daß die Frauen, die „durch die Schule der Frauenbewegung gegangen sind", wie die Vorsitzende unseres Bundes es ausdrückte, als sie sie zusammenrief zum „Nationalen Frauendienst", mit klarem Bewußtsein vor ihrer schweren Aufgabe stehen, an ihrem Teil unser Volk durch die furchtbare Krisis hindurchsteuern zu helfen, die in der Fragestellung „Sein oder Nichtsein" vor uns liegt. Sie werden auch die Klippen zu vermeiden wissen, an denen so viel guter Wille scheitert. Sie werden nicht vergessen, daß dieser Krieg, den wir alle von ganzem Herzen recht heißen, nur dann vor der Weltgeschichte gerechtfertigt ist, wenn er letzten Endes dem Frieden, der Kultur dient. Wenn England jetzt skrupellos asiatischer Barbarei zum Siege verhelfen will, um für sich wirtschaftlichen und politischen Nutzen daraus zu ziehen, so müssen wir daran denken, was die deutsche Kultur für Europa bedeutet. Und darum darf auch unter den furchtbaren

Digitized by Google

Nöten des Krieges das Bewußtsein uns nicht aus dem Gedächtnis schwinden: es gilt alle Kulturgüter hinüberzuretten ins Neuland, das die Sonne des Friedens bestrahlen soll.

* * *

Zum Schluß eine Abwehr.

An die Feldpostkarte eines Einjährig-Freiwilligen vom Kriegsschauplatz knüpft ein Straßburger Leser der „Täglichen Rundschau" (Nr. 394) die Äußerung: „So tun deutsche Männer ihre Pflicht! Aber die Frauen! In Kolmar haben sie gefangene Franzosen mit Leckerbissen gefüttert und deutsche Verwundete kaum beachtet."

So ist also selbst diese Zeit noch nicht groß und heilig genug, um die Hetze gegen die Frauen als Geschlecht einzustellen.

Zu Millionen stehen deutsche Männer unter den Waffen. Und zu Millionen stehen deutsche Frauen unter den Waffen, vom Morgen bis Abend und durch die Nächte mit der Arbeit beschäftigt, die sie leisten können im Dienst des Heeres und im Dienst der Zurückgebliebenen. Wenn der anonyme Berichterstatter der „Täglichen Rundschau" das nicht weiß, so könnte die Redaktion es wissen, die die fieberhafte Hilfsarbeit der Berliner Frauen aus nächster Nähe verfolgen kann. Sie hätte durch eine Gegenbemerkung verhindern können, daß Feinden und Bundesgenossen der Eindruck gegeben wird, daß die deutsche Frau nicht im vollsten Maße ihre Pflicht in diesen großen Tagen erfüllt. Jede Zeitung, die so die Haltung der Frauen verdächtigt, versündigt sich ebenso an dem vaterländischen Geist, wie die albernen, gedankenlosen Frauen, die nur Flirt und Sport im Leben gewohnt sind, die niemals Würde gekannt haben und sie auch dem Feind gegenüber nicht finden können. Auch ihm machen sie die einzigen Künste vor, die sie gelernt haben, und mit denen sie zu anderen Zeiten — leider so viel Erfolg hatten.

Aber was bedeuten solche Ausnahmen gegenüber dem gewaltigen, fortreißenden Schwung, mit dem die Frauen heute ihre vaterländische Pflicht erfüllen. Gewiß, manche Gedankenlosigkeit, volkswirtschaftlich und sozial, läuft noch mit unter, wie das ja in diesen Ausführungen schon gesagt ist. Die staatsbürgerliche Erziehung der Frauen hat bei uns kaum begonnen. Zu einer Zeit, wo man der räuberischen gelben Rasse mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit alle unsere Hochschulen weit auftat, galt es noch für staatsgefährlich, die Genossinnen des eigenen Lebens, die deutschen Frauen über den Horizont der unschuldigen „höheren Töchterschule" hinaussehen zu lassen. Um so bewundernswerter ist das, was gegen den Wunsch und Willen der deutschen Regierungen und Wähler auch zu dieser Zeit von einer nicht geringen Anzahl von Frauen schon erreicht und vorbereitet wurde, bewundernswert die staatsbürgerliche Reife, mit der sie heute die Erfüllung ihrer vaterländischen Pflicht in die Hand nehmen. Daran ändert das unwürdige Verhalten einzelner nicht das geringste.

Würde es einer einzigen Zeitung auch nur einfallen, die deutschen Männer als Gesamtheit zu verunglimpfen, weil einzelne sich der großen Zeit unwürdig zeigen? Hat es nicht Männer gegeben, denen die Polizei wegen Lebensmittelwuchers die Läden geschlossen hat? Gibt es nicht — wie die Warnungen der Handelszeitungen beweisen — Hunderte, die die Zeit zu unwürdigen Finanzspekulationen ausnutzen? Aber auch auf dem Gebiet, auf dem die Vorwürfe gegen

Digitized by Google

die Frauen liegen, wäre es nicht allzu schwer, die Waffe umzudrehen. Der Polizeipräsident von Berlin hat zum Schutz der Armee durch verschiedene Erlasse strenge Maßnahmen in bezug auf das Verhalten der Frauen auf den Straßen getroffen und die Animierkneipen verboten. Mit Recht macht das Berliner Tageblatt dazu die vernünftige Bemerkung, man möge doch den Soldaten den Besuch solcher Lokale verbieten. Es verrät doch wahrlich eine niedrige Einschätzung des Mannes, wenn man ihm nicht die Würde zutraut, in dieser Zeit den Versuchungen der Animierkneipen zu widerstehen. Ist es nicht ein deprimierender Gedanke, daß deutsche Männer sich von einer Dirne den Segen für diesen Feldzug holen? Diese Empfindung haben Tausende von Frauen, ohne deshalb die allgemeine Verurteilung der Männer auszusprechen, die sich der Schreiber des Rundschauartikels gegen die Frauen erlaubt.

Was auch der einzelne fehlen mag, das deutsche Volk sollte sich die hohe Freude an dem einmütigen Zusammenwirken von Männern und Frauen zur Größe unseres Vaterlandes nicht nehmen lassen. Die hohe Freude daran, daß alle Sonderinteressen schweigen, nun es gilt, die Nation durch die schwere Krisis hindurchzubringen, die ihr der Neid und die Feindschaft anderer Völker bereitet haben. Und die deutschen Zeitungen sollten es sich zur Ehrensache machen, auch die Verfehlungen einzelner Frauen nicht mit einem „aber die Frauen" in ungerechtester Weise dem Geschlecht als solchem zur Last zu legen, zur hellen Schadenfreude unserer Feinde!

Nationaler Frauendienst.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Es war selbstverständlich, daß bei allen im Rahmen des Bundes Deutscher Frauenvereine arbeitenden Vereinen in den kritischen letzten Julitagen die Frage auftauchte: was werden wir tun? Und es geht aus unserer ganzen Auffassung der Frauenleistung hervor, daß wir zugleich fragen: was werden wir Frauen tun? — alle, ob sie bei uns sind oder nicht.

Die allererste Aufgabe, um den ganzen Apparat der Wohlfahrtspflege im Moment in zweckmäßigster Weise in Bewegung zu setzen, ist das zweckvolle Ineinandergreifen. Die Aufforderung, die der Bund Deutscher Frauenvereine an die ihm angeschlossenen Vereine schon am 31. Juli hinausgehen ließ, stellte daher drei grundsätzliche Forderungen: 1. Verständigung mit dem Roten Kreuz und den Vaterländischen Frauenvereinen; 2. Verständigung mit den Behörden; 3. Beratung mit den außerhalb des Roten Kreuzes stehenden Wohlfahrtsvereinen. Dabei war es, um jede Zersplitterung zu vermeiden, notwendig, daß die Vereine sich überall, wo schon eine Zusammenfassung von irgendeiner Stelle in die Wege geleitet war, dieser eingliedern.

Digitized by Google

Jetzt übersehen wir einige Wochen praktischer Tätigkeit, und die Vereine haben aus allen Landesteilen ihre Berichte geschickt.

Es zeigt sich dabei — was vorzugsweise Preußen angeht —, daß der Grundsatz der lokalen Vaterländischen Frauenvereine, in Friedenszeiten vollkommen ohne direkte Fühlung mit den anderen Wohlfahrtsorganisationen zu arbeiten, für den gegenwärtigen Augenblick sich als nicht zweckmäßig erwiesen hat. Das betrifft nicht die kleinen Städte, in denen oft die Vaterländischen Frauenvereine die einzigen am Platz sind, oder doch eine selbstverständliche Führung haben. Aber in den großen, wo neben ihnen ein ganzes Heer von Wohlfahrtsorganisationen arbeitet, ist es undenkbar, daß sich schnell der richtige Kontakt herstellt, wenn er nicht schon vorher vorhanden ist.

Trotz dieser Schwierigkeiten hat sich, wie aus vielen Berichten hervorgeht, in den meisten Fällen ein einheitliches Zusammenarbeiten ermöglichen lassen. Es hat die verschiedenartigsten Formen angenommen, aber die Aufgaben sind überall dieselben gewesen und haben sich etwa mit dem vom Bund bezeichneten Plan allenthalben gedeckt.

Es sind verschiedene Formen der Organisation geschaffen. Wo sie genau nach dem Vorschlag des Bundes entstanden, nahmen sie folgende Gestalt an: Die Frauenvereine und ihnen nahestehende Wohlfahrtsorganisationen schließen sich zum „Nationalen Frauendienst" zusammen und stellen sich in dieser Form den städtischen Behörden für die Aufgaben zur Verfügung, die ihnen in der dort getroffenen Arbeitsteilung zufallen können. So ist es geschehen in Berlin und mehreren Vororten, Hannover, Stettin, Koblenz, Witten, Elberfeld, Barmen, Frankfurt a. M., Königsberg, Kassel, Dresden, Leipzig, Stuttgart, Ulm, Tübingen, Braunschweig, Marburg u. a.

Die engste gemeinsame Arbeit mit den städtischen Behörden ist in all diesen Fällen selbstverständlich. Meist sind den Frauen städtische Räume zur Verfügung gestellt. In Hannover z. B. haben sie für ihre Arbeit das alte Rathaus bezogen. In irgendeiner Weise ist der Nationale Frauendienst immer ein freiwilliges Organ der städtischen Verwaltung, die ja auch ihrerseits große Ausschüsse für die Kriegsfürsorge mit entsprechenden Unterabteilungen begründet hat.

Für die Arbeit des Nationalen Frauendienstes haben sich durchweg die folgenden Untergruppen ergeben: Arbeitsvermittlung, Arbeitsbeschaffung, Vermittlung freiwilliger Hilfskräfte, Kinderfürsorge, Speisung und Lebensmittelbeschaffung, Unterbringung, Kontrolle der Lebensmittelpreise. Außerdem kommen natürlich die Gebiete in Betracht, die im engeren Sinne Aufgaben des Roten Kreuzes und der Vaterländischen Frauenvereine sind: Truppenspeisungen, freiwillige Krankenpflege und dergleichen. Von diesen Gebieten ist zweckmäßig in anderem Zusammenhang die Rede.

Die Organisation ist nun überall so geschaffen, daß unter Benutzung der bestehenden Wohlfahrtseinrichtungen und fachmäßig geschulten Kräfte der lokale Hauptausschuß des Nationalen Frauendienstes Kommissionen bildet, die als Zentralen für ihr Gebiet gelten. In Berlin z. B. hat die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge für ganz Berlin die Organisation der Kleinkinderfürsorge (Vorschulpflichtige) übernommen. In Verbindung mit dem Nationalen Frauendienst wird festgestellt, was an Anstalten vorhanden ist, und es wird für einen Ausgleich gesorgt, d. h. wo es noch an Anstalten fehlt, werden in erster Linie die bestehenden

Digitized by Google

Organisationen zum Ausbau ihrer Einrichtungen angeregt, oder es werden mit städtischer Hilfe „Kriegskindergärten" neu geschaffen. Die Kinderhorte für die schulpflichtigen Kinder sind in Berlin seitens der städtischen Schul- und Waisenverwaltung in engstem Anschluß an die Schulen eingerichtet. Außerdem wird eine Erweiterung bestehender großer Horteinrichtungen, soweit es notwendig ist, in die Wege geleitet. Eine besondere Art der Jugendfürsorge ist die der sozialdemokratischen Kinderschutzkommissionen. Sie sammeln die Kinder jedes Alters an verschiedenen Stellen der Stadt und führen sie möglichst mit den Müttern heraus, solange das Wetter es erlaubt. Es zeigt sich, wenigstens in Berlin, daß in den ersten Wochen, solange Arbeit für die Mütter absolut nicht zu schaffen ist, Horte und Kindergärten noch nicht in dem Umfange notwendig sind, wie man es erst angenommen hatte. Daß im Gegenteil, solange noch keine dringende Notwendigkeit vorliegt, man sich hüten soll, den Müttern auch noch ihre Kinder wegzunehmen, wurde in den gemeinsamen Besprechungen der Berliner Wohlfahrtsorganisationen über diesen Punkt von den verschiedensten Seiten betont. Wenn die Ernährung der Kinder ganz und gar über Kindergärten und Horte geleitet wird und die Mütter dadurch gezwungen sind, trotzdem sie selbst zu Hause sein können, ihre Kinder an diesen Stellen speisen zu lassen, so vermehrt das in vielen Fällen die Trostlosigkeit der Frauen, deren Männer im Feld sind, die selbst keine Arbeit finden, deren Herd aus Not kalt geworden ist, und die tatsächlich kaum einen Inhalt mehr für ihr Leben haben.

Über die Kinderfürsorge hinaus entsteht jetzt in den Großstädten ein schwereres Problem der Jugendfürsorge für die weibliche Jugend. Die vollkommene Arbeitslosigkeit in der Konfektion, die große Einschränkung der Arbeitskräfte im Handel macht Tausende von Mädchen arbeitslos, die zum Teil mit durch die Hilfe männlicher Freunde erhalten sind. Diese Tausende von Mädchen, die weit davon entfernt sind, Prostituierte zu sein, stehen jetzt in der allergrößten Gefahr, es zu werden, denn wenn auch im allgemeinen die Wirte sich vor Exmittierungen hüten werden, da sie keine Aussicht haben, zahlende Mieter statt der zahlungsunfähigen zu bekommen, so liegt das doch diesen Mädchen gegenüber etwas anders. Hier eröffnet sich also allen Fürsorgevereinen ein großes, unendlich verantwortungsvolles Gebiet praktischer Aufgaben.

Auch die Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge darf im Augenblick gegen die Aufgaben nicht zurückgestellt werden, die sich jetzt als unmittelbar dringende der Aufmerksamkeit darbieten. Man muß es dreifach unterstreichen, daß es falsch ist, heute etwa vorhandene Entbindungsheime und dergleichen Anstalten in Lazarette zu verwandeln, wie es tatsächlich geschieht. In Wahrheit werden alle Einrichtungen für den Wöchnerinnenschutz in verstärktem Maße wirken müssen, denn erstens bedürfen jetzt viele Frauen für ihre Entbindung einer besonderen Hilfe, weil ihr Mann draußen ist und sie eventuell in ihrer eigenen Wohnung ohne jeden Beistand eines erwachsenen Menschen sein würden. Für viele Frauen wird aus diesem Grunde jetzt die Anstaltsentbindung das Richtige sein, während sie früher in ihrer eigenen Wohnung blieben. Ferner entsteht aus Not und Verzweiflung bei zahllosen Frauen, die Kinder erwarten, die Versuchung, den Zuwachs an Sorge, den sie nicht glauben ertragen zu können, zu verhindern. Aus diesem Grunde müßte das größte Vertrauen in der gesamten Bevölkerung geweckt werden, daß sich unser

Digitized by Google

ganzes Volk des Jahrgangs 1914 und 15 ganz besonders annehmen wird. Wöchnerinnen- und Säuglingsfürsorge sollte also womöglich gesteigert einsetzen.

Als das große Zentralproblem hat sich aber jetzt schon allen, die in den Nationalen Frauendienst eingetreten sind, die Arbeitsvermittlung aufgedrängt. Oder richtiger: die Arbeitsbeschaffung. Was es bedeutet, wenn die große Maschine der Volkswirtschaft anfängt sich matter zu bewegen und in manchen ihrer Teile zum Stillstand kommt, hat wohl niemand im vollen Umfange voraussehen können. Daß es vollständig ausgeschlossen ist, die Arbeitsplätze, die sich verschließen, durch neue zu ersetzen, die sich auftun, ist wohl ohne weiteres klar. Daß es sich nur darum handeln kann, Notbehelfe zu schaffen, sieht jeder ein. Aber gerade deshalb ist schließlich jeder kleinste Dienst, der für die Arbeitsbeschaffung geleistet wird, wesentlich. Bis in jede kleinste Wohlfahrtsleistung hinein sollte sich die Frage als erste aufdrängen: ist es nicht möglich, diese Leistung in Arbeit zu verwandeln? Dabei drängen sich jetzt zwei große Fehler auf, die ja auch schon in anderem Zusammenhang in diesem Heft behandelt werden: die übermäßige Inanspruchnahme der freiwilligen Hilfsbereitschaft für Leistungen, die ihrem Wesen nach gewerbliche sind und bleiben müssen, und zweitens, was damit im Zusammenhange steht: das Herausziehen großer bezahlter Aufträge aus der Industrie in die private Nähstubentätigkeit. Es ist schon ein Schritt vorwärts gewesen, daß die Wohlfahrtsorganisationen anfangen, überhaupt auf bezahlte Kräfte sich einzustellen und die Arbeitsbeschaffung in ihre Aufgaben aufnehmen. Die Form aber läßt noch zu wünschen übrig. Sie müssen einsehen, daß es in jedem Sinne zweckmäßiger ist, wenn eine große bestehende Wäschefirma instand gesetzt wird, ihre Arbeitskräfte notdürftig durchhalten zu können, als wenn irgendeine neue oder vier neue Nähstuben aufgemacht werden. Die Arbeitsbeschaffung wird der überwiegend wertvollste Dienst sein, den jeder Hilfsbereite in diesem Augenblick dem Vaterland leisten kann. Darum sollten aber auch alle Frauen sich bemühen, auf den Konsum zu wirken, d. h. alle diejenigen, für die es nicht unverantwortlich ist, zum Nichtsparen anzuhalten. Auch das ist an anderer Stelle in diesem Heft schon gesagt. Es muß aber auch in das Aufgabengebiet des Nationalen Frauendienstes ausdrücklich eingestellt werden.

Eine weitere wichtige Aufgabe des Nationalen Frauendienstes ist das Recherchenwesen. Sowohl für die gesetzliche Kriegsunterstützung wie für die sonst durch den Krieg entstandene Bedürftigkeit, der durch öffentliche Unterstützung zu Hilfe gekommen werden muß, kann der vorhandene Stab von Hilfskräften in keiner Weise ausreichen. Der Nationale Frauendienst hat deshalb überall die in der Wohlfahrtspflege irgendwie erfahrenen Frauen für die Recherchen in den Dienst gestellt.

* * *

Vielleicht hat es Interesse, hier eine Darstellung der besonderen Verhältnisse des Berliner Nationalen Frauendienstes einzufügen, weil hier bei den Riesenaufgaben, die es zu bewältigen gilt, eine starke Dezentralisation hat stattfinden müssen, die den Organismus erheblich komplizierter macht. Wir haben 23 Beratungsstellen in den 23 Steuerbezirken der Stadt eröffnen müssen, von denen jede ungefähr die anfangs beschriebenen Aufgaben für ihren Bezirk nochmals zu bearbeiten hat. Wir bekommen von den mit uns arbeitenden Vereinen die Nachrichten nach

Digitized by Google

der Zentrale und geben sie, nachdem sie je nach Zuständigkeit in den verschiedenen Kommissionen bearbeitet sind, an diese 23 Hilfskommissionen hinaus. Außerdem werden Gesetze und Verfügungen über die bestehenden Rechtsverhältnisse, Versicherungsfragen usw. usw., Mitteilungen wie etwa die Einführung freier Eisenbahnfahrt für alle, die eine Unterkunft auf dem Lande finden können, kurz, alle für die Beratung der Bevölkerung wichtigen Mitteilungen jeden Morgen an die 23 Hilfskommissionen herausgegeben, die sich ihrerseits mit Fragen jederzeit an die Zentrale wenden und deren Vorsitzende regelmäßige Konferenzen mit der Zentrale haben. Jede Hilfskommission stellt möglichst auch wieder eine Vertretung der großen, auf den zuständigen Gebieten arbeitenden Organisationen dar. Die Zusammenarbeit hat sich in durchaus erfreulicher Weise gestaltet. Ebenso sind an der Zentrale eine Vertreterin der Gewerkschaften, eine der Genossenschaften und eine des sozialdemokratischen Frauenbureaus Mitarbeiter.

Unsere Hilfskommissionen sind Annexe der Unterstützungskommissionen, die zur Verteilung der gesetzlichen Kriegsunterstützung in den 23 Steuerbezirken städtischerseits eingesetzt sind. Sie übernehmen im Auftrage des Bezirksvorstehers die Recherchen über einlaufende Unterstützungsgesuche. An den Sitzungen der Kriegsunterstützungskommission nimmt eine der beiden Vorsitzenden unserer Hilfskommission sowie die Recherchentin der zu behandelnden Fälle teil. Sie haben zugleich auf Grund ihrer Recherchen zu beantragen, ob eine Zusatzunterstützung aus freiwilligen Mitteln gewährt werden soll. Für solche Fälle hat die Vorsitzende sowie die Recherchentin ein Stimmrecht.

* * *

In anderen Städten als den genannten hat sich die Frauentätigkeit ganz in die Wohlfahrtsorganisation der städtischen Verwaltung eingegliedert. So ist es z. B. in Charlottenburg, wo aber die mitarbeitenden Frauen trotzdem ihren Namen, ihre gemeinsame „Firma" beibehalten haben. In Düsseldorf besetzen die weiblichen Arbeitskräfte einfach bestimmte Abteilungen der städtischen Kriegsfürsorge, die dort im ganzen 24 Kommissionen umfaßt: unter weiblicher Leitung steht hier die Annahme weiblicher Hilfskräfte, der Erfrischungsdienst auf den Bahnhöfen, die Familienfürsorge, die Erquickung Verwundeter usw. Ähnlich ist es in Hamburg, während anderswo auch die gleiche Zentralisation unter dem Kopf des Roten Kreuzes oder der Vaterländischen Frauenvereine vorgenommen wurde. Es kommt ja in keinem Fall darauf an, wer zufällig die Spitze einer solchen Zentralisation bildet, vorausgesetzt daß diese Spitze Qualitätswert hat. Nach diesem Grundsatz haben wohl alle unsere Vereine in besonnener Weise und aus dem Verständnis der Forderungen des Augenblicks heraus gehandelt. In welcher Form auch von den zuständigen Stellen die Zusammenfassung und das friedliche Miteinanderarbeiten der Vereine für notwendig gehalten wird, zeigt die Begründung einer Zentralstelle im preußischen Ministerium des Innern, in der auch der Nationale Frauendienst vertreten ist, und über deren Aufgaben die folgenden Worte eines Ministerialerlasses vom 14. August Auskunft geben:

„Die Organisation des Roten Kreuzes, des Vaterländischen Frauenvereins, des Nationalen Frauendienstes und der Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen haben am 11. d. M. eine „Zentralstelle zur Fürsorge für die Angehörigen und Hinterbliebenen unserer Krieger" unter meinem Vorsitz ins Leben gerufen .... Die Zentralstelle wird etwaige Meinungs-

Digitized by Google

verschiedenheiten zwischen den Organisationen schlichten. Worauf es aber zurzeit vor allem ankommt, ist zu verhüten, daß bei der örtlichen Arbeit für die Angehörigen und Hinterbliebenen unserer Krieger eine Zersplitterung der Kräfte und Mittel stattfindet. Dazu ist es unbedingt erforderlich, daß die freiwillige Liebestätigkeit sich an die Arbeit der engeren und weiteren Kommunalverbände angliedert. Es müssen deshalb in den Städten und großen Landgemeinden die Gemeindebehörden, auf dem platten Lande die Landräte möglichst umgehend, soweit es nicht bereits geschehen sein sollte, gemeinsame Besprechungen mit den örtlichen Vereinen und Organen der in der Zentralstelle zusammengeschlossenen großen Verbände sowie mit etwaigen sonstigen für eine Hilfstätigkeit in Betracht kommenden Vereinigungen herbeiführen und eine klare und sachgemäße Arbeitsteilung bezüglich der einzelnen Zweige der Angehörigenfürsorge zwischen diesen einzelnen örtlichen Vereinen und Organen im Wege gütlicher Verständigung sicherstellen. Zeitweilige Zusammenkünfte der Leiter der Kommunalverbände und örtlichen Vereine werden das nachhaltige planmäßige Zusammenarbeiten gewährleisten. Die örtlichen Vereine usw. werden von ihren Verbänden entsprechend verständigt werden."

Sicherlich werden die Bundesvereine, die im Nationalen Frauendienst mitarbeiten, alles dazu tun, um die Zentralisation, wie sie hier auch von leitender Stelle fast in wörtlicher Übereinstimmung mit unserer eigenen Anregung empfohlen wird, zu fördern.

Die Aufgabe, in dieser Zeit allgemeinster Erregung, drängendster Not und teilweise außerordentlicher Überlastung aller Wohlfahrtsvereine, sie zu ruhigem, reibungslosem Miteinanderarbeiten zu führen, ist ganz außerordentlich schwer. Es gehört viel guter Wille und viel Geduld und Besonnenheit von allen Seiten dazu, sie auszuführen. Um so mehr als in den Mühen und Schwierigkeiten der täglichen Arbeit die Schwungkraft der ersten Tage leicht nachläßt. Die Berichte aber, die von allen Seiten her an uns gelangen, zeigen, daß ein vielversprechender Anfang gemacht ist und erwecken die Hoffnung, daß sich die einmal in Bewegung gesetzte Maschine als leistungs- und widerstandsfähig erweisen wird.

* * *

Und wahrlich, es werden die stärksten Anforderungen an die helfende Kraft gestellt werden. Nicht nur in äußerer, sondern auch in seelischer Hinsicht. Zumal in den Großstädten.

Ich kann nur die Eindrücke aus unserer eigenen Arbeit im Norden Berlins schildern. Niemals waren dort die Parks, Plätze, Alleen so übervoll, wie in diesen sonnigen Augustnachmittagen. Die Wegränder gesäumt von Frauen, auf hinausgetragenen Feldstühlchen oder Küchenschemeln; auf Kies und Pflaster und Rasen hockt und kugelt und krabbelt das Gewimmel des jüngsten Deutschland, und aus den Kinderwägelchen kräht das Allerjüngste.

Zu zweien und dreien und vielen sitzen die Frauen zusammen. Die Alleingebliebenen. Man sieht, daß sie es in dem leeren Zuhause nicht aushalten, daß sie aneineinander Trost und Halt suchen müssen. Ist doch die ganze Welt um sie herum auf eine Art verändert, die sie noch gar nicht so schnell fassen können. Ihre Männer fort — noch wissen sie nicht wohin, noch sind sie ganz ohne Nachricht. Jubelnd und stolz, unter Soldatenwitzen und Hurras sind sie wie in eine andere Welt verschwunden, zu der die Frauen den Weg nicht zu finden wissen, und die sie sich nicht vorstellen können. Nun ist es auf einmal still um sie herum. Sie haben vorher gar nicht gewußt, wie das sein würde. Alles hat man miteinander besprochen: die Arbeit, die Nachbarn, den Spaziergang, die Kinder. Der Tages-

Digitized by Google

lauf bekam seine Abschnitte dadurch, daß der Mann fortging und wiederkam, seine Freuden, wenn ihm das Essen schmeckte. Er besorgte den Verkehr mit Hauswirt und Steuerbehörden, er erzählte, was draußen in der Welt geschah.

Jetzt ist die Frau auf sich angewiesen. Wenn sie nur wüßte, wo er ist! (aus Dortmund kam eine Postkarte an den „Nationalen Frauendienst" Berlin, man möchte doch aufpassen, ob er nicht durchkäme, er sei am Mittwoch von Dortmund losgefahren). Und nun ereignen sich die Dinge, die man ja gewußt, aber sich doch nicht so recht vorgestellt hat. Der Verdienst bleibt aus. Der Zahltag für die Miete kommt. Muß man Miete zahlen, wenn Krieg ist? Doch wohl nicht; es liegt ja klar auf der Haud, daß man nichts hat. Wovon soll Miete gezahlt werden, wenn der Mann im Krieg ist? Mit heißem Schrecken hören sie, daß man doch zahlen muß. Wohin sich nun um Rat wenden?

Man muß bedenken, daß Tausende von Frauen aus der gehobenen Arbeiterschicht und dem Kleinbürgertum vor diesen Fragen stehen, Frauen, die wissen, daß der höchste Stolz ihres Mannes war, nicht in Berührung mit der Armenbehörde zu kommen. Woher sollen sie wissen, daß Kriegsunterstützung kein Almosen und keine Schande ist?

So kommen sie in die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes. Zu Hunderten. Mehr noch als durch die Not verstört durch ihre Hilf- und Ratlosigkeit. Alle gewohnten Auswege führen ins Leere. Man will Arbeit suchen; es gibt keine. Überlastete Behörden haben nicht Zeit für verängstigte und verwirrte Fragen.

Und doch — wenn sie erst ein wenig klarer sehen: wieviel Geduld und Standhaftigkeit, welch einfache und selbstverständliche Bereitschaft, ihr Teil an der allgemeinen Last mitzutragen. Wie viel instinktives Verständnis, daß es Notwendiges, Unabänderliches auf sich zu nehmen gilt.

Fester als je klammern sich die zurückgelassenen Frauen an ihr Zuhause. Sie sind schwerer zu überreden, in die Entbindungsanstalt zu gehen, wenn sie ein Kind erwarten. Der Mann könnte unterdessen zurückkommen und sie nicht finden. Sie geben weniger bereitwillig ihre Kinder in Horte und Kindergärten, selbst wenn sie es da besser haben.

* * *

Vielleicht aber gibt es noch größere Niedergeschlagenheit: die der Arbeitslosen. Wir haben in unseren Kommissionen erschütternde Beispiele der Trostlosigkeit, die darin liegt, daß hochqualifizierte Arbeiter — und gerade diese! — sich seit drei Wochen die Füße wund laufen nach irgendeiner Arbeit und täglich enttäuschter und verzweifelter zurückkommen. Es trifft so viele, die es nicht gewohnt waren, hilflos und preisgegeben dazustehen. Tausende, denen die Gesichertheit ihres Lebens einfach selbstverständlich war. Eine Arbeitslosenunterstützung würde im Augenblick den größten moralischen Wert haben. Und wenn sie noch so niedrig wäre, — sie wäre schließlich wohl das einzige Mittel, um die Stimmung zu erhalten. Wenn Milliarden Gold und Tausende von Leben ohne Besinnen geopfert werden müssen, so wird man auch für die Widerstandskraft der Bevölkerung im Innern das Notwendige tun können und müssen. Und zwar bald, ehe die Niedergeschlagenheit einreißt.

Digitized by Google

Denn schließlich, wie wenig ist das, was jetzt geschehen kann! Die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes haben in einer Woche 10 000 ℳ für Speise-, Brot- und Milchmarken ausgegeben, nur für solche dringenden Notfälle, in denen geholfen werden mußte, ehe die laufenden Unterstützungen fließen konnten. Es werden in den großen Steuerbezirken täglich etwa 300 Fälle behandelt. Mit Säuglingen auf dem Arm oder im Kinderwagen, den Drei- und Fünfjährigen an der Hand, stehen Hunderte von Frauen schon vor 9 Uhr vor den Bureautüren, die sich erst um 10 Uhr öffnen. Viele haben aus Stolz und Ratlosigkeit so lange gewartet, wie sie es irgend durchhalten konnten, ehe sie kamen. Und nun kann oft keine Stunde mit der Hilfe mehr gezögert werden.

* * *

Durch die Arbeiterstraße, an deren einer Seite sich die stolze, ruhige Fassade des wunderschönen Fabrikbaus der AEG. von Peter Behrens hinzieht, lärmen die Buben, denen die Väter ein Stück ihrer Kampfesfreudigkeit zurückgelassen haben. Einer hat sich das Gesicht fürchterlich rot geschmiert und spielt den Russen. Sind nicht diese Mütter, die still und geduldig mit ihren kleinen Kindern vor den Haustüren sitzen, diejenigen, die heute am allermeisten opfern? Nicht nur den geliebten Mann, sondern die ganze mühsam aufgebaute, sorgsam gehütete Grundlage eines sicheren kleinen Lebensglücks? Ihnen so beizustehen, daß durch die lähmende Unsicherheit und Not immer wieder ein wenig von der Schwungkraft und dem Stolz dieser großen Tage dringt, dazu sollten wir alle helfen.

Das Haus der Frau auf der Buchgewerbeausstellung in Leipzig.

Von

Dr. Emmy Voigländer.

Nachdruck verboten.

Daß auf den beiden großen Ausstellungen des Werkbundes in Köln und des Buchgewerbes und der Graphik in Leipzig sich die Frauen eigene Häuser bauten, ist als ein erstes mutig zusammenfassendes Dokument ihrer Leistungen auf den einschlägigen Gebieten anzusehen, dessen Gegenwart bedeutsam in die Vergangenheit und Zukunft zugleich weist. Vielleicht wird das für die Zukunft ertragreichste Ergebnis dieser Sonderausstellungen der Beweis ihrer Überflüssigkeit in dem Sinne sein, daß allmählich die Leistungen von Frauen als selbstverständlich eingegliedert in die allgemeine Kulturarbeit aufgenommen werden, wo man zuerst die Güte der Arbeit sieht und dann ihren Verfertiger, ohne daß zu jedem Stück noch lange Reden über Grenzen und Fähigkeiten der weiblichen Begabung gehalten zu werden brauchen. Daß es schon vielfach so ist, konnte man gerade auf der Werkbundausstellung beobachten, wo man öfter in allen möglichen Abteilungen, gefesselt von etwas Gutem, mit Freude dann einen weiblichen Namen las. Wie

Digitized by Google

man des öfteren hört, lieben viele Künstlerinnen, die in die Kunstgenossenschaften aufgenommen sind, Frauensonderausstellungen nicht besonders, da die Beurteilung jedenfalls viel objektiver ist, als in der isolierten Ausstellung mit dem Betonen auf der einen Seite: „Seht, das können wir auch" und dem Vorurteil auf der anderen: „Ach, ihr könnt ja doch nichts." Dieses Vorurteil zu zerstreuen bei allen, die überhaupt willig sind, es aufzugeben, sind allerdings diese Sonderausstellungen ein nötiges und sehr gutes Mittel, da tatsächlich auf beiden Ausstellungen genügende Werte dafür geboten sind.

Die Arbeit der Frau in Buchgewerbe und Graphik zu zeigen, bedeutete ein äußerst weites und reichhaltiges Programm, das in der Ausführung im Interesse der konzentrierten Wirkung in manchem freilich etwas straffer hätte gefaßt werden können. Das Haus der Frau auf der Werkbundausstellung hatte dagegen den Vorteil eines engeren Programms.

Die Arbeit der Frau im Buchgewerbe ist in einer Beziehung in erster Linie ein soziales Phänomen, ein besonderer Fall der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung, die sie auch in die Arbeit anderer Gewerbe und Fabriken treibt. Ihre Bedeutung liegt mehr in ihrer Ausdehnung und war daher auch nicht direkt darzustellen. Der andere Anteil ist der künstlerisch spontan schaffende im weitesten Sinne, er umfaßt die individuellen Leistungen und nicht die der großen Anzahl. Naturgemäß nimmt er den größten Raum im Hause ein. Er verknüpft ihre Arbeit mit der allgemeinen Kultur.

Als künstlerische Aufgabe war natürlich schon die Gestaltung des Äußeren einer Architektin, Emilie Winkelmann, zugeteilt. Die Architektur des Hauses fügt sich zurückhaltend und glücklich in das allgemeine Bild der Ausstellung hinein und beansprucht doch Sonderinteresse durch ihre harmonische Ruhe, deren etwas stark betonte Sachlichkeit einen leichteren Akzent erhält durch die mit vorgelegten Säulen gegliederte halbrunde Eingangshalle. Auch die Ausstattung der Innenräume wurde von Künstlerinnen überwacht und teilweise eigens gestaltet, wie von Elisabeth von Knobelsdorff, Dipl.-Ing., Paula Steiner-Prag, Alice Clarus, Else Bruns, Käte Hertwig. Sonderbeachtung beansprucht der Theeraum, dem Fia Wille den Charakter einer gediegenen und leichten Eleganz verliehen hat, der Eleganz der modernen Frau, die alles Spielerische vermeidet. Die weißen, mit in Grün gemusterten Stoffen bezogenen Möbel sind nicht „gemütlich" und bequem für seßhafte Kaffeekränzchen, es ist ein Raum für den beweglichen, modernen Menschen, in dem man eine Tasse Thee trinkt und sich dabei an der künstlerisch durchgestalteten Umgebung erfrischt fühlt. Doch müssen wir, um uns diese Erholung zu verdienen, erst einen Rundgang durch das Haus machen. Die Reihenfolge der 24 Räume kann dabei aber nicht durchweg innegehalten werden zugunsten der Besprechung des innerlich Zusammengehörenden. Beginnen wir mit der geschichtlichen Abteilung, in der zum erstenmal versucht wurde, möglichst das zusammenzutragen, was von Frauen auf den einschlägigen Gebieten schon gearbeitet wurde. Eine Durchstöberung einiger Kupferstichkabinette ergab nicht nur eine überraschende Anzahl von Namen, von denen wirklich niemand vorher wußte, sondern auch Leistungen, die durchaus auf der Höhe ihrer Zeit stehen und damals auch recht bewundert wurden. Wenn auch die meisten Stecherinnen Frauen und Töchter von Stechern sind, und somit offenbar mehr durch Gelegenheit, als durch spontanen Antrieb zu ihrer Kunst

Digitized by Google

gelangten, so kann man auch umgekehrt sagen, daß die Frauen nur Gelegenheit zu haben brauchen, um etwas zu leisten, wofür ja die ganze moderne Entwicklung ein Beweis ist. Ich nenne nur einige Namen, die es besonders verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, und denen es sich lohnen würde, in den Sammlungen weiter nachzugehen. Da ist Judith Leyster, auch als Malerin bekannt, Johanna Sibylle Krause, geb. Küslin, 1646—1718, von der in Dresden ein ganzer Klebeband ausgezeichneter Stiche sich befindet, Antoinette und Claudia Stella. Eine ausgezeichnete Künstlerin scheint Gertrud Roghman (um 1700) zu sein, von der hier zwei Zeichnungen, in München einige Stiche zu finden sind. Angelika Kaufmann durfte nicht fehlen, obwohl Originalradierungen von ihr seltener sind, als die Stiche nach ihren Gemälden. Genannt seien noch Maria Sandrart (1658—1718) und Regina Dietsch (1706—1783). Der Tätigkeit von Frauen in der mittelalterlichen Miniaturmalerei, die in den Klöstern recht ausgedehnt gewesen zu sein scheint, ist, soweit Namen damit verbunden sind, nachgespürt worden; sie ist in Reproduktionen, wie dem Kodex der Äbtissin Uta von Niedermünster und dem **Hortus deliciarum** der Herrad von Landsberg, ausgelegt, sowie einigen Originalen, wie dem Antiphonar der Margarete Kartäuserin von 1458. Der Anteil der Frauen an der Literatur ist ja wenigstens dem Literarhistoriker bekannter, nach Möglichkeit sind Originalausgaben gesammelt worden, wobei die Schriften der Gottschedin und der Marianne Ziegler stark vertreten sind. Eine dankbare Aufgabe für eine Literarhistorikerin wäre es übrigens, einmal den Schriften der Mystikerinnen des Mittelalters, wie der Hildegard von Bingen, der Mechthild von Magdeburg usw., nachzugehen. Selbständiges und tiefes Empfinden wird man sicher in ihnen entdecken. Im eigentlichen Buchgewerbe war naturgemäß die Ausbeute geringer, da dies Gewerbe der Handwerkerordnung unterstand, die Frauen als Lehrlinge ausschloß, wofür in einer alten Handwerkerordnung eine ganz amüsante Begründung sich fand: „Zur Ausbildung gehöre Wandern", aber „von ungewanderten Junggesellen und gewanderten Jungfrauen werde beiderseits wenig gehalten." Immerhin haben einige Witwen die Werkstätten ihrer Männer so selbständig weitergeleitet, daß sie ihre Drucke mit ihrem Namen signierten; so Anna Ruegerin 1484, Kunegund Hergotin 1531 und andere. So bietet diese Abteilung eine gute Grundlage für weitere Forschungen, die in dem Katalog dauernd festgelegt ist.

In den Räumen für freie Graphik, Musik, Buchhandel und Buchillustration sind die Erzeugnisse des frei künstlerischen Schaffens ausgestellt. Die freie Graphik konnte nur in Form unverkäuflicher Sammlungen ausgestellt werden, die für die Ausstellung von Privaten angekauft wurden. Das Werk von Käte Kollwitz besonders ist in seltener Reichhaltigkeit vertreten, aber außerdem sicherte die Jury ein gutes Niveau der Arbeiten, unter denen der Dilettantismus durch erfreuliche Abwesenheit glänzt. Einen aparten Raum in Gelb und Schwarz hat sich der Wiener Frauenklub geschaffen und zeigt darin namentlich gute Farbenholzschnitte. — In der Abteilung Buchhandel steckt eine ungeheure Arbeitsleistung, um die moderne Frauenliteratur von ganz Europa zusammenzubringen, auch in Amerika und Australien waren Komitees tätig. Die schöne Literatur nimmt naturgemäß den größten Raum ein, aber auch die Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten, wobei natürlich nur die in Buchform erschienenen berücksichtigt werden konnten, ist schon recht stattlich geworden. Der umfangreiche Sonderkatalog der Abteilung wird seinen dauernden Wert behalten

Digitized by Google

als Dokument des Standes der heutigen Frauenliteratur. Dasselbe gilt natürlich auch von dem Gesamtkatalog, der alles gesammelte Material dauernd vereinigt. Die Frauenzeitschriften liegen in der Abteilung Presse aus. — Für den Musikraum sind wohl fast vollzählig alle Namen und Werke von Komponistinnen aufgestöbert worden. Aus älterer Zeit sind einige interessante Ausgrabungen zu verzeichnen, namentlich Werke von Fürstinnen. Lieder und Klavierstücke sind am meisten vertreten, doch sind gerade unter den älteren Werken einige Opern und Singspiele vorhanden, wie die Siegesfahne der Prinzessin Marie Amalie von Sachsen, die Musik zu Erwin und Emilie der Herzogin Anna Amalie und zur Fischerin von Corona Schroeter. — Eine der besten Abteilungen, sowohl was die künstlerische Ausstattung in Weiß und Blau (Leitung Katharina Kippenberg) anbetrifft wie den Inhalt des Gebotenen, ist die der Buchillustration, die gleichfalls ein internationales Programm hat. Aus älterer Zeit interessieren besonders die kostbaren naturwissenschaftlichen Bücher von Sibylle Merian über Insekten und Pflanzen, das Resultat ihrer Reisen. Wie überall schwillt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts der Strom der Arbeiten beträchtlich an. Die Hauptmasse bilden Kinderbücher, man kann so recht den Wandel des Geschmacks von der älteren Art zu der modernen starkfarbigen und flächigen verfolgen.

Die Abteilungen der Reklame, der kunstgewerblichen Entwürfe, Photographie, künstlerischen Schrift und Buchbinderei umfassen Arbeiten der angewandten und handwerklichen Kunst, in denen aber immer noch das frei künstlerische Moment überwiegt. Der Raum für Reklame ist ganz besonders großzügig und wirkungsvoll gestaltet durch den kühnen Farbenakkord des blauroten Bodenbelags, und der durch schwarze Leisten und Möbel gegliederten blauen Wände, die ein in Gold gehaltener Amazonenfries von Lina von Schauroth abschließt. Den Raum, wie die von lustigen goldenen Hähnen gekrönten Litfaßsäulen entwarf Fia Wille. Auch die ausgestellten Arbeiten sind durchweg auf guter Höhe, besonders interessieren die Pferdeplakate von Lina von Schauroth und die Sonderausstellung der Packungen für die Bahlsensche Keksfabrik von Anne Koken. Amüsant und witzig in der Formulierung wie wirkungsvoll in der Anordnung der Schrift sind die englischen Stimmrechtsplakate. — Ausgezeichnete Leistungen bringt die Abteilung „Photographie" sowohl von Fachphotographinnen wie Liebhaberinnen. Alle Zweige der Photographie werden gepflegt, sowohl wissenschaftliche Arbeiten wie Röntgenaufnahmen und Photographien für Reproduktionszwecke sind da, wie auch hervorragend gute Porträts, die allen Anforderungen an bildmäßige Wirkung wie technische Ausführung genügen, Landschaften, wie vorzügliche Städteaufnahmen für Postkarten, auch die neuesten Versuche in Farbenphotographien fehlen nicht. — Die Abteilung für künstlerische Schrift zeigt meist Arbeiten von Schülerinnen der Leipziger Akademie auf einem Gebiet, das man jetzt wieder zu schätzen beginnt, sowohl für praktische Zwecke, wie Adressen, Visitenkarten usw., als auch für reine Liebhabereien, schöne handgeschriebene Bücher. — In der Buchbinderei sind Frauen jetzt erfolgreich tätig im Sinne der künstlerischen Belebung des alten Handwerks; es sind nur handgebundene Bücher ausgestellt in guter Anpassung des Entwurfs an das jeweilige Material. Auch aus der Werkstätte des Lettevereins, der sich ja bekanntlich um die gediegene handwerkliche Ausbildung weiblicher Lehrlinge verdient macht, sind Proben guter Erfolge ausgestellt. Die günstigen Resultate des buchgewerb-

Digitized by Google

lichen Unterrichts in von Frauen geleiteten Studienateliers zeigt ein besonderer Raum. Weniger gelungen ist dem äußeren Eindruck nach der Raum für kunstgewerbliche Entwürfe, der an der Überfülle des schwer zu Disponierenden leidet. Interessant ist darin die Sonderausstellung von Katharina Schäffner mit ihrer ebenso eigenartigen wie geistreichen Kunst.

Zeigten die bisherigen Abteilungen die Arbeit von Frauen an den Objekten selbst, so bilden die Räume für Bücherei und Sammelwerke sowie für Kunsthandel eine Gruppe für sich, in der gezeigt wird, wie die Frau mit den fertigen Objekten umgeht, sei es als Sammelliebhaberin oder als Händlerin. Der eigentliche Reiz einer Sammlung liegt ja freilich erst in ihrer Verbindung mit der Person und den Räumen der Besitzerin und ist somit nicht ausstellbar, auch gebot der zur Verfügung stehende Raum manche Beschränkung. Immerhin wird ein Einblick in bedeutende oder durch Beschränkung auf ein Thema interessante Sammlungen geboten. Hervorzuheben sind die Sammlungen von Schauspielerinnenmemoiren von Frau Martha von Zobeltitz, von Kalendern und Almanachen von Frau Helene Krause mit entzückenden Sachen, von Frauenbüchern aus der Goethezeit von Frau Marie König. Frau Ida Schöller gab aus ihrer hochbedeutenden Sammlung, die in der Hauptsache in der allgemeinen Abteilung für Bibliophilie ausgestellt ist, eine wichtige Auswahl illustrierter Bücher aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die in Arbeiten von Cornelius, Genelli, Schwind, Rethel, Menzel u. a. einen ausgezeichneten Überblick dieser Zeit bietet. Die Entwicklung des Exlibris kann in einer Vollständigkeit wie sonst nirgends auf der Bugra in der Sammlung von Frau Margarete Strauß studiert werden. Ein besonderer Raum erläutert, soweit zeigbar, die noch junge Tätigkeit von Frauen im öffentlichen Bibliotheksdienst, und ein weiterer enthält die Ausstellung einer Kunsthändlerin.

Der Anteil der Frauen an Buchgewerbe und Graphik ist aber mit den besprochenen Gebieten nicht erschöpft. Eine weit größere Anzahl Frauen arbeitet in Bureaus an der Schreibmaschine, in der Papierfabrikation als Sortierin; in Druckereien, Stahlfederfabriken, Großbuchbindereien bedienen sie die Maschinen. Ihre Arbeit in diesen Gewerben ist naturgemäß eine bloß ausführende, und hauptsächlich als soziale Erscheinung bemerkenswert, doch werden für einen großen Teil dieser Arbeiten Frauen bevorzugt, weil sie geschickte, feinfühlige Hände braucht und sorgfältige geduldige Ausführung, ihre Leistungen haben also als weibliche positiven Wert. So gut es ging, ist diese Frauenarbeit an den Objekten ausgestellt worden, und ein besonderer Raum gibt in sehr übersichtlichen Tafeln die Statistik der weiblichen Arbeit auf diesen Gebieten.

In einem loseren Zusammenhang zum eigentlichen Programm des Hauses stehen die Ausstellungen der vogtländischen Spitzenmaschine, der Spitzenklöppelei der deutschen Modezeitung, und, an sich sehr wertvoll, der Berufsorganisationen der Krankenpflegerinnen und kaufmännischen Gehilfinnen Deutschlands.

Zum Schluß sei noch das Urteil des doch recht kritischen Zwiebelfisch, 6. Jahrgang Heft 3, angeführt, daß das Haus der Frau zum Besten der ganzen Ausstellung gehöre, ein Beweis, wie gute Leistungen zur Anerkennung zwingen.

Digitized by Google

Näh-Luischen.

Ein Lebensschicksal.

Nachdruck verboten.

Sie ist alt; sie trägt ein verschlissen Kleid — ist eine arme Näherin, die da täglich in ein anderes Haus zum Nähen geht — und doch dünkt sie mich edel und groß — in ihrem stillen Heldentum. —

Ich kenne sie seit etwa 30 Jahren. Sie kam schon in meines Vaters Haus, dann zu mir, sah meine Kinder groß werden und freute sich ihrer Kinderspiele, erzählte ihnen bei ihrer Arbeit Märchen, hatte immer ein offenes Herz für ihre Mitteilungen, und in meinen Ohren klingt mir noch ihr helles Lachen bei all den drolligen Kinderbemerkungen.

Meinen heranwachsenden Kindern war sie eine liebevolle Lehrmeisterin, ja Vertraute ihrer kleinen unschuldigen Erlebnisse, und Luischen mußte alles erfahren, ja, sogar an dem Bildungszuwachs mußte sie teilnehmen. Und so hieß es: „Luischen, kennen Sie Nathan den Weisen?“ „Nein!“ „Dann muß ich es Ihnen vorlesen!“

Und so geschah es denn auch, und das einfache Luischen hatte volles Verständnis für all die geistigen Schönheiten, den Adel der Gesinnung dieses Werkes, und dabei ging die fleißige Nadel auf und nieder, und die vielen Löcher in den Kinderstrümpfen wurden mit Lessing, ja mit Goethe-Gedanken gestopft, und unsere Großen, ja sie würden wohl gelächelt haben, ob dieser Weise und Art, in der sie hier zu Worte kamen — konnten sie aber von einer reineren, ja, ich sage dreist, von einer idealeren Seele aufgenommen werden?! — —

Ich überdenke ihr ganzes Leben, voll Mühsal, voll Aufopferung! Sie hat es mir erzählt, und ich will versuchen, alles ganz schlicht und wahrheitsgetreu, genau, wie sie es erzählt, wiederzugeben. Keine Dichtung, nein Wahrheit!

Sie wurde am 20. August 1846 zu Berlin geboren. Ihr Vater war Gürtlermeister und ging täglich auf Arbeit in eine Fabrik. Ihre Mutter war zu Hause, arbeitete aber auch Tressen für eine Fabrik. — Luischen sagte: „Wir hatten damals unser gutes Auskommen und unser ordentliches Essen. Oft steckte die Mutter mir sogar heimlich etwas zu, denn sie hatte mich sehr lieb.

Der Vater aber konnte mich nicht recht leiden, warum, das weiß ich auch nicht, denn ich war doch sein eigenes Kind! — Nach mir, sieben Jahre später, wurde noch ein Sohn geboren, den hatte mein Vater lieb.

Als ich vier Jahre alt war, kam ich in eine Spielschule, wo es mir gut gefiel. Aber leider dauerte mein Glück nicht lange, bald untersagte mir mein Vater den Besuch.

Dies kam nämlich so: Uns wurde in der Spielschule viel von Christus erzählt, was mein kleines Herz damals sehr erfüllte; als aber mein Vater, der von solchen Dingen nichts wissen wollte, einmal sich absprechend über Christus äußerte, wurde ich ganz aufgeregt, lief zum Vater hin, erhob den Finger und schrie: ‚Wenn du würdest Christus so leiden gesehen haben, dann würdest du so nicht sprechen!‘

Im ersten Augenblick schwieg der Vater ganz betroffen, dann sagte er zur Mutter: ‚Das Kind soll mir aber nicht wieder in die Spielschule! Sie machen ja dort das Kind ganz verrückt mit ihrer Frömmigkeit!‘

Und dabei blieb es nun.“

Digitized by Google

Da Luischen zu schwächlich war, durfte sie erst mit acht Jahren in die Schule gehn. Das Lernen machte ihr Freude und wurde ihr leicht, und oft hat sie ihre Mitschülerinnen bemitleidet, daß sie so viele Mühe mit dem Lernen hatten.

Einen eigentlichen Verkehr durfte sie aber nicht haben. Der Vater wollte weder, daß sie Besuch habe noch daß sie zu andern gehe. So blieb sie einsam.

Als sie 14 Jahre alt war und die Schulzeit beendet, kam sie in eine Nähschule für Konfektion. Ihre Mitarbeiterinnen sagten ihr aber so wenig zu, verletzten ihr feinfühliges Empfinden durch grobe, leichtfertige Reden, so daß sie sich gedrungen fühlte, den Besuch der Nähschule wieder aufzugeben.

Sie hatte nun die größte Neigung, das Putzfach zu erlernen, und eine nahe Verwandte, die ein Putzgeschäft besaß, wollte sie auch gern aufnehmen und in diesem Fach ausbilden, aber der Vater untersagte es mit den Worten: „Putzmamsells sind immer leichtfertig oder sie werden es!"

Was nun tun?!

Sie sollte „in Stellung gehn", wollte der Vater. Die Mutter aber meinte: „Sie ist doch zu schwächlich für den Dienst und nicht recht geeignet!" Der Vater: „Es gibt ja auch leichtere Stellen, da sieh du nur zu, daß du etwas Passendes findest!"

Sie kam zu zwei alten Damen, die behaupteten, sie wollten sie gar nicht als Dienstmädchen betrachten, sondern sie solle wie Kind im Hause sein, und sie wollten so ausreichend für sie sorgen, daß sie künftig nicht mehr unter Fremde zu gehen brauche. Lange würden sie ja doch nicht mehr leben, da sie ja schon so alt seien.

Sie bekam jährlich 30 Taler Lohn, das Mittagessen jedoch solle die Mutter liefern, und es solle ihr mit 25 Talern ersetzt werden. Für die Damen sollte Luischen das Mittagessen aus dem nahen Restaurant holen. „Und", so fügte Luischen hinzu, „so sparten die beiden alten Damen an mir nach Möglichkeit, trotzdem sie doch ein gutes Vermögen besaßen, und hinterließen später nahezu ihr ganzes Erbe ohne eigentliche Leibeserben."

Die beiden alten Damen meinten weiter: „Ausgehn brauche ja Luischen nicht, sie sei jung genug und könne in ihrem Leben noch genug ausgehn."

„Und," fügte Luischen hinzu, „so wurde mein Fell verkauft, ehe ich überhaupt gefragt wurde.

Die eine der Damen war 76 Jahre alt und schwer wassersüchtig, die andere 78 Jahre.

Ich mußte mit beiden das Schlafzimmer teilen und da nicht ausreichend Platz für eine dritte Bettstelle war, so schlief ich auf der Erde, auf einer Matratze.

Die wassersüchtige Dame quälte mich sehr mit ihren wunderlichen Ansprüchen, und wenn ich aufrichtig bin, muß ich gestehen, daß ich mich nicht sehr gegrämt habe, als sie nach drei Monaten starb, denn der Dienst wurde nun bedeutend leichter. Außerdem bekam ich nun die Bettstelle der Verstorbenen zur Benutzung.

Die andere Dame, nun meine alleinige Herrin, war recht augenleidend und mußte daher stets im halbdunkeln Zimmer sitzen, und meine Hauptaufgabe bestand darin, ihr stundenlang vorzulesen; hier wurde damals der Grund zu meinem späteren Augenleiden gelegt und meine bisher völlig gesunden Augen wurden bald kurzsichtig. Die Dame interessierte sich außer für die Zeitung für Hofgeschichten, Berliner Chronik, ganz besonders aber für Romane, und mir jungem Ding schwindelte manchmal der Kopf von all den, oft verwickelten, Liebesgeschichten!

Mittags, nach dem Essen um 1 Uhr, schlummerte sie dann ein wenig ein — und dies war dann meine freie Zeit. Um 2 Uhr begann ich dann wieder ihr vorzulesen und so fort bis 9 Uhr, mit der kurzen Unterbrechung des Kaffeetrinkens und Abendbrotes. Um 9 Uhr ging sie zur Ruhe, und ich mußte mich dann auch schlafen legen."

Wie mit eisernen Klammern hielt die alte Frau das junge Leben umfaßt. — Besuch durfte Luischen nicht haben. Die alte Dame wollte keine fremden Menschen in der Wohnung haben.

Digitized by Google

Alle Vierteljahre durfte sie von 1/4 bis 6 Uhr ausgehen. Sie mußte aber um 6 Uhr zurück sein, um das Butterbrot für die alte Dame zurechtzumachen, und als sie einstmals schüchtern bemerkte, ihre Mutter (die Luischen während ihres Ausgangs regelmäßig vertrat) könne doch wohl auch einmal das Butterbrot zurechtmachen, erwiderte die Dame erregt: „Nein, das versteht sie nicht — sie weiß doch nicht, wie es für mich gemacht wird!"

Einmal aber, sagte Luischen, wurde mir erlaubt, mit meinem Vater zum Ball zu gehen. Das war nun ein großes Fest für mich! Diesmal war mein Vater auch wirklich nett zu mir; aber wenn ein Herr mit mir tanzen wollte, so mußte immer erst mein Vater seinen Segen dazu geben; paßte ihm einer aber nicht, so sagte er kurz: „Jetzt tanze ich mit meiner Tochter!"

Ebenso beim Nachhausegehen. Es nahte sich nämlich ein junger Herr, der sich etwas für mich zu interessieren schien, mit der Bitte, uns nach Hause begleiten zu dürfen, worauf mein Vater erklärte: „Ich gehe mit meiner Tochter nach Hause!"

Ein Wunder war es übrigens bei dieser Lebensweise, so sagte Luischen selbst — ich war trotzdem froh, ja zuweilen übermütig!

Und nun fragte ich Luischen. — „Aber Luischen, hatten Sie denn damals keine Liebesgeschichte, nicht eine ganz kleine? Vertrauen Sie mir doch alles an; es war doch gewiß etwas Unschuldiges!" — Da lachte Luischen und sagte: „Ja und nein — gern will ich alles erzählen.

Wenn ich bei der alten Dame am Fenster saß, bemerkte ich öfters, daß ein sehr gutgekleideter, nicht mehr junger Herr, der übrigens in unserm Hause wohnte, vor unserer Tür auf und ab ging und öfters seine Blicke zu mir hinauf ans Fenster schweifen ließ. — Wenn dann mittags meine Mutter mit dem Essen kam, rief ich öfters aus: „Aber Mutter, was will denn eigentlich der komische Kauz? Er guckt so oft zu mir herauf ans Fenster?" Einmal sogar begegnete er mir auf der Treppe und fragte mich schüchtern, ob ich nicht einmal Sonntags mit ihm ausgehen wolle. — Ich sah ihn groß, ganz erstaunt an und sagte zu ihm: „Ach, ich gehe ja überhaupt nie aus!"

Bald danach hörte ich von meinen Eltern, er sei dort gewesen und habe um mich angehalten. Er sei Lehrer und werde jetzt Rektor an einer neu erbauten Schule. Er hätte mich oft gesehen und wolle mich so gerne zur Frau haben, und es freute ihn so, wenn ich dann durch ihn versorgt sein würde. Man hätte nun gemeinsam überlegt, wie er sich mir denn nähern könne. Mein Vater hätte ihm übrigens meine Hand schon versprochen.

Ich rief ganz entsetzt aus: „Was, Mutter, der alte Mann!"

Doch es kam nicht dazu. — Der Lehrer, mein mir zugedachter Bräutigam, wurde gleich darauf bettlägerig — er hatte ein Leberleiden — und starb ganz kurze Zeit darauf.

Und dies, sagte Luischen, ist meine einzige Liebesgeschichte — wenn es überhaupt eine ist!

Einmal nachmittags, als ich meiner alten Dame gerade die Zeitung vorlas, kam eine eilige Botschaft an mich, mein Vater sei plötzlich bei seiner Arbeit in der Fabrik schwer erkrankt, und ich solle sofort dorthin kommen. Ich war halb tot vor Schreck und lief schnell zu meiner Dame mit dieser Nachricht, um mir die Erlaubnis, zu ihm zu gehen, zu erbitten.

„Was," sagte sie, mich groß und erstaunt ansehend, „jetzt willst du fortgehen, Luischen, und ich habe noch nicht einmal Kaffee getrunken!"

Schnell kochte ich nun den Kaffee, dabei am ganzen Leibe zitternd, brachte ihn dann der alten Dame und sah sie dabei fragend an. Sie verstand den Blick und sagte: „Erst liest du mir die Zeitung vor!" — Ich gehorchte schweigend; mir tanzten die Buchstaben fast vor den Augen; aber ich las und las und verstand nicht, was ich las — bis sie endlich sagte: „Jetzt darfst du gehen!" — Ich flog mehr als ich ging — aber kam dennoch zu spät. Mein Vater hatte indessen die

Digitized by Google

Besinnung verloren. Der Arzt war zugegen; er sollte eben nach Hause transportiert werden.

Bald darauf starb er.

* * *

Trotz aller dieser Umstände war es dauernd der dringende Wunsch meiner Eltern gewesen, die Stelle beizubehalten. Sie glaubten immer, die alte Dame würde nun doch nicht mehr lange leben, und ich erhielte dann die mir versprochene, für mein ganzes Leben ausreichende Versorgung.

Außerdem unterstützte ich während der ganzen Jahre meine Eltern von meinem Gehalt, denn mein Vater hatte die Spielleidenschaft, und es sah oft traurig zu Hause aus, so daß ich damals froh war, es zu verlassen und in Stellung zu treten!

Die alte Dame war aber in ihren zwei letzten Lebensjahren nicht recht zurechnungsfähig, und so hatte ich es bedeutend leichter. Ich konnte auch mal ins Theater gehen. Wir ließen sie aber nicht allein. Wenn ich fort war, blieb stets meine Mutter bei ihr.

Im November 1877 starb nun die alte Dame — 92 Jahre alt.

Ich war 14 Jahre bei ihr gewesen, von meinem 16. bis 30. Lebensjahr. Meine ganze Jugendzeit hatte ich bei ihr verbracht.

Ich erhielt von ihr ein Legat von 1000 *M*.

* * *

Nun zog ich zurück zu meiner Mutter. Zuvor hatte ich aber noch eine prachtvolle Erholung.

Mein Onkel, der Obergärtner einer berühmten Handelsgärtnerei bei Quedlinburg, hatte mich zu sich eingeladen. Dort war nun ein frohes, schönes Leben! Das Haus lag wunderschön, ganz von Gärten umgeben. Wir machten gemeinsam die schönsten Partien in den Harz; ich sah zum erstenmal die herrlichen Berge und hatte große Freude daran, und alle Verwandten — auch Tante, Vettern und Kusinen — sie alle waren so gut zu mir.

Ich blieb dort 14 Tage; dann kehrte ich zur Mutter zurück. Meine Verwandten sind nun schon lange tot, aber die Erinnerung an diese schöne Zeit und die Dankbarkeit bleibt stets in meinem Herzen!

Als ich nun zur Mutter zurückzog, hatte ich den dringenden Wunsch, etwas zu erlernen; aber meine Mutter war damit nicht einverstanden, weil dadurch nicht nur meine Unterstützung ausgefallen wäre, sondern ich ja auch noch würde Lehrgeld geben müssen, wo doch schon mein Bruder in der Lehre noch so viel kostete.

So mußte ich diesen Plan aufgeben und suchte etwas zu verdienen, indem ich für ein Geschäft Morgenröcke nähte. Ich erhielt für das Stück 25 *₰*, mußte aber selbst das Garn dazu kaufen. Über Tag brachte ich 2 Stück fertig. — Da der Verdienst nicht ausreichend lohnend war, so gab ich diese Arbeit auf.

Ich meldete mich nun im Lette-Verein. Ich wurde dort geprüft, und man war mit mir zufrieden. Ich durfte bei Frau Schepeler-Lette selbst nähen und erhielt auch Aussicht auf gute Stellen außer dem Hause und war hierdurch sehr beglückt. — Aber es kam anders.

Als ich einst ahnungslos nach Hause kam — meine Mutter war inzwischen ausgegangen — erschienen plötzlich in unserer Wohnung zwei Männer, die meine Mutter ins Zimmer trugen. Sie war ausgeglitten, hatte einen schweren Fall getan und mußte hernach 23 Wochen liegen.

Nun galt es, die arme Mutter pflegen und die neu eingeschlagene Laufbahn wieder aufzugeben!

Nach 23 Wochen durfte die Mutter etwas aufstehen und Gehversuche machen. Sie war aber noch etwa 10 Monate hindurch recht hilfsbedürftig.

Digitized by Google

Immerhin konnte ich sie nun doch wieder verlassen. Ich ging wieder ins Lette-Haus und erhielt eine Anzahl von Hausstellen. Nun begann eine verhältnismäßig glückliche Zeit für mich. Zwar war ich dadurch sehr angestrengt, daß ich morgens, bevor ich fortging, die Stube aufräumen mußte und meine Mutter für den Tag versorgen, hauptsächlich mit Essen, denn viel konnte sie sich noch nicht bewegen. Abends, wenn ich oft sehr müde nach Hause kam, mußte ich mich ans Bett setzen und ihr vorlesen, denn den ganzen Tag über freute sie sich auf meine Heimkehr und auf diese Stunde! Sie sagte oft: „Ich freue mich auf dich wie ein Kind auf die Mutter!" Meine Nähstellen machten mir aber sehr große Freude. Bald waren auch alle Tage besetzt.

Ich kam auch zu Familien mit Kindern, und da ich so sehr kinderlieb war, so setzte man mich immer in die Kinderstube, was mich natürlich sehr freute, und all die Kinder hab' ich während der Zeit, die ich dort arbeitete — schier ein Lebensalter — groß werden sehen, und sind mir ans Herz gewachsen.

* * *

So war mein Leben in friedliche Bahnen gelenkt, da kam ein neuer Schlag. — Mein Bruder, der Buchbinder gelernt hatte, war längst verheiratet. Die Frau taugte aber leider nicht viel; so hatte sie ihn plötzlich verlassen und auch die ganze Wirtschaft mit sich genommen. Nun stand er plötzlich von allem entblößt da und kam nun, tief niedergeschlagen, mit dem 13jährigen Sohn zu uns in die mütterliche Wohnung und blieb auch dort. Zuerst war er sehr unglücklich, aber schließlich fand er doch dort ein Heim.

Nach einem Jahre wurde der Junge konfirmiert und kam in die Lehre als Schriftsetzer.

Ich war nun durch die größere Personenzahl sehr beschäftigt. Morgens, bevor ich auf meine Nähstelle ging, machte ich die Stube rein und kochte für alle das Essen, das sich mein Bruder abends wärmte.

Wenn ich dann abends nach Hause kam, mußte ich mich noch ans Flicken machen, denn die Wäsche von meinem Bruder hatte die schlechte Frau ganz verwahrlost, und auch die Kleidung des Neffen mußte abends vielfach ausgebessert werden, damit er anständig in die Schule käme.

Sonntag machte ich nun alle die Hausarbeit, zu der ich in der Woche nicht ausreichend Zeit fand — das Reinmachen und Flicken — aufs gründlichste. Trotz aller Arbeit führten wir doch ein innerlich zufriedenes Leben. Zwar hatte mein Bruder viel Ärger durch die Scheidung und viele Geldangelegenheiten; insofern war es eine schlimme Zeit.

Da erkrankte meine Mutter wiederum und sogar aufs schwerste und lag fest zu Bett. Ich pflegte sie, so gut ich konnte, am ganz frühen Morgen, ehe ich fortging, und abends bis spät in die Nacht, und oft mußte ich die äußerste Willenskraft anwenden, um mich auf meinen Stellen aufrechtzuhalten, um meine Arbeit zu tun — und gerade dies alles in einer Zeit, wo der weibliche Körper eine größere Umwandlung durchzumachen hat. Ich war oft geradezu zum Zusammenbrechen und doch mußte ich weiter.

Unser Geld war nun auch schließlich aufgezehrt. — Alles hatte ich hingeopfert, und als die liebe Mutter starb, reichte es nicht einmal hin zur Beerdigung.

Ich war in großer Not und mußte mich zum erstenmal in meinem Leben dazu entschließen, zu borgen. Das war hart.

Meine Mutter wurde also zunächst von fremdem Geld begraben. Im Frühling bepflanzte ich ihren Hügel selbst mit Efeu und mit selbstgezogenen Pflanzen.

So mochte sie sanft ruhen!

* * *

Mein Bruder sah mir an, wie ich durch all diese körperlichen und seelischen Leiden heruntergekommen war, und welche Arbeit mir andauernd die Wirtschaft

Digitized by Google

neben meinem Berufe machte, und so kam er auf den Gedanken, wenn er wieder heiratete, würde ich es viel leichter haben.

Dazu kam es, daß er ein junges Mädchen kennen lernte, die sich für ihn zu interessieren schien. Sie war auch in der Buchbinderei beschäftigt, und er erzählte mir, daß immer, wenn er aus der Arbeitsstube ging und sich seinen Rock zum Fortgehen anzog, war sie bei der Hand.

Es dauerte nicht lange, so gingen die beiden Sonntags zusammen aus und lernten sich nun nach und nach näher kennen.

Mein Bruder war damals 37 Jahre alt, sie 23 Jahre und eine schöne, stattliche Erscheinung, mit großen, dunklen, glühenden Augen und wußte meinen Bruder sehr für sich einzunehmen.

Öfters brachte er sie auch mit zu uns ins Haus. Sie näherte sich seinem Jungen, der damals 16 Jahre alt war, der aber merkwürdigerweise nicht recht etwas von ihr wissen wollte — trotzdem sie zu ihm sehr freundlich tat.

Ich kann nicht anders sagen, mir gefiel sie zunächst gut. — Ich dachte wirklich, daß ich eine rechte Freundin an ihr hätte.

Nach Jahren, als mein Bruder endlich geschieden war, heirateten sie nun, und mein Bruder bat mich, bei ihm zu bleiben, da doch die Wohnung für sie allein zu groß und vor allem zu teuer war.

So blieb ich denn also bei ihnen. Ich wurde nun natürlich sehr entlastet, denn die Schwägerin war tüchtig in der Wirtschaft — das muß man ihr lassen —, und ich war sehr froh, die doppelte Last los zu sein!

Dafür übernahm sie nun aber völlig das Kommando, nicht allein in den Angelegenheiten der Eheleute selbst, denn das kam ihr ja auch völlig zu, aber auch in den Dingen, die uns gemeinsam betrafen, und wenn mein Bruder sagte: „Das wollen wir doch auch mal mit meiner Schwester besprechen" — wie er es ja seit lange gewohnt war —, so wies sie dies schroff ab mit den ihr so geläufigen Worten: „Das verstehe ich viel, viel besser."

Sie verstand überhaupt alles viel besser.

So stellte sie auch häufig die Betrachtungen an, daß ich doch ein sehr bequemes Leben habe — den ganzen Tag könne ich stille sitzen (beim Nähen und Flicken), während sie selbst immer herumarbeiten müsse.

Sie gewann immer mehr Gewalt über meinen Bruder, der sich kaum zu mir zu äußern wagte. Gewiß war mit der immer mehr zutage tretenden Herrschsucht auch Eifersucht mit im Spiele.

So nahm sie mir innerlich den Bruder — aber der Neffe blieb mir und hing mit voller kindlicher Liebe an mir, und auch jetzt, wie schon früher, glaubten manche Leute, der Junge sei mein eigen Kind und tuschelten darüber, weil wir beide so sehr aneinander hingen.

Es war nun immer ein rechtes Drangsal für mich, wenn ich von der Arbeit nach Hause kam. Ich war immer das fünfte Rad am Wagen und alles war nicht recht, was ich sagte oder tat.

Doch äußerlich wurde ganz gut für mich gesorgt; meine Schwägerin hielt immer warmen Kaffee in der Röhre, wenn ich im Winter abends spät nach Hause kam; darauf hielt schon mein Bruder.

So lebte denn das Ehepaar ganz zufrieden und in Eintracht, als plötzlich ein trauriges Ereignis eintrat.

Mein Bruder war wie immer, wochentags, in der Buchbinderei beschäftigt, als er dort eine kleine Treppe herunterstieg, trat er fehl und stürzte die Treppe herunter und brach das Knie. Es mußte natürlich ärztliche Hilfe sofort in Anspruch genommen werden, und er kam in ein Krankenhaus. Als er dort hingebracht wurde — am ersten Abend — war gerade der dirigierende Arzt nicht anwesend, und der Assistenzarzt machte den ersten Verband. In der Nacht bekam aber mein Bruder so rasende Schmerzen, daß er den Wärter bat, er möge doch, um Gottes willen, den Arzt holen; was auch geschah. Dieser

Digitized by Google

war ganz erschrocken über den Verband, den er sofort aufschnitt und als verkehrt erklärte.

Von dieser Zeit an war es aber, trotz aller Gegenmittel, mit dem Bein vorbei. Es war nicht mehr zu brauchen, und es begann für meinen Bruder, wie für uns alle, eine sehr traurige Zeit. Es wurde mit dem Bein immer schlimmer, trotz ärztlicher Behandlung, auch später im Hause, und so war schließlich mein Bruder dazu verdammt, Tag für Tag in der Stube auf derselben Stelle zu sitzen, er konnte sich kaum mehr vom Platze rühren.

Wenn ich nun von meiner Schwägerin sage, daß sie meinen Bruder mit aller Liebe gepflegt hat, so lasse ich ihr nur Gerechtigkeit widerfahren. Sie tat alles für ihn, was sie konnte.

Mein Bruder bekam ja dauernd Krankengeld, aber sie nahm auch selbst sich Arbeit vor, um etwas nebenbei zu verdienen.

Indessen war mein Neffe weiter vorgerückt in seiner Profession als Schriftsetzer und hatte schon ganz hübschen Verdienst. Er wohnte schon seit längerer Zeit nicht mehr bei seinem Vater, da durch ihn — die Stiefmutter betreffend — viel Unfriede erwuchs, und hatte mit einem Freunde gemeinsam ein Zimmer. So erstand bei ihm lebhaft der Wunsch nach einem eigenen Heim, und er entschloß sich zur Heirat mit einem sehr braven, stillen Mädchen, das auch eine sehr schwere Jugend gehabt hatte und nun doppelt froh war, ein „zu Hause" haben zu können, und ich kann sagen, diese beiden Menschen — so sehr sie sich auch ums Tägliche Brot quälen müssen — so leben sie doch recht glücklich und einig zusammen — eins hilft dem andern.

Es war nun auch meine ganze Freude, sie Sonntags zu besuchen, und das war das schönste dabei — ich machte ihnen auch Freude, wenn ich kam.

Und als sie bald dann ein Kindchen hatten, — später mehrere — schnitt ich die Kleidchen und Röckchen zu und richtete sie ein, wenn ich Sonntags kam, und die Nichte nähte sie dann, und es war dann immer so schön und gemütlich und wir alle freuten uns darüber. Und später, als dann die Kinder nach und nach größer wurden, war die Freude doppelt, denn wenn ich dann Sonntags kam, standen die Kinder schon vor der Haustür, erwarteten mich und liefen mir froh entgegen, mich mit Zärtlichkeit überschüttend.

Und wie stolz waren sie auf das neue Kleidchen, Mäntelchen oder Hütchen, das Tante und Mutter gemacht hatten, und zumeist war es doch nur ein abgelegtes, ganz altes Stück, aus dem die Sachen zusammengeflickt waren!

Sie gingen aber wirklich ganz schmuck einher, unser kleines Volk, und froh waren sie auch dabei — trotzdem es meist nur Kartoffeln gab — und Kaffee mit wenig Milch, denn Milch ist doch auch gar zu teuer.

Und wenn ich Sonntags mit den Kleinen spazieren ging, so war dies köstlich, oder auch im Sommer, wenn alle meine Herrschaften verreist waren, gingen wir oft zusammen in den nahen Invalidenpark mit den Kindern.

So gab es für mich, trotz aller Not zu Hause, durch meinen Neffen und seine Familie glückliche Zeit, und ich konnte mich doch immer auf den Sonntag freuen.

Aber bald kam auch große Not über die Familie: Mein Neffe, der von Geburt an nur zart war, wurde wohl auch mit durch seinen anstrengenden Beruf krank und mußte auf längere Zeit in die Heilanstalt. Die Trennung war sehr schwer und die Sorge, ob er wieder ganz gesund und was nun überhaupt würde, war groß.

Meine Nichte besuchte ihren Mann öfters Sonntags und ich übernahm dann die Kinder, und dies wurde mir alten Menschen, der ich an das Sitzen so gewöhnt war, oft recht sauer — dies Herumwirtschaften und Kindereinwindeln!

Endlich war mein Neffe wenigstens wieder so weit gesund, daß er seine Arbeit aufnehmen konnte, und seine und der Seinigen Freude über seine Heimkehr war groß.

Digitized by Google

Nun kam ein Kind nach dem andern zur Welt — schließlich waren es fünf — die Freude war groß, aber auch die Arbeit und die Sorge.

Beide jungen Eheleute standen aber getreulich zusammen. Bei ihnen geht es ohne viele Worte zu; aber sie haben sich lieb und helfen sich gegenseitig.

* * *

Einmal hatte ich aber übrigens in anderer Weise eine große Freude. Ich reiste mit meinem Bruder und seiner Frau auf vier Tage an die Ostsee zu den Eltern meiner Schwägerin, die sehr nette, brave Leute waren. Dort verlebte ich sehr schöne Tage und sah zum ersten Male das Meer. — Ein anderes Mal hatte ich wieder das Glück, die Ostsee zu sehen. Das kam nämlich so. Bei Herrschaften, wo ich nähte, sollte ein Kind der Familie, die vorausgereist war, nachgebracht werden. So reiste ich mit der Kleinen morgens ab nach Heringsdorf; wir kamen um 2 Uhr dort an. Um 4 Uhr mußte ich zwar wieder zurückreisen, da ich am folgenden Tag bestellt war. Aber ich habe doch wieder den herrlichen Eindruck vom Meer gehabt und weiß, wie schön es in Heringsdorf ist!

Wieder einen andern Sommer hatte ich auch ein besonders großes Glück! Eine Familie, bei der ich nähte und wo mir der Herr besonders wohl wollte, verschaffte mir durch einen Freund ein für Näherinnen ausstehendes Stipendium. Nun konnte ich sogar von eigenem Geld etwas Ordentliches für meine Gesundheit tun. So kamen wir denn überein — meine Kusine, mit der ich sehr befreundet war, und ich —, uns in Friedrichshagen eine kleine Wohnung zu mieten — Stube und Küche.

Das Häuschen, in dem wir gemietet hatten, lag ganz im Walde. Die Tage, die ich frei hatte, brachte ich nun dort zu, und es war ganz herrlich, zu jeder Zeit im schönen Wald spazieren zu können. Wenn ich dann nun in Berlin bestellt war, so fuhr ich natürlich dorthin zu meinen Herrschaften. Diese Zeit war aber doch unvergeßlich schön, und wie dankbar bin ich den Menschen, durch deren Güte ich mir solche Erholung und Freude gönnen konnte!

Doch nun muß ich wieder Trauriges berichten.

Mein Bruder bekam durch das ewige Sitzen, durch die Bewegungslosigkeit wohl begünstigt, ein Leberleiden. Er lag etwa vierzehn Tage krank und an einem Novembermorgen verschied er sanft.

Es war mir doch sehr weh, ihn zu verlieren, denn trotzdem sich die Frau immer zwischen uns gestellt hatte und er nicht seine Liebe zeigen durfte, so hingen wir doch sehr aneinander. — An einem schönen, sonnigen Tage — nachmittags, wurde er begraben.

Meine Schwägerin weinte heftig und wußte sich vor Schmerz gar nicht zu lassen. Nach zwei Jahren indessen hat sie sich wiederverheiratet. Damals aber war sie nun in rechter Not. — Eine Pension oder sonstige Unterstützung bekam sie nicht. Auf Arbeit, wie ich zum Nähen, wollte sie nicht gehen. Jetzt behauptete sie nämlich, es sei für sie zu anstrengend, während sie es doch früher immer für mich so besonders bequem fand. Sie nähte gut, und gern hätte ich sie auf meinen Stellen empfohlen.

Ich wäre ja nun herzlich gern, gleich nach dem Tode des Bruders, von ihr fort und zu meinem Neffen gezogen, der mich sehr darum bat; aber das wollte ich ihr nicht antun. Für sie war es auch leichter, da ich ja bei der Wohnung mitbezahlte.

Zwei Jahre waren nach dem Tode meines Bruders vergangen, und meine Schwägerin wollte sich wieder verheiraten. Da zog ich nun denn zu meinem Neffen, der inzwischen eine größere Wohnung gemietet hatte, in der ich eine extra große Stube bekam. Die Möbel, die ich von meinen Eltern hatte, nahm ich natürlich mit mir, d. h. einen Teil, den ich nicht dringend brauchte, ließ ich der Schwägerin, ja, schenkte ihr die Sachen, da sie sagte, sie wolle nun möbliert vermieten, und ich wollte ihr doch gern behilflich sein.

Digitized by Google

Nun hab' ich es ja gut. Ich werde ja von allen so lieb gehabt, und die Kinder sind so gut, sie hängen ja an mir und gehorchen aufs Wort.

Drei von ihnen schlafen bei mir in der großen Stube, und schon morgens ganz früh geht das fröhliche Plappern und Singen los.

Die andern 3 Kleinen, denn es sind mittlerweile 6 geworden, die schlafen bei den Eltern, und das Kleinste ist jetzt 7 Monate und sehr kräftig und lustig — ein kleiner Junge.

Es ist alles so schön und gemütlich eingerichtet. Auf unserem Balkon ist es im Sommer kühl und luftig, und aus Stecklingen haben wir schöne Pflanzen bekommen und die eingesäten Bohnen und Erbsen winden sich an dem Balkongitter hoch hinauf, und es ist recht heimlich dort zu sitzen, Sonntags.

Und so wäre ja alles gut und schön, wenn nur nicht die Angst wäre vor der Zukunft, und die vielen Kinder — die beiden ältesten sind so schwächlich — und mein Neffe, der so kränklich ist, mit seinem ihm schädlichen Beruf und meine Augen! Wie lange wird das Augenlicht noch vorhalten, wo ich nun schon alt bin und dieses Leiden habe (sie hat den grauen Star).

Und wie wird dies alles werden? — Werde ich auf meine alten Tage mein Brot verdienen können oder meinem armen Neffen zur Last fallen, der selbst so kränklich ist und eine große Familie zu ernähren hat?

Meine Nichte, ja, die ist stark und kräftig, sie kann, wenn die Kinder größer sind, auf Arbeit gehen — aber einer für alle?

Sie richtet ihre armen Augen fragend und sorgenvoll auf mich.

Krieg, Obst und Frauen.

Von

Professor Dr. Carl Oppenheimer, Berlin-Grunewald.

Nachdruck erwünscht.

Über den großen Wert der Früchte als Genußstoffe sind heute alle Physiologen und Volkswirte einig. Er ist bedingt durch ihren erfrischenden, Appetit anregenden Geschmack, den sie den Pflanzensäuren und den Aromastoffen verdanken. Dazu kommt ihre die Verdauung regelnde Wirkung, und nicht zum mindesten ihr reicher Gehalt an wertvollen Nährsalzen, vor allem Kalk und Eisen, sowie an anderen lebenswichtigen Stoffen. Insbesondere sind sie in der Ernährung der Kinder überhaupt nicht zu entbehren. In jeder Form, als rohes Obst, als geschmortes und irgendwie anders konserviertes finden sie mit Recht die ausgedehnteste Verwendung, vor allem als Zuspeise zum Brot. Das hat seinen tiefen physiologischen Sinn: die Früchte sind im wesentlichen nur Genußstoffe. Ihr Gehalt an wirklichen Nährstoffen, an Eiweiß und kraftspendenden Kohlehydraten, ist meist recht gering. Drum grade gibt man sie als wohlschmeckende Zuspeise zu dem Hauptenergiespender, dem kohlehydratreichen Brot. Anders aber steht die Sache, wenn man aus Obst selber durch die Bereitung eine Nahrung macht, die reich an Energiespendern ist, und das ist der Fall, wenn man Früchte mit reichlich Zucker zusammen zu Konserven einkocht. Zucker ist ein Energiespender erster Ordnung. Er liefert nicht nur reichlich Energie, er liefert sie auch schnell, da er in kürzester Zeit vom Darm aufgenommen und in die Körpersäfte übergeleitet wird; er kann also besonders für Kinder, Kranke und Geschwächte von größtem

Digitized by Google

Werte werden. Wird also diese energisch anregende Wirkung noch durch die der Früchte unterstützt, so finden wir in den zuckerreichen Obstkonserven, den Musen (Marmeladen) und Säften, ein Nahrungsmittel von gradezu unvergleichlichem Werte als Energiespender.

Unsere Grenzen sind zum großen Teil gesperrt, wir sind für die nächste Zeit im wesentlichen auf den Ertrag unseres eigenen Bodens angewiesen. Das braucht uns keine Sorge einzuflößen: wir sind mit Brotfrucht, Kartoffeln und Fleisch gedeckt. Das einzige, was vielleicht knapper und teurer werden wird, sind die Fette: Butter und Schmalz. Aber gerade das sind die gebräuchlichen Zuspeisen zum Brot. Werden sie wirklich knapp, so soll und muß an ihre Stelle im ausgedehntesten Maße das Obstmus treten. Das ist vom physiologischen Standpunkt kein Mangel, sondern eher ein Gewinn, für die Kinder und Geschwächten ohne Zweifel. Aber auch abgesehen davon ist es eine nationale Pflicht, in solchen Zeiten alle eigenen Reserven aus der Volkswirtschaft herauszuholen und bisher vernachlässigte Quellen zu erschließen. Und für dieses nationale Werk, die Heranschaffung guter und billiger Früchtekonserven im größten Maßstabe rufe ich heute die deutschen Frauen auf.

Wie steht es denn mit diesen Quellen? Wir brauchen Zucker und Früchte. An Zucker werden wir einen enormen Überschuß haben. Unter normalen Umständen geben wir mehr als eine Million Tonnen Rübenzucker, mehr als eine Milliarde Kilo an das Ausland. Selbst wenn also unsere Produktion an Zucker zugunsten der Viehfütterung etwas eingeschränkt werden sollte, wir behalten noch übergenug übrig, um Mus zu machen. Wo kommen die Früchte her? In allen Jahren hört man die Klagen der Bauern, daß für nicht tafelfähiges, billiges Obst kein Markt existiert, daß Äpfel, Pflaumen usw. verkommen müssen. Unsere Obstkonservenfabrikation, die an sich noch nicht groß ist, verwendet in der Hauptsache Qualitätsobst. Hier steht also Material in Massen zur Verfügung. Weiter: an allen Hügelhängen reifen Massen von Heidelbeeren, Preißelbeeren und anderen Wildfrüchten. Nur ein kleiner Teil wird geerntet, eine ungeheure Masse bleibt ungenützt. Auch hier Material genug. Es kommt dazu, daß wahrscheinlich auch in den Weinbezirken dieses Jahr die Hände fehlen werden, um allen Wein ins Faß zu bringen: wahrscheinlich werden auch Trauben geringeren Wertes zur Verfügung stehen.

Alle diese Schätze dienstbar zu machen, bedarf es nur einer guten Organisation, die die zerstreuten Kräfte auf ein Ziel vereinigt, und das sollen unsere deutschen Frauen tun.

In jeder kleinen Stadt läßt sich eine Organisation schaffen, die dafür sorgt, daß in der näheren Umgebung alles, aber auch alles Obst, was sonst nicht genutzt wurde, ob Gartenobst oder Wildbeeren, gesammelt wird, und, in einer kleinen Zentrale vereinigt, zu Mus eingekocht wird. Sind die Arbeitskräfte für Sammeln oder Kochen nicht vorhanden, so kann man gleichzeitig arbeitslosen Mädchen und Frauen leichte Arbeit gegen Kost und Logis und einen geringen Lohn geben, leistet also doppelte Hilfsarbeit.

Das Einkochen kann vielfach dort geschehen, wo die Küchen der Hotels in den Sommerfrischen leer stehen; viele Hotels werden sie gern dem patriotischen Zweck zur Verfügung stellen, anderen wird man eine kleine Vergütung zahlen. Wo dies nicht der Fall ist, werden die Hausfrauen selbst eintreten müssen.

Digitized by Google

Gewaltige Mengen an Obstmus können so zusammenkommen. Was aber soll geschehen, um sie zweckmäßig zu verteilen? Die örtlichen Organisationen sollen sie verkaufen, zum Selbstkostenpreise natürlich. An wen? Zunächst an jeden, der das Produkt an Ort und Stelle kaufen will, an Hausfrauen, die für ihre Kinder billiges Mus haben wollen, an wohlhabendere Leute, die es an Arme verschenken wollen. Weiter aber an die großen Organisationen, die Wohltätigkeit üben, an die Speisehallen, an die Magistrate, an die Lazarette! Kein Schematismus, jede örtliche Organisation soll sehen, wo sie ihre Produkte am richtigsten absetzt, sie alle kommen der Volksgesundheit auf jedem Wege zugute. Keine Sorge, daß etwa zu viel eingekocht würde und den Organisationen in den kleinen Städten die fertigen Produkte auf dem Halse blieben. Der Bedarf der großen Städte ist unendlich groß, und auch hier werden die zentralen Organisationen für Regelung des Absatzes sorgen.

Was die Behörden tun können, soll und muß geschehen: Unterstützung der lokalen Organisationen, wie Unterstützung der ganzen Sache durch Freikarten für die Arbeiterinnen, durch Aufhebung aller Beschränkungen für Beerensammeln, durch Vergünstigung in der Erhebung der Zuckersteuer.

Der Nationale Frauendienst wird die zentrale Organisation in die Hand nehmen; aber die eigentliche Arbeit müssen die Frauen an allen Orten selbst in die Wege leiten, in Anlehnung an die bestehenden örtlichen Vereine.

Man hat oft über die deutsche Frau mit dem Kochlöffel gespottet. Heute wird das Spottsymbol Ernst. Auch mit dem Kochlöffel kann man nationale Schlachten schlagen, wenn es heißt, alles zu tun, um unsere Volksernährung zu sichern, solange der Feind an unseren Grenzen steht.

* * *

Entwurf einer Organisation der Versorgung mit Obstkonserven.

1. Zweck der Sache.

a) Ausnutzung aller erfahrungsgemäß nicht marktfähigen Früchte, sowohl der nicht hochwertigen Gartenfrüchte wie aller auffindbaren Wildfrüchte, Heidelbeeren (sofern es in höheren Lagen noch welche gibt), Preißelbeeren, Brombeeren, Hagebutten usw. Da wahrscheinlich auch die Weinlese durch Mangel geeigneter Arbeitskräfte gestört sein wird, könnte es sich auch um Weinbeeren minderer Lagen handeln.

b) Ausnutzung der überflüssigen Zuckervorräte, da der Export nach dem Ausland in Höhe von über 1 Million Tonnen so gut wie aufgehört hat.

c) Beschäftigung zahlreicher arbeitloser Frauen und Mädchen in leichter und gesunder Arbeit.

d) Herstellung ganz billiger Fruchtkonserven ohne Konkurrenz für den Konservenhandel.

2. Organisation.

Es sollen in größter Beschleunigung alle Frauenvereine aufgefordert werden, folgende Schritte zu tun:

a) Ankauf aller erreichbaren Obstmengen billiger Qualität. Die Frauenvereine müßten ihre Mitglieder eventuell auch aufs Land schicken, um sich Vorräte zu sichern.

b) Sammlung und Verteilung von Arbeitskräften für das Sammeln von Wildfrüchten, sofern solche Arbeitskräfte nicht am Ort sind. Es ließen sich auch arbeitlose Frauen aus den Städten dazu verwenden.

Digitized by Google

c) Das Einkochen der Früchte kann sowohl in Hotels wie in Privathäusern erfolgen. Als besonders geeignet erscheinen uns für diesen Zweck die unbenutzten oder doch nicht voll beschäftigten Küchen der Hotels in den Kurorten, die meist in bergigen, fruchtbaren Gegenden liegen. Es müßten also von den Vereinen mit solchen Hotels oder dergl. Verhandlungen angeknüpft werden, zu welchen Bedingungen diese ihre Vorrichtungen, Feuerung, sowie sachverständiges Personal zur Verfügung stellen wollen. Neben den Hotels kommen für das Einkochen natürlich auch Privathaushaltungen in Betracht. Die gröberen Arbeiten, Putzen, Schälen, Entkernen usw., sollen möglichst von arbeitlosen Frauen geleistet werden, die dafür bezahlt werden. Die nötigen Zuckermengen können Vereine von den Großhändlern zu einem ermäßigten oder zum Selbstkostenpreis kaufen und zweckentsprechend verteilen. Ebenso sollen die Vereine die nötigen Gefäße, große Steinkrüge, verzinnte Blechgefäße usw., einkaufen.

3. Verwendung der Konserven.

Die Konserven können zu Preisen, welche die Selbstkosten decken, direkt verkauft oder auch, soweit es möglich ist, an Arme unentgeltlich gegeben werden. Falls der Kleinhandel zum Verkauf mitherangezogen wird, müßte der Verkaufspreis vorher festgesetzt werden. Soweit die hergestellten Konserven anderweitig nicht abgesetzt werden sollten, ist in den Großstädten ein Absatzgebiet durch Lazarette, Wohlfahrtsorganisationen, Volksküchen usw. gegeben.

4. Praktische Fragen.

Alle Einzelfragen werden am besten von den Vereinen, die die Herstellung von Obstkonserven an den verschiedenen Orten in die Hand nehmen, selbständig erledigt. Sie werden imstande sein, auch behördliche Maßnahmen, z. B. Aufhebung etwaiger Beschränkungen des Beerensammelns, zu erwirken. Rezepte wird man überall haben. Außerdem ist Frau Hedwig Heyl, Vorsitzende des Verbandes für hauswirtschaftliche Frauenbildung, Berlin W., Hildebrandstraße 14, gern bereit, auf Anfragen Rezepte für alle Fälle in beliebiger Anzahl unentgeltlich zu verschicken. Ein einheitliches Etikett für die Krüge und Büchsen wird gleichfalls von dort in beliebiger Zahl unentgeltlich geliefert.

Professor Dr. Paul Eltzbacher, Rektor der Handelshochschule Berlin.
Professor Dr. phil. u. med. Carl Oppenheimer.

Aus eiserner Zeit für eiserne Zeit.

.... Manches teure Blut wird fließen, manches geliebte Haupt wird fallen: Laßt uns nicht durch zaghafte Trauer, durch weichlichen Schmerz das ruhmvolle Los verkümmern, sondern dahin sehen, daß wir der großen Sache würdig, grün und frisch bleiben. Laßt uns bedenken, wieviel glücklicher es ist, das Leben zum Opfer darbringen in dem edlen Kampf gegen diese zerstörenden Gewalten, als im ohnmächtigen Kampf ärztlicher Kunst gegen die unerkannte Gewalt der Natur. Vor allem aber laßt uns sorgen, daß die wohlverdiente Ehre derer nicht untergehe, die sich diesem heiligen Kampfe weihen.... Das herrliche geistige Erstehen des Vaterlandes in diesen Tagen laßt uns, die wir ganz ergriffen davon sind, auch den Gemütern des unter uns aufwachsenden Geschlechts auf das tiefste einprägen, daß dieser ewig denkwürdigen Zeit auch wirklich gedacht werde, wie sie es verdient, und jeder Nachkomme, den es trifft, mit würdigem Stolz sagen möge, da kämpfte oder da fiel auch einer von den Meinigen.

Aus Schleiermachers Predigt vom 28. März 1813.

Digitized by Google

Das Erbe des heiligen Franziskus.

Von

Ingeborg Maria Sick.

Autorisierte Übersetzung von Pauline Klaiber.

Nachdruck verboten.

Gesegnet bist du von Gott, du heilige Stadt, denn durch dich sollen viele Seelen errettet werden, in dir werden viele Gläubige wohnen, und viele werden von dir aus zum ewigen Leben gelangen.

Ich will eine kleine Geschichte von Assisi erzählen. Sie hat mir selbst gut getan, als ich sie hörte, und deshalb möchte ich sie an andere weitergehen lassen.

Am Saum der großen umbrischen Ebene, die wie ein Meer blaut und wogt, klettert die Stadt Assisi mit ihrem mächtigen Mönchskloster, ihrer Doppelkirche und ihrem Wirrwarr von engen, krummen Gassen, eine steile Höhe hinauf. Unter dunklen Türöffnungen, in Häusern, die Ruinen oder einem Haufen Mauerresten gleichen, sitzen die Familien in Haufen bis weit heraus auf die Gasse und scheinen keinen andern Lebenszweck zu haben, als da unter einer Menge verschiedenartiger Kleidungsstücke, die beständig zum Trocknen aufgehängt sind, beisammen zu hocken.

Arm sind sie, alle miteinander — wie könnte es auch anders sein! Assisi hat keinen Handelsbetrieb — in der ganzen Stadt gibt es fünf bis sechs kleine Läden mit den allernotwendigsten Waren — und auch sonst keine Einnahmequellen. Wenn man fragt, von was die Einwohner eigentlich leben, so erhält man die Antwort: „Von nichts.“ Wer unter ihnen ein abschüssiges Dreieck Erdreich mit Olivenbäumen darauf besitzt, das ihm anderthalbhundert Lire im Jahr einträgt, der wird für wohlgeborgen gehalten — mit einer Frau und acht Kindern.

Arm sind sie, und arm werden sie bleiben. San Francesco hat es ja selbst gesagt.

Was er gesagt oder getan hat, das weiß jedes Kind in Assisi. Sie sprechen von ihm, wie man von einem verstorbenen Großvater spricht, ja fast wie wenn er noch lebend unter ihnen aus und ein ginge. Und das von der Armut war ja überdies das letzte, was er gesagt hatte — wenigstens wird es im Volksmund als sein Abschiedswort festgehalten.

„Sehen Sie, Signora, als San Francesco am Sterben war, ließ er sich von Maria degli Angeli nach Assisi tragen. Er war von dem vielen Fasten ganz durchsichtig und von dem vielen Weinen über das Leiden unseres Herrn Jesu blind geworden. Nun, als er am Sterben war, da sagte San Francesco: ‚Richtet mein Antlitz gen Assisi!‘ Darauf hob er die Hand auf — so — und sagte: ‚Gesegnet bist du von Gott, du heilige Stadt auf dem Berge! Arm bist du und arm bleibst du! Aber du wirst nie untergehen‘“ — — —

Da scheint es doch fast, als ob er, der die Armut so zärtlich liebte, daß er sie zu seiner Braut erkor und sich ihr antrauen ließ, ja da scheint es doch fast, als hätte er die Armut als das Erbe seiner erhobenen leeren Hände seiner Vaterstadt hinterlassen. Solche Gedanken kommen einem wenigstens gleich, wenn man die steilen, engen Gassen mit den düsteren, verfallenen Häusern hinaufwandert.

Aber nach und nach fällt einem etwas anderes noch mehr auf. Die Bewohner von Assisi sind alle miteinander sehr freundlich, sehr teilnehmend und haben die gütigste Fürsorge füreinander.

Digitized by Google

„Wohin so allein, Signora?" — Nach San Damiano." — „Viel Vergnügen dazu! Möchten die Signora nicht gerne eine Blume mitnehmen? Sie riecht so gut und ist wie eine Gefährtin."

„Wohin geht es heute, Signora?" — „Nach Carceri. Aber ich warte auf eine Freundin, die auf einem Esel heraufreitet. Ich verstehe nicht, wo sie bleibt." — Sofort spähen mehrere eifrige Augenpaare nach der Dame auf dem Esel aus. Straße auf Straße ab wird gefragt: „Hat niemand eine Signora auf einem Esel gesehen? Ein Esel mit einer Signora? Eine schöne Signora!"

Ein Franziskanermönch, der friedlich den Berg herunterwandelt, wird von der allgemeinen Spannung angesteckt und späht mit eifrigen Augen wie die andern. Dann beginnen die, so am weitesten unten auf dem Wege stehen, unter lautem, triumphierendem Rufen zu winken und zu gestikulieren: die schöne Signora auf dem Esel ist sichtbar geworden .... und ein allgemeines Auswechseln von frohen Blicken folgt dieser Ankündigung.

Unter den Bewohnern selbst macht sich dieselbe freundliche Gemütsstimmung geltend. Die Mütter sprechen mit ihren kleinen Kindern in sanftem Ton; und wenn die Kinder an einem Tag einmal sehr unartig sind und gestraft werden müssen, dann schlagen die Mütter ganz glimpflich zu. Nur um ihnen ein wenig Angst einzujagen, nicht um ihnen weh zu tun.

Sogar gegen die Tiere sind die Leute in Assisi gut gesinnt. Es existiert sogar ein Tierschutzverein, der von den fremden Reisenden in der Stadt gegründet worden ist; die Fremden geben indes selbst zu, daß ein solcher Verein in Assisi eigentlich überflüssig sei.

Die Pferde und Esel werden mit aufmunternden Zurufen angetrieben, und die Peitsche wird eigentlich nur zum lustigen Knallen verwendet.

Die Gassenjungen spießen nie Frösche auf einen Kupferdraht und kommen auch nie mit einer kleinen zappelnden Eidechse, die an einem Grashalm baumelt, daher, auch die Schmetterlinge lassen sie in Frieden über den Blumen flattern.

Selbst Peppina wird von niemand geneckt und gereizt. Peppina ist ein kleiner boshafter Affe, mit dem die arme, schöne ein wenig verrückte Marietta vom Berge droben herumzieht, und den sie vor den Fremden tanzen läßt, während sie selbst das Tamburin dazu schlägt. Der Tanz besteht darin, daß Peppina, nachdem sie sich einen Augenblick besonnen hat, drei blitzschnelle Purzelbäume schlägt, wobei ihr der lange zerrissene Rock, mit dem sie ausgesteuert ist, auf höchst unpassende Weise um die Ohren fliegt. Aber keinem von den Jungen fällt es ein, darüber zu spotten. Und jeden übrigen Brocken, den Marietta von dem einen oder andern Albergo bekommt, teilt sie gewissenhaft mit Peppina.

Natürlich gibt es auch Ausnahmen in Assisi, böse Ausnahmen von der guten Regel, aber diese bestätigen ja nur die Regel.

An all dieses denkt man und fragt sich, woher es wohl kommen mag, bis ein Franziskanermönch, einer von den einfachen Brüdern des kleinen Klosters auf dem Berge, eines Tages zufällig sagt:

„Es mag ja wohl gut sein, wenn sich die Menschen in das Leben des heiligen Franziskus versenken, immer neue Dokumente über ihn hervorsuchen und Bücher über ihn schreiben, wie es heutzutage so viele tun; aber noch viel besser ist es, wenn man etwas von seinem Geist in sich hat."

Der Geist des heiligen Franziskus — jener leutselige Geist, den er von einem Größeren übernommen hatte — ist von diesem Geist nicht etwas in seiner Vaterstadt zurückgeblieben; war er nicht das Erbe, das er Assisi hinterlassen hatte?

Ein unendlich besseres Erbe als Gold und Silber, die mit der Zeit entschwinden. Ein Erbe, das bleibt — weil der Geist stärker ist als die Zeit.

Und jetzt komme ich an das, was ich erzählen will.

Alle Gedanken des kleinen Giacomo drehen sich um einen einzigen Punkt — und dies war übrigens ebenso auch bei Giulio und Antonio und jedem kleinen Schuljungen in ganz Assisi

Digitized by Google

der Fall. Der Tierschutzverein in Assisi hatte nämlich einen Preis ausgesetzt, eine Prämie von fünf Lire, für den Jungen, der die beste Antwort auf eine Frage geben würde, die der Lehrer stellen sollte; aber natürlich würde es eine Frage über die Tiere sein.

Alle Jungen hätten die Prämie gern gewonnen, aber keiner mit so glühendem Verlangen wie Giacomo. Denn Antonio hatte einen Vater, der Schuhmacher war und in dem dunkeln Loch, das er eine Werkstatt nannte, viel Geld verdienen konnte. Und auch Giulio hatte einen Vater, der freilich eigentlich nichts war, aber doch etwas hätte sein können, und von den meisten andern Jungen hatte auch jeder einen Vater. Giacomo dagegen hatte nur eine Mutter, die an dem einen Tag noch nicht wußte, wo sie am nächsten etwas hernehmen sollte, womit man den Hunger stillen könnte.

Und nun — ach, wenn Giacomo seiner Mutter fünf Lire in den Schoß legen könnte! In ihrer Stube sah man nie andere Münzen als die großen, schweren kupfernen Soldi, die so langsam erworben werden und sich dann so schnell wieder auf und davon machen. Aber fünf Lire — das war fast zu viel Geld auf einmal. Es war so viel, daß man fast die ganze Welt damit kaufen könnte.

„Nun nimm deine Gedanken zusammen, und übe dich darin, eine schöne Antwort zu geben — mit vielen Worten," sagte Giacomos Mutter. „Wer am meisten zu sagen weiß, der bekommt das Geld, das meinen alle."

Aber sich üben, eine gute Antwort zu geben, wenn man nicht weiß, was man gefragt wird, das ist nicht so leicht. Giacomo konnte ja wohl plappern, aber lang nicht so zungenfertig wie Giulio und Antonio. Denn er fühlte bisweilen mehr, als er aussprechen konnte. — — —

Dann war der wichtige Tag da, dem alle mit so großer Spannung entgegengesehen hatten. Antonios Vater hatte seinem Sohn neue Schuhe gemacht, die knarrten, als wollten sie für ihren Besitzer Antwort geben. Und Giulios Vater begleitete selbst seinen Jungen nach der Schule. Er strotzte in seinem besten Staat, der allerdings alt und vertragen, aber frisch gebürstet und geliftet war. Giacomo hatte nichts Neues zum Anziehen, und niemand begleitete ihn. Seine Mutter saß ihrer Gewohnheit gemäß daheim in ihrer Nachtjacke unter der Tür und sah ihm nur nach, solange sie ihn sehen konnte.

Vor der Schule, auf dem Platz mit dem alten Minervatempel, stand eine kleine Schar von jenen Fremden, für die Assisis Bewohner erstens Dankbarkeit empfinden, „weil sie so reich und gut" sind — und zweitens freundliches Mitgefühl, weil sie „so häßlich" sind. Diese Fremden wollten hören, wie die Kinder antworten konnten. Auch das Komitee war da — zwei Beamte aus der Stadt selbst, sowie einer von den Fremden, die den Verein gegründet hatten.

Endlich hat jederman in dem großen Saal seinen Platz eingenommen, und die Kinder, die in einem andern Zimmer versammelt sind, werden dem Alter nach einzeln hereingeführt.

Giulio ist der erste. Sein Vater sitzt dicht hinter den Preisrichtern in seinem ausgebürsteten, ausgelüfteten Anzug und sieht wirklich einmal aus, als sei er etwas. Er nickt seinem Sohn aufmunternd zu und sieht sich dann im Kreise um, indem er zugleich auf seine Brust deutet, um den Umhersitzenden zu verstehen zu geben, daß er der Vater dieses Jungen sei.

Die andern nickten verständnisinnig.

Der Lehrer steht mitten im Saal mit einem Papier in der Hand, auf dem er wohl die Frage aufgeschrieben hat. Nun räuspert er sich und beginnt:

„Denken wir uns, es komme ein Esel daher, ein kleiner dünnbeiniger Esel, der den Weg hinauf nach einem der Tore von Assisi, sagen wir mal der Porta San Giacomo, einen großen schweren Karren ziehen muß Der Esel ist ausgehungert und abgemagert, und das Geschirr hat ihm auf der einen Seite eine große wunde Stelle in die Haut gescheuert. Er kann sich selbst kaum den Hügel hinaufschleppen, geschweige denn den schweren Karren. Aber der Mann, der nebenher geht, schwingt seine Peitsche und läßt sie, so oft das arme Tier einen Augenblick anhält, die Kreuz und Quer so hart auf dessen Rücken niedersausen, daß die Haut lauter Striemen hat.

Digitized by Google

Da kommt San Francesco durch das Tor geschritten und trifft auf den Mann und den Esel mit dem Karren.

Was sagt nun San Francesco, Giulio?"

Das ist nicht schwer zu wissen! Soviel kann sich jedes Kind in Assisi denken, auch wenn es nicht in die Schule geht. Und Giulio fängt auch gleich zungenfertig an:

„Was San Francesco sagt, Signore? Er sagt sofort: Du Armer, Du Armer! — ja zum Esel sagt er das, Signore. Du Armster, sagt er, mußt du so schwer ziehen und schleppen? Und was bekommst du dafür? Böse Worte und nur karges Futter, aber desto mehr Schläge. Wenn du mein Tier wärest, sagt er, dann sollten die Leute sehen, wie alles anders würde! Ich würde dein graues Fell striegeln, bis es ganz glatt und hübsch aussähe. Und ich würde deine schlimme Wunde waschen — mit meinem eigenen Taschentuch — und ich würde dir erlauben, dich an all dem Grünen zu laben, was du selbst am Wegrand finden könntest. Und San Francesco würde vielleicht noch hinzufügen: Lieber Bruder Esel! Er pflegte Bruder und Schwester zu allen Geschöpfen zu sagen, denn Signore, er meinte, wenn wir alle anderen Geschöpfe Geschwister nennten, um wie viel mehr würden wir es dann bei den Menschen tun! Ja, so dachte San Francesco."

Giulio hält inne, um Atem zu schöpfen, und dann bleibt er stecken. Aber er hat ja eine ganze Menge gesagt, und es überdies schön gesagt. Wieder entspinnt sich ein verständnisvolles Kopfnicken zwischen Giulios Vater und den andern Zuhörern.

Der Lehrer macht Giulio ein Zeichen, daß er zurücktreten und sich setzen könne.

Der nächste ist Antonio. Seine neuen Stiefel knarren beim Eintreten. Das klingt ganz stolz und selbstbewußt. Antonio ist auch durchaus nicht im unklaren darüber, daß er ein begabter und vernünftiger Junge ist.

Als der Lehrer seine Frage vorgetragen hat, besinnt sich Antonio eine kleine Weile, wie es sich gehört, ehe man spricht. Dann fängt er an:

„Signore, ich denke, San Francesco wird geradenwegs auf den Mann zugehen und zu ihm sagen: Meinst du, weil der Esel dein Eigentum ist, habest du ein Recht, ihn so zu mißhandeln? Weißt du denn nicht, daß wir das, was uns gehört, schirmen und schützen und gut behandeln sollen? Man soll gut für seine Hausgenossen sorgen, sonst ist man ein Heide, das sagt — —".

„Ganz richtig, das sagt der Apostel Paulus," fällt der Lehrer mit beifälligem Kopfnicken ein.

„Und verstehst du denn nicht, daß das, was du tust, nicht allein schlecht ist? Nein, es ist auch feig, und du läßt deine Bosheit an dem aus, der dich nicht einmal verklagen kann, weil Gott den Tieren keine Sprache gegeben hat. Aber so gewiß, als die Sonne dich anscheint, so gewiß sieht auch Gott deine Hartherzigkeit. Deshalb gehe in dich und sei barmherzig — damit nicht über dich selbst einmal ein unbarmherziges Gericht ergehe."

Antonios wohlüberlegte Worte machen ersichtlich Eindruck auf die Zuhörer. Der Lehrer klopft ihm auf die Schulter, und Giulios Vater rückt unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

Jetzt ist Giacomo an der Reihe. Niemand nickt ihm zu; Giulios Vater wirft einen feindseligen Seitenblick auf ihn, und seine selbstverfertigten Salbandschuhe knarren nicht.

Als der Lehrer ausgesprochen hat und auf Antwort wartet, steht der Junge stumm und unbeweglich da.

Denn er hat das Ganze vor sich *gesehen*; er ist selbst dabei.

Der sonnenhelle, staubige Weg, der schwere Karren, der wie ein großer brauner Weidenkorb aussieht, genau wie alle Karren in Assisi. Und vor dem Karren der kleine magere Esel mit seinen dünnen, zitternden Beinen. Das Tier wagt nicht still zu stehen, aus Angst vor der sausenden Peitsche, die die Kreuz und Quer auf sein Fell trifft, und wagt doch auch nicht ordentlich auszuziehen, wegen des Geschirrs, das sperrt und mit ätzender Qual immer tiefer in die rote Wunde hineinfrißt . . . Daneben geht der Mann breit und wohlgenährt, vor Zorn aufgedunsen und mit rotunterlaufenen Augen, der gerade so schielt und zankt wie — ja,

Digitized by Google

denn solche Leute können auch in Assisi schlimm sein, schlimm gegen die Tiere und gegen arme kleine Jungen, die keinen Vater daheim haben, sondern nur eine Mutter in einer Nachtjacke.

Und da unter dem dunklen Torbogen — San Francesco, dessen nackte Füße jäh anhalten. San Francesco in seiner grauen Kutte, ganz blaß und mager von dem vielen Wachen und Fasten, mit dem sanften leidenden Gesicht und den Augen, die so viel geweint haben . . . San Francesco dicht vor dem Mann und dem Esel mit dem Karren.

„Nun!" fragt der Lehrer wieder. „Was sagt nun San Francesco, Giacomo?"

Der Junge schüttelt eifrig den Kopf.

„Nichts, Signore, gar nichts!"

Die Zuhörer sehen einander an, sie verstehen nicht. Giulios Vater schüttelt den Kopf gegen alle ringsum.

„Besinne dich ein wenig!" sagt der Lehrer laut und aufmunternd. „Was sagt San Francesco?"

Giacomo sieht den Lehrer mit seinen großen schwarzen Augen an. Vergessen hat er, daß er um den Preis zu gewinnen eine Antwort geben soll, vergessen die ersehnten fünf Lire, vergessen alles, mit Ausnahme dessen, was er selbst von ganzer Seele miterlebt.

„Nichts, Signore! Nein, San Francesco sagt gar nichts. Er ergreift nur das Leitseil und hält den Karren an. Dann spannt er den Esel aus, ganz behutsam, Signore, wegen der Wunde. Und als der Esel frei ist und gleich anfängt von den Disteln am Weg zu fressen, spannt sich Francesco selbst vor den Karren und versucht, ihn zu dem Tor hineinzuziehen . . .

Und der Mann, Signore, der über die Maßen erstaunt daneben gestanden und zugesehen hat, sagt auch kein Wort. Aber plötzlich schleudert er die lange Peitsche von sich, und dann fängt er an, mit beiden Händen aus Leibeskräften am Karren zu schieben."

So ist es zugegangen. Giacomo sieht es vor sich — — — Er sieht gerade in San Francescos sanfte Augen hinein. Dabei wallt ihm ein warmer Blutstrom nach dem Herzen, und da fühlt er, wie sehr San Francesco mit allen denen gelitten haben muß, denen es schlecht geht, und wie es ist, wenn man so recht tiefes Mitleid fühlt.

Nach Giacomo kommen alle die anderen Jungen dran, einer nach dem andern. Aber als sich die Preisrichter endlich in ein kleines Zimmer zurückziehen, sind sich alle darüber einig, daß es sich bei der Wahl nur um die drei ersten Jungen handeln kann.

Nun wünschte ich, ich könnte erzählen, daß Giacomo den Preis erhielt. Aber das kann ich leider nicht, denn er fiel Antonio zu. Das Komitee erklärte nämlich, da die Frage gelautet habe: „Was sagt San Francesco?" habe Antonios Antwort für die beste erklärt werden müssen.

Dann wünschte ich, ich könnte noch hinzufügen: Aber einer der Zuhörer der durch die Ehre, in einem Schiedsgericht zu sitzen, nicht unmenschlich geworden war, einer von den guten reichen Fremden, zog zehn Lire aus seiner Tasche und gab sie Giacomo mit den Worten: „Ich danke dir für deine Antwort, mein Junge. Du hast dir einen doppelten Preis ehrlich damit verdient".

Aber auch das kann ich nicht. So geht es in den Erzählungen, die man selbst macht, aber im Leben geht es nicht immer so.

Trotzdem scheint mir Giacomo doch nicht mit leeren Händen nach Hause gegangen zu sein, ob er sich im Augenblick auch arm und enttäuscht fühlte. Denn ich glaube, an diesem Tag hat er doch das Erbe des heiligen Franziskus angetreten, das Erbe, das der sterbende Heilige mit seiner abgezehrten gesegneten Hand Assisi hinterlassen hat.

Und ich glaube, daß der sanfte Geist, die freundliche Fürsorge für andere, die Fähigkeit, mitzuleiden, die sich an diesem Tag in die Seele des Kindes herabsenkte, zum Reichtum wurde, nicht nur zu einem Reichtum in seinem eigenen Heim, sondern auch für die, deren Weg mit dem seinigen zusammentraf. Einen solchen Geist haben wir alle nötig, ja wir können ihn gar nicht entbehren.

Ja, ich glaube, so ist es gegangen, denn ich weiß, wie sehr dieser kleine arme Junge von Assisi mit der Antwort, die er gab, auch mich bereichert hat; mit der Antwort, die den Preis nicht erhielt.

Digitized by Google

Probleme der sozialen Kriegsfürsorge.

Von

Dr. M. Elisabeth Lüders.

Nachdruck verboten.

In diesen wenigen Worten liegen in tausendfacher Häufung und Kompliziertheit sämtliche sozialen Probleme beschlossen, die uns schon im Frieden schwer zu schaffen machen. Sie sind mit einer Gewalt und Massenhaftigkeit über uns herein gebrochen, der die vorhandenen Dämme sozialer Fürsorgetätigkeit nicht gewachsen sein konnten. Mit fieberhafter Anstrengung versuchen die öffentlichen Organe, bestehende und neu entstandene Organisationen der verheerenden Flut Herr zu werden, um dem wirtschaftlichen und damit auch dem moralischen Niedergang von Tausenden zu steuern.

In diesem Ringen mit der drohenden Not nehmen wohl überall — jedenfalls in den Städten — die gleichen Probleme den größten Kräfteaufwand in Anspruch.

Allen voran steht die Arbeitslosigkeit, die mit unheimlicher Konsequenz alle anderen Notstände nach sich zieht: wirtschaftliche, körperliche und moralische.

Es gibt kaum einen unter den Hilfsbedürftigen, dem nicht durchgreifend geholfen wäre, wenn man ihm Arbeitsverdienst verschaffen könnte. Nachdem im ersten Moment — teils wie gelähmt durch die Wucht der Ereignisse, teils unter dem Zwange militärischer Erfordernisse — auch die öffentlichen Verbände angefangene Arbeiten aussetzten und neue nicht vergaben, gehen diese mehr und mehr dazu über, Arbeitsgelegenheit zu verschaffen. Man geht dabei von der einzig richtigen — politisch so eminent wichtigen — Auffassung aus, daß jede durch eigenen Erwerb über Wasser gehaltene Existenz wirtschaftlich und moralisch verhältnismäßig ungeschwächt durch die Krisis in den Frieden hinübergerettet wird, was von nur durch Unterstützungen aufrechtgehaltenen Personen noch lange nicht sicher ist. — Auch Vereine und Einzelpersonen, die in dem Streben zu „helfen" all und jede Leistung „unentgeltlich" zu übernehmen bereit waren, und dadurch den Arbeitsmarkt noch mehr drückten, fangen an, dieser Erwägung Rechnung zu tragen. Daß trotzdem noch viel Besserung auf diesem Gebiet notwendig ist, hat man täglich leider Gelegenheit genug zu erfahren. — Hier kann nur Aufklärung im größten Stile helfen, systematische Wiedererweckung des Vertrauens in unser Wirtschaftsleben, Wille und Beispiel jedes einzelnen, soweit er nur irgend noch Geldmittel besitzt.

Neben dieser direkten Arbeits- und damit Verdienstlosigkeit findet sich eine andere, die besonders in großen Städten krasse Folgen hat, das ist das Leerwerden von Schlafstellen und möblierten Zimmern. Die Rolle, die in der Industrie Unternehmer und Arbeiter spielen, übernehmen hier Hauswirt und Zimmervermieter. Wenn auch Exmission und Pfändung erschwert sind, so ist doch

Digitized by Google

damit die Kalamität nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Und wenn man auch die gesetzlichen Unterstützungen durch Zuschläge so zu normieren versucht, daß nach Abzug der Miete der Lebensunterhalt gedeckt ist, so ist doch die Frage: wo ist für dieses Verfahren die Grenze? Und wenn man sich entschiede, nur dem armenpflegerischen Standpunkt, Gewährung des notdürftigen Obdachs, Rechnung zu tragen, wo findet man Kleinwohnungen für alle diejenigen, die danach ihr Wohnbedürfnis herabsetzen müßten; wo bleibt man mit ihren Möbeln, wer bezahlt die Umzüge, und — ist es denn überhaupt wünschenswert, solchen Behausungswechsel im großen zu fördern? Wer in der Wohnungspflege gearbeitet hat, kann auch nicht daran zweifeln, daß das in der Not verringerte Wohnbedürfnis noch auf lange Zeit hinaus im Frieden nachwirken wird. Wer jetzt in den Unterstützungskommissionen arbeitet, weiß, wie deren Arbeiten durch Massenumzüge erschwert würden.

Selbstverständlich sind die Unterstützungen auch zur Begleichung des Mietzinses bestimmt. Wer aber zwingt den Mieter, dieser Verpflichtung nachzukommen; oder soll man gleich an der Steuerzahlstelle von der Unterstützungssumme den fälligen Betrag für den Wirt zurückbehalten? Es ist doch — abgesehen davon, daß die Unterstützungen dem Berechtigten persönlich auszuzahlen sind und dieser über den Empfang quittieren soll — eigentlich nicht recht einzusehen, weshalb dem Bäcker und Fleischer nicht recht sein soll, was dem Wirte billig ist. Es ist rechtlich auch sehr die Frage, ob überhaupt Abzüge von der gesetzlichen Unterstützung im Vorwege — ganz einerlei für welche Zwecke — zulässig sind. Schließlich könnte man dann ja auch auf die Begleichung älterer Schuldforderungen zurückgreifen, z. B. rückständiger Mieten. — Es soll gewiß nicht verkannt werden, daß die Wirte zurzeit sehr übel daran sind, und daß alle Unterstützungsberechtigten dringend ermahnt werden müssen, ihren Verpflichtungen gegen den Wirt nachzukommen. Würde man aber gewohnheitsmäßig im Vorweg von der Unterstützungssumme die Miete reservieren, so würde man nach kurzem vergeblich um Entgegenkommen für den Mietsatz bei den Wirten bitten, und ebenfalls in kurzem würde der Abschluß des Mietkontraktes von der schriftlichen Zusicherung der Mietbegleichung durch die Steuerzahlstellen (bzw. Bezirksvorsteher) abhängig gemacht werden. Solche Forderungen sind bereits an Unterstützungskommissionen gestellt worden.

Ein bedauernswerter Ausweg, Mietern und Vermietern etwas zu helfen, ist durch den Zuzug der Flüchtlinge gegeben. Wenn auch das Gros durch die Staatsregierung auf das Land und in kleine Orte überführt wird, so bleiben doch noch viele, die tatsächlich einen Anhang in der Stadt haben, erst mal am Platze. Besonders aus hygienischen Gründen müssen diese verteilt werden, und aus kulturellen Gründen müssen sie so weit irgend möglich in Pflegschaft bleiben. Personen zu finden, die sie gegen Entgelt in ihrer Wohnung aufnehmen wollen, ist nicht schwierig. Schwieriger ist es schon, den Vermieter zu einem erschwinglichen Mietsatz zu bewegen; noch schwieriger, mit ihm ein Mietverhältnis zu vereinbaren, das dem Flüchtling genugsam Bewegungsfreiheit läßt und ihn doch halbwegs vor allzu plötzlicher Kündigung bewahrt. Hat man glücklich das Obdach, so hat man noch lange nicht die genügende Anzahl Möbel — besonders Betten —, da es sich doch meist um die Aufnahme mehrerer Personen handelt. Ihre Beschaffung, Speicherung, ihr Transport und die Sicherung des Eigentums an ihnen verursachen neue Arbeit und Aufsicht. Da die Mitbenutzung der Küche in vielen Fällen unmöglich ist, in

Digitized by Google

vielen auch verweigert wird, ist schließlich noch für die Ernährung der Betreffenden Sorge zu tragen. Und wenn glücklich alles eingerenkt ist, schwebt zum Schluß doch noch ein Damoklesschwert über dem Ganzen: Wie lange wird der Hauswirt oder der Verwalter die Invasion ganzer Familien dulden, wo er im Frieden die Erlaubnis für vielleicht ein, zwei Aftermieter gab? — Aber auch diese Klippe soll umschifft sein, so kostet das Ganze Geld — viel Geld. Wer zahlt letzten Endes? Soll man einen Armenfall daraus machen; sind es unmittelbare Polizeikosten; soll man die am jetzigen Aufenthaltsort üblichen Zuschläge zur Kriegsunterstützung geben, soll der Staat — wie bei anderen elementaren Notständen — die Kosten übernehmen? Vermutlich das letztere. Ein Fragezeichen reiht sich an das andere!

Neben das Problem der Arbeitslosigkeit tritt die Frage der Lebensmittelversorgung. Soweit es sich hier um Einkauf im großen und Abgabe der Vorräte an Kleinhändler unter bestimmten Bedingungen handelt, sorgen vielfach die Stadtverwaltungen vor. Soweit es sich um generelle Bekämpfung des Lebensmittelwuchers handelt, hat die Militärgewalt mit Erfolg Riegel vorgeschoben. Bleibt noch die unmittelbare Versorgung all derer mit Nahrungsmitteln, für die selbst garantierte Höchstpreise unerschwinglich sind.

Praktische und ethische Erwägung liegen bei der Durchführung der Speisung dieser Personen etwas im Kampfe. Einerseits ist die Massenherstellung von Speisen billiger, andererseits verlegt man den Familientisch in die Speisehalle und überläßt die hauswirtschaftliche Sorge zum Teil der Volks- oder Schulküche. Der Familientisch kann gerettet werden durch Mitgabe der fertigen Speisen nach Haus. Zu diesem Zweck könnte man die eigentlichen Speisehallen durch Speiseausgabestellen, z. B. in leeren Läden, ergänzen. Die hauswirtschaftliche Tätigkeit der vielen — leider meist arbeitslosen — Frauen kann man aufrechterhalten durch Abgabe von Rohwaren auf Gutscheine. Für Berlin z. B. wird zurzeit eine dahingehende Abmachung mit den Konsumgenossenschaften und Kleinhändlern vorbereitet. Natürlich können Speisemarken und Gutscheine von unzuverlässigen Personen weiterverkauft werden — die Fälle muß man verschmerzen.

Nicht ganz so einfach, wie es klingt, erledigt sich die Benutzung der zahlreichen angebotenen Familienfreitische. Ganz abgesehen davon, daß zahllose Geber alle möglichen Spezialwünsche berücksichtigt haben möchten, z. B. wohlerzogene Kinder, unbedingt gesunde Personen, Kinder unter 4 (!) Jahren usw. usw., werden bei dieser Speisungsart die Familienmitglieder sehr oft getrennt. Ferner wohnt der Empfänger meist sehr weit vom Geber entfernt. Die Ernährung wird häufig unzweckmäßig sein, und schließlich ist einer völlig unkontrollierbaren „Wohltätigkeit" von seiten der Geber Tür und Tor geöffnet mit allen für den moralischen Halt der Empfänger so gefährlichen Folgen. Zweckmäßiger ist es, die angebotene Hilfe in Speisemarken oder Gutscheinen ablösen zu lassen und diese durch die Unterstützungskommissionen verteilen zu lassen. Gewiß, der Geber begibt sich dadurch der Freude, direkte, persönliche Fürsorge zu leisten, aber jeder Einsichtige wird diesen Verlust bei näherem Nachdenken gering anschlagen. Es ist ein kleines persönliches Opfer mehr im Interesse des Ganzen, das die Zeit von uns fordert. Helfen und Geben will auch gelernt sein, jedenfalls in der Großstadt, und wer es im Frieden nicht gelernt hat, der bezwinge jetzt in der höchsten Not sein „gutes Herz". Wer wollte es wagen, im Sturme ein Schiff nicht dem geübten Lotsen anzuvertrauen, sondern dem liebe-

Digitized by Google

vollsten Passagier! Notleidende, hilflose Menschen gehören in die Fürsorge geübter Pfleger und Berater. Sie gehören vor diese, damit den wirklich Bedürftigen geholfen, und damit die Spreu vom Weizen geschieden wird. Die Unterscheidung lernt sich nicht in acht Tagen, und wer Gelegenheit hat zu beobachten, was für Unkraut aus den ausgestreuten Taten des guten Herzens hervorschießt, dem kann ehrlich bange werden. Wer den Bedürftigen helfen will, muß vor ihren Feinden auf der Hut sein, vor denen, die das schmähliche aber einträgliche Gewerbe betreiben, sich unter der Maske der Not auf Kosten der Armen zu bereichern. Heute, wo uns unübersehbare Scharen Bedürftiger plötzlich gegenübertreten, ist diese Vorsicht doppelt und dreifach geboten. Diese Vorsicht hat nichts zu tun mit Mißtrauen und Hartherzigkeit, sie ist einfach ein Gebot der Selbstzucht und der Nächstenliebe.

Freiwillige melden sich zum Kampf gegen den äußeren Feind; Freiwillige zum Kampf gegen die innere Not, geübt sein müssen beide, wenn ihr Dienst Erfolg haben soll. Auch die Waffe der „Wohltat" ist zweischneidig. — So riesenhaft auch das Elend ist, dem — zumal in großen Gemeinden — die organisierte und die freie Liebestätigkeit mit einem Schlage gegenüberstehen, ihm kann — notdürftig wenigstens — gesteuert werden, wenn der einzelne Mensch und der einzelne Verein auf den Ehrgeiz: ich habe es allein gemacht, verzichten. Welchen Segen gemeinsame Organisation zur Bekämpfung sozialer Not stiftet, erfahren heute die Gemeinden, in denen hierfür im Frieden vorgebaut war. Hoffen wir, daß die Allgewalt der Not, die uns jetzt zusammenschweißen muß, stärker ist als alle im Frieden gezüchtete Eigenbrödelei und Eitelkeit. Wollen wir siegen, so dürfen wir nicht nur an den Grenzen ein Heer, ein Volk sein, sondern müssen auch im Innern unsere wirtschaftliche und sittliche Kraft in den Frieden hinüber retten.

Unsere Armeen müssen „getrennt marschieren und vereint schlagen", wir alle hier müssen „vereint marschieren, um getrennt zu schlagen".

Deutsche Frauen.

Caroline an Humboldt:

Wien, 9. August 1813.

Wie mir die Tage hingehen, wie es in meinem Innern aussieht, kannst Du, der Du mich kennst, wohl denken. Wenn die eben hinfließenden Stunden Kämpfe gebieten, so werden sie blutig sein. Man trägt in das Gefühl des Lebens keine Einheit, wenn man die Gegenwart sozusagen nicht schon als gewaltige Geschichte betrachtet — ach, die Schmerzen des Herzens, die, die es treffen, und die, die es ahndet, widerstreben dieser großen Ansicht, und doch drängt sich's einem mit jedem Moment auf, daß es so ist, und daß das gewaltige Schicksal jeden Moment, den des unaussprechlichsten Schmerzes wie den der höchsten Freude, nur immer zurückdrängt in die Vergangenheit. So geht es vorwärts, entgegen dem stürzenden Strom der Zeit, und die abfließenden Wellen nehmen uns bald vielleicht mit in ihre Kühle. — Wenn die Anstrengungen der Lebenden Geistesfreiheit, Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Menschlichkeit zurückbringen dem künftigen Geschlecht, so muß man glücklich preisen die, die mit ihrem Blut so Hohes und Schönes erringen. Von dem Glauben soll mich nichts trennen, daß nur das Gute siegt, und daß kein schönes, reines Gefühl in dem Menschen, der es ernst mit sich meint und Eitelkeit und Selbstsucht in sich niederkämpft, verloren geht.

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn
Band IV, Seite 90 f.

Digitized by Google

Deutsche Mode.[1])

Die schicksalsschweren Ereignisse der letzten Wochen haben in der Brust eines jeden Deutschen das Nationalgefühl aufs neue entflammt und es wiederum zu einer Macht werden lassen, deren Wirken in den Jahren 1813 und 1870 dem alten Preußen und dem neuen Deutschen Reich zum Siege verholfen hat.

Heute steht das Deutsche Reich abermals stark nach innen und außen da; jeder bereit, sein Leben für das Wohl des Vaterlandes zu opfern. Erscheint es da nicht selbstverständlich, daß in einer solchen Zeit, aus dem deutlichen Wiederbewußtwerden des Nationalgefühls heraus alles verbannt wird, was fremd, was nicht deutsch ist? Wenn wir jetzt endlich unseren Cafés statt der französischen Namen deutsche Namen geben, so liegt hierin bereits eine Bestätigung des eben Gesagten. Diese Reinigung des Deutschtums muß jedoch auf allen Gebieten durchgeführt werden, insbesondere auf dem der Mode. Die Unabhängigkeit von der französischen Mode seitens der deutschen Frauen, und die Loslösung von der Nachahmung des englischen Geschmacks seitens der deutschen Männer müßte erreicht werden. Unmöglich müßte es sein, daß in einer modernen Zeitschrift eines großen Frauenverbandes jetzt Annoncen aufgenommen werden, die Lieferanten von englischen und französischen Kostümen empfehlen. Unmöglich müßte es ferner sein, daß unsere Frauen in blinder Nachahmung dem Geschmack der französischen Halbwelt folgen und somit fortwährend Fremdes in unser Wirtschaftsleben tragen. Die französische Mode paßt nun einmal nicht für den deutschen Charakter, und wir deutschen Frauen sollten wirklich mehr Stolz und Haltung in dieser Richtung zeigen.

Denn obgleich bisher von einzelnen Organisationen mehrfach Anregungen dieser Art ausgegangen sind, z. B. vom Deutschen Werkbund und vom Deutschen Verband zur Verbesserung der Frauenkleidung, konnten diese Bestrebungen von eigentlichen Erfolgen kaum berichten, und zwar aus leicht verständlichen Gründen. Denn solange eine derartige Bewegung nur von einzelnen getragen wird, solange die große Masse der gebildeten deutschen Frauen gedankenlos abseits steht, so lange ist an eine durchgreifende Änderung dieses Zustandes nicht zu denken. Nur wenn eine Jede von uns dem deutschen Gedanken in bezug auf die Mode zur Durchführung verhilft, wenn eine jede deutsche Frau den französischen Stil ablehnt, nur dann kann eine Gesundung der deutschen Mode herbeigeführt werden.

„Wenn wir keinen deutschen Stil bekommen," sagt Friedrich Naumann, „so wird das in unserem Nationalprogramm ein starker Mangel sein."

An uns ist es, diesem Mangel abzuhelfen! Auf, deutsche Frauen!

Grete Blumenthal.

* * *

Selbstverständliche Dinge, die für uns Frauen aus diesem Weltkrieg resultieren! 1. Keine österreichische und deutsche Frau wird je wieder in Abhängigkeit von der Pariser oder englischen Mode geraten. 2. Die Pilgerfahrten unserer Schneiderinnen und Modistinnen nach Paris nehmen ein für allemal ein Ende. 3. Keine österreichische und deutsche Frau duldet bei ihren Lieferanten französische oder englische Modelle, vom Kaufen zu schweigen. 4. Die französischen

[1]) Wir geben diesen beiden Äußerungen hier Raum, obgleich wir uns dessen bewußt sind, daß die volkswirtschaftlichen Probleme der Einfuhr und Ausfuhr so einfach nicht zu lösen sind. D. R.

Digitized by Google

Modeblätter verschwinden für alle Zeiten aus den Kaffeehäusern und von den Tischen unserer Lieferanten. 5. Material, Stoffe und Zubehör, darf unter keiner Bedingung mehr aus Frankreich oder England bezogen werden. 6. Alle französischen Modebezeichnungen werden gründlich aus unserem Wortschatz ausgemerzt. Die Worte „chick" und „elegant" machen ein für allemal den Worten: „schön, einfach, harmonisch und stilgerecht" Platz. 7. Alle Unkosten, die durch die Pilgerfahrten der Modelieferanten nach Paris verursacht wurden, werden den deutschen und österreichischen Künstlern zugewendet, um den heimischen Fabrikaten den Stempel der Künstlerschaft aufzudrücken. 8. Die deutschen und österreichischen Frauen befreien sich gründlich und für immer von der Herrschaft der „Mannequins", von den „Launen" der französischen Sinnlosigkeiten und Sittenlosigkeiten der Mode, und Millionen unseres Volksvermögens, die gedankenlos nach Frankreich hinüberwanderten, werden dem Wiener Geschmack und der deutschen Werkstättenkunst, kurz dem österreichischen und deutschen Fleiß wieder zugeführt werden. 9. Jede österreichische und deutsche Frau wird sich noch nach Jahrzehnten bei jedem Einkauf daran erinnern, daß jetzt Millionen ihrer Väter und Brüder ihr Leben in die Schanze stellen müssen, daß jetzt Hunderttausende Deutsche und Österreicher an ihrer Heimkehr verhindert, in ein „rauhes Klima" verschickt wurden und daß der Barbarismus Rußlands und Serbiens niemals über Europas Kultur hereingebrochen wäre, wenn nicht die „Kulturvölker" Frankreich und England diesem Barbarismus diesmal die Steigbügel gehalten hätten.

Was wir Frauen tun können, um die Anstifter des Weltbrandes an ihrer empfindlichsten Stelle: dem wirtschaftlichen Bestande ihrer Zukunft zu treffen, wird einmütig geschehen. Es wird Sache der Männer sein, französische Weine und andere Produkte für die nächsten 50 Jahre von ihren Tischen zu verdammen, den Russen ihren Kaviar und Tee zurückzuweisen; kein deutsches und österreichisches Publikum wird die Aufführung französischer Kinofilms dulden; kurz einmütig wird unser gesamtes Einkommen der deutschen und österreichischen heimischen Produktion zugewendet werden. Wie das die Männer halten, wird ihre Sache sein. Wir Frauen leisten uns angesichts des Jammers, den gerade Frankreich über uns heraufbeschworen hat, den Schwur: Los von Paris!

Die Leitung der Reichsorganisation der Hausfrauen Österreichs.

Heimatchronik.

Wir haben von der Redaktion der „Hilfe" die Erlaubnis erbeten und erhalten, die „Heimatchronik" von Gertrud Bäumer abzudrucken. Vielen unserer Leserinnen wird es sehr lieb sein, sich durch diese Lektüre auch später noch an die Folge der Ereignisse und Stimmungen zu erinnern, die uns in diesen großen Tagen bewegt haben.

Sonnabend, den 1. August.

Wir hatten am Morgen eine Besprechung im preußischen Ministerium des Innern wegen der Organisation der sozialen Hilfstätigkeit, soweit sie außerhalb der Aufgaben des Roten Kreuzes liegt. Als wir von dort kamen, lief das Gerücht durch die Stadt, daß die russische Mobilisierung zum Stillstand gebracht sei. Am Nachmittag hatten die Großberliner Frauenvereine eine Beratung über die Einrichtungen der Großberliner Wohlfahrtspflege für den Kriegsfall. Die Nachricht von unserer Mobilmachung kam in diese Konferenz

Digitized by Google

hinein. Alle aber waren schon so im Bann der großen und wichtigen Arbeit, die nun vor uns lag, daß sich die Wirkung der Nachricht eigentlich nur in noch größerer Konzentration und schnellerer Arbeit zeigte.

Sonntag, den 2. August.

Das Gefühl, von der Vergangenheit losgerissen zu sein und ganz neuen, unübersehbaren, unberechenbar fremden Geschehnissen entgegenzugehen, erfüllt alle. Es kommen Zeitschriften, deren Inhalt man vor einer Woche zusammengestellt hat. Was ist er uns heut? Eine Stimme aus einer versunkenen Welt. Etwas, das uns nichts mehr angeht. — — Die Hausfrauen verproviantieren sich, als wenn sie von morgen ab ein paar Monate Belagerung durchzuhalten hätten. Die Preise steigen natürlich schnell. Viele Kolonialwarenläden geschlossen, weil sie ausverkauft waren.

Montag, den 3. August.

Der Sturm auf die Sparkassen läßt schon nach. Einige fangen an zu glauben, daß ihr Geld dort sicher ist. Den Preistreibereien ist durch Widerstand des Publikums ziemlich ein Ende gemacht.

Wir hatten am Abend eine Versammlung sämtlicher Berliner Wohlfahrtsorganisationen im Rathaus. Es wurde beschlossen, eine Zentralisation der nun einsetzenden Hilfseinrichtungen zu versuchen. Die sozialdemokratischen Frauen erklärten, daß sie mit uns arbeiten wollen.

Dienstag, den 4. August.

Wundervoll ist die Haltung der Jugend. Fast überraschend sachlich und doch so feurig. Sie arbeitet überall mit. Man sieht zwölfjährige Jungen mit der Armbinde „Preußische Eisenbahnverwaltung". Überall sind Pfadfinder- und Wandervögelkorps im Botendienst oder als Träger ernsthaft und voll Verantwortungsgefühl beschäftigt.

Mittwoch, den 5. August.

Man muß Frauen in leer gewordene männliche Posten einstellen. Die Untergrundbahn beschäftigt Frauen im Schalterdienst. Auf der Straßenbahn sah man die ersten weiblichen Schaffner. Die Gruben stellen wieder Frauen unter Tage ein. In welchem Umfang das Bedürfnis nach Erntearbeitern gedeckt ist, kann man jetzt gar nicht übersehen. Der Andrang von Arbeitskräften war ungeheuer, auch von Freiwilligen, und die Arbeitsnachweise haben schon wieder gebremst.

Donnerstag, den 6. August.

Man fängt allmählich an, die riesige Arbeitsverschiebung zu spüren. Alle Luxusindustrien sind stillgelegt. Die ganze Damenkonfektion ruht vollständig. Dazu kommen gezwungene Produktionsunterbrechungen wegen Kohlenmangels infolge der militärischen Inanspruchnahme der Bahnen.

Trotzdem ist die Stimmung der Bevölkerung ruhig und gut, selbst an den Arbeitsnachweisen.

Freitag, den 7. August.

Man entfernt alle französischen Schilder. Das Kabarett „Chat noir" wird zum „Schwarzen Kater". Ein Restaurant „Boncourt" verzichtet auf seinen romantischen Titel. Im übrigen kommt es nirgends zu irgendwelchen chauvinistischen Ausschreitungen. Nachdem am Tag der Mobilmachungserklärung vor der russischen Botschaft demonstriert war, hat eine Warnung genügt, um Wiederholungen zu vermeiden. Die Haltung des Publikums ist überhaupt ausgezeichnet — ausgesprochen verständig und besonnen trotz der Kampfesfreudigkeit. In unsagbar überfüllten Straßenbahnen, im Gedränge um die Ausgabestellen der Zeitungen herrscht doch Ruhe und gute Stimmung. Bei den Sparkassen steigen die Einlagen wieder rasch über die Abhebungen hinaus.

Sonnabend, den 8. August.

Vormittags eine Besprechung mit der Armen- und Waisenverwaltung. Die Frage der Organisation der Hilfstätigkeit ist unsagbar schwer. Jeder Mensch erläßt seinen

Digitized by Google

eigenen Aufruf für eine Sache, die ihm gerade als die wichtigste erscheint. Wie sollen alle diese kleinen Bäche vereinigt und vor dem machtlosen Versickern behütet werden? Überdies werden fast alle patriotischen Spenden für die Familien der Eingezogenen festgelegt, und es entsteht die Frage: wer versorgt die Tausende, die nicht einmal die gesetzliche Kriegsunterstützung haben? Das beschäftigt uns jetzt am meisten. Es hat tatsächlich im Augenblick niemand Sinn für diese, bei denen jetzt schon die eigentliche Not ist. — Die planlose Hilfsbereitschaft: das ist in einer Millionenstadt eine geradezu beängstigende Erscheinung.

Sonntag, den 9. August.

Wir haben unsere 23 Frauenhilfskommissionen in den 23 Steuerbezirken von Berlin organisiert. Jeder stehen eine Vertreterin der Wohlfahrtsorganisationen und eine Vertreterin der sozialdemokratischen Frauen vor. Die Hilfskommissionen übernehmen die Beratung der Bevölkerung, die Kontrolle der Lebensmittelpreise, die Recherchen für die Kriegsunterstützungskommissionen, die Vermittlung von Hilfe. Unsere ganzen Verwaltungskosten trägt die Stadt, als deren Organe die Frauenkommissionen arbeiten.

Es ist Sonntag. Berlin bietet wieder dasselbe Bild wie sonst Feiertags. Draußen gehen die Leute spazieren und sitzen in Kaffeegärten. Man spricht auch wieder von anderen Dingen als dem Krieg. Nur abends sammelt sich alles vor den Depeschenanschlägen. Aber man fühlt doch schon, daß nach der ersten ungeheuren Spannung die Menschen sich wieder in ihrem Lebensgleise fühlen.

Montag, den 10. August.

Die erste amtliche Verlustliste erscheint in den Zeitungen.

Dienstag, den 11. August.

Die Schulen fangen heute wieder an. Für Jungen und Mädchen hört der herrliche Freiwilligendienst bei den Wohlfahrtsorganisationen und als Boten wenigstens für einen Teil des Tages auf. Unser Pfadfinderkorps war schon gestern voll Trauer. Es wird nicht leicht sein, der Jugend den indirekten Vaterlandsdienst der alltäglichen Pflichterfüllung verständlich zu machen. In einer Realschule war ein lebhafter Streit unter den Schülern, ob man sich weigern solle, Französisch zu lernen oder ob man es erst recht tun und Russisch dazu nehmen müsse, damit man einmal als Dolmetscher mitgehen könne.

Die magische Schnelligkeit, mit der ohne öffentliche Bekanntmachung die Gerüchte umfliegen, hat etwas Dämonisches. Im Innern der Stadt taucht eine Nachricht auf — im Nu unterhalten sich alle Vororte darüber. Trotzdem macht sich schon eine gewisse Erziehung der allgemeinen Urteilsfähigkeit bemerkbar. Eine so phantastische Leichtgläubigkeit wie in den ersten Tagen findet man nicht mehr, wenn man den Gesprächen in den Trams und vor den Depeschenanschlägen zuhört. Wenn nicht militärische Rücksichten die Bekanntmachung mancher Vorgänge an den Grenzen verböten, dem Volk kann man hinsichtlich der Aufnahme solcher Nachrichten mehr und mehr vertrauen.

Mittwoch, den 12. August.

Die Verwendung des allgemeinen Angebots freiwilliger Arbeit ist geradezu ein moralisches Problem. Besonders den Frauen gegenüber. In dieser Zeit gespanntesten Pflichtbewußtseins wird zahllosen Frauen die Unausgefülltheit ihres Lebens mit tatsächlicher Arbeit zur Pein. Sie möchten um jeden Preis etwas tun. Und es ist trotz aller neuen Gelegenheit zum Helfen nicht genug da — weder beim Roten Kreuz noch anderswo. 40 000 Anmeldungen zu den Samariterkursen in Berlin, von denen man nur 3000 zunächst berücksichtigen kann! Wie niederdrückend für die gezwungen Untätigen!

Ein Weg abends durch den stillen Tiergarten, während noch die Überlegungen und Gedanken der angespannten Tagesarbeit in einem weiterreden wollen. Da stehen die Bäume schweigend und gleichmütig, unverwandelte Kulissen einer Vergangenheit, die keine Bedeutung mehr hat. Das Rollen der Autos, ihre Signale, die Lampenzüge der Straßen

Digitized by Google

sind fern und gedämpft wie immer. Nur die verlorene, kindliche Stimme einer Mundharmonika von irgendwoher aus dem Dunkel erzählt vom Krieg: „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod."

Donnerstag, den 13. August.

Eine Konferenz im Reichsamt des Innern über die weibliche Arbeitslosigkeit. Delbrück selbst eröffnet sie. Der Leiter des neugeschaffenen Reichsarbeitsamtes, Lewald, ist anwesend. Wie groß das Problem ist, zeigt sich vielen vielleicht erst jetzt. Alle großen weiblichen Berufsgruppen außer der Landwirtschaft arbeiten auf Gebieten, über die vom Krieg Stillstand verhängt ist. Handelsangestellte, Textil- und Konfektionsarbeiterinnen — wie viele, oder wie wenige werden im Augenblick gebraucht? Entlassene Dienstmädchen, Musiklehrerinnen, Malerinnen — Frauenarbeit in allen Schichten ist entbehrlich geworden. Und wo sollen Arbeitsplätze für diese Tausende entstehen? Auch hier wird die ungeheure Summe freier, nicht voll ausgenutzter Frauenkraft, die jetzt den Markt des Roten Kreuzes mit den Hemden und Strümpfen der Liebe überschwemmt, zum volkswirtschaftlichen Problem. Es ist fast tragisch, daß sich ein so guter Wille in ein Verhängnis verwandeln kann.

Freitag, den 14. August.

Die Lebensmittelpreise sind in Berlin auf einem normalen Stand. Eine Stichprobe an 30 verschiedenen Stellen der Stadt zeigt, daß das Brot 17 ₰ pro Pfund, die Kartoffeln 6 bis 7 ₰ kosten. Die Teurungspanik der ersten Woche ist vollständig verschwunden, und in dem ruhigen Preisstand zeigt sich die allgemeine Sicherheit darüber, daß eine ausreichende Lebensmittelversorgung gewährleistet ist. Überhaupt erscheint die Ruhe, mit der man jetzt allgemein die gewaltige Erschütterung der wirtschaftlichen Grundlagen zu hemmen versucht, als ein gutes Zeichen der gesunden und festen Organisation unserer Volkswirtschaft. Die Stadt Berlin konnte — im Gegensatz zu einem ersten Entschluß, alle nicht unbedingt notwendigen öffentlichen Arbeiten zurückzuhalten — versprechen, daß auch die momentan nicht dringenden Bauten fortgesetzt werden würden, ein Versprechen, das sowohl die gute Finanzlage wie das Verantwortlichkeitsbewußtsein der Stadt gegenüber dem Arbeitsmarkt bekundet.

Sonnabend, den 15. August.

Mittags war das Aufgebot des Landsturms bekannt. Auch diese Nachricht wird mit Ruhe aufgenommen — man hat sie erwartet. Welche neue Arbeitsverschiebung nun entsteht, läßt sich noch nicht übersehen.

Im übrigen ist die Spannung zu fühlen, mit der man auf neue Ereignisse vom Kriegsschauplatz wartet. Die Straßen sind abends nicht mehr so voll wie in der ersten Woche, aber es gibt doch noch Tausende, die nicht nach Hause gehen mögen, bis die letzte Aussicht, daß der Schutzmann mit einer großen Nachricht durch die Straßen radelt oder daß wenigstens neue Depeschen erscheinen, verschwunden ist.

In den hellerleuchteten Fenstern eines großen Cafés der Tauentzienstraße sah man abends 11 Uhr die Silhouetten der Menschen, die stehend „Heil Dir im Siegerkranz" sangen. Draußen klangen die weiblichen Stimmen vor.

In der Vorortstraße ist es still geworden, von fern klingt das Rollen der Truppenzüge herüber; wenn sie unter der Kurfürstendammbrücke durchfahren, hört man noch die Hochrufe der Leute, die ihnen von oben winken.

Zum erstenmal sehe ich gegen den sternklaren Nachthimmel, daß die Beeren der Ebereschen rot geworden sind. Niemand hat in diesen zeitlosen Wochen gefühlt, daß es Herbst wird.

Sonntag, den 16. August.

Von dem Alttestamentler an der Berliner Universität, Professor Deißmann, ist ein schönes Wort geprägt: „Seelische Mobilmachung". Er beschreibt die Stimmung im Gottesdienst einer märkischen Dorfkirche und daneben den Schlußaktus der Berliner

Digitized by Google

Universität. Es ist wahr: das große Schicksal bringt religiöse Kräfte zum Steigen, die verstummt und tiefverschlossen waren. Kräfte, die größer sind, dunkler und weiter als irgendein Bekenntnis.

Aber die Not! Und die niederdrückende, lastende Arbeitslosigkeit! Es ist ein nagender Gedanke: so viele stolze, aufrechte Arbeiternacken, gebeugt durch die Furcht vor der Wohltätigkeit.

Montag, den 17. August.

„Es gibt keine Parteien mehr." Langsam setzt sich der große Sinn des Wortes praktisch durch. Der „Vorwärts" darf auf den Bahnhöfen verkauft werden.

Der stellvertretende Kommandierende General des VII. Korps, Frhr. v. Bissing, hat folgenden Korpsbefehl erlassen:

„Anläßlich eines Spezialfalles sehe ich mich genötigt, folgendes bekanntzumachen: Das Vertrauen zu unserer so tüchtigen Arbeiterschaft ist während der Ereignisse der letzten Zeit in voller Weise gerechtfertigt worden, und dieses Vertrauen soll durch nichts erschüttert werden. Dabei macht es keinen Unterschied, ob Teile der Arbeiterschaft während des Friedenszustandes Organisationen irgendwelcher Art angeschlossen waren. Ich kann es daher nicht für richtig halten, wenn bei Aufrufen zur Werbung von Arbeitern im Dienst der Heeresverwaltung unsere Arbeiter aus solchem Grunde ausgeschlossen werden. Ein solcher Ausschluß widerspricht der Verpflichtung, parteipolitische Unterschiede im Heeresdienst nicht zu machen."

Der Geist dieses Erlasses muß noch viel stärker werden, um unser Volk über die nächste Zeit hinwegzubringen.

Dienstag, den 18. August.

Der Jahrestag von Gravelotte und der Geburtstag des österreichischen Kaisers. In der Luft liegt die Ahnung von großen Kämpfen, die jetzt im Westen sein müssen. Die Straßen sind nun fast leer von Soldaten. Allmählich setzt der Verkehr der Stadtbahnzüge wieder regelmäßiger ein. Die Stimmung der Bevölkerung ist gleichmäßig ruhig und verständig den inneren, wirtschaftlichen Krisen und gehoben den äußeren Kämpfen gegenüber.

Im Ausland verbreitet man, es seien sozialdemokratische Unruhen in Berlin. In Wahrheit arbeitet die deutsche Sozialdemokratie, gestützt auf ihre feste, organisierte Verbindung mit den breiten Massen, in ebenso mustergültiger Weise an der ruhigen, sachgemäßen Abwicklung der Kriegswohlfahrtspflege zu Hause, wie ihre Mitglieder draußen Schulter an Schulter neben den anderen im Feld stehen. Welch ein Glück ist es, daß diese Organisation der Masse da ist; daß in das Chaos von unkontrollierbaren Stimmungen, Leidenschaften und Nöten geordnete Kanäle der Beeinflussung hineingehen! Wir empfinden in unserer Arbeit den Segen dieser festen Beziehungen allenthalben.

Im übrigen ist dies Lügengewebe, mit dem England und Frankreich das ganze Ausland umspinnen, diese rücksichtslose Proklamierung des Kriegsrechts gegenüber der Wahrheit, etwas tief Erbitterndes und Niederdrückendes. Ist die Wahrheit nichts als eine Konvention, deren Gültigkeit man beim Zerfall des friedlichen Völkerverkehrs auf die eigenen Grenzen beschränken kann?

Mittwoch, den 19. August.

Ein einziges Zeitungsblatt bringt vier Nachrichten von großzügiger Selbsthilfe in Handel und Gewerbe: Kriegskreditbanken, die gleichzeitig in Berlin und München gegründet sind (sicher sind andere Städte auch schon dabei), um besonders den mittleren und kleinen Handwerkern und Kaufleuten zu helfen. Der Kriegsausschuß der deutschen Industrie, der die systematische Unterbringung der Angestellten und Arbeiter sichern soll, der Deutsche Bankbeamtenverein, der jetzt schon einen Unterstützungsfonds für die durch den Krieg dienstunfähig werdenden Mitglieder organisiert, und der Zusammenschluß aller Tabakindustriellen zum Zweck, die Großaufträge von Heer und Marine auf sämtliche leistungsfähigen

Digitized by Google

Produktionsstätten zu verteilen. Wenn es auch selbstverständlich hier und da Leute gibt, die aus der gegenwärtigen Lage Vorteil für sich ziehen, so zeigen doch diese Zusammenschlüsse, daß der vorherrschende, siegende Zug in Handel und Gewerbe auf Zusammenschluß und Gemeinnutzen gerichtet ist. Schritt für Schritt, Zug um Zug schafft sich unsere Volkswirtschaft ihre friedliche Kriegsorganisation.

Donnerstag, den 20. August.

Arbeitslosenunterstützung! Die Forderung taucht mit Recht jetzt allenthalben auf. Das Reichsamt des Innern hat sich mit dem Prinzip einverstanden erklärt, daß Unterstützungen an Arbeitslose nicht als Armenunterstützungen anzusehen sind und die öffentlichen Rechte nicht berühren. Die Arbeitslosenunterstützung gehört unbedingt zur inneren Kriegsausrüstung: zur wirtschaftlichen wie zur seelischen. Es ist unökonomisch, Milliarden Goldes und das Leben Tausender gegen den äußeren Feind einzusetzen und zugleich die Widerstandskraft des Volkes zu Hause zu vernachlässigen.

Die Massen müssen ja doch erhalten werden — so oder so. Man gebe dieser Erhaltung die seelisch heilsamste Form — die Form, die dem Almosen möglichst ferngerückt ist und das moralische Gefühl der Tausende schont, die der Krieg in eine nie erlebte, niederdrückende Abhängigkeit von öffentlicher Hilfe bringt. Am besten wäre Arbeit.

Freitag, den 21. August.

Eine Erinnerung zieht durch die große Spannung des Tages. Eine Mainacht im Kolosseum in Rom. Größe, einmal durch Gewalt zerstört, über der die Trauer zum Schweigen gekommen ist. Deren Wesen aber Hunderte von nachgeborenen Geschlechtern immer wieder erleben. Nichts wahrhaft Mächtiges kann zerstört werden.

Sonnabend, den 22. August.

Der „New Statesman", den die Webbs und Bernard Shaw herausgeben, bringt einen deutschfeindlichen Aufsatz. Auch hier hüllt sich England in den Mantel der Tugend und spricht davon, daß Deutschland die englische Regierung in der Frage der Neutralität Belgiens für „käuflich" gehalten habe. Es ist einem doch, wenn man diese phrasenhafte moralische Verurteilung Deutschlands liest, als ob man einen Freund verlöre. Mit Shaw und den Webbs haben uns feste Bande gemeinsamer sozialethischer Ideale und volkswirtschaftlicher Anschauungen verbunden. Es ist ein merkwürdiges Erlebnis, wenn das plötzlich alles ausgelöscht wird und nur die Feindschaft der Nationen übrigbleibt.

Sonntag, den 23. August.

Die Litfaßsäulen fangen wieder an, sich mit Anzeigen zu bedecken. Der Stillstand des Friedenslebens sprach von ihren leeren Oberflächen. Jetzt fangen ein paar Theater wieder an zu spielen. Und das ist richtig. Es muß etwas geschehen, um einen Teil der großen Spannung durch gute Kunst zu lösen. Es besteht ein Plan, das auch durch gute Volksunterhaltung im großen Stil zu tun.

Montag, den 24. August.

Flüchtlinge von der Ostgrenze sind hier angekommen. Während jubelnde Mengen der Kronprinzessin für den Sieg von Longwy huldigten, trafen Vertriebene, vor allem Frauen und Kinder, aus den gefährdeten Orten der Ostgrenze draußen auf den östlichen Bahnhöfen ein. Es ist gut, daß alle ernsten Eindrücke gleich ihre eigene Überwindung in sich tragen: die Aufgaben, die sie bringen.

Digitized by Google

Zur Frauenbewegung

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Kriegsprobleme.

*** Konferenz zur Arbeitslosigkeit der Frauen.** Das Reichsamt des Innern hatte am 13. August eine Konferenz einberufen, in der seitens aller zuständigen Behörden, Berufsorganisationen, Arbeitsnachweise, Vereine die Frage der Arbeitslosigkeit unter den weiblichen Erwerbstätigen besprochen werden sollte.

Die Konferenz konnte naturgemäß nur vorbereitenden und klärenden Charakter haben. Die weitere Bearbeitung praktischer Vorschläge ist einer kleineren Kommission anvertraut, die zum Schluß eingesetzt wurde.

In der Erörterung, die Delbrück selbst eröffnete, wurden drei Punkte besprochen.

Erstens: Feststellung des Arbeitsmarktes. Das Ergebnis ist ziemlich negativ. Gerade die Arbeitsgebiete, die viele Frauen beschäftigen, liegen still: Das Bekleidungsgewerbe, die Genußmittelindustrie aus Mangel an Aufträgen, die Textilindustrie überdies aus Mangel an Material, der Handel durch das allgemeine langsamere Fließen der volkswirtschaftlichen Bedarfsbefriedigung, die häuslichen Dienste wegen der Einschränkungen, zu denen die Familien gezwungen sind. Dem stehen drei neue aufnahmefähige Gebiete gegenüber. 1. die Aufträge der Militärverwaltung (insbesondere des Bekleidungsamtes); 2. die Landarbeit; 3. die Arbeit für das Rote Kreuz. Der Vertreter der Militärverwaltung stellte fest, daß sie mit Wäsche schon im voraus für den Mobilmachungsfall in so großem Umfang versorgt war, daß sie augenblicklich nur geringen tatsächlichen Anlaß zu neuen Aufträgen hat. Trotzdem werden solche Aufträge in größerem Umfang ausgegeben werden; 2. die Landarbeit wird in stärkerem Maße erst während der Kartoffelernte Kräfte brauchen, kommt aber überhaupt für die städtischen Arbeiterinnen relativ wenig in Betracht; 3. gegen die große Inanspruchnahme der freiwilligen Arbeit durch das Rote Kreuz wurden von verschiedenen Seiten starke Bedenken erhoben. Es scheint, daß man auch hier einschränken und mehr Rücksicht auf den Arbeitsmarkt nehmen wird.

Alles das aber wird zu wirksamer Abhilfe nicht ausreichen. Geheimrat Lewald, der Leiter des Reichsarbeitsamtes, nannte die obligatorische Einführung eines kürzeren Arbeitstages als ein Mittel, das man vielleicht anwenden würde, um die Arbeitsgelegenheit zu vermehren. Außerdem wird allenthalben die Einführung von Notstandsarbeiten angeregt werden. Post und Eisenbahn könnten eventuell zur Einstellung weiblicher Kräfte in größerem Maßstabe schreiten, wenn erst die männlichen Anwärter verbraucht sind.

Die Vorschläge werden in einer Kommission weiter erörtert.

*** Die Handlungsgehilfinnen und der Krieg.** Auch die deutschen Handlungsgehilfinnen, soweit sie organisiert sind, tragen an ihrem Teile dazu bei, die durch den Krieg unmittelbar oder mittelbar entstehende Not zu lindern. Die Ortsgruppen des Kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte (Sitz Berlin) in allen Teilen des Deutschen Reiches haben sich durchweg dem Nationalen Frauendienst zur Verfügung gestellt und entfalten eine rege Tätigkeit. Mehrere haben auch ihre Räume für diese Zwecke hergegeben. Ebenso ist dem Roten Kreuz von den Verbandsmitgliedern vielfach Mithilfe angeboten worden, zahlreiche Mitglieder haben sich an der Speisung und Erquickung der durchfahrenden Reservisten und Landwehrmänner beteiligt. Der Verband wird aus seinen Mitteln die durch den Krieg stellenlos gewordenen Mitglieder nach Maßgabe der Satzungen unterstützen und sieht etwa eine Summe von zunächst 20 000 ℳ über den vorjährigen Etat hinaus dafür vor. Da es jedoch viele stellenlose Handlungsgehilfinnen gibt, die aus den verschiedensten Gründen, z. B. wegen Nichterfüllung der Warte-

Digitized by Google

zeit, wegen Aussteuerung im Vorjahr, kein satzungsgemäßes Anrecht auf Stellenlosengeld besitzen, einer Unterstützung aber dringend bedürfen, hat der Verband einen Kriegshilfsfonds geschaffen, der durch freiwillige Sammlungen zusammengebracht werden soll. Es sind hierfür schon Beträge eingegangen, die insbesondere von den in Stellung befindlichen Mitgliedern herrühren und von ihnen eingingen, noch bevor der Aufruf erlassen war. Der Verband, sowohl die Hauptgeschäftsstelle in Berlin, Cöpenicker Str. 74, wie die Geschäftsstellen im Reiche nehmen Spenden entgegen.

* **Krieg und öffentliche Sittlichkeit.** In der zweiten Woche nach der Mobilmachung erschien der folgende Erlaß des Berliner Polizeipräsidenten:

„Voraussichtlich wird Berlin und Umgegend in nächster Zeit Einquartierung erhalten. Im Interesse der Volksgesundheit ist es daher dringend geboten, die zur Eindämmung der Prostitution nötigen Maßregeln zu treffen. Die Exekutivbeamten des Landespolizeibezirks Berlin haben den Auftrag erhalten, ganz besonders auf die Kontrolldirnen und die der Gewerbsunzucht verdächtigen Frauenspersonen zu achten. Daneben sollen sie ihr Augenmerk aber auch auf solche weiblichen Personen richten, welche sich in der Öffentlichkeit (Straßen, Lokalen usw.) nach Prostituiertenmanier so auffallend und herausfordernd benehmen, daß sie das sittliche Gefühl ihrer Mitbürger verletzen. Sie alle werden künftig unnachsichtlich ohne Ansehen der Person festgenommen und den zuständigen Dienststellen zur zeitweisen Inhaftnahme und eventueller Verhängung der sittenpolizeilichen Aufsicht zugeführt werden. Bei dem geistigen Niveau der großstädtischen Bevölkerung kann auf volles Verständnis dafür gerechnet werden, daß in solch ernsten Kriegszeiten, wo die Rücksicht auf die Wehrkraft und Wehrfähigkeit des Volkes obenan steht, zu außerordentlichen Maßregeln geschritten werden muß."

Später folgte ein neuer Erlaß folgenden Inhalts:

An alle Inhaber öffentlicher Lokale in Groß-Berlin.

Die gegenwärtigen Kriegszeiten gebieten im Interesse der Volksgesundheit und der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung eine besonders energische Bekämpfung der Gefahren der Prostitution. Ich habe deshalb meine Exekutivbeamten angewiesen, dem Prostituiertenunwesen unnachsichtlich entgegenzutreten. Den unter Kontrolle stehenden Prostituierten habe ich das Betreten öffentlicher Lokale untersagt.

Es darf bei den Lokalinhabern auf Verständnis für diese Anordnung gerechnet und erwartet werden, daß sie die Tätigkeit der Beamten ihrerseits ergänzen und unter keinen Umständen dulden werden, daß sich die Prostitution in ihren Lokalen in irgendeiner Weise bemerkbar macht.

Sollte dieser, an den Sittlichkeits- und Gemeinsinn der Wirte gerichtete Appell seine Wirkung verfehlen, so würde ich mich leider zu besonderen polizeilichen Maßnahmen genötigt sehen. Der Polizeipräsident.

Diese beiden Erlasse haben dann weiter zur Folge gehabt, daß die Inhaber von Animierkneipen ihre Kellnerinnen und Büfettmamsells zu entlassen gezwungen wurden.

Was in Friedenszeiten Jahre hindurch versucht worden ist, hat nun mit einem Schlage die eiserne Faust der Verwaltung durchgesetzt.

Not kennt kein Gebot. Wir erkennen die Richtigkeit dieses Satzes unbedingt an und diese Zeit hat uns schon manches Beispiel dazu gegeben. Aber es regt sich doch ein starker Zweifel, ob es weise war, im Augenblick so vorzugehen.

Der erste Erlaß — so empörend das Verhalten mancher Frauen, die nicht zur Demimonde gehören, gerade in dieser Zeit in den großen Lokalen der Hauptstadt anmutet — hat seine Kehrseite darin, daß er die Frau der Rachsucht jedes beliebigen Mannes aussetzt, der sie (man hat auch in Friedenszeiten Beispiele dafür gehabt) anzeigen kann, vielleicht grade weil sie ihn abwies.

Der zweite Erlaß hat die Wirkung, daß etwa 2000 Kellnerinnen auf einmal auf die Straße gesetzt wurden — in einer Zeit der Arbeitslosigkeit gerade weiblicher Erwerbstätiger. Er macht die moralische und gesundheitliche Gefahr nicht geringer, aber er fügt die wirtschaftliche hinzu. Große Berliner Zeitungen, die dem Prostitutionsproblem gegenüber sonst nicht gerade den Standpunkt der Frauenbewegung vertreten haben, warfen doch die Frage auf, ob es nicht weit richtiger wäre, den Soldaten das Betreten solcher Lokale zu verbieten als in diesem Augenblick Scharen minderwertiger Frauen auf den Arbeitsmarkt zu drängen.

Bildungswesen.

* **Das Universitätsstudium der Frauen im Sommer 1914.** Die Intensität des weiblichen Bildungsstrebens hat den heutigen Anteil der Frau am deutschen Universitätsleben gegenüber dem Vorjahr absolut von 3436 auf **4117** und verhältnismäßig von 5,69 auf 6,76 v. H. der Gesamtstudentenziffer gesteigert. Die Jahreszunahme von 681 übertrifft die der Vorjahre von 478, 406 und 386 erheblich. Der „vierte Weg" hat, wie vorauszusehen war, den Zufluß der Frauen zum höheren Lehramt weiter gefördert, aber andererseits, und wohl im Zu-

Digitized by Google

sammenhang mit der drohenden Überfüllung der Oberlehrerinnenlaufbahn, anscheinend auch bewirkt, daß diejenigen Damen, die die Berechtigung für andere Berufe besitzen, diesen jetzt stärker zustreben. So ist zwar die Jahreszunahme bei den in den philosophischen Fakultäten vereinigten Studienfächern absolut die stärkste, aber verhältnismäßig ergibt sich bei ihnen eine Abnahme, während die Medizinerinnen relativ zugenommen haben und die übrigen Fakultäten ihren Anteil hielten. Im einzelnen ergeben sich folgende Ziffern: Die stärkste Zunahme weisen die Zahnärztinnen auf, die binnen Jahresfrist, nachdem sie von 49 im Winter 1910/11 zwei Jahre später auf 17 zurückgegangen waren, von 26 auf 49 stiegen. Der Medizin widmen sich 970 Frauen gegen 790, der Philosophie, Philologie oder Geschichte 2116 gegen 1791, der Mathematik und den Naturwissenschaften 759 gegen 659, den Staatswissenschaften, einschl. Landwirtschaft, 137 gegen 100, der Rechtswissenschaft 57 gegen 49, der evangelischen Theologie 16 gegen 12 und der Pharmazie 13 gegen 9. Der Prozentsatz der in der philosophischen Fakultät vereinigten Studienfächer, der vor drei Jahren noch 78,1 betragen hat, ging von 75,47 im Vorjahr auf 74,67 zurück, wogegen derjenige der Medizinerinnen seit drei Jahren anhaltend in die Höhe geht und neuestens von 22,76 auf 23,56 stieg. Anderen Studien widmen sich 1,77 v. H. wie im Vorjahr. Die betreffenden Ziffern der preußischen Universitäten zeigen deutlich den Einfluß der Vorbildung der Studentinnen auf die Studienwahl. Hier entfallen auf die in die philosophischen Fakultäten aufgenommenen Studentinnen 81,23 Prozent, auf die Medizinerinnen nur 17,29 und auf die übrigen 1,48 Prozent, während sich für die nichtpreußischen Universitäten 64,59, 33,19 und 2,22 Prozent ergeben.

Hinsichtlich des Studienorts der Frauen vollzieht sich ziemlich rasch eine Wandlung zugunsten der nichtpreußischen Universitäten, die insbesondere darauf zurückgeht, daß einzelne süd- und mitteldeutsche Hochschulen (vor allem Leipzig, Jena, Tübingen, Freiburg und München) die Studentinnen in den letzten Semestern stärker anzogen als Berlin, was auch die beträchtlichen Zunahmen, die andere preußische Universitäten (Marburg, Münster, Kiel, Halle) zu verzeichnen haben, nicht aufzuwiegen vermochten.

Berlins Anteil am Frauenstudium ist seit 1911 von 27,23 v. H. auf 20,45 v. H. gesunken, während Münchens Betreff von 7,76 auf 11,42 v. H. stieg. An sämtlichen preußischen Universitäten studieren derzeit 60,55 v. H. gegen 68,0 v. H. vor drei Jahren, wogegen in Bayern 13,19 gegen 9,3, in Baden 14,14 gegen 12,3 und an den übrigen einzelstaatlichen Universitäten 12,12 gegen 10,4 v. H. eingeschrieben sind. In Berlin befinden sich zurzeit 842 Studentinnen (im Vorjahr 770), in Bonn 398 (344), Breslau hat 193 (158), Göttingen 220 (237), Greifswald 79 (86), Halle 101 (83), Kiel 88 (71), Königsberg 129 (119), Marburg 217 (163), Münster 226 (189), München 470 (299), Erlangen 33 (23), Würzburg 40 (18), Freiburg 316 (257), Heidelberg 266 (238), Leipzig 200 (145), Jena 111 (91), Tübingen 78 (45), Straßburg 59 (58), Gießen 32 (30) und Rostock 19 (12).

Die Zahl der als Gäste (Hörerinnen) aufgenommenen Frauen beläuft sich diesen Sommer auf 974 (im Vorjahr 1037), so daß in Deutschland insgesamt 5091 Frauen Universitätsvorlesungen besuchten. (Rienhardt, Tübingen.)

* **Eine Frau als Preisträgerin an der Berliner Universität.** Am Friedrich-Wilhelms-Tage der Berliner Universität erhielt auch eine studierende Frau einen Preis, die Nationalökonomin Else Meißner, eine Ostpreußin von Geburt. Trotz der bekannten Strenge, mit der die Berliner Fakultät die Preisarbeiten zensiert, lautet das Urteil über diese Frauenarbeit höchst günstig. Sie sei ausgezeichnet, so sagt die Fakultät, durch volles Verständnis für den Sinn der Preisarbeit — darzustellen war das Verhältnis des Künstlers zum Unternehmer im Bau- und Kunstgewerbe, das theoretisch und praktisch bekanntlich stark umstritten ist — durch mühsame eigene Erhebungen, kritischen Geist, Objektivität und Reife des Urteils. Der Stoff sei überaus klar angeordnet und in fließender, eleganter Darstellung vorgeführt. Dem stehen nur geringe Schattenseiten gegenüber. Die Fakultät findet, daß die Autorin nicht nur die Erörterung entscheidender Fragen der künstlerischen Kultur gefördert hat, sondern in ihrer Arbeit selbst eine gewisse künstlerische Kultur erkennen läßt. Das Urteil ist um so bemerkenswerter, als es weitaus das beste bei der ganzen Preisverteilung war.

* **Die Reifeprüfung der Primanerinnen der Gymnasialkurse für Frauen** hierselbst (Direktorin: Oberlehrerin Martha Strinz) fand vom 10. bis 17. August am Helmholtz-Realgymnasium in Schöneberg unter Vorsitz des Provinzialschulrats Doblin statt. Alle 18 bestanden die Prüfung. Insgesamt hat die Anstalt damit seit ihrer Gründung 1893 dreihundert Abiturientinnen entlassen.

Digitized by Google

Versammlungen und Vereine

Bund Deutscher Frauenvereine.

Am Tage der Mobilmachung übersandte der Vorstand seinen Zweigvereinen und Verbänden den nachstehenden Organisationsplan.

Nationaler Frauendienst.

Die Frauenvereine jeder Stadt verbinden sich für die Dauer des Krieges zur Organisation eines „Nationalen Frauendienstes" mit folgenden Aufgaben:

1. Mitarbeit in der Erhaltung einer gleichmäßigen Lebensmittelversorgung.
2. Familienfürsorge für
   a) solche Familien, deren Ernährer im Feld sind;
   b) solche, deren Ernährer durch den Krieg arbeitslos geworden sind.
3. Arbeitsvermittlung mit dreifacher Aufgabe:
   a) für Frauen, die durch Abwesenheit des Ernährers auf eigenen Erwerb angewiesen sind;
   b) für Frauen, die bereit und befähigt sind, vertretungsweise leer werdende männliche Posten auszufüllen;
   c) für freiwillige Hilfskräfte.
4. Auskunftserteilung.

Zu 1. Wenn auch in Deutschland Schwankungen der Lebensmittelpreise in der Höhe, wie sie jetzt aus Österreich berichtet werden, nicht zu erwarten sind, so werden doch jedenfalls Maßnahmen notwendig sein, um die Wirkungen einer Teuerungspanik auf den Lebensmittelmarkt zu verhüten. Solche Maßnahmen werden voraussichtlich von den städtischen Behörden eingeleitet werden (Maximalpreise). In solchen Fällen sollten die Frauen *erstens* ein Komitee stellen, das mit dem Magistrat und den Vertretern der Lebensmittelgewerbe über die Preistarife verhandelt; sie sollten *zweitens* sich für den notwendig werdenden Aufsichts- und Kontrolldienst für die Durchführung behördlicher Maßnahmen zur Verfügung stellen. Weitere Aufgaben werden sich aus der Art der Organisation dieser Frage durch die städtischen Verwaltungen ergeben. Jedenfalls müssen die Hausfrauen selbst hier mitarbeiten und eventuell ihre städtischen Verwaltungen zu Maßnahmen veranlassen, um besonders für die unbemittelten Schichten die entstehenden Lasten nach Kräften zu erleichtern. Als empfehlenswertes Mittel wird die Ausgabe von Marken, gegen die die Geschäfte Lebensmittel zu Normalpreisen abgeben, in Betracht kommen. Ein eingehender Plan wird sowohl für diese wie für die anderen Gebiete des „Frauendienstes" ausgearbeitet und zur Verfügung gestellt.

Zu 2. Voraussichtlich wird von dem Augenblick an, da Reserven eingezogen werden, eine breite Notlage der Familien entstehen, die des Ernährers beraubt sind. Diese Familien bekommen reichsgesetzlich festgesetzte Unterstützungen, die durch die Städte und Gemeinden verteilt werden. Zu diesem Zweck sind in den Großstädten Bezirkskommissionen geschaffen, die die Verteilung vornehmen. Da aber die gesetzlichen Beträge sehr gering sind, muß die freiwillige Hilfe im weitesten Umfange einsetzen. Es sollte sich deshalb im Einvernehmen mit den städtischen Behörden in jedem Bezirk der städtischen Kommission ein Komitee für die Verteilung freiwilliger Beiträge angliedern. Diese Komitees müssen in einer Zentrale zusammengefaßt werden, von der die Aufrufe zur Geldsammlung ausgehen, die Mittel gesammelt und an die Komitees verteilt werden. *Engster Anschluß an die öffentliche Familienfürsorge ist unbedingt notwendig.* Als Hilfeleistung kommen außer Barunterstützung Speisungen in Betracht, soweit möglich unter Benutzung bestehender Veranstaltungen (Volksküchen, Schulspeisungen usw.), außerdem aber dadurch, daß die bemittelteren Familien die Speiselieferungen für unbemittelte übernehmen. Der Zentrale und den Komitees müssen für Prüfung der Gesuche, Auskunfterteilung, Recherchen, Buchführung usw. zahlreiche freiwillige Arbeitskräfte zur Verfügung stehen. — Eine ähnliche Erweiterung der Wohlfahrtspflege wird notwendig sein in dem Maße, als durch den Krieg Arbeitslosigkeit eintritt.

Zu 3. Die unter a) und b) genannten Aufgaben müssen in engster Verbindung mit den bestehenden Arbeitsnachweisen und den Stellenvermittlungen der Berufsorganisationen durchgeführt werden, denen einschlägige Fälle zu überweisen sind. Es läßt sich im Augenblick noch nicht übersehen, ob und wieweit durch die Einziehung der Männer in bestimmten Berufen Lücken entstehen, die vertretungsweise durch solche Frauen ausgefüllt werden können, die den gleichen Beruf gelernt und vielleicht früher ausgeübt haben. Unter Umständen müßte der „Nationale Frauendienst" solche Kräfte sammeln und die Überweisung veranlassen. Zu c). Schon jetzt melden sich an den Beratungsstellen der Frauenvereine zahlreiche Frauen zu allen Arten von Hilfsleistungen. Es wird Aufgabe des

Digitized by Google

„Nationalen Frauendienstes" sein, solche Kräfte zu sichten, entweder selbst anzustellen oder den Vaterländischen Frauenvereinen und anderen entstehenden Hilfsorganisationen zu überweisen.

Zu 4. Der „Nationale Frauendienst" sollte zugleich als Auskunftsstelle für Frauen dienen, die in irgendwelchen mit dem Krieg zusammenhängenden Fragen Rat suchen (betreffend ihre Angehörigen im Heer usw.). Sie sollen dort nach Möglichkeit aufgeklärt und an die richtigen Behörden verwiesen werden.

Nationaler Frauendienst
Abteilung Berlin

(vgl. den Aufsatz in diesem Heft S. 714 ff.)

Arbeit der Zentrale.

Um einen zuverlässigen Nachrichtendienst an die Hilfskommissionen zu vermitteln, hat der Hauptausschuß des Nationalen Frauendienstes Gruppen für die verschiedenen Arbeitsgebiete der Kriegswohlfahrtspflege gebildet, deren Aufgabe es ist, sich einen Überblick über die bestehenden Einrichtungen auf ihrem Gebiet zu verschaffen und in Verbindung mit den Wohlfahrtsorganisationen, Speisungsanstalten usw. die Hilfeleistung zu organisieren. Es bestehen folgende Gruppen:

1. Gruppe Kinderfürsorge;
2. „ Ernährungsfragen;
3. „ Wohnungs- und Unterkunftsvermittlung;
4. „ Bekleidungsdepots;
5. „ Arbeitsvermittlung;
6. „ Verbindung mit dem Roten Kreuz;
7. „ Pressedienst;
8. „ Vermittlung für freiwillige Hilfskräfte.

1. Die Gruppe für Kinderfürsorge hat in geordneter gemeinsamer Arbeit mit der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge das Material über bestehende und neu eingerichtete Kindergärten und Kinderhorte gesammelt. Sie hat ebenso Angebote zur Unterbringung von Kindern recherchiert und den Hilfskommissionen übermittelt. Sie hat in Gemeinschaft mit der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge in solchen Gegenden, wo es an zweckentsprechenden Einrichtungen fehlt, die Anregung zur Erweiterung bestehender Einrichtungen oder zu neuen Einrichtungen gegeben. Eine Organisation zur Sammlung von Kinderfreitischen, die unabhängig vom Nationalen Frauendienst gegründet wurde, ist später mit ihm insofern in Verbindung getreten, als die gesammelten Listen von Familien, die bereit sind, Kinder bei sich zu speisen, den Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes übergeben werden, der dann aus dem Kreise der Unterstützungsuchenden die Kinder den Familien zuweist.

2. Ernährungsfragen. Die Ausgabe von Speisemarken an die bedürftige Bevölkerung ist in den ersten Wochen der Arbeit unserer Hilfskommissionen eine weitreichende Notwendigkeit gewesen. Bis die Barunterstützungen sowohl der Angehörigen von Wehrmännern wie der übrigen Hilfsbedürftigen bewilligt werden konnten und als in der dritten Woche nach der Mobilmachung in den unteren Bevölkerungsschichten die Mittel zum Lebensunterhalt versiegten, mußte für schleunige Hilfe gesorgt werden. Die Gruppe für Speisungen hat zunächst sämtliche vorhandenen Küchen und Speiseanstalten in Berlin ermittelt, sie nach den ihnen naheliegenden Steuerbezirken geordnet, den Ankauf von Speisemarken in großem Maßstabe übernommen und den Hilfskommissionen die Speisemarken übermittelt. Die Organisation dieser Markenausgabe hat in den ersten Wochen deshalb manche Schwierigkeiten gemacht, weil die Speisungsanstalten dem Andrang der Bevölkerung zunächst nicht gewachsen waren und auch, weil es sich zeigte, daß die vorhandenen Speiseanstalten über die verschiedenen Steuerbezirke sehr ungleichmäßig verteilt sind und daß insbesondere der Norden einer ausreichenden Fürsorge nach dieser Richtung ermangelt. Es sind von unseren Kommissionen in der zweiten Woche nach der Mobilmachung zirka 8000 Speisemarken, außerdem Milch- und Brotmarken an Bedürftige erforderlichenfalls nach vorhergegangener Recherche verteilt. Der Vertrieb ist nach erneuter Rücksprache mit den Speiseanstalten so organisiert, daß die Speisemarken von dem Nationalen Frauendienst, Abteilung Berlin, selbst ausgegeben und die benutzten Marken hernach den Speiseanstalten von uns bezahlt werden.

3. Wohnungs- und Unterkunftsvermittlung. Die Wohnungs- und Unterkunftsvermittlung ist in den ersten Wochen noch nicht in großem Umfang in Anspruch genommen, da sowohl Obdachlosigkeit wie die Ankunft von Flüchtlingen zunächst nur in geringem Umfange einsetzte. Die Gruppe hatte 3 Unterabteilungen: nämlich Flüchtlingsfürsorge, Vermittlung von Unterkunft an Frauen gebildeter Schichten und Fürsorge für die Unterkunft von obdachlosen Mädchen und Frauen. Für die zweite Aufgabe hat sich der Nationale Frauendienst in Verbindung gesetzt mit den Berufsorganisationen der Lehrerinnen, Künstlerinnen usw. und durch seine Arbeit schon zahlreichen Hilfesuchenden teils durch die Berufsorganisationen Stellen vermittelt, teils andere Fürsorge getroffen. Für die Unterbringung von obdachlosen Frauen und Mädchen steht der Nationale Frauendienst in Verbindung mit den Bahnhofsmissionen aller drei Konfessionen und anderen Schutzvereine. Die Eröffnung eines Asyles für obdachlose und stellenlose Frauen ist in die Wege geleitet. Die Angebote von Familien, obdachlose Frauen aufzunehmen, beziehen sich zumeist auf gebildete und nicht auf Mädchen der Arbeiterschichten, so daß für diese letzteren durch Heime gesorgt werden muß. Die Abteilung Flüchtlingsfürsorge ist zu einer besonderen Gruppe erweitert, als in der am 23. August beginnenden Woche größere Anforderungen an diese Abteilung herantraten. Sie arbeitet nach Verständigung mit dem Roten Kreuz.

4. Bekleidungsdepots. Die Vereinigung der deutschen Samt- und Seidenwaren-Großhändler hat dem Nationalen Frauendienst seine Kräfte zur Verfügung gestellt zur Errichtung von Bekleidungsdepots. Beinahe tausend An-

Digitized by Google

gestellte dieser Branche haben sich zur Mitarbeit bei der Errichtung von diesen Depots bereit erklärt. Es soll mit möglichst jeder der 23 Hilfskommissionen, ein Bekleidungsdepot verbunden werden. Drei Zentralsammelstellen: Schöneberger Ufer 38, Zimmerstraße 72/74 und Bülowstraße 105 nehmen gebrauchte Wäsche, Kleidungsstücke, Mäntel, Stiefel, Betten usw. an. Durch Nähstuben, die mit diesen Depots verbunden sind, werden die Sachen in gebrauchsfertigen Stand gesetzt und dann an die mit den Hilfskommissionen zu verbindenden Depots herausgegeben. Zugleich ist auch die Herstellung und Verarbeitung neuer Ausstattungsgegenstände durch bezahlte Kräfte zu den gleichen Wohlfahrtszwecken in Aussicht genommen. — Die Verwaltung der Depots geschieht durch kaufmännisch und gewerblich geschultes Personal.

5. Arbeitsvermittlung. Die Hilfskommissionen des Nationalen Frauendienstes sind streng angewiesen, unter keinen Umständen direkt Arbeit zu vermitteln, sondern nur durch die öffentlichen, beruflichen und gemeinnützigen Arbeitsnachweise. Die Tätigkeit der Gruppe für Arbeitsvermittlung besteht darin, daß sie alle bekannt werdenden Arbeitsangebote und ihre Bedingungen recherchiert und die Hilfskommissionen von diesen Arbeitsgelegenheiten unterrichtet, damit sie für ihren Beratungsdienst wissen, ob bei diesem oder jenem Arbeitsnachweise Aussicht auf Unterbringung von Arbeitskräften bestimmter Branchen besteht. Die Gruppe vermittelt also unausgesetzt zwischen den Hilfskommissionen und den Arbeitsnachweisen die wichtigeren Nachrichten. Außerdem ermittelt sie zum Beispiel für den Beratungsdienst der Hilfskommissionen die Bedingungen, unter denen Frauen in gewissen neuen Arbeitszweigen aufgenommen werden, etwa bei der Straßenbahn und dergl. Ferner die Familienfürsorge, die von bestimmten Arbeitgebern und Verbänden für die Angehörigen ihrer eingezogenen Angestellten ausgeübt wird. Arbeitsangebote, die bei dem Nationalen Frauendienst einlaufen, werden sofort an die Arbeitsnachweise weitergegeben. Eine der wesentlichen Bemühungen des Nationalen Frauendienstes geht dahin, möglichst noch mehr Gelegenheiten für bezahlte Arbeit zu schaffen. So hat auf die Anregung des Nationalen Frauendienstes die Stadt Berlin sich bereit erklärt, nach und nach bezahlte Hilfskräfte für die vermehrten Aufgaben der Steuerkassen einzustellen, die im ersten Andrang der Arbeit sich auch freiwilliger Kräfte bedient hatte. Eine große Zahl von hilfsbereiten Frauen, die Nähstuben einrichten wollten, sind dahin beraten, daß sie dort nicht freiwillige, sondern bezahlte Kräfte einstellen und sind dieser Anregung gern gefolgt.

6. Vermittlung freiwilliger Hilfskräfte. Der Nationale Frauendienst hat in sechs Meldestellen für freiwillige Hilfskräfte, die er errichtete, 7000 Meldungen entgegengenommen. Er hat bis jetzt zirka 1550 Helferinnen für die verschiedensten Aufgaben sozialer Fürsorge eingestellt, vor allem als Mitarbeiterinnen seiner eigenen Hilfskommissionen und in der Kinderfürsorge. In diesen Hilfskommissionen wirken zurzeit etwa 1400 Recherchentinnen.

Die Tätigkeit der Hilfskommissionen.

Die Hilfskommissionen arbeiten zum Teil in den Lokalen der städtischen Unterstützungskommissionen, zum Teil in Vereinsbureaus, die zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt wurden. Die Inanspruchnahme der Hilfskommissionen durch die Bevölkerung ist von Tag zu Tag gestiegen. Von den Hilfskommissionen, die im Norden, Süden und Osten Berlins arbeiten, hat jede in der Woche vom 17. bis 23. August täglich bis zu 350 Fälle bearbeitet. Eine genaue nach den verschiedenen Rubriken: Kinderfürsorge, Wöchnerinnenfürsorge, Speisung, Unterstützungsgesuche usw. gesonderte Statistik wird demnächst herausgegeben werden. In jeder der 23 Hilfskommissionen ist eine Vertreterin der bürgerlichen Wohlfahrtspflege und eine Vertreterin der Sozialdemokratinnen für die Arbeit verantwortlich. Der Beratungsdienst der Kommissionen dauert täglich von 10 bis 7 Uhr, Sonntags von 12 bis 2 Uhr. In den Hilfskommissionen sind die großen, dem Nationalen Frauendienst angeschlossenen Wohlfahrtsvereine möglichst auch durch je eine Mitarbeiterin vertreten, so der Verein katholischer erwerbstätiger Frauen und Mädchen, der Heimarbeiterinnenverband, die Berliner Frauenhilfe usw. Jeden Sonntag findet eine gemeinsame Sitzung der Vorsitzenden der Hilfskommissionen in der Zentrale statt.

Sämtliche Kommissionen haben ständig gemeinsame Sitzungen mit den städtischen Unterstützungskommissionen, in manchen Bezirken täglich.

Recherchen über Kriegsunterstützungsgesuche werden von den Hilfskommissionen nur auf Aufforderung des zuständigen Bezirksvorstehers unternommen. Die Kommissionen in den ärmeren Stadtteilen von Berlin, in denen die Kriegsunterstützung zahlreich in Anspruch genommen wird, haben bisher je zirka 400 solcher Recherchen machen müssen. In städtischen Unterstützungskommissionen, in denen diese Gesuche erledigt werden, hat die Vorsitzende der Hilfskommission und die Recherchentin über den in Betracht kommenden Fall ein Stimmrecht. Selbständige Recherchen werden von den Hilfskommissionen gemacht in solchen Fällen, wo die Kriegsunterstützung nicht in Betracht kommt, aber die Stadt eine nicht als Armenunterstützung geltende Unterstützung aus freiwilligen Mitteln gewährt. Für diese Fälle sind Antragsformulare von der städtischen Armenverwaltung herausgegeben, die von den Kommissionen ausgestellt werden.

*

Vorstand und Organisation:

Frau Oberbürgermeister Wermuth, Exzellenz, Vorsitzende.

Dr. Gertrud Bäumer, Frau Josephine Levy-Rathenau, Geschäftsführende Vorsitzende.

Professor Dr. Albrecht, Kassenführer und verantwortlich für die Bureauleitung.

Frau Charlotte Mühsam, Frl. Hildegard Sachs, korrespondierende Schriftführerinnen.

Frl. Lotte Landsberg, protokollierende Schriftführerin.

Digitized by Google

Beisitzer:

Frau Geheimrat Cassel. Frl. Dr. Frieda Duensing, Vertreterin der Zentrale für Jugendfürsorge. Frau Gertrud Hanna, Vertreterin des Arbeiterinsekretariats, Gewerkschaftshaus. Frau Hedwig Heyl. Frl. Helene Lange. Frau Gertrud Lodahl, Vertreterin der Genossenschaften. Frl. v. Loesen, Vertreterin des deutsch-evangelischen Frauenbundes. Frau Justizrat Meißner, Vertreterin des katholischen Frauenbundes. Frau Bürgermeister Reicke. Frau Wronsky, Vertreterin der Zentrale für private Fürsorge. Frau Luise Zietz, Vertreterin der sozialdemokratischen Frauenorganisation.

Gruppen:

1. Kinderfürsorge (Vertreterin Frl. Anna Misch).
2. Ernährung (Vertreterin Frau Hedwig Heyl).
3. Unterkunft für obdachlose Mädchen (Vertreterin Frau Seler-Sachs).
   Fürsorge für Frauen der freien Berufe (Vertreterin Frau Marie v. Leyden, Exzellenz).
   Fürsorge für Lehrerinnen (Vertreterin Frl. Helene Lange).
4. Bekleidungsdepots (Vertreterin Frau v. Stephani-Hahn).
5. Arbeitsvermittlung (Vertreterin Frl. Dr. Gertrud Schwenke).
6. Pressedienst (Vertreterin Frl. Dr. Gertrud Bäumer).
7. Vermittlung für freiwillige Hilfskräfte (Vertreterin Frl. Adele Beerensson).
8. Arbeitsbeschaffung (Vertreterin Frl. Margarete Friedenthal).

Hilfskommissionen der Abteilung Berlin:

Städt. Unterst.-Komm. Nr.	Stadtbezirke	Adresse
I	1—14, 143—144	C. 2, Poststraße 17
II	15—30	SW. 61, Belle-Alliance-Platz 5
III	31—49	W. 57, Kurfürstenstraße 166
IV A	50—66 A, B	SW. 11, Askanischer Platz 3 pt.
IV B	67—78 A, B, C	SW. 61, Johanniterstraße 3, Eingang Brachvogelstraße
V A	79—97, 137—142	SO. 16, Cöpenicker Straße 74
V B	98—113 A, B	SO. 26, Mariannenplatz 27/28
VI	114—136	S. 14, Stallschreiberstraße 54 a
VII A	145—165	O. 27, Blumenstraße 97
VII B	166—177	O. 34, Bromberger Straße 13/14
VII C	178—181	O. 34, Petersburger Straße 4
VIII A	182—188, 189 A, 189 D, 189 F, 194—201	NO. 43, Georgenkirchplatz (Gemeindehaus der Georgenkirche)
VIII B	189 B, 189 C, 189 E, 190 A—193 H	NO. 18, Elbinger Straße 4
IX	202—217, 269—271	C. 54, Rosenthaler Straße 40/41 Aufg. H. Eing. auch Sophienstr. 6
X A	218—241	N. 37, Weißenburger Straße 4 a
X B	242—218	N. 58, Greifenhagener Straße 58/59
X C	249 A—254 E	N. 58, Schönhauser Allee 134 a
XI	255—268, 272—278	N. 31, Wattstraße 16
XII A	279—283, 297—304	NW. 52, Alt-Moabit 11 (Kriminalgericht, Zimmer 243)
XII B	284 A—290 C	NW. 52, Gerhardtstraße 4/5
XII C	291—296	NW. 21, Turmstraße 44
XIII A	305—314 E	N. 65, Plantagenstraße 15
XIII B	315—326 D	N. 39, Gerichtstraße 35

Nationaler Frauendienst in Königsberg i. Pr.

Am 2. August tat der Verband Königsberger Frauenvereine Schritte, die in der Frauenbewegung organisierten Frauen unsrer Stadt zusammen zu rufen zu gemeinsamem Wirken, wie es die schwere Zeit erforderte. Vom Bund Deutscher Frauen trafen die Anregungen ein und wir benützten, was davon für unsre lokalen Verhältnisse paßte, und die Bezeichnung „Nationaler Frauendienst". Zu einer Versammlung am 5. August waren außer den Delegierten der sechzehn im Verbande Königsberger Frauenvereine zusammengeschlossenen Vereine noch zwei Delegierte vom Vaterländischen Frauenverein und Einzelpersonen eingeladen, deren Rat und Hilfe besonders wertvoll erschien. Vorher war schon mit dem Vaterländischen Frauenverein, mit dem Magistrat ein gemeinsames Zusammenwirken angebahnt, ebenso mit andern Behörden.

Die Versammlung beschloß einstimmig eine schnelle Organisation und wählte für deren Leitung einstimmig Fräulein Krause, Schulvorsteherin. Die Arbeit war so vorbereitet, daß am 6. August ein Aufruf als Anschlag und in den Zeitungen veröffentlicht wurde und bereits am 7. ein Zentralbureau sich auftat, wozu vorher Räume von der Stadt erbeten und freundlich bewilligt waren in der Ostpreußischen Mädchengewerbeschule. Dort meldeten sich arbeitsuchende weibliche Kräfte, und nach sorgsamer Ausscheidung in ehrenamtliche und besoldete, wurden sie nach den verschiedenen Berufen und Geschicklichkeiten ausgewählt für unsern Bedarf, für den des Vaterländischen Frauenvereins, des Magistrates, der Oberpostdirektion und Hilfskräfte suchender Behörden, Geschäfte und Einzelpersonen.

Auch mit den Frauenhilfen der Stadt ist der Nationale Frauendienst in Verbindung getreten und hat in einem Villenorte eine Nebenstelle eingerichtet, die außer den von uns eingerichteten Kommissionen noch eine für Gartenlandverwertung ins Leben rief.

Die Verwaltung des Bureaus leitet die während der Bureaustunden stets anwesende Vorsitzende, vormittags von 9—12, nachmittags von 4—6. Nach den Bureaustunden findet vormittags täglich um 12^{15} eine Sitzung des engeren Vorstandes statt. In der ersten Woche täglich eine Sitzung des erweiterten Vorstandes, nachmittags um 6^{15}. Einmal wöchentlich eine Sitzung der bei der ersten Versammlung Beteiligten (so weit es ihr Wille ist), das sind die Vorsitzenden oder Delegierten der angeschlossenen Vereine, Kommissionsleiterinnen und Einzelpersonen, die besonderes Interesse am Nationalen Frauendienst zeigen.

Die verschiedenen Kommissionen sind:

1. Bureau für Arbeitsvermittlung.
2. Kommission für mündlichen und schriftlichen Verkehr mit den Behörden, der Presse und Geschäftsleuten.
3. Kommissionen für Erfrischungsdienst des Militärs in Bahnhöfen und an anderen Orten.
4. Kommission für ländliche Arbeiten.
5. Kommission für Haushaltungshilfe in mutterlosem Hausbalte.

Digitized by Google

In Aussicht genommen sind noch verschiedene Kommissionen, so z. B. für Beförderung von Kohlen und Kartoffeln für kleinere Haushalte durch Frauen, unter ehrenamtlicher Aufsicht. Dazu sind von Geschäftsinhabern kleine Handwagen zur Verfügung gestellt.

Notstandsarbeiten werden vorbereitet. Liebesgaben werden dem Vaterländischen Frauenverein zur Verfügung gestellt. Die Ausgaben unseres Geschäftsbetriebes werden gedeckt durch freiwillige Gaben von Vereinen und Einzelpersonen. Freitische für gebildete Frauen, die durch den Krieg in Not geraten sind, geben Familien der Frauenhilfen.

M. Krause, Margarete Keil.

Nationaler Frauendienst.

Frankfurt a. M.

Die Zentral-Geschäftsstelle des Nationalen Frauendienstes befindet sich Große Friedberger Straße 28, II. Stockwerk, in den Räumen des Frauen-Seminars. Geschäftsstunden: Wochentags von 9—12 und 3—6 Uhr; Tel. Hansa 5566.

Folgende Kommissionen wurden ins Leben gerufen:

I. Lebensmittelkommission, ebendaselbst, Geschäftsstunden: Wochentags von 9—12 und 3—6 Uhr; Tel. Hansa 5566.

II. Pressekommission, ebendaselbst, Geschäftsstunden: Wochentags von 9—12; Tel. Hansa 5566.

III. Arbeitsbeschaffungskommission, Geschäftsstelle, Großer Hirschgraben 11, II., in den Räumen des Kaufmännischen Vereins für weibliche Angestellte, Geschäftsstunden: Wochentags von 9—12 und 3—6 Uhr; Tel. Hansa 8758.

IV. Arbeitsvermittelungskommission, Geschäftsstelle ebendaselbst, Geschäftsstunden: Wochentags von 9—12 und 3—6 Uhr; Tel. Hansa 8758.

V. Kinderversorgung, Geschäftsstelle Zeil 123, I., Geschäftsstunden: Wochentags von 9—12 und 3—6 Uhr; Tel. Hansa 3067.

Die Geschäftsstelle des Nationalen Frauendienstes ist die Zentrale für alle angeschlossenen Vereine und Kommissionen und gibt auch Auskunft über alle Fragen, die ihre Kommissionen betrifft.

Die Lebensmittelkommission hat die Aufgabe, Anregungen auf dem Gebiete für Lebensmittelbeschaffung entgegenzunehmen, sie gründlich nachzuprüfen und sie der Städt. Kommission für Lebensmittelbeschaffung und sonstigen in Frage kommenden Institutionen weiterzugeben. Dieser Lebensmittelkommission angeschlossen ist eine Abteilung zur Beschaffung von unentgeltlichem Mittagstisch. Der evangelische Frauenbund hat bereits eine Stelle dafür, Bleichstr. 14, eröffnet.

Die Arbeitsbeschaffungskommission hat die Aufgabe, neue Arbeitsgebiete für Frauen zu erkunden und zu schaffen. Arbeitgeber, die Arbeitskräfte für vorübergehende oder dauernde Arbeit brauchen, sowie Personen, die neue Verdienstmöglichkeiten vorzuschlagen haben, werden gebeten, diese der Arbeitsbeschaffungskommission bekanntzugeben.

Die Arbeitsvermittlungskommission sucht für gelernte Arbeiterinnen, gewerbliche Arbeiterinnen, Hausbeamtinnen, kaufm. Angestellte, Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen usw., Stellen zu vermitteln.

Die Kinderversorgung umfaßt die Fürsorge für Kinder vom Säuglingsalter bis zur Schulentlassung. Sie teilt sich ein in Säuglingsversorgung, Kleinkinderversorgung, Schulkinderversorgung. Sie hat einen Ausschuß für freiwillige Helferinnen, für Neugründungen und eine Sammlung für Mobiliar, Spielsachen usw.

Die Pressekommission hat die vom Hauptausschuß für die Öffentlichkeit bestimmten Mitteilungen in die Presse zu bringen, die nötigen Aufklärungen in dem Organ des Nationalen Frauendienstes zu veröffentlichen, Aufrufe vorzubereiten und die erforderlichen Schreiben an die in Frage kommenden Instanzen zu richten.

Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein

erläßt nachstehenden Aufruf an seine Zweigvereine:

Unter den Berufen, die durch den Krieg erschüttert werden, steht der Lehrerinnenstand im ganzen verhältnismäßig günstig da, vor allem soweit er die Lehrerinnen an öffentlichen Schulen umfaßt. Von den Privatlehrerinnen aber hat doch eine nicht kleine Zahl mehr oder weniger schwer unter der allgemeinen Unsicherheit und Arbeitslosigkeit zu leiden. Am meisten gilt das von solchen, die auf Einzelstunden, besonders auf Fach- und Musikunterricht angewiesen sind. Es ist selbstverständlich, daß diese, wo wirkliche Not an sie herantritt und keine Hilfe von Verwandten und Freunden geleistet werden kann, sich an ihre Fachorganisation wenden, und es bedarf keiner Anregung unsererseits, um unsere Zweigvereine zu veranlassen, ihnen mit Rat und Tat beizustehen, soweit ihre Kraft reicht. Die größte und direkteste Not aber trifft die, welche aus dem Ausland vertrieben sind, und oft ohne alle Mittel flüchten mußten. Da viele von ihnen nach Berlin gekommen sind, weil sie hier noch am ersten Arbeitsgelegenheit zu finden hoffen, so konnten wir uns ihrer annehmen und es ist uns in vielen Fällen gelungen, ihnen durch die Stellenvermittlung sofortige Unterkunft und Arbeit zu verschaffen. Daß wir in solchen Fällen auch mit Barmitteln eingreifen, die, wir dürfen das mit Stolz betonen, auch die in Not geratenen Lehrerinnen meist nur in der Form eines Vorschusses haben wollen, ist selbstverständlich. Wieweit solche Fälle auch anderswo vorkommen, entzieht sich unserer Kenntnis. Wir bitten unsere Zweigvereine, in allen solchen Fällen, wo ihre Kräfte nicht ausreichen, sich an den Hauptverein zu wenden. Es ist in dieser Zeit besonders Pflicht der Berufsorganisation, für ihre eigenen Mitglieder einzutreten und sie von Hilfe durch irgendwelche anderen Kreise möglichst unabhängig zu machen.

Der Vorstand
des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.
I. A.: Helene Lange, Vorsitzende.

Digitized by Google

Bücherschau

Dichtung.

„Das Seil." Eine Ehegeschichte von Richard A. Bermann. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis 3,50 M, geb. 4 M.) Eine hübsche Sommerfrischengeschichte: Der arme Doktor der romanischen Sprachen und die wohlhabende verwöhnte Studentin gehen zusammen auf eine Feriengebirgsfahrt, zu der sie ihn überredet hat, weil sie den Arbeitsgenossen lieb hat und ihm zeigen möchte, daß sie ein guter Kamerad sein kann. Die Schicksale dieser Ferienfahrt werden mit viel Zartheit und Humor geschildert. Die Schönheit des Hochgebirges ist dabei ebenso fein erfaßt, wie die Psychologie der beiden Kameraden, die durch Befangenheit und Wagemut hindurch ihr heikles Unternehmen zu seinem notwendigen Ende führen. Eine verzeichnete Gestalt — die Kollegin der Heldin — und eine etwas unorganisch angehängte Nebenerzählung am Schluß können den Genuß dieser frischen Geschichte doch nicht beeinträchtigen.

„Das Vermächtnis der Marianne Terburg." Roman von Maria Seelhorst. S. Fischer Verlag, Berlin. (Preis 3,50 M, geb. 4,50 M.) Der Forschungsreisende Werner Vonlanden, der von seiner ihn innerlich und äußerlich ganz ausfüllenden Forscherarbeit in den asiatischen Gebirgen nur zu kurzem Aufenthalt nach Europa kommt, wird bei einer solchen Gelegenheit von einer verheirateten Frau, Marianne Terburg, gefesselt, die ihm in kurzem Glück angehört. Für ihn versinkt diese Episode schnell, die für die Frau alles bedeutet. Nach jahrelangem Umherreisen erfährt er bei der Rückkehr Mariannes Tod. Ihr Töchterchen Sagitta, das ihm schon in den Kinderjahren mit schwärmerischer Verehrung entgegenkam, wird ihm zum Vermächtnis. Die bald in ihm aufkeimende, von ihr leidenschaftlich erwiderte Neigung zerreißt ihn innerlich, da die Erinnerung an Marianne seinem Gewissen keine Ruhe läßt. In dieser Stimmung sucht er in einem Verhältnis mit seiner Wirtschafterin Betäubung, das nun die äußere Trennung von Sagitta herbeiführt. Eine Resignationsehe bildet für diese, ein früher Forschertod für ihn den Abschluß. — Die Bedeutung der Erzählung liegt in der sicheren Führung der psychologischen Entwicklung. Nicht die ungewöhnlichen äußeren Ereignisse, sondern die Darstellung der seelischen Reaktion, die echte Wiedergabe ihrer inneren Wirkung auf Haupt- und Nebenpersonen der Erzählung bilden ihren Hauptreiz.

„Vom Bosporus bis nach van Zantens Insel." Von Laurids Bruun. S. Fischer Verlag, Berlin. (Geh. 4 M, geb. 5 M.) „Van Zantens glückliche Zeit" und „Van Zantens Insel der Verheißung" — beide in Fischers Romanbibliothek erschienen — haben uns schon die ganze Rousseausche Sehnsucht nach der Natur, die ganze Kulturflucht enthüllt, die auch das Kennzeichen dieses Buchs ist. Über Konstantinopel, Palästina, Indien und Japan führt den Verfasser der Weg wieder nach der Insel Pelli, auf der van Zanten seine glückliche Zeit verlebte. Aber so sehr diese Insel selbst seine verdichtete Sehnsucht darstellt, so kühl und kritisch sind seine Reiseeindrücke. Er beobachtet mit scharfem Auge die internationale Gesellschaft auf dem Schiff wie an den Landungsplätzen wie das bunte Treiben der Einheimischen, die er in ihren ausdrucksvollsten Zügen zu fassen weiß. Eine Fülle von Kenntnissen gibt sich in unaufdringlicher Weise, immer konkret und in anspruchsloser Erzählung. Ein feines Verständnis für das Tierleben und seine gequälte Seele sucht gelegentlich poetischen Ausdruck. „Ich habe einmal gesehen, wie ein Kamel seine bebenden Lippen geöffnet und über die Torheit der Menschen geweint hat."

„Der Gärtner." Von Rabindranath Tagore. Kurt Wolff Verlag, Leipzig. Ein Buch des Nobelpreisträgers darf jetzt schon immer auf Aufmerksamkeit rechnen. Aber diese eigenartige Sammlung von Liebesliedern würde der Einführung wohl kaum bedurft haben. Zum Gärtner ihres Blumengartens macht die Königin den Dichter, des Gartens, „wo Blumen, todessüchtig, bei jedem Schritte ihre Füße jubelnd begrüßen". Es ist ein Buch, über das man nicht „referieren" kann, ein Buch, das man nicht „durchlesen" kann, ein Buch voll innerer, lautloser Erlebnisse, die man, sich versenkend, mit erlebt. „Sag' nicht, daß Leben Eitelkeit ist. Denn wir haben endlich einmal Waffenstillstand geschlossen mit dem Tod, und nur für wenige duftende Stunden sind wir beide unsterblich geworden." Das ist das tiefste Wissen der Liebe, und sein Gegenstück: „Warum trocknete der Strom aus? Ich zog einen Damm hindurch, um ihn für mich zu haben, darum ist der Strom ausgetrocknet." Und die tiefste Weisheit des Liebestrunkenen: „Brüder, laßt uns unsern Morgen vertun mit unnützen Liedern."

„Die zweite Generation." Roman von Helene v. Mühlau. Berlin, Egon Fleischel

Digitized by Google

& Co. In Wendel Steinthor stellt die Verfasserin einen jener willenlos hin und her schwankenden Charaktere dar, die so oft als Nachkommen willensstarker self-made men den Fluch des Reichtums verkörpern. Fesselnder als dieser „Held" des Romans ist die eingehende Darstellung des Lebens in den Kapkolonien, die er sich als Feld der Tätigkeit gewählt hat. Das Treiben der Agenten, die Geldjagd, das Abenteurertum, die Fallstricke, die auf den bemittelten Ansiedler warten, die mancherlei Enttäuschungen, die unausbleibliche Entdeckung, daß Afrika ein Land für die Starken ist und die Schwachen und Lauen wieder ausspeit, das alles kommt zu lebendiger Anschauung.

„Italienische Volksmärchen." Übersetzt von Paul Heyse. Zeichnungen von Max Wechsler. J. F. Lehmanns Verlag, München. (Preis geb. 4 *M.*) „Meinen lieben Urenkeln zugeeignet." So überschrieb Heyse dies letzte Werk. Und es wird auch bei den kleinen Deutschen heißen: „Die Kinder, sie hören es gerne." Dem erwachsenen Leser wird der — vielleicht auch vom Kinde schon dumpf empfundene — Unterschied zwischen diesen und unseren eigenen Märchen bei der Lektüre bewußt werden. Dieselben Motive, dasselbe Baumaterial, nur hier noch gehäufter, noch bunter, noch seltsamer. Was dagegen zurücktritt, ist die eigentümliche Märchenstimmung, die das deutsche Märchen oft durch ein paar Striche gibt: die Unendlichkeit einer Wald- oder Heidelandschaft, die tiefe Einsamkeit, oder das psychische Korrelat dazu: Treue, Innerlichkeit, Gemüt. Heyse hat grundsätzlich die Märchen in der ursprünglichen Form verdeutscht, so daß uns „die ausgegrabenen Fundstücke mit allen anhängenden Spuren ihrer Herkunft" treu überliefert worden sind.

„Erbsünde." Roman von Agnes Harder. Berlin, Otto Janke. (Preis 4 *M*, geb. 5 *M*.) Die Schicksale der Töchter einer Großkaufmannsfamilie, die gewohnt sind, im Interesse der Firma zu heiraten, bilden auf dem Hintergrund etwas reisetagebuchmäßig gehaltener Skizzen einer Mittelmeerfahrt den Inhalt des Buches. Die Wandlung von der Kaufmannstochter zum Menschen ist psychologisch glaubhaft dargestellt.

Neuausgaben.

Ein paar fesselnde neue Bändchen haben die „Liebhaberbibliothek" vermehrt, die im Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar erscheint (pro Band eleg. geb. 1,50 *M*): **„Visionen und andere phantastische Erzählungen"** von Iwan Turgenjew, deutsch von Alexander Eliasberg, und **„Schlichte Geschichten aus den indischen Bergen"** von Kipling, übertragen von Marguerite und Ulrich Steindorff. Es hat einen eigenen Reiz, die Bändchen nacheinander zu lesen und sie in ihrem starken Gegensatz auf sich wirken zu lassen: die visionär gespenstischen, mit unheimlicher Phantasie geschauten Gestalten des Russen und die auf dem festen Boden irdischer Realitäten stehenden des englischen Erzählers, der mit gleicher Ironie dem Schlendrian der Verwaltung wie indischer Faulheit und Feigheit zusieht. Was ihn selbst mit ganzer Seele fesselt: das Abenteuer, das soldatische Draufgehen, findet in den kleinen Erzählungen den packendsten Ausdruck.

Geschichte, Kulturgeschichte.

„Die Geschichte der Menschheit." Von Paul Rohrbach. Karl Robert Langewiesche, Königstein im Taunus und Leipzig. (Preis 1,80 *M*.) Rohrbachs Geschichte der Menschheit dürfte zu den wenigen Büchern gehören, die man heute mit wirklicher innerer Beteiligung zur Hand nehmen mag. Mit einer fabelhaften Fähigkeit zur Verdichtung des Stoffes verbindet der Verfasser die zur Veranschaulichung der großen Entwicklungsstufen, die aus der fernsten Vergangenheit zur Gegenwart führen. Wenn man — wie es heute kaum anders sein kann — zuerst die letzten Seiten des Bandes aufschlägt, so fesseln uns lebhaft die Sätze, in denen die Entwicklung der nächsten Zeit skizziert wird. „Auch für Deutschland gilt der Satz, daß, seit die Mittel der modernen Naturbeherrschung die Erde erst eigentlich dem Menschen untertan gemacht haben, die Größe des Ausdehnungsspielraums über das Emporsteigen und das Erhaltenbleiben aller nationalen Macht entscheidet. Ob es den Deutschen gelingen wird, sich diesen Spielraum nach der einzig in Betracht kommenden Richtung hin zu schaffen, hängt hauptsächlich von vier politischen Faktoren ab: der Verständigung zwischen Deutschland und England, der politischen Entwicklung Österreich-Ungarns und der übrigen Staaten und Völker im Donaubecken, der Beseitigung der Ansprüche Rußlands auf die Führung in der slawischen Welt und dem zunehmenden Zurückbleiben Frankreichs." In welcher Weise wird der Verfasser diesen Schluß bei der nächsten Auflage ausbauen und ändern müssen?

„Hauptfragen der modernen Kultur" von Emil Hammacher, Privatdozenten der Philosophie an der Universität Bonn. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin. (Geh. 10 *M*, geb. 12 *M*.) Das Buch macht im Unterschied zu allen Sammelwerken den Versuch, die gesamte Kultur der Gegenwart aus einheitlichen Gesichtspunkten zu erklären und zu würdigen. Der Verfasser gibt zuerst eine historische Einleitung in die moderne Kultur, die von einer Analyse des Mittelalters ausgeht und die Kulturprobleme der Gegenwart aus der Unzulänglichkeit der Aufklärungsideale des achtzehnten Jahrhunderts erklärt. Diese Untersuchung und die folgende werden allgemeingültig begründet durch eine systematische Einleitung, die mittels eingehender erkenntnistheoretischer und metaphysischer Erörterungen Wertmaßstäbe zur Beurteilung der Kultur überhaupt gewinnt und einen an Hegel orientierten objektiven Idealismus ableitet. Im Hauptteil der Kritik der modernen Kultur zeigt der Verfasser, daß das Wesen der modernen Welt als Werden zur Mystik verstanden werden muß, daß aber zu ihrem wirksamsten Faktor, aus der gleichen Steigerung der Bewußtheit entstanden, der Wille wurde, in Wissenschaft und Leben die empirische Welt zu erobern. Diese rationalistische Lebens-

Digitized by Google

form führt wegen ihrer notwendigen Unvollendbarkeit außerordentliche Wirkungen herbei. Ihre wichtigsten sind: Vorherrschaft des Spezialistentums und des Sonderinteresses, die Gefahr einer allgemeinen Ermattung, gleichzeitige Steigerung des Nationalismus und Internationalismus, der Homogeneität und Differenzierung; als Endergebnis entspringt aus der anarchischen Entwicklung der Extreme ein Entscheidungskampf zwischen Masse und Individuum. Die Einsicht, daß die sachlichen Spannungen und Konflikte des modernen Kulturlebens nicht mehr von einer hinreichend großen Zahl verstanden werden können und daher die durch den realistischen Willen direkt oder indirekt verursachten Zersetzungen kein inneres Hemmnis mehr finden, muß zu der Erkenntnis führen, daß in der Zukunft entweder die Reaktion oder die Verflachung siegt, die Aufklärung, welche das metaphysische Leben zugunsten des sozialen verdrängt und entweder den Nützlichkeitshader in Permanenz erklärt oder eine Krankenwärterhumanität herbeiführt. So ist eine pessimistische Beurteilung der Zukunft unserer Kultur unabweislich; sie wird an der Herrschaft der Abstraktion zugrunde gehen. Aber dieselben Bedingungen, die das Ende vorbereiten, führen zugleich zur höchsten Reife des mystischen Erlebens.

Der Verfasser führt dies mit einem außerordentlichen Reichtum an Details für alle Kulturgebiete durch und erörtert auf solche Weise nach allen theoretischen und praktischen Möglichkeiten die soziale, rechtlich-politische, sexuelle, religiöse, künstlerische Frage sowie die Frauenfrage. Sein Schlußgedanke ist, daß die moderne Kultur nur ein Sonderfall des Lebens überhaupt ist, das stets Fortschritt und Verfall an dieselben Ursachen bindet.

„Aus dem Lande der Märchen und Wunder." Indische Skizzen von E. Litzmann. Mit 26 Bildertafeln. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin.

Mit einer guten Begabung, das Charakteristische herauszufinden, vereinigt die Verfasserin die Fähigkeit lebendiger Veranschaulichung. Nach einem kurzen Auftakt: „Mit dem österreichischen Lloyd von Triest nach Ceylon" werden wir in das Leben dieser Insel eingeführt, in ihre Zaubergärten und ihre Kultstätten. Auch bei der Schilderung Indiens selbst werden die Kultstätten und die Glaubensformen besonders eingehend behandelt. Auch die modernen werden gestreift. Das Kapitel „Morgenstunden am Ganges" führt uns in das Theosophenheim in Benares, wo eine Vertreterin von Annie Besant Auskunft über die Lehre der Theosophen gibt und ihre hochgespannten Hoffnungen, einmal alle Völker und alle Religionen unter ihrer Fahne zu vereinigen. Zu den fesselndsten Schilderungen gehört die des Himalayagebietes und des Volkslebens in Darjeeling, insbesondere des Lamaismus, seiner seltsamen Bräuche und seiner Priesterherrschaft. — Eine Reihe guter Abbildungen unterstützen die lebendige Darstellung.

„Vom Ghetto ins Land der Verheißung." Von Mary Antin. Autorisierte Übersetzung von M. und U. Steindorff. Verlag von Robert Lutz, Stuttgart. Es sind die Lebensschicksale einer russischen Jüdin, die aus dem Ghetto, das in anschaulicher Treue geschildert wird, mit ihrer Familie nach Amerika auswandert und dort das bisher ungeahnte, nicht für möglich gehaltene Glück genießen darf, ein Mensch unter Menschen zu sein. Das Buch, das ja schon durch die Ritualmorde fortdauernd ein Gegenwartsinteresse hatte, wird jetzt besonders fesseln, da es Gelegenheit zur Nachprüfung gibt, mit welcher Berechtigung „Väterchen Czar" seinen Aufruf „An meine lieben Juden" gerichtet hat.

Pädagogik.

„Die Vorbildung zum Studium in der philosophischen Fakultät." Denkschrift der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen. B. G. Teubner, Leipzig. (Preis 0,80 *M.*) Die von uns bereits mehrfach erwähnte Denkschrift erörtert in ganz objektiver und ruhiger Erwägung die Anforderungen, die an die Vorbildung in den einzelnen Fächern der philosophischen Fakultät zu stellen sind, die Eigenart und Grenzen der höheren Schulen in ihrem Verhältnis zum Universitätsstudium und zieht daraus seine Schlüsse. Sie sind vernichtend für die Universitätsvorbereitung durch das Oberlyzeum, den sogenannten „vierten Weg" zur Universität. „Zusammenfassend darf man zur Charakteristik des Oberlyzeums und seiner Vorbereitung zur Universität sagen, daß sie für kein einziges Fach der philosophischen Fakultät ohne weiteres ausreicht, — für die weitaus meisten Fächer aber in mindestens demselben Maße wie die Oberrealschule Lücken aufweist, die nicht nebenher, auch nicht durch eine Ergänzungsarbeit von Jahren ausgefüllt werden könne. Die gefährliche Tragweite der Verfügung vom 11. Oktober 1913 liegt unter diesen Umständen darin, daß sie eben jetzt, wo das höhere Mädchenschulwesen noch in der ersten Ausgestaltung ist, zum Besuche der Oberlyzeen gerade auch mit Rücksicht auf das Universitätsstudium förmlich einlädt, während etwa unter den höheren Knabenschulen von alters her immer noch ein starkes Übergewicht der gymnasialen und realgymnasialen Anstalten besteht, die, wenn nicht in allen Punkten, so doch im ganzen die besseren Bedingungen für das Studium an den Universitäten bieten."

Digitized by Google

Wir machen auf die nachfolgenden Neuerscheinungen des Verlags von B. G. Teubner, Leipzig, aufmerksam:

„Jugendpflegearbeit". Zweiter Teil. Der Kieler Jugendpfleger-Kursus 1913 in Vorträgen und Berichten. Herausgegeben vom Ortsausschuß für Jugendpflege in der Stadt Kiel. (Preis 2 *M*, kart. 2,50 *M*.)

„Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung" von Georg Kerschensteiner. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Fünftes bis siebentes Tausend. (Preis 1,50 *M*, geb. 2 *M*.)

„Der Schulaufsatz." Tatsachen und Möglichkeiten. Eine didaktische und psychologische Untersuchung auf Grund von über 5000 Aufsätzen aus allen Klassen und Arten der Leipziger Volks- und höheren Schulen. Von Prof. Arno Schmieder. Mit zwei Tabellen. (Preis 2 *M*, geb. 2,50 *M*.)

„Dürerschule Hochwaldhausen." Erster Bericht über die Zeit von Oktober 1912 bis April 1914. Mit 15 Bildern und einer Beigabe. (Preis 1 *M*.)

Im Verlag von Otto Wernthal, Berlin, erschien:

„R. W.-Album." Aus Richard Wagners Werken. Für Pianoforte von Richard Berndt. (Preis 1,50 *M*.)

„Der kleine Wagner-Verehrer." Beliebte Melodien aus Richard Wagners Opern für Pianoforte von Richard Berndt. (Preis 1 *M*.)

Kleine Mitteilungen.

Das im Jahre 1894 von Frau **Elise Brewitz** in Berlin gegründete Sprach- und Handels-Lehr-Institut für Damen, das also jetzt 20 Jahre besteht, konnte trotz der Kriegsunruhen seinen Unterricht im vollen Umfange wieder aufnehmen. — Um der jetzigen Zeitlage Rechnung zu tragen, kann in besonderen Fällen eine Honorarermäßigung eintreten. Auch sind einige halbe und ganze Freistellen vorgesehen.

Das Wintersemester beginnt am 8. Oktober. Anmeldungen zur Handelsschule, zur Höheren Handelsschule, sowie zum Handelslehrerinnen-Seminar werden im Bureau, Potsdamer Straße 90, entgegengenommen.

Allgemeiner Deutscher Frauenverein.

Wir suchen seit Jahren nach einem Exemplar des ersten Jahrganges der **„Neuen Bahnen"**, des i. J. 1865 von Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt begründeten Organs des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, besonders nach der ersten Nummer desselben. Sollte uns jemand mitteilen können, wo dieser Jahrgang sich noch in einer Bibliothek oder im Privatbesitz befindet, so würden wir im Interesse des Vereins sehr dankbar dafür sein. Auch von der ersten Frauenzeitung, die Louise Otto unter dem Motto: „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen" herausgab, hat sich, wie es scheint, kein Exemplar mehr erhalten. Wir möchten auch darauf unsere Nachforschungen richten. Zuschriften in dieser Angelegenheit erbitte ich unter meiner Adresse: Berlin-Grunewald, Gillstraße 9.

Helene Lange,
Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Helene Lange-Stiftung

Zum 1. Oktober d. Js. ist ein Stipendium von fünfhundert Mark zum Zweck einer wissenschaftlichen Arbeit zu vergeben. Bewerberinnen, die ihren Studiengang durch eine akademische oder Staatsprüfung **abgeschlossen** haben, wollen ihre Bewerbung bis zum 15. September an die unterzeichnete Vorsitzende einreichen. Der Bewerbung ist beizufügen:

1. ein selbstgeschriebener Lebenslauf;
2. Nachweise über Studiengang, wissenschaftliche Qualifikationen und den Zweck der Verwendung des Stipendiums.

Helene Lange, Berlin-Grunewald, Gillstr. 9.

Moderner Frauenberuf

Erste Leipziger Damen-Fachschule für Bakteriologie, Chemie und Röntgenologie.

Leipzig, Keilstr. 12. Leiter: Dr. **Joachim Buslik.**

Bisher hat die Schule **163 Damen zu ärztlichen Laboratoriums-** und **Röntgen-Assistentinnen** ausgebildet.

Ausführl. Prospekte und Jahresber. versend. die Anstalt kostenfrei.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher findet nicht statt.)

Bayer & Winter. Kinderturnen. 0,80 *M*. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Bedinger-Mitschell, Henry. Die Theosophische Gesellschaft. Verlag Vereinigung Deutscher Zweige der T. G. Berlin.

Bernhardt & Hartung. Moderne Kreuzstichvorlagen. 0,50 *M*. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Borchert, P. Buntpapierkunst im Arbeitsunterricht. Verlag Teubner. Leipzig.

Der Säemann. Monatsschrift für Jugendbildung u. Jugendkunde. Heft 6. 1914. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Ein Schatzkästlein für die Hausfrau. Verlag Genera.-Vertrieb nützlicher Schriften, Wilhelm Göllner. Breslau X.

Fischer, Edmund. Frauenarbeit und Familie. 1 *M*. Verlag Julius Springer. Berlin.

Herrnfeld, Anton u. Donat. Was tut sich. 2 *M* broch., geb. 3 *M*. Verlag Johannes Baum. Berlin.

Heydtmann-Keller. Deutsches Lesebuch für den Unterricht in der Literaturkunde. Zweiter Teil. 2,60 *M* geb. in Leinwand. Verlag Teubner. Leipzig.

Hirschfeld. Tanzt in einem Kreise. 0,60 *M*. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Kühner. Das gefährliche Alter oder Die Wechseljahre der Frau. Verlag Edmund Demme. Leipzig.

Kühner. Willst du gesund werden. Verlag Edmund Demme. Leipzig.

Moll. Wie erhalten wir unsere Stimme gesund. 1 *M*. Verlag B. G. Teubner. Leipzig.

Müller, Anna, aus St. Ingbert. Helft Ihr durch Rezitation. Verlag Heyden & Oeltjen. Zehlendorf (Wsb).

Rupertus. Der Geiger. Verlag Tonger. Cöln a. Rh.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 62, Bayreutherstr. 38,
Gartenhaus part.

1. Sofort sucht Familie, Südafrika, für drei Knaben von 8—13 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Musik, Sprachen, Latein Bedingung. Gehalt bei freier Station 1200 *M*.

2. Sofort sucht Offiziersfamilie, Oldenburg, für zwei Mädchen von 13 und 14 Jahren eine evangelische, erfahrene Lehrerin mit guten Sprachkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

3. Sofort sucht Offiziersfamilie, Ostpreußen, für ein Mädchen 15, einen Knaben 9 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Sprachen im Ausland, Musik Bedingung, ebenso Latein. Gehalt 100 *M* und freie Station.

4. Zum 15. September sucht Familie, Ägypten, für zwei Mädchen von 14 und 11 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen (Klavier oder Violine). Gehalt bei freier Station 1200 *M*.

5. Zum 1. Oktober wird in freiherrliches Haus in Ostpreußen für ein Mädchen von 10 Jahren eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung gesucht. Gute Sprach- und Musikkenntnisse Bedingung. Gehalt 100 *M* und freie Station.

Précis de l'Histoire
de la
Littérature française
par
Helene Lange.
Leitfaden der Geschichte der französischen Literatur für Schulen und zum Selbstunterricht.
33. Auflage. — (66.—67. Tausend)
Berlin, L. Oehmigkes Verlag (R. Appelius)
Zimmerstr. 94.
Preis geb. 1,60 M.

Internat des staatlich-städtischen Mädchengymnasiums, Karlsruhe
Schulgeld 84 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 1100 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Sprach- und Handelslehrinstitut für Damen
von **Frau Elise Brewitz.**
BERLIN W., Potsdamerstr. 90. Tel. Lützow 8435.
A. **Höhere Handelsschule.** B. **Handelsschule.**
Handelslehrerinnen-Seminar.
Auf Wunsch Pension im Hause. Beginn neuer Kurse 8. Oktober.

Seminar der Musikgruppe Berlin E. V.
Berlin W. 57, Pallasstraße 12.
Beginn: 1. Oktober.
Ausbildung von Lehrerinnen für
Schulgesang, Klavier und Violine.
Vorbereit. auf d. staatl. Prüfung. — Abschlußprüfung d. Verbandes.
Prospekt kostenfrei.

Soziale Frauenschule
Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 65
Direktorin: **Dr. Alice Salomon.**
Unterstufe: Grundlage für eine Ausbildung von besoldeten und ehrenamtlichen Kräften zur sozialen Hilfsarbeit.
Oberstufe: Fachliche Ausbildung für berufsmässige Arbeit auf allen Gebieten sozialer Fürsorge.
Fotbildungskursus mit Praktikantenjahr.
Dauer der Ausbildung 2—3 Jahre.
Hospitantenkursus vormittags und abends.
Prospekte durch das Bureau, **Berlin W. 30.**

Künstlerinnen-Verein München e.V.
Damen-Akademie.
Wintersemester 1. Oktober 1914 bis 31. März 1915.
Zeichnen und Malen (nach lebendem Modell): Die Herren Ernst Burmester, Max Feldbauer, Adolf Höfer, Rudolf Mülli.
Stilleben, Interieur: Frl. Emilie von Hallavanya.
Illustration, Graphik, Komposition: Herr Ferd. Götz.
Modellieren: Herr Hans Behrens.
Abend-Akt (Beginn 2. November): Die Herren Burmester und Höfer und Frl. Anna Hillermann.
Anatomie, Kunstgeschichte, Maltechnik, Perspektive.
Einschreibung 1. Oktober von 9—12 Uhr.
Ab 22. September ist das Sekretariat täglich von 10—12 Uhr geöffnet.
München, Barerstr. 21, Gartengebäude.

Digitized by Google

6. Zum 1. Oktober sucht adlige Familie, Ostpreußen, für einen Knaben 10, ein Mädchen 8 Jahre alt. eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Musik und Latein bis Quarta Bedingung. Gehalt nach Übereinkunft.

7. Zum 1. Oktober wird in freiherrliches Haus in Mecklenburg für ein Mädchen von 13, einen Knaben von 9 Jahren eine evangelische Lehrerin gesucht. Perfektes Englisch, Latein und auch Musik Bedingung. Gehalt bei freier Station 1000 ℳ.

8. Zum 1. Oktober sucht Kapitänsfamilie, Norddeutschland, für zwei Mädchen von 14 und 6 Jahren eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Musikkenntnissen. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Zum 1. Oktober sucht adlige Familie, Pommern, für ein Mädchen 15, zwei Knaben 9 und 6 Jahre alt, eine evangelische, geprüfte Lehrerin mit Erfahrung. Latein und Musik Bedingung. Gehalt 900 ℳ und freie Station.

10. Zum 1. Oktober sucht Forstmeisterfamilie, Prov. Brandenburg, für ein Mädchen 13, einen Knaben 9 Jahre alt, eine evangelische, für höhere Schulen geprüfte Lehrerin mit Lateinkenntnissen. Musik sehr erwünscht. Gehalt 800 ℳ und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden.

Bedingungen für den Nachweis der Stellen versendet die **Zentralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt.** Tel.-Amt Kurfürst 2415. Sprechstunden wochentags von 12—3 Uhr, Sonnabends 11—1 Uhr.

Beitrittserklärungen sind an die **Geschäftsstelle** des Vereins, Berlin W 62, Bayreuther Str. 38, Gartenhaus pt., zu richten.

Pension von Kierski

BERLIN W 62

Lutherstr. 33

empfiehlt gut möblierte, freundliche Zimmer mit oder ohne Pension, zu mässigen Preisen. Beste Referenzen! Nahe Untergrundbahn Wittenbergpl.

Stets vorrätig

die **Einbanddecke**

für

„DIE FRAU“

Preis 1,20 M.

(mit Porto 1,40 M.)

W. Moeser Buchhandlung

Berlin S. 14

Ev. Fröbelseminar, Cassel, Lessingstr. 5

1. Anerk. Frauenschule, Oberlyceum. — 2. Anerk. Seminar für Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen, Jugendleiterinnen :: mit staatl. Abschlußprüfung. — 3. Töchterheim. ::

Prospekt und illustrierte Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Das Kuratorium: **D. Pfeiffer**, Generalsuperintendent.

Gymnasialkurse für Frauen.

Gegründet von Helene Lange 1893.

Vierjährige Vorbereitung auf die Reifeprüfung im Aufbau auf das Lyzeum.

(Bei besonders Begabten genügt auch Reife für Klasse I.)

Für Lehrerinnen Sonderkursus in alt. Sprachen, Math., Naturw.

Prospekte. — Sprechzeit: Dienstags und Freitags 5—6.

Berlin W., Keithstrasse 11. **Martha Strinz**, Dir.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen.

Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt, dem eine Ärztin zur Seite steht, in der gewohnten Weise weiter geführt.

Während des Krieges werden auch Gesunde aufgenommen, die, wenn sie keinerlei ärztliche Ansprüche stellen, eine Ermäßigung vom Pensionspreis erhalten. — Prospekt u. Auskunft durch die Verwaltung

Braunfels a. d. Lahn

zwischen Taunus und Westerwald

Familien-Pension

von

Frau Schneider-Rex

Das Haus ist von schönem, schattigem Garten umgeben und liegt etwa 10 Minuten von herrlichen Waldungen entfernt.

Pensionspreis (Zimmer, Beleuchtung und Verpflegung) beträgt 4 M. bis 5,50 M. pro Tag und Person, je nach Lage und Größe des Zimmers. Bei längerem Aufenthalt sowie bei Familien mit Kindern Ermäßigung nach Übereinkommen.

W. Moeser Buchhandlung — Sep.-Konto „Die Frau“
BERLIN S. 14, Stallschreiberstrasse 34. 35

Von nachstehenden Artikeln unserer Zeitschrift „Die Frau“ haben wir Separatdrucke herstellen lassen:

Helene Lange:

Die Verbreiterung des vierten Weges 20 Pfg.
Der Weg zum Frauenstimmrecht 20 Pfg.

Dieselben sind durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung obiger Preise zuzüglich 5 Pfg. Porto direkt vom Verleger zu beziehen.

Digitized by Google

Pestalozzi-Fröbel-Haus

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protektorat I. K. und K. Hoheit der Frau Kronprinzessin des Deutschen Reiches und von Preussen.

BERLIN W. 30, Karl Schraderstrasse 7/8

HAUS I

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Kindergärtnerinnen** für Familien und Anstalten,
2. **Jugendleiterinnen** für Horte, Kinderheime usw., } staatl. Abschlußprüfg.
3. **Handfertigkeitslehrerinnen** (staatl. Zeugn.),
4. **Fortbildungskursus** für Hortarbeit,
5. **Kinderpflegerinnen.**

HAUS II

Seminar zur Ausbildung von:

1. **Hauswirtschaftslehrerinnen,**
2. **Gewerbeschullehrerinnen** für Kochen und Hauswirtschaft,
3. **Lehrerinnen** für häusliche Krankenpflege,
4. **Fortbildungskurse** für Gewerbeschullehrerinnen.

Hospitantinnenkurse
zur Vorbereitung für das eigene Heim und für soziale Hilfstätigkeit.

Winterkurse
für Mütter und Berufsarbeiterinnen zur Anregung und Förderung auf dem Gebiete der Erziehung.

Pension
für auswärtige Schülerinnen:
Viktoriaheim I und II.

Der **praktischen Ausbildung** der Schülerinnen dienen:
der Haushalt d. Anstalt, 5 Kindergärten, 1 Jugendhort, 2 Vorklassen für Schwachbefähigte, 1 Elementarklasse, 1 Kinderlesestube, Mütterabende.

Haus I

Besichtigung der Anstalten **jeden Dienstag**
für Haus I von 10—12 Uhr,
für Haus II von 11—1 Uhr.

Haushaltungsschule
1. Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
2. Ausbildung in einzelnen Zweigen der Hauswirtschaft für das eigene Haus,
3. Ausbildung als Hausbeamtin.

Fachkurse
in Kochen, Waschen, Plätten, Hausarbeit, Schneidern, Putz, Handarbeit, Gartenarbeit, häusliche Krankenpflege.

Hauswirtschaftliche Fortbildungskurse
Ausbildung f. das eigene Haus; Ausbildung als Dienstmädchen; Pensionat.

Leiterinnen: Fräul. **Lili Droescher** und **Johanna Sicker.** — Sprechst.: Dienstag und Freitag von 10½—12 Uhr. Anmeld. sind zu richten an Fräulein Sicker.

Leiterin: Fräulein **Dora Martin.** Sprechstunden: täglich von 11—1 Uhr, ausserdem Montag und Donnerstag von 3—5 Uhr.

Landheim des Pestalozzi-Fröbel-Hauses I: „Hundert-Eichen".

Dorf **Osterode** bei **Ilfeld,** Südharz. Eingerichtet z. Aufnahme v. 15 j. Mädchen. **Förderung der Allgemeinbildung.** Einführung in **Hauswirtschaft, Kinderpflege, Gartenpflege** (Theorie u. Praxis). Vorsteherin Frau **Mathilde Hoffmann.**

Damit verbunden ein Erholungsheim für Kinder von 3—8 Jahren (Sonderhaus).

Prospekte für alle Zweige der Anstalt werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

49

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 069163853

Digitized by Google

Digitized by Google